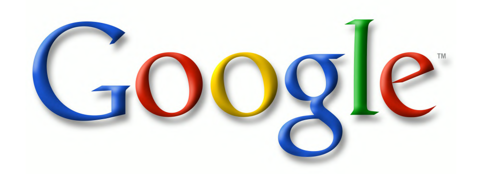


Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 457255



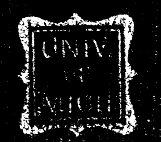
SOKRATES

1

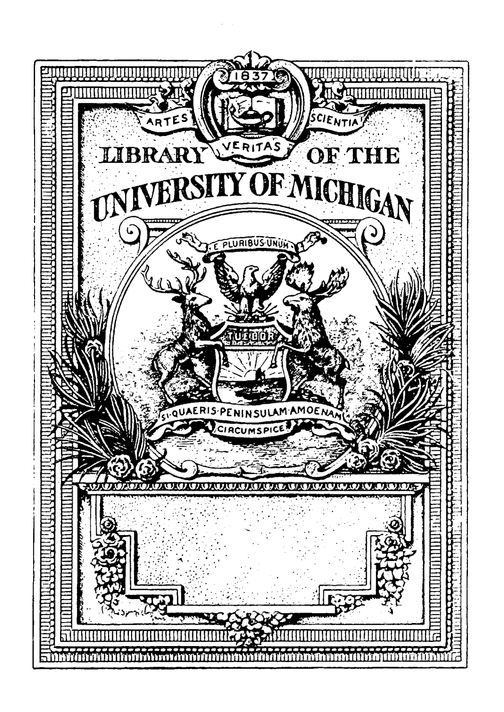
1913

AP
30
.S684

CONT. OF
ZEITSCHRIFT
FUR DAS
GYMNASIALW.



Hosted by Google



Hosted by Google

Hosted by Google

Hosted by Google

SOKRATES

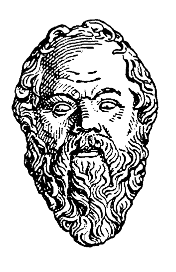
ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN

VON

OTTO SCHROEDER



1. JAHRGANG

DER GANZEN REIHE LXVII. BAND

BERLIN 1913

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

SW 68, ZIMMERSTRASSE 94



Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

Hosted by Google

INHALT DES ERSTEN JAHRGANGES,
DER GANZEN REIHE SIEBENUNDSECHZIGSTER BAND

ABHANDLUNGEN

MITTEILUNGEN

264617

Hosted by Google

ANZEIGEN

Hosted by Google

Hosted by Google

Hosted by Google

Hosted by Google

Hosted by Google

Hosted by Google


Hosted by Google

JAHRESBERICHTE
DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN

Hosted by Google

Hosted by Google

Die Sibylle im sechsten Buch der Aeneis

von

Peter Corssen.

Bei Vergil ist die Sibylle nicht nur Prophetin Apolls, sondern zugleich Priesterin der Hekate: *Phoebi Triviaeque sacerdos*.

Wie ist diese Verbindung zu erklären? Beruht sie auf einer Tatsache des Kultes? War, wie Norden in seinem vortrefflichen Kommentar zu dem sechsten Buch der Aeneis ausgeführt hat (S. 117 f.), von den griechischen Kolonisten der Dienst Apolls, den sie aus ihrer euböischen Heimat mitgebracht hatten, mit dem Dienst einer einheimischen Gottheit, die sie vorfanden, verschmolzen oder ist, wie Roscher meint (Philol. LXXI 307), die Trivia ohne weiteres der Artemis gleichzusetzen und in der Vergilstelle ein vollgültiges Zeugnis für einen Artemiskult in Cumae zu sehen? Oder aber hat der Dichter sich um die tatsächlichen Verhältnisse gar nicht gekümmert und lediglich aus dichterischen Gründen die Verbindung vollzogen?

Man darf die zweite Möglichkeit nicht außer acht lassen und eine Untersuchung, die, ohne sich nach der einen oder andern Seite zu binden, zugleich die Komposition des sechsten Buches und den Boden ins Auge faßt, auf den der Dichter die Handlung gestellt hat, dürfte vielleicht nicht überflüssig erscheinen. —

In die Seite des Burgfelsen von Cumae war nach Vergil eine gewaltige künstliche Grotte mit breiten Zugängen getrieben, in der die Sibylle weissagte. Die Burg stand unter dem Schutze Apolls. Ihm hatte Daedalus hier einen prächtigen Tempel erbaut, auf dessen Eingangstür er die an das Labyrinth geknüpften Schicksale dargestellt hatte.

Während Aeneas in die Betrachtung dieser Darstellung versunken ist, erscheint die Sibylle und ruft die Teukrer in den hohen Tempel:

Teucros vocat alta in templa sacerdos.

Unmittelbar an diese Aufforderung schließt sich die Beschreibung der Grotte.

Hosted by Google

Der alte Heyne tadelt die Erklärer, die sich die Grotte im Innern des Tempels vorstellten. *Alta templa* sei nicht auf den Tempel zu beziehen, der oben auf der Burg gestanden habe, sondern auf die davon getrennte Sibyllengrotte an der Seite des Berges.

Daß die Grotte am Fuße des Burgfelsen lag, *rupe sub ima*, sagt Vergil im dritten Buch (v. 443), und wenn es im sechsten Buch heißt: *arces, quibus altus Apollo praesidet*, so muß man sich allerdings seinen Tempel auf der Höhe denken, wo er ja nach Livius und Silius Italicus tatsächlich lag. Andererseits aber nennt Vergil Tempel und Grotte in so enger Verbindung, daß man leicht dazu kommt, sie räumlich miteinander vereinigt zu denken.

> Jedoch Aeneas strebte frommen Sinnes
> Zur Burg, die Phöbus auf der Warte schirmt,
> Und zur geheimnisvollen Riesengrotte
> Der schauerlichen Seherin Sibylle.[1]

Diese Schwierigkeit scheint durch Nordens Annahme beseitigt zu werden, daß der hoch gelegene Tempel durch einen abwärtsführenden unterirdischen Gang mit der Sibyllengrotte verbunden gewesen sei. Die Sibylle habe die Teukrer in den Tempel, d. h. in den Tempel Apollos, gerufen, und durch diesen seien sie in die Grotte hinabgestiegen. Ein aufwärtsführender Gang ist nun tatsächlich von Beloch, der im Jahre 1900 auf Nordens Veranlassung an Ort und Stelle neue Nachforschungen angestellt hat, im Innern der Höhle konstatiert worden.

Nach der Beschreibung, die Beloch in seinem Erstlingswerk Campanien von dem Burghügel von Cumae gibt (S. 161 f.), gipfelt dieser in zwei Kuppen, einer größeren und höheren westlichen dem Meere zu, und einer kleineren östlichen. Noch sind auf der Ostseite die Reste der Befestigung deutlich zu erkennen. Das einzige Tor lag im SO. In der Nähe dieses Tores sind oben auf der Akropolis Quadermauern eines Tempels zu erkennen, den Beloch für den Apollotempel hält. Unterhalb dieses Tempels, da, wo man zur Burg aufsteigt, liegt eine Höhle, die noch heute l'antro della Sibilla genannt wird. Neben dieser Grotte hatte nun Beloch im Jahre 1900 eine zweite gefunden, die mit der ersten so zusammenzuhängen scheint, daß man durch diese in sie gelangt. In dem Hintergrund dieser Grotte aber fand Beloch einen in den Felsen gehauenen Gang mit Treppenstufen, der scharf in die Höhe führt. Beloch stieg in diesem Gang etwa 100 Schritt aufwärts, fand ihn aber dann verschüttet, so daß er die obere Ausgangsstelle nicht konstatieren konnte.

---

[1]) Ich zitiere hier und im folgenden nach Nordens schöner Übersetzung.


Hosted by Google

Doch gewann er die Überzeugung, daß der Gang in dem Apollotempel geendigt habe.

Ehe ich diese mögliche, aber nicht bewiesene Voraussetzung erörtere, will ich feststellen, daß die beschriebene Grotte tatsächlich schon im Altertum für die Grotte der Sibylle erklärt worden ist. Dafür ist zunächst das Zeugnis des byzantinischen Historikers Agathias aus dem 6. Jahrh. n. Chr. anzuführen, der die Lage und das Innere der Grotte folgendermaßen beschreibt[1]: 'In der dem Sonnenaufgang zugewandten Ecke des Hügels liegt eine überwölbte ganz hohle Grotte, mit natürlichen Innenräumen und einem breiten und schluchtartigen Hohlraum (*ὡς ἄδυτά τε ἔχειν αὐτόματα καὶ κύτος εὐρὺ καὶ βαραθρῶδες*). Dort habe vor Zeiten, sagt man, die Sibylle, die bekannte (*τὴν πάνυ*), die italische, gewohnt und vom Phöbus ergriffen und gotterfüllt den Fragenden die Zukunft vorausgesagt. Es soll einst auch Aeneas, der Sohn des Anchises, dort hingekommen sein und die Sibylle ihm alle späteren Begebenheiten gesagt haben.'

Ein zweites, vielleicht drei Jahrhunderte älteres Zeugnis finden wir bei dem Verfasser der unter dem Namen Justins überlieferten Cohortatio ad Graecos[2]), dem man diese Grotte bei seinem Besuch in Cumae zeigte: 'Wir sahen', schreibt dieser, 'als wir in der Stadt waren, einen Ort, in welchem wir eine ganz große aus einem einzigen Stein ausgehauene Basilika erkannten, etwas ganz Großes und höchst Staunenswertes. Da verkündete sie, d. h. die Sibylle, ihre Orakelsprüche, wie die, die von ihren Vorfahren die alten Überlieferungen überkommen hatten, sagten. Mitten in der Basilika zeigten sie uns drei aus demselben Stein gehauene Wasserbehälter.'

In dieser zweiten Beschreibung ist zwar die Lage nicht genauer angegeben, aber den Ausdruck *βασιλικὴν ἐξ ἑνὸς ἐξεσμένην λίθου* kann man gar nicht anders verstehen, als daß der als Basilika bezeichnete Raum in einen Felsen eingearbeitet war. Würde nun die Beschreibung des Byzantiners eher auf eine natürliche Grottenbildung schließen lassen, so bezeugt Pseudojustin unzweideutig, daß es eine künstliche Anlage war und sein Ausdruck *ἐξεσμένην ἐξ ἑνὸς λίθου* stimmt mit dem vergilischen

excisum Euboicae latus ingens rupis in antrum

gut zusammen. Besonders bemerkenswert aber ist, daß dem christlichen Reisenden der Raum wie eine Basilika, ein Tempel erschien. Das stimmt vortrefflich zu einer Beschreibung aus der Renaissancezeit, in der die Ruinen des Burghügels sehr viel besser als jetzt erhalten waren. Sie ist von Wünsch ans Licht gezogen worden, und Norden hat daraus einige interessante Mitteilungen gemacht. Danach befand sich im Innern eine Pfeilerstellung, denn es heißt in der Beschreibung: 'Das innwendige

---

[1]) Corpus script. hist. Byzant. III Agathias ed. Niebuhr I 10.
[2]) c. 37 s. Justini opera ed. Otto II 120.

Hosted by Google

Theil ist anfänglich gar weit und hoch, in die Vierung gestellet, mit vierecketen steinernen Seulen', und weiter: 'Unter andern ist daselbst eine Kammer, in welcher die sibyllinische Weissagerin von Cuma soll gewohnet haben; ist vierecket mit griechischer Arbeit auszgemacht auff die Art wie der heidnische Tempel des Weingötzen Bacchi zu Rom.'

Wenn auch die heutigen Periegeten diese Grotte noch der Sibylle zuschreiben, so wird man darin wohl eine aus der Vergangenheit unvergessene Erinnerung zu erkennen haben und so hätten wir eine bis auf Vergil zurücklaufende, durch die Jahrhunderte hindurch erhaltene Tradition über die Sibyllengrotte.

Sie ist uns aber auch vor Vergil als solche literarisch bezeugt. An der auf Timaeos zurückgehenden Stelle der pseudoaristotelischen *θαυμάσια ἀκούσματα* c. 95 ist allerdings nur von der unterirdischen Kammer der Sibylle (*θάλαμος κατάγειος*) die Rede, ohne daß die Lage genauer angegeben wäre. Aber Lykophron sagt, daß die grausige Behausung der Sibylle in dem Felsenabhang des Zosterios, d. h. des Apollo Zosterios, so genannt nach dem Vorgebirge Zoster in Attika, in einer überwölbten Schlucht gewesen sei (v. 1276 ff.):

Ζωστηρίου τε κλιτύν, ἔνθα παρθένου
στυγνὸν Σιβύλλης ἐστὶν οἰκητήριον
γρώνῳ βερέθρῳ συγκατηρεφὲς στέγης.

Ich mache auch hier auf die Übereinstimmung mit Vergil aufmerksam: das *στυγνὸν Σιβύλλης οἰκητήριον* entspricht den *horrendae procul secreta Sibyllae,* denn mit Recht bemerkt Heyne, daß das Epitheton von dem Ort auf die Sibylle übertragen sei; der Schauer des Ortes läßt die Sibylle schaudervoll erscheinen.

Nicht mit gleicher Sicherheit wie über die Sibyllengrotte läßt sich über den Apollotempel urteilen. Zwar ist es sehr wahrscheinlich, daß ein Apollotempel an der Stelle, wo Beloch ihn annimmt, wirklich auch gestanden hat. Denn man hat an dieser Stelle auf den Fundamenten eines Tempelgebäudes Stücke eines Marmorfrieses mit eleganten Laubornamenten um eine Lyra und eine Basis mit einer Weihung an den cumanischen Apoll gefunden. Aber die Inschrift ist aus der Kaiserzeit, und von den Tempelresten erklärt Beloch selbst, daß sie fast ausschließlich aus römischer Zeit sind. Vielleicht werden ja die Ausgrabungen, die, wie ich höre, jetzt von der italienischen Regierung in Cumae unternommen werden, ergeben, daß der Tempel auf griechischen Fundamenten ruht, aber vorläufig ist das eine unbewiesene Vermutung.

Nun läßt sich auf der Akropolis noch der Grundriß eines zweiten Tempels erkennen, und zwar auf der westlichen, höheren Seite. Wenn Livius einen Zeustempel für Cumae bezeugt, so ist das gewiß kein ausreichender Grund, ihn, wie Beloch will, gerade in den Resten dieses Bauwerks zu erkennen. Auch scheint

Hosted by Google

mir die Annahme, daß es ein zweiter Apollotempel sei, nicht so ungereimt wie Beloch. Es wäre ja denkbar, daß der ursprüngliche Apollotempel schon von den Samniten zerstört und in römischer Zeit an einer anderen Stelle wieder aufgebaut wäre. Jedenfalls ist es ein ansprechender Gedanke, daß die Euböer dem Gott, unter dessen Schutz sie ausgezogen waren, auf der höchsten Höhe des Burgfelsen seine Wohnung bauten, besonders wenn, wie Norden meint, der Tempel zugleich ein Wahrzeichen für die Schiffer sein sollte, wie es der Tempel des Apoll auf Aktium war. Nach der Überlieferung war der Apollotempel uralt, denn seine Erbauung wurde ja auf Daedalus zurückgeführt, wie nicht nur Vergil dichtete, sondern nach Servius (Aen. VI 9) auch Sallust berichtet hatte.

Ich komme nun auf den von Beloch entdeckten Gang zurück. Daß dieser tatsächlich einst irgendwo oben auf der Burg mündete, wird ja niemand bezweifeln. Ob gerade an der Stelle, wo Beloch annimmt, sollte eigentlich nicht so sehr schwer festzustellen sein und ist ja vielleicht inzwischen von den Italienern schon festgestellt worden. Untersuchungen auf dem Burgboden selbst muß Beloch nicht angestellt haben, sonst würde er wohl Norden irgend etwas davon mitgeteilt haben.

Nehmen wir nun aber an, Belochs Vermutung bestätige sich, so wäre immer noch zu bedenken, daß es zunächst nicht völlig sicher ist, ob der Tempel, in den der Gang mündete, überhaupt ein Apollotempel war, wenn aber, ob auch der alte Apollotempel an derselben Stelle stand. Aber angenommen, es träfen für alle diese einstweilen unsicheren Vermutungen die Beweise ein, wer sagt uns denn, daß der von Beloch gefundene Gang antik ist?

Es läßt sich jedenfalls einiges dagegen anführen. Der Tempel liegt innerhalb der Burgmauer, die Sibyllengrotte am Fuße des Felsen außerhalb der Befestigung. Dem belagernden Feinde, dem die Grotte preisgegeben war, wäre also damit ein Zugang zu der Burg in die Hand gegeben worden. Nun kann man ja sagen, daß ein solcher Gang von oben sehr leicht zu verteidigen gewesen wäre; daß es für die Belagerten gerade erwünscht gewesen sei, einen geheimen Zugang nach außen zu haben, und man könnte an die Felstreppe erinnern, die unterhalb des Nordflügels der Propyläen zur Klepsydra führt, die allerdings von Dörpfeld für mittelalterlich gehalten wird (Judeich, Topogr. von Athen 197), oder an den Treppenaufgang an der Westseite der Burg von Tiryns, obwohl diese Aufgänge offenliegen, während der Gang in Cumae heimlich zu ersteigen gewesen wäre. In diesem Falle hätte aber doch der Gang mehr eine militärische Bedeutung gehabt, und es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß man dazu die Verbindung zwischen zwei Heiligtümern gewählt haben sollte.

Zu einem bestimmten Schlusse wird man geführt, wenn man die Erzählung des Agathias, die die Beschreibung der

Hosted by Google

Sibyllengrotte enthält, weiter verfolgt. Ihn hat auf diese Beschreibung die Belagerung von Cumae durch Narses geführt. Narses hatte sich in den Besitz der Grotte gesetzt. Er bemerkte nun, daß auf ihrer Decke die Burgmauer ruhte, und durchbrach die Decke, bis er an den Boden der Befestigung gelangte. Damit die Mauer aber nicht allmählich nachgab, stützte er die ganze Last durch ein Holzgerüst. Nachdem die Arbeit so weit fortgeschritten war, daß die Mauer nur noch von dem Gerüst getragen wurde, zündete er dieses an, worauf das ganze Mauerstück samt dem darangefügten Tore einstürzte. War der Gang schon damals vorhanden, so wäre er schwerlich den Belagerern verborgen geblieben, und es wäre merkwürdig, wenn sie nicht einmal den Versuch gemacht hätten, die Burg auf ihm zu überrumpeln. Daß von dem Gange in der Beschreibung der Grotte überhaupt nicht die Rede ist, erklärt sich jedenfalls am besten, wenn er noch gar nicht vorhanden war.

Aber gesetzt, er wäre doch vorhanden gewesen, mußte dann Vergil davon Kenntnis haben? Und hatte Vergil Kenntnis davon, konnte er diese Kenntnis bei seinen Lesern voraussetzen? Schrieb er denn für die Bewohner von Cumae oder für die Welt? Doch wohl nicht bloß für die damalige Welt, sondern auch für die Nachwelt. Ich kann mich nicht davon überzeugen, daß ein Dichter sich etwas vorstellt oder von seinen Lesern verlangt, daß sie sich etwas vorstellen, wovon er kein Sterbenswörtchen sagt und nicht einmal eine leise Andeutung macht.

Aber wenn man sich genau überlegt, was der Dichter sagt, so muß man sich überzeugen, daß er das, was er nicht sagt, auch nicht gedacht haben kann.

Aeneas steht vor der Pforte des Apollotempels. Da erscheint der voraufgeschickte Achates mit der Sibylle, die den Aeneas mahnt, sich nicht mit der Betrachtung der kunstvollen Tür aufzuhalten, sondern schleunigst die nötigen Opfer vorzubereiten. — Woher kommt die Sibylle? Doch wohl aus dem Tempel. Sie ist die Priesterin des Phöbus und gehört als solche in den Tempel des Gottes. Achates war voraufgeschickt worden, um ihr das Anliegen des Fürsten vorzutragen. Sie zeigt sich, als sie des Äneas ansichtig wird, über seine Wünsche unterrichtet, nicht als Seherin, sondern durch Achates. Nachdem die Opfer rasch besorgt sind, ruft die Sibylle die Teukrer in den hohen Tempel. Es folgt die kurze Beschreibung der Grotte. Dann heißt es:

> Sie standen auf der Schwelle vor der Pforte,
> Da rief die Jungfrau: Jetzo gilt's zu flehen
> Um Schicksalspruch. Der Gott! ha sieh, der Gott.

Ventum erat ad limen, heißt es in dem lateinischen Text. Das ist doch wohl die Schwelle der Grotte. Vor ihr zögert die Sibylle. Als Aeneas nicht gleich das Wort zum Gebet findet, mahnt sie:



Du säumst zu beten,
Gelübde zu bringen, Trojaner Aeneas?
Du säumest? Nicht eher erschließt dir die Schlünde
Donnerdröhnend das riesige Haus.

Konnte der Dichter sagen, man war an die Schwelle gelangt, wenn die Trojaner durch den Apollotempel gegangen, dann den steilen Gang hinabgestiegen und nun im Hintergrund der Grotte angekommen waren? Läßt nicht der Ausdruck *limen* und nachher *fores* und *magna ora domus* voraussetzen, daß sie vor dem Haupteingang der Grotte und nicht hinten vor einer dunkeln postica stehen? — Weiter. Aeneas steht unmittelbar vor dem Apollotempel. als die Sibylle ihn mit seinen Gefährten in den hohen Tempel ruft. Es wird aber nicht gesagt, daß die Teukrer nun in den Apollotempel eintreten, sondern es folgt, wie gesagt, die Beschreibung der Grotte und unmittelbar daran schließt sich die Wendung *ventum erat ad limen.* Es heißt *limen* ohne nähere Bestimmung, wie es *alta templa* ohne nähere Bestimmung heißt. Man soll sich von dem Apollotempel aus nach einem hohen Tempel begeben, und man gelangt auf einem längeren oder kürzeren Wege an die Schwelle, doch wohl eben dieses hohen Tempels. Also ist der hohe Tempel nicht der Apollotempel, sondern, da die Schwelle die Schwelle der Grotte ist, so ist der hohe Tempel eben die Grotte. Kann es nach den oben mitgeteilten Beschreibungen überraschen, daß Vergil sie einen Tempel nennt? Nennt er sie doch auch eine *domus* (v. 53) und legt der Grotte das Attribut *immane* bei. ‘Das inwendige Theil’, aber heißt es bei Breithaupt, dem Verfasser der Beschreibung aus dem 17. Jahrhundert, „ist anfänglich gar weit und hoch.“

Also hat Vergil sich den Apollotempel und die Grotte getrennt und auf keine Weise miteinander verbunden gedacht, wie in Wirklichkeit der Tempel auf der Höhe, die Grotte am Fuße des Berges lag, und die Sibylle hat nach ihm Aeneas nicht auf einer Hintertreppe, sondern über die Vorderschwelle in diese Grotte geführt.

Aber die Sibylle führt Aeneas noch in eine andere Grotte, die den Eingang zur Unterwelt bildet, denn Hekate hatte sie über den Avernerhain gesetzt und sie mit den Schrecken der Unterwelt bekannt gemacht.

Wo sollen wir uns nun ihre ständige Wohnung denken, auf oder an dem Burghügel oder in dem Hain der Hekate? Norden nimmt das letztere an, vor allem wegen des v. 211 erwähnten Hauses der Sibylle, zu dem Aeneas den goldnen Zweig bringt, ohne den keiner in die Unterwelt hinabsteigen kann.

Allein wo steht denn, daß dieses Haus neben der Hekatehöhle liegt, oder woraus folgt, daß wir es uns dort zu denken haben? Wenn die Sibylle in der Grotte unter dem Burgfelsen zu Aeneas sagt: *nostroque in limine pendes* (v. 151), so ist doch das Natürliche, daß wir annehmen, ihre Wohnung sei eben hier

Hosted by Google

gewesen. Auch Lykophron nennt die Grotte, in der sie weissagte, die Behausung der Sibylle, und ebenso sagt Agathias, sie habe darin gewohnt. Und wenn Statius (Silvae IV 3, 24 ff.) sagt, Domitian habe durch die von ihm erbaute Straße das Haus der euböischen Sibylle, die Gauranische Bucht und Bajae näher an Rom herangerückt, so kann kein Zweifel sein, daß er unter dem Hause der Sibylle die Grotte an der Akropolis von Cumae versteht, denn in demselben Gedichte erscheint ihm am Ende der von Domitian neu erbauten Straße, da wo Apoll das alte Cumae weist (v. 115), die Sibylle, die mit dem Lorbeerzweig aus ihrer heiligen Grotte kommt.

Die Orakelstätte ist also zu allen Zeiten auch für die Wohnung der Sibylle gehalten worden, und Vergil ist von dieser Ansicht nicht abgewichen.

Es hat Vergil völlig ferngelegen, die wirkliche Lage des Cap Misenum und des Avernersees zu Cumae und die Entfernungen dazwischen zu berücksichtigen oder gar zu verdeutlichen. Das von Cumae doch mindestens 6 km entfernte Misenum ist nah an Cumae herangerückt und die ganze Gegend von einem tiefen Wald bedeckt. Agrippa hatte den Wald gelichtet und die Ufer des Avernersees unbarmherzig rasiert. Er hatte den Avernersee durch eine unterirdische Leitung mit Cumae und zugleich diesen See und den Lucrinersee mit dem Meere verbunden (Strabo p. 245). Vergil hat ihm keine Verschandelung der Gegend vorgeworfen, sondern in den Georgica dafür ein begeistertes Lob gesungen (II 161), aber in der Aeneis hat er die Wirklichkeit in das Zauberlicht der Romantik getaucht und die Hekatehöhle in geheimnisvollem Dunkel verborgen. Wenn die Sibylle sagt: *facilis descensus Averno* (v. 126), so meint sie das, insofern die Höhle offen ist (v. 127). Aber zu finden ist sie nicht leicht. Das vermag nur, wer den goldenen Mistelzweig zu brechen weiß. Dieser dient nicht nur dazu, den Charon zu besänftigen und dadurch den Übergang über den Styx (v. 406), hernach den Eintritt in die Gefilde der Seligen zu ermöglichen (v. 636), er bezeichnet auch die Stelle, wo die Höhle liegt, und nicht nur gelingt es keinem, ohne den Willen des Schicksals ihn vom Baume zu lösen (v. 146 f.), sondern es bedarf auch eines besonderen Glückes, ihn zu finden. Darum zeigt oder bezeichnet die Sibylle Aeneas nicht die Stelle, wo er wächst, sondern er muß selber suchen, und ein Vogelzeichen seiner göttlichen Mutter ist es, das ihn durch den unermeßlichen Wald an die Stelle leitet. Diese befindet sich an dem Schlunde des übelduftenden Averners (v. 201). Dort aber, wo mephitische Dünste zum Himmel aufsteigen, liegt die Grotte (v. 237 ff.).

Es war dort eine Höhle, wild zerklüftet,
Aus weitem Rachen gähnend, eng umschlossen
Vom schwarzen See und Waldesfinsternis.


Hosted by Google

> Aus ihren düstern Schlüften stieg ein Brodem
> Empor zu Himmelshöhen: weh dem Vogel,
> Der über ihn die Schwingen streifen ließ.

In dieser Abgeschiedenheit können wir uns keine menschliche Behausung denken, auch nicht die der Sibylle, und wenn Vergil sagt, nachdem Aeneas den Zweig gebrochen, habe er ihn in das Haus der Sibylle gebracht, so heißt das, er sei mit dem Zweige zu der Orakelstätte an dem Burgfelsen zurückgekehrt.

Aber die Höhle am Avernersee ist keine Erfindung Vergils. Ihre Stelle läßt sich noch heute nachweisen.

Am Avernersee hatte es vor alters ein Totenorakel gegeben, von dem Strabo nach Ephoros berichtet (p. 244). Damals waren die Hügel, die den See einschlossen, von einem wilden unzugänglichen Walde bedeckt gewesen, der das Gemüt mit Schauder vor der Gottheit erfüllte. Die Vögel, die über den See flogen, so erzählten die Einheimischen, wurden von den aufsteigenden Dünsten getötet und fielen in das Wasser, ein Zug, den Vergil sich nicht hat entgehen lassen. Hier, meinte Ephoros, hätten die Kimmerier in unterirdischen Häusern gewohnt und durch Gruben miteinander verkehrt. Sie hätten vom Bergbau und den Erträgnissen des Orakels gelebt und die mit dem Orakel zu tun gehabt hätten, hätten nach der Väter Sitte die Sonne nicht sehen dürfen und nur zur Nachtzeit ihre Klüfte verlassen, weswegen der Dichter von ihnen sage: *οὐδέποτ᾽ αὐτοὺς ἠέλιος φαέθων ἐπιδέρκεται.* Später seien die Leute von einem Könige ausgerottet worden, dem ein Orakel nicht in Erfüllung gegangen sei. Das Orakel bestehe noch, sei aber an einen andern Ort verlegt.

Was Ephoros erzählte, war gewiß nichts anderes als die lokale Tradition, nur soweit sie an Homer anknüpfte, ein wenig rationalisiert. Timaeos polemisierte, wie es scheint, auch an diesem Punkte gegen Ephoros. Wenigstens bestritt er die Behauptung, daß keine Vögel an dem Avernersee existieren könnten, mit dem Hinweis darauf, daß man auf ihm eine Menge Schwäne sehe (*θαυμ. ἀκ.* 102 u. Antigonus Hist. Mirab. 152). Überhaupt sei an dem See nichts Wunderbares, außer daß auf seinem Spiegel kein Blatt und kein Zweig von all den Bäumen, die ihn umgäben, liegen bleibe. Danach scheint Timaeos von dem Totenorakel nichts gewußt zu haben oder hat nichts davon wissen wollen.

Aber der nächtliche Spuk am Avernersee hörte nicht auf, obwohl das Orakel, wie Ephoros sagt, an einen andern Ort verlegt war. Als Hannibal im J. 214 in diesen Gegenden operierte, sprengte er, wie Livius erzählt (XXIV 12, 4) aus, er wolle ein Opfer am Avernersee darbringen. Obwohl der Augenschein sie widerlegte, blieb die Überzeugung bestehen, daß infolge der Ausdünstung der Hekatehöhle die Vögel tot in den Avernersee fielen. Noch Varro hat die Behauptung wiederholt, und Lucrez bestreitet nicht etwa die Tatsache, sondern nur die daraus gezogenen Schlüsse, indem er mit besonderer Beziehung auf den Avernersee


Hosted by Google

bei Cumae von der Natur der *loca averna* überhaupt handelt, um den Glauben zu widerlegen, daß an solchen Orten die Pforte des Orkus sich befinde (VI 738 ff.). Von den Totenbeschwörungen in seiner Nachbarschaft am Avernersee spricht Cicero Tusc. I 37. Er zitiert dabei Verse eines unbekannten Dichters, wonach man dort Seelen mit dunklem Schatten bedeckt aus der Mündung des tiefen Acheron mit salzigem Blute, Bilder der Toten, beschwor. Der letzte, der von diesem Totenorakel spricht, ist meines Wissens Maximus von Tyrus, Diss. XIV 2, aber seine Beschreibung geht wohl nicht auf seine eigene Zeit, sondern beruht auf literarischer Überlieferung. Es gebe, sagt er, in Groß-Griechenland an dem sog. Avernersee eine Orakelgrotte. Die Diener der Grotte nenne man nach ihrer Tätigkeit ψυχαγωγοί. Wer dahin komme, um das Orakel zu befragen, bete, schlachte Opfertiere, gieße Spenden aus und rufe die Seele sei es eines seiner Vorfahren oder Freunde herbei. Dann komme das εἴδωλον, dunkel und schwankend anzusehen, aber mit Stimme und Weissagung begabt, und wenn es Auskunft gegeben habe über das, was man wissen wolle, entferne es sich wieder. Er glaubt, daß auch Homer dies Orakel gekannt habe und daß er darum den Odysseus dahin habe kommen lassen. — Das alles erinnert so an das, was Strabo aus Ephoros berichtet, daß hier gewiß irgendein Zusammenhang vorliegt.

Die beiden Orakelstätten, die apollinische an der Akropolis von Cumae und die andere am Avernersee, sind also streng voneinander zu scheiden. Sie sind räumlich und sachlich voneinander getrennt und haben nicht das mindeste miteinander zu tun. Das Orakel am Avernersee war ein νεκυομαντεῖον. Nach Servius hieß die Höhle Doliola. Einen Ort dieses Namens, wo man den Unterirdischen Gaben darbrachte, gab es auch in Rom an der Cloaca maxima.

Nach Ephoros und Maximus wurden die Beschwörungen in der Hekatehöhle von Priestern vorgenommen. Aber es ist vielleicht nicht undenkbar, daß, wie es in Dodona neben den Selloi Prophetinnen gab, von denen Homer nichts sagt, so auch an der Hekatehöhle unter den Priestern eine Priesterin tätig war.

Vergil beschreibt im siebenten Buch der Aeneis ein ähnliches Orakel im Haine der Albunea. Auch dort nahm man mephitische Dünste wahr, die einer heiligen Quelle entströmten. Im Schweigen der Nacht wurden Schafe geschlachtet, auf deren Fellen der Priester den Schlaf suchte, währenddessen er viele Bilder wunderbar flattern sah, mannigfache Stimmen hörte und mit den Geistern der Unterwelt Zwiesprach hielt. Die Alten wie die Neuen schwanken, wo man den Ort des Orakels annehmen soll. Vergil sagt es nicht, aber da Latinus es ist, der das Orakel aufsucht, so sollte man denken, daß es im Gebiete von Laurentum lag, und daher identifizieren einige es mit der Solfatara d' Altieri in der Gegend von Ardea, andere denken wegen der Albunea an

Hosted by Google

Tibur. Wegen der Albunea erwähne ich dies Orakel. In irgendeiner Beziehung muß sie doch dazu stehen. Vergil scheint sie sich ähnlich über jenen Hain wie die Sibylle über den Hekatehain gesetzt zu denken. An den Ufern des Anio wurde Albunea nach Varro als Göttin verehrt, aber Varro selbst faßte sie als eine Sibylle auf und nennt sie als zehnte und letzte in seinem Sibyllenverzeichnis. Das ist offenbar auch die Meinung Horazens, wenn er von dem Hause der Albunea an den Ufern des abwärtsstürzenden Anio spricht, in dem ihre Stimme widerhallt wie das tausendfache Echo in der Grotte der cumaeischen Sibylle.

Aber mag nun in Wirklichkeit an der Hekatehöhle eine Priesterin gewaltet haben oder nicht, die Literatur hat dort jedenfalls eine Sibylle gekannt. Über diese Sibylle schreibt Aurelius Victor in dem Schriftchen De origine gentis Romanae c. 10 nach Acilius Glabrio und Calpurnius Piso, man erzähle, als Aeneas erfahren habe, daß die Sibylle den Sterblichen die Zukunft verkünde *in oppido quod vocatur Cimbarionis,* sei er dorthin gegangen, um sich über sein Schicksal aufklären zu lassen. Dem *oppidum Cimbarionis* liegt ohne Zweifel ein Mißverständnis zugrunde. Die Gewährsmänner des Aurelius können nichts anderes gemeint haben als die homerische Stadt der Kimmerier: *ἔνθα δὲ Κιμμερίων ἀνδρῶν δῆμός τε πόλις τε λ* 16, die Ephoros an den Avernersee verlegt hatte. Von der Stadt Cimmerium spricht auch Plinius N. H. III 61: *lacus Lucrinus et Avernus, iuxta quem Cimmerium oppidum quondam.*

Sollte nun einer das Zeugnis des Acilius und Piso bei Aurelius oder dem unter seinem Namen schreibenden Schriftsteller anzweifeln — ich gestehe, daß ich über die Frage der Quellenbenutzung in der Schrift De origine gentis Romanae kein Urteil habe — so ist zu bemerken, daß das Zeugnis des Piso durch Varro geschützt ist und daß Varro noch ein anderes Zeugnis hinzufügt, das des Dichters Naevius. Varro unterscheidet die kimmerische und die cumaeische Sibylle, diese ist die siebente, jene die vierte seines Verzeichnisses; er sagt über sie: *quartam Cimmeriam in Italia, quam Naevius in libris belli Punici, Piso in annalibus nominat* (Lactanx Div. Inst. I 6).

Wir haben also zwei Sibyllen, wie wir zwei Orakelgrotten haben, in nächster Nähe beieinander und doch nach ihrer ganzen Art voneinander völlig verschieden. Auch die Grotte am Avernersee heißt noch heutzutage grotta della Sibilla, ja sie wird als die eigentliche Sibyllengrotte angesehen, und sie ist diejenige, die dem gewöhnlichen Reisenden in erster Linie und meist wohl auch ausschließlich als solche gezeigt wird. Darin will ich nicht etwa ein Zeugnis für die kimmerische Sibylle sehen. Denn ihren späteren Ruhm verdankt die Grotte am Avernersee ohne Zweifel nur Vergil. Wie Übertragungen von der einen Grotte auf die andere stattgefunden haben, dafür liefert ein interessantes Beispiel die alte Beschreibung von Breithaupt. In ihr heißt es: 'Das


Hosted by Google

gemeine Landvolck stehet in denen Gedanken, als ob an diesem Ort der Herr Christus von der Hellen aufgefahren und der alten Vätter Seelen daraus erlöset hette. Von vielen der Berg Christi genennet.' Das ist eine Übersetzung ins Christliche, die ursprünglich nur die Vorstellungen, die an der Hekatehöhle hafteten, zur Grundlage gehabt haben kann. Die Übertragung auf den Burghügel von Cumae aber wurde durch die gemeinsame Beziehung, die Vergil derselben Sibylle zu beiden Stätten gegeben hatte, ermöglicht.

Aber um die Entwicklung der Dinge zu verstehen, müssen wir zwischen beiden genau unterscheiden.

Wenn Naevius die Sibylle in seinem Epos erwähnt hat, wo anders soll er sie erwähnt haben als in den beiden ersten Büchern, in denen er die Geschichte des Aeneas erzählte? Hat aber Naevius die Sibylle in Verbindung mit Aeneas erwähnt, so ist er, wie F. Noack gesehen hat (Hermes XXVII 438), der Vorgänger Vergils gewesen, aber Vergil ist seinem Vorgang nicht sklavisch gefolgt. Denn wenn Naevius den Aeneas mit der kimmerischen Sibylle zusammenführte, so hat bei ihm gleich die erste Begegnung an der Höhle am Avernersee stattgefunden und ist diese erste Begegnung auch die einzige geblieben. Und da an dieser Höhle, wie es bei Maximus heißt, die Seelen von Vätern und Freunden beschworen wurden, so hat Naevius den Aeneas durch die Sibylle nicht in die Unterwelt führen, sondern die Seele vermutlich seines Vaters Anchises zitieren lassen.

In seinem Bellum Punicum XIII 397 ff. läßt Silius Italicus nach dem Vorbilde Vergils den jungen P. Scipio die Sibylle befragen. Die veränderten Zeiten und Umstände erforderten natürlich eine andere Behandlung. Denn die Sibylle war ja nach der römischen Legende verschwunden, nachdem sie Tarquinius die Schicksalsbücher verhandelt hatte. Es konnte sich also nur darum handeln, ihren Schatten zu befragen. Das geschieht an der Hekatehöhle. Hierbei bedient sich Scipio der Vermittlung der cumaeischen Apollopriesterin Autonoe. Sie führt ihn an die Stelle des nächtlichen Grausens und läßt ihn die nötigen Opfer darbringen, genau wie bei Vergil die cumaeische Sibylle den Aeneas führt und unterweist. Brauch ist es, sagt die Priesterin, den abgeschiedenen Schatten als gewohnte Sühnmittel gegen Morgen schwarze Schafe zu schlachten und das aus der Kehle fließende Blut noch rauchend in den geöffneten Boden sickern zu lassen. In dieser Vorschrift, in der dann folgenden Aufforderung, daß Scipio das Schwert ziehen soll, um die Seelen, die vom Blute trinken wollen, fernzuhalten, bis das εἴδωλον der Sibylle erscheint, erkennt man leicht die Nachahmung der homerischen Nekyia. Wenn hier die Sibylle an Stelle des Teiresias tritt, so würde sich das am besten erklären, wenn Silius an die Sibylle dächte, die einst die Höhle bewohnte. Aber maßgebend ist für ihn die Erinnerung an Vergil gewesen. Nach dem Vorgange


Hosted by Google

Vergils versteht es sich für Silius von selbst, daß die Sibylle in Cumae geweissagt hat, und er sagt es ausdrücklich, daß es die cumaeische Sibylle ist, die Scipio erscheint. Aber dabei hält er die Form der Totenbeschwörung fest und sucht damit in vergeblichem Wetteifer dasselbe zu leisten, was Vergil auf seine Weise mit einer ganz anderen Plastik erreicht hatte.

Auch bei Vergil findet vor der Hekatehöhle ein Opfer statt, ehe sich die Sibylle und Aeneas in die Höhle begeben. Es werden zunächst der Hekate vier schwarze junge Stiere geschlachtet und das warme Blut in Schalen aufgefangen. Dann opfert Aeneas selbst ein Lamm mit schwarzem Vlies der Mutter der Eumeniden und ihrer großen Schwester, von Servius als Nyx und Ge erklärt, und der Proserpina eine unfruchtbare Kuh. Beim ersten Sonnenstrahl brüllt der Boden, die Göttin naht mit ihren heulenden Hunden und die Sibylle stürzt mit Aeneas in die offene Höhle.

Wozu dieser ganze Spuk? Von der Göttin ist hernach keine Rede mehr, sie ist bei der Handlung völlig überflüssig und auch das Opfer ist zur Öffnung der Höhle nicht nötig. Der Dichter hat uns ja gesagt, daß die Höhle Tag und Nacht offen stehe (v. 127). Wenn er es hier so darstellt, als bedürfe es der Opfer, um sie zu öffnen, so ist das ein kleiner Widerspruch, mittels dessen die Opfer an dieser Stelle motiviert werden. Aber damit ist der Widerspruch nicht aufgehoben. Der Mistelzweig dient dazu, den Eingang in die Unterwelt aufzufinden und mit seiner Hilfe besteht man auch ihre Gefahren. Wer den Mistelzweig hat, braucht sich die Unterwelt nicht durch das Blut von Opfertieren zu erschließen. Das Blut der Opfertiere lockt vielmehr die Schatten aus der Unterwelt hervor. Wenn der Dichter im fünften Buche den zu seinem Sohne vom Himmel herabgestiegenen Anchises sagen läst: *huc casta Sibylla nigrarum multo pecudum te sanguine ducet* (v. 735), so ist auch an dieser Stelle das Motiv des Mistelzweiges unterdrückt. Der gekünstelte Ausdruck aber entspricht der gekünstelten Vorstellung. Er ist lediglich umgebogen aus einem Ausdruck, wie Cicero ihn in den Tuskulanen gebraucht: *animae excitantur aperto ex ostio Acherontis salso sanguine.*

Noch auf einen kleinen Widerspruch möchte ich aufmerksam machen. An dieser Stelle wie VI 153 werden als Opfer an der Hekatehöhle nur schwarze Schafe vorgesehen. Allein hinterher opfert Aeneas nur ein einziges schwarzes Schaf, dagegen außerdem noch vier junge Stiere und eine Kuh. Bei Silius (v. 404) heißt es: *mactare repostis mos umbris, inquit, consulta piacula nigras sub lucem pecudes.* Das entspricht genau Vergil VI 153 *duc nigras pecudes, ea prima piacula sunto*; aber es ist schwerlich danach gedichtet. Die Sitte, die hier behauptet wird, hat wirklich bei Totenbeschwörungen bestanden. Auch Latinus opfert im Hain der Albunea nur Schafe, hundert an der Zahl (VII 93), genau entsprechend 'dem vielen Blute schwarzer Schafe'

Hosted by Google

bei Vergil (v. 735), und auch Odysseus läßt ja am Eingang in die Unterwelt nur das Blut von Schafen in die Grube fließen (λ 35)[1].

Allerdings werden auch bei Silius dem Pluto ein Stier, der Proserpina eine Kuh, der Alekte und Megaera Schafe geschlachtet (XIII 430 ff.). Aber die Hauptsache bleibt doch das Schafopfer für die Schatten. Das kann Vergil natürlich nicht gebrauchen, und bei ihm wird auch nicht den Schatten geopfert. Aber er wird den Gedanken an das Totenopfer nicht los, wie die angeführten Stellen V 735 und VI 153 zeigen, und dieser aus seiner eigenen Dichtung nicht herausgewachsene Gedanke hat die ganze Opferszene überhaupt veranlaßt. Was bei Silius der Situation angemessen ist, ja durch sie gefordert wird, ist bei Vergil ein bloßes Ornament, ein eindrucksvolles und groß angelegtes gewiß, aber doch eines, das die Struktur des Gedichtes stört.

Hat nun aber die Opferszene bei Vergil keinen innern Grund, so muß sie einen äußeren haben. Alles erklärt sich aufs beste, wenn wir annehmen, daß Vergil eine Schilderung kannte, die den Aeneas mit der kimmerischen Sibylle an der Hekatehöhle zusammenführte und dort eine Totenbeschwörung vornehmen ließ. Was ich für Naevius ohnehin fordern zu müssen glaubte, findet auf diese Weise eine Bestätigung.

Ich möchte aber glauben, daß auch Silius von Naevius nicht unbeeinflußt geblieben ist. Ohne Zweifel ist er durch den Wetteifer mit Vergil zu einer Veränderung in der Anlage der Erzählung genötigt worden, da er bei einer einfachen Wiederholung des Schemas von vornherein im Nachteil gewesen wäre. Aber im weiteren Verlauf der Schilderung sieht man, wie das Vorbild auf ihm lastet und wie der Wunsch, die Wirkungen Vergils sich nicht entgehen zu lassen, Unzuträglichkeiten bei ihm hervorgerufen hat. Hingegen in der Einführung der ganzen Digression ist er natürlicher und ungezwungener als Vergil, indem er das Schwanken zwischen zwei verschiedenen Konzeptionen derselben Handlung vermeidet, und mit der Totenbeschwörung von vornherein sicher einsetzt und fortfährt. Das dürfte kaum aus dem bloßen Wunsche, eine Wiederholung zu vermeiden, sondern besser aus der Unterstützung durch ein anderes Vorbild zu erklären sein.

Wir wollen freilich nicht vergessen, daß Vergil, indem er eine Totenbeschwörung und eine Hadesfahrt miteinander kombinierte, ein berühmtes Vorbild hatte, und daß er dies sogar übertroffen hat. Auch der homerische Sänger beginnt ja mit einer Totenbeschwörung und versetzt urplötzlich, man weiß nicht wie, seinen Helden in die Unterwelt selbst. Ohne Zweifel sind auch in der Nekyia der Odyssee zwei ganz verschiedene Motive völlig willkürlich miteinander verarbeitet, und wenn man gerecht sein

[1]) *et nigras mactant pecudes* Lucr. III 52.


Hosted by Google

will, weit weniger geschickt als bei Vergil, bei dem es ja zu der eigentlichen Totenbeschwörung gar nicht kommt, da sozusagen nur die Ouvertüre dazu benutzt ist.

Das dürfte nun wohl hinreichend festgestellt sein, daß die Vereinigung des Dienstes der Hekate am Avernersee und des Apollo an und auf der Burg von Cumae in einer Person niemals Wirklichkeit gewesen, sondern nur durch die dichterische Phantasie Vergils zustande gekommen ist. Vergil war das Motiv der Zusammenkunft des Aeneas mit der Sibylle überliefert. Die Sibylle, das war die eine, große, ἡ πάνυ, die den Römern ihre Schicksalsbücher überliefert hatte, die Augustus später in den Tempel überführte, den er dem Apollo auf dem Palatin erbaute. Diesen Tempel gelobt bei Virgil schon das mythische Gegenbild Augusts, Aeneas:

> Phöbus und Dianen will ich stiften
> Dankbar dann aus Marmor einen Tempel
> Und ein hohes Fest auf Phöbus' Namen.
> Deiner harrt in meinem Reiche, Jungfrau,
> Eine heil'ge Klause für die Sprüche,
> Die du meinem Volk prophetisch kündest.

Diese Sibylle hatte nach dem allgemeinen Glauben der Zeitgenossen ihren Sitz in Cumae gehabt. Daher konnte Vergil die Befragung der Sibylle an keinem anderen Orte stattfinden lassen als an dem Burghügel von Cumae, mochte auch der alte Dichter es anders überliefert haben.

Aber Vergil wollte den geheimnisvollen Zauber des nahen Avernersees in seinem Gedichte nicht entbehren. Noch immer war der Glaube lebendig, daß dort ein Eingang in die Unterwelt sei, und nächtliche Beschwörungen wurden dort noch zu seiner Zeit vorgenommen. Das Mittelwesen zwischen Gott und Mensch schien eine geeignete Führerin durch das Reich der Schatten. Um sie vollends zu legitimieren, wurde sie zur Priesterin der Hekate gemacht.

Sieht man aber genauer zu, so gewahrt man, daß auch hier auf der dichterischen Konzeption ein gewisser Zwang liegt. Was ist denn das für ein brennendes Verlangen, das den Aeneas in den Orkus treibt? Der Geist des Anchises hatte Aeneas verkündet, die Sibylle werde ihn in das Elysium führen, damit er dort sein ganzes Geschlecht und die ihm bestimmten Mauern kennen lerne. Nun fragt Aeneas aber die Sibylle in ihrer Grotte in Cumae nach seinem Schicksal. Die Sibylle beschränkt sich darauf, ihm grausige Kriege in seiner neuen Heimat und Rettung von einer griechischen Stadt, d. h. dem Pallanteum des Arkadiers Euander auf dem Palatin, zu verheißen. Diese Diskretion übt die Sibylle nur deshalb, weil später Anchises im Elysium seinem Sohne die Bilder der künftigen Helden zeigt und erläutert. Die Sibylle hätte Aeneas so gut die ferne wie die nahe und Anchises wiederum ihm ebensowohl die nahe wie die ferne Zukunft

Hosted by Google

künden können. Vergil hat Dinge auseinandergezogen, die sachlich zusammengehören. Wenn Aeneas weiß, wie er es weiß, daß sein Vater ihm die Zukunft sagen kann und will, warum befragt er dann vorher die Sibylle, und da Anchises natürlich weiß, daß die Sibylle Aeneas alles verkünden kann, was ihm zu wissen nötig und erwünscht ist, warum hat er ihn dann nicht zu diesem Zweck an die Sibylle verwiesen? Aeneas motiviert sein Anliegen an die Sibylle, ihn in die Unterwelt zu führen, nicht mit dem Wunsche, die Zukunft seines Geschlechtes zu erfahren, sondern mit seiner pietas, mit seiner großen Liebe zu seinem Vater. Da nun doch einmal die Pforten der Unterwelt ganz in der Nähe seien und da die Sibylle als Priesterin der Hekate die Macht habe, ihn hineinzuführen, so möge sie ihm, dem Göttersohn, gewähren, was Theseus und Herakles gewährt worden sei.

Die Motivierung ist nicht unangemessen, aber sie ist nicht echt. Denn Aeneas ist nicht zufällig in diese Gegend gekommen, sondern um die Zukunft zu erfahren, und diesen Wunsch konnte, wie gesagt, die Sibylle im vollsten Umfange erfüllen, auch ohne ihn in die Unterwelt zu führen.

Diese Ungleichheit erklärt sich nun wieder auf das beste, wenn Vergil als zweites Motiv überliefert war, daß ihm die Zukunft von seinem Vater Anchises bei dem Totenorakel des Avernersees verkündet sei, wie ich es vorhin für Naevius gefordert habe. Vergil hat ohne Zweifel nicht nur durch die Schönheit seiner Verse, sondern auch durch die Farbenpracht seiner Schilderung, durch den Reichtum an Anschauung und Gedanken den alten Dichter himmelweit übertroffen. Aber er hat doch die Spuren seiner Abhängigkeit von ihm nicht ganz verwischen können, so sehr er das, was er von ihm entlehnte, auch umgewandelt hat. Dabei hat ihn vor allem auch die ganz andere Auffassung, die er von der Sibylle hatte, mitbestimmt. Denn die Sibylle war für ihn in erster Linie eben nicht die Hekatepriesterin, wie sie es für Naevius ohne Zweifel gewesen ist, sondern die Schicksalskündigerin des römischen Volkes. Darum mußte er den Gründer des römischen Volkes die Sibylle befragen lassen. Er hätte ja eine Respektlosigkeit bewiesen gegen die Bücher, die, wie Dionys v. Halikarnaß sagt (IV 62), von den Römern als das Ehrwürdigste und Heiligste angesehen wurden was sie hatten, und von Augustus mit einem neuen Nimbus umgeben wurden. Aber wie hätte dem zuliebe der gelehrte und philosophische Dichter darauf verzichten können, seinen Helden durch das Infernum und Elysium zu führen? Danken wir ihm, daß er nicht verzichtet hat, denn wir würden nicht nur die reizvollste Partie seines Gedichtes entbehren, sondern ein Größerer als er hätte den Zugang zu der Pforte, wo alle Hoffnung schwindet, nie gefunden.

Hosted by Google

Ein humanistischer Dichter des 16. Jahrhunderts

von

Friedrich Heußner.

Aus der Zahl der humanistischen Dichter, die in lateinischer Sprache und in antiken Versmaßen ihres Herzens Gefühle zum Ausdruck brachten, ragt als ein „Dichterfürst“ Petrus Lotichius Secundus hervor. Nachdem er, wie auch die übrigen, fast jahrhundertelang vergessen war, hat man im vorigen Jahrhundert seiner wieder mehrfach gedacht, und nun möchte ich 350 Jahre nach seinem Tode ihn erneut ins Gedächtnis unserer Philologen zurückrufen, denn er verdient es. Zunächst einiges über sein Leben.

Er wurde geboren am 2. November 1528 und starb, fünf Tage nach seinem Geburtstag, am 7. November 1560 im Alter von 32 Jahren. Geboren ist er als eines Bauern Sohn in dem Dorf Niederzell, das an der Kinzig zwischen Schlüchtern und Steinau liegt. Dessen gedenkt er in einer Elegie an seinen Bruder Christian über des Vaters Tod, den er nach dem Friedensschluß wiederzusehen sich geträumt hatte (Eleg. I, 4):

Et patrias pede quisque vago tendemus ad oras,
  Ipse petam ripas, Cynthi vadose, tuas.
Hic pater occurret nato galeamque resolvet
  Loricamque humeris exuet ipse meis.
Famaque cum fuerit parvam vulgata per urbem,
  Confluet ad nostras undique turba fores.
Cum sene tunc, vitreis quae perfluit Alera lymphis,
  Rura, vel humectat quae meus Aura, colam.

Cynthius ist die Kinzig, Alera die Ahlersbach, die auf einem Spessarthügel bei Bellings entspringt und sich zwischen Niederzell und Steinau in die Kinzig ergießt, Aura aber ist die Auerbach, die gleichfalls auf einem Spessarthügel unfern des Dorfes Hohenzell entspringt, durch Niederzell fließt und dann sogleich in die Kinzig mündet. — Da unser Lotichius in dem nahen Schlüchtern (Solitaria) zuerst erzogen wurde, so wird er meist Solitariensis genannt. — Gestorben ist er in Heidelberg als Professor der Medizin und wurde dort begraben.

Die Familie trug den Namen Lotz. Sein Vater und dessen jüngerer Bruder blieben Bauern, der ältere Bruder Peter widmete sich der Gottesgelehrtheit und wurde später Abt und Vorsteher der Klosterschule in Schlüchtern, wo er die Reformation einführte. Dieser latinisierte seinen Zunamen nach der Sitte der Zeit und nannte sich Loticius, sein Neffe Peter aber, von dem wir hier sprechen, verwandelte später auf Melanchthons Rat diesen Namen in Lotichius, und die Familie folgte seinem Beispiel. Den Beinamen Secundus hat er dann hinzugefügt, um sich von seinem Oheim, dem genannten Abt, zu unterscheiden.

Hosted by Google

Zuerst besuchte unser Petrus die Klosterschule seines Oheims und Paten in Schlüchtern, dann wurde er in Frankfurt von dem Dichter und ausgezeichneten Philologen Jakob Micyllus unterrichtet. Was der ihm war, schildert er in rührender Weise in einer Elegie über seinen Heimgang an Melanchthon (El. IV, 2), deren Schluß lautet:

Haec ego, dum flentes comitamur funus amici,
Flebilibus cecini pauca, Philippe, modis.
Plura dolor prohibet: Salve, cultissime vates,
Inque beatorum pace, Micylle, vale.

Im 16. Lebensjahr bezog er die Universität Marburg, um Medizin zu studieren, fühlte sich aber zunächst mehr zum klassischen Altertum und zu philosophischen Studien hingezogen; darum ging er bald danach zu Camerarius nach Leipzig und dann zu Melanchthon nach Wittenberg, dem er nach Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges nach Magdeburg folgte. Hier ergriff er selbst die Waffen, um für den evangelischen Glauben zu kämpfen. Doch er erkrankte und nahm, des Kriegslebens bald müde, wie er es in einer Ode an seinen Freund Hagen lebhaft zum Ausdruck bringt (Hagi, prime sodalium meorum), seinen Abschied. Nach mehr als vierjähriger Abwesenheit kehrte er, nachdem er in Wittenberg Magister der sieben freien Künste geworden, wieder durch die Reise erkrankt, in die Heimat zurück, machte dann aber als Begleiter einiger jüngeren Verwandten des fränkischen Ritters Daniel Stibar, indem sich noch mehrere andere anschlossen, Reisen in Frankreich, auf denen sie unter den mannigfachsten Abenteuern bis Narbonne kamen. Sie studierten in Paris und etwas über zwei Jahre auf der Akademie zu Montpellier in treuer Freundschaft und eifrigem Studium. Im Jahre 1554 kehrte Lotichius nach Deutschland zurück, Stibars Großmut aber unterstützte ihn zu weiteren Reisen, und so wanderte er mit seinem Freunde Joh. Hagen, dem Verfasser seiner Lebensbeschreibung, über Verona nach Padua und Bologna, wo er die medizinische Doktorwürde erlangte. Da wurde durch Gift, ein Philtron, das nicht für ihn bestimmt war, seine Gesundheit zerrüttet, und Stibars Tod endete seine sorgenfreie und unabhängige Lage. Krank und mißmutig eilte er nach Deutschland zurück und in seine geliebte Heimat Schlüchtern. Hier erhielt er einen ehrenvollen Ruf als Professor der Botanik und Medizin nach Heidelberg, wo er noch drei Jahre im Verkehr trefflicher Freunde und in reich gesegneter Lehrtätigkeit verlebte, bis ein bösartiges Fieber ihn hinwegnahm. Seine Gebeine ruhen in Heidelberg neben seinem im Januar 1558 gestorbenen Freunde und ehemaligen Lehrer Jakob Micyllus, nachdem schon viele seiner lieben Angehörigen und mancher Freund, darunter sein großer Lehrer und väterlicher Freund Melanchthon am 15. April des selben Jahres (1560), ihm im Tode vorausgegangen waren. Noch kurz vor seinem Ende hatte er von dem Landgrafen von Hessen

Hosted by Google

einen ehrenvollen Ruf in sein Heimatland, nach Marburg, wo er einst als froher Student seine Studien begonnen hatte, erhalten. Er schlug ihn aus, wohl hauptsächlich im Hinblick auf seinen kranken Körper.

Lotichius war ein Mann reich an hohen Gaben und tiefgehendem Wissen, sein Leben kurz, aber reich an Freuden, Ehren und Auszeichnungen, reich auch an Fährlichkeiten und Leiden, reich besonders auch an segensreicher Wirksamkeit und Berufstätigkeit, und er war gesegnet mit einer herrlichen Dichtergabe, in der all seine Erlebnisse ihren Widerhall fanden.

In gesunden Tagen war er eine schöne, kraftvolle Erscheinung von starkem Körperbau, bräunlicher Hautfarbe, männlicher Haltung, mutigem Blick. Im Kriegsleben hatte er seinen Körper auch gestählt, durch die Kraft seines Armes rettete er sich und seine Gefährten auf einer Meerfahrt bei Dieppe aus den Anschlägen von zwei bösgesinnten Schiffern, und als bei einem Bad in der Nähe einer Seineinsel seinen jungen Freund Marius ein Strudel erfaßt hatte, rettete ihn der kräftige und im Schwimmen geübte Lotichius. Dabei war er eine liebenswürdige Persönlichkeit von einer seltenen attrativa, und seine sittige Anmut, sein gewandtes Wesen, sein mannhafter Sinn, seine Offenheit und Treue machten ihn allen, die mit ihm einmal bekannt geworden waren, von Tag zu Tag lieber und werter.

Auch die Liebe hat mehrfach sein Herz erfaßt, und die ideale Reinheit und Lauterkeit derselben mutet in seinen Gedichten unser Herz in besonderem Maße an. Zuerst war es die wittenbergische Jungfrau 'Claudia', die sein Herz entflammte. Ein kurzes, schönes Gedicht an sie beginnt mit den Worten:

Claudia, virginei flos illibate pudoris,
  Quae superas vernis lilia mista rosis,
Quam conferre bonis tibi casti pectoris ausim?
  Quamve parem formae dotibus esse putem?

Sie hielt ihm die erhoffte Treue nicht. Die zweite war 'Kollirhoe', die tunicata Celtibera, die er während seiner Studienzeit in dem reizenden Montpellier kennen lernte. Diese wurde ihm durch den Tod entrissen. Rührend ist seine Klage bei ihrem nahenden Ende (El. III, 3), die also beginnt:

Sic mihi tristitiam video luctumque perennem:
  Iam dominae properant ultima fata meae.
Parce laboranti, mors immatura, puellae,
  Parce, precor: leto me trahit illa suo.
Illius occasu terras hominesque relinquam
  Et sequar ad manes Elysiumque nemus.

Eine dritte, die er bei einem Ausflug von Bologna kennen lernte, ein reizendes Hirtenmädchen, 'Panaris', um die er trotz des Konfessions- und Standesunterschiedes sich bewarb, entzog sich seiner Werbung durch den Eintritt ins Kloster. Der Neckarjungfrau 'Phyllis' aber, die in Heidelberg noch einmal das Herz

Hosted by Google

des Dreißigjährigen entflammte, entsagte er aus Rücksicht auf sein Leiden und hat für sie und das Landgut, wo er sie kennen lernte, zum Schluß nur ein Lebewohl.

Desino: cara vale mihi villula, Phylli valeto,
Vatis et extremum munus amantis habe. —

Warm glühte sein Herz für wahre, treue Freundschaft. Das zeigt schon sein Verhältnis zu Joh. Hagius, dem aequalium primus et intimus, mit dem er schon in Marburg sich eng befreundet hatte und der ihm in seiner mit viel Liebe und Wärme geschriebenen Lebensbeschreibung ein schönes Denkmal gesetzt hat.

Sein ganzes Leben und Wirken war von Gottesfurcht verklärt, die auch seine Gedichte beseelt. In besonderen Gedichten preist er Gott und die Dreieinigkeit, und die beiden letzten Elegien des 4. Buches sind ein Weihnachtsgesang zum Lobe Christi und ein Gebet an den Heiligen Geist.

Sodann erfüllte ihn ein tiefes Naturgefühl, eine innige Liebe zu Vaterland und Heimat, zu Eltern und Geschwistern. Für all das bieten seine Gedichte die schönsten Belege. Wie oft gedenkt er seiner geliebten Heimat Schlüchtern und des Acisbrunnens, auf den er selbst den Namen des sizilischen Acis übertragen haben soll und den er im folgenden Gedichte besonders preist:

Aci, decus nemorum, viridi circumdate musco,
Unde ferunt atavos saepe bibisse meos.
Tu mihi secessus Heliconis et otia praestas
Aoniasque tuo fonte recludis aquas.
Tu placido molles invitas murmure somnos,
Nec levat arentem purior unda sitim.
Non pecudes rivum turbant limusve, sed imum
Splendidior vitro lucet adusque solum.
Flumineos latices hic libat, et abdita ramis
Multa nemus querulis cantibus implet avis.
Hei mihi, quod iuvenis tellure altrice relicta
His careo silvis, his ego semper aquis.
Dulce sed exhausti quondam meminisse laboris
Estque pererrato gratior orbe quies.
Ergo vale rursus nostri memor, herbifer Aci;
Hoc tibi discedens opto, perennis eas.

Lotichius war ein geborener Dichter, ein Dichter von Gottes Gnaden, und schon früh war in ihm die dichterische Gabe erwacht. Seine Vorbilder sind hauptsächlich Ovid, Vergil und Tibull, und die lateinische Sprache ist ihm zu einer lebenden, zur zweiten Muttersprache geworden. Aber seine Dichtungen sind keine gelehrten Imitationen, sondern Lieder tiefempfunden und aus tiefster Brust gesungen, die darum auch zu Herzen dringen. Schon bei seinen Lebzeiten wurde er in Deutschland, Frankreich und Italien hochgeschätzt, zu einer Zeit, wo man den Zauber und die Schönheit seiner Gedichte so unmittelbar empfand wie wir

Hosted by Google

jetzt den Zauber deutscher Poesie. In Frankreich wurde er mit der Dichterkrone beschenkt; Camerarius fällte das wichtige Urteil: Fuit Petrus Lotichius talis poeta, qualem sua aetas et nostra natio alterum non tulit, man nannte ihn den 'Smaragd' und den 'Phönix' der deutschen Dichter, sah in ihm den größten deutschen Dichter nach Eobanus Hessus, der zu seiner Zeit der König der Dichter hieß, man erkannte ihm nach Ovid die Palme im elegischen Gedicht zu, und einer erklärt ihn und den Tasso für die größten Dichter des 16. Jahrhunderts.

Und das leistete er in dem jungen Alter von 32 Jahren. Leider allzu früh ist er dahingeschieden. Noch hätte er, wenn er länger gelebt hätte, uns manche schöne und reife Frucht seiner Muse bringen können. — Wir haben von ihm hauptsächlich Elegien, Carmina oder Oden und Eklogen. Unter die Elegien gehört auch das bekannte Gedicht 'Inferiae ad tumulum Ulrichi Hutteni, equit. Franc.', das beginnt:

Alloquor Hutteni manes cineresque poetae,
Quos brevis in mediis insula claudit aquis

und mit den Worten schließt:

Fortunate cinis, venerande nepotibus ipsis,
Aeternum salve perpetuumque vale! —

Einige Sammlungen von Gedichten des Lotichius erschienen schon bei seinen Lebzeiten, von ihm selbst oder auf seine Veranlassung herausgegeben, ebenso erschienen manche Gedichte einzeln und zerstreut. Ein Jahr nach seinem Tode erschien eine Ausgabe, von des Dichters Bruder Christian Lotichius begonnen und herausgegeben von Joachim Camerarius, seinem ehemaligen Lehrer, in fünf Bücher Gedichte eingeteilt. Von nachfolgenden Ausgaben erwähne ich die ehedem vollständigste von seinem Freunde Joh. Hagius besorgte von 1586: Petri Lotichii Secundi opera omnia, quibus accessit vita eiusdem, descripta per Ioannem Hagium Fr (anconem), poetae, dum vixit, aequalium primum et intimum. Lipsiae, cum privilegio. Ein wörtlicher Abdruck dieses Buches erschien zu Leipzig 1594. Von diesem letzteren ist ein Exemplar aus dem Nachlaß meines ehemaligen Lehrers Otto Jahn, der auch den Lotichius als Dichter hochschätzte, in meinen Händen. Es ist geschmückt mit seinem bekannten Exlibris, dem reizenden Bildchen mit der Unterschrift Inter folia fructus, das Ludwig Richter für ihn gezeichnet hatte. Diese 583 Seiten umfassende Ausgabe gibt vier Bücher Elegien, zwei Bücher Carmina, sechs Eklogen, eine Elegie de fructu Danielis, drei Epicedien, ein Epithalamion, einige Briefe in Prosa, sodann die carmina iuvenilia des Lotichius sowie die funeralia seiner Freunde und Schüler. Voraus geht eine Epistola dedicatoria des Joachim Camerarius an Erasmus Neusteter und ein griechisches Lobgedicht auf Lotichius von demselben, den Schluß bildet die 183 Seiten umfassende eingehende und treffliche Vita unseres Dichters von seinem treuen Freunde Joh. Hagen, gleichfalls an


Hosted by Google

Neusteter gerichtet. Von späteren Ausgaben erwähne ich noch die 1754 in Amsterdam in zwei Quartbänden erschienene und mit reichen Anmerkungen versehene des Petrus Burmannus Secundus, von denen der erste Band des Lotichius Gedichte, der zweite nicht nur seine prosaischen Schriften, sondern auch alles auf ihn Bezügliche enthält. Auf sie stützt sich dann die 1773 in Dresden erschienene Ausgabe von Kretzschmar. Die neueste Ausgabe ist die 1840 in Leipzig als erstes Bändchen der Bibliotheca scriptorum ac poetarum latinorum aetatis recentioris selecta von Friedemann. Sie schließt sich an die beiden vorhergehenden an und ist zugleich für die Schule bestimmt.

Noch fehlt eine vollständige Übersetzung der Werke des Lotichius. Goethe hatte 1817 im dritten Hefte 'Über Kunst und Altertum' erinnert, daß es jetzt an der Zeit sei, die lateinischen Dichtungen unserer deutschen Vorfahren zu würdigen und weiter bekannt zu machen. Dadurch angeregt, unternahm Köstlin in Hamburg eine metrische Übersetzung der Elegien des Lotichius nach den metrischen Grundsätzen Fr. Aug. Wolfs, mit dem er im Sommer 1818 in Hamburg verkehrt hatte und nach dem die Trochäen ganz vom Hexameter und Pentameter ausgeschlossen bleiben sollten. Diese Übersetzung wurde erst nach seinem Tode von seinem Schwager herausgegeben und erschien in Halle 1826 mit einem kurzen Lebensabriß des Dichters. Hier eine kleine Probe aus El. II 9, 'Das Mägdlein von Montpellier', die zu dem Reizendsten gehört, was L. gedichtet hat:

Jüngst an beblümetem Berg lustwandelt' ich (wisse denn alles!)
  Wo sich die Aussicht dehnt über den Spiegel des Meers.
Lorbeer, schattige Weiden und Lotos grünten und Ulmen,
  Lotos, Bacchus geweiht, blühete freudig empor.
Dort auf tauigem Gras in der Frühe, von Zweigen verhüllet,
  Las sie Veilchen umher, meine Geliebte, sie selbst.
Staunend späht' ich hinaus, und erstarrt, ein gewurzelter Felsen,
  Ganz im betäubenden Wahn, Liebchen aus Norden zu sehn.
Also, pflückte sie Blumen, erging und neigte sich jene,
  So, gleich dieser geschmückt, trug sie ein weißes Gewand.
Ähnlicher sehen sich nicht Quellkress' und die grünende Münze,
  Ähnlicher schauet sogar Mädchen im Spiegel sich nicht.

Mit das Neueste und Letzte über ihn ist sein Leben und eine Auswahl seiner Gedichte, metrisch ins Deutsche übertragen, von Dr. Aug. Ebrard, Gütersloh 1883. Die 62 Seiten umfassende Lebensbeschreibung ist schön und mit Wärme geschrieben, die Übersetzung von 36 Gedichten, der er eine eingehende Begründung und Rechenschaft über die metrischen und prosodischen Grundsätze, die ihn bei der Übersetzung geleitet haben, anfügt, ist fließend und ansprechend. Als Probe setze ich einige auf die aus Köstlins Übersetzung gegebene Probe folgende Zeilen hierher:

Hosted by Google

Doch wie kam denn sie an diese entlegene Küste?
Woher kam sie und wo lenkte die Reise sie hin?
Ach, mich erfaßte die Furcht, daß sie, die Arme! gestorben
Und ihr Schatten es sei, der dem Entsetzten erschien.
Doch bald löste der grausige Wahn sich in heiteres Labsal,
Als mir die Luft zutrug lieblicher Stimme Getön.
Denn auf schattigem Platze gelagert, sang sie ein Lied sich.
Als mein Ohr es vernahm, kehrte zurück mir der Mut.

Außer der schon erwähnten Biographie von Hagius, in welcher der dem Greisenalter nahe Arzt volle fünf Lustra nach dem Tode seines unvergeßlichen Jugendfreundes dessen Leben beschreibt und darüber selbst wieder zum Jüngling wird, gibt es noch mehrere ältere Lebensbeschreibungen des Lotichius, die ich hier übergehe. Auch haben viele Dichter ihn besungen. In dem im Jahre 1809 erschienenen achten Band des Hallischen Biographen steht eine Lebensbeschreibung von Tzschirner. Die vollständigste und eingehendste Arbeit über ihn lieferte aber 1839 ein Schlüchterner Lehrer Bernstein in dem ersten (und einzigen) Bande der Zeitschrift für die Provinz Hanau, herausgegeben von K. Arnd, die damals auf Subskription erschien und jetzt schwer zu haben ist. Man vgl. auch noch über ihn Henkel, Bremen 1873, eine Programmabhandlung, und Junghans in der Zeitschrift 'Hessenland' 1888. Otto Müller hat in seinem 1870 in Stuttgart erschienenen Roman 'Der Professor von Heidelberg; ein deutsches Dichterleben aus dem 16. Jahrhundert' unseren Lotichius zum Helden seiner Erzählung gemacht und den edeln Charakter mit den leuchtenden Zügen jener Lebensbeschreibung seines Freundes Hagen entlehnt. Der Roman ist lesenswert, aber nicht leicht mehr zu bekommen. Ich konnte ihn nur von der Kgl. Landesbibliothek in Stuttgurt erhalten.

Auch in den Gymnasien könnten, wenn es die Zeit erlaubt, einige der Gedichte des Lotichius wegen ihrer Form und ihres Inhalts mit Nutzen gelesen werden, und so ist es früher wohl auch geschehen. Ich habe in früheren Zeiten meine Schüler mit einigen auf die Weise bekannt gemacht, daß ich ihnen eine möglichst genaue Übersetzung gab und sie nach dieser die lateinischen Verse finden ließ oder diese in Prosa umgesetzt als versus turbati diktierte, die sie dann wieder in die metrische Form umsetzen mußten. Sie fanden sich durch diese Proben in hohem Grade angesprochen. Den Autor konnte ich ihnen, da solche Übungen als häusliche Aufgaben gegeben wurden, natürlich erst später angeben.

Ich schließe mit den schönen Worten aus dem Enkomion des Camerarius auf Lotichius:

χαῖρε, Πέτρ᾽ ὦ φιλόφοιβε, φιλιητήρ, φιλαοιδέ,
αἰεθαλὲς χαρίτων ἀονίδων τε κλέος.

Hosted by Google

MITTEILUNGEN

Die Schule und die Vereine zur 'leiblichen Ertüchtigung' der Jugend

Ist in vergangenen Zeiten vielleicht zu wenig getan worden für die 'körperliche Ertüchtigung' unserer Schuljugend, so scheint einem jetzt des Guten fast allzuviel zu geschehen. Neben dem Turnunterricht hat jede Schule ihre Spielnachmittage, Turnmärsche, Wanderfahrten, Klassenausflüge, Schauturnen und Spielfeste vor den Eltern und Gesamtausflüge; an jeder Schule blühen Turn- und Spielvereine, Wandervereine, Rudervereine[1]). Das Arndt-Gymnasium in Dahlem besitzt schon als Stützpunkt für Wanderungen ein Waldhaus. Die Groß-Berliner Schulen haben alljährlich ihr Barlauf-Wettspiel um den Bismarckschild, die Charlottenburger und die der anderen westlichen Vororte ihre Spielfeste, das Tempelhofer Feld sah sie alle zur Jahnfeier, und die Schülerspielplätze in Eichkamp und auf Westend wimmeln von spielenden Scharen. Dazu kommen Bootsauffahrten und Regatten. Diese Veranstaltungen der Schulen scheinen noch nicht zu genügen; die Turn-, Sport-, Schwimmvereine gliedern sich Abteilungen für Schüler an, die Vereine 'Wandervogel' führen sie weit in die Welt hinein, die Strandkompagnien der Seebäder errichten auch im Binnenlande ihre uniformierten und bewaffneten Bataillone und Regimenter, der Pfadfinderbund breitet sich überall aus, die Bibelkränzchen und Knaben- und Jünglingsvereine bereichern ihr Programm durch Spiel, Sport und Wandern, der Schüler-Abstinentenbund Germania tut desgleichen und der alte und neue Iltis haben ihre begeisterten Mannschaften; mehrere Exerzierschulen drillen ihre kleinen Soldaten, dies allerdings gewerbliche Unternehmungen. Dazu kommen nicht nur als zusammenfassende Organisationen, sondern auch mit eigenen Veranstaltungen die Jugendpflege-Ausschüsse und der Bund Jung-Deutschland.

Wie soll sich die Schule zu diesen Veranstaltungen verhalten? Da ihre Schüler nicht Mitglieder, sondern nur Teilnehmer sind, ist sie ausgeschaltet; sie soll 'die Eltern nur auf Wunsch beraten'. Sie sieht ihre tüchtigsten und begeistertsten Schüler in diese ihr fremden Vereine und Organisationen strömen und den eigenen Veranstaltungen, soweit sie unverbindlich sind, fernbleiben. Bei diesen Schülern tritt neben Schule und Haus ein dritter Erziehungsfaktor, die Vorstände, Turn- und Spielwarte, die Leiter und Führer jener Organisationen. Das Askanische Gymnasium in Berlin hat sich zu helfen gewußt, es hat eine Pfadfinder Kompagnie mit eigenem Protektor und eigenen Führern gebildet und sich mit dieser korporativ dem Pfadfinderbunde und damit dem Bunde

---

[1]) An einem Berliner Gymnasium dienen der körperlichen 'Ertüchtigung': neunzehn Vereine, der geistigen: keiner. Red.


Hosted by Google

Jung-Deutschland angeschlossen, auch sich ein eigenes Heim geschaffen. Die Kaiser-Friedrich-Schule in Charlottenburg hat einen Wanderverein gebildet, dessen Protektor zur Zeit der Herbstparade und des Sedantages fünftägige Fahrten in die deutschen Mittelgebirge, Pfingsten mehrtägige Ausflüge an die Ostseeküste, in den Weihnachtsferien achttägige Rodelfahrten ins Riesengebirge unternimmt und jeden Sonntag eine oder mehrere Gruppen Schüler unter einem bewährten Primaner in die Umgegend Groß-Berlins aussendet. Ein Anschluß an einen der großen Vereine wird zurzeit erwogen. Ein anderer Weg wäre, durch Verhandlungen mit den Vorständen der großen Vereine und Organisationen eine Verbindung zwischen diesen und der Schule herzustellen. In Orten mit einer oder mehreren höheren Lehranstalten geschieht das wohl schon oder läßt sich leicht machen, wenn beiderseits der gute Wille da ist; ein Hand-in-Hand-gehen kann der guten Sache ja nur nützen. In Groß-Berlin ist es für die einzelne Schule schwieriger, mit den vielen Organisationen, an deren Veranstaltungen Schüler aus ihr teilnehmen, direkt zu verhandeln. Aber wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Es wäre schon viel gewonnen, wenn das Lehrerkollegium von Zeit und Ort der einzelnen Veranstaltungen verständigt würde und einzelne Lehrer an ihnen teilnähmen, wenn die Teilnahme der Schüler von der Genehmigung der Schule abhängig gemacht würde, und vor allem, wenn die Leiter und Führer mit der Schule Fühlung suchten und sich dem Direktor und den Oberlehrern, die sich für Spiel, Sport und Wandern interessieren, vorstellten. Vielleicht nehmen die großen Vereine und Organisationen Vertreter solcher Schulen, die mit ihnen in Verbindung treten, in ihre Ausschüsse und Vorstände auf. Es wäre für beide Teile zu bedauern, wenn aus dem bisherigen Nebeneinander kein Miteinander würde.

Nach der Aufzählung dessen, was die Schule unverbindlich, d. h. außer dem Turnunterricht, für die 'körperliche Ertüchtigung' ihrer Schüler tut, könnte es überflüssig erscheinen, daß außer ihr noch von so vielen Seiten das selbe Ziel verfolgt wird. Diese neuen Veranstaltungen haben ja auch in der Tat nichts Neues gebracht; gespielt und gewandert ist an vielen Schulen schon vor ihnen, Schnitzeljagden, Kriegsspiel, ja militärische Exerzitien sind längst dagewesen; neu ist nur die Angliederung an Vereine, das Darum und Daran, wie Uniform u. dgl., die persönliche Teilnahme weiter Kreise, die sich früher um die Schule und ihre Schüler nicht gekümmert haben. Man hat ja auch ursprünglich gar nicht die Schuljugend ins Auge gefaßt, man wollte die Schulentlassenen heranziehen; jetzt ist es fast so, als müßte man der Schüler sich annehmen, weil für sie bisher nichts geschehen sei. Das mag an manchen Orten und zu manchen Zeiten so gewesen sein. Aber die Vorstände und Ausschüsse sollten nicht von den Erfahrungen ausgehn, die sie vielleicht vor Jahrzehnten gemacht haben, sondern sich jetzt einmal die leibliche Ausbildung der Schuljugend durch Besuch des Spielplatzes, der Spielfeste, der Wanderfahrten ansehn, und sie würden der Schule nicht den indirekten Vorwurf der Untätigkeit machen, sondern die Uneigennützigkeit und Opferwilligkeit, den Eifer und die Begeisterung ihrer Lehrer bewundern und eingestehen, daß auch ohne sie viel, a

Hosted by Google

genug geschieht für Spiel, Sport und Wandern der Jugend, soweit sie noch die Schule besucht.

Ja, wenn man darin fortführe, diese Arbeit der Schule zu ignorieren oder gering einzuschätzen, dann könnte sich ein leicht begreiflicher Pessimismus der Lehrerschaft bemächtigen und die Stimmung Platz greifen: 'Warum sollen wir uns weiter mühen? Geben wir doch unsere freiwillige Arbeit auf, lassen wir unsere Schüler alle dahin gehen, wohin man sie ruft; man nimmt uns ja die besten, ohne uns zu fragen.' Doch fort mit diesem Pessimismus! Er dient nicht der Sache; für die 'leibliche Ertüchtigung' der Schüler hat die Schule zu sorgen, und sie wird es tun, um der Schüler willen, ob man ihre Tätigkeit anerkennt oder über sie hinwegsieht und hinweggeht.

Charlottenburg. Zernecke.

Zu den Lehrplänen für Latein und Griechisch an Gymnasien

1. Bedenkt man, daß die Lehrzeit für die beiden alten Sprachen am Gymnasium aus Gründen, wie man meint, mehr zeitgemäßer Allgemeinbildung vermindert werden mußte, so kann kein Verständiger bestreiten, daß Lehrziel und Lehraufgaben in beiden Gegenständen sehr wohl erwogen und durchaus angemessen sind. Und ich füge auf grund eigner und fremder Erfahrungen hinzu, daß noch immer bei ernster Arbeit nach den amtlichen Vorschriften auch verhältnismäßig Anerkennenswertes in lateinischer und griechischer Lektüre und in grammatischer Schulung geleistet wird, und zwar trotz der oft unfreundlichen Stellung der Eltern zu dem Bildungswert der beiden alten Sprachen und trotz der geringen Neigung auch mancher heutigen Schüler. Trotz alledem ist der logische Bildungsertrag der Arbeit in den alten Sprachen und Autoren nach den Lehrplänen vom Jahre 1901 noch durch nichts anderes übertroffen, und üben die alten Schriftsteller noch immer ihre ästhetische und ethische Kraft an den Gemütern der Jugend. Ja, die Zahl der Schüler, die auch im späteren Leben noch mit Liebe ihrer Horaz- und Tacitus-, Homer-, Sophokles- und Platostunden gedenken, ist nicht so gering, wie mancher wohl meint.

Über die Auswahl der Schriftsteller, besonders im Griechischen, kann man ja verschiedener Ansicht sein. Ich für meine Person bedaure immer wieder, daß unter den Lektüreaufgaben für OII nicht die Memorabilien des Xenophon neben Homer und Herodot ausdrücklich genannt sind. Hier macht die Philosophie ihre ersten Schritte, behandelt Themen von allgemeinem ethischen, politischen, religiösen Wert und bedient sich dabei wichtiger logischer Methoden, alles in echt klassischer Einfalt, Schlichtheit, Ruhe.

Auch was die UI und OI betrifft, habe ich einen Wunsch, nämlich den, Aristoteles möchte neben Plato ausdrücklich genannt und empfohlen werden, und zwar nicht seine logischen Schriften — diese würden in Auszügen nur für die Propädeutik in betracht kommen —, sondern Abschnitte aus der Nikomachischen Ethik, aus der Metaphysik und aus de anima.

Hosted by Google

Der Lehrplan für die Gymnasien in Österreich von 1909 ist uns hierin mit gutem Beispiel vorangegangen, indem er geradezu bestimmt, daß auf der obersten Klassenstufe im griechischen Unterricht Proben aus Aristoteles gelesen werden. Auch an guten Führern für die Auswahl von Abschnitten fehlt es seit dem Lesebuche von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff und seit dem Lesebuche aus Aristoteles mit Erläuterungen von Gustav Schneider wahrlich nicht. — Ich bemerke nur noch, daß ich als junger Direktor in einer Zeit, wo die philosophische Propädeutik noch betrieben wurde, doch daneben privatissime mit meinen Primanern Teile aus der Nikomachischen Ethik gelesen habe, zur Freude und zum Gewinn aller Beteiligten, mich eingeschlossen. Neben Plato, dem ethisch erwärmenden Dialektiker und Wahrheitssucher, möge also an der Geistes- und Herzensbildung unserer Gymnasialjugend Aristoteles wirken, der Schritt für Schritt zu klaren, sichern Ergebnissen führt und ebenso ideal gerichtet ist wie er für das Leben und für wissenschaftliche Arbeit Wichtiges und Tüchtiges darbietet!

2. Unter der Überschrift 'Allgemeines Lehrziel' wird sowohl bei Griechisch wie bei Lateinisch verlangt: 'Einführung in das Geistes- und Kulturleben des Altertums'. Diese Einführung soll im Griechischen aus der 'Bekanntschaft mit einigen nach Inhalt und Form besonders hervorragenden Literaturwerken' erwachsen, im Lateinischen 'aus dem Verständnis der bedeutenderen klassischen Schriftsteller Roms', also hier wie dort aus der begrenzteren oder umfangreicheren Lektüre. — Sehr gut! Aber die Voraussetzung des Gelingens sind entsprechend vorgebildete Lehrer, also Lehrer, die selbst gründlich bekannt sind mit dem Geistes- und Kulturleben der Griechen und Römer. Solche kommen nicht immer von der Universität und aus der Staatsprüfung. Die Ausbildung der Altphilologen und ihre Prüfung für das höhere Lehramt ist ersichtlich auf den verschiedenen Universitäten sehr verschieden. An mehr als einer wird zu wenig Gewicht auf die Dinge des Gebiets gelegt, das man mit 'Altertumskunde', 'Antiquitäten' bezeichnet. Auch in der Staatsprüfung wird oft zu wenig nach Staats- und Privataltertümern, nach Sitten und Gebräuchen u. dgl. gefragt; ja mancher Kandidat kann nicht einmal über Wohnung und Kleidung der Alten Aufklärung geben. Es sollte, mein ich, allgemein, d. h. an allen Universitäten, in der Staatsprüfung der Nachweis vorläufig ausreichenden Wissens auch über die Ideen und Realien verlangt und geführt werden, die neben dem Schrifttum recht eigentlich 'das Geistes- und Kulturleben' des Altertums ausmachen. Die Philologie auf den Universitäten hat ja unzweifelhaft immer mehr sich dazu herbeigelassen, bei der Durchbildung der jungen Männer nicht bloß den jungen Gelehrten, sondern auch den jungen Lehrer im Auge zu haben. Es darf erwartet werden, daß sie überall auch das bedenkt, daß der junge Philologe auch eine befriedigende Kenntnis nicht bloß des literarischen Lebens, nicht bloß der metrischen Kunst u. dgl., sondern überhaupt des antiken Geistes- und Kulturlebens gewinnen und nachweisen muß.

Groß-Lichterfelde. Leuchtenberger.


Hosted by Google

△ Über den internationalen Schülerbriefwechsel entnehmen wir einem Aufsatze in der Sonntagsbeilage der Voss. Ztg. v. 29. Dez. 1912 einige Angaben.

Die Leitung dieser seit 1897 bestehenden Einrichtung liegt in den Händen von Professor Martin Hartmann in Leipzig (Fechnerstr. 2).

Nach seinem letzten Jahresbericht haben bisher 34575 Personen aus Deutschland und Deutsch-Österreich um Adressen französischer, englischer und amerikanischer Korrespondenten gebeten. Im Jahre 1910/11 sind aus dem deutschen Sprachgebiete 3181 Anmeldungen eingegangen, und zwar entfielen davon 1775 auf Englisch und 1406 auf Französisch. Versandt wurden an Deutsche 2558 Adressen, und zwar 1916 englische und 642 französische.

Ein französischer Seminarlehrer bedauert, daß der schön und lehrreich begonnene Briefwechsel in geistlosem Ansichtskartentausch versande. Im allgemeinen bestätigen die französischen Lehrer und Lehrerinnen, daß sie mit der von ihnen vermittelten Auslandskorrespondenz ihrer Zöglinge gute Erfahrungen gemacht haben.

Entsprechend der stärkeren Nachfrage und dem größeren Angebot in bezug auf den Schülerbriefwechsel mit den Ländern englischer Zunge, steht den deutschen neusprachlichen Lehrern hier eine größere Erfahrung zu Gebote. Allerdings stand die englische Lehrerschaft bis 1910 unserer der 'Verständigung' (im doppelten Sinne!) dienenden Einrichtung ziemlich gleichgültig gegenüber: auf ein an 200 der namhaftesten höheren Schulen Großbritanniens gerichtetes Rundschreiben sind bei der Leipziger Zentralstelle 1910/11 ganze 52 Adressen eingelaufen, von denen die größere Hälfte (34) auf einen einzigen Lehrer, Mr. G. Hein in Aberdeen, einen geborenen Deutschen, entfällt. Bei der letzten Preisverteilung an der Girls' High School daselbst stellte der Stadtschulrat, Rev. James Smith, fest, daß diese Anstalt die einzige des Inselreiches sei, deren Schülerinnen seit dreizehn Jahren mit deutschen Altersgenossinnen korrespondieren. Doch in keinem der in Frage kommenden Länder herrscht so rege Nachfrage nach dem Briefwechsel mit der deutschen Jugend wie in Nordamerika. Hier entfalten die Lehrer — und noch mehr die Lehrerinnen — einen ungewöhnlichen Eifer für unser Unternehmen. Es gibt kaum eine amerikanische Stadt, und sei sie noch so klein, von der sich nicht ein Faden der Freundschaft nach Deutschland herüberspönne. Da die Leipziger Hauptleitung, bei der die Anmeldungen erfolgen, in der Regel Großstadtkinder mit Kleinstadtkindern korrespondieren läßt, so werden z. B. den Berlinern die kleinen und mittleren amerikanischen Städte der Vereinigten Staaten geläufiger als die großen. Aber ob Großstadt, ob Kleinstadt, überall lebt drüben der Wunsch, Deutschland und seine Eigenart kennen und verstehn zu lernen. Die Schwierigkeit, wenn nicht Unmöglichkeit, einander zu besuchen — obwohl es auch an Einladungen von drüben nicht fehlt —. begünstigt einen so lebhaften Gedankenaustausch, daß amerikanische Briefe von 16—24 Seiten Länge keine Seltenheit sind. Fast jedem Brief von dort ist ein kleines Geschenk beigefügt: ein Taschentuch, eine Halskette, ein Geldstück, ein Album, Noten, Bücher, Photographien (meist in künstlerischer Ausführung) usw.

Wie in Frankreich und England, so übertrifft auch in Amerika die weibliche Jugend die männliche hinsichtlich der Stetigkeit, Ausführlichkeit und Herzlichkeit des Briefschreibens. Die High School mit ihren vier Jahreskursen, die Fächer, die dort zur Wahl stehen, die Schlußprüfung, das Abschiedsfest, die drollige Feier des St. Valentinstages (14. Februar), an dem die Freunde einander durch anonyme Spenden überraschen, die deutschen Kränzchen mit dem Wahlspruch 'Deutschsein heißt arbeiten', in denen sich die amerikanische Schuljugend zur Pflege der deutschen Sprache und Literatur vereinigt, die sich immer mehr einbürgernde Weihnachtsfeier nach deutscher Art, das stolze, freie amerikanische Nationalgefühl, unser Kaiser — über all diese Themata plaudern die amerikanischen Schüler ebenso artig wie ihre Eltern und anderen Angehörigen. Leider begegnen wir hierbei der betrübenden Tatsache, daß Kinder von Deutsch-Amerikanern so völlig amerikanisiert sind, daß ihnen deutsche Art und Sprache als etwas Fremdes, Exotisches erscheint! Von irgendwelcher Anhänglichkeit an die Heimat

Hosted by Google

der Ahnen keine Spur: Amerika und wieder Amerika.

Dennoch merkt man jedem Briefe aus Amerika an, daß die Absender etwas lernen wollen, nicht nur kulturell, sondern auch sprachlich. Jeder Brief von dort schließt mit dem Ersuchen, der Empfänger möge die Fehler berichtigen, wie ihrerseits die Amerikaner ihre Freunde auf deren Fehler aufmerksam machen. Gewöhnlich schreiben die Schüler die Entwürfe ihrer Briefe in ein Heft, korrigieren die Entwürfe nach dem Empfange des fremden Briefes und tragen den gewonnenen Wort- und Phrasenschatz in ein besonderes Heft ein. Auf diese Weise wird mit der Zeit eine ziemliche Gewandtheit im schriftlichen Gebrauch der fremden Sprache erzielt.

Obwohl es den jungen Leuten zur Pflicht gemacht wird, die Korrespondenz mindestens ein Jahr lang durchzuführen, so schläft doch etwa ein Drittel der Freundschaften, die der internationale Schülerbriefwechsel angebahnt hat, infolge geistiger Ungleichheit der Partner, Lässigkeit oder Gleichgültigkeit noch vor Ablauf dieser Frist wider ein. Doch erhält man auf Wunsch eine neue Adresse durch die Zentralstelle; Schüler nur durch Vermittlung ihrer Lehrer. Den Adressen wird eine gedruckte Anweisung zur Handhabung des Briefwechsels beigegeben.

---

s Eine griechisch-lateinische Morgenstunde im K. Schauspielhause zu Berlin. *Τηλεμάχου ἐπάνοδος εἰς Ἰθάκην* und Ciceros *Quousque tandem* von einem Meister der Sprechkunst einer tausendköpfigen Versammlung braunlockiger und ergrauter Humanisten aus dem Gedächtnis vorgetragen, das war ein Ereignis. Der Oberregisseur des K. Opernhauses Georg Droescher sprach die Homerverse um Rhythmus und Hauptzäsuren ziemlich unbekümmert, aber mit feinem Gefühl für die Silbenquantität und mit einer vielleicht übertrieben sauberen Trennung der Wörter. Seine wundervolle Artikulation der Konsonanten brachte auch die schwierigeren Positionslängen prächtig heraus. Daneben klang nicht selten höchst wirksam die Melodie der Sprachakzente hindurch, *ἀσφαλέως*: 𝅗𝅥 ♩ ♩ 𝅗𝅥. Leider wurden, was freilich auch auf unsern Kathedern die Regel ist, die Graves ebenso behandelt. Zweifellos berechtigt ist es, die Formelverse, wie namentlich die formelhaften Einführungsverse der Reden, im Ton ein wenig von diesen Reden abzuheben. Aber hier ward stellenweis allzu dramatisch gemimt. Und zweifellos unhomerisch ist es, gleichgültigere Verse in Joseph Kainzischer Art herunterzurasseln. So wird ja der Philologe noch manchen Vorbehalt zu machen haben, und dennoch mit Freude bekennen: das Ganze lebte, und wenn es ein neues Leben lebte, so war es eben etwas weit Wertvolleres als eine korrekte Schulleistung, es war eine Renaissance.

Weniger gelang es dem norddeutschen Rezitator mit Ciceros erster Catilinaria. Um sie einigermaßen glaubhaft rollen und dröhnen zu lassen, müßte man mindestens aus dem Nassauischen sein. Aber einen desto mächtigeren Eindruck machten einige dramatische Stellen, so besonders das feierliche Gebet: *Tum tu Juppiter*... Wohl haben wir Wichtigeres zu treiben als Phonetik, Rhetorik und Mimik; aber so unanständig uns über sie hinwegzusetzen, wie wir pflegen, das brauchten wir gerade nicht.

---

s Reformen in der Schulaufsicht stehen seit einiger Zeit auf der Tagesordnung und werden so bald nicht daraus verschwinden. Ministerialdirektoren, Präsidenten und Direktoren vom Oberpräsidium getrennter Provinzial-Schulkollegien aus der Zahl der Schulmänner! — diese und ähnliche Forderungen finden sich eingehend begründet von dem jetzt im Ruhestand lebenden WGORR Dr. Brandi im Oktoberheft der Preußischen Jahrbücher 1912 und kurz skizziert im sog. Deutschen Philologenblatt vom 16. Oktober 1912.

Wenn vielfach auf eine starke Vermehrung der Schulräte gedrungen wird, so ist noch die Frage, ob dies gerade ratsam sein würde. Aber ob nicht den Schulräten wie den Direktoren etwa ständige Assistenten und Schreibhilfen gegeben werden könnten, damit sie selber mehr zu dem kämen, wozu sie da sind, zum Raten und zum Dirigieren, das wäre vielleicht zu erwägen. Und wem es überall auf den Gelehrten-

Hosted by Google

schulen außer um Spiel und Sport und sog. allgemeine Bildung auch um Hebung des wissenschaftlichen Geistes zu tun ist, der wird am Ende noch andere Vorschläge zu machen haben.

Der Gedanke eines „Generalschulmeisters“, wie ihn zur Zeit der Popularität des Generalpostmeisters Stephan, also schon vor einem Menschenalter, ein witziger Kopf in die Welt setzte, scheint allmählich seiner Erfüllung entgegenzureifen.

---

s Der neue Kandidatenerlaß des preußischen Unterrichtsministers (vom 2. Januar 1913) enthält einige überaus wichtige Bestimmungen. So unter 2: “Die Verlängerung der Seminarzeit um ein halbes oder ganzes Jahr ist stets anzuordnen, wenn das Ergebnis des ersten Seminarjahres nicht zweifellos befriedigte. Falls ein Kandidat auch nach einem zweiten Jahr, das an einer andern Seminaranstalt abzulegen ist, nicht die Aussicht bietet, daß er ein brauchbarer Lehrer werden kann, so ist ihm endgültig die Zulassung zum Probejahr zu versagen. Die Direktoren der pädagogischen Seminare und die mit der Ausbildung der Kandidaten beauftragten Lehrer sind anzuweisen, sich bei ihrem gemeinsam abzugebenden Urteil nicht durch unzeitige Milde leiten zu lassen, sondern bei jedem Kandidaten ernst die Frage zu prüfen, ob er für fähig und würdig erachtet werden kann, später das wichtige Amt eines Oberlehrers zu übernehmen.”

Ähnliches unter 3 über das Probejahr, das nötigenfalls auch um ein ganzes Jahr zu verlängern ist. “Hat auch diese Verlängerung des Vorbereitungsdienstes nicht zum Ziele geführt, so ist dem Kandidaten endgültig die Anstellungsfähigkeit zu versagen.”

Dann unter 5: “Manche Zeugnisse der Kandidaten des höheren Lehramts entsprechen zwar den Mindestforderungen der Prüfungsordnung vom 12. September 1898, die Zusammenstellung der Lehrbefähigungen ist bei ihnen aber derart, daß ihre ersprießliche Verwendung im praktischen Schuldienst in Frage gestellt wird. Dies trifft besonders zu, wenn nur eine Lehrbefähigung für die erste Stufe in einem Fach nachgewiesen ist, das in den oberen Klassen mit geringer Stundenzahl oder überhaupt nicht vorkommt.”

Unter 6 und 7 folgen neue Bestimmungen über Fälle, in denen bei Anstellungen an staatlichen oder vom Staat verwalteten Schulen von der Anciennität der Kandidaten abzusehn sei: “bei mangelhafter Bewährung” und “bei Schulen besonderer Art” (namentlich Alumnaten).

Endlich wird von neuem betont, daß bei Berufungen möglichst auch die Direktoren zu hören sind.

Lauter heilsame Folgen des Kandidatenzudrangs! und, wie aus dem fünften Absatz ohne weiteren Kommentar hervorgehn mag, wird demnächst wohl auch eine Revision der Bestimmungen für die Staatsprüfung der Oberlehrer zu erwarten sein.

Schwieriger wird es sein, die Bestimmungen über Pensionierung früh verbrauchter Oberlehrer den Gepflogenheiten etwa des Kriegsministeriums einigermaßen anzugleichen. Denn das würde Geld kosten, viel Geld.

Berichtigung.

Die Anmerkung B. LXVI (1912) S. 725, 1 gehört — den letzten Satz (G. Schneider, Lesebuch aus Aristoteles' usw.) ausgenommen — zur vorhergehenden Seite 724 (als Anm. 2). — S. 725 Text a. E. lies: **woran** st. werden, S. 725 (Anm. 2) a. E.: O. Apel**ts** st. O. Apels, S. 723: Thuk. 6, **14** st. 16.

Hosted by Google

ANZEIGEN

1) Karl Reinhardt, Die schriftlichen Arbeiten in den preußischen höheren Lehranstalten. Berlin 1912. Weidmannsche Buchhandlung. 109 S. 8. geh. 2 ℳ.

Es kann unmöglich die Aufgabe des Rezensenten sein, den Inhalt dieser bedeutsamen Schrift widerzugeben. Denn es läßt sich kaum annehmen, daß irgendein Kollege oder Fachmann das Werk nicht gelesen hätte. Ist doch der Zweck der Veröffentlichung, zu dem Erlaß vom 21. Oktober 1911, der die Lehrer an den höheren Lehranstalten, und nicht bloß sie allein, so überrascht und so verschiedenartige Aufnahme gefunden hat, Erläuterungen zu geben, für die zwar der Verf. die Verantwortung allein trägt, in denen er sich aber 'eins weiß mit den Grundanschauungen, die in der Unterrichtsverwaltung maßgebend sind'. Es würde doch von einer sonderbaren Berufsauffassung zeugen, wenn irgendein Lehrer noch keine Kenntnis von dieser Schrift haben sollte. Pflicht der Direktoren wird es sein, immer wider auf die reiche Fülle methodischer Winke und praktischer Vorschläge aufmerksam zu machen, die R. in diesem Buche bietet. Und dabei bietet sich alles so wenig anspruchsvoll, daß man dem freundlichen Mahner und Warner gern und dankbar folgt. Es soll ja nur gezeigt werden, 'wie man es machen kann, nicht wie man es machen muß'. Und wie wenig selbstbewußt und von oben herab klingt das Schlußwort: 'Der Verf. ist sich bewußt, in dem Vorstehenden nichts gesagt zu haben, was nicht schon von anderen gesagt ist und an manchen Schulen geschieht. Es ist in der Pädagogik wie mit dem Predigen: wenn man verbieten wollte, auszusprechen, was bereits gesagt ist und mancherorts, im stillen Kämmerlein, geübt wird, so müßten alle verstummen.' Ein Prediger, der stets wettert und donnert, wird bald keine Zuhörer mehr haben. Hier aber haben wir die Predigt eines freundlichen, wohlmeinenden Mannes, der die Fehler und Gebrechen nicht lediglich tadelt, sondern nicht müde wird, Wege, Mittel und Beispiele anzugeben, wie man diese Fehler beseitigt, die Gebrechen behebt und sich immer mehr aus der Unvollkommenheit zu einem vollkommenen, oder doch der Vollkommenheit zustrebenden Lehrer und Erzieher erhebt.

Der Verf. beginnt mit einem historischen Abschnitt über die Entstehung des sogenannten Extemporales; mit Recht wird gesagt des sogenannten Extemporales, denn in Wahrheit verdiente diese Art schriftlicher Übung, wie sie vielfach tatsächlich geübt wurde, den Namen gar nicht mehr. Dieser historische Überblick über die Entstehung und Entwicklung des sog. Extemporales wird dem, der sich in der Geschichte

Hosted by Google

des Unterrichts nicht genügend umgesehen hat, zu seiner großen Überraschung den Beweis erbringen, 'daß nichts unrichtiger ist, als zu glauben, es sei eine alte, ehrwürdige, durch die Jahrhunderte gewissermaßen geheiligte Einrichtung'. Nein, die ist es nicht, aber daraus folgt noch nicht, daß das Extemporale verwerflich ist oder eine Einrichtung, wie sie nach der am 22. April im Abgeordnetenhause gehaltenen Rede des Herrn Ministers und auch nach Reinhardts Zugeständnis 'eine große Reihe von Schulen in verständiger Weise geübt hat', von Grund aus beseitigt werden mußte. Daß es früher ohne Extemporalien gegangen ist, steht jedenfalls fest, ja unter bestimmten Voraussetzungen geht es auch jetzt noch. Indes seit mit dem wirtschaftlichen und politischen Aufschwung Deutschlands und mit dem Ausbau des Berechtigungswesens der Andrang zu den höheren Schulen immer stärker wurde, seit die Schule immer mehr aufgesucht wurde von einer Masse, die sich gar nicht zum Studium, dem alten eigentlichen Ziel des Gymnasiums, eignete, mit dem massenhaften Anschwellen der Klassen also beginnt die allgemeine Verwendung des sog. Extemporales, eben als eines Mittels zur Beherrschung der Massen. Denn das ist doch eine unbestrittene, weil unbestreitbare Tatsache, daß es sehr viel schwerer ist, aus dem mündlichen Unterricht allein ein zuverlässiges, unantastbares Urteil über einen Schüler zu gewinnen, ganz abgesehen von der sonstigen Bedeutung der Extemporalien, die auch R. zugesteht, insofern sie dem Lehrer ein gutes Mittel geben, den Wert seiner Methode zu prüfen, aber auch den Willen der Schüler zu stählen und ihren Eifer anzuspornen. Für die gerechte Beurteilung der Schüler freilich hält R. die Prüfungsarbeiten nicht 'unter allen Umständen' für nötig. 'Der Lehrer steht doch eine lange Zeit in lebendigem Verkehr mit den Schülern, er beobachtet fortwährend ihre mannigfachen schriftlichen und mündlichen Leistungen. Wenn er daraus nicht die genügende Klarheit über sie gewinnt, so können auch einige Prüfungsarbeiten sie ihm nicht geben, mögen es mehr oder weniger sein.' Das wird man nicht ohne weiteres unterschreiben können. In der Praxis kommt es häufig vor, daß ein Lehrer nur kurze Zeit im Verkehr mit seinen Schülern stand; oft lehnen es ganze Kollegien in Konferenzen ab, in so kurzer Zeit über den neuaufgenommenen Schüler X. ein abschließendes Urteil zu fällen; daß man aus einer größeren Zahl schriftlicher Arbeiten, ob man sie Übungs- oder Prüfungsarbeiten nennt, ist gleichgültig, ein sichereres Urteil gewinnt als aus einer kleineren Zahl, ist fraglos, und die fortwährende Beobachtung eines Schülers in größeren Klassen erfordert eine reife Erfahrung und ein sicheres Urteil, wenn man genügende Klarheit über jeden Schüler gewinnen will, zumal eben der gewissenhafte Lehrer nicht bloß auf die intellektuellen Fäkigkeiten und den Standpunkt seiner Kenntnisse zu achten hat, sondern auf die ganze Art seines Schülers, seinen Charakter und die Ausbildung des Charakters. Wie schwer das ist, weiß jeder wirklich erfahrene Pädagoge.

R. wendet sich gegen das merkwürdige, durch nichts zu rechtfertigende Mißtrauen in die Urteilskraft der Lehrer an unsern höheren Schulen, gegen den Vorwurf subjektiver Willkür, und wir danken ihm für

Hosted by Google

diese Anerkennung, aber wird dieses Mißtrauen aufhören, werden diese Vorwürfe schweigen jetzt, wo die Prüfungsarbeiten zum größten Teil beseitigt sind? Ich kann es mir nicht denken, habe auch schon ähnliche Äußerungen von Eltern vernommen, doch wir wollen noch Erfahrungen sammeln. Daß in den mittleren Klassen die wenigen Klassenarbeiten, die noch gestattet sind, kein Maßstab für die Beurteilung der Schüler sein können, liegt auf der Hand, für den verständigen Lehrer war es auch die größere Zahl der früheren nicht, wenigstens gaben sie nicht den Ausschlag, aber sie boten doch ein wesentliches Korrelat der mündlichen Leistungen, insofern hier der Lehrer auf die Schüler, die schriftlich mehrfach oder überwiegend schwächer waren, veranlaßt wurde ein wachsames Auge zu haben, sie mündlich stets und genau zu beobachten, dort wieder bessere schriftliche Leistungen eines mündlich sich schwächer zeigenden Schülers die Aufmerksamkeit auf diesen lenkten. Jedenfalls wird der Lehrer, dessen Urteilskraft schwach ist — und es gibt doch auch solche, und nicht wenige — noch haltloser werden, und ein Verfahren, das schon früher oft gegeißelt ist, wird wahrscheinlich noch mehr Platz greifen, nämlich das Bewerten jeder mündlichen Leistung eines Schülers im Notizbuch des Lehrers, auf Grund dessen dann vom Lehrer die Prädikate für die Zeugnisse gegeben und die Auskunft an die Eltern bei gelegentlichen Besuchen erteilt werden. Sollte das nicht auch hier und da dahin führen, daß die Prädikate von einem schwachen Lehrer über die Maßen gut ausgestellt werden? Die Neigung dazu ist bei vielen vorhanden, jede Versetzungskonferenz, jede Konferenz über die Zulassung der Abiturienten zeigt aufs neue, daß es solche Lehrer gibt, die nie nein sagen können. Man spricht von Winkelgymnasien, auf denen nichts geleistet und die Schüler durch alle Klassen, auch durch das Examen geschoben werden. Wird dem in Zukunft nicht Vorschub geleistet? Die Befürchtung, daß die Leistungen herabgehen werden, ist jedenfalls oft ausgesprochen worden. Beabsichtigt ist sie nicht, und der Minister hat noch am 11. Mai 1912 im Herrenhaus scharf betont, es solle bei den Versetzungen eine 'strenge Siebung' stattfinden und nur der aufsteigen, 'der befähigt ist, dem Pensum in der höheren Klasse zu folgen'. Hoffen wir, daß diese Worte des Ministers überall befolgt werden, dann werden die ausgesprochenen Befürchtungen nicht eintreffen! Das Ziel soll ja nicht geändert werden, nur andere Mittel verwendet werden.

Der Hauptmangel in dem bisherigen System liegt nach R. darin, daß zwischen Übungsarbeiten und Prüfungsarbeiten nicht unterschieden wurde und Übung und Prüfung zusammenfiel, und nun zeigt er, wie in Zukunft die schriftlichen Arbeiten zu gestalten sind, denn ihnen kommt ein hoher Wert zu 'wie für die Erziehung so für die Beurteilung des ganzen Menschen', und sie bilden einen 'sehr wichtigen Teil der Gesamtbemühung der Schule. Aber auch der mündliche Unterricht geht nicht leer aus, er ist und bleibt ja die Hauptsache, mit ihm sind die schriftlichen Arbeiten innig verbunden, aus ihm wachsen sie ja heraus. Es ist eine Freude, ein wahrer Genuß, diese Fülle von Winken, Ratschlägen und Anregungen zu lesen, die R. gibt, den Unter-

Hosted by Google

richt frischer, lebendiger, zweckmäßiger und erfolgreicher zu gestalten. Das ist alles so schön und herrlich, wenn auch nicht immer neu, daß das alles eigentlich längst hätte befolgt werden müssen und gar nicht mehr gesagt zu werden brauchte. Besonders dankbar werden die Anhänger des alten Gymnasiums dem früheren Direktor des Reformgymnasiums sein für seine wackere Verteidigung des Skriptums im Abiturientenexamen und für die Betonung des Wertes, den die gründliche Erlernung des Lateinischen für die allgemeine Sprachbildung hat. Darum wird er auch nicht müde, gerade für die Hebung des lateinischen Unterrichts gute Ratschläge zu erteilen. Auch was er über die Förderung der Kunst 'zusammenhängender und wirkungsvoller Rede' schon auf der Schule sowie über die 'wahre Arbeitsgemeinschaft' vorbringt, verdient volle Zustimmung.

Aber es ist unmöglich, all das Schöne und Wertvolle hervorzuheben, das dieses pädagogische Schatzkästlein birgt, es ist unmöglich und unnötig, denn das Buch muß jeder Schulmann gelesen haben, und er muß es nicht nur einmal lesen, sondern immer wieder, und nicht bloß lesen, sondern die Winke und Ratschläge beachten und betätigen, sie nicht bloß behalten, sondern 'in Tat und Wirklichkeit umsetzen'. Ich gehöre zu denen, die in dem Extemporaleerlaß keine Besserung sahen, habe selbst in dieser Zeitschrift mich dagegen erklärt, aber beim widerholten Lesen des Reinhardtschen Buches bin ich beruhigter, zuversichtlicher geworden, meine Bedenken sind nicht ganz zerstreut, aber doch wesentlich beschwichtigt, und ich habe die Hoffnung, daß, wenn wir das in uns gesetzte Vertrauen rechtfertigen und im Sinne Reinhardts nach bestem Wissen und Gewissen im Gefühl der uns obliegenden Verantwortung unsere Pflicht tun, daß dann unsere Tätigkeit auch von reichem Segen begleitet sein wird, auch ohne Extemporale. Und so wünsche ich denn, daß die Gedanken und Anregungen auf ein fruchtbares Land fallen mögen und eine reiche Ernte bringen mögen zum Segen unserer Schule, unserer Jugend, unseres Vaterlandes.

Das Buch gehört auf den Arbeitstisch jedes Kollegen, einmal an sich um seines Inhalts willen, dann aber auch, weil der Ertrag für die Althoffstiftung bestimmt ist.

2) Handbuch für Jugendpflege. Herausgegeben von der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge. Schriftleitung: Fr. Duensing-Berlin. Erste Lieferung. Langensalza 1912, Hermann Beyer u. Söhne. VIII u. 64 S. 8. 0.80 ℳ.

In unsern Tagen, wo infolge des Aufrufs der Regierung in Preußen und anderen Bundesstaaten in regem Wetteifer die staatlichen, kirchlichen und Gemeindebehörden, Offiziere, Lehrer und Privatpersonen der verschiedensten Stände voll Eifer und Hingebung an dem großen Werk der Jugendpflege sich betätigen, ist die Ausbildung der Jugendleiter und Jugendpfleger eine Frage von der allergrößten Wichtigkeit. Sorgt die Staatsregierung dafür durch Einrichtung von Turn- und Spielkursen der Landesturnanstalt und haben vereinzelt Jugendpflegeorganisationen Kurse für andere Teilaufgaben der Jugendpflege abgehalten, so soll das jetzt

Hosted by Google

erscheinende Handbuch, von dem die erste Lieferung vorliegt, ein praktischer Ratgeber sein für alle Fragen der Praxis und zugleich das literarische Mittel zu eigener Weiterbildung. Es soll eine Übersicht über die gesamte Theorie und Praxis der heutigen deutschen Jugendpflege bieten in einer Form, daß jeder in der Lage ist, das gerade für seine Verhältnisse Richtige zu wählen, Anschluß und Förderung bei andern Organisationen zu finden, technische Hilfsmittel und die Art ihres besten Bezuges kennen zu lernen.

Die erste Lieferung bietet einen Überblick über den 'Lebens- und Bildungsstand unserer heutigen Jugend'. Da wird gehandelt von der jugendlichen Landbevölkerung, dem jugendlichen Arbeiter der Großstadt, dem Großstadtmädchen der unteren Klassen, dem Bürgersohn, der Bürgertochter, von dem Gymnasiasten und Studenten und von der höheren Tochter, und man muß zugeben, daß die einzelnen Abschnitte mit Liebe und Wärme aus tiefer Kenntnis der Verhältnisse heraus geschildert sind. Besonders treten diese Vorzüge in dem Aufsatz des Pfarrers Jaeger über den jugendlichen Arbeiter der Großstadt hervor.

Die Leser dieser Zeitschrift interessiert in erster Linie der Abschnitt: 'Der Gymnasiast und Student' von Prof. Dr. Curtius in Erlangen. Curtius wirft zunächst die Frage auf, wie das normale Produkt unseres staatlichen Unterrichts aussieht, wenn es das Gymnasium verläßt. Die Antwort — sie kann nur radikal sein, meint C. — lautet: 'Der Gymnasiast, wie wir ihn heute haben, gehört keinem geschlossenen Denken, keiner einheitlichen Charakterbildung, keinem physischen Typus an.' Die Schuld tragen allerdings zunächst die Lehrpläne, 'denn der Gymnasiast soll nach der Weisheit der Lehrpläne an allem teilhaben, von jeder Strömung des modernen Lebens erfaßt werden, ein universell ausgebildetes Individuum sein. In Wirklichkeit sind wir aber so weit, daß der Universitätslehrer, der heute mit den vom Gymnasium Entlassenen zu arbeiten anfängt, sich gewöhnt, was als sicheren geistigen Besitz seiner Seminaristen vorauszusetzen? Nichts'. So lautet wörtlich der Satz des Herrn Professors, der wenige Zeilen später die traurige Feststellung mitteilt, die er bei den Mitgliedern seines archäologischen Seminars, fast nur klassischen Philologen, gemacht hat: 'Es ist nur die Kenntnis einer einzigen Sprache vorhanden: die des Deutschen. Die mündliche oder schriftliche Beherrschung dieser Sprache ist den meisten nicht möglich.' Wie C. zu dieser Feststellung gelangt ist, sagt er nicht. Wahrscheinlich auf Grund schriftlicher und mündlicher Erörterungen seiner Studenten. Genügten diese aber zu einer solchen Verallgemeinerung des Urteils? Weiß C. nicht, daß im Abiturientenexamen auf den deutschen Aufsatz der allergrößte Wert gelegt wird. Oder sollte es in Bayern anders sein? Kaum! Der Wert der ‚Feststellung' verliert erheblich, wenn man die andern, gleich dahinter stehenden zum Vergleich heranzieht: 'Von der Kenntnis der Geschichte scheint das 19. Jahrhundert von vornherein ausgeschlossen zu sein.' Vielleicht bemüht sich der Herr Professor einmal in ein oder das andere humanistische Gymnasium, um sich den heutigen Geschichtsbetrieb anzusehen. Die Zeit, wo der Unterricht in der Geschichte nur bis 1815 geführt wurde, ge-

Hosted by Google

hört längst der Vergangenheit an, jener Zeit vielleicht, in der er selber Gymnasiast war, heute kommt in der Oberprima auf das 19. Jahrhundert etwa rund ein halbes Jahr, der Unterricht bildet den Hauptteil, den Höhepunkt des Geschichtsunterrichts überhaupt, und wenn nun bei den 'Studienobjekten' des Herrn C. wirklich das 19. Jahrhundert ausgeschlossen gewesen zu sein 'schien', so hat ein entweder nicht ausreichend umfangreiches oder ein durchschnittlich minderwertiges Material den Professor hier zu einem Urteil verleitet, das er bei einigem guten Willen leicht revidieren kann. Er wird dann zu seiner Freude auch die Feststellung machen, daß die 'elementarsten Begriffe der Staatslehre, des Privatrechts, der Wirtschaftsgeschichte' nicht vollständig fehlen, freilich man muß da auch nicht zu viel verlangen. Daraus ergibt sich aber klipp und klar, daß die Erfahrungen, die C. gemacht haben will oder hat und für deren Richtigkeit er sich auf andere Universitätslehrer beruft, nicht typisch sind, trotz seiner Behauptung es nicht sein können, weil sie den Tatsachen widersprechen. Wie kann man da von einem 'Ruin des heutigen Gymnasiums' sprechen? Und merkt C. gar nicht den Widerspruch, wenn er als Ergebnis der neunjährigen Arbeit des Gymnasiums doch eines voller Freude feststellen kann: 'immer noch eine allgemeine Zucht und Übung des Verstandes Zusammenhängendes leichter zu überschauen und anzuordnen, einzelnes in der Prägnanz des Problems schärfer herauszuarbeiten, kurz ein elastisches, sachliches, ökonomisches Arbeiten des begrifflichen Denkens, man könnte auch sagen eine mehr philosophische Erziehung des Geistes, als sie andere Gattungen von Mittelschülern besitzen'. Ja, ist das nicht das Größte, was eine Schule leisten kann? Der Verf. selber preist diese formale größere Gewandtheit des Geistes als das wichtigste Ergebnis der von den modernen Realisten so bekämpften formalen Bildung. Sie allein befähigt den Gymnasiasten, oft in sehr rascher Entwicklung nachzuholen, was die 'ruinierte Schule' nicht mehr an ihm leisten konnte. Was muß denn der Gymnasiast nach der Schule noch nachholen? Warum ist die Schule ruiniert? Nun! Die Ausbildung des Charakters ist vernachlässigt. Die Schule hat nicht die Zeit dazu, hat weder die Möglichkeit noch den nötigen Einfluß auf die Schüler. Den Beweis dafür findet C. dadurch erbracht, daß die Lehrer des Gymnasiums nicht unter dem Gesichtspunkt ausgesucht werden, daß sie ein Programm zur Ausbildung von Persönlichkeiten, von Charakteren verwirklichen können. In den Prüfungen der zukünftigen Lehrer der Gymnasien, an denen C. seit drei Jahren beteiligt ist, hat der Charakter der Kandidaten nie eine Rolle gespielt, ist nie die Frage gewesen, ob der Betreffende feig oder mutig, aufrecht oder liebedienerisch, männlich oder verkümmert usw. gewesen ist. Allerdings, das glauben wir gern, das war auch nicht die Aufgabe der Prüfenden, aber Hand aufs Herz, ob diese 'auserlesene Zahl ernster, erfahrener Fachmänner' zur Beurteilung des Charakters der Kandidaten wohl befähigt gewesen wäre? So mancher von uns ist von einem Herrn geprüft worden, der die Dreißig noch nicht erreicht hatte. Ob man da von Erfahrung und Menschenkenntnis in jedem einzelnen Falle sprechen darf? Woher hat

Hosted by Google

der Betreffende seine Erfahrung? Eignet diese Erfahrung nur dem Universitätsprofessor? Kann sich ein Kandidat, der im Examen nur auf seine Kenntnisse hin geprüft ist, nicht auch Erfahrung aneignen, nicht ein zur Erziehung des Willens, zur Schaffung von männlichen Persönlichkeiten, zur Leitung anderer befähigter Charakter werden? Schließt der Übergang zum Beruf des Gymnasiallehrers diese Möglichkeit aus? 'Das Gymnasium hat kein Programm.' Es fehlt an Zusammenhang zwischen Lehrern und Schülern, es fehlt an der entsprechenden Auswahl von Lehrern, es fehlt an Zeit, es fehlt an einem Programm. Diese ethische Programmlosigkeit hängt zusammen mit der Vernachlässigung der körperlichen Erziehung. 'Machen drei Turnstunden in der Woche das Gymnasium zu einer gymnastischen Anstalt?' So fragt spöttisch der Verf. und spricht von der Unzahl derer, die als Neurastheniker auf die Universitäten kommen und sich mühsam weiterschleppen. Vielleicht liest der Verf. einmal die Ausführungen zweier Militärärzte im 40. Heft der Veröffentlichungen aus dem Gebiete des Militärsanitätswesens, wonach der Prozentsatz der brauchbaren Einjährig-Freiwilligen höher ist als der der übrigen Militärpflichtigen und — was besonders von Bedeutung ist — die Gesundheitsverhältnisse der unmittelbar nach dem Abgange von der Schule eintretenden jungen Leute weit günstiger waren als bei denjenigen, die sich erst mehrere Jahre nach dem Abgange stellten. Daraus folgt doch, daß die Arbeit im Bureau, im Kontor, in der Werkstatt ebenso wie auch das freie Studentenleben ungünstiger auf die Gesundheit einwirken als die Schule.

Weiter tritt der Verf. ein für das Prinzip der Arbeitsschule und die deutschen Landerziehungsheime, die Hermann Lietz geschaffen hat, um dann zu der Schilderung des Typus des deutschen Studenten überzugehen. Leider muß ich es mir hier versagen, die wunderlichen, krausen Gedanken des Verf. hier auch nur anzudeuten, wie ich auch viele von seinen sonderbaren Urteilen und Ansichten über den Gymnasiasten beiseite lassen mußte. Der Leser wird von dem Geiste der Ausführungen des Verf. einen Begriff bekommen haben. Daß vieles darunter durchaus richtig und anerkennenswert ist, ist nicht zu leugnen. Aber der Verf. nennt seine Kritik selbst scharf, und ob wirklich jeder Einsichtige erkennen wird, daß die scharfe Kritik dieser Zeilen nur 'eine Kritik der Liebe ist?'

Was soll, so fragt man, diese Kritik in einem Handbuch der Jugendpflege? Hat der Minister in seinem bekannten Erlaß vom 18. Januar 1911 denn überhaupt an Schüler höherer Lehranstalten oder gar Studenten gedacht? 'Die Pflege der schuentlassenen Jugend umfaßt das Alter vom 14. bis zum Eintritt in das Heer bzw. bis zum 20. Lebensjahre.' Hat der Verf. nichts davon gelesen, wie gerade Studenten sich in den Dienst der Jugendpflege gestellt haben? Was soll der ganze Artikel in einem Werk, das dem 'Pfleger einen treuen, verläßlichen Ratgeber für alle Fragen der Praxis und zugleich das literarische Hilfsmittel zu eigener Weiterbildung' bieten soll? Welcher Pfleger ist denn hier gemeint? Nach meiner Meinung hätte die 'Schriftleitung' richtiger gehandelt, wenn sie den ganzen Artikel abgelehnt und an eine Zeitschrift

Hosted by Google

für Schulreform verwiesen hätte, oder richtiger noch, wenn sie den Artikel dem Verf. zur nochmaligen Durchsicht zugestellt hätte. Eine Kritik der Liebe ist das nicht, vielmehr eine Kritik der Gehässigkeit. Daran ändert auch nichts, daß hier und da wirklich — aber hier nicht zum erstenmal — auf wunde Punkte hingewiesen wird. Aber wir wenden uns gegen die Form, in der das geschehen ist, und gegen die Stelle, an der es geschehen ist.

Wenn wir trotzdem nicht anstehen, das Handbuch für Jugendpflege den Kollegen eifrig zu empfehlen, so geschieht es einmal um des übrigen Inhalts willen, und zweitens um der wirklich großen und notwendigen Sache willen.

3) O. Flügel, Herbarts Lehren und Leben. Zweite Auflage. Nr. 167 der Sammlung 'Aus Natur und Geisteswelt'. Leipzig 1912, B. G. Teubner. IV u. 138 S. 8. geb. 1,25 ℳ.

Der Verf., der die Lehren Herbarts schon mehrmals und sehr verschieden dargestellt hat, wollte nicht eine enzyklopädische Übersicht über Herbarts System, nicht einen Abriß der einzelnen Disziplinen geben, sondern das für sein System und seine Person Charakteristische nach der Methode des Denkens und den Ergebnissen seiner Forschung kenntlich machen. Um dies Ziel zu erreichen, führt der Verf. den Leser sofort in die Mitte nicht bloß der Herbartschen, sondern der Philosophie überhaupt ein, in das Problem des Ich, in die Frage: Gibt es eine Außenwelt? Der Leser soll erst philosophieren und dann die Erklärung über den Begriff der Philosophie vernehmen, erst versuchen, logisch zu denken, und zwar in den verschiedenen Zweigen der Philosophie und dann hören, warum man die Philosophie in mehrere Disziplinen einteilt und was Logik ist. Von diesem Gedanken geleitet, ordnet der Verf. den Stoff in folgender Reihenfolge: Metaphysik, Psychologie, praktische Philosophie, Pädagogik, Religionsphilosophie, Begriff und Einteilung der Philosophie. Den Schluß bildet ein kurzer Abriß von Herbarts Leben. Die Darstellung ist klar, übersichtlich, faßlich, der Druck im allgemeinen gut lesbar, nur stört der kleine Druck der überaus vielen Zitate. Die Brauchbarkeit der Sammlung würde bedeutend gewinnen, wenn der Verlag hier eine Besserung eintreten ließe.

4) Arbeiten des Bundes für Schulreform, allgemeinen deutschen Verbandes für Erziehungs- und Unterrichtswesen. Nr. 4. Die Arbeitsschule. Nr. 5. Intelligenzproblem und Schule. Vorträge und Verhandlungen des ersten deutschen Kongresses für Jugendbildung und Jugendkunde zu Dresden am 6. und 7. Oktober 1911. Leipzig und Berlin 1912, B. G. Teubner. 101 u. 97 S. 8. je 2 ℳ.

Der Bund für Schulreform hat während der ersten drei Jahre seines Bestehens nur stille Arbeit getan, durch Gewinnung von Persönlichkeiten zur Organisierung der geplanten Arbeit und Einrichtung von Ortsgruppen. Nachdem eine größere Zahl von Aktionszentren geschaffen war, galt es, die Gesamtheit aller am Bund für Schulreform Beteiligten vor die erste große Aufgabe zu stellen, die sich aus dem Programm des Bundes naturgemäß ergab. Dabei drängten zwei brennende Fragen

Hosted by Google

der modernen Pädagogik zur Entscheidung: 1. "Entspricht die mit dem Schlagwort 'Arbeitsschule' gekennzeichnete Art des Unterrichts- und Erziehungsbetriebes den Zielen des Bundes?" 2. 'Berechtigen und nötigen die bisherigen Ergebnisse der wissenschaftlichen Jugendkunde den Bund zur Unterstützung von Vorschlägen, die auf Organisationsänderungen im praktischen Betriebe des öffentlichen Bildungswesens abzielen?' Die vorliegenden beiden Hefte enthalten die Vorträge oder wenigstens einen Abriß der Vorträge und der Verhandlungen auf dem Kongreß zu Dresden. Den Vortrag über den Begriff der Arbeitsschule hatte gebührenderweise Kerschensteiner übernommen und dabei Gedanken entwickelt, die er inzwischen in seiner Schrift: 'Begriff der Arbeitsschule' (Leipzig 1912. Vgl. die Besprechung in dieser Zeitschrift. Jahrgang 1912 Heft 11) ausführlicher dargestellt hat. Ihm trat der zweite Vortragende, der bekannte Verfasser der 'didaktischen Ketzereien' und 'didaktischen Präludien', Schulrat Gaudig, entgegen, und trotz lebhafter Debatte konnte weder über die letzte Zielsetzung der Erziehung (Kerschensteiner: Erziehung zum Staatsbürger — Gaudig: Erziehung zur Persönlichkeit) noch über den Begriff der Arbeitsschule eine Einigung erzielt werden, obwohl Kerschensteiner m. E. mit Recht hervorhob, daß beide Ansichten hier soweit gar nicht auseinandergehen. Beide fordern, daß 'selbständige geistige Arbeit ein Kennzeichen der Arbeitsschule sein soll, mehr noch als die selbständige manuelle Tätigkeit' (Kerschensteiner); daß auch 'der rein intellektuelle Arbeitsvorgang als Arbeitsvorgang im vollsten Sinne des Wortes' (Gaudig) angesprochen wird.

Auf die theoretischen Erörterungen folgt eine Reihe von Vorträgen, die in die Praxis überführen. Zunächst setzt Wetekamp seine bekannten Versuche auseinander, wie er das Prinzip der Arbeitsschule auf den Gesamtunterricht der Unterstufe angewendet hat. Seine Gedanken sind aus seinem Werk 'Selbstbetätigung und Schaffensfreude in Erziehung und Unterricht' (3. Aufl. Leipzig 1912. Vgl. die Besprechung in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1912 Heft 7) bekannt genug. Dann folgen Vorträge über das Prinzip der Arbeitsschule auf einzelne Fächer angewendet, wie den Sprachunterricht oder den historischen Unterricht von Rühlmann, der viel Lehrreiches und Brauchbares vorbringt usw. Den Schluß bilden vier in stark verkürzter Form widergegebene Vorträge über die erziehliche Handarbeit.

Das zweite Heft (Nr. 5 Intelligenzproblem und Schule) bringt zunächst drei Vorträge über 'Fragestellung, Methoden und Ergebnisse der Intelligenzprüfung von Stern, über die Untersuchung der Denktätigkeit als Methode der Intelligenzprüfung von Meumann und über die Intelligenzprüfung bei psychopathischen und kriminellen Kindern von Kramer'. Gewiß, das Bedürfnis nach einer genauen Kenntnis der Schülerindividualitäten ist heute brennender als je, und darum wird man den Ausführungen der Vortragenden und dem Verlauf der Debatte mit großem Interesse folgen, besonders auch die vielfachen 'Tests' beachten, die vorgeschlagen sind als brauchbare Erkennungsmittel der Intelligenz. Aber mit Recht macht Muthesius auf die Einseitigkeit und Unzulänglichkeit aller solcher Methoden zur Intelligenzprüfung aufmerksam. Bei der Persönlichkeit



des Menschen kommen noch andere Seiten in Frage als die Intelligenz. Und auch darin hat Muthesius recht, daß er den Wert der praktischen pädagogischen Erfahrung bei der Gewinnung des Urteils über die Individualität der Schüler im allgemeinen und über die Intelligenz im besonderen scharf betont.

Der zweite Teil enthält Vorträge zur Theorie des differenzierten Schulsystems, über Sonderschulen für hervorragend Befähigte und über Mindestlehrstoff und Normallehrstoff. Auch hier platzten die Geister auf dem Kongreß scharf aufeinander, und man steht zum Schluß unter dem Eindruck, als ob der Kongreß mit einem schrillen Mißton ausgeklungen ist. Sicherlich entnimmt man auch hier allen drei Vorträgen sowie den Bemerkungen in der Debatte überall fruchtbare und anregende Gedanken, aber so viel steht fest, zum Spruch sind diese Dinge noch lange nicht reif.

Elbing. Paul Tietz.

---

1) O. Pniower, Dichtungen und Dichter. Berlin W, 1912. S. Fischer. 375 S. 8. 5 ℳ.

Wie von einem so bedeutenden Goethekenner nicht anders zu erwarten ist, nehmen unter den hier vereinigten 'Essays und Studien' Pniowers die über Goethe den größten Raum ein. Sie sind, soweit sie sich mit Dichtwerken befassen, wie mit dem Liederbuch Annette, Werthers Leiden, Wilhelm Meisters theatralischer Sendung, Torquato Tasso, Faust zweiter Teil, Goethes Lyrik, als gediegene, in die Dichtungen tief eindringende Studien wohl geeignet, das Verständnis dieser Dichtungen zu fördern. Der Essay über Goethes Religion weiß diesem viel erörterten Thema neue Gesichtspunkte abzugewinnen, er kommt zu dem Ergebnis, daß Goethe religiös war in jedem Sinne, außer dem eng kirchlichen. Die zwei auf Kleists Michael Kohlhaas und den Prinzen von Homburg sich beziehenden Studien zielen nicht direkt auf eine ästhetische Würdigung dieser zwei Meisterwerke ab, sie beleuchten vielmehr ihre geschichtlichen Grundlagen, um dann zu zeigen, wie der Dichter den Stoff umwandelte, was der Dichter zu der Überlieferung hinzutat, welche bewußten und unbewußten psychologischen Momente dabei im Spiel waren. Die folgenden Studien erstrecken sich auf Gottfried Keller in Berlin, d. h. auf die fünfeinhalb Jahre seines Berliner Aufenthaltes, die überaus reich waren an Ungemach, in denen er aber auch die entscheidendste Wandlung als Dichter erfuhr. Auf eine kurze Charakteristik Theodor Fontanes, in dem Pniower den Schöpfer des modernen Berliner Sittenromans und zugleich die edelste Verkörperung des Märker- und Berlinertums findet, folgen Studien über Fontanes zwei Romane Grete Minde, Irrungen und Wirrungen, die besonders ihre stoffliche Grundlage, die Verwendung dieser durch den Dichter, den Stil und den Wert dieser Dichtungen untersuchen, und über das schönste unter Fontanes ironisch-satirischen Gedichten, über Fritz Kratzfuß, in dessen Helden Fontane sich selber zeichnete. Den Schluß bilden vier Essays über dramatische Werke von Gerhart Hauptmann, nämlich über Hanneles Himmelfahrt, Fuhrmann Henschel, Michael


Hosted by Google

Kramer, den Roten Hahn. In ersterem sieht Pniower ein Werk von bestrickendem Zusammenklang von reiner Kindlichkeit und irdischer Misere, von Todesschauern und himmlischer Herrlichkeit, in dem zweiten ein Werk des stilvollen Naturalismus, in dem Schuld und Schicksal der alten Tragödie aufs feinste der deterministischen Anschauung angepaßt ist. Im Michael Kramer, der der Künstlersphäre angehört wie College Crampton, findet Pniower in der Charakteristik der Szenenführung die volle Kraft des Dichters wieder, dazu einen Fortschritt in dem tragisch endenden Konflikt zwischen Vater und Sohn, in dem Roten Hahn, in dem der Dichter das im Biberpelz behandelte Problem wieder aufnahm, um es mit den Anforderungen der Sittlichkeit in Einklang zu bringen, findet er zwar nicht dieselbe Schlagkraft wie im Biberpelz, das Drama selber aber tiefer ins soziale Leben eingesenkt.

2) W. Kosch, Menschen und Bücher. Gesammelte Reden und Aufsätze. 8. Leipzig 1912. Dyksche Buchhandlung. 326 S. 5,50 *M*, geb. 6,50 *M*.

Man merkt es der Wärme der Darstellung an, daß es Lieblingsmenschen und Lieblingsbücher sind, mit denen sich W. Kosch, Professor für die neuere deutsche Sprache und Literatur in Czernowitz, in diesen Reden und Aufsätzen beschäftigt, bedeutsame Gestalten und Werke aus dem literarischen und politischen Leben des 19. Jahrhunderts. Wir erhalten ein ausführlich und mit Liebe gezeichnetes Bild von Klemens Brentano, den Kosch für den eigenartigsten und genialsten Romantiker zu halten geneigt ist, um dessen Seele sich aber zeitlebens alle guten und bösen Geister des Himmels und der Erde stritten. Auch von Heines Seele urteilt er, daß sie der Tummelplatz aller guten und bösen Geister gewesen sei, daß in ihm die unausgeglichenen Richtungen, die Zerrissenheit des modernen Menschen ihr Spiegelbild, aber auch ihren ewigen Dichter gefunden haben ('Heine im Lichte des 20. Jahrhunderts'). Andere Aufsätze befassen sich mit dem Verhältnis des preußischen Ministers von Schön, für dessen Wahrheitsliebe Kosch entschieden eintritt, zu Eichendorff, mit der eigenartigen Schwester des letzteren, mit dem Verhältnis Eichendorffs zu seinen Verlegern, mit Stifters Kunst- und Lebensideal, der sich Leben ohne Kunst nicht denken konnte; hier interessiert uns auch die Wärme, mit der Stifter für den verunglimpften Goethe eintrat. Ein anderer Aufsatz würdigt Mörike als Lyriker; nach Kosch werden dessen Lieder leben bis an dem Jüngsten Tag; denn, wenn auch der Umkreis seiner Lyrik nicht so groß sei als der Goethes, so herrsche er dafür in den engen Grenzen seiner am Stillen und Kleinen haftenden Begabung als unumschränkter Gebieter. Mit dem gleichen Recht schätzt er auch Raabe, dem er nicht weniger als vier Aufsätze widmet, sehr hoch ein, als den Dichter, der auf dem Gebiet der Erzählungskunst alle Zeitgenossen überrage und der der deutscheste der jetzt lebenden Dichter sei. Dagegen findet er, daß Martin Greif, dem zwei Abhandlungen gelten, die Gegenwart noch nicht gerecht geworden ist, besonders nicht dem Dramatiker; seine Unsterblichkeit beginne erst jetzt nach seinem Tode. Je ein Aufsatz berichtet uns von dem kleindeutschen General von Radowitz, dem Johannes des großen

Hosted by Google

Kanzlers, dem vielumstrittenen großdeutschen Journalisten und Abgeordneten Schuselka, der rasch, und zwar mit Recht, so berühmt gewordenen Romandichterin Enrica von Handel-Mazzetti, von dem Neuromantiker von Schönaich-Carolath, der dem alten romantischen Erbgut als Neues sein durchaus persönliches soziales Empfinden hinzufügte, von Schaukal, dem Lyriker von plastischer Darstellungskraft und dem genialen Nachdichter aus fremden Zungen, von J. V. Widmann, dem langjährigen literarischen Redakteur des Berner Bundes, dem leidenschaftlichen Freund der Natur, dem Schriftsteller und Dichter, ausgezeichnet durch seine Reiseschilderungen, seine Romane, besonders durch seine epischen Idylle, dem Feuilletonisten, der neben Kürnberger und Speidel zu stellen sei. Zwei Abhandlungen 'Die literarischen Strömungen des 19. Jahrhunderts' und 'Muttersprache, Mutterlaut' rahmen sozusagen das Ganze ein. Erstere gibt ein freilich in engen Grenzen gefaßtes Bild der literarischen Gesamtentwicklung in dem genannten Jahrhundert, das uns die Weltliteratur zugänglich gemacht und gleichzeitig die deutsche zur Weltliteratur erhoben und damit das universelle Programm der romantischen Dichter erfüllt hat. In letzterer zeigt er die Bedeutung von Heynes deutschem Wörterbuch, 'dem schönsten, besten und umfangreichsten abgeschlossenen Wörterbuch, das wir Deutsche besitzen'.

3) O. Gildemeister, Essays. 4. Aufl. Zwei Bände. Stuttgart 1909. J. G. Cotta. 278 u. 303 S. gr. 8. 5 M u. 6 M.

Viel früher als bei den Deutschen finden wir bei den Franzosen und den Engländern jene Art der schriftlichen Darstellung entwickelt, die wir nach dem Vorgang dieser Essay nennen. Ich brauche nur die Essayisten Montaigne und Macaulay zu erwähnen. Wir Deutschen sind nun allmählich auch nachgekommen; ich erinnere nur an Namen wie Heinrich von Treitschke, Karl Hillebrand, Hermann Grimm, Lagarde, Otto Gildemeister. Die Essays des letzteren liegen in zwei Bänden gesammelt vor uns. Wie Otto Gildemeister zum Übersetzer fremder Dichtungen, z. B. der Byrons, durch ein bewunderungswürdiges Anempfindungsvermögen und eine ganz hervorragende Beherrschung der sprachlichen Mittel befähigt war, so eignete ihn zum Essayisten die nicht minder beneidenswerte Gabe, ein wissenschaftliches Thema in so vollendeter Gruppierung und Beleuchtung und in so fesselnder sprachlicher Darstellung zu behandeln, daß der Leser, wenn er einmal zu lesen angefangen hat, nicht eher loskommt, als bis er mit der Lektüre zu Ende ist. Gleichviel, ob er ein Thema philosophischen, politischen, sprachlichen, ästhetischen, literaturgeschichtlichen oder historischen Inhalts aufgreift, ob er sich ein freies Thema wählt oder an ein Buch, das er gerade gelesen hat, anknüpft: stets finden wir in ihm den Gelehrten und Denker in inniger Verbindung mit dem Künstler, stets genügt er den Forderungen strenger Wissenschaftlichkeit, ohne dabei in die Schwerfälligkeit eines Buches zu verfallen, stets weiß er selbst einem noch so trocknen und spröden Stoff die Seite abzugewinnen, die allgemeines Interesse erwecken muß, oder, das gegebene Thema zum

Hosted by Google

Ausgangspunkt nehmend, sich zu allgemeineren Erörterungen zu erheben. Um nur einige Beispiele anzuführen: anknüpfend an des jungen Goethe Paradoxon, daß Dankbarkeit das Merkmal niedriger Naturen sei, weist er Undankbarkeit und Mißtrauen als politische Tugenden nach; die Charakteristik der zwei Frauengestalten Shakespeares, Desdemona und Lady Macbeth — an sich schon ein Meisterstück — gibt ihm Veranlassung, die Kunst der Menschenzeichnung und die Besonderheit der tragischen Kunst Shakespeares zu erörtern; die Lektüre von Roschers 'Politik' führt ihn zu der Erörterung der Frage, ob es einen moralischen Fortschritt gebe, der analog sei dem Fortschritt der Intelligenz; das weitschichtige Memoirenwerk des Herzogs von Saint-Simon liefert ihm die Farben zu einer höchst fesselnden Schilderung des Sonnenkönigs Ludwig XIV. und seines Hofes, wie das Talleyrands ihn reizt, die komplizierte Persönlichkeit dieses zweiten Macchiavell zu zergliedern und begreifen zu lehren; das bekannte Werk Taines bildet die Grundlage für die Darlegung seiner Auffassung einer so weltgeschichtlichen Erscheinung, wie Napoleon I. war. So gründlich auch der Essayist verfährt, niemals wird er langweilig, stets weiß er uns zu fesseln, und was er von Macaulay, dem Essayisten, in dessen meisterhaften Charakteristik sagt, er habe seine Leser 'in ein tiefes Wohlgefallen eingewiegt', das gilt auch von ihm. Wenn der eine oder andere dieser Essays unseren Primanern zugänglich gemacht würde, so würde sie das geistig und sprachlich mehr fördern als das Lesen minderwertiger Abhandlungen ihres Lesebuches.

4) Otto Ernst, Blühender Lorbeer. Leipzig, 1910. L. Staackmann. 318 S. 8. 3 ℳ.

Lessing schrieb einmal, der Dichter wolle am liebsten wider von einem Dichter beurteilt werden. Hier haben wir Plaudereien eines Dichters, der zu den bedeutendsten der jetzt lebenden deutschen Dichter zählt, über Kunstgenossen, die nicht mehr unter den Lebenden weilen, und es gewährt einen hohen Genuß, zu sehen, mit welcher Andacht sich Otto Ernst in die Eigenart eines Fontane, Anzengruber, G. Keller, Fr. Reuter, Hebbel, Heine, Goethe, Schiller, Lessing versenkt, wie treffend er entweder ihre künstlerische Gesamterscheinung darstellt oder einzelne Seiten ihres künstlerischen Schaffens beleuchtet, und das alles in einem zum Herzen dringenden, weil aus dem Herzen kommenden, ungekünstelten, von Leben und Humor sprühenden Ton. Wenn man diese Aufsätze und Reden liest, mit denen ein Dichter uns den Ewigkeitswert von Dichtern und Dichtwerken erschließt, so denkt man unwillkürlich: So und nicht anders sollten auch unserer Jugend Dichter und Dichtwerke ans Herz gelegt werden, ohne Pedanterie und Wortklauberei, frisch und lebendig, nur so könne ein richtiges Herzensverhältnis zwischen ihr, der Jugend, und ihnen, den Dichtern und ihren Werken, hergestellt werden. Das schließt nicht ein, daß man in jedem einzelnen Punkt mit dem Verfasser übereinstimmen müßte.

Freiburg i. B. L. Zürn.


Hosted by Google

Heinrich Bulle, Der schöne Mensch im Altertum. Eine Geschichte des Körperideals bei Ägyptern, Orientalen und Griechen. 320 Tafeln, 210 Abbildungen im Text. Zweite ganz neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage. München und Leipzig, G. Hirths Verlag, G. m. b. H. 1912. XXXIV u. 740 Sp. gr. 4. 30 ℳ.

Heinrich Bulles Werk, das unter obigem Titel erschienen ist, ist ein bedeutendes Buch, das anzuzeigen zwar eine Freude, aber keineswegs leicht ist, denn es behandelt ein so riesiges Thema, daß es schwer hält, in einer kurzen Besprechung der ausgezeichneten Leistung gerecht zu werden. Der Berichterstatter will im folgenden versuchen, dem Rufe des Autors und des Verlegers Rechnung tragend, den Gang der Darstellung im Umriß anzudeuten und die Hauptresultate hervorzuheben.

Der Hauptinhalt des Buches ist, das Werden des Schönheitsideals, so wie es die Griechen geschaffen haben, zu erkennen und es in seinen wechselvollen Erscheinungsformen zu verfolgen. Um die Eigenart dieses Ideals zu verstehen, bedarf es des Rückblicks auf das, was vorher war, auf die ältere Kunst der Aegypter, Babylonier und Assyrer. Beharrlichkeit im einmal Gefundenen ist der tiefste Grundzug orientalischen Wesens. Feste, unwandelbare Formen für wenige Grundmotive — der sitzende, stehende, kauernde Mann usw. — sind vorhanden, die durch die Jahrtausende mit wenigen äußerlichen Änderungen verfolgt werden. Im Gegensatz zu dieser unfreien Kunst der Orientalen bilden die Altkreter frühzeitig eine Kultur von Selbständigkeit, Reife und Schönheit heraus. Ihre Kunst ist rein dekorativ, und ihre Künstler stehen in einem innigen Verhältnis zur Natur, wie die Japaner. Der 'Erntezug' mit seiner Fülle von Bewegung, Rhythmus und Stimmung läßt sie uns als die kühnen Vorläufer der Griechen schätzen.

Erst die Griechen haben die äußere Erscheinung und das seelische Wesen des Menschen recht eigentlich entdeckt und den körperlichen Organismus künstlerisch dargestellt. Ihr gesundes Körpergefühl befähigt sie zu Kunstwerken von unerreichter Schönheit. Um den Leser in den Geist der griechischen Kunst einzuführen, schlägt der Herausgeber folgendes Verfahren ein: Die etwa 200 besten statuarischen Werke ordnet er, nicht nach dem Gegenstande der Darstellung, nicht nach der zeitlichen Zusammengehörigkeit, sondern ausschließlich nach dem künstlerischen Motiv. Denn es handelt sich in der griechischen Kunst mehr um Variationen eines bestimmten Motivs als um Originalität der Erfindung.

Die häufigste Aufgabe, die gestellt wurde, ist das Problem des nackten stehenden Mannes. Die besten Vertreter des archaischen Typus sind der 'Apoll' von Volomandra und der 'Apoll' von Tenea. Die Künstler des sog. strengen Stils finden den Gegensatz von Standbein und Spielbein. In der Blütezeit des 5. Jahrhunderts stehen schon die Gestalten ruhig und doch bewegt da, im Rhythmus der Glieder, in der Schönheit. Das 4. Jahrhundert, die zweite große Blütezeit, liebt weichere Körper und schwellendere Glieder, zugleich aber liefert sie ein neues plastisches Ideal, den höchsten Ausdruck von Bewegungsfähigkeit (Apoxyomenos). Die hellenistische Epoche stellt die Bewegung selbst dar. Dies bedeutet den Schlußpunkt der Entwicklung innerhalb der Idee der ruhigen Standfigur.

Hosted by Google

Vollkommen selbständig stehen neben der Entwicklung der Standfigur die Reihen der bewegten Typen. Die Schwesterkunst der Malerei hat dieser Aufgabe wesentlich vorgearbeitet, auch in bezug auf die Schreit- und Kampfstellungen. Das wichtigste Bewegungsschema ist die Ausfallstellung des Lanzenkämpfers, welche die Kunst auch für andere Handlungen übernimmt. Das Gegenspiel dazu ist die sog. Rückfallstellung, der Zwischenzustand zwischen Vor- und Rückwärtsbewegung, wobei die letztere die stärkere ist. Der Diskobol des Myron ist typengeschichtlich ein lehrreicher Einzelfall. Erst in verhältnismäßig später Zeit findet sich das Vorwärtsschreiten als statuarisches Einzelmotiv (Apoll vom Belvedere).

In Anlehnung an ein anatomisches Schema überblickt Verfasser den Entwicklungsprozeß der Rumpfdarstellung in der attischen, ionischen und aeginetischen Kunst des 6. Jahrhunderts und erläutert an drei Torsi ihre Wesensarten, aus deren Vereinigung die Kunst des 5. Jahrhunderts Kraft und Nahrung für ihre unsterblichen Leistungen schöpft.

Für die griechische Kunst ist der bekleidete Frauenkörper das zweite ihrer Hauptprobleme, das in älterer Zeit ganz selbständig und so gut wie unabhängig ist von der Darstellung des nackten Körpers. Entweder wird dem Gewande sein volles Recht (das alte Peplosschema) — der Körper verschwindet hinter den Faltenmassen —, oder das Gewand wird nur ein dienendes Element, das den wundervollen Bau weiblicher Glieder umspielt (ionischer Stil). Die beiden getrennten, ursprünglich gleichberechtigten Elemente — Körper und Gewand — zu einer selbstverständlichen vollkommenen Einheit verschmolzen zu haben ist das Verdienst des Praxiteles. Die hellenistische Kunst bereichert das Einzelleben des Gewandes und sucht durch Häufung der Stoffmassen und effektvolle Licht- und Schattenwirkung eine Steigerung zu erreichen. Der alte ionische Gewandgedanke lebt aber wieder auf in der Nike von Samothrake, wie überhaupt in der jüngeren Zeit sich im wesentlichen die Verhältnisse der älteren widerholen.

In betreff des nackten Frauenkörpers gibt es nur wenige Probleme. Während die archaische Kunst, auch noch die des 5. Jahrhunderts, den männlichen Körper nach Bau und Umriß in mannigfachen Formen zur Darstellung verwendet, sind die ungezählten nackten Frauenbilder des 4. Jahrhunderts von einer gewissen Einförmigkeit. Jedoch verleiht auch hier inneres Maßhalten dem griechischen Künstler eine gewisse vornehme Überlegenheit. Die Keuschheit des Nackten hat niemand eindringlicher gepredigt als Praxiteles. Und auch die hellenistische Zeit ist weit entfernt von der Lüsternheit der neueren Kunst.

Für die sitzenden Gestalten ergeben sich zwei Leitgedanken: Von der Reliefordnung der Freistatue ausgehend, strebt die Kunst mit bewußter Tiefenwirkung ins Dreidimensionale. Die sitzende Gestalt hat vor der stehenden den Vorzug, daß in ihr Charakter und Stimmung (das Ethos) merkbar deutlich zum Ausdruck kommt. Auch die Entwicklung der sitzenden Gestalten endet, wie die der stehenden: in der ruhenden Stellung ist die größte Beweglichkeit ausgedrückt.

Der gelagerte Körper, ein vor allem für die Giebelstellungen

Hosted by Google

wertvolles Motiv, fügt sich von Haus aus in die reliefhafte Auffassung. Und auch als die Entwicklung über die reine Flächenstellung hinausstrebt, nähert sie sich immer wider der strengen alten Anordnung. Auch in der freistehenden Plastik der späteren Zeit (sterbender Gallier) knüpft sich das Ende wider an den Anfang.

Ähnliche Gesichtspunkte gelten für die knienden Gestalten, während das Kauern oder Hocken am Boden einer reliefhaften Auffassung von Anfang widerstreitet.

Das Kind erscheint in der älteren Kunst einfach als kleiner Mann oder kleine Frau. Mit der freieren Kunst des fünften Jahrhunderts schärft sich die Beobachtung: Kinder werden in allerhand Spiel und Scherz (auf Vasen) dargestellt. Kinderbilder rein aus Freude am Motiv entstehen erst in der hellenistischen Zeit. Reichen Stoff bieten u. a. die Darstellungen des als Kind gedachten Eros.

Das griechische Kopfideal ist nicht als etwas Einheitliches und Einziges, in Form eines geschlossenen Schemas aufzufassen, sondern auch hier ist ein stetes Werden und Sichwandeln zu beobachten. Die archaische Zeit betont das Knochengerüst; sie trägt den Stempel der Starrheit und Unbeweglichkeit. Der sog. strenge Stil macht die ersten Versuche zu einer systematischen Proportionierung und zu einer Idealbildung. Der Wille zur Schönheit kommt aber erst zur Vollendung in der phidiasischen Zeit; sie findet die Linien- und Flächenbegrenzungen des Gesichts heraus, die allgemein als harmonisch empfunden werden. Im vierten Jahrhundert wird das Bild mannigfaltiger, die malerischen Wirkungen des Kopfes an Augen und Haar kommen mehr zur Geltung. Die hellenistische Zeit setzt die Entwicklung fort und erreicht, daß das Gesicht sprechend und ausdrucksfähig wird für Stimmung und seelische Verfassung. Wie es sich bei der Wandelung der Kopfideale um ein stetes Erweitern der Möglichkeiten handelt, zeigt Verfasser im einzelnen an der Geschichte der Augenbildung. Ebenso weist er in eingehender Besprechung einer Anzahl auserlesener Typen — unbärtiger, bärtiger und Frauenköpfe — überzeugend nach, daß auch hier jeder einzelne Fortschritt sich auf Erprobtem aufbaut.

Für die Beurteilung des Reliefs sind Zweck und künstlerisches Verfahren entscheidend: das klassische Relief dient der Architektur — architektonisches Relief — und erfüllt bestimmte Bedürfnisse des religiösen und privaten Lebens (Grab-, Weihrelief und Verwandtes). Das künstlerische Verfahren stellt sich als ein zweifaches dar: entweder wird es von einem vorhandenen Blocke fortgenommen, oder es wird an einen Kern oder eine Fläche angetragen. Die technische Entstehung und Entwicklung des ersteren erläutert Verfasser im einzelnen am Steinrelief; die andere Art der Reliefbildung, die Verwendung des Stuck, verfolgt er in den Hauptzügen, von der altkretischen Kunst ausgehend bis in die augusteische Zeit. Welcher Reichtum, formell und seelisch, dem Relief eigen ist, offenbart uns aufs glänzendste der Parthenonfries.

Ein kurzer Überblick über die Entwicklung der antiken Malerei und Zeichenkunst schließt den Kreis der Betrachtung. Das Ergebnis,

Hosted by Google

kurz zusammengefaßt, ist folgendes: Bis gegen Ende des sechsten Jahrhunderts finden wir einen reinen Flächenstil, der mit wenigen ungebrochenen Farben anlegt. Um diese Zeit dämmert auch schon die erste Ahnung der Linien- und Körperperspektive. Auf Polygnot (fünftes Jahrhundert), der die Wandmalerei zur Monumentalkunst erhob, geht die erste Entdeckung der Schattenwerte zurück. Nachdem Apollodor (gegen Ende des fünften Jahrhunderts) auch noch die Raumperspektive entdeckt hat, entwickelt sich, indem die Farbe als reiner Form- und Raumwert zur Geltung kommt, im vierten Jahrhundert die Technik der Enkaustik. Die eigentliche Blütezeit der Malerei gipfelt in dem Namen Apelles (zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts). Daß die Antike auch im modernen Sinne impressionistisch zu malen verstand, erkennt man u. a. an vielen pompejanischen Wandbildern und aus enkaustischen Porträts aus dem Fajûm.

Soviel über die künstlerischen Motive im einzelnen. Ihrer Veranschaulichung dient ein reiches bildliches Material, bestehend aus einzelnen Tafeln und in den Text aufgenommenen Abbildungen. An der Hand dieses Materials würdigt Verfasser die einzelnen Kunstwerke einer eingehenden Betrachtung, indem er über alles, was zum technischen und künstlerischen Verständnis erforderlich ist, in leicht faßlicher und ansprechender Darstellung aufklärt. Er unterrichtet aufs zuverlässigste über Fundort, Art der Erhaltung bzw. Ergänzung, Material, Maße, Aufbewahrungsort, über interessante, die Entdeckung begleitende Nebenumstände usw. Der Schwerpunkt aber liegt in der Analyse des Kunstwerks selbst. Immer aus dem vollen schöpfend, führt er den Leser, ohne ihn unnötigerweise mit Vermutungen und Unklarheiten aufzuhalten, mit sicherer Hand in das Verständnis des Werks ein. In zweifelhaften Fragen wägt er die Urteile der Gelehrten maßvoll ab, um dann mit selbständigem Urteile zu dem Problem Stellung zu nehmen. Sehr wertvoll sind in ihrer Art auch die umfangreichen Nachweise Sp. 663—714, die zugleich einen genauen Überblick über die einschlägige Literatur bieten. An der Beweisführung läßt er mitunter den Leser unmittelbar teilnehmen; er bietet nie ein fertiges Präparat, sondern sucht gleichsam Hand in Hand mit dem Leser das Ergebnis zu finden. Seine Beweisführung selbst legt durchweg nicht nur Zeugnis ab von umfassendem archäologischen Wissen und feinsinnigem aesthetischen Urteil, sondern zeichnet sich auch durch geschickte Handhabung der Methode aus. Verfasser versäumt u. a. keine Gelegenheit, durch Hinweis auf Stellen aus den Klassikern, vor allem den Dichtern, oder durch Berufung auf Sage oder Geschichte, das künstlerische und aesthetische Verständnis zu fördern und zu vertiefen. Indem er so stets den inneren Zusammenhang mit den übrigen Betätigungen des griechischen Geisteslebens aufdeckt, weist er in überzeugender Weise nach, wie jedes Kunstwerk eine Offenbarung griechischen Seelenlebens ist. Die Begeisterung, die das griechische Schönheitsideal ihm selbst einflößt, spiegelt sich getreu in der Darstellung wider, die in allen Teilen gemütvolle Hingabe an den behandelten Stoff erkennen läßt; auf ihr beruht zum großen Teile der eigenartige Wert und der besondere Reiz des Buches.

Hosted by Google

Die zu einer besonderen Mappe vereinigten 320 Abbildungen sind des altbewährten Hirthschen Verlags durchaus würdig. Nach künstlerischen Gesichtspunkten geordnet, in sauberster Technik nach den zuverlässigsten Quellen ausgeführt, bilden sie nicht nur die begleitende Melodie, sondern tragen an ihrem Teile wesentlich dazu bei, das richtige Verständnis des Kunstwerks zu fördern und den Blick für den eigenartigen Zauber antiker Schönheit zu öffnen.

In Bulles Werk liegt also ein Buch von ganz hervorragender Bedeutung vor uns. Reich an inneren und äußeren Vorzügen erscheint es wie kein anderes geeignet, 'den Suchenden den Weg zum Geheimnis des künstlerischen Erlebens zu bahnen'. An diesem Buche müssen alle Jünger der griechischen Kunst ihre wahre Freude haben!

Wernigerode a. H. Max Hodermann.

---

1) Fr. Vollmer, Epitome Thesauri Latini. Adornavit et auxiliantibus compluribus edidit F. V. — Vol. I. Fasc. I a-aedilis confecerunt Fr. Vollmer et E. Bickel. Lipsiae MDCCCCXII. in aedibus B. G. Teubneri. — 160 Spalten. gr. 4. 2 ℳ (Subskriptionspreis 1,50 ℳ).

Als die Thesaurus-Kommission im Jahre 1894 ihre Tätigkeit begann, wurde gleichzeitig der Plan gefaßt, nach dem Hauptwerke, das fast nur größere Bibliotheken beschaffen können, ein auf derselben wissenschaftlichen Grundlage angelegtes Handwörterbuch herauszugeben. Von diesem liegt hier die 1. Lieferung vor, der die übrigen — im ganzen sind etwa 40 ins Auge gefaßt — nach dem Vorgange des Thesaurus folgen sollen. Da dieser bis jetzt die Buchstaben A—D bietet, so werden die nächsten Hefte nicht allzulange auf sich warten lassen, die späteren natürlich nur in längeren Zwischenräumen folgen können. Es bedarf nicht der ausdrücklichen Erklärung, daß jeder, der sich mit lateinischen Texten wissenschaftlich zu befassen hat, mit lebhafter Freude ein so zuverlässiges Hilfsmittel begrüßen wird, mag er Philologe oder Sprachforscher, Romanist oder Historiker, Theologe oder Jurist sein. Denn der gesamte Wortschatz des Latein von Livius Andronikus an bis auf Tertullian wird genau beschrieben; die späteren Schriftsteller bleiben, soweit sie nur Wendungen und Ausdrücke der ausgebildeten Sprache bringen, unberücksichtigt, doch werden neue Ausdrücke und Redensarten, die sie bieten, gebucht, wie auch das Weiterwachsen der Sprache in Inschriften und Schriftwerken genau beobachtet wird; und daß das Werk in gleicher Zuverlässigkeit wie der Thesaurus selbst bearbeitet wird, dafür bürgt der Leiter des Unternehmens, der auch die Generaldirektion des Thesaurus selbst in Händen hat und dem eine Anzahl berufener Mitarbeiter zur Seite steht. Der mäßige Preis des Werkes und sein periodisches Erscheinen ermöglicht auch dem einzelnen die Anschaffung; jedenfalls wird jede Gymnasialbibliothek in der Lage sein, das Werk in ihren Bestand aufzunehmen. Es soll etwa ein Siebentel von dem Thesaurus umfassen in vier Bänden. Auch diese bringen außerordentlich viel, schon äußerlich gemessen; enthält doch jede Seite eng bedruckt 79 Zeilen. Was auf den 160 Sp. des vorliegenden Heftes steht, bringt der Thesaurus

Hosted by Google

(mit seinem etwas größeren Format) auf 928 Sp. Doch ist der Druck scharf und übersichtlich, die Disposition in jedem Artikel durch augenfällige typographische Zeichen (einfachster Art) kenntlich gemacht. Diese Anordnung regelt sich stets scharf sowohl nach sprachgeschichtlichen wie semasiologischen und grammatischen Gesichtspunkten. Überall sind die von der Kritik anerkannten Ausdrücke und Lesarten aufgenommen (daher fehlt z. B. *admartyrizo,* das Georges anführt); wenn von seltenen Wörtern nur eine Form nachweisbar ist, steht diese als Stichwort, z. B. *adeptū, adesurivit.* Für die sprachwissenschaftliche Etymologie werden sehr häufig Bemerkungen gegeben; besonders werden auch die romanischen Sprachen gern zum Vergleich herangezogen. Für den Sprachgebrauch einzelner Schriftsteller, das Vorkommen einzelner Formen werden genaue Beobachtungen mitgeteilt: '*abutor* non habent Verg. Hor. Ov. Val. Fl. Stat. Sil.'; '*abire* Pass. impers. iam inde a Plauto'; '*abiectus* Comp. inde a Cic., Superl. inde a Val. Max.'; '*admiratio* vox prosae orationis inde ab Rhet. Her., in versibus solum ap. Iuv. 6, 646'. Die Zahl der Stellen bei e i n e m Schriftsteller wird öfters vermerkt. Eigennamen sind grundsätzlich und durchaus ausgelassen; daher fehlen auch solche, die ursprünglich Appellativa (wie Aborigines, Acephali) oder Verbalformen (wie Adolenda) sind. Die Quantität der langen Silben ist genau angegeben.

Der Druck ist mit staunenswerter Gewissenhaftigkeit überwacht, so daß Versehen in verschwindend geringer Zahl stehen geblieben sind. Unter *abeo, translate* Z. 5 ist *a mimis* zu schreiben st. *minis*; vier oder fünf andere Kleinigkeiten berichtigen sich von selbst. Von den angeführten Stellen habe ich auf jeder Seite mehrere nachgeprüft und dabei folgendes zu ändern gefunden: Unter *abeo proprie* Z. 8 ist zu schreiben Aen. 10, 800 (st. 799), *translate* Z. 2 Prop. 1, 13, 8 (st. 7), Sp. 10 Z. 5 v. u. Aen. 10, 736 (st. 735), unter *abluo* Z. 2 Aen. 9, 818 (st. 815), unter *acclinis* Z. 4 Aen. 10, 835 (st. 834), unter *addubito* Z. 2 Quint. inst. 9, 1, 43 (st. 42), Sp. 90 Z. 4 v. u. Aen. 10, 380 (st. 379), Sp. 94 Z. 27 v. o. Aen. 9, 156 (st. 154).

Bei Georges, Ausführl. Handwörterbuch, sind noch folgende Ausdrücke zu finden, die in der Epitome fehlen: abaculus, abaliud, abarticulamentum, abnodo, abrasio, abultra, accantito, actinosus, adaudio, admartyrizo (s. o.), admoderor und einige andere, die auf Konjektur beruhen; doch hat die Epitome ungleich mehr, die bei Georges fehlen.

Wir betonen nochmals: die Veröffentlichung dieses verkürzten Thesaurus ist von allen, die sich eingehend mit der lateinischen Sprache beschäftigen, aufs lebhafteste zu begrüßen; das Werk wird, wenn es erst in seinen in Aussicht genommenen 40 Lieferungen vorliegt, eines der hervorragendsten wissenschaftlichen Hilfsmittel sein für das Studium und für die Forschung.

B e r i c h t i g u n g. In meiner Besprechung von Kühner-Holzweissig, Ausführl. Gramm. d. lat. Spr., steht auf S. 449 zu K.-H. S. 267 Z. 2 v. u. die Bemerkung: 'Die angeführte Cicerostelle scheint, abgesehen von Inschriften, die einzige klassische Prosastelle zu sein.' Die Worte *abgesehen von Inschriften* sind zu streichen.

Hosted by Google

2) Karl Ernst Georges, Ausführliches Lateinisch-Deutsches Handwörterbuch. Aus den Quellen zusammengetragen und mit besonderer Bezugnahme auf Synonymik und Antiqutiäten unter Berücksichtigung der besten Hilfsmittel ausgearbeitet. Achte verbesserte und vermehrte Auflage von Heinrich Georges. Erster Halbband: A—contentio. Hannover u. Leipzig 1912, Hahnsche Buchhandlung. 1600 Sp. Lex. 8. 9 ℳ.

Die siebente Auflage dieses Werkes (1879/1880) war die letzte aus der Hand des Begründers des Ausführlichen Handwörterbuches hervorgegangene; sie bezeichnete, was Genauigkeit, Ausführlichkeit und Umfang betrifft, einen bedeutenden Fortschritt gegen die vorhergehende von 1869 und konnte sich mit Recht eine 'fast gänzlich umgearbeitete und sehr vermehrte' nennen. Das Werk, das Georges der Vater hinterlassen hatte, wird hier von dem Sohne von neuem dargeboten, der schon vorher vielfach Mitarbeiter war und sich durch die Herausgabe der sechsten bis neunten Auflage des „Kleinen Georgesschen Handwörterbuches" (in einem Bande) als ein ebenso gewissenhafter wie gelehrter Lexikograph bewährt hat. Die neue Auflage ist auf vier Halbbände berechnet, von denen leider in jedem Jahre nur einer erscheinen soll; 'wodurch die Anschaffung des Buches dem Käufer erleichtert wird', wie die Ankündigung sagt. Gewiß würden die meisten Benutzer des Werkes ein schnelleres Erscheinen mit Freuden begrüßen; denn auf den neuen Thesaurus linguae latinae, von dem bis jetzt die Buchstaben A bis D vorliegen, wird der Verfasser doch nicht warten können. Immerhin war es ihm möglich, in diesem Halbbande die im Thesaurus und in Wölfflins Archiv für die lateinische Lexikographie niedergelegten Ergebnisse der neuesten Forschung für seine Neubearbeitung zu verwerten, was er denn auch als eine seiner hauptsächlichsten Aufgaben betrachtet hat, wenngleich das Werk nichts weniger ist als eine Widergabe des Thesaurus; ausgelassen sind die in diesem noch fraglich gelassenen Wörter; einzelnes steht bei Georges, was wenigstens in dem bis jetzt vorliegenden ersten Heft der Epitome Thesauri latini fehlt, z. B. abnodo, abrasio, abultra, acetasco, actinosus, admoderor; jedoch sind keineswegs alle Glossen herangezogen. Itala und Vulgata scheinen noch mehr berücksichtigt zu sein als in der vorigen Auflage. An Umfang wie an Inhalt hat das Werk gewonnen. Was in der 7. Auflage auf 1498 Spalten stand, steht hier auf 1600. Hinzugekommen ist eine Anzahl neuer Ausdrücke, natürlich vereinzelt vorkommender, besonders aus den Glossen, so *addensatio, adimitio* u. a., *acerbiter* (aus Ps. Augustin.), *apur* (st. *apud,* aus Mar. Victorin.). Auf die verschiedene Schreibung *aecus* = *aequus*, *aecor* = *aequor*, *acuarius* = *aquarius* ist schon in den Stichwörtern Rücksicht genommen; doch fehlt *acua* = *aqua*; vgl. Lucr. 6, 552, wo Lachmann schreibt: *aqüae*; eine Trennung, die allerdings Ritschl verwirft. Die zweifelhaften oder durch die zuverlässige Kritik geänderten Lesarten sind vielfach berichtigt, meist mit Angabe des Urhebers, die Bedeutungen im einzelnen oft geschickter, in passendem Deutsch widergegeben. Die Etymologie ist, soweit sie überhaupt feststeht, angegeben, meist nach Walde. Kurz, die weitaus meisten Artikel haben mehr oder minder Veränderungen

Hosted by Google

erfahren, die stets eine Verbesserung oder Ergänzung, nicht selten Berichtigung bringen. Die Zahl der Stichwörter ist auch dadurch besonders groß, daß auch seltene Formen als Stichwörter gebracht werden und namentlich die Adverbien. Die Quantität der langen Silben (wo diese als solche nicht sofort erkennbar sind) ist durchweg angegeben. Auf das Vorkommen gewisser Wortformen, namentlich des Komparativs und Superlativs, wird Gewicht gelegt. Auf Bedeutungswandel ist durchweg Rücksicht genommen, namentlich auch bei der Auswahl der Beispiele, nicht minder auf Phraseologie. Ein Hauptvorzug scheint mir auch die verhältnismäßig eingehende Besprechung der Altertümer zu sein, über die man eine orientierende Bemerkung nur selten vermissen wird. Unter *consul* (Sp. 1571) werden *consules ordinarii* und *suffecti* erwähnt; es hätte an dieser Stelle wohl hinzugefügt werden sollen, daß in der Kaiserzeit es Regel war, jedes Jahr consules suffecti — und nicht bloß einmal — zu ernennen. — Unter *aedilis* (Sp. 169) wird die Behörde der *aediles cereales* erwähnt und besprochen. An der angeführten Belegstelle Suet. Cäs. 41, 1 steht aber nur, daß Cäsar die Zahl der Ädilen und anderer Beamtenklassen vermehrt hat. Verf. hätte auf den Artikel *Cerealis* in seinem Wörterbuche (unter *Ceres*) verweisen sollen, wo die hierher gehörigen Belegstellen angeführt werden. Noch sei bemerkt, daß auf Einzeluntersuchungen, gelehrte Kommentare u. a. außerordentlich oft verwiesen wird, wie denn die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung, die in der Zwischenzeit seit der 7. Auflage zutage gefördert sind, mit erstaunlichem Fleiße herangezogen sind; schon gleich im Anfange unter *a* (Praep.) — *a ab abs* — sind fünf Sonderuntersuchungen zitiert, die zu den früheren hinzugefügt werden.

Folgende Einzelbemerkungen, zugleich mit Berichtigung einiger weniger Schriftstellen (deren der Berichterstatter eine sehr große Anzahl nachgeschlagen hat), die sich sonst durchweg als zuverlässig ergeben haben, mögen hier noch Platz finden.

Sp. 18 *abiegnus* ist zu schreiben Prop. 3, 19, 12 (st. 17, 12). — Sp. 46 *abutor* a. E. („*Passiv*"): an der Stelle Val. Max. 8, 1 abs. 3 braucht *abuti* nicht unbedingt passivisch aufgefaßt zu werden. — Sp. 75 unter *acer*: auch hier hätte, wie unter *alacer* a. E, an die Bemerkung des Servius zu Aen. 6, 685 erinnert werden sollen; denn er sagt hier: Sciendum antiquos et *alacris* et *alacer* et *acris* et *acer* tam de masculino quam de feminino genere dixisse. — Sp. 81 ist zu schreiben *ācheta* (Stichwort). — Sp. 112 unter *adductius* muß das Zitat heißen Germ. 44 (nicht 43). — Sp. 115 *adesco* — die Epitome Thesauri latini hat auch das Perfektum. — Sp. 116 *adhaesibilis* — ist zu schreiben Hor. carm. 3, 19, 28 (st. 20). — Sp. 142 *adnarro* — Stat. Theb. 8, 619 (st. Theb. 819). — Sp. 157 *adventus* a. E. hätte bei der Stelle Ter. Phorm. 154 auf Dziatzko verwiesen werden sollen. — Sp. 313 *aliquantulus* muß die Stelle unter β) heißen Vopisc. Aurel. 34, 4. — Sp. 331 Anm. zu *alius* steht für den Dat. Sing. *alio* eine Stelle aus Sen. de ben., die als zweifelhaft bezeichnet wird; die Form steht auch C. I. L. 5, 8738. — Sp. 343 wird als Gewährsmann für den Dat. fem. *alterutrae* Charisius angeführt; die Form steht aber auch Gell. 2,

Hosted by Google

12, 1. — Sp. 355 *amaracinus* findet sich nicht Lucr. 4, 117, sondern 4, 1179. — Sp. 370 *ambo* — in der Schlußbemerkung hätte auch erwähnt werden sollen, daß vereinzelt auch *ambis* für *ambobus* vorkommt (nach C. Wagener, Neue Philol. Rundsch. 1889 S. 28 in der sehr eingehenden Besprechung von Georges, Lex. der lat. Wortf., die auch für das Handwörterbuch manches bietet). — Sp. 390 *amor* — die Stelle ganz zum Schluß ist zu berichtigen: Aen. 12, 668 (st. 688). Die Anmerkung am Ende des Artikels sagt: '*amōr* gemessen bei Plaut.' usw. Der Vokal wird aber nicht lang dadurch, daß die Silbe in der Arsis steht. Bei Vergil steht das Wort, wo es so vorkommt, an ganz bestimmter Stelle im Hexameter, vgl. Goßrau in seiner Äneisausgabe[2] S. 653 f., wo die Beispiele gesammelt sind; so wenig man *quē* lesen wird wegen *liminaqué laurusque* (Aen. 3, 91) und *fatigamūs* wegen *terga fatigamús hasta* (Aen. 9, 610), so wenig wird man *amōr* annehmen dürfen, weil es sicher nicht so gesprochen wird; das geht nur die Metrik, nicht das Lexikon an. An einer der aus Plautus angeführten Stellen, trin. 259 (260) betont G. Hermann überdies *'Amor amara dat tibi* cet. — Sp. 490 Z. 2 v. u. ist zu berichtigen *congredi* (st. *aggredi alqm.*). — Sp. 514 *appositus* am Schlusse von II) 1): Quint. 5, 10, 86. — Sp. 681 Z. 9 v. u. zu schreiben: *longa* (*ibid.* 2, 483). — Sp. 709 *auctus* (a. E.): *auctissima basis* bei Treb. Poll. Gall. 18, 4, die einzige Stelle, die für den Superlativ angeführt wird, ist Konjektur von Salmasius; Haupt (op. 3 p. 422) und Peter schreiben *altissima.* — Sp. 770 *Babylonica* steht nicht Lucr. 4, 1022, sondern 1029 und 1123. — Sp. 812 *benevole* a. E.: „Superl. *benevolentissime* Augustin. ep. 22, 1 und 166, 8"; die Form steht auch Civ. Dei 18, 45 (II. 326 Z. 11 ed. Dombart). — Sp. 1061 bei *celer* ist hinter dem Stichworte einzuschalten: 'mit *Compar.* und *Superl.*' — Sp. 1168 *circumspecte*: 'Compar. bei Sen. und Quint.'; der Komparativ steht aber auch Gell. 3, 8, 3. — Sp. 1266 zu *colligere* I) c) war zu bemerken, daß im Spätlatein *colligere* = *tollere* 'jd. vom Boden aufheben' gebraucht wird; vgl. M. Petschenig, Archiv für lat. Lexikogr. VIII S. 140 und W. Heraeus ebenda IX S. 134. — Sp. 1273 Z. 11 v. o. ist zu schreiben Cic. de rep. 2, 12 (st. 1, 12). — Sp. 1277 *collustrium.* Das nur an dieser einen Inschriftstelle vorkommende Wort, ein Ausdruck des Bauernlateins, wird verschieden erklärt; s. Jordan im Hermes 7 S. 197. — Sp. 1334 zu *compar*: *Abl. Sing. gew. compare* war wohl zu bemerken, daß das Substantiv nur diese Form hat. — Sp. 1346 *comperte* — die Stelle steht bei Gell. 1, 11, 13 (nicht 12). — Sp. 1414 unter *concurro* steht ein Zitat aus Cicero ohne Angabe der Stelle: 'ut neve aspere verba *concurrerent* neve vastius *diducantur*'; ist das richtig? — Sp. 1438 *confero* unter 4 Z. 21 ist zu schreiben Tac. hist. 2, 42, 11 (st. 1). — Sp. 1451 Z. 5 v. u. ist zu schreiben Lucr. 2 (st. 1), 185. — Sp. 1490 *coniunx* Z. 6 ist zu schreiben Tac. ann. 3 (st. 2), 34. — Sp. 1566 *eonsucidus* — eine ganz andere Erklärung gibt Harmon im Hermes 45 S. 461 f. — Sp. 1595 *contemptius* wird angeführt als Komparativ zu *contemptim*; aber auch *contempte* kommt vor, wenn es auch nur aus später Zeit zu belegen ist; es steht, wie Carl Weyman im Archiv f. lat. Lexikogr. IX S. 137 anführt, in der

Hosted by Google

Visio Pauli (aus einer Handschrift des 8. Jahrhunderts) 43 p. 35, 21: perdidistis tempus *contempte.*

Wir halten das Werk, dessen Fortsetzung wir mit Spannung entgegensehen, in seinem neuesten Gewande, für eine der bedeutendsten Leistungen der Lexikographie; es gibt ein glänzendes Zeugnis deutscher Forschung und deutschen Fleißes; auch den gelehrten Benutzer wird es selten im Stich lassen. Was die typographische Ausführung betrifft, so ist ihr alles Lob zu spenden. Zu bemerken ist, daß jetzt überall *i* geschrieben wird, nicht *j* (höchstens '*abjegnus* dreisilbig' u. dgl.). Die Stichwörter sind jetzt alle etwas ausgerückt, was übersichtlicher ist. Ob es gleichfalls bequemer ist, daß die Hauptbedeutungen jedes Artikels jetzt in Sperrdruck statt wie früher in Fettdruck gesetzt sind, mag dahingestellt bleiben; mir wäre die alte Weise lieber gewesen. Dem Herrn Bearbeiter wünschen wir für die Fortsetzung seines Werkes gleichen Erfolg.

3) Christian Harder, Lateinisches Lesebuch für Gymnasien. I. Teil: Text. Leipzig 1912, G. Freytag. 419 S. 8. geb. 4,50 ℳ.

Über den Wert von Lesebüchern, die aus verschiedenen Gebieten und Perioden einzelne Proben bieten, sind die Ansichten geteilt. Wenn man aber erwägt, wie wichtig es ist, daß der Schüler neben der statarischen Lektüre größerer Werke auch in das reiche Gebiet anderer Schriftwerke und Schriftsteller dann und wann einen Blick wirft, Schriftsteller, die er sonst höchstens nur dem Namen nach kennen lernt, die nur gelegentlich und beiläufig im Unterrichte erwähnt werden können, und wenn man bedenkt, daß man wohl der studierenden Jugend von dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit der Literatur neben den Hauptwerken, die der Unterricht behandelt, einen Vorgeschmack zu bieten hat, dann wird man einem Buche wie das vorliegende die vollste Berechtigung zusprechen müssen. Begnügt man sich doch auch für den Unterricht im Deutschen nicht mit der Lektüre der Hauptwerke, sondern gibt dem Schüler in einem Lesebuche Proben aus der gesamten Literatur. Der Bearbeiter des vorliegenden Lateinischen Lesebuches hat aus den lateinischen Schriftwerken von der ältesten Zeit an bis zu den Kirchenvätern und der Hymnenpoesie 239 Stücke (meist größeren Umfanges) zusammengestellt, zahlreich genug, um jedem das Buch beim Unterrichte benutzenden Lehrer Freiheit der Auswahl nach eigenem Geschmack zu lassen. Geordnet sind die Stücke nach sachlichen und chronologischen (nicht literaturgeschichtlichen) Gesichtspunkten; denn es ist dem Bearbeiter darum zu tun, das Römertum im Aufstieg zu seiner Höhe und in seinem Herabsinken zu zeigen, wo neue Elemente an seine Stelle treten. Das Festhalten dieses Gesichtspunktes verbot einmal, Schriftsteller, die nur griechische Geschichte behandeln (Curtius, Rufus), und Fachschriftsteller (Vitruvius, Celsus) auszuschließen, sodann Beispiele aus der erotischen Poesie mit Rücksicht auf den Leserkreis, für den das Buch bestimmt ist, nur sparsam auszuwählen, wie aus gleichem Grunde auch sonst ein und das andere Stück sich wohl eine Beschneidung hat gefallen lassen müssen. Der


Hosted by Google

vom Bearbeiter getroffenen Auswahl kann man fast durchweg beipflichten, wenn auch manche Autoren, namentlich Dichter, etwas reichlich herangezogen sind (Lucretius mit über 500 Versen, Martial mit 42 Nummern, Prudentius mit vier langen Hymnen und außerdem gegen 200 epischen Versen). Daß auch inschriftliche Urkunden eingereiht sind (das SC. de Bacchanalibus und das Monumentum Ancyranum), ist nur zu billigen. Die Einteilung ist so getroffen, daß im ersten Teil die Zeit bis Augustus (I. Prosa, II. Poesie, jede nach den Äußerungen der politischen und der inneren Entwicklung) behandelt wird, im zweiten Teil — ebenfalls in entsprechender Scheidung — die Kaiserzeit, wobei außerdem 'Rom' und 'Das Christentum' gesondert der Betrachtung unterzogen wird.

Die getroffene reiche Auswahl wie die übersichtliche Anordnung und Einteilung verdienen allen Beifall, und hiernach kann das Buch zum Gebrauche in den obersten Klassen, das meiste auch für die Privatlektüre unbedenklich empfohlen werden. Nur möchten wir dem Bearbeiter anheimgeben, dem noch ausstehenden II. Teil des Werkes, der den Kommentar bringen muß, ein Verzeichnis der Druckfehler beizugeben, die vor der Benutzung erst zu berichtigen wären. Denn mehrere sinnstörende, z. T. häßliche Druckversehen sind stehen geblieben. Mir sind — abgesehen von einigen unrichtigen Zahlen im Inhaltsverzeichnis und einigen unwesentlichen Interpunktionsfehlern — in den zahlreichen von mir verglichenen Abschnitten folgende aufgefallen:

S. 15, 14 steht *iridere.* — S. 18, 2 ist st. *Thermopylast, feci* zu schreiben *Thermopylas fecit.* — S. 54, 35 zu schreiben *ultus* st. *altus.* — S. 58, 24 *ducentos* (st. *-ti*). — S. 63, 2 zu interpungieren *vidistis? inquit.* — 63, 11 *ea parte* (st. a p.). An einer andern Stelle 15, 25 *odem* scheint das *e* abgesprungen zu sein. — 63, 19 zu schreiben *Falerno* (st. *Apulo*). — 103, 20 gehört das Komma nicht hinter, sondern vor *genere ipso.* — 104, 30 st. *custodita* war die gewöhnliche Lesart *castigata* vorzuziehen. — 132, 54 *omnis* (st. *omni'*). — 135, 92 *possentcaeli* zu trennen. — 138, 18 ist st. *aquae* mit Lachmann zu schreiben *aqüae,* was der Vers erfordert. — 166, 11 *amore, abundas* ist das Komma zu tilgen. — 166, 24 bei *currèntem* fehlt der Akzent. — 340, 36 zu schreiben *acciperent* st. *accipereht.* — 340, 39 *Iovi* st. *Ioye, loco* st. *locn.* — 340, 40 *Martiam* st. *Mariam.* — 343, 26 *Quodsi* ist zu trennen, denn *quod* ist hier wirkliches Pronomen. — 363, 28 zwischen *incorruptibilis* und *hominis* fehlt *Dei in similitudinem imaginis corruptibilis.* — 364, 24 schreiben *angelis* st. *angulis.* — 380, Z. 3 v. u. ist *redduntora* zu trennen. — 387, Martial. 12, 57, 9 st. *palucis* ist zu schreiben *balucis* (Var. paludis). — 388, Martial. 3, 57, 1 st. *copa* ist zu schreiben *copo.* Korrekter Druck ist für den Schüler, also den unerfahrenen Leser, besonders wichtig und nötig.

Ein endgültiges Urteil über die Verwendbarkeit des Buches wird sich erst fällen lassen, wenn der II. Teil des Werkes, der Kommentar zu den Lesestücken, vorliegt und ersichtlich ist, welche Hilfen dem Schüler für die Vorbereitung geboten werden.

Hanau. O. Wackermann.


Hosted by Google

Friedrich Leo, Plautinische Forschungen zur Kritik und Geschichte der Komödie. 2. Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1912. VI, 375 S. 8. 11 ℳ.

Der Verfasser erklärt im Vorwort, daß er in der zweiten Auflage nicht habe daran denken können, sich mit allem auseinanderzusetzen, was seit der ersten Auflage (1895) über seine Plautinischen Forschungen abgehandelt worden sei; fast jede Seite habe entweder Widerspruch oder Zustimmung erfahren; wo er eines besseren belehrt worden sei, werde man den deutlichen Ausdruck dessen nicht vermissen; an vielen Stellen habe er angedeutet, in welcher Weise die Untersuchung inzwischen gefördert worden sei, oft nur mit einer Erwähnung, ohne damit sagen zu wollen, daß es mit der bloßen Erwähnung getan sei; Stoffliches sei zugewachsen und abgefallen. Wir finden also die sechs Abhandlungen der ersten Auflage: Geschichte der Überlieferung der Plautinischen Komödien im Altertum — Leben des Plautus — Plautus und seine Originale — Die Prologe — Auslautendes s und m — Hiatus und Synalöphe bei auslautendem ae — in der Hauptsache unverändert wieder. Jeder, der die Forschungen kennt, wird sich darüber freuen; waren sie doch schon bei dem ersten Erscheinen auf so sicherem Grunde, auf einer so umfassenden Kenntnis der auf diesem Gebiet sehr verzettelten lateinischen und griechischen Literatur, auf so vorsichtigem und scharfem Urteil aufgebaut, daß an den Hauptresultaten überhaupt nicht zu rütteln war. Ein solches Buch muß schon um seines allgemeinen methodischen Wertes willen recht lange vor dem Schicksal, ins Antiquariat zu wandern, bewahrt werden, weil es wie wenige geeignet ist, der studierenden Jugend die Methode streng philologischer Forschung an Musterbeispielen vorzuführen. Die seit dem Erscheinen der ersten Auflage zugewachsene Literatur hat, soweit sie Beachtung verdient und die Plautinischen Forschungen bekämpft oder bestätigt, in den Fußnoten eingeklammert Platz und vielfach auch kurze Besprechung gefunden. Nur sichere Ergebnisse sind in den Haupttext hineingearbeitet. Der ersten Abhandlung ist der Schlußabschnitt einer Rezension Leos über Lindsays Schrift The ancient editions of Plautus aus den Gött. Gel. Anz. 1904 angefügt (S. 58—62); der vierten unter anderem eine längere Fußnote über den Zwischenaktchor (S. 227); in der fünften ist der Abschnitt über illius gekürzt und geändert (S. 318 ff.) und der über enim ganz gestrichen.

Als Kuriosum sei endlich noch erwähnt, daß auch in der zweiten Auflage grex, den Regeln der Elementargrammatik trotzend, Femininum geblieben ist (S. 240). Sinnstörend sind die Druckfehler 'Auslaut' für 'Anlaut' auf S. 344, die sich ebenfalls aus der ersten Auflage erhalten haben.

Landsberg a. W. F. Schlee.


Hosted by Google

Ed. Hermann, Griechische Forschungen I. Die Nebensätze in den griechischen Dialektinschriften und die Gebildetensprache im Griechischen und Deutschen, mit 2 Tafeln, B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1912. VIII. 345 S. 8. 4,50 ℳ.

Das B. Delbrück gewidmete Buch enthält im ersten Abschnitt eine eingehende und scharfsinntge Darlegung über den in den letzten Jahren so vielfach behandelten Begriff 'Nebensatz', und zwar vor allem gegenüber A. Dittmars Anfechtungen dieses Ausdruckes, die in einseitiger Weise auf der Grundlage logischer Betrachtung aufgebaut seien. Nach Hermann ist er erstens ein Satz, weil er nicht wie ein Satzteil bloß eine attributive Bestimmung, sondern alle nur denkbaren Satzteile in sich aufnehmen kann, einschließlich sogar des Prädikats. Zweitens aber läßt sich auch die Bezeichnung Neben-satz verteidigen; denn er kann den Hauptsatz nicht entbehren, wohl aber dieser ihn. Das Ausschlaggebende jedoch ist endlich der Umstand, daß der Nebensatz zwar Subjekte, Objekte und Adverbialien, niemals aber das Prädikat, das Verbum, d. h. in unseren Sprachen die Hauptsache, zu liefern vermag. So gelangt Hermann zu folgender von ihm selbst gesperrt gedruckter Begriffsbestimmung: „Eine Periode aus Haupt- und Nebensatz liegt dann vor, wenn zwei sich ergänzende Sätze so eng miteinander verbunden sind, daß der eine oder beide für sich allein keinen oder nur andern Sinn haben als in der Verbindung miteinander und daß der eine Satz durch ein besonderes, sonst in dieser Bedeutung nicht auftretendes Wort eingeleitet wird. Der Satz, der von dem andern ergänzt oder bestimmt wird, ist der Hauptsatz, der andere der Nebensatz, oder deutlicher: der Satz, der mehrere Satzteile der Periode, darunter das Prädikatsverbum, enthalten kann, ist der Hauptsatz, der Satz, der nur einen Satzteil der Periode ausmachen, aber nie ihr Prädikatsverbum enthalten kann, ist der Nebensatz. Da, wo ein Pronomen oder eine Konjunktion zu Beginn des bestimmenden Satzes zweideutig ist, müssen sonstige Kennzeichen der Nebensätze der betreffenden Sprache den Ausschlag geben."

Der zweite und der dritte Abschnitt geben in Anlehnung an Thumbs Handbuch am Leitfaden der Konjunktionen und Relativpronomina eine Zusammenstellung der Nebensätze in den griechischen Dialektinschriften, wie sie in solcher Übersichtlichkeit und peinlicher Genauigkeit bis jetzt noch nicht vorhanden war; sie wird ausgezeichnete Dienste leisten auch für die Erledigung von Fragen, die der Verfasser bis auf weiteres noch zurückgestellt hat, so für die feinere Ausgestaltung der griechischen Moduslehre; es steckt in diesem Teile des Buches eine Menge von exakter Detailarbeit und methodischer Herausgeber- und Erklärertechnik. In der hier vorliegenden Leistung ist eine wesentliche Vorbedingung für eine spätere zusammenfassende Geschichte des Nebensatzes im Griechischen überhaupt gegeben.

Von wesentlich verschiedenem Gepräge ist der vierte Abschnitt über Schriftsprache, Gebildetensprache und Mundart. Meines

Hosted by Google

Wissens ist hier zum ersten Male mit voller grundsätzlicher Schärfe die Frage gestellt und mit einem klippen und klaren Ja! beantwortet: Haben die Griechen zugleich mit der Schrift auch eine Schriftsprache erlernt? Hermann weist darauf hin, daß schon im zweiten Jahrtausend vor Chr. die Ägäer den Schriftgebrauch kannten und daß dann die phönikischen Buchstaben von einem beherrschenden Mittelpunkte aus verbreitet worden sein müssen. Auch bei den Griechen stellen die schriftlichen Aufzeichnungen keineswegs ein getreues Spiegelbild der jedenfalls in wuchernder Mannigfaltigkeit abgestuften und in zahllosen Abweichungen auseinandergehenden Mundarten dar, sondern sind in der Hauptsache ein Niederschlag der stark normalisierten und geradezu durch Schulüberlieferung beeinflußten Schreibgewohnheiten der höheren Schichten; im allgemeinen gewähren uns nur die Erzeugnisse des niederen Griffels, wie Vasenkritzeleien, Fluchtäfelchen usw., gelegentliche Einblicke in die Volkssprache. Aber selbst hier haben wir es zum guten Teil mit stilisierten Formeln zu tun, so daß wir auch da keine allgemeingültigen Regeln aufstellen dürfen, sondern Wort für Wort besonders untersuchen müssen. Auch ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß ungebildete Leute, wie Sklaven, Freigelassene usw. sich der Beihilfe eines zünftigen Schreibers bedienten, bei dem alle Wahrscheinlichkeit für eine Vermischung der Volks- mit der Schriftsprache vorliegt. Schlagend ist ferner die Bemerkung des Verfassers, daß man aus der Verwechslung der 1. und der 3. Person nicht ohne weiteres auf Bedeutungszusammenfall beider Pronomina beim Volke schließen dürfe, sondern daß im Gegenteil hier wiederum ein Hereinwirken der höheren Ausdrucksweise auf die niedere stattgefunden habe, insofern der gemeine Mann abhängige und unabhängige Rede nicht stets mit voller Sicherheit auseinander zu halten verstand.

Nach all dem ist es durchaus verkehrt, die Inschriften ohne weiteres als Zeugen der Dialekte anzusprechen; sie sind großenteils im höchsten Maße typisch und in ihrer Schreibung ausgesprochen historisch. Über ganz Griechenland hin findet man Inschriften verwandten Inhalts in demselben Urkundenstil. Was Hermann hier ausführt, drängt sich dem aufmerksamen Beobachter in dem selben Maße bei einer Durchmusterung der Papyri auf: man gewinnt da den Eindruck, daß das beliebte statistische Verfahren des mechanischen Feststellens der Häufigkeit einer Erscheinung hier noch viel wertloser ist als sonst schon oft, weil beispielsweise vielleicht 1000 Fälle des Perfektgebrauches lediglich Abklatsche eines und desselben Urbildes sind und genau genommen nur für Einen Beleg gerechnet werden können.

Im Gefüge des Ganzen wohl etwas zu selbständig ausgebaut, im folgenden aber doch vielfach berücksichtigt und jedenfalls von grundlegender sprachpsychologischer Bedeutung sind Hermanns Darlegungen über die Entstehung der gesprochenen Gemeinsprache im Altgriechischen und Deutschen. Thumb meint, das Eindringen der Koine in die Inschriftensprache sei gleichbedeutend mit dem Schwinden der Mundart, P. Kretschmer und E. Schwyzer haben dem auf Grund von Erfahrungen auf deutschem und Schweizer Gebiet widersprochen. Her-

Hosted by Google

mann endlich gibt zu erwägen, ob nicht beide Möglichkeiten, das Aufkommen der Schrift- und die Erhaltung der Volkssprache je innerhalb gebildeterer und ungebildeterer Schichten nebeneinander bestehen könnten. Er weist hin auf kontrollierbare Vorgänge bei der Aufnahme des Hochdeutschen in Hamburg, Berlin, Luzern, Köln usw. und stellt fest, daß dabei keineswegs bloß, wie bisher meist geschehen, die Schriftdenkmäler zu befragen seien, sondern daß man auch die lebendige Sprache der Gebildeten mit heranziehen müsse, ja, daß deren Mitwirkung erst den raschen Sieg des Hochdeutschen auch in der Schrift (bzw. im Druck) erklären helfe. Auf diese von der Wissenschaft bisher vernachlässigte Zwischenstufe möchte Hermann die Aufmerksamkeit lenken, und er tut dies in ebenso eigenartiger wie reizvoller Weise, indem er nämlich eine geradezu packende und zum Mit- oder Nacherleben auffordernde Vorführung seines eigenen allmählichen Übergangs von seiner Kindheitssprechart in die seines Jünglings- und Mannesalters gibt, und zwar nach Lautstand, Formenbildung und Wortfügung. So gewinnt er vier Stufen seiner Sprachentwicklung: 1. die natürliche Sprache; 2. neben dieser die künstliche in der Schule und auf der Universität; 3. neben der natürlichen eine gesteigert künstliche; 4. nur noch die künstliche. Die ideal noch hinzuzudenkende fünfte Stufe des völligen Aufgebens der Mundart und des alleinigen Gebrauchs der Hochsprechsprache kommt in Wirklichkeit wohl bei niemandem rein vor; mit allen jedoch ohne Ausnahme verträgt sich die vollkommene Beherrschung der Hochschriftsprache, so daß demnach deren Anwendung auf das Fortleben oder Aussterben des Dialekts im mündlichen Gebrauch keinen bündigen Schluß zuläßt. Diese Ergebnisse auf die hellenistische Koine angewandt, nötigen zu der Annahme, daß auch sie nicht nur durch die Schrift, sondern unter namhafter Beteiligung der Sprache der Gebildeten entstanden sei.

Dabei liefert den Gebildeten die Aussprache der Laute der neuen Umgangssprache ganz überwiegend ihre eigene Mundart. Sie sind es, die auf den Inschriften weitaus überwiegend zu Worte kommen; wie verkehrt es darum ist, diese zum Maßstab der Volkssprache zu nehmen, zeigt Hermann nochmals höchst drastisch an den behördlichen Bekanntgebungen auf der Insel Föhr, die unter der Voraussetzung des Zusammenfalles beider dem künftigen Forscher ein Bild liefern würden, wie es irriger gar nicht gedacht werden kann.

Auf unser Problem der Nebensatzkonstruktionen in den griechischen Dialekten übertragen ergibt dies, daß aus den Inschriften ihre Geschichte nicht ohne weiteres abzulesen ist, wie denn z. B. manche Konjunktionen (*ὄφρα*, *εὖτε*, *ἠΰτε*, *ὥτε*, *οὕνεκα*, *ὅθι*) bislang auf keinem Steine zutage getreten sind! Anhangsweise macht der Verf. noch darauf aufmerksam, daß die Literaturdenkmäler natürlich noch viel weniger Handhaben für die Gewinnung der Volksmundart bieten und daß bei manchen, so bei den griechischen Lyrikern, schon die Wiederherstellung des ursprünglichen Textes infolge sehr erheblicher Verderbnisse im Laufe der Überlieferung unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnet.

Der fünfte Abschnitt handelt von den Relativpronomina und

Hosted by Google

den Nebensatzkonjunktionen. Da es nicht möglich ist, auf diese scharfsinnigen Untersuchungen im einzelnen einzugehen, so begnüge ich mich mit wenigen, nach Gutdünken herausgegriffenen Punkten. Die Assimilation des Relativs und den adjektivischen Gebrauch von ὅς hält unser Gewährsmann nicht für urgriechisch. Wenn er als Grundbedeutung von ὅσπερ angibt 'der ja', so möchte ich vielmehr folgendermaßen unterscheiden: 1) ὅς γε *quippe quī* 'da er' kausal; 2) ὅς δή *quī quidem*, '*der jā*'; 3) ὅσπερ *īdem quī* 'eben der, welcher', die Identität bezeichnend. Beachtenswert scheint, daß bei Herodot ὅ als Relativum ὅς verdrängt hat, hinter dem es an Ursprünglichkeit zurücksteht. *Fότι* will Hermann durch ἤ bzw. ἒ ὅτι ersetzen, ὅστις erklärt er für vorurgriechisch. Die κ-Formen wie ὅ-κως läßt er mit Solmsen durch die Analogie von οὔκις οὔκως entstanden sein. Bei der Behandlung des finalen ὡς weist er mit Nachdruck auf die Regel hin, daß man die einzelnen Partikelanwendungen nicht schroff losgelöst voneinander betrachten dürfe. ὥστε rein konsekutiv ist jungen Datums. Sehr schätzbare Aufhellung erfahren die Bedingungssätze: die Scheidung der vier Fälle ist in den Mundarten noch nicht so reinlich durchgeführt wie im Attischen. Insbesondere hat sich der zweite Fall, der Eventualis, erst mit der Zeit zur festen Starrheit herausgebildet, und zwar sowohl dem Indikativ wie dem Optativ gegenüber; der letztere spielt eine eigentümliche Rolle in Elis, bei der man auf Beeinflussung durch formelhafte, von der Mundart abweichende Redigierung hingewiesen wird. Der Irrealis endlich hat seine feste Gestaltung erst im Laufe der Entwicklung gefunden. Bei all dem ist freilich nicht zu übersehen, daß der Inschriftenstil vermöge der inhaltlichen Beschränktheit der ganzen Gattung nicht sämtlichen Typen denselben Spielraum gewährte. Nur erwähnen können wir die vortreffliche Behandlung der überaus schwierigen Partikel, die auf den Steinen als η oder ε erscheint und als ἤ oder ἦ gelesen werden kann.

ὅ 'daß' scheint urgriechisch. Für ἕως sei der Leser wieder auf das Buch selbst verwiesen. Den Prüfstein für die Erklärung der Zeitpartikel bildet jedesmal die Bewältigung der Nüsse, die πρίν zu knacken aufgibt. Hermann scheint mir die Sache am rechten Zipfel anzufassen. Die Auffassung von πάρος vor Infinitiv als Präposition nennt er anfechtbar, den Zusammenhang mit ai, *purā* zufällig. Auszugehen ist nach ihm vom verneinten Infinitiv, und zwar vom finalen: *H* 480 οὐδέ τις ἔτλη π ρ ὶ ν πιέειν, π ρ ὶ ν λ ε ῖ ψ α ι ὑπερμενέϊ Κρονίωνι übersetzt er 'niemand wagte v o r h e r zu trinken, u m v o r h e r dem übermächtigen Kroniden zu opfern', so daß wir eine weitreichende Parallele zu ὥστε hätten. Erst nach dieser Analogie wäre dann πρίν einerseits mit Infinitiv bei bejahtem Verbum und andererseits mit finitem Modus, zunächst dem Konjunktiv, entstanden. ἐπεί führt der Verfasser in selbständiger Auffassung sowohl gegenüber Nilsson als gegenüber Brugmann auf *ἐ π ὶ ε ἰ in der ursprünglich finalen Bedeutung 'dazu, zu dém Zwecke, mit dér Folge' zurück. Kurz, aber weitreichend ist die Bemerkung über das δέ des Nachsatzes; es beweist nach Hermann nichts für die späte Entstehung der Hypotaxe aus der Parataxe, 1) weil der einmal gebildete Satztypus jahrhundertelang weitergegeben werden konnte,


Hosted by Google

2) weil *δέ* ursprünglich vielleicht gar nicht adversativen Sinn hatte, sondern dasselbe bedeutete wie unser 'da' des Nachsatzes. Hierauf werden wir von selbst zu dem letzten, dem sechsten Abschnitt geführt, dem über das Relativum und die Nebensatzpartikeln im Vorurgriechischen. Das Ergebnis ist, daß diesem angehört haben **i̯os*, **i̯os* $q^{u}is$, *i̯od* $q^{u}id$, *i̯os* $q^{u}e$, dazu *i̯od* und *i̯odi*, alle vom Stamm *i̯o-*, vielleicht auch *ai̯*; sie sind im Griechischen zum Teil in hoher Altertümlichkeit bewahrt, zum Teil in fruchtbarer Keimkraft fortentwickelt. Von entscheidender Bedeutung ist das Schlußurteil, in dem das ganze Buch gipfelt: „daß der Stamm *i̯o-* schon in den indogermanischen Vorstufen des Arischen, Griechischen, Phrygischen, Germanischen und Baltisch-Slawischen Nebensätze einleitete. Der von Delbrück im dritten Band der vergleichenden Syntax der indogermanischen Periode ruht also auf festem Grunde".

Möge die vorangehende Besprechung trotz der Schattenhaftigkeit der Umrisse in dem Leser die selbe Überzeugung wachgerufen haben, die sich in immer steigendem Maße dem Berichterstatter mitgeteilt hat, daß uns Eduard Hermann in dieser Untersuchung ein Werk von ebenso zuverlässiger Gediegenheit im kleinen wie von sicherer Handhabung der sprachgeschichtlichen Methode im großen geschenkt hat. Mit besonderer Freude begrüßen wir den Umstand, daß er zu den Forschern gehört, die nicht nur die Formenlehre, sondern auch die Syntax in den Bereich ihrer wissenschaftlichen Bemühungen einbeziehen: sie ist längere Zeit zurückgetreten, ihre Behandlung wohl aber in erster Linie berufen, die sich allmählich anbahnende Ausgleichung zwischen Sprachwissenschaft und klassischer Philologie zu befördern. Möge es Hermann, der soeben eine ehrenvolle Berufung auf einen neuerrichteten Lehrstuhl an der Universität Kiel erhalten und angenommen hat, vergönnt sein, eine recht segensreiche Wirksamkeit in dieser Richtung zu entfalten!

Hannover. Hans Meltzer.

Histoire illustrée de la Littérature française, par Abry, Audic et Crouzet. Paris 1912, Didier. XII et 664 p., 324 illustrations; in-8 carré. Broché 5 fr., relié toile 5 fr. 50 c.

Ein schönes, glänzend ausgestattetes, überraschend billiges Buch, das neben den zahlreichen bestehenden französischen Literaturgeschichten durch seine Eigenart sehr willkommen ist.

Das Werk ist an erster Stelle für französische Schulen bestimmt, und der Text ist dementsprechend gestaltet. Die Verfasser, drei Gymnasiallehrer, geben als Programm die Formel: minimum d'appréciations critiques, maximum de documentation. Sie wollen Tatsachen geben: Daten, biographische Angaben, kurze Inhaltsangaben der Hauptwerke, durch Zitate erläuterte Darlegung des literarischen Verfahrens und Standpunktes der Schriftsteller, knappe Schilderung der sozialen, literarischen und künstlerischen Zustände der Epoche, authentische Illustrationen. Dies alles in methodischer Art: bei jedem Autor werden nacheinander in der Regel besprochen: Vie, caractère, théories litté-


Hosted by Google

raires, étude de l'œuvre. Die einzelnen Kapitel erhalten dadurch oft die Form ausführlicher Dispositionen für literaturgeschichtliche Abhandlungen. Ein Beispiel wird die Art der Behandlung am besten zeigen. Das Kapitel Molière hat folgende Gliederung: — Vie: 1. Le fils du tapissier; 2. l'apprentissage; 3. les années de production. — Œuvres: 1. Premiers succès; 2. Pièces de polémique; 3. Grandes comédies. — Caractère: 1. Le comédien; 2. Le philosophe; 3. Le bourgeois. — Théories dramatiques: 1. But de la comédie; 2. Le comique; 3. La morale. — Peinture des mœurs et des caractères: 1. Les types contemporains (a) Le peuple; b) La bourgeoisie; c) La noblesse); 2. Les caractères généraux; 3. Les procédés dramatiques (peu d'importance de l'intrigue, logique des situations). — Le comique: 1. Les emprunts; 2. Comique des mots; 3. Comique des gestes; 4. Comique d'interruptions et de répétition; 5. Comique de contraste; 6. Comique de caractère. — La morale: 1. Théorie de la nature et du juste milieu, au point de vue a) physique, b) intellectuel, c) moral, d) social; 2. On ne sort pas impunément de la nature. — Le Style: 1. Critiques; 2. Théorie du style naturel; 3. Le style dramatique: a) langage de la nature, b) langage de théâtre. — Conclusion. — Die unpersönliche, schulmäßige Behandlung wird ja nicht immer behagen, aber sie ist übersichtlich, kann für die Schriftstellerlektüre gute Fingerzeige geben und entspricht dem Ziel der Verfasser, die nicht literarische Urteile, sondern nur den Stoff für die Einführung in die Schriftwerke bieten wollten. Das Mittelalter ist kurz behandelt, auf das Epos kommen nur 12 Seiten; dem 17. Jahrhundert sind 200 Seiten gewidmet, dem 18. Jahrh. 130 Seiten, dem 19. Jahrh. 210 Seiten.

Was aber den Hauptwert des Buches ausmacht, ist die ausgezeichnete Illustration: nicht weniger als 324 interessante und meist gut ausgeführte Abbildungen, von kurzen Erklärungen begleitet. Und zwar nicht Phantasiebilder, sondern möglichst immer authentische Bilder aus der Zeit: Porträts, Karikaturen und Wohnungen der Schriftsteller, Reproduktionen von ersten Drucken und Miniaturen, Faksimiles von Manuskripten, Bühnenbilder, Trachten usw. So sind für das Theater Molières folgende Abbildungen vorhanden: Molière d'après Mignard, Molière élève de Scaramouche, Molière en costume de Mascarille, Molière en Arnolphe, Molière en orateur, Molière au milieu de sa troupe, Farceur, Le Pont-Neuf, Quatre décors de l'Hôtel de Bourgogne, Frontispices de l'Avare et des Femmes savantes, La scène du théâtre de Molière, Le théâtre du Palais-Royal, Une cabale au théâtre, Le Malade imaginaire représenté devant la Cour, Une affiche de théâtre, La carte du Tendre, L'original du sonnet de Trissotin, Une page du registre de La Grange. Zu Corneille sind 9 Abbildungen gegeben, zu Racine 10, zu Voltaire 16, Rousseau 12, Chateaubriand 11, Victor Hugo 13, Balzac 8.

Losheim (Bz. Trier). F. J. Wershoven.

Hosted by Google

J. Walther, Lehrbuch der Geologie von Deutschland. Leipzig, 1910. Quelle u. Meyer. XV u. 358 S. gr. 8. 6,80 ℳ.

Viele, die ohne Kenntnisse in der Geologie sind, aber sich solche verschaffen möchten, werden nach diesem Buche greifen. Sie mögen aber die Worte der Vorrede beherzigen: „Die eigenartige Bedeutung der Geologie beruht darin, daß sie nur im Freien richtig gelehrt und gelernt werden kann.“ Ihnen ist dringend zu raten, daß sie erst in einem kleinen Gebiete, gleichviel welchem, geologisch sehen und beobachten lernen (unter Mitnahme eines guten geologischen Hammers; ja nicht ohne einen solchen!). Des selben Verfassers kleine ‘Vorschule der Geologie’ bietet dazu gute Anleitung. Erst wer so vorgebildet an diese ‘Geologie Deutschlands’ herantritt, wird ihren Ausführungen mit wirklichem Verständnis folgen können, wird dann aber auch zweifellos aus der lebendigen Darstellung und den lehrreichen Abbildungen eine Fülle von Anregung und Belehrung erhalten. Ein Übelstand darf freilich nicht verschwiegen werden. Der Leser, der sich der Führung des Buches blindlings anvertraut, wird vieles für feststehende Tatsache halten, was nur des Verfassers persönliche Meinung und Vermutung ist. Besonders stark macht sich dies geltend bei der Darstellung der Eiszeit. [Der Verfasser sagt dafür ‘die große Schneezeit’. Ich kann in dieser Neuerung keine Verbesserung erblicken. Die einstige Vereisung ist eine Tatsache, ihre Erklärung dadurch, daß es ‘unaufhörlich zu schneien begann’, eine Hypothese J. Walthers.] Der Verfasser ist der Meinung, die Gletscher der Eiszeit seien nicht allein durch Schmelzen, sondern vorwiegend durch Verdunstung zurückgegangen (S. 208). Wenn er aber dabei darauf hinweist, daß von der Oberfläche unserer Alpengletscher im Jahr 4 bis 6 m schwinden, so ist dieser Hinweis sehr irreführend. Denn diese Abtragung kommt ganz oder so gut wie ganz durch Abschmelzung zustande. Meines Wissens ist es bei Alpengletschern überhaupt noch nicht sicher nachgewiesen, ob nicht die Wirkung der Verdunstung ausgeglichen oder gar übertroffen wird von dem Wachstum durch Reifbildung. An antarktischen Gletschern hat v. Drygalski allerdings eine trockene Verdunstung nachgewiesen. Sie betrug aber nur vier Zentimeter in fünf Monaten. Gewarnt sei vor Weiterverbreitung der Angabe auf Seite 144, Cäsar habe auf seinen Kriegszügen von den letzten Ausbrüchen der Eifelvulkane gehört.

Pforta. Ludw. Henkel.

---

1) M. A. von Lüttgendorf, Die Insekten. Ein Handbuch für Insektensammler und -freunde. Mit 60 Abbildungen. Wien u. Leipzig 1913. A. Hartlebens Verlag. 171 S. 8. geh. 3 ℳ, geb. 4 ℳ.

Der angehende Insektensammler und -forscher findet zunächst im vorliegenden Buche eine brauchbare kurze Übersicht über den allgemeinen Bau der Insekten und ihre Stammesgeschichte. Er lernt ferner ihren Körper und seine Teile, ihre Organe, ihre Verwandlung sowie ihre systematische Einteilung (diese freilich nicht in ganz moderner Form) genauer kennen und erfährt, wie ein Insekt zu präparieren und mit und ohne Mikroskop zu untersuchen ist. Für das Fangen der In-

Hosted by Google

sekten, das Töten der Beute, die Aufbewahrung des gesammelten Materials und die Einrichtung der Sammlung gibt der Verfasser gute sachkundige Anleitung, beschreibt dabei stets die nötigen Hilfsmittel und Gerätschaften und weist z. T. auch die Quellen nach, aus denen dieselben bezogen werden können. Ein Verzeichnis empfehlenswerter Nachschlagewerke und Bestimmungsbücher sowie ein Sachregister sind wertvolle Beigaben.

Die Darstellung ist im allgemeinen frisch und lesbar. Doch sind eine ganze Zahl von Flüchtigkeiten und Nachlässigkeiten stilistischer, vereinzelt auch sachlicher Art untergelaufen, die der Verbesserung bedürfen. Nur einige wenige möchte ich anführen. Nicht bloß bis zu fünf Paaren, wie S. 32 gesagt wird, können Bauchfüße bei Larven ausgebildet sein, wie dann auch richtig S. 54 Larven mit mehr als zehn Bauchbeinen als Afterraupen bezeichnet werden. Während welchem (S. 56 unten) ist falsch. Ebenso kann bedürfen nicht, wie S. 82, zur Abwechslung einmal mit dem Akkusativ (mitten zwischen fünf richtigen Genitiven) verbunden werden. Worte und Ausdrücke wie Schlaffigkeit, diesbezüglich, um dies ermöglichen zu können (S. 160), in der Regel meist (S. 152) sind unschön. Manche Fremdwörter hätten vermieden werden können. Besonders aber ist die Interpunktion oft anzufechten. An vielen Stellen fehlen Kommata, viel häufiger aber sind Subjekt und Prädikat durch ein Komma getrennt. Wieder ein Beispiel für viele: S. 117 unten lesen wir: Aus diesem Grunde sind diese Spannbretter, den unbeweglichen vorzuziehen. Ein zureichender Grund für dies Komma und zahlreiche ähnliche wird schwerlich zu finden sein.

Eine neue Auflage wird hoffentlich diese Mängel des brauchbaren Buches beseitigen.

2) O. Schmeil u. J. Fitschen, Flora von Deutschland. Ein Hilfsbuch zum Bestimmen der zwischen den deutschen Meeren und den Alpen wildwachsenden und angebauten Pflanzen. Mit 949 Abbildungen. 10. Auflage. Leipzig 1912, Quelle u. Meyer. II. u. 437 S. 8. geb. 3.80 ℳ.

Die neue Auflage zeigt das Buch in ganz veränderter Gestalt. Das bisher zugrunde gelegte System der Pflanzen entsprach nicht mehr dem heutigen Stande der Wissenschaft. In Übereinstimmung mit den botanischen Lehrbüchern von Schmeil ist nunmehr das von Alexander Braun aufgestellte, von Eichler, Engler, Wettstein und anderen Forschern weiter ausgebildete natürliche Systeme zur Anwendung gekommen. Ferner verzichten die Verfasser jetzt gänzlich auf die Benutzung des Linnéschen Systems, weil es im Unterrichte kaum noch irgendwo eingehend behandelt wird. Da sie aber damit manche Vorteile für die Bestimmung aufgeben, haben sie besondere Tabellen eingeschoben (S. 37—76), in denen ohne jede systematische Rücksicht ein- und zweikeimblättrige, nackt- und bedecktsamige, ja Samen- und Sporenpflanzen nach äußeren Merkmalen in acht Gruppen eingeteilt werden, für die dann besondere Tabellen die Bestimmung der Familien und Arten nach den auffälligsten und deutlichsten Merkmalen ermöglichen.

Hosted by Google

Eine von diesen Tabellen gestattet auch, wie es oft wünschenswert ist, die Bestimmung der Holzgewächse nach dem Laube. Wo in einzelnen Fällen dem Anfänger ein Irrtum unterlaufen kann, wird er meist doch zum Ziele kommen, da, wenn bei der Gabelung ein Zweifel möglich ist, die schwierigen Gewächse in beide Gruppen aufgenommen sind. Auch sind die zahlreichen Abbildungen dazu angetan, manchen Zweifel zu heben. Daß ferner, wenn in den Tabellen über einige Nummern hinweg auf eine neue verwiesen wird, bei dieser die Vornummer in Klammern angegeben ist, erleichtert die Verbesserung vorgekommener Versehen.

Das Buch ist demnach gut zu brauchen und besonders auch Anfängern warm zu empfehlen.

Seehausen i. d. Altmark. M. PaepRer.

---

s U. v. Wilamowitz-Möllendorff, Die Spürhunde des Sophokles. Sonderabdr. aus d. 29. Bde. der N. Jahrbücher f. d. kl. Altert. Leipzig 1913, Teubner. 28 S. gr. 8. 1 ℳ.

Daß die Abhandlung von Wilamowitz über das neugefundne (ungefähr zur Hälfte erhaltene) Satyrspiel des Sophokles jetzt auch als Sonderabdruck zu haben ist, wird manchem willkommen sein. Wie gewöhnlich bei Wilamowitz, bietet die Arbeit weit mehr, als die Überschrift verspricht. So hier Erörterungen über das gleichzeitig (im 9. Oxyrhnchosbande) publizierte Fragment aus dem bisher so gut wie unbezeugten Eurypylos des Sophokles; ferner eine erneute Untersuchung über Silen und Satyrn; ferner über Satyrspiel, Dithyrambus und Tragödie.

Die Gelegenheit sei benutzt, auf ein schmuckes Büchlein hinzuweisen, das hier und da wohl einen größeren Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit erzeugen könnte: *Tragicorum graecorum fragmenta papyracea nuper reperta recognovit brevique adnotatione critica instruxit Arturus Hunt.* Oxford 1912, Clarendon. XII S. u. $5^1/_2$ Bogen. kl. 8 (mit den Spürhunden des Sophokles, der Hypsipyle des Euripides u. a.). Aber vielleicht hat Wilamowitz recht: Entdeckungen griechischer Literaturwerke sind nachgerade so gewöhnlich geworden, daß sie bei dem breiten philologischen Publikum nur noch geringes Interesse erregen.

---

t Karl Heinr. Hiemesch, Deutsche Lehrer-Dichter über Erziehung und Schulreform. Eine Anthologie aus unserer Zeit. Leipzig 1912. Ernst Wunderlich. VIII u. 267 S. 8. geb. 2,40 ℳ.

Die Beiträge handeln in vier Abschnitten von dem Lehrer und seinem Beruf, von der Erziehung, von der Schulreform, endlich von der Berufswahl und Volksbildung. Wir erhalten u. a. ein Stück aus 'Semper der Jüngling' von Otto Ernst, ein Kapitel aus dem herrnhutischen Bubenroman 'Gottfried Kämpfer' von Herm. Anders Krüger neben einer Szene aus Dreyers 'Probekandidat' und einem Kapitel aus dem 'Stietz-Kandidat' von Wilh. Arminius. Weiter sind vertreten Sohnrey mit der anmutigen Geschichte: 'Wie ich die Buchenroder Dorfbibliothek gründete', ferner Michael Georg Conrad und Friedrich Polack. Ein 'Die Dichter' betitelter Anhang bringt neben kurzen biographischen, oft autobiographischen Notizen auch ein Verzeichnis der Schriften der Lehrer-Dichter.

Hosted by Google

Platon und die philosophische Propädeutik

von

Herm. Ferd. Müller

In der pädagogischen Sektion der Philologenversammlung zu Halle 1903 tat Alfred Rausch im Anschluß an einen Vortrag von Seeliger über philosophische Propädeutik die Äußerung, den Schüler durch Platon in die Philosophie einführen zu wollen, sei ein Umweg. Es schien, als wollte er gewisse grundlegende Kenntnisse in der Philosophie nach Wundt und Külpe dogmatisch überliefert und eingeprägt wissen. Paul Cauer widersprach sofort, konnte aber, da die Zeit abgelaufen war, seine Ansicht nicht näher begründen. Ähnlich ging es auf der Versammlung in Posen 1911. Hier erstattete Rudolf Lehmann das Referat (Neue Jahrb. 1912, S. 122—129), in dem er zwar das dogmatische Verfahren im propädeutischen Unterricht entschieden verwirft, ebenso aber die Platonlektüre für ungeeignet erklärt, den Hunger nach Philosophie zu erwecken und das Verständnis für die großen Probleme wissenschaftlicher Erkenntnis und sittlicher oder ästhetischer Weltanschauung anzubahnen. 'Ganz abgesehen von den sprachlichen Schwierigkeiten, abgesehen auch davon, daß der heutigen Wissenschaft die Bedeutung großer Teile des Systems zweifelhaft erscheint, die frühere Zeiten aus Mangel an eindringender Kenntnis für eindeutig klar hielten: die Meinung, daß die großen Fragen der Philosophie und die Mittel, sie zu lösen, bei Platon in einfacherer Gestalt erschienen und auf weniger komplizierten Voraussetzungen fußten als bei den meisten der großen neueren Denker, diese Meinung ist für die deutsche Wissenschaft, wie überhaupt das Vorurteil von der Einfachheit und Ursprünglichkeit hellenischer Lebensverhältnisse, gründlich abgetan. Wir wissen, wie viele Vorgänger Platon vor Augen hatte, wieviel er ihnen entnimmt und wie oft er sie bekämpft, ja daß die geschichtlichen Anknüpfungen seiner Lehre kaum weniger zahlreich und verwickelt waren als etwa die Kants. Und andererseits liegt seine Art, die großen Probleme zu fassen und zu lösen, von derjenigen, zu der die moderne Wissenschaft die Jugend erzieht, ja auch von der Denkweise, die den heutigen Menschen natürlich ist, so weit ab, daß unsere Primaner nicht nur die Sprache der Platonischen Dialoge verdeutschen, sondern, was viel schwieriger ist, die Denkweise selber ins Moderne, in

Hosted by Google

ihre eigenen Gedanken übersetzen müßten, wenn sie den Ewigkeitswert derselben erfassen und für ihr eigenes Philosophieren einen Gewinn haben sollten.' Auch hier widersprach Paul Cauer der Ansicht, daß die Lektüre der Alten, vor allem Platons, kein geeigneter Weg sei, um unsere Jugend zur Philosophie zu führen. Aber die Zeit war verstrichen, und Prof. Lehmann mußte, durch andere Pflichten gebunden, die Sitzung verlassen, ehe es zu ausgiebiger Rede und Gegenrede kam. Cauer verspricht nun in einem eigenen Aufsatz, der gewiß Klarheit schaffen wird, auf die wichtige Frage zurückzukommen. Inzwischen möchte ich mit meiner Ansicht nicht zurückhalten: *σύν τε δύ' ἐρχομένω, καί τε πρὸ ὃ τοῦ ἐνόησεν.*

Was Lehmann gegen die Lektüre Platons geltend macht, würde, wenn es richtig wäre, gegen die Lektüre der Alten überhaupt gelten. Schwer sind sie alle, diese Griechen und Römer; eben darum lesen wir sie in der Schule; an dieser Arbeit soll der jugendliche Geist erstarken. Sie sind auch unmodern; eben darum führen wir die Jugend in sie ein; denn wir wollen ihr keine einseitige und halbe, sondern eine ganze und humane Bildung geben. Ehre der Moderne! Aber auch sie senkt ihre Wurzeln in das Erdreich hinab, aus dem alle Wissenschaft entsprossen ist. Wollen wir an den Quellen trinken, so müssen wir nach Griechenland und Rom gehen. Eine Hauptquelle aller Philosophie ist Platon, also schöpfen wir aus ihm! Wir wollen nicht sowohl Philosophie als philosophieren lernen, und dazu sind die Platonischen Dialoge wie geschaffen. Sie verfahren nicht dogmatisch, sondern heuristisch; sie lassen die Probleme vor unseren Augen entstehen und zeigen uns, welche Künste kluge Männer anwenden, um die Probleme zu lösen oder von allen Seiten zu beleuchten und jeden Schein einer Lösung zu zerstören, kurz sie leisten in hervorragendem Maße, was Lehmann fordert mit den Worten: 'Die Propädeutik soll einen Stachel in die Seele des Schülers senken, sie soll ihn mit dem Hunger nach Philosophie zur Universität entlassen, sie soll ihn zugleich lehren, was er verständigerweise fragen kann. Aber sie darf nicht auf eine Scheinsättigung ausgehen, die nur allzubald ablehnende Blasiertheit zur Folge haben müßte.' Aber, sagt Lehmann, Platons Art, die Probleme zu fassen und zu lösen, liegt von der modernen Wissenschaft und von unserer natürlichen Denkweise so weit ab, daß wir sie erst ins Moderne und in unsere eigenen Gedanken übersetzen müssen. Ich bestreite, daß der jugendfrische Platon und die von ihm aufgeworfenen Probleme der Jugend so fern liegen; das Gegenteil läßt sich erweisen. Ich behaupte, daß beispielsweise Spinoza und Kant der natürlichen Denkweise viel mehr zuwiderlaufen, daß die Ethica ordine geometrico demonstrata und die Kritik der reinen Vernunft viel schwerer in die eigenen Gedanken eines Primaners zu übersetzen sind. Nicht durch Kant, durch Platon kommt der

Hosted by Google

angehende Philosoph am leichtesten in den Idealismus hinein. Nun soll Platon freilich auf höchst komplizierten Voraussetzungen fußen, viele Vorgänger benutzen und bekämpfen, ja die geschichtlichen Anknüpfungen s[illegible]ner Lehre sollen kaum weniger zahlreich und verwickelt sein al[illegible]twa die Kants. Übertreiben wir nicht! Anders lesen Knaben [illegible] Platon, anders der Professor. Der Forscher fragt nach de[illegible]em und der Genesis des Systems, er sucht die Quellen und fre[illegible] sich, wenn er findet: hier ist X benutzt, und dort wird Y bekämpft. Der Lehrer mag diesen Forschungen nachgehen, den Schüler kümmern sie nicht. Ohne nach der Herkunft und dem Stempel zu fragen, nimmt er die vor ihm und mit ihm entwickelten Gedanken in seinen Geist auf als Fermente des Weiterdenkens und Weiterphilosophierens. Auf das *συμφιλοσοφεῖν* komme es ihm an, ein Platonischer Dialog werde ihm zum Erlebnis.

Lehmann verlangt, daß die philosophische Propädeutik das Verständnis für die großen Probleme wissenschaftlicher Erkenntnis und sittlicher oder ästhetischer Weltanschauung anbahne. Ich erlaube mir zu fragen, ob dazu die Platonischen Dialoge nicht vorzüglich geeignet sind. Wer auch nur den Inhalt der Apologie und des Kriton, des Phädon und des Gorgias im Gedächtnis hat, wird die Frage zuversichtlich bejahen. Von Apologie und Kriton schweige ich. Sie sind nicht zum Disputieren, sondern zum Anschauen und zur Nachahmung da. Sie zeigen an der Person des Sokrates, was es heißt: seid männlich und seid stark.

Im Gorgias handelt es sich um die Frage: Was ist Wissenschaft? In der einfachsten, auch dem jugendlichen Alter verständlichen und für alle Zeiten gültigen Form werden die Kriterien der Wissenschaft festgestellt oder vielmehr, und gerade das ist so lehrreich, es wird in einem konkreten Falle gezeigt, wie wir zur Erkenntnis gelangen, wie wahres Wissen zustande kommt. Sokrates will wissen, was Rhetorik ist. Gorgias und Polos reden ein langes und breites über den ausgezeichneten Nutzen und Wert ihrer Kunst. Aber Sokrates will nicht den Wert, sondern das Wesen der Rhetorik kennen lernen; darum zwingt er sie zu Definitionsversuchen, die indessen ungeschickt genug ausfallen. Denn ihre Definition ist viel zu weit und umfaßt auch andere Künste, sie unterscheiden nicht wesentliche und unwesentliche, konstitutive und konsekutive Merkmale und irrlichtelieren hin und her, bis sie schließlich zu der erträglichen Definition kommen, die Rhetorik sei eine *πειθοῦς δημιουργός*. Eine Wissenschaft darf man sie danach kaum nennen. Denn die Wissenschaft lehrt und beweist, sie überredet nicht; es werden gegenübergestellt: *διδάσκειν* und *πείθειν*, *μανθάνειν* und *πιστεύειν*, *μάθησις* oder *ἐπιστήμη* und *πίστις*. Der Redner ist nicht *διδασκαλικός*, sondern nur *πιστικός*. Dann heißt es: *οἱ μεμαθηκότες πεπεισμένοι*, aber nicht umgekehrt *οἱ πεπεισμένοι μεμαθηκότες*. Allgemein bejahende Urteile lassen sich nicht einfach umkehren. Es gibt eine *πίστις ἄνευ τοῦ εἰδέναι*,

Hosted by Google

aber keine ἐπιστήμη ἄνευ τοῦ πιστεύειν. Die πίστις kann ψευδής und ἀληθής sein, die ἐπιστήμη ist immmer ἀληθής und nie ψευδής. Man sieht schon hier die Gelegenheit zum Operieren mit Begriffen und zu logischen Übungen, die sich im Verlaufe des Gesprächs noch mehrt. Denn unser Dialog hat einen eminent wissenschaftlichen Charakter. 'Dem Verfasser stehen jedenfalls die formalen Erfordernisse der Wissenschaft in bestimmtester Gestalt vor Augen.' Kein Zeugenverhör, kein Stimmenzählen, kein Abschrecken und Verblüffen durch Übertreibungen (μορμολύττεσθαι) oder gar Auslachen des Gegners, um eine sachliche Frage zu entscheiden; nicht die Person beurteilen, statt die Sache (τὰ ὄντα) zu prüfen; sich jederzeit willig dem Logos, der logischen Kritik, wie ein Kranker dem Arzt, darbieten; Voraussetzungen und Folgen stets logisch verknüpfen; nicht reden und überreden, sondern beweisen, d. h. den Begriff der Sache finden (Induktion) und definieren. "Die möglichen Fehler beim Definieren: der zu weite Begriff, die Vermischung von Begriffen, der Gegensatz, auch schon das Prinzip, daß Gegensätze nicht 'zugleich' stattfinden, das Verhältnis über- und untergeordneter Begriffe, mithin die Einteilung, die Entsprechung der Begriffe, Proportionen unter Begriffspaaren nach dem Vorbild der geometrischen Proportion: das alles kommt, zum Teil ausführlich, zur Erörterung." Damit die Wahrheit zum Vorschein komme, muß man freilich unverdrossen forschen und redlich suchen. Die beiden Wege, die zur Erkenntnis führen, sind Induktion und Deduktion. Beide kommen im Gorgias zu ausgiebiger Verwendung. Scharf entgegengesetzt werden das empirische und das rationale Verfahren, ἐμπειρία und τέχνη. Die ἐμπειρία ist eine der rationalen Grundlage entbehrende bloße Erfahrung oder Routine, d. h. sie geht ohne Begründung, ohne Berechnung der Konsequenzen unwissenschaftlich zu Werke, sie beruht auf einem bloßen Tasten und glücklichen Treffen; die τέχνη dagegen als die echte rational begründete Kunde oder die Wissenschaft weiß Rechenschaft zu geben von ihren Behauptungen, sie verfährt logisch, und ihr Merkmal ist die Einsicht aus dem Grunde, der Ursache, der Natur des Gegenstandes: empirisches und rationelles Verfahren, des letzteren Vorbild die Mathematik. Ein Synonymum für 'Wissenschaft' ist in unserem Dialog 'Philosophie', jetzt nicht mehr 'Bildungsstreben' und 'Bildungsbeflissenheit', sondern 'das Leben in der Wissenschaft'. 'Ihr darf und soll man sein Leben weihen; denn in ihrer Kraft darf und soll man hoffen, das Leben zu reformieren.' Die Philosophie nennt Sokrates seinen Beruf und seine Liebe. Er erklärt: nicht ich, die Philosophie (d. h. die Wissenschaft) spricht so; sie widerlege, wenn du kannst. Die Philosophie sagt immer ein und das selbe, und was sie sagt, das hält stand und ist gebunden mit eisernen und stählernen Gründen usw. Natorp hat das alles in seinem bekannten Buche vortrefflich auseinandergesetzt, und Lehmann wird zugeben, daß sich hier ein gutes Stück Arbeit in grundlegender

Hosted by Google

philosophischer Propädeutik leisten läßt. Wird Platons Argumentation einmal allzu breit und kraus, so kürze der Lehrer und schneide die wuchernden Ranken weg. Schwierige Stellen wird er vor der Lektüre erläutern, auch sonst allerlei Künste erfinden, um die rauhe Schale durchzubrechen und an den süßen Kern zu gelangen.

Kraft der Philosophie, hieß es, soll und darf man hoffen, das Leben zu reformieren. Die Wissenschaft soll den Grund legen zu einer sittlichen Lebens- und Weltanschauung, die standhält und dadurch mit eisernen und stählernen Gründen gebunden wird. Sokrates weiß, daß er mit seiner Gesinnung und Lebensauffassung allein steht; aber wenn auch alle Athener, an der Spitze Perikles und sein ganzes Haus, gegen ihn Zeugnis ablegten: er würde sich aus diesem seinem Besitz und aus der Wahrheit nimmermehr verdrängen lassen. Die Wahrheit aber sagt, daß nur der Gute und Gerechte glücklich ist, elend aber und unselig der Ungerechte und Schlechte. Unrecht tun ist unter allen Umständen schlimmer als unrecht leiden, am schlimmsten ist es, wenn das Unrecht ungestraft bleibt, also fortwuchert und wie ein Gift die Seele zerfrißt. Zweck und Ziel, Inhalt und Kraft unseres Lebens ist das Gute und nicht die Lust. Wir tun das Gute nicht um der Lust, sondern um des Guten willen. Zügle deine Leidenschaften durch Selbstbeherrschung und Besonnenheit; ordne dein Inneres durch das Gesetz, das die Welt zu einem Kosmos macht; stärke und reinige deine Seele durch Gerechtigkeit und Frömmigkeit, damit sie dermaleinst vor dem unbestechlichen Richter bestehen kann und eingehe zu den Gefilden der Seligen. — Eine so ernste und hohe Auffassung des Lebens, sollte ich meinen, müßte selbst den modern gebildeten Jüngling nachdenklich machen. Manchem rührt sie auch wohl das Herz. Wer christlich erzogen ist, hört vielleicht die Anklänge an das Christentum heraus. Oder wird den jungen Leuten ein Kallikles mehr imponieren? Kallikles entwickelt sein Lebensideal in glänzender Rede, und Platon hat wieder einmal gezeigt, was er als Schriftsteller zu leisten vermag. Der vornehme und überlegene Weltmann, dem Philosophie nichts ist als Wortklauberei, fordert und preist den Willen zur Macht. Herrsche, besitze, genieße! Seine Unterscheidung von φύσις und νόμος, die Sonderung der Pflichten und Güter nach den Kategorien φύσει und νόμῳ; das Recht des Stärkeren und die Herrenmoral, der Übermensch und die blonde Bestie, die den Kerker durchbricht, um alle papierenen Satzungen uud konventionellen Gebote mit Füßen zu treten: mutet das alles nicht ungemein modern an? Zu sittlicher Entrüstung liegt kein Grund vor. Wir unterscheiden wohl, was im Umkreis der Güter- und Pflichtenlehre konventionell ist und was, in der Natur der Dinge oder in Gott gegründet, einen Ewigkeitswert hat. Die Wahrheitsmomente: überragende Kraft gegen inferiore Schwäche, der geniale Mensch wider den

Hosted by Google

Philister, Aristokratie und nicht Demokratie, Verachtung des Pöbels von der Gasse (*συρφετός*) dürfen wir ruhig anerkennen. Auch Platon ist Aristokrat und widersetzt sich dem König Demos; aber nach dem Grundsatz: wer über andere herrschen will, muß sich erst selber beherrschen, wünscht er ein auf Selbstüberwindung beruhendes, gerechtes Regiment. Kallikles dagegen will Herrschaft und Genuß um jeden Preis, Selbstbeherrschung ist ihm ein leeres Wort, er verkündigt das Evangelium der Genußsucht und Ausbeutung. Es ist doch eine furchtbare Moral, eine wahre Raubtiermoral, die im Kampf ums Dasein alles Schwache und Geringe rücksichtslos niedertritt, die keine helfende und rettende Liebe, kein Mitleid noch Erbarmen kennt. Nicht jenseits von Gut und Böse, sondern innerhalb des Wahren und Rechten nehmen wir unsern Standort. Nur eins, glauben wir, bildet den Geist vollkommen aus: die unwandelbare Erkenntnis des Guten und Bösen. Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich. Alle Erziehung ist Erziehung zur Selbstüberwindung und Selbstbestimmung (*ἀνδρεία* und *σωφροσύνη*); Selbstüberwindung führt zur Selbstregierung, Selbstregierung ist Freiheit. Genug. Hier Kallikles, hier Sokrates: wir müssen uns entscheiden (vgl. das Programm von Blankenburg 1909).

Um das Vorurteil zu bekämpfen, als sei Platon zum Führer auf dem Lebenswege ungeeignet und seine Art des Philosophierens abgetan, habe ich diese Skizze entworfen. Als didaktische Norm wäre sie völlig ungenügend. Jede Quintessenz würde zur philosophischen Propädeutik nicht taugen. Um Platon zu verstehen und seines Geistes einen Hauch zu verspüren, dürfen wir seine Art, die Probleme zu fassen und zu lösen, gerade nicht außer acht lassen, müssen wir die Dialoge in der reizvollen Darstellung, wie sie nur ein Platon geben kann, selbst lesen und wiederlesen. Zunächst gilt es willige Hingebung, um erst einmal zu verstehen; dann mag eine besonnene Kritik einsetzen, z. B. an Sokrates' schroffer Ablehnung der Rhetorik als einer Schmeichel- und Afterkunst (*κολακεία*), an seinem Urteil über die großen Staatsmänner Athens, an seinem Intellektualismus u. a. Auch die Gelegenheit zu Vor- und Ausblicken mögen wir wahrnehmen. So werden wir auf die Ideenlehre da zu sprechen kommen, wo der Begriff des Guten gesucht und gesagt wird: durch Anwesenheit (*παρουσία*) des Guten, durch Teilnahme (*μετοχή*) an der Idee des Guten sind wir gut usw. Wie aber ist diese *παρουσία* und *μετοχή* zu denken? Eine Aussicht auf das metaphysische und transzendente Gebiet öffnet sich, ist aber alsbald zu schließen. Genug, wenn das Verlangen danach erregt ist. Endlich dürfen wir die Aufmerksamkeit unserer Primaner doch wohl auf die Bedeutung geistiger Güter und sittlicher Werte lenken. Ohne zu moralisieren oder Buße zu predigen, gestatten wir uns, einen denkenden und kritisch gesinnten jungen Mann zu

Hosted by Google

fragen, ob in unserer Zeit diese Güter und Werte gebührend geschätzt werden: eine aktuelle und recht eigentlich eine moderne Angelegenheit. Denn 'unserer Zeit tut es wahrlich not, nach den Gründen des Sittlichen sich zu erkundigen, da es so oft in gleißender Dialektik, in blendender Paradoxologie, mit einer raffinierten Technik der Sinnenverführung verneint wird. Ich wüßte aber nicht, wer uns so gelehrt hätte, gegen das Sittliche zu fragen, und auf die einfachen Grundfragen auch die einfachen Grundwahrheiten zu finden, wie Plato; welche Schule einer so einfachen wie tiefgründigen sittlichen Erkenntnis es gäbe, die mit seinen ethischen Dialogen den Vergleich bestände'. So der Philosoph Natorp, der mit dem Philologen U. v. Wilamowitz für eine ordentliche Platolektüre auf dem Gymnasium eintritt und mindestens eine gründliche Erklärung des Gorgias nach Form und Inhalt verlangt. Versteht es der Lehrer, so kann er dadurch den philosophischen ἔρως im Schüler wecken, also das Ziel der Propädeutik erreichen.

Ganz ähnlich wie mit dem Gorgias verhält es sich mit dem Phädon. Auch hier handelt es sich um eine sittliche Weltanschauung, auch hier um eine Frage, die jeden Christenmenschen, Juden und Heiden lebhaft interessiert. Was denken wir vom Leben und vom Sterben? Was ist es um unsere Seele? Von wannen kommt sie und wohin geht sie? Wer noch nicht über den alten 'Aberglauben' an Seele und Unsterblichkeit hinaus, noch nicht auf irgendein modernes System eingeschworen, sondern noch bildungs- und entwicklungsfähig ist, der braucht sich die Antworten, die Platon gibt, nicht erst mühsam ins Moderne zu übersetzen, sondern kann sie unschwer in die eigene Gedanken- und Gefühlswelt einordnen. An 'Apperzeptionsstützen' fehlt es nirgends. Und schöner kann ein Jüngling nicht in die Philosophie eingeführt werden als durch den Phädon, in dem sich das ästhetische und erbauliche Element mit dem dialektischen aufs innigste vermählt.

Alle Philosophie, sofern sie diesen Namen verdient, ist Idealismus. 'In Plato ist der Idealismus urwüchsig, gleichsam autochthon. Aus der schlichten Sokratischen Entdeckung des Begriffs wächst er hervor mit einer inneren Notwendigkeit, der kein philosophisch gerichtetes Denken sich leicht entziehen kann. Und auf keiner Stufe verhärtet er sich zur scholastischen Formel, bis zuletzt verbleibt er in lebendigster Beweglichkeit. Darin liegt der unauslöschliche Reiz, darin der unvergängliche didaktische Wert des Platostudiums. Die Einführung in Plato ist die Erziehung zur Philosophie ... Platos Ideenlehre, das ist die Geburt des Idealismus in der Geschichte der Menschheit; welchen richtigeren Eingang zum Idealismus könnte es also geben als durch das Nachleben dieser seiner Geburt in der Entwicklung der Philosophie Platos?' So Natorp im Vorwort zu seinem tiefgreifenden Buche über Platos Ideenlehre. Zur schulmäßigen

Hosted by Google

Einführung in den Idealismus aber eignet sich kein Dialog besser als der Phädon, wie das Gustav Schneider in seiner empfehlenswerten Schrift 'Die Weltanschauung Platos' (Berlin 1898) gezeigt hat. Auch bei Hans Raeder 'Platons philosophische Entwicklung' (Leipzig 1905) lesen wir: 'Im Anschluß an den Bericht von den letzten Stunden und dem Tode des Sokrates hat Platon eine zusammenhängende Darstellung seiner Weltauffassung und seiner Anschauungen vom Wesen und Leben der Seele gegeben. Eine solche Verkündigung seiner Lebensanschauung, welche Leben und Tod, die sichtbare und die unsichtbare Welt und die lenkenden Weltkräfte umfaßt, haben wir in keiner früheren Schrift angetroffen. Die Lebensanschauung des Phädon macht in der Tat ein Ganzes aus, und es ist nicht zu verwundern, daß man sich oft gerade an den Phädon gewendet hat, wenn man vom Inhalt der Platonischen Philosophie die zuverlässigste Kunde haben wollte.'

Aber was ist Idealismus? Die Erkenntnis, daß es über und in dem *κόσμος αἰσθητός* einen *κόσμος νοητός* gibt. Das Wesen der Welt sind nicht die Dinge, die wir sehen; das Wesen der Welt sind die Dinge, die wir nicht sehen. Wahrhaft wirklich ist nicht das Irdische und Materielle, sondern das Überirdische und Immaterielle. Die Dinge dieser Sinnenwelt sind nicht, sie werden nur und vergehen; die Dinge einer höheren Welt sind ewig, denn sie sind. Die sichtbaren Dinge sind nur Erscheinungen, nicht Dinge an sich. Was erscheint in ihnen? Die Ideen, deren Abbilder und Nachahmungen, Schatten- und Scheinbilder sie sind, gleichviel, ob wir dieses Verhältnis als Immanenz (*παρουσία*) der Ideen in den Dingen, oder als Inhärenz (*μετοχή*) der Dinge in den Ideen zu fassen suchen. Der Grundgedanke der Platonischen Philosophie besteht darin, 'daß die eigentliche Realität, das von aller Philosophie gesuchte wahre und innere Wesen der Dinge nicht in den uns umgebenden flüchtigen Erscheinungen, sondern in den durch sie zum Ausdruck kommenden ewigen Ideen zu suchen ist' (Deussen). 'Was immer an der Ideenlehre Platons problematisch bleibt, sie eröffnet eine große Wahrheit, auf die sich nicht wieder verzichten läßt. Das ist die Überzeugung, daß es ein Reich der Wahrheit gibt jenseit des Beliebens der Menschen, daß Wahrheiten gelten, nicht wegen unserer Zustimmung, sondern unabhängig davon, in einer allem menschlichen Meinen und Mögen überlegenen Sphäre. Ohne eine solche Überzeugung gibt es keine Selbständigkeit der Wissenschaft, keinen festen Aufbau der Kultur; nur eine selbständige Wahrheit kann Gesetze und Normen entwickeln, die das menschliche Dasein erhöhen, indem sie es binden. Dies aber ist der Hauptgedanke alles Idealismus; so bleibt dieser für immer mit Platon verkettet' (Eucken).

Der Idealismus als Erkenntnistheorie oder Philosophie schlechthin wird die Gedanken der Schüler umstülpen. Mögen

Hosted by Google

sie sich wundern, das *θαυμάζειν* ist der Anfang alles Philosophierens. Aber erlassen werden kann ihnen dies Umdenken nicht; sonst kommen sie weder in die Platonische noch in die Philosophie überhaupt hinein und verstehen nicht einmal in der Einleitung zum Phädon die Kapitel von dem *θανατᾶν* des echten Philosophen.

Doch ich gehe in diesem kleinen Aufsatz nicht aufs Ganze. Ich will die Aufmerksamkeit nur lenken auf die Terminologie, d. h. auf einige Ausdrücke und Begriffe, mit denen wir in der Philosophie fortwährend operieren. Ursprünglich von der Spekulation oder besser den spekulativen Griechen geprägt, sind sie in die Sprache der Wissenschaft und der wissenschaftlich Gebildeten übergegangen. Sie wandern wie abgegriffene Münzen von Hand zu Hand, ihr Schrot und Korn erkennen wir an der Prägstätte. Es ist für den propädeutischen Unterricht von grundsätzlicher Bedeutung und großem didaktischen Werte, die Termini nicht isoliert und außer dem Zusammenhang, in dem sie stehen, zu besprechen. Man soll sie innerhalb des Ganzen, das sie erbauen helfen, betrachten. Dadurch verlieren sie das Formelhafte, Tote und gewinnen sie ihren eigentümlichen Inhalt, ihr Leben. Sie haften so fester im Gedächtnis.

In der Einleitung Kap. 8 ff. unterscheidet Sokrates scharf zwischen Körper und Seele, leiblichem und geistigem Leben. Diese Unterscheidung beruht auf dem Dualismus der sensibeln und intelligibeln Welt, die das gesamte Denken Platons durchzieht. Körper und Seele sind zwei Substanzen, die sich im Tode trennen. Ich brauche nur zu schreiben substantia extensa und substantia cogitans, und vor einem jeden steigt ein Stück neuerer Philosophie auf, worauf ich natürlich nicht eingehe. Es wäre höchstens zu sagen: nomine substantiae utuntur ea ratione, ut significet non partem aut qualitatem in alio, sed quod proprie subsistit. Die Seele ist nach Platon nicht eine Resultante, sondern vielmehr eine Dominante körperlicher Funktionen, auch nicht eine Harmonie des Leibes oder dergleichen, sondern sie existiert an und für sich, ist eben eine Substanz, die ihr eigenes, unverlierbares Leben hat, wie wir sehen werden.

In den Kapiteln 15—23, die den ersten Beweis für die Unsterblichkeit der Seele enthalten, interessiert uns als Propädeutiker vornehmlich die Methode der Beweisführung. Sokrates geht aus von dem Satze *ἐκ τῶν ἐναντίων τὰ ἐναντία* und erhärtet ihn durch einen *ἐπαγωγή* wie *ἀπαγωγή*; dann erläutert er die als gültig angenommene *ἀνάμνησις*, die eine präexistente, die Ideen schauende Seele voraussetzt, durch Beispiele; und als er die Beweisstücke in der Hand hat, deduziert er: alles Weltgeschehen bewegt sich in Gegensätzen, dem Erdendasein der Menschenseele ist ein gegensätzlich geartetes, die Anschauung der Ideen in sich fassendes Vorleben vorangegangen, darum muß



ihm auch ein solches Nachleben folgen (Theodor Gomperz)[1]). Nachdem wir so neben dem uns aus der Mathematik bekannten indirekten Beweise die für jede wissenschaftliche Forschung unentbehrliche Induktion und Deduktion kennen gelernt und auf die Wichtigkeit der Gegensätze und des Denkens in Gegensätzen aufmerksam gemacht haben, beschäftigen wir uns etwas näher mit der *ἀνάμνησις*, dem a priori und der Ideenassoziation, wobei wie immer das *λόγον δοῦναι καὶ δέξασθαι* nicht außer acht zu lassen ist.

Ἀνάμνησις übersetzen wir mit 'Wiedererinnerung', nur dürfen wir damit nicht die Meinung verbinden, als sei etwas vergessen worden, das nun wieder ins Gedächtnis zurückgerufen werde; *ἀνάμνησις* heißt ein 'Zurücknehmen' unseres eigenen, noch vorhandenen und nicht entschwundenen Besitzes: *οἰκείαν ἐπιστήμην ἀναλαμβάνειν*, d. i. 'Wiederaufnahme einer uns schon angehörigen Erkenntnis' (Schleiermacher). Die Menschen geben, wenn man sie richtig fragt, von selber an, was man sie lehren will, besonders in der Mathematik. Das wäre aber unmöglich, wenn in ihnen nicht ein Wissen und ein echter Begriff (*ἐπιστήμη* und *ὀρθὸς λόγος*) wäre. Zur Erläuterung ziehen wir das bekannte Beispiel aus dem Menon heran. Im Phädon erörtert Platon ein anderes Beispiel. Den Begriff des Gleichen (*αὐτὸ τὸ ἴσον, αὐτὸ ὅ ἐστιν*) gewinne ich nicht etwa aus der Betrachtung von zwei gleichen Hölzern oder Steinen, die dem einen gleich, dem andern ungleich erscheinen und hinter dem Begriff des Gleichen zurückbleiben, sondern umgekehrt nach dem in mir vorhandenen Begriff des Gleichen beurteile und messe ich die gleich erscheinenden Gegenstände. Dasselbe gilt von dem Schönen, Guten, Gerechten, Heiligen, kurz allem, dem wir das Siegel dessen, was es ist, des wahren Seins aufdrücken (*οἷς ἐπισφραγιζόμεθα τοῦτο ὅ ἐστιν*). Das ist Platons berühmter Beweis für das Wissen a priori. Wir haben aber dieses apriorische Wissen, weil die Seele die Ideen des Schönen, Guten usf. in ihrem Vorleben geschaut hat und als ihren Eigenbesitz in das Erdendasein mitbringt. Nach Platons Argumentation will das Erinnern, die *ἀνάμνησις* in buchstäblichem, zeitlichem Sinne verstanden und auf eine dem irdischen Leben vorhergehende Existenz bezogen sein (Windelband). Das geht u. a. klar hervor aus dem Mythos im Phädros, den der Lehrer hier erzählen wird. Hervorzuheben und festzuhalten sind die Worte 249 C: 'Keine Seele, die nicht einst die Wahrheit geschaut hat, kommt in diese menschliche Gestalt. Denn der Mensch muß das begrifflich Ausgesprochene verstehen, indem er die Mannigfaltigkeit der Wahrnehmungen in die Einheit des

[1]) Schillers 'Ideal und Leben' bringe ich um der Apperzeptionsstützen willen den Schülern nachdrücklich in Erinnerung. Die Seele weilte 'in den heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen', . . . 'wie sie stand im himmlischen Gefild, ehe noch zum traur'gen Sarkophage die Unsterbliche herunter stieg'.


Hosted by Google

Gedankens zusammenfaßt. Das aber ist Erinnerung an die einstige Anschauung der Idee.' Nehmen wir dazu die beiden Stellen 265 D und 273 E, so haben wir damit das Wesen der Platonischen Dialektik und eine Antwort auf die Frage: wie kommt wahre Wissenschaft zustande? — Woher kommt denn aber der Seele die Erinnerung an die Ideen, der Anstoß zur Wiederaufnahme einer ihr früher angehörigen Erkenntnis? Von der Wahrnehmung her, von den Gegenständen, Erscheinungen, Handlungen, in denen sich die Ideen als Urbilder in den Abbildern spiegeln. Wenn die Seele Dinge oder Handlungen wahrnimmt, die ihr als gleich oder schön oder gut erscheinen, so erinnert sie sich der Idee des Gleichen, Schönen, Guten und gewinnt deren Erkenntnis zurück. Natorp gibt über den Anteil der Sinnlichkeit an der Erkenntnis, 'die Begründung des empirischen Urteils im reinen', ausführliche und gründliche Belehrung, die der Lehrer, wenn er sie verstanden hat, den Schülern wohl deutlich machen kann. Jedenfalls wird es ihm gelingen, das Gesetz der Ideenassoziation für Platons Erkenntnistheorie fruchtbar zu machen. Wenn ich eine Lyra, ein Pferd, den Simmias sehe, so erinnere ich mich des Lyraspielers, des Reiters, des von Simmias unzertrennlichen Kebes. Das selbe kann geschehen, wenn ich Lyra, Pferd, Simmias nur gemalt sehe: ich vergegenwärtige mir die wirklichen Gegenstände, die Personen, auch die, die ich öfter mit ihnen zusammen gesehen habe. Also ἀνάμνησις ἀφ᾽ ὁμοίων (καὶ ἀνομοίων), vergleichendes Beziehen des einen auf das andere. Wie die gemalte Lyra die in unserer Seele von früher her bewußt vorhandene Vorstellung der wirklichen Lyra wieder hervorruft, so rufen die sinnlichen Wahrnehmungen die vor ihnen im Geiste als dessen eigentümlicher Besitz vorhandenen Begriffe wieder wach, und zwar durch die Ähnlichkeit, die zwischen ihnen als Abbildern und Urbildern besteht. Die Lehre von der Ideenassoziation nennt Gomperz eine 'gegen jeden Widerspruch gefeite Entdeckung'. Er wird wohl recht haben, und ich kann nichts Besseres tun, als seine Worte hersetzen. 'Anläßlich der Wiedererinnerung an die der Seele in ihrem Vorleben zuteil gewordenen Eindrücke hat Platon die zwei Grundgesetze der Ideenassoziation zum erstenmal aufgestellt und sonnenhell beleuchtet: das Gesetz der Ähnlichkeit und jenes der Kontiguität. Einander ähnliche Vorstellungen und solche, die wir im Nebeneinander oder unmittelbaren Nacheinander empfangen haben, erwecken einander gegenseitig. An die Lyra erinnert ebenso sehr ihr gemaltes Abbild, wie die Person des Lyraspielers. Nur wer da weiß, in welchem weiten Ausmaß die Assoziationspsychologie sich der Entwirrung der schwierigsten Probleme der Seelenkunde, der Erkenntnis- und auch der Sittenlehre hilfreich erwiesen hat, wird Platons Verdienst nach Gebühr zu würdigen verstehen.' Alle Platoniker aber, die alten wie die neuen, sind darin einig, daß es ein Wissen a priori gibt. Das

Hosted by Google

wahre Wissen wie alle Bewegung des Lebens entwickelt sich nicht aus der bloßen Erfahrung; die wissenschaftliche wie die sittliche Arbeit ist ein Sichbesinnen auf das wahre Wesen des Geistes, eine Wiederaufnahme der echten, stets vorhandenen, nur verdunkelten Natur. 'Einen geistigen Grundstock muß die Seele als einen unverlierbaren Besitz in dieses Leben mitgebracht haben. So die Lehre von der Widererinnerung und den angeborenen (besser: eingeborenen) Begriffen, bei allem Problematischen der näheren Fassung unangreifbar in dem Grundgedanken, daß alles echte Leben eine Entfaltung des eigenen Wesens bedeutet und daß alles Äußere die geistige Betätigung nur anregen, nicht erzeugen kann ... Alles Erkennen schöpft schließlich nicht aus der Erfahrung, sondern aus der ewigen Natur des Geistes. Die Einzeldinge sind Beispiele, welche uns an die allgemeinen Begriffe erinnern, aber sie sind nicht das Reale, auf welches diese Begriffe sich beziehen' (Eucken u. Zeller).

Um 'das Kind in uns', das zweifelnde und fürchtende, zu beschwichtigen, führt Sokrates noch einen zweiten Beweis für die Unsterblichkeit der Seele, den Gomperz folgendermaßen zusammenfaßt: 'Alles Vergehen ist eine Auflösung von Zusammengesetztem; unauflöslich und somit unvergänglich ist hingegen alles Einfache; schlechthin einfach ist das an sich Seiende, die Ideen; das Erkennende und das Erkenntnisobjekt sind einander wesensgleich; darum ist die die Ideen erkennende Seele gleichfalls einfach, d. h. unauflöslich und somit unvergänglich.' Es versteht sich, daß diese Syllogismen erst n a c h der Lektüre drankommen und daß die Merkmale der einzelnen Begriffe sorgfältig durch Fragen und Antworten gesammelt werden. Sonst bietet der ganze Abschnitt (Kap. 24—34), so schön er ist und soviel Lebensweisheit er auch enthält, keinen Stoff zu propädeutischen Übungen, es sei denn der von Platon akzeptierte und in gewissen Grenzen gültige Satz, daß Gleiches nur durch Gleiches erkannt werde, ein Satz, den Goethe im Anschluß an Plotin so ausspricht:

> Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
> Die Sonne könnt' es nie erblicken;
> Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
> Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Weil die Seele mit den Ideen wesensverwandt ist, muß sie *μονοειδής*, d. h. eine einfache, unräumliche Substanz sein: das substantielle Dasein der Ideen als intelligibler Wesenheiten wird immerfort betont; denn sonst, ohne eine solche Voraussetzung, wäre der Beweis von vornherein hinfällig. Das Erkennen des Objekts ist ein wesentliches Einswerden mit dem Erkannten, die Erkenntnis Gottes ist Einigung mit Gott. So sagen die Mystiker.

Von den nun folgenden ergreifenden Szenen und von der erstaunlichen Kunst des Schriftstellers habe ich hier nicht zu reden. Aber hervorheben muß ich die Warnung vor 'Misologie'

Hosted by Google

d. h. der Scheu vor Erwägung und Erörterung von Begriffen, dem Zagen vor der Dialektik und dem rechten Gebrauche der Vernunft. Sokrates mahnt zur Tapferkeit und Unermüdlichkeit im Forschen, bis die Kraft versagt. Ein zitatenfroher Lehrer mag als Apperzeptionsstützen anführen Goethe: Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft! und Schiller: Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet, rauscht der Wahrheit tief versteckter Born. Sokrates spricht einmal von der θήρα τοῦ ὄντος, der Apostel Paulus von dem διώκειν des Heils (Phil. 3, 12). Hier erkenne ich es stückweise; wenn aber kommen wird das Vollkommene, wird das Stückwerk aufhören (1. Kor. 13, 9).

Die Widerlegung der Meinung, die Seele sei die Harmonie des Körpers, dient uns als Muster einer apagogischen Beweisführung. Da, wie abermals zugestanden wird, die Seele *vor* dem Körper war, die Harmonie aber eine *Folge* der über die Lyra gespannten und angeschlagenen Saiten ist, so kann die Seele nicht die Harmonie des Körpers sein. Die Harmonie kann voll und minder voll erklingen, bei der Seele aber gibt es kein Mehr oder Minder, Seele ist Seele. Naheliegende Einwürfe wie den, daß es doch gute, minder gute und schlechte Seelen gebe, berücksichtigt Platon nicht. Denn er operiert mit den *Begriffen* der Harmonie und der Seele, und jeder Begriff ist identisch mit sich selbst. Gute und schlechte Eigenschaften (Akzidentien) heben den Begriff der Seele (Substanz) nicht auf. Wäre die Seele Harmonie, so könnte es keine schlechten Seelen geben. Die schlechte Seele müßte als das Gegenteil der guten doch wohl Disharmonie als das Gegenteil der Harmonie sein; wir hätten also, da Seele = Harmonie, in der schlechten zugleich Disharmonie und Harmonie. Das ist unmöglich, denn jeder Begriff schließt das Gegenteil von sich aus. Die Tugend wird als Harmonie der Seele bezeichnet. Setzen wir nun statt Seele Harmonie, so kämen wir zu dem widersinnigen Begriff einer Harmonie der Harmonie. Ist endlich die Seele vom Körper abhängig, wie die Harmonie von Lyra und Saiten: wie reimt sich das mit der Herrschaft der Seele über den Körper, die früher zugestanden wurde? Freiheit und Sittlichkeit fallen dahin. Diese Lehre ist materialistisch, und im Grunde haben die Pythagoreer kein Recht, die Seele als etwas Unkörperliches, Unsichtbares und Göttliches zu rühmen. Wir haben den Materialismus hier nicht zu bekämpfen, aber es dürfte angebracht sein, die Schüler darauf hinzuweisen, daß wir von einer an und für sich existierenden Materie überhaupt nichts wissen und daß Bewußtseinsphänomene das Letzte und Tiefste sind, zu dem unsere Analyse der Tatsachen vordringt.

Kebes hatte Zweifel geäußert, ob die Seele trotz ihrer Präexistenz in Ewigkeit leben würde. Sokrates versinkt eine Zeitlang in nachdenkliches Schweigen, dann holt er mit dem Satze, zur Erledigung der Frage bedürfe es einer gründlichen Unter-

Hosted by Google

suchung der Ursachen des Werdens und Vergehens, weit aus und wendet sich zum dritten und letzten, zum abschließenden Beweise aus der Ideenlehre (Kap. 45—56).

Sokrates sucht sich für eine grundlegende Argumentation den Boden zu säubern und zu ebnen durch einen historischen Rückblick, in dem er angeblich seine eigene philosophische Entwicklung schildert; in Wahrheit will Platon wohl zeigen, wie die philosophische Forschung die Ideenlehre heischt und hervortreibt. Sinneswahrnehmungen geben kein sicheres und allgemeingültiges, sondern nur ein empirisches Wissen. Materielle Ursachen und mechanische Vorgänge erklären das Entstehen und Vergehen der Dinge nicht. Auch Anaxagoras läßt uns unbefriedigt. Denn sein *νοῦς* ist keine schöpferische Intelligenz, es fehlt jede Teleologie; materielle und physische Ursachen werden statt der geistigen und metaphysischen wieder untergeschoben, realisierende Mittel (condicio sine qua non) und Zweckursachen (causa finalis) verwechselt. Der letzte Zweck und die erste Ursache der Dinge ist das Gute, nur durch das Gute erhält sich ein jedes in seinem Bestand und Wesen . . Siehe da, ein ganzes Nest philosophischer Begriffe, die zu verweilender Betrachtung einladen und Aufklärung fordern: ein weites und fruchtbares Feld philosophischer Propädeutik. Der Lehrer muß sich nur hüten in Zungen zu reden, sondern hübsch einfach und elementar bleiben. Aber weiter. Nach Platon sind die Ideen die Ursachen der Dinge. Wie können Ideen Ursachen sein? Durch *παρουσία* (Immanenz), durch *μετοχή* (Inhärenz)? Hier liegt eins der schwierigsten Probleme. Oder sind die Ideen ‘aktiv sich betätigende, kraftwirkende Prinzipien’ (*ἀρχαί*), sind sie ‘die dem Naturleben zugrunde liegenden causae finales im Gegensatz zu den bloß mitwirkenden ursächlichen Bedingungen’, sind sie ‘die wirkenden und formbildenden Kräfte der organischen und unorganischen Natur’ (Deussen)? Als *αἰτίαι* werden sie jedenfalls bezeichnet, und die Ideenlehre wird an unserer Stelle noch einmal ausdrücklich festgestellt. Sie bildet das Fundament des vorliegenden Beweises, der so verläuft: Nicht nur direkte Gegensätze wie kalt und warm, Leben und Tod, sondern auch indirekte wie Schnee und warm, Feuer und kalt, Seele und Tod schließen einander aus. ‘Die Teilnahme an einer bestimmten Idee macht jedes einzelne Ding zu dem, was es ist. Keine Idee kann die ihr entgegengesetzte aufnehmen (der logische Grundsatz des Widerspruchs in dem durch die Ideenlehre bedingten ontologischen Ausdruck). Das gilt nicht nur von den Ideen selbst, sondern auch von solchen Einzeldingen, in deren Wesen notwendig das eine Glied eines Gegensatzes liegt; diese sind hiernach dem andern Gliede des Gegensatzes unzugänglich (der logische Grund des mittelbaren Widerspruchs, ebenfalls in dem ontologischen Sinne der Ideenlehre). Die Seele ist notwendig verbunden mit der Idee des Lebens; sie schließt also die dieser entgegengesetzte, den Tod,

Hosted by Google

aus, d. h. sie ist unsterblich (*ἀθάνατος*), und da es eine andere Vernichtung des Lebens nicht gibt als durch den Tod, so ist die Seele der Möglichkeit des Untergangs enthoben (*ἀνώλεθρος*)' (Bonitz). Wilhelm Wundt schreibt (Kultur der Gegenwart I 6 S. 112): Unter den Unsterblichkeitsbeweisen des Platonischen Phädon findet sich einer, dem nicht einmal die vornehmste Stelle unter diesen Beweisen zukommt, der aber die Denkweise der dialektischen Metaphysik bereits so ausgeprägt an sich trägt, daß er eigentlich alles, was in Zukunft der Scharfsinn der Metaphysiker dieser Richtung hervorgebracht hat, in seinem Schoße birgt. 'Die Seele ist das Prinzip des Lebens; was aber nach seinem Begriff das Merkmal des Lebens hat, kann nicht das entgegengesetzte Merkmal an sich tragen: also muß die Seele immer leben.' Zur Ergänzung diene die Argumentation aus dem Phädros. Jede Seele ist unsterblich. Denn sie hat ihre Bewegung und ihr Leben aus sich selbst, ja sie ist Quelle und Anfang (*ἀρχή*) der Bewegung; und sowenig diese uranfängliche Bewegung geworden ist oder aufhören kann, sowenig ist die Seele geworden oder vergänglich: sie ist ihrer Natur nach ein *ἀγέννητόν τε καὶ ἀθάνατον*. Wie dieser werden alle Beweise auf Grund der Ideenlehre unternommen. Die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele ist für Platon nur eine spezielle Konsequenz der Ideenlehre.

Um eine sittliche Weltanschauung, die allerdings recht unmodern ist, anzubahnen, legen wir auf die ethischen Folgerungen, so namentlich auf Kapitel 57 ff. Gewicht. Denn da die Seele sich als unsterblich erwiesen hat, so ist es eine ernste Sache um das Leben, nicht bloß das zeitliche, sondern das in die Ewigkeit sich erstreckende, wohin die Seele nichts mitnimmt als die erworbene Bildung und Nahrung (*παιδεία τε καὶ τροφή*). Wäre mit dem leiblichen Tode alles vorbei, so wäre es für die Bösen ein rechter Glücksfund (*ἕρμαιον*), zugleich mit dem Körper von aller Schlechtigkeit und Verantwortung frei zu sein; nun aber gibt es keine andere Rettung vor Unheil und Strafe als die, so gut und so weise als möglich zu werden. Auf den Tod folgt das Gericht, und ein jeder empfängt, was seine Taten wert sind. Die Abschnitte über das Sterbenwollen des Weisen, die Reinigung der Seele und die andern sittlichen Erwägungen haben in unserm Dialog das gleiche Gewicht wie die dialektischen Untersuchungen über die Unsterblichkeit der Seele. Dazu kommt, daß bei Platon Wissen und Tugend, theoretisches und praktisches Erkennen eins sind. Wer die Idee des Guten kennt, der will und tut auch das Gute. 'Die Befähigung der Seele zu absoluter Erkenntnis ist zugleich ihre Bestimmung zu absolut sittlicher Reinheit. Hierin liegt der Einigungspunkt der ethischen Betrachtungen mit den theoretischen Beweisen' (Bonitz). Sind die theoretischen Beweise vielleicht nur *εἰκότες μῦθοι*, so sind die ethischen Betrachtungen unerschütterliche Überzeugungen. — Die phantasievolle Schilderung der Erde in ihrer wahren Gestalt und den

Hosted by Google

eschatologischen Mythos lassen wir auf sich beruhen. Wir haben da lange vor Dante eine Hölle und ewige Höllenstrafen, ein Purgatorium und ein Paradies. Der Gedanke an sittliche Verantwortung und strenge Vergeltung tritt stark hervor. Was der Mensch säet, das wird er ernten. Darum noch einmal: es gilt, mit allem Fleiß alles zu tun, um der Weisheit und Tugend teilhaftig zu werden. Kühn ist das Mühen, herrlich der Lohn: *καλὸν γὰρ τὸ ἆθλον καὶ ἡ ἐλπὶς μεγάλη.*

Leider dürfen wir hier noch nicht schließen. Von all den Begriffen, die erörtert worden sind, fehlt noch einer und gerade der wichtigste: der Begriff der Idee. Die Frage: was ist eine Platonische Idee? müssen wir noch kurz beantworten. Auf eine kurze Definition werden wir freilich kaum abkommen; denn ein so inhaltsreicher und vielumfassender Begriff läßt sich nicht in eine Formel zwängen. Bohren wir uns von verschiedenen Seiten in den Gegenstand ein und verzichten wir auf die Formel.

Platon ist als Philosoph stets auch Dichter und Künstler; in seiner Geistesart liegt die tief im griechischen Wesen wurzelnde Neigung zu plastischer Darstellung, zur Personifikation des Abstrakten. Darum halte ich es für praktisch, vom ästhetischen Gebiet auszugehen und an ein unsern Primanern bekanntes Gedicht wie Schillers 'Ideal und Leben' anzuknüpfen, wo die Idee als die reine Form, die göttliche Gestalt (*ἰδέα* heißt die angeschaute Gestalt) beschrieben wird. Der Bildhauer meißelt die Statue, der Maler malt das Bild nach der Idee, die er im Geiste schaut. Woher hat der diese Idee? Aus der ihn umgebenden Welt und den Erscheinungen doch nicht. Sie ist sein eigentümlicher apriorischer Besitz, dessen er sich gelegentlich einer sinnlichen Wahrnehmung bewußt wird. Nun treibt es ihn, die Idee in ihrer Reinheit und Vollkommenheit zu gestalten. — Analog dem Künstler verfährt der Demiurg. Er bildet die Welt zu einem in Raum und Zeit ausgebreiteten Kosmos, indem er auf die Ideen schaut, vornehmlich auf die des Guten, mit der er eins ist. Denn gut war Gott und außer dem Neide, und weil er gut war, darum wollte er, daß die Welt ihm so ähnlich als möglich würde. — Wie auf ästhetischem, so auf ethischem und intellektuellem Gebiete. Neben den *καλὰ σώματα* werden im Symposion *ἐπιτηδεύματα* und *μαθήματα* genannt. Zu ihnen steigen wir von Stufe zu Stufe empor zum Gipfel, zum Schauen der Ideen des Schönen, Guten und Wahren. Die Idee wird uns zum Ideal.

> Vor jedem steht ein Bild des, was er werden soll;
> Solang er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.

Einen andern Angriffspunkt bietet die Genesis der Ideenlehre aus der Philosophie des Heraklit und des Parmenides, von denen der eine das Werden, der andere das Sein leugnete. Platon schreibt das Werden der sichtbaren Welt zu, und als das Seiende setzt er die Welt der Ideen. Weder die *ῥέοντες* noch die

Hosted by Google

σπασιῶται τοῦ παντός bringen es zu einer Erkenntnis, sei es des Sichtbaren oder des Unsichtbaren. Nun aber gibt es Erkenntnis. Wie ist sie möglich? Dadurch, daß wir auf Grund einer Wahrnehmung die in uns gleichsam schlummernde Idee erwecken und mit der Idee an die Dinge herantreten, mit anderen Worten: daß wir, ein Kennzeichen alles Idealismus, nicht vom Objekt, sondern vom Subjekt ausgehen und vermöge des a priori den Gegenstand fassen. Das Wesen eines jeglichen Dinges ist seine Idee, und das Wesen erfassen und sprechen wir aus im Begriff. Wie unterscheiden sich Begriff und Idee? Die Idee, hören wir, sei der zur Substanz erhobene Begriff, oder die Idee sei das Objekt des Begriffs. Nicht unrichtig, aber schwerlich erschöpfend. Der Begriff existiert nur im menschlichen Kopfe, nicht an und für sich: die Idee existiert an und für sich als ein *αὐτὸ καθ' αὑτὸ μεθ' αὑτοῦ*, sie hat metaphysische Realität und ist nicht ein Begriff oder ein Wissen (*οὔ τις λόγος οὐ δέ τις ἐπιστήμη*). Sei immerhin die Idee nach Aristoteles Objekt des Begriffs: wie gelangen wir vom *κόσμος νοητός* zu festen Punkten innerhalb des ewig fließenden *κόσμος αἰσθητός*? — Der selbe Aristoteles bezeichnet die Idee als das *ἓν ἐπὶ πολλῶν*. Das ist der Begriff auch, die Einheit der Einzeldinge, die nach ihren Merkmalen in den Umfang des Begriffs fallen. Durch abstrahierendes Denken halten wir das Identische an vielen gleichartigen Anschauungen fest und umfassen oder begreifen so eine Vielheit gleichartiger Vorstellungen als eine eben begriffliche Einheit. Sie ist eine rein logische. Aber eine ganz andere Einheit in der Vielheit verstehen wir unter dem Worte Idee. Welche, mag uns ein Beispiel aus Platon lehren. Die *ἱππότης* ist diejenige Einheit aller einzelnen *ἵπποι*, die ihr Wesen zum Ausdruck bringt. Sie, die *ἱππότης*, ist nicht ein Begriff, ein durch abstrahierendes Denken gewonnener Umriß oder abgekürzter Ausdruck, sondern eine Idee, d. h. die schaffende und gestaltende Naturkraft, die alle Pferde zu dem macht, was sie sind. Der Begriff dient lediglich dazu, Wesentliches und Unwesentliches, Substantielles und Akzidentielles, die konstitutiven und konsekutiven Merkmale zu scheiden und so die Idee rein herauszuschälen. Das werden wir noch besser verstehen, wenn wir uns an den Rückblick im Phädon 96 A ff. erinnern.

Sokrates sucht *τὰς ὡς ὄντως αἰτίας* alles Entstehens und Vergehens. Die erste Fahrt verläuft ergebnislos. Denn alle Philosophen nehmen materielle Ursachen an oder verwechseln die realisierenden Mittel mit den wirklichen Ursachen. Darum entschließt sich Sokrates zu dem *δεύτερος πλοῦς*, und nun findet er in der Forschung nach den Begriffen, in denen er das Wesen der Dinge zu erfassen hofft, die Ideen als die wahren Ursachen, die alles zweckmäßig gestalten und in seinem Bestande erhalten. Es liegt auf der Hand, daß hier die Ideen Naturpotenzen und formende Kräfte sind. Bewegung und Leben, Seele und Ver-

Hosted by Google

nunft schreibt Platon den Ideen auch im Sophistes 248 E zu. Die Methode aber, die Ideen zu erforschen und zu finden, ist die Dialektik, eine Begriffskunst oder logische Kunstfertigkeit, von dem Allgemeinen durch fortgesetzte Teilung (*διαίρεσις*) in Arten und Unterarten zum Besondern und Einzelnen herabzusteigen und umgekehrt durch fortgesetztes Zusammenlegen (*συναγωγή*) wieder aufzusteigen. Für uns würde die im Phädon und Sophistes angenommene Funktion der Ideen leichter vorzustellen sein, wenn wir sie, wie zuerst die Neuplatoniker in Anlehnung an den Timäos, als Gedanken Gottes, des Schöpfers der Welt, auffassen dürften. Gleichwohl werden wir nie wissen, wie Wirklichkeit gemacht wird. — Den letzten Strich an dieser Skizze soll das für die Grundanschauung Platons entscheidende Höhlengleichnis bilden, wie wir es im Anfang des siebenten Buches der Republik lesen. Endlich mag noch erwähnt werden, daß es ein Reich der Ideen gibt, in dem die Idee des Guten Königin ist. Jedoch die Frage, wie sich die Ideen untereinander und zu der des Guten verhalten, können wir zwar aufwerfen, aber wie manche andere nicht beantworten. Die Ideenlehre ist bei ihrem Urheber selbst in lebendigem Fluß und noch nicht zum Dogma erstarrt. Gott den Bildner und Vater des Alls zu finden, ist schwer, und wenn man ihn gefunden hat, allen mitzuteilen unmöglich, sagt Platon im Timäos (28 C). Und erscheint uns die Ethik des großen Idealisten zu asketisch und weltflüchtig, so laßt uns bedenken, daß er die gemeine Tugend (*δημώδης ἀρετή*) wohl kennt und im Phädon nur deshalb gering achtet, weil er das Ideal des vollkommenen Mannes zeichnet. Wir haben hier zwar den echten, aber nicht den ganzen Platon. Es handelt sich nicht lediglich um Weltflucht, sondern um Weltüberwindung und Weltverklärung. Der spekulative Philosoph ist auch praktischer Sittenlehrer und Prophet, Politiker und Sozialreformer. Es gilt also, weiter zu fragen und zu forschen. Ist nur der Forschungstrieb erregt und die Sehnsucht nach Erkenntnis geweckt, so genügt das für den Anfang.

Wir widerholen: der Jüngling soll weniger Philosophie als philosophieren lernen. Es ist etwas, wenn an und mit einem Denker wie Platon sein Denken geübt wird, wenn er die technischen Ausdrücke an der Quelle studiert und, was mehr bedeutet, wenn er die philosophischen Probleme kennen lernt. Wieviel von alledem geschafft und angeeignet wird, hängt von der Geschicklichkeit des Lehrers und von der Begabung des Schülers ab.

Πολλοὶ μὲν ναρθηκοφόροι, παῦροι δέ τε βάκχοι.

Horazens *Beatus ille*

von

Theodor Plüß

Im zweiten Jambengedicht des Horaz ist auch die Rede davon, wie der Landmann im Grase liege und die Natur ihm Schlummermusik mache. Hier setzt sich still und allmählich eine Abänderung von Text und Sinn durch: es sollen nicht mehr die Quellen mit ihren Wassern dem ruhenden Landmann eine Melodie entgegenrauschen, vielmehr rauscht nun das Laub der Bäume den Wassern, an denen der Landmann ruht, eine solche Melodie entgegen. Nach Keller und Kießling-Heinze hat nämlich nun auch Vollmer den Vorschlag Marklands *frondesque* an Stelle des überlieferten *fontesque* in seinen Text aufgenommen, und zuletzt hat Ganzenmüller die selbe Textveränderung als geistreiche Verbesserung bestätigt durch Parallelstellen und ovidische Nachahmung. Aber der Schaden der Stelle liegt tiefer und reicht weiter, und für das Verständnis des ganzen, gerade in seiner Einheit viel verkannten Gedichtes führt ein anderes wissenschaftliches Verfahren zu anderen und, wie ich glaube, bedeutsamen Ergebnissen[1]).

Nach den ersten Versen des Gedichtes, V. 1—8, soll vom Glück des Landmanns in seinem Berufs- und Arbeitsleben die Rede sein, und so wird auch wirklich zunächst von Berufsarbeiten in zwei Reihen gesprochen, V. 9—22 und 29—36: einzig unsere sechs Verse, 23—28, reden mitten dazwischen von bloßem Nichtstun. Und dabei erscheint dies bloße Liegen und Schläfern grammatisch und stilistisch durchaus als selbständiges und koordiniertes Glied in der langen ganzen Reihe von lauter Tätigkeiten. Sodann: ausdrücklich wird eben vorher die Obstlese als herbstliche, gleich nachher die Jagd als winterliche Tätigkeit bezeichnet; es ist also doch wohl vorausgesetzt, auch die Tätigkeit des Nichtstuns falle in den italischen Herbst; aber wieso hier gerade in diese Zeit, etwa infolge der spätsommerlichen Hitze oder an Ruhetagen nach großer Erntearbeit, davon verlautet anscheinend keine Silbe. Gelegen oder gesessen unter Bäumen oder im Grase wird natürlich auch zur Frühlingszeit[2]); und wenn der Herbst als die Zeit bezeichnet wird, wo die Obstreife begonnen hat, verbindet sich da etwa mit der allgemeinen Vorstellung einer solchen Zeit ohne weiteres, ohne ausdrückliche Motivierung die Idee des Nichtstuns oder des Ausruhens? Im Gegenteil, mit dem Reifen der Früchte hat die Zeit monatelang aufeinanderfolgender Ernten und ihrer Vor- und Nacharbeiten begonnen. Also erwarten sollte man: das

---

[1]) Epod. 2, 23—28. — Über und für *frondes* V 27 vgl Keller, Epilegomena 361f; Kießling-Heinze[5]: Vollmer, Philologus Supplem X (1905) 315, 317; Ganzenmüller, Wochenschr. f. klass Philol. 1912 Nr. 32 Sp. 885f.

[2]) Vgl Lucr. De rer. nat. II 29—33. Vergil. Buc. 3, 55ff. Colum. De re rust. X (carmen) 282ff. u. a.

Hosted by Google

Liegen und Schläfern sei die angenehme Seite einer Arbeit, und zwar im Herbst.

Freilich, damit tritt wieder eine neue, tieferliegende Schwierigkeit zutage. Vor den Herbst- und Winterarbeiten würde man entsprechend Frühlings- und Frühsommerarbeiten genannt erwarten, und diese sollten in zeitlicher Ordnung sich folgen. Allein weder Frühling noch Sommer ist genannt, mehrere der dort erwähnten Tätigkeiten kommen im Herbst und Winter vor; die durchgehende Verknüpfung der einzelnen Tätigkeiten mit *aut,* einmal mit *que,* drückt keine zeitliche Folge aus, gewisse Arbeiten könnten unter Umständen gleichzeitig oder gar in umgekehrter Folge stattfinden. So sind denn auch die Erklärer über die Art der Anordnung uneinig, oder sie schweigen sich darüber aus[1]). Nun muß aber irgend eine Ordnungsidee dem Dichter als solchem jedenfalls vorschweben, und die natürlichste wäre hier die des bäuerlichen Arbeitsjahres, auch weil nachher Herbst und Winter in ihrer natürlichen Folge genannt werden; dabei würde aber dem dichterischen Zweck schon der allgemeine Eindruck einer zeitlichen Folge vom Frühjahr zum Sommer vollkommen genügen. So werden sich denn Hörer und Leser des Horaz schon von selber als Frühlings- und Frühsommerarbeiten vorstellen: das Wideraufbinden der losgebundenen Reben an ihre Bäume, das Schneiden und Putzen und das Pfropfen der Obstbäume; bei allerlei Ausnahmen je nach Klima, Jahreswitterung, Boden und Fruchtart fielen diese Arbeiten doch im allgemeinen, wie heutzutage, in die Zeit Februar-März bis Mai-Juni[2]). Mitten zwischen solchen Frühlingsarbeiten ist die Rinderweide genannt; mag auch der Weidgang, wenigstens auf eigentlichen Weiden, vom frühen Frühling bis Wintersanfang fortdauern, gerade die erste Frühweide nach langer Stallfütterung, vielleicht schon im frühen Februar, bleibt für Herde und Herrn doch die froheste: man erinnere sich an die Freude von Vieh und Ackersmann bei Horaz c. I 4, 1—4 und beachte an unserer Stelle als charakteristische Züge das frohe Brüllen und den behaglichen Zickzackgang der Tiere und beim Herrn die Lust am Anblick von weitem. Honigernten sodann werden je zwei oder je drei für das Bienenjahr gezählt und diese

[1]) Die zeitliche Folge der Arbeiten, V. 9ff., bestreitet Lucian Müller, Oden und Epoden (1900) II 418; Frühlings- und Frühsommerarbeiten sind für V. 9—16 angenommen in meinem Jambenbuch des Horaz (1904) S. 8, ähnlich bei Staedler, Horazens sämtliche Gedichte erklärt (1905) S. 62. — Eine ganz andere Gliederung des ganzen Gedichtes bei Kießling-Heinze[5], m. E. unhaltbar; denn V. 3 ist die Landarbeit in ganz anderem Zusammenhang, nach ganz anderer Seite hin aufgefaßt als in den V. 9ff., auch führt *ergo* V. 9 deutlich einen neuen Teil ein. Ferner wäre nicht das 'Schema' Ackerbau. Baumzucht, Viehzucht, Bienenzucht angewandt, vielmehr würden sich seltsamerweise folgen: Ackerbau, Baumzucht, Viehzucht, Baumzucht, Bienenzucht, Viehzucht, was zu nutzlosen Umstellungen, z. B. bei L. Müller, Anlaß gegeben hat.

[2]) Vgl. Varro, Rer. rust. I 29, 1; 31, 5. Verg. Georg. II 354ff., 416ff. Colum., De re rust. IV 10, V 6, XI 2. Plin. Nat. hist. XVII 111ff., 114, 117, 127, 134ff., 198; XVIII 241.

Hosted by Google

mit allerlei Variationen der Termine, je nach Praxis oder Theorie der Fachmänner: zwei Ernten, die je als erste im Jahre genannt sind, fallen in den Mai und in die dreißig Tage nach der Sommersonnenwende, also in Frühling und Sommer, und der Maihonig scheint, ähnlich wie bei uns, den Ruf besonderer Blütensüßigkeit zu besitzen; der Vorstellung des Dichters und seiner Hörer läge eine erste Jahresernte schon an sich, aber auch als früheste nach dem besonders langen Bienenwinter, wohl am nächsten[1]). Meistens schon in den Juni bis Sommersonnenwende, nur in gewissen Gegenden noch in den Mai, fällt die Schafschur, die Arbeit, die von Horaz hier vor der Spätsommer- und Herbstzeit zuletzt erwähnt wird[2]). Am vordersten Ende der Reihe genannt war das Anbinden der Reben: dieses kann teilweise schon im Winter, zum andern Teil in der ersten Hälfte des Februar schon beginnen[3]); ebenfalls schon im frühen Februar, wie gesagt, das an zweiter Stelle eingereihte Weiden des Viehes; am andern Ende der Reihe die Honigernte in Mai oder Juni und die Schafschur in den Juni fallend: somit dürfen wir ruhig schließen, der Dichter habe die allgemeine Vorstellung von zeitlich aufeinander folgenden Frühlings- und Sommerarbeiten in sich getragen und sie in allgemeiner Form auch bei Hörern und Lesern hervorgebracht. Die zeitliche Anordnung erklärt auch am einfachsten die scheinbare sachliche Unordnung der Arbeiten.

Freilich Arbeit — das muß ich mir selber einwenden — ist es doch kaum zu nennen, wenn der Landmann auf seine weidenden Rinder von fern hinschaut. Nun, daß der Herr den Arbeiten seiner Leute nachgeht, gehört auch sonst überall zu seiner Berufstätigkeit. Aber hier geht — was mehr als üblich zu beachten ist — durch die ganze lange Reihe der Tätigkeiten, vom ersten Frühjahr bis in den Winter, eine charakteristische Begleitvorstellung mit durch: die des Leichten, Angenehmen, Anmutigen, Vergnüglichen. Schon in der Auswahl; das bäuerliche Arbeitsjahr hätte ja noch viele andere und darunter mühselige Arbeiten aufzuweisen; das schwere Pflügen z. B. nennt der Dichter nicht in Reihe und Zusammenhang mit diesen Tätigkeiten, und wo er es nennt, braucht er es nicht als persönliche Kraftleistung zu meinen, oder er meint es offenbar nicht so (V. 3, 63). Aber auch in Darstellung und Ausdruck tritt das Leichte oder Erleichternde überall stark hervor oder tritt die Arbeit mehr oder weniger stark hinter dem Vergnügen zurück; man erinnere sich z. B. an die 'schwachen' Schafe bei der Schafschur oder an die Art, wie beim Birnenpflücken und Traubenlesen die Freude sogar grammatisch Hauptbegriff wird und beim Traubenlesen einzelne Erstlings- oder Prachttrauben den einzigen

[1]) Vgl. Varro R. r. III 16, 34. Verg. Georg. IV 231. Columella De r. r. IX 14, XI 2. Plin. N. h. XI 34, 35; dazu Olck, Pauly-Wissowa III Sp. 454f.
[2]) Plin. XVIII 257, vgl. Varro II 11, 6. 7. Colum. XI 2.
[3]) Colum. XI 2.



Gegenstand der Arbeit zu bilden scheinen zu frohem Dank für die ländlichen Götter. So nun auch die Ausschau nach den weidenden Rindern: von den vielen Sorgen und Mühen der Rinderzucht ist nur eine und diese von der angenehmsten Seite dargestellt. Das ist eben alles je ein Teilausdruck einer Gesamtvorstellung unseres Gedichtes: ein Städter, welcher des Lebens in der städtischen und staatlichen Welt überdrüssig ist, schaut ja selber nur von ferne, von der Stadt aus, auf das Leben des Landmanns und sieht es von da mit wahrhaft 'dichterischer' Einseitigkeit. In diesem Sinn wäre es nur folgerichtig, daß nun auch, parallel jenem 'wie freut er sich am Birnen- und Traubenpflücken', hier unsere Stelle vom Liegen und Schläfern mit dem stark betonten, asyndetischen 'eine wahre Lust ist's' begänne und dabei die Arbeit, in Steigerung des Motivs, vielleicht noch mehr hinter das Vergnügen zurückträte: nur sollte doch eben die Lust auch hier an irgendeinen Teil der ländlichen Arbeiten, womöglich der herbstlichen, geknüpft sein.

So, wie unsere Stelle *libet iacere* gelesen, verstanden und interpungiert wird, fehlt ihr die äußere und die innere ideelle Verknüpfung nach vor- und rückwärts. Aber die Verse sind so auch unklar in ihren eigenen Einzelheiten. Davon zwei Beispiele. Wenn die Wasser, nach dem dritten Vers, 'in hohen Ufern' hingleiten, soll etwa der Landmann imstande sein, während er im Grase liegt, die Wasser unten zwischen den hohen Ufern hingleiten zu sehen? Schon Hofman Peerlkamp hat ein solches Bedenken gegenüber Bentley erhoben. Sodann *interim:* das Wort bedeutet 'in der Zwischenzeit zwischen Anfang und Ende einer bezeichneten oder gedachten Frist', daher c. III 20, 9, wo *interim* bei Horaz allein noch vorkommt, soviel wie 'bis zu dem erwarteten Zeitpunkt der Entscheidung'; hier an unserer Stelle würden also, *interim* ernst genommen, die Wasser nur bis zum Wideraufstehen des Lagernden dahingleiten: was für Wasser sollten das sein?

Was wir also für unsere sechs Verse erwarten dürften, ist die Beziehung auf eine ländliche Arbeit, auf eine Arbeit zur Zeit des italischen Herbstes, eine Arbeit, welche für diesen Herbst mindestens ähnlich bedeutsam wäre wie für den ersten Frühling die Ausschau nach der Weide und für Spätfrühling oder Sommer die Honigernte, vielleicht eine Arbeit, welche genauer sich mit der Zeit der Obst- und Traubenreife in Beziehung setzen ließe; und bei dieser Arbeit könnte der Landmann zeitweilig im Grase liegen, und Wasserbäche liefen, solange er liegen bleibt, rasch dahin. Ich denke, unserer Erwartung entspreche Punkt für Punkt die Arbeit des Wässerns. Während der Wässerungsarbeit setzt sich Vergils Landmann mit den wettstreitenden Hirten ins Gras, und als er wider aufsteht, läßt er die geöffneten Kanäle wider schließen: *Claudite iam rivos!* Das ist eine Wiesenwässerung im Frühjahr, aber die Wiesen wässerte man auch nach jeder

Hosted by Google

Heumahd und ganz besonders in trockenem Spätsommer und Herbst, um noch genügend Herbstheu zu bekommen [1]). Aber in der trockenen Jahreszeit mußten Wässerungsbäche in alles Pflanzland überhaupt hereingeführt werden — *rivos inducere, rivus influens* sind bezeichnende Ausdrücke —, von Flüssen her oder aus Quellen der Bergabhänge [2]). Wie Wein- und Obstpflanzungen diese Art Überrieselung bedurften, zeigt Homer im Gleichnis vom Wässerer und bei den Gärten des Alkinoos, und gerade von Obst und Wein hat hier Horaz eben noch, vielleicht im selben Satzgefüge, gesprochen [3]). Den Durst der Obstfrüchte bezeugt Varros nicht ganz unrichtige Etymologie *pomum a potu;* Horaz nennt für Tibur *uda mobilibus pomaria rivis,* Obstpflanzungen mit Wässerungsrinnen, in welchen sich die Bäche, natürlich nur zu trockenen Zeiten, leicht und gern wie dort beim homerischen Wässerer dahin und dorthin in Bewegung setzen lassen [4]). Für die Weinpflanzungen berichtet uns Plinius, wie ihre Wässerung während der Hundssternhitze ganz besonders notwendig, im Herbst mehr oder weniger günstig sei, und wie z. B. in Spanien der Winzer sogar seine Trauben abschneide, während der Boden unter Wasser gesetzt sei [5]). In Italien war der Autumnusanfang offiziell am 11. August, die heiße und trockene Zeit noch bis mindestens Mitte September fortdauernd, im September die allgemeinere Obstlese, im Oktober Weinlese [6]); August und September sind ja auch in unserem nördlicheren Klima die Zeit, wo die Obstbäume hauptsächlich begossen werden. Würde sich nun — und das ist bei dieser ganzen Ausführung für uns die Frage — nach alledem mit der Vorstellung des italischen Autumnus, insbesondere der Obstreife, natürlich und leicht die Vorstellung des großen Wässerns in der Trockenzeit verknüpfen? Für den römischen Dichter und seine Hörer gewiß! Und bestätigt wird uns die Natürlichkeit dieser Ideenverbindung durch Verse Columellas, die teilweise auffällig an unsere Horazverse erinnern: da knüpft sich an den Gedanken einer Gartenarbeit, gegen Herbsttag- und -nachtgleiche, die Vorstellung noch fortdauernder Dürre und Härte des Erdbodens, daran die Idee, wie vom Bergabhang

---

[1]) Verg. Buc. 3, 50ff., 55, 111. Plin. XVIII 254, 263.

[2]) Vgl. Verg. Georg. I 106—110. Colum. II 17, X 23f., 47, 143f.

[3]) Il. XXI 257ff. Od. VII 129f.

[4]) Varro R. r. I 31, 5 (vgl. Walde, Etym. W.² s. v. *pomum, bibo).* Hor. c. I 7, 13f.; zu *mobilibus rivis* vgl. *rivos sequentes* von Wässerungsbächen, die der Leitung des Wässerers überallhin folgen, Verg. G. I 106. Anschaulich die Bewässerung der erst seit den Arabern und den Kreuzzügen in Italien kultivierten Zitronen und Orangen bei Victor Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere ⁸, S. 443, 444, und in Goethes Versbruchstück der 'Nausikaa' (G. Kettner S. 60).

[5]) Plin. XVII 247, 249—250. — Wer im Walliser Rhonetal gewandert ist, vergleicht auch zur Art und Notwendigkeit der Rebenwässerung bewundernd die uralte und noch heutige Art der Walliser Weinbauern, dazu Hermann Christ, Pflanzenleben der Schweiz, S. 110f.

[6]) Nissen, Italische Landeskunde I 403, 404.

Hosted by Google

auf Geheiß die Wässerungsbäche kommen werden, um der lechzenden Erde die Berg- und Waldquellen zum vollen Trunk zu bringen, und die Zeit für diese Wässerungsarbeit ist bezeichnet, ganz wie bei Horaz, durch die persönliche Erscheinung des Autumnus mit Obstkranz ums Haupt und Trauben pressend[1]).

Nehmen wir also an, unser Landmann liege bei einer Herbstwässerung irgendwo im Grase, solange das Wasser laufen soll: sofort wird allerlei klarer. Die Worte *libet iacere* .. stehn dann nicht mehr sachlich und grammatisch-stilistisch wie abgerissen nach der Periode *cum caput Autumnus extulit* .., sondern sind der zweite Nachsatz dazu, *libet* betonte Parallele zu *ut gaudet;* wir setzen denn auch vor *libet* nicht Punkt, sondern Semikolon. Der Vers *labuntur altis interim* .. gibt jetzt die vermißte Arbeit, die Lust des Liegens praktisch und sozusagen moralisch rechtfertigend; in drei Versen folgt, was das vergnüglichere Teil der Arbeit zu einem kleinen Götterglück macht. Mit *labuntur interim aquae* ist das Wasser der abgeleiteten Kanäle bezeichnet (das unklare *altis ripis* müßte irgendwie auch ein Charakteristikum solcher Wässerungsbäche enthalten), mit *fontes lymphis obstrepunt* sind die ursprünglichen Quellen gemeint; die vollen Kanäle vor den Augen des lagernden Eigentümers, im Freien gedacht, die Quellen im Walde wie die Vögel, Vogelklage und Quellenrauschen auch durch das Bindewort und die Wortstellung unter sich näher verbunden; die Wasser in den künstlich geführten Kanälen rasch, aber glatt und still hinfließend, *labuntur aquae,* die Quellen im Walde über Felsen niederfallend, daher rauschend, ihr Wasser aus Erde und Fels hervorquellend, rein und göttlich, *fontes obstrepunt lymphis manantibus,* und zwar die Waldquellen mit ihren göttlichen Wassern dem Landmann zurauschend, so daß sie sein waches Sinnen wie mit höherer Macht einschläfern[2]). Übrigens wird unsere Unterscheidung zwischen *fons,* als der ursprünglichen, natürlichen einheitlichen Quelle, und abgeleiteten, verteilten Rinnsalen der Wässerung (*rivi,* wie diese Leitungen in der Fach- und Rechtssprache regelmäßig genannt werden) willkommen bestätigt durch bildliche Anwendung bei Cicero; so in den scharfen Gegensätzen: *rivis est diducta oratio, non fontibus; tamquam rivorum a fonte deductio; rivulos consectari, fontes rerum non videre; ut a fontibus*

---

[1]) Columella X 41—43—49, vgl. 23 f.

[2]) Zu *labi* 'gleiten, schlüpfen' siehe Walde[2]; vgl. Luc. Müller im Kommentar. Zu *fons, lympha (lymphatus), manare* siehe Etymologie und Sprachgebrauch (*manare* bei Walde jetzt mit 'Moor' in Verwandtschaft gebracht, also mit 'natürlicher Bodenfeuchtigkeit', aus einem tiefen Innern herausdringender Flüssigkeit, wozu der weitere Sprachgebrauch gut stimmt), Hor. c. I 1, 22. III 13. Verg. Buc. 1, 52 von der Göttlichkeit der Quellen, Catull. 68, 57—62. Verg. Georg. I 106 f., 108 f. von Bergquellen. *obstrepere* hat im Sprachgebrauch gerne den Sinn eines Einwirkens mit widerstehender oder überwältigender Kraft, auch wohl c. II 18, 20. III 30, 10. IV 14, 48.

Hosted by Google

potius hauriant quam rivulos consectentur[1]). Also auch an unserer Horazstelle ist *fontes* wohl nichts weniger als tautologisch mit *aquae* gesagt, vielmehr im Unterschied von *rivi* gedacht[2]).

Also *fontes* mit der Überlieferung, nicht *frondes* mit Markland! Dafür sei es jetzt erlaubt, anstatt einer gut überlieferten, aber unklaren Lesart eine andere, ebenfalls gut überlieferte und klare, aber verkannte einzusetzen. In *altis ripis* schien uns vorhin die stark betonte Höhe der Ufer unvereinbar mit der Situation des Landmanns; ja, gerade zwischen *altis* und *ripis* steht *interim,* und so wird der Begriff einer bloßen Zwischendauer, die Vorstellung bloß auf begrenzte Zeit laufender Wasser insbesondere auch mit der Höhe der Ufer verknüpft: was sollte das für einen Sinn haben? unbestimmte Erklärungen, wie 'hohe Ufer seien romantisch' oder 'anschaulich', machen den Sinn nicht klarer. Nun aber ist neben *ripis* ebenfalls beste oder doch gute Überlieferung *rivis*[3]). Also so klar, wie wir es nur wünschen können: 'solange der Landmann im Grase liegt, laufen in hochgeschwellten Wässerungsbächen rasch und leicht die Wasser dahin'; *altus rivus* ist gesagt wie *altum flumen* u. a., Wässerungsbäche läßt man hoch bis zum Rande anwachsen, weiterhin auch übertreten; auch insofern sind sie leicht übersehbar, in Vergils Ekloge sieht der Landmann vom Platz der Hirten aus, im Gras sitzend, wann die Wässerungsbäche müssen geschlossen werden; zwischen *altis* und *rivis* steht nun *interim* am allerbesten Platz. Gegen die Lesart *rivis* ist eingewendet worden: die Mehrzahl *rivi* sei schwer zu erklären (Kießling-Heinze[5]). Gewiß richtig, solange man ein lauschiges landschaftliches Plätzchen wie gemalt sehen will; anders dagegen, wenn es sich um das Vergnügen bei der Wässerungsarbeit handelt: beim Wässern ist die Mehrheit der Bäche das Übliche praktisch und sprachlich, und Cicero sagt bildlich folgerichtig z. B. *r i v o r u m   a   f o n t e   deductio.* Im Herbste seien infolge der Trockenheit nicht die Bäche, sondern die Ufer hoch, hat Bentley eingewandt; aber je trockener im Herbste die Erde

---

[1]) Cic. De or. III 6, 23. Top. 8, 33. De or. II 27, 117. Acad. I 2, 8; vgl. auch Tusc. disp. I 3, 6. pro Mur. 4, 9.

[2]) F ü r Tautologie auch Ganzenmüller a. a. O., g e g e n Luc. Müller im Kommentar. — Bei Prop. IV 4, 4 wird eine Reminiszenz an die einzelnen Worte unseres Verses 27 wohl mit Recht angenommen, aber mit Unrecht für *frondes* geltend gemacht: bei Properz soll wohl das Baumrauschen das Wasserrauschen übertönen, die göttliche Quelle verbergen helfen, bei Horaz wäre das sinn- und situationwidrig. Ovid. Fast. III 15f. ist hinwiderum die Situationsidee der horazischen ähnlich, aber die einzelnen Motive und Ausdrücke entsprechen sich für die Annahme einer Nachahmung und einen Schluß auf *frondes* viel zu wenig. Auch Verg. Buc. 1, 53ff. spricht nicht für *frondes*: was da zum Schlafe beredet, ist nicht das Rauschen des Heckenlaubes, sondern das Summen der Bienen an der blühenden Hecke.

[3]) Die Überlieferung bei Keller und bei Vollmer; dazu Kellers Epilegomena S. 359ff. und Vollmer, Philologus Supplem. X S. 293, 307 Anm. 95 (vgl. 312).

Hosted by Google

liegt, desto höher geht in den Wässerungskanälen womöglich das Wasser, und der Phantasie unseres Städters, der das Götterglück des Landmanns preist, stehn randvolle Wässerungsbäche und auch eine Mehrheit von Waldquellen jederzeit zur Verfügung.

Die hochgehenden Wässerungsbäche geben eine lebendige Vorstellung von Wirklichkeit in Leben und Sitte: ob schließlich nicht auch die alte Steineiche und das 'festhaltende' Gras? Für *tenax* bei *gramen* lassen sich die Deutungen 'dicht' oder 'elastisch', 'schwellend' oder auch 'ausdauernd' nur indirekt oder nur gewaltsam vom Grundsinn und Hauptgebrauch ableiten; dieser Sinn und Gebrauch ist der einer Eignung und Neigung, etwas festzuhalten — transitiv — oder an etwas festzuhalten — intransitiv —, so z. B. bei *hedera* und *lappa, cera, maltha, gluten* u. dgl. oder bei vinculum und dessen Wort- und Begriffsverwandten. Danach wäre *tenax gramen* etwa ein Gras, welches die Kraft und den Trieb hat, mit seinen ineinander verwachsenden Wurzeln den Boden festzuhalten oder am Boden festzuhalten, also 'festgewurzelter' oder 'alter, fester Rasen'[1]). Schon das Wort *gramen* für sich allein bedeutet gerade bei Horaz mehrmals nicht sowohl das 'Gras', als vielmehr den Rasen, der z. B. auf dem Marsfeld dem Spiel und Wettkampf dient, und den Rasenplatz zu Spielzwecken[2]). Auf dem Platz unter einem Eichbaum wird bei Homer das Schnittermahl gerüstet; zum Platz unter der heiligen Steineiche, an Fluß und Tränkplatz, kommen bei Vergil die Hirten der Gegend mit ihren Herden gerne zusammen, zu Unterhaltung und Wettgesang; eine hochstehende Steineiche will unser Dichter besingen zum Ruhm einer heiligen Quelle und ihres Platzes, die ländlichen Menschen und Tieren gastfreundliche Aufnahme gewähren; von Steineichen als uralten Zeugen des geschichtlichen Lebens in ihrer Gegend und ihrem hochgelegenen Platz als Stätte religiös-staatsrechtlicher Vorgänge berichtet Plinius für Rom und Tibur[3]). Möglich ist also soviel: für Horaz und seine Hörer verbinden sich mit der Nennung einer immergrünen Eiche, die schon zu Väterzeiten an ihrem Platze stand, und eines alten festen Rasens Augenblicksvorstellungen besonderer Art, nämlich von Plätzen, wie sie Landleuten zum Ausruhen und zur Mahlzeit zwischen den Feldarbeiten, zu vergnüglicher Ausschau oder Unterhaltung in Ruhezeiten und zu fröhlicher Verehrung ländlicher Götter und anschließendem Spiel und Tanz

[1]) Nach Columellas Ausdruck ist, bei neuangelegten Wiesen, der Boden im dritten Jahr *conspissatum et herbis colligatum solum* (II 18), nach Plinius bei Wiesen überhaupt das Gras in jedem Jahre wieder fest genug in den Wurzeln zur Zeit der zweiten Heumahd, das wäre nach Varro im Herbst (Plin. N. h. XVII 258. Varro Rer. rust. I 33). — Die Deutung von *tenaci gr.* bei Kießling-Heinze[5] ist etymologisch gut, aber im Ton hier zweifelhaft und ohne Vorstellungsverknüpfung mit *antiqua ilice*.

[2]) Hor. c. III 7, 26. IV 1, 38—40. A. poet. 162.

[3]) Il. XVIII 558—60. Verg. Buc. 7, 1 ff. Hor. c. III 13, 9—16. Plin. N. h. XVI 237 (234—242).


Hosted by Google

bei Erntefesten von alters her dienen. An ähnliche Verwendung des Ausdrucks 'auf dem Rasen' oder 'unter der Linde', an Plätze oder Plätzchen mit einem oder dem andern der genannten Merkmale erinnert sich vielleicht jeder, eine ganze Anzahl charakteristischer Züge vereinigen sich beim Birnbaum und seinem Platz in 'Hermann und Dorothea'. Hier bei Horaz könnten dann die beiden Plätze als gelegen gedacht sein am unteren Ende des aufsteigenden Berg- und Waldabhangs, der die Quellen birgt, nahe bei dem Sammelbecken für die Quellen, den Schleusen oder Schützen, dem Oberlauf der Wässerungsgräben und außer und über dem zu wässernden eigentlichen Pflanzlande. —

Ich habe mich hier bemüht, verkannten Realien zu ihrem Rechte zu verhelfen, nachdem ich schon früher diese Beziehungen auf landwirtschaftliche Wirklichkeit teilweise angenommen, wenn auch nicht begründet hatte[1]). Umgekehrt soll ich vor kurzem eine allgemeine Mißachtung von Realien, Realitäten und Realismus in der Dichtererklärung ausgesprochen haben[2]). Vielmehr habe ich dort einen methodischen Mißbrauch der Realitäten bekämpft und damit, meine ich, gekämpft für ihren methodisch richtigen Gebrauch. Dort habe ich z. B. gesagt, in dem Gedichte *Cur me querellis*, c. II 17, ergebe die sprachliche Prüfung eine ganz andere Vorstellung von dem Vorgang bei Maecenas' Krankheit, als es der biographischen Nachricht entspreche, die von den Erklärern dafür herangezogen werde, und ich rekonstruierte die neue Vorstellung und stützte sie durch eine geschichtliche Parallele. Zu meiner Beschämung, aber auch zu meiner Rechtfertigung machte mich damals Fritz Schöll freundlich aufmerksam, der selbe Vorgang, den ich postuliere, sei in den Scholien ebenfalls überliefert; ich hatte, wie andere Erklärer in diesem Fall, die Scholien Pseudo-Acrons unbeachtet gelassen[3]). Es hat sich somit auch hier wie anderswo als methodisch falsch erwiesen, dem Dichter eine überlieferte geschichtliche Realität von außen her aufzudrängen, dagegen als richtig, aus der sprachlichen Darstellung die dichterische Vorstellung zu bestimmen und dann erst auf eine mögliche Wirklichkeit mit Vorsicht zu schließen. Dies letztere Verfahren hatte ich dort auf das ganze Gedicht *Cur me querellis* angewandt; die Einwendungen, die bald darauf Franz Boll in gewinnendster Form erhob, sind dankbar von mir am sprachlichen Ausdruck und an den poetisch-logischen Gedankenverknüpfungen des Gedichtes nachgeprüft worden; das Ergebnis ist nach wie vor dasselbe: die Astrologie sei dem Dichter für den Gesamtsinn nur in Einzelheiten, zu Einzelzwecken

---

[1]) Das Jambenbuch des Horaz S. 8ff., 11—16.

[2]) In dem Aufsatz 'Realitäten in Gedichten des Horaz', Z. f. d. Gymn.-W. LXV (1911) 549—557.

[3]) Pseudacronis schol. in Hor. vetustiora rec. Keller I p. 196, zu V. 25. Die von der neueren Erklärung einseitig benutzte und von mir abgelehnte Nachricht steht Porphyrionis commentarii rec. G. Meyer p. 70, zu V. 22.


Hosted by Google

von Bedeutung gewesen, und über diese realistischen Einzelheiten könne man verschiedener Ansicht sein ohne schlimmeren Schaden für das Ganze[1]).

Im selben Sinn ist unsere Jambenstelle hier behandelt: die dichterischen Vorstellungen des ganzen Zusammenhangs sind in ihrer Aufeinanderfolge und Verknüpfung beobachtet, diese Vorstellungen und ihr sprachlicher Ausdruck mit Realien italischer Landwirtschaft verglichen und dadurch erläutert worden; so hat sich aus Vorstellungsmöglichkeiten und -notwendigkeiten uns so viel ergeben: gedacht sei durchweg an Arbeiten des Landwirts, die Folge dieser Arbeiten sei, wenn auch zwanglos, durchgehend jahreszeitlich; die Arbeiten einseitig gewählt und einseitig gesehen, ihr gemeinsamer Charakter Leichtigkeit, Anmut, Vergnüglichkeit (wie schon Homer, in wahrhaft tragischem und erhabenem Gleichnis, an der Arbeit des Wässerers die Vorstellung anmutiger Leichtigkeit durchgeführt hat[2]); eine der vergnüglichen Arbeiten sei die des Wässerns im Spätsommer und Herbst; dieses Arbeitsvergnügen und dabei Sinn und Recht der beiden Lesarten *fontes* und *rivis* seien eine verkannte, aber erwünschte Ergänzung des Zusammenhangs.

Wie gut nun aber schließlich das ganze Arbeitsjahr in dieser Auffassung dem Gesamtverlauf der Jamben *Beatus ille* sich eingliedert und in deren Stimmung und Tonart einklingt, das bitte ich in meinem Jambenbuch nachzuprüfen, wo Gliederung und Idee des Ganzen kurz dargelegt sind. Die Idee dieser liebenswürdig-heiteren Parodie von idyllischen Wünschen, die zur Zeit des Gedichtes vielfach, öfters echt, aber noch öfter unecht empfunden wurden — die lebhaft gefühlte Gesamtvorstellung von Inhalt und Form ist die Quelle, aus der im Gedichte alles einzelne geflossen ist, wie jene zerteilten Wässerungsbächlein alle aus der einen verborgenen Waldquelle.

---

[1]) Franz Boll, Z. f. d. GW. LXV (1911) 765—767. — Die *viri Mercuriales* hat seither Otto Rößner ebd. LXVI (1912) 507 ebenso wie ich als Männer des Gottes M., nicht des Planeten aufgefaßt. Im übrigen verweise ich auf meine Anmerkungen a. O. S. 552—556; zu *viri Mercuriales* vgl. auch die *Mercuriales* Cic ad Quintum fr. II 5, 8 und Sam Wide, Einl. in d. Altertumsw. II 274; betr. den ungünstigen Ruf des Planeten M. vgl. auch Rieß, Astrologie P.-Wiss. II Sp. 1804.

[2]) Vgl. N. Jahrb. f. d. klass. Alt. 1910 XXV 468f. über Il. XXI 257ff.



Zu Ciceros Rede pro Sex. Roscio

von

Karl Busche

In der von mir besorgten 3. Auflage der Hänselschen Ausgabe von Ciceros Reden pro Sex. Roscio und pro Archia (Teubner 1912) habe ich in der Rosciana an einigen Stellen den bisherigen Text nach eigener Vermutung geändert. Da die Ausgabe verhältnismäßig viel im Unterricht gebraucht wird, darf ich wohl an dieser Stelle jene Änderungen näher begründen.

Eine der schwierigsten Stellen der Rede befindet sich bekanntlich am Schluß von § 11, wo überliefert ist: Omnes hanc quaestionem te praetore manifestis maleficiis cottidianoque sanguine dimissui sperant futuram. Dimissui ist die Lesart der besten Handschrift Σ; die von ihr unabhängige, aber ebenfalls auf den Cluniacensis zurückgehende Hdschr. A hat dimissius; ebenso oder demissius bzw. demissus bieten die übrigen Handschriften, demissoire das Lemma des Gronovscholiasten, das möglicherweise, aber nicht sicher, auch auf dimissui zurückgeht. Daß die Überlieferung irgendwie verdorben ist, kann keinem Zweifel unterliegen, wenn auch der Gedanke 'alle erwarten eine Besserung der bisherigen Zustände' im allgemeinen feststeht. Die früheren Verbesserungsvorschläge sind in den Ausgaben von Landgraf, Müller und Halm-Laubmann [11]) verzeichnet. Dazu kommen aus den letzten Jahren noch e man. mal. c. s. vindicationem sui sp. futuram (Ammon in der 4. Auflage der Richter-Fleckeisenschen Ausgabe) und m. m. c. sanguini inimicissimam sp. futuram (Sternkopf in der 12. Auflage von Halm-Laubmann). Clark hat nach Madvig dignissimam für dimissui geschrieben. Ganz besonders hat sich Landgraf um die Stelle bemüht. In seiner großen Ausgabe schreibt er sanguini remedium esse sp. futuram; später (Rhein. Mus. 1901 S. 310f.) vermutete er von einem anderen Gesichtspunkt aus in man. mal. c. s. non dimissum iri sperant, ein Vorschlag, der von Luterbacher im Jahresbericht des Phil. Vereins von 1902 S. 100 mit Recht abgelehnt wurde. Vor kurzem hat Landgraf in der Berl. philol. Wochenschr. 1912 Sp. 1299ff. abermals eingehend die Stelle behandelt. Er verzichtet jetzt auf seine beiden Vorschläge und verteidigt das in Σ überlieferte dimissui mit der alleinigen Änderung von sanguine in sanguini, indem er erklärt: 'Alle hoffen, daß unter deinem Vorsitz als Prätor die heutige Verhandlung den offenkundigen Mordtaten und dem tagtäglichen Blutvergießen zur Entlassung, Verabschiedung, d. h. zur Ein(Ab)stellung dienen, besser = Abhilfe (Wandel) schaffen, Einhalt tun werde. Es steht an unserer Stelle dimittere bzw. dimissui esse in Verbindung mit maleficia (fast = omittere) in keinem anderen Sinne als z. B. in Verbindung mit den Objekten concilia dimittere, quaestionem, exercitationem, oppugnationem, litem, vim, curam.' Ich fürchte,

Hosted by Google

daß der um Cicero so sehr verdiente Gelehrte mit dieser Verteidigung von dimissui ebensowenig durchdringen wird, wie schon früher Madvig mit einer ähnlichen Auffassung der Stelle durchgedrungen ist. Einmal ist nämlich zu beachten, daß sich die aktive Bedeutung des Dativs der Verbalsubstantive auf -us mit esse, wie es scheint, nur aus Sallust (or. Lep. 24: secundae res mire sunt vitiis obtentui), jedenfalls nicht aus Cicero belegen läßt; dann aber entspricht dimittere an sich kaum dem hier zu fordernden Sinne, weil das Verb. nur von dem gesagt wird, was man aus seinem Machtbereiche entläßt oder aufgibt, aber nicht von dem, was man an einem andern hindert. Quaestio maleficia dimittet kann demnach nur bedeuten: 'die q. wird die von ihr verübten maleficia aufgeben', oder auch 'sie wird die ihr zur Aburteilung übergebenen maleficia freilassen' (vgl. Verr. V 149), aber nicht 'sie wird den m. anderer Einhalt tun'. Nun liegt freilich in dimissui esse ein etwas anderer Sinn als in dem einfachen dimittere; es wird der Zweck betont, so daß die Wendung q. maleficiis dimissui erit — die aktive Bedeutung vorausgesetzt — umschrieben werden kann durch q. efficiet, ut maleficia dimittantur. Aber auch so wird man den Nebensatz viel eher dahin verstehen, daß die Mordtaten freigelassen werden, also unbestraft bleiben, als daß sie verhindert werden sollen. Zumal als Ausdruck der spes omnium scheint mir die auf jeden Fall zweideutige Wendung nicht zulässig zu sein. Madvig schrieb in seiner Ausgabe e manifestis m. c. s. dimissui sp. futuram, wozu er Opusc.[2] S. 735 Anm. 2 bemerkt: hoc est liberationi, ut aliquando ex his malis dimittamur et exsolvamur. Aber auch so mißfällt die aktive Bedeutung des Zweckbegriffs, das Fehlen eines Objekts und das Gesuchte der Wendung überhaupt. Madvig selbst hatte denn auch kein Vertrauen auf die Richtigkeit seiner Lesart — er bemerkt a. a. O. = Vorrede der Ausgabe S. VI: reliqui quod ante decem annos posueram ..... non ignarus, quid id dubitationis haberet — und schlug später, wie schon bemerkt, dignissimam für dimissui vor. Ich glaube also, daß in dimissui nicht die ursprüngliche Lesart zu erblicken ist, und daß das bei Charisius S. 189, 19 neben translatui, receptui, ostentui genannte dimissui auf eine andere nicht mehr nachzuweisende Stelle zurückgeht. Ist dies aber der Fall, dann kann die ältere Form der Korruptel ebensowohl dimissius wie dimissui sein. Denn daß der Cluniacensis bzw. Σ von Willkürlichkeiten keineswegs frei ist, hat kürzlich erst Schönberger, Tulliana (Augsburg 1911) gezeigt. Außerdem konnte dimissui bei folgendem s leicht aus dimissius verschrieben werden. Aus dem entstellten Lemma des Scholiasten läßt sich natürlich nichts Sicheres schließen. Ich habe deshalb in der oben genannten Ausgabe, von dimissius ausgehend, omnes hanc quaestionem te praetore manifestis maleficiis cottidianoque sanguine admissis ius sperant fulturam geschrieben, d. i. 'alle hoffen, daß dieser Gerichtshof

Hosted by Google

unter deinem Vorsitz, nachdem (oder obgleich) offenbare Mordtaten und tägliches Blutvergießen begangen sind, das (wankende) Recht stützen werde'. Fulcire gebraucht Cicero nicht ganz selten im übertragenen Sinne, z. B. red. in sen. 18 horum consulum ruinas vos consules fulsistis, Phil. II 51 labentem et prope cadentem rem publicam fulcire, off. III, 88 imperium gloria debet fultum esse et benevolentia sociorum. Der Hauptgedanke ist an unserer Stelle mit Nachdruck an das Ende des Satzes gestellt, und dem entspricht die schwere S-Klausel, die zwar selten ist, aber immerhin nach Zielinski (Klauselgesetz S. 154) 44 mal in den Reden vorkommt. Die Korruptel erklärt sich wohl dadurch, daß zuerst fulturam in das geläufigere futuram verschrieben und nachher das nun nicht mehr verständliche ius mit dem vorhergehenden Worte vereinigt wurde.

§ 64. Ein gewisser T. Caelius aus Tarracina ist in dem Gemach ermordet worden, in dem er mit seinen beiden Söhnen geschlafen hatte. Cicero bemerkt zu dem Fall: Quid poterat iam esse suspiciosum autem neutrum (om. Oxon. *H*) ne sensisse, ausum autem esse quemquam se in id conclave committere eo potissimum tempore, cum ibidem essent duo adulescentes filii, qui et sentire et defendere facile possent? iam esse suspiciosum hat der interpolierte Monacensis, *Σ* bietet sa est, *Απιρω* sane, andere Handschr. satis est. In der Regel wird nach Madvig geschrieben: quid poterat tam esse suspiciosum? neutrumne sensisse? ausum autem esse etc. Landgraf hat Vitellis Vorschlag quid poterat tam esse susp. quam neutrum sensisse aufgenommen; von anderen Vermutungen (vgl. Landgraf, Halm-Laubm.[11] S. 161) erwähne ich noch quid poterat autem tam esse suspiciosum? (Hammer) und quid p. t. esse susp.: intrantem neutrumne sensisse (Gustafsson). Ich bin der Ansicht, daß das autem auf den Ausfall eines zweiten Adjektivs hinweist, welches sich auf den Satz ausum autem etc. bezog, während suspiciosum dem Sinne nach zu neutrumne sensisse gehört. Ich lese also: quid poterat tam esse suspiciosum aut tam inauditum? neutrumne sensisse? ausum autem esse etc. Durch inauditum entsteht die gute Klausel V 1 an Stelle der schlechten PP 3 (Ziel. S. 166).

§ 106. Es steht fest, daß die beiden Roscier, Capito und Magnus, dem Chrysogonus die Ermordung des alten Roscius gemeldet haben. In diesem Zusammenhang sagt Cicero: Hic nihil est, quod suspicionem hoc putetis. Im Gegensatz zu Dräger hist. Synt. I S. 185 betrachte ich mit Landgraf, Madvig (Op.[2] 663) und fast allen Herausgebern den Nebensatz quod — putetis als korrupt: suspicionem hoc non puto ist kein ciceronisches Latein. Derselben Ansicht ist auch Lebreton (Études sur la langue et la grammaire de Cicéron), der S. 29 nur diese Stelle bei Cicero kennt, an der in einem negativen Satze das Pronomen mit dem Prädikatssubstantiv nicht kongruiert. An den wenigen von Lebreton aus positiven Sätzen angeführten Abweichungen (aus den Reden

Hosted by Google

Div. in Caec. 60 und Phil. I 26) erklärt sich die Inkongruenz aus der Art des Satzgefüges. Der Sinn unseres Satzes ist klar: 'In diesem Falle, d. h. in der Frage, wer dem Chrysogonus die Ermordung des Roscius hat melden lassen, kann von einer bloßen Vermutung meinerseits nicht die Rede sein.' Die Herstellung aber ist bis jetzt ebensowenig mit Sicherheit gelungen, wie die von dimissius in § 11. Die zahlreichen Versuche sind bei Landgraf, Müller und Halm-Laubmann[11] verzeichnet. Hinzu kommt noch Roßbergs Lesart suspicionem aucupetis, die deswegen unrichtig ist, weil Cicero nur das Deponens aucupari gebraucht. Clark hat nach Madvig quod suspicione occupetis geschrieben, jedoch muß nach dem Folgenden deutlich gesagt werden, daß Cicero selbst nicht auf bloßen Verdacht hin urteilt. Sternkopf schreibt im Anschluß an Halm quod suspiciosum hoc putetis. Ich habe hergestellt: hic nihil est, quod suspicione me hoc putetis ⟨loqui⟩. Dazu paßt gut das folgende Non enim ego ita disputabo; vgl. Caec. 34 E., post red. in sen. 8, dom. 122. Loqui ist vor non übersehen worden. Zum Gedanken vgl. de leg. agr. I 18 atque haec a me suspicionibus et coniectura coarguuntur.

§ 126. Posteaquam ab armis recesserunt, in summo otio rediens a cena Romae occisus est. Die Vulgata lautet seit C. Stephanus recessum est. Nach dem Vorschlage Richters, der § 16 verglich, wird jetzt auch vielfach recessimus geschrieben. Ich habe mit Clark und Roßberg einen Wortausfall hinter armis angenommen, jedoch nicht, wie jene, omnes, sondern partes ergänzt. Zu partes 'die Parteien' vgl. § 137 und Phil. V, 32. Vielleicht ist es indessen richtiger, mit Sternkopf praesidia d. i. copiae aus dem vorhergehenden Satze zu ergänzen und so jede Änderung zu vermeiden. St. hat auf Phil. VII, 18 cum bonorum praesidia discesserint hingewiesen.

§ 135 Anf. lautet der Text in meiner Ausgabe: Ipse vero quem ad modum composito et delibuto capillo passim per forum volitet cum magna caterva togatorum, videtis, iudices; eundem videtis, ut omnes despiciat etc. Für eundem videtis steht in den meisten Handschriften etiam videtis iudices, in Σ aber et invidetis iudices et unum videtis. Clark, Ammon und Sternkopf lesen nach Reid videtis, iudices, videtis. Sonst werden seit Madvig in den meisten Ausgaben die schon in der ed. Manutiana von 1540 getilgten Worte etiam videtis iudices gestrichen, so daß also ut omnes despiciat etc. noch von dem ersten videtis regiert wird. Sicher ist das zweite iudices als Widerholung des ersten zu tilgen, aber zur Tilgung des zweiten videtis liegt kein Grund vor, da eine rhetorische Widerholung des selben Verbs dem Stile Ciceros keineswegs fremd ist. Vgl. § 99 nescio, nisi hoc video, Capitonem in his bonis esse socium; de tribus et decem fundis tres nobilissimos fundos eum video possidere und die Widerholung von putat in § 143. Das in Σ vor videtis befindliche et unum (inium am Rande) wird von Clark als interpoliert angesehen, es ist aber sehr wohl möglich, daß das nachdrucks-

Hosted by Google

volle eundem darin steckt. Landgraf schreibt in der 3. Auflage der Schulausgabe videtis iudices; et aequo animo videtis mit einem Fragezeichen hinter putet.

Zum Schluß noch einige Worte über eine Stelle, an der ich im Gegensatz zu den meisten Herausgebern die Überlieferung für richtig halte. In § 80 sagt Cicero zu dem Ankläger: Interdum mihi videris, Eruci, una mercede duas res assequi velle, nos iudicio perfundere, accusare autem eos ipsos, a quibus mercedem accepisti. Das auf den ersten Blick seltsame perfundere hat zu einer Reihe von Vermutungen Anlaß gegeben. Halm-Laubmann-Sternkopf schreiben pervertere, Trojel schlug vor pessumdare, G. Krüger percutere, Gustafsson (und Ammon) pertundere. Clark hat perfundere im Text behalten, ebenso Landgraf, der jedoch im Kommentar S. 285 confundere, d. i. verwirren vorschlägt. Ich dachte lange an obtundere (optundere), das ja zuweilen in der Bedeutung 'betäuben, beschwerlich fallen' vorkommt, glaube aber jetzt, daß perfundere von Cicero selbst herrührt. Dazu führte mich der Gedanke, daß die Wendung ursprünglich eine poetische sein könne. Schon Rau (Variae Lectiones ad Cic. oratt. II S. 92) hat auf ein ähnliches Bild bei Aristophanes hingewiesen. Vesp. 481 f. heißt es:

ἀλλὰ νῦν μὲν οὐδὲν ἀλγεῖς, ἀλλ' ὅταν ξυνήγορος
ταὐτὰ ταῦτά σου καταντλῇ καὶ ξυνωμότην καλῇ.

Danach erscheint es mir keineswegs unmöglich, daß καταντλεῖν in die mittlere bzw. neue Komödie und von da, durch perfundere widergegeben, in die römische Komödie überging, daß Cicero also — sei es mit oder ohne Absicht — mit dem Worte ein Zitat aus einer der zahlreichen Gerichtsszenen der Komödie vorbringt. Anklänge an Terenz sind ja längst aus unserer Rede nachgewiesen, so die Paronomasie ignoscendi und cognoscendi ratio in § 3 oder die Worte in eam partem potius peccant in § 56. Vgl. Landgraf zu diesen Stellen. Auch das am Schluß unseres § 80 vorkommende quid postea? ist eine in der Komödie, besonders bei Terenz beliebte Wendung. Perfundere bedeutet 'jemanden begießen', z. B. mit Wasser (Verr. I 67); wer durch Begießen über und über durchnäßt wird, der gerät, das Plötzliche des Ereignisses vorausgesetzt, in Schrecken, jedenfalls in Verlegenheit. Und das eben will Cicero meines Erachtens mit iudicio perfundere besagen: 'Es kommt mir fast so vor, als ob es dem Erucius gar nicht ernst mit dem Prozeß gegen uns ist; er muß zwar formell gegen uns verfahren, denn dafür ist er gedungen, aber uns bereitet er nur eine gewisse Verlegenheit, während er tatsächlich euch anklagt.' Daß der Redner trotz der ihm wohl bewußten Gefahr für seinen Klienten an dieser Stelle durch eine launige Wendung den Richtern das Absurde der Anklage zu Gemüte führen will, darauf weist ja auch das Wort interdum hin. Im wesentlichen schließe ich mich also der Erklärung Nägelsbachs (Stilistik S. 600 f [9]) an.

Hosted by Google

Neuere Strömungen auf dem Gebiet des evangelischen Religionsunterrichts

von

Hans Richert

Obwohl ich in meinem Handbuch für den Religionsunterricht erwachsener Schüler und in den Verhandlungen der Posener Direktorenkonferenz die Probleme des Religionsunterrichts kürzlich unter verschiedenen Gesichtspunkten dargestellt habe, glaubte ich doch, einem Wunsche des Herrn Herausgebers gemäß, die selben Fragen einmal so behandeln zu sollen, daß ich mir als Leser nicht eigentlich Religionslehrer denke, sondern Männer, die von den verschiedensten Fächern her und mit den verschiedensten Wertungen der Religion für die Fragen dieses Unterrichts Interesse haben. Daß dieses Interesse, allerdings keineswegs nur in einem dem Religionsunterricht freundlichen Sinne, stark gewachsen ist, kann behauptet werden. Und darum wird selbst der, der in der Religion einen fossil gewordenen Fremdkörper innerhalb der modernen Bildung sieht, sich darüber informieren müssen, welchen Zielen dieser Unterricht zustrebt, welche Wege er geht. Die Kritik, die der Religionsunterricht von den verschiedensten Seiten erfährt, ist doch nur dann fruchtbar und erwünscht, wenn sie nicht eine längst überwundene Periode trifft, sondern sich gegen die herrschenden Richtungen des Unterrichts wendet. Und da will mir scheinen, als ob die in der Stille der Schule inzwischen geleistete Arbeit und ihre Tendenzen weniger bekannt sind als sie sein sollten, wenn die Diskussion mit den Kritikern des Unterrichts fruchtbar sein soll. Denn sonst kritisieren die Kritiker einen Tatbestand, den die Vertreter des Faches selber längst beseitigt haben, und diese empfinden die Kritik als rückständig und ungerecht. Eine kurze Skizze kann nun natürlich nur andeuten, in welcher Richtung der Religionsunterricht Probleme sieht und wie er an ihrer Lösung arbeitet. Es wird dabei sofort das eine zu sagen sein, daß das Verhältnis der Religion weder zur modernen Bildung, noch zur Kirche, noch zum Staat, noch zum Recht des Individuums, noch zum Recht der Gesellschaft, weder zur Geschichte, noch zur Naturwissenschaft sich restlos rational darstellen läßt. Und die Probleme und Problemgruppen, die damit umschrieben sind, sind zugleich Probleme des Religionsunterrichtes, der damit mitten in den Kampf der Gegenwart hineingestellt ist.

Hosted by Google

I.

Als einfachste Lösung aller Probleme des Religionsunterrichts erscheint vielen die Trennung von Schule und Religionsunterricht, wie sie der Radikalismus von links und rechts fordert, der eine französische, der andere amerikanische Verhältnisse ersehnend. Der jüdische Religionsunterricht an unsern höheren Schulen könnte in seiner Organisation für die nach der Trennung eintretenden Verhältnisse vorbildlich sein. Die Trennung von Schule und Religionsunterricht ist natürlich ein Programmpunkt der umfassenderen Forderung: Trennung von Staat und Kirche, einer Forderung, die von ganz entgegengesetzten Standpunkten aus erhoben wird und die durch ihre logische Konsequenz zunächst besticht. Die Bremer Denkschrift aus dem Jahre 1905 (Kommissionsverlag von G. Winter, Bremen) geht von dem Grundsatz aus, daß die Schule eine Veranstaltung des Staates, Religion aber Privatsache sei. Sie stellt als zweifellos die Tatsache hin, daß den im Religionsunterricht übermittelten Vorstellungen weite Kreise der Bevölkerung nicht mehr zustimmten. Der gegenwärtige Zustand bedeute also eine verfassungswidrige Beschränkung der Glaubens- und Gewissensfreiheit; die Erteilung des Religionsunterrichtes, soweit die Eltern ihn für ihre Kinder wünschen, sei demnach den einzelnen Religionsgemeinschaften überlassen. An die Stelle des Religionsunterrichtes tritt Unterricht in den Sitten, den zu erteilen der Staat das Recht und die Pflicht habe. Der Sittenunterricht im Anschluß an die religiöse Unterweisung habe die wahre Sittlichkeit geschädigt, mochte er an die fremdartigen Anschauungen des Alten Testamentes anknüpfen, mochte er die Forderungen der Bergpredigt lebendig machen. Einen Ersatz für den Stimmungsgehalt der biblischen Quellen böten die Schätze der Weltliteratur. Eine unentbehrliche Kenntnis der Religionsgeschichte könne in den letzten Schuljahren übermittelt werden. In ähnlichen Gedankengängen bewegen sich die Vorschläge des Radikalismus von links fast durchweg. Die Voraussetzungen dieses Programms sind nun nachweisbar falsch. Auch ist dieser Weg, das vom Radikalismus erstrebte Ziel zu erreichen, nicht der rechte.

Der Satz: Religion ist Privatsache, ist ebenso richtig und falsch wie der Satz: Moral ist Privatsache, Ästhetik ist Privatsache, Weltanschauung ist Privatsache. Es ist auch nicht richtig, daß auf dem Wertgebiete des Sittlichen von einer allgemeinen Durchschnittsanschauung eher geredet werden könne als auf dem Gebiete der Religion. Natorp spricht eine unbestreitbare Wahrheit aus, wenn er sagt, es sei verwunderlich, heute das Trennende unter den Menschen vorzugsweise in der Religion zu sehen, da doch die sittlichen Konfessionen sich weit unversöhnlicher gegenüberstehen. Es ist ferner eine erkenntnistheoretisch gesicherte Tatsache, daß die Stellung zu allen Werturteilen nicht Sache des

Hosted by Google

Wissens, sondern des Gewissens ist. Heißt Gewissensfreiheit aber Loslösung des Individuums von jeder Bindung durch die Gesamtheit, so ist staatlicher Moralunterricht ebenso eine Beschränkung der verfassungsmäßig garantierten Gewissensfreiheit wie staatlicher Religionsunterricht. Man braucht schließlich nur in die Geschichtstheorien hineinzusehen, um klar zu erkennen, daß jede Geschichtsschreibung aus der Fülle des Tatsächlichen eine Auslese nach Werturteilen trifft, um zu erkennen, daß jeder Geschichtsunterricht sich auf Voraussetzungen aufbaut, die nicht von einer wertfreien Wissenschaft, sondern von einer wertenden Geschichtsphilosophie aufgestellt werden. Wer also nicht jedes Werturteil vom Unterricht ausschließen will, wird im Namen der Gewissensfreiheit nicht fordern dürfen, daß die Schule keine Ideale vertrete, die nicht von dem ganzen Volk anerkannt werden. Derartige Ideale gibt es nicht. Darum wird zwischen den Wertungen des Unterrichts und den Wertungen vieler Eltern stets eine schmerzlich empfundene Spannung herrschen.

Der Hauptirrtum der Bremer aber ist der, daß sie meinen, durch Ausschaltung der Religion aus dem Unterricht die Erziehung vereinheitlicht zu haben. Genau das Gegenteil ist der Fall. Sie überlassen bewußt die Ausbildung der religiösen Funktion den Religionsgemeinschaften, offenbar in der stillen Hoffnung, daß nur wenige Eltern ihre Kinder an diesem Unterricht würden teilnehmen lassen.

Natorp hat den Irrtum dieser Anschauung scharf beleuchtet. Bewiese dann die Religion in dieser von der Kultur losgelösten Stellung überhaupt noch eine wirkliche Macht, so würde sie geradezu bedrohlich werden für die gemeinsame Kulturarbeit, deren Erhaltung und Förderung die Schule dient; zeigte sie sich in dieser Absonderung ohnmächtig, so bliebe nur eine, auch um den wertvollen Gehalt der Religion verkürzte, also eine verstümmelte Kultur übrig. In jedem Falle wäre der Konflikt zwischen Religion und humaner Kultur auf diese Weise nicht beseitigt oder auch nur gemildert, sondern unabsehbar verschärft. Auch darin hat Natorp recht, daß der Gewissenszwang damit nicht beseitigt, sondern verschärft würde. Denn eben jene Religionsgemeinschaften würden die ihnen überlieferten Kinder im Gewissenszwang erziehen (und es gibt ein intolerantes Pfaffentum auch des Atheismus). An die Stelle einer oder zweier Religionsgemeinschaften träten ungezählte kleine, die ihre Sonderrichtung nur um so schärfer betonen und sich jeder Verständigung verschließen würden. Dem Gewissen der Eltern geschähe kein Zwang mehr, aber sie selbst würden ihn mit unumschränkter Gewalt auf die Kinder ausüben. Es dürfe aber überhaupt kein vormundschaftliches Gewissen geben, auch nicht der Eltern über die Kinder. (Stimmen zur Reform des Religionsunterrichtes. Heft I. Langensalza 1904.)

Es wird nun nicht mehr verwunderlich erscheinen, wenn

Hosted by Google

gerade Religionsgemeinschaften den Religionsunterricht als ihr Sonderrecht reklamieren und seine Lösung vom Schulunterricht fordern. Sie haben den festen Glauben an die Kraft ihrer Lehre und fordern unbeschränkte Ausdehnungsmöglichkeit für ihr Bekenntnis. Die das hoffen, mögen wohl recht haben. Es lassen sich vom Religionsunterricht aus alle Wertgebiete beeinflussen, weil die Religion keine isolierbare Funktion im Menschen ist, sondern in unauflöslicher Wechselwirkung mit allen andern Funktionen steht und wie der Sauerteig alles mit ihrem eigentümlichen Wesen durchdringt. Schlechterdings die ganze Wirklichkeit läßt sich in die religiöse Tonart transponieren. Sie ist eben nicht, wie viele ihrer Verächter meinen, ein niederes Stadium der Welterkenntnis, sondern sie ist ein aus dem seelischen Leben nicht wegzudeutender Tatbestand. Die Religionsgemeinschaften, die im Interesse einer kirchlichen Kultur den Religionsunterricht als ihr Sonderrecht beanspruchen, sind religionspsychologisch viel sicherer orientiert als ihre Gegner, die ihnen diesen Unterricht ausliefern wollen, in der Hoffnung, er werde dabei verkümmern. Aber gerade darum kann die Auslieferung des Religionsunterrichtes an die Religionsgemeinschaften nicht erstrebt werden. Es muß nämlich deutlich ausgesprochen werden, daß in der Erziehung und im Unterricht die religiöse Funktion nicht ausgeschaltet, aber auch nicht zur vorherrschenden gemacht werden darf. In beiden Fällen wird organisches Wachstum gehemmt. Die Religionspsychologie hat das klar bewiesen. Und die schwersten Anklagen gegen den Religionsunterricht sind nicht die, daß er die religiösen Wahrheiten nicht klar genug oder zu sehr nach irgendeiner theologischen Richtung gefärbt vorgetragen habe, sondern daß er durch ein Übermaß, durch aufdringliche Forderung, durch künstliche Mittel die jugendliche Seele vergewaltigt habe. Wilhelm Herrmann nennt es eine grauenvolle Vorstellung, es sei der Anfang der Religion, daß man Lehren gehorchen wolle. Damit drohe der Religion das Schlimmste, daß ihr das Bewußtsein ihrer Wahrhaftigkeit verloren geht. Achtung vor den Gedanken der Hlg. Schrift könne man wohl einem Menschen zumuten. 'Aber Zustimmung dazu zu verlangen, ist Verleitung zur Sünde und selbst böse. Ein solches Unheil anzurichten, wird doch nun gewiß von einem Menschen, der aus eigener religiöser Überzeugung heraus die Religion vertreten will, nicht beabsichtigt, also muß er es lassen. Daß dies bei der öffentlichen Vertretung der Religion so wenig beachtet wird, daß man im Gegenteil so leicht bereit ist, die Menschen mit der rücksichtslosen Forderung der Zustimmung zu den Schriftgedanken zu bedrängen, ist ein schwerer sittlicher Schaden. Er rächt sich dadurch, daß sich nun gegen die Kirche die Macht auflehnt, von der sie getragen sein sollte, die Macht des Gewissens.' Nun ist es unvermeidlich, daß ein von einer Sondergruppe erteilter Religionsunterricht für sein Sonderbekenntnis die absolute Wahr-

Hosted by Google

heit beansprucht und gerade die Differenzen gegen andere Bekenntnisse stark betont. Vergangenheit und Gegenwart auch der evangelischen Kirche sind reich an Beispielen dafür. Das ist recht und notwendig für den, der seiner Sonderart entsprechend Halt und Stütze in einer entsprechenden Gemeinschaft sucht. Es ist gefährlich, wenn man die sich noch entwickelnde Sonderart des jungen Menschen in die gleiche Form pressen will. Je mehr sich aber die religiöse Erziehung nach Sonderbekenntnissen und Richtungen differenziert, um so größer ist diese Gefahr. Auch in der positiven Theologie unserer Tage, z. B. bei Schlatter und in der Erlanger Schule, wird das Recht des Eigenlebens und seine Besonderung zu einer unwiderholbaren Einzigkeit auch und gerade für das religiöse Gebiet anerkannt. Schlatter nennt es geradezu ein Hauptanliegen, den individuellen Differenzierungen auch im religiösen Verhalten den ihnen zustehenden Raum zu schaffen. Und darum ist die frühzeitige Einordnung und Unterordnung in und unter eine kirchliche Sondergruppe vom Übel. Der Religionsunterricht einer kirchlichen Sondergruppe muß von einer Voraussetzung ausgehen, die der Religionsunterricht der Staatsschule niemals anerkennen kann: der Gleichsetzung des Sonderbekenntnisses mit der Wahrheit. Der staatliche Religionsunterricht muß einen andern Wahrheitsbegriff für die Religion anerkennen als es ein Sonderbekenntnis tun kann und wird. Troeltsch hat das in seiner wertvollen Schrift: Die Trennung von Staat und Kirche, der staatliche Religionsunterricht und die theologischen Fakultäten, besonders einleuchtend ausgesprochen. Das Nebeneinander verschiedener Konfessionen und Richtungen relativiert mehr als anderes die Wahrheitsidee. 'Was bei der Einheitskirche möglich und logisch gefordert ist, die Herrschaft ihrer Kulturidee über das Ganze, ist bei der Vielheit konfessioneller Kirchen ganz unmöglich. Das Ganze der Gesellschaft muß sich auf den Standpunkt eines nur relativen Wertes dieser Kirchen stellen. Die religiös-ethische Wahrheit, wenn es sie gibt, muß über den Kirchen schweben, ist sozusagen eine außer und über den Kirchen liegende Toleranzreligion, die das Gemeinsame ihrer aller darstellt und jedenfalls mit keiner von ihnen identisch ist.' Diese Toleranzreligion ist die Lebensluft des Protestantismus. Gewiß liegen darin Gefahren. Aber für die mögliche Differenzierung und Individualisierung des religiösen Lebens, die das Wesen evangelischer Freiheit ist, müssen diese Gefahren mitgewollt werden. Und diese Toleranzreligion garantiert allein der Religionsunterricht der Staatsschule. Dieser Zustand ist kein notwendiges Übel, er ist ein erwünschter Tatbestand. Die Zukunft des deutschen Volkes, der modernen Kultur und des Protestantismus machen ihn nötig. Die gebildeten evangelischen Christen der verschiedenen Landeskirchen, Bekenntnisse und Richtungen müssen sich verstehen, wenn sie überhaupt noch zu einer Gesamtheit, zu dem Protestantis-

Hosted by Google

mus mit seiner Weltmission und seinen Kulturaufgaben sich zusammenschließen sollen. Noch sitzen Kinder aus verschiedenen Gemeinden im Religionsunterricht auf der selben Bank, der Sohn des Altlutheraners neben dem Reformierten und dem Sohn des Sektierers, da haben wir in der selben Klasse die verschiedenen Schattierungen des liberalen Bürgertums und die Vertreter alter Gemeindeorthodoxie. Das Ziel eines gemeinsamen Religionsunterrichtes dieser verschiedenen Elemente kann nicht die Einordnung in einen bestimmten Bekenntnisstand sein, sondern die Sicherstellung der Religion im modernen Protestantismus, der eine viel umfassendere Größe ist, und der doch, über den Bekenntnisstand einer Landeskirche hinaus, als evangelische Kirche im weitern Sinne eine bestimmte Größe ist, die in den großen evangelischen Vereinen und in der allgemeinen wissenschaftlichen Theologie sich ganz greifbare Organe geschaffen hat. Der Staat hat aber ganz wesentliches Interesse daran, daß zwischen dem kirchlichen Bekenntnis und der herrschenden Kultur keine unüberbrückbare Kluft sich auftut. Da die Aufgabe der wissenschaftlichen Theologie es ist, die Religion in dem modernen Zeitbewußtsein sicherzustellen, muß der Staat mit starker Hand verhindern, daß eine Richtung und Partei in der Theologie ein Staatsmonopol erhält. Die wissenschaftliche Theologie ist aber die Nährmutter der Religionslehrer. Theologie und Religionsunterricht an höheren Schulen haben jeder in seiner Art die gleiche Aufgabe einer Harmonisierung der kirchlichen Interessen mit den andern Bildungsinteressen. Der Kampf gegen die theologischen Fakultäten wird denn auch von den gleichen Leuten mit den gleichen Gründen geführt wie der Kampf gegen den staatlichen Religionsunterricht.

Aber selbst wenn der eigentliche Religionsunterricht den Kirchengemeinschaften ausgeliefert würde, so wären die Schwierigkeiten keineswegs gemindert, denn eben die Richtungen, die bei den Religionslehrern bekämpft werden, finden sich natürlich auch bei den Geistlichen. Solange die Ausbildung unserer Theologen so bleibt, wie sie ist, garantiert der Unterricht eines Geistlichen keineswegs die von den Gegnern des staatlichen Religionsunterrichtes geforderte konfessionelle Eigenart. So fordern denn in der Tat die selben Leute eine konfessionelle Bindung der Geistlichen, die dann wirklich den gewünschten Unterricht gewährleistet, zugleich aber das Ende des Protestantismus wäre, der dann nur noch eine dürftige Dublette des Katholizismus darstellte. Aber selbst dann wäre das Ziel nicht erreicht, denn Religion bleibt auch dann noch ein Gegenstand des staatlichen Unterrichts, weil die Religion mit der deutschen Kultur verwoben ist wie der Einschlagsfaden mit der Weberkette. 'Man nehme unsere Literatur und Philosophie, Lessing und Kant, Schiller und Goethe, oder man nehme die Malerei und Plastik, die Architektur und Musik: ohne geschichtliche Kenntnis des Christentums als

Hosted by Google

der historischen Lebensform der abendländischen Völkerwelt ist an keinem Punkt der Zugang möglich' (Paulsen). Man hat daher befürwortet, den Lehrstoff in der Religionslehre der Oberstufe auf philosophische Propädeutik und Geschichte zu verteilen und so die Einigkeit im Geist durch Aufhebung jedes konfessionellen Unterrichts zum Segen des Vaterlandes zu steigern. So z. B. Konrad Rethwisch. Mit Unrecht, denn gerade die religiösen Anregungen dieser Lehrfächer bedürfen einer Konzentration, Vertiefung und Vereinheitlichung in einem besonderen Lehrfach, da sonst die Rücksicht auf Katholiken und Juden eine derart abgeblaßte und abstrakte Darstellung der religiösen Fragen nötig machte, in der die Religion selbst verkümmern müßte. Denn Religion entfaltet sich im Leben großer Persönlichkeiten. Diese gehören aber naturgemäß einer Sondergruppe des Christentums an. Kant und Schleiermacher z. B. sind spezifisch protestantisch. Ihre Religion kann nur im konfessionellen Religionsunterricht zur lebensvollen Darstellung kommen. Auch sind auf der Oberstufe die Religionsstoffe der unteren und mittleren Klassen unter höhere Gesichtspunkte zu rücken. Auch das erfordert besonderen Religionsunterricht auf der Oberstufe. Den Versuchen, den Religionsunterricht aus der höhern Schule auszuschalten, sie mögen von rechts oder links unternommen werden, gehört die Zukunft erst dann, wenn der geschichtliche Bestand unserer Kultur, die Struktur des deutschen Geisteslebens sich völlig geändert haben werden. Vorläufig haben wir es hier mehr mit Theorien der Schule als mit starken Bewegungen zu tun.

II.

Ernsthafter sind die Bewegungen, die zwischen Religionsunterricht der Schule und der Kirche eine Arbeitsteilung derart herbeiführen wollen, daß die Schule 'objektiven', 'rein geschichtlichen' Religionsunterricht, 'Unterricht nicht in, sondern über Religion', 'Unterricht in Religionsgeschichte' erteilen soll, während die Kirche in ihrem konfessionellen Unterricht sich religiöse Beeinflussung als Ziel stecken könne. Es sind hier Namen von Klang und Wert zu nennen, Methodiker und Philosophen, Theologen und Pädagogen. Paulsen meint, wir könnten uns, wie gegenwärtig die Dinge liegen, wie unsere Lehrer und Schüler sind, eine andere Aufgabe nicht stellen, als die historische Kunde von dem Christentum und seinem Glauben, seinen literarischen Denkmälern und seinen Lebensformen, seinem Wachstum und seinen Revolutionen zu vermitteln. Von der Wahrheit dieser Sätze zu überzeugen, sei eine Aufgabe, die über das Vermögen und den Auftrag der Schule hinausgeht. Als letztes Ziel erscheint Paulsen ein für alle Konfessionen gemeinsamer biblisch-historischer Unterricht über das Christentum, an dem sich dann für Freiwillige ein besonderer Unterricht der Kirchen in einem

Hosted by Google

Vorbereitungsunterricht für die Aufnahme unter die aktiven Gemeindeglieder anschließen mag. Ähnlich Tröltsch, Natorp, Pfleiderer. Natorps These mag noch angeführt werden: Die Schule hat einen inhaltlich allgemeinen, streng undogmatischen Unterricht, für alle gemeinsam, zu erteilen, einen Unterricht nicht in, sondern über Religion; das heißt einen Unterricht, der nicht bezweckt, irgendeine gegebene Religion dem Kinde einzupflanzen oder auch nur ihre hauptsächlich durch andere, kirchliche oder Familieneinflüsse bedingte Entfaltung in ihm an ihrem Teil zu befördern. Schließlich sei von Methodikern Metz genannt: Man führe den Stoff in seiner wirklichen Gestalt, d. h. in seiner geschichtlichen Bewegung, in seinen wechselnden Formen, unter dem Einfluß der jeweilig auf ihn einwirkenden Kulturperiode vor. In seiner Geschichte entfaltet das Christentum wohl seinen Inhalt, und zugleich ist die Geschichte neben der Natur die einzige Autorität, die die Wissenschaft anerkennt, die Geschichte ist von dem Standpunkt des Lehrenden unabhängig, sie verlangt von ihm nur die Eigenschaft eines objektiv historischen Sinnes. Sie legt zwischen die individuellen Anschauungen des Lehrenden und die Lernpflicht des Schülers eine objektive Richtschnur, gegen die man auch von den dogmatischen Anschauungen des Elternhauses keine Einwendungen erheben kann, denn gegen die Geschichte gibt es keinen Einspruch. In diesem letzten Satz liegt schon ein Angriffspunkt. Jeder Geschichtstheoretiker wird diesen Satz schon für die Geschichtsforschung bestreiten. 'Aus sich selbst nimmt der Historiker die Probleme, mit denen er an das Material herantritt, sie geben ihm den Leitfaden, an dem er die Ereignisse ordnet, die historischen Momente aussondert und, um sie zu lösen, zieht er die historischen Schlüsse. Die Gegenwart des Historikers ist ein Moment, das aus keiner Geschichtsdarstellung ausgeschieden werden kann, und zwar ebensowohl seine Individualität, wie die Gedankenwelt der Zeit, in der er lebt. Zu allen Zeiten ist es nur unsere Erkenntnis der Geschichte, zu der wir gelangen können, niemals eine absolute und unbedingt gültige.' (Eduard Meyer, Zur Theorie und Methodik der Geschichte, Halle 1902.) Nach meinem erkenntnistheoretischen Verständnis der Geschichtsphilosophie gilt dieses Wort zweifellos für jede Geschichtsschreibung. Für jeden Geschichtsunterricht aber kommt noch hinzu eine Auslese aus dem Geschichtlichen unter dem Gesichtspunkt des pädagogisch Wertvollen. Dann aber stehen wir in der Diskussion von Werten und müssen Wertmaßstäbe suchen, die keine Wissenschaft festsetzt, die behauptet, aber auch bestritten werden können. Und gerade auf dem Gebiet der christlichen Geschichte sind eben diese Wertmaßstäbe der Gegenstand des Streites. Handelt es sich doch im Christentum um den geschichtlichen Ort, an dem absolute sittliche und religiöse Werte, Ideen und Normen in die Erscheinung treten. Diese Ideen sind die für die Jugend lebens-

Hosted by Google

steigernden Kräfte, die Art ihres Durchbruchs ist sekundär wichtig. Die Geschichtsbetrachtung des Unterrichts kann niemals allein kausal sein, sie ist sicher schon in der Auswahl teleologisch. Das alles darf nach dem heutigen Stand der Geschichtsphilosophie als Gemeinplatz gelten. Eine objektive Geschichte des Christentums ist an sich unmöglich, sie ist für den Unterricht aber auch pädagogisch undiskutabel. Befreit sie nicht einmal den Lehrer von der inneren Stellungnahme, von der Selbstverantwortung, so ist der Historicismus, wie ich diese Methode nennen möchte, für den Schüler geradezu gefährlich, für seine religiöse Entwicklung oft vernichtend. Scheiden die richtunggebenden Ideen und Normen aus der Geschichtsbetrachtung aus, so ist es in der Tat so, wie Nietzsche es beklagt. Der junge Mensch wird durch alle Jahrtausende gepeitscht, das Gefühl der Befremdung immer mehr zu verlieren, über nichts mehr übermäßig erstaunen, endlich alles sich gefallen lassen — das nennt man dann wohl den historischen Sinn, die historische Bildung. Der junge Mensch ist heimatlos geworden und zweifelt an allen Sitten und Begriffen. Jetzt weiß er es, in allen Zeiten war es anders, es kommt nicht darauf an, wie du bist. Und dann der Satz: 'Was man am Christentum lernen kann, daß es unter der Wirkung einer historisierenden Behandlung blasiert und unnatürlich geworden ist, bis endlich eine vollkommen historische, d. h. gerechte Behandlung es in reines Wissen um das Christentum auflöst und dadurch vernichtet, das kann man an allem, was Leben hat, studieren; daß es aufhört zu leben, wenn es zu Ende seziert ist, und schmerzlich und krankhaft lebt, wenn man anfängt, an ihm die historischen Sezierübungen zu machen.' Mit noch größerer Wucht hat Eucken nachgewiesen, daß die geschichtliche Betrachtungsweise eine bis ins Innerste reichende Erschütterung der Religion herbeiführt, daß jede Entscheidung für die Geschichte eine Entscheidung gegen die Religion ist, weil die Geschichte alle geistigen Größen flüssig, alle Wahrheit relativ macht, die Religion aber auf absolute Wahrheit nicht verzichten kann. Der selbe Denker hat aber auch die bedrohliche Gefahr der Geschichte gerade für die Erziehung erkannt. Wir nehmen willig auf, was die Vergangenheit an uns bringt. Solches passive und massenhafte Aufnehmen belastet unser Leben aufs schwerste. Auch kann das Große unmöglich mit der Siegeskraft an uns kommen, die es zu seiner Zeit besaß. Zudem führt die geschichtliche Überlieferung uns grundverschiedene Gedankenmassen und Lebensrichtungen zu. So bleibt das Verschiedenartigste und Widerstreitendste miteinander und durcheinander. 'Demnach liegt die Geschichte auf der Menschheit wie ein Alp, sie raubt uns das eigene Leben und gibt uns ein fremdes.' Ich könnte mit ähnlichen Gedanken Wilh. Herrmann und Theod. Lipps zitieren. Jedenfalls ist Geschichtsunterricht nur fruchtbar, wenn er den geschichtlichen Stoff, um mit Lipps

Hosted by Google

zu reden, aus einem Rezeptiverlebnis zu einem Tätigkeitserlebnis macht, d. h. aber doch nichts anderes, als daß er versucht, an den in der Vergangenheit an großen Persönlichkeiten durchbrechenden Ideen und Idealen persönliches Leben zu entzünden. Und wo religiöse Quellen gelesen werden, da muß die Kunst des Lehrers Einfühlungsmöglichkeiten schaffen, und will er es nicht, so liegt in dem Stoff selbst die Kraft, sei es anziehend oder abstoßend, latente Kräfte in der Jugend zu wecken. Darum ist alles Reden von objektivem Unterricht eine psychologische Naivität. Die Religion, die überhaupt noch eine Macht im geistigen Leben ist, kann nicht in Formen überliefert werden, die die Erschütterungen des inneren Lebens vermeidet, die nun einmal überall da eintreten, wo das Wahrheitsproblem der Religion eine Seele ergreift. Darum ist es auch unmöglich, aus dem Religionsunterricht die Frage nach dem Wahrheitsgehalt der Religion auszuscheiden. Kein noch so objektives Referat kann den Reden Jesu, den Briefen des Paulus, den Bekenntnissen Augustins, den Schriften Luthers den Appell an das innere Leben der Schüler rauben. Ist es aber so, dann muß die Wirkung auf den Schüler vernünftig überlegt und pädagogisch berechnet werden, d. h. also, es muß Unterricht in und nicht über Religion erteilt werden. Und wenn die Wortführer nun doch gleichzeitig kirchlichen Unterricht neben dem Schulunterricht fordern oder doch zulassen, heißt das nicht gerade die jugendliche Seele in der an Verwicklungen reichen Periode des Wachstums verwirren und unsicher machen? heißt es nicht gerade sie vor Entscheidungen zu stellen, für die sie nicht reif ist, wenn die Kirche so, die Schule anders redet? Die Arbeitsteilung zwischen objektivem Unterricht der Schule und Gesinnungsunterricht der Kirche ist unmöglich. Darum ist es denn auch das Bestreben aller praktischen Methodiker von Ruf, den Religionsunterricht als erziehenden Unterricht zu entwickeln.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Hosted by Google

MITTEILUNGEN

Das Jahr 1812 im Spiegel deutscher Prosadichtung

Wir stehen an der Schwelle des Jubeljahres, das die erhebende Gedächtnisfeier des großen Kampfes um die Befreiung Deutschlands und Europas vom Joche Napoleons bringt. Ungezählte bildliche und literarische Darstellungen jener Heldenzeit wie einzelner Ereignisse und Personen daraus suchen bereits das Andenken des Völkerfrühlings aufzufrischen, die Vorstellung der Schlachten und Streiter von 1813 und 1814 neu zu beleben; zahlreiche dürften noch im Laufe der nächsten Monate erscheinen.

Den Schlüssel des gewaltigen Ringens jedoch bildete das Jahr 1812, das 'mit furchtbaren Schriftzügen gigantische Lehren in das Buch der Weltgeschichte' einschrieb (Aus Rellstabs Zueignung seines Romans '1812'). Auf den Eisgefilden Rußlands sproßten mitten im Winter die Blütenglocken, die den anbrechenden Freiheitsmorgen einläuten sollten, 'über den Wüsten von blutgetränkter Asche, über den Schneefeldern voll erstarrter Leichen ging eine große, leuchtende Sonne des Segens allen Völkern auf'. Das Jahr 1812 empfing in seinem Schoße die Bildungskeime der europäischen Staatenverhältnisse von heute.

Den Freiheitskriegen selbst erstanden in Arndt und Rückert, Körner und Schenkendorf, Fouqué und Eichendorff beredte Herolde, die mit flammenden Worten zum Kampfe riefen, die wilden Waffentänze mit Leier und Schwert begleiteten und die errungenen Erfolge durch Jubelhymnen verherrlichten. Der sie heraufführenden Katastrophe von 1812 selbst gedachten die Freiheitsdichter, von kurzen Rückblicken und Hinweisen abgesehen, weniger; sie wurde naturgemäß erst zum Gegenstand dichterischer Bearbeitung, als ihr Ausgang und ihre Bedeutsamkeit für den Sturz der Tyrannei offen zutage lag. Der rückschauenden Muse aber, die nicht unmittelbar Zeuge der großen Ereignisse gewesen, bot sich in deren historischer Überlieferung ein reiches Betätigungsfeld für erzählende Behandlung.

Zwei umfangreiche epische Darstellungen davon haben vornehmlich weitere Verbreitung gefunden und in der deutschen Literaturgeschichte Bürgerrecht erlangt: Ludwig Rellstabs geschichtlicher Roman '1812' und Theodor Fontanes 'Vor dem Sturm, Roman aus dem Winter 1812 auf 13'. Trotz der Ähnlichkeit des Themas und der zur Zeit der Abfassung gleichen Lebensstellung der Verfasser bestehen zwischen beiden Werken doch erhebliche Unterschiede in der Auswahl und Behandlungsweise des Stoffes wie in der Stellungnahme zu den Begebenheiten,

Hosted by Google

Unterschiede, die sich aus der Verschiedenheit der fast ein halbes Jahrhundert auseinanderliegenden Entstehungszeiten wie aus der dichterischen Entwicklung und Eigenart ihrer Autoren erklären.

Unter den kleineren, zumeist für belehrende Unterhaltung von Jugend und Volk bestimmten Schilderungen der welterschütternden Jahreswende 1812 zu 13 hat nur Hans Hoffmanns Erzählung 'Landsturm' Anspruch auf literarhistorische Berücksichtigung; sie wird denn auch bereits in Salzers monumentaler Literaturgeschichte rühmend erwähnt.

Ein weltgeschichtliches Gemälde des grausigen Verhängnisses, das als rächende Nemesis die 'Überhebung des einzelnen gegen die Allmacht der Schickung' heimsuchte, wollte Rellstab in seinem zwei Jahrzehnte später vollendeten Romane geben, 'selbst erbebend vor dem vermessenen Unternehmen'. Den ganzen Feldzug rollte er dazu auf mit seiner Vorbereitung, den Aufmarsch der anfangs getrennten, später vereint marschierenden Truppenmassen, die Erlebnisse des Hauptquartiers und besonders des ihm zugeteilten Reiterregiments polnischer Freiwilliger und ihres heldenhaften Führers Rasinski und seiner Freunde; die Überschreitung des Grenzflusses Niemen, die russischen Scheingefechte bei Smolensk und die blutige Schlacht von Borodino, den Einzug in das verlassene Moskau und dessen Einäscherung; den fluchtartigen Rückzug der bald von Hunger und Kälte entkräfteten Streiter, ihre entsetzlichen Leiden und ihre Dezimierung durch die Keulen ergrimmter Bauern und nachsetzender Kosaken, durch die Eisfluten der hochgehenden Beresina und die Schneegräber endloser Wüsteneien; die Rast der traurigen Heerestrümmer in Wilna und die endliche Ankunft der auch von dort Verjagten auf neutralem, preußischem Boden.

Um dieses Unglück des mehrfach, z. B. beim Einzug in Dresden, beim Betreten des russischen Reiches, im Feuermeer des brennenden Moskau, beim Brückenbau an der Beresina in seiner Feldherrngröße und menschlichen Ohnmacht vorgeführten Kaisers nach Herodoteischer Art zu kennzeichnen als Schickung der rächenden Allmacht, als Strafe für sündhafte Überhebung und Freiheitsberaubung, ist damit das Los einer deutschen Familie innig verbunden, die wegen unverschuldeter Verwicklung in die Flucht eines russischen Unterhändlers, des Grafen Dolgorow, aus den Händen französischer Häscher von Napoleons Agenten verfolgt wird.

Ludwig Rosen aus Dresden ist im April des Jahres 1812 auf der Simplonstraße, ohne es zu wissen und ohne die verkleideten Flüchtlinge zu erkennen, der Retter jenes geworden und hat dabei sein Herz an des Grafen Pflegetochter Bianka verloren. Im Verlauf der Flucht kommt man auseinander, aber Ludwig nicht aus den Augen der Verfolger, die ihn in der Heimat widererkennen und samt den Seinigen zu verderben drohen. Nur durch Eintritt in das polnische Freiwilligenkorps, wozu er sich mit seinem Jugendfreunde Bernhard auf Zureden der unterwegs kennengelernten Offiziere jenes entschließt, und durch eiligen Abgang nach Warschau glückt es ihm noch einmal, der französischen Polizei zu entkommen; und auch Ludwigs edle Schwester Marie muß nach dem durch solche Vorgänge beschleunigten Tode ihrer Mutter


Hosted by Google

dort Schutz bei Gräfin Rasinska, der Schwester des ritterlichen Obristen suchen. Zwischen Warschau und dem Feldlager spinnen sich nun die Fäden der Liebe und Freundschaft, und im Herzen des Zarenreiches naht sich unsern Helden, zunächst als unsichtbarer Schutzgeist, bald als todesmutige Kameradin in allen Fährnissen des Rückzuges die von Ludwig unvergessene Bianka, eigentlich Feodorowna Dolgorow, die erzwungenerweise nun den Namen des Fürsten Ochalskoi trägt, ohne des am Hochzeitsabend Verwundeten und bald Gestorbenen Weib geworden zu sein. Die endliche Vereinigung mit Ludwig und das Widerfinden ihres Bruders sowie dessen Herzensbund mit Marie lohnt den deutschen Geschwisterpaaren die überstandenen Schrecken und Leiden. Ihre Quälgeister aber, die gewissenlosen Häscher Napoleons, finden selbst in einem qualvollen Tode der Sünde verdienten Sold und liefern so im kleinen ein Abbild des rächenden Strafgerichtes, das mit der Vereitelung des ganzen Feldzuges ihren despotischen Gebieter getroffen. Und auch die polnischen Offiziere und Freunde unserer Helden erliegen dem Unglück, Rasinski fällt als letzter bei Leipzig; ihr Untergang wird zum düstern Vorzeichen für ihres Volkes Los, das mit der des Romanes Abfassungszeit eigenen Polensympathie, um nicht zu sagen Polenschwärmerei, erörtert wird. Das Mitgefühl für die unglückliche, ihrer politischen Selbständigkeit beraubten Nation spricht aus den mit Vorliebe gezeichneten polnischen Adelsfiguren, vornehmlich Graf Rasinskis und seiner Schwester, die als Verkörperungen von Ritterlichkeit und Edelsinn erscheinen, während die Frömmigkeit der Rasse in Ladoiska und ihre Flatterhaftigkeit in Graf Jaromir zutage treten.

Diese Hinneigung des Romanciers zum Slawentum erklärt sich als natürliche Folge der gegen den gemeinsamen Feind geschlossenen preußisch-russischen Verbrüderung, die bald vergessen ließ, daß Polen auf seiten des Korsen gestanden. Sie wird aber auch ein Zug des Rellstab erfüllenden Weltbürgertums sein, wie es seit den Tagen der Französischen Revolution immer mehr oder weniger Erbteil liberaler Naturen gewesen ist. Dem Kosmopolitismus gesellt sich noch ein anderer, gleich starker Grundton der Darstellung, die Romantik mit all ihren Eigentümlichkeiten. Romantisch ist die Schilderung großartiger und ungewöhnlicher Landschaften und Naturbilder, romantisch die bunte Heerschau der in der Großen Armee und im Reiche des hl. Iwan begegnenden Völkertypen und Trachten. Doch dies sind mit dem Stoffe selbst gegebene Momente. Darüber hinaus geht der Dichter, wenn er in die Schlösser und Palais russischer Großer geheime Gänge und spukhafte Vorgänge verlegt, wenn er sich der von der Schicksalstragödie her beliebten Mittel der Kinder- und Ringvertauschung und Erbschleicherei bedient und allerhand Zufälligkeiten spielen läßt, anstatt die Tatsachen aus innerer Notwendigkeit hervorgehen zu lassen. Recht äußerlich werden die Ereignisse aneinandergereiht, und wo es sich um seelische Entwicklungen, um die Darlegung von Gemütszuständen handelt, geschieht es weniger mit psychologischem Verständnis als mit ermüdendem Gefühlsprunken. Kurz, die vom Verfasser selbst ersonnene Herzensgeschichte seiner Hauptpersonen ist wenig künstlerisch gestaltet und wird ziemlich

Hosted by Google

dilettantenhaft in der rührseligen Manier der stoffhungrigen Zeit erzählt. Rellstab war eben vorzugsweise das Lesebedürfnis befriedigender Journalist und gehört nicht zu den Größen der Literaturgeschichte. Aber der gewaltige Hintergrund, die grandiose Schilderung der Schlachten und blutgetränkten Schneefelder des russischen Feldzuges, freilich nur geschöpft aus dem großen Memoirenwerk Ségurs 'Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant l'année 1812', hat bleibenden Wert und gibt immer wider ein anschauliches Gemälde jener schauerlichen Katastrophe, das angesichts der Jahrhundertfeier viel gelesen werden dürfte. Seine mit einem Bilde Napoleons und einer Übersichtskarte versehene Neuauflage im Habbelschen Verlage wie die illustrierte von E. H. Bethge bei Beltz in Langensalza kommen diesem Bedürfnis entgegen.

Ganz anders Fontanes 'Vor dem Sturm'. Auch hier steht das denkwürdige Ereignis von 1812 im Vordergrunde, auch hier begegnen Trümmer der stolzen Armee auf ihrem fluchtartigen Rückzuge. Aber nicht der Verlauf des Feldzuges auf russischem Boden, nicht die Erlebnisse von Teilnehmern daran werden dargestellt; hier handelt es sich vielmehr um seine Bedeutsamkeit für Preußens Widergeburt, um die Einwirkung des russischen Strafgerichtes auf unser Vaterland und im besonderen auf dessen Herz, die Mark Brandenburg, und ihre Bewohner. Märkische Junker und Bauern, märkische Bürger und Gelehrte werden auf ihre vaterländische Gesinnung geprüft, in ihrem Verhalten gegenüber den mehr und mehr sich bewahrheitenden Gerüchten von dem Untergange der Napoleonischen Truppen und vom Neutralitätsvertrage General Yorks vorgeführt und kulturgeschichtlich hochbedeutsame Bilder der damaligen Zustände in der Provinz, insonderheit den Kreisen Barnim und Lebus, entworfen.

Der Adel lebt zum Teil noch, wenigstens die ehemaligen Hofschranzen weiland Prinz Henris, wie Tante Amelie, in der traditionellen, französierenden Anschauung der Vergangenheit. Mit der Bewunderung französischer Bildung und Mode ist ihr, aber auch Bürgern à la Feldwebel Klemm, das Staunen vor dem neuen Heros der Franzosen gewachsen, gestiegen bis zum unerschütterlichen Glauben an seine Unbesiegbarkeit; gegen seine Macht sich aufzulehnen, deucht ihnen wahnwitziges Beginnen. Nicht aus gleichem Mangel an nationalem Selbstbewußtsein, sondern unter dem drückenden Zwange aufgenötigter Verträge und Bundesgenossenschaft legt sich der Hof zunächst strengste Zurückhaltung auf und mißbilligt scheinbar den eigenmächtigen Schritt Yorks. Erst als die Erhebung des Volkes allgemein zu werden verspricht und weiteres Zaudern als Schwäche gedeutet wird, verlegt der König seine Residenz nach Breslau und trifft in wichtigen Aufrufen Maßnahmen zur Befreiung seines Volkes von der Knechtschaft. Im Barnimer und Lebuser Landadel dagegen lebt zwar auch die Achtung vor der grande nation, aber daneben hat sich seiner, nach dem Hauptvertreter Berndt von Vitzewitz zu schließen, glühender Haß gegen den Franzosenkaiser bemächtigt, in dem er den gottgezeichneten Urheber alles Übels, den verabscheuenswerten Abgrund aller Bosheit sieht; zu seinem Sturze ist ihm jedes Mittel recht. Dazu hängt er mit zäher

Hosted by Google

Innigkeit an der angestammten Scholle, die der Väter Schweiß aus Sand und Sumpf in fruchtbares Acker- und Weideland umgewandelt hat. Und die der eben aufgehobenen Erbuntertänigkeit noch nicht entwöhnten Bauern gehorchen blindlings ihrem Grundherrn, nur der 'Pfälzer' Kniehase wägt erst gewissenhaft die beschworene Untertanenpflicht ab gegen die Liebe zum eigenen Herde.

So treten Adel und Bauern bei Berndts unermüdlichem Werben zu Landsturmkompagnien zusammen und rüsten sich unter Führung gedienter Edelleute zur Verteidigung ihrer Ortschaften und Höfe wie zur Unschädlichmachung feindlicher Kolonnen. Die Geistlichen der noch nicht zur Landeskirche geeinten reformierten und lutherischen Glaubensgemeinschaften bestärken ihre Gemeinden in der Treue zum Herrscherhause und frohem Kampfeseifer, Pastor Seidentopf, indem er seine Festtagspredigten zu herrlichen patriotischen Kundgebungen ausgestaltet, Kandidat Uhlenhorst in privaten Konventikeln und Hausversammlungen. Und Stadtherrn vom Gericht und Lehramt vereinigen sich mit den Gesinnungsgenossen vom Lande zu einmütigem Handeln; namentlich strömt die studierende Jugend herbei und vertauscht die in literarischen Zirkeln gepflegte Kunst der Musen mit dem rauhen Waffenhandwerk. Denn ernst ist die Zeit. Die Ankunft zerlumpter Franzosenflüchtlinge und Marodeure begleiten Einbrüche und schreckhafte, in Spinnstube und Dorfkrug eifrig kolportierte Zeichen und Spukgeschichten. Die von Berndts edlem Sohne Lewin widerratene Niedermetzelung wehrloser Feinde unterbleibt erfreulicherweise, und der Überfall auf die französische Besatzung Frankfurts mißglückt zwar infolge der russischen Unzuverlässigkeit, aber die geübten Mannschaften stellen einen erwünschten Rückhalt im bald beginnenden Freiheitskriege dar, und die jüngeren von ihnen eilen auf des Königs Ruf unter die Scharen freiwilliger Kämpfer.

Zeit und Menschen der Mark Brandenburg also in dem folgenschweren Winter von 1812 zu 13 werden in Fontanes Roman veranschaulicht, in ihrem Verhalten unter dem Eindruck der großen östlich der Weichsel erfolgten Katastrophe geschildert. Gegenüber der stoffgewaltigen Aufgabe Rellstabs ein engbegrenztes Thema, das gerade in dieser seiner Beschränkung widerum den Meister verrät. Der Milieucharakter seiner kulturgeschichtlich bedeutsamen Darstellung bringt übrigens die Ausspinnung der an sich wenig umfänglichen Handlung in allen ihren Teilen mit sich und bedingt die ausführliche Behandlung von Einzelheiten und scheinbaren Nebensachen, aus der das beabsichtigte Bild von Land und Leuten sich herauszuschälen dem Leser obliegt. Während bei dem älteren Romanschreiber der Stoff, die Begebenheiten alles sind, haben sie hier immer nur für die Zeichnung von Zeit und Menschen Bedeutung. Das setzt eine weit fortgeschrittenere Kunstfertigkeit voraus, als sie der im stofflichen Interesse aufgehenden Erzählungsmanier Rellstabs eignet. Dazu gehörte eben Fontanes tiefgründige Vertrautheit mit den Schauplätzen seiner märkischen Heimat und ihren Bewohnern, dazu die während seiner zweiten fruchtbaren Schaffensperiode in so zahlreichen Gesellschaftserzählungen betätigte Lebens- und Menschen-

Hosted by Google

kenntnis, wegen deren naturwahrer Widergabe er ja auch den Modernen als Führer galt. Der im märkischen Boden festgewurzelte Berichterstatter der preußischen Kriegstaten von 1864, 66 und 70 ist frei vom Kosmopolitismus seines Vorgängers und der darauf fußenden Sympathie für das Polentum; dessen Vertreter Tubal und Kathinka schneiden bei ihm als unbeständig und treulos schlecht ab gegenüber Lewin und Renate, den willensstarken, tatkräftigen Kindern märkischen Adels. An Stelle verschwommenen Weltbürgertums herrscht überall gesundes, nationales Empfinden.

Das ostpreußische Seitenstück zu Fontanes Berndt von Vitzewitz bildet in Hans Hoffmanns Erzählung 'Landsturm' der alte Posthalter und Dünenvogt Arnold Sturmhöfel auf der Kurischen Nehrung. Sein Franzosenhaß entstammt freilich nur persönlichen Kränkungen und der Liebe zur schwer erkämpften Scholle, die er unaufhörlich gegen die verheerende Naturgewalt der Wanderdünen verteidigen muß, während er sich um das Vaterland, um den Staat zunächst gar nicht kümmert. Aus Überdruß und Ekel vor dessen Behörden, besonders vor 'der Gerichte kläglicher Weisheit', durch die ihm nach langwierigem Prozeß mit einem litauischen Nachbar trotz günstigen Ausganges sein Gut in der fruchtbaren Wiesenniederung am östlichen Haffufer verdorben und verleidet war, hat er sich in die Sandwüste der Nehrung zurückgezogen. Im Dorfe Kunzen nahm er unter armseligen Letten und Kuren den Kampf gegen den alten Todfeind, die Düne, wider auf und wurde allmählich der Führer und Herr des abergläubischen und frömmelnden Fischervolkes dreißig Jahre lang. Schon sah er als Erfolg seiner rastlosen Bemühungen die hohe Düne selbst beim wütendsten Sturm ruhig liegen, die jungen, von ihm gepflanzten Kiefern in sichern Reihen stehen und das Ganze durch einen sorgsam gehegten Bannwald 'gegen den ersten Anprall des wilden Seesandes' geschützt; schon träumte er von einem die ganze Nehrung überziehenden Walde, in dessen Schutz Äcker und Gärten ihrer sieben Dörfer den Enkeln seiner Söhne, als Herren der Landzunge, gedeihen würden — sechs besaß er, den siebenten erhoffte er —, da kamen die französischen Horden auch auf die Nehrung und überschwemmten sein Dorf. Die Hufe ihrer Pferde zertraten seine Föhrenschonung, der Wald ging in Flammen auf, die Pflanzung versandete, die Ortschaft ward verschüttet. Und noch Schlimmeres: das Leben seines ältesten Sohnes geriet in höchste Gefahr und wurde nur durch eine Gewissenlosigkeit seinerseits, durch eine Lüge des Schweigens, dem französischen Offizier abgerungen.

Seitdem schloß Sturmhöfel seinen Frieden mit dem Staate und ein festes Bündnis zur Befriedigung seines Hasses, zu gegenseitiger Hilfe. Von seiner neuen, sieben Meilen weiter nördlich gelegenen Ansiedlung sendet er auf die Kunde von der russischen Katastrophe und dem Andrängen der flüchtigen, aber noch wehrhaften Mannschaften Macdonalds seine sechs Söhne zum Bandenkriege aus, zur Einreihung unter die freiwilligen Streiter Ostpreußens, nachdem er ihnen im eisigen Nordwest auf der Dünenhöhe die herben Worte Ernst Moritz Arndts über den Landsturm vorgelesen und daran die eigene Mahnung geknüpft

Hosted by Google

hat, keinen Feind zu schonen. Er selbst gedenkt, daheim etwaige Versprengte niederzumachen und die unselbständigen Fischer dazu anzuführen, da ihr geistlicher Hirte, der junge Pastor Deinhart, dies nicht will. Darum paßt ihm dieser nicht für sein Leben und den Kampf gegen die Düne, nicht als Ersatz für den versagten siebenten Sohn, statt dessen ihm damals Elsbeth geboren wurde. Die Hand der lieblos herangewachsenden und darum an Trotz mit ihm wetteifernden Tochter versagt er jenem, will aber auf Bitten von Deinharts greisem Vater ihm Gelegenheit lassen, zu zeigen, 'was an ihm ist, ob Feiges oder Hartes'. Und die jungen Leute erweisen sich als die edleren Naturen. Elsbeth, die der Vater gern als Opfer für die glückliche Heimkehr seiner heißgeliebten Söhne hingeben möchte, erbarmt sich eines müden Trupps versprengter Franzosen, warnt sie vor dem Betreten des Triebsandes und gewährt den Erschöpften Aufnahme in ihrem Hause, während der Vater einen wehrlosen Kurier des Feindes erbarmungslos niederschießt. Und Deinhart ist entschlossen, von der in Königsberg erlebten Volksbegeisterung mitgerissen, um des Vaterlandes willen auf Liebe und Beruf zu verzichten. Das ruft die unter äußerer Kälte schlummernde leidenschaftliche Liebe seiner gleichgültig gewordenen, herben Braut wach, das nötigt ihrem Vater Hochachtung und Zuneigung für den mutigen Geistlichen, der sich über das morsche Eis des Haffes gewagt, ab; und die Angst um das Leben der ausgesandten Söhne führt den schroffen Posthalter wider ans Herz seines bisher mißachteten siebenten Kindes, das sich aufs neue dem Pastor verlobt. Diese Angst macht den felsenharten Mann weich, daß er von der Erdrosselung der in seine Hand gegebenen Franzosen absieht und sie vor den vom fanatischen 'Wortverkünder' Jenuneit erregten Fischern verteidigt, nach schwerem inneren Kampfe sogar dann noch, als er in ihrem jugendlichen Kapitän jenen verhaßten Richter seines ältesten Sohnes widererkennt, den Elsbeth außer sich auch als Beleidiger ihrer Ehre hinstellt. Ja sogar, als er die entsetzliche Befürchtung vom Untergang ihrer sechs Brüder durch jene verwirklicht sieht, will er sein Versprechen, sie zu schützen, solange er lebt, wenigstens dem Buchstaben nach halten und die Rache mit seinem eigenen Tode besiegeln. Aber die wachgewordene Menschenliebe gewinnt die Oberhand und zwingt ihn im Verein mit einem glücklichen Zufall zur Verzeihung und Schonung der wehrlosen Feinde und damit zur Rettung seiner ihm nun die gefallenen Heldensöhne ganz ersetzenden Tochter.

Eine ergreifende Familientragödie auf dem eindrucksmächtigen Hintergrunde der großen patriotischen Freiheitsbewegung, wie sie im Winter von 1812 zu 13 auch in den entlegensten Strichen unseres Vaterlandes erwachte. Es fehlt der Erzählung gegenüber den vorher besprochenen Romanen ganz die Fülle der Vorgänge, die stoffliche Ausdehnung und Bedeutung. Aber diese Kleinwelt des so engbegrenzten Themas ist mit entzückender Naturwahrheit veranschaulicht in einer Darstellung, die den Pinsel des künstlerisch geschulten Landschafters wie den Forscherblick des Seelenkenners verrät und durch die Harmonie des Innenlebens mit den Naturvorgängen fesselt. 'Mit gewaltiger Plastik

Hosted by Google

stehen die Gestalten vor unsern Augen, . . . und die landschaftlichen Schilderungen sind von hinreißender Schönheit' (Salzer a. a. O.). Das seelische Ringen des im Kampfe mit der Düne felsenhart gewordenen Helden Sturmhöfel und seiner Tochter Elsbeth, das einmal freilich allzurasch von einem Extrem zum andern führt, die Wutausbrüche des rohen Fischervolkes, die todesmüde Flucht der erschöpften Flüchtlinge im wirbelnden Dünensande u. a. m. fügen sich einzig dem landschaftlichen Rahmen der in all ihrer Eigenart geschilderten Kurischen Nehrung ein und erhöhen den Kunstcharakter dieser an die Novellistik Konrad Ferdinand Meyers erinnernden Geschichte, der ergreifendsten, die Hoffmann geschaffen.

Sie bildet eine treffliche, Vaterlandsliebe und Menschlichkeit belebende Lektüre für die weitesten Kreise der Gebildeten wie für die reifere Jugend, der auch die beiden anderen Werke nunmehr erfreulicherweise in genußfähiger Gestalt zugänglich geworden sind: Rellstabs Roman '1812' durch E. H. Bethges dreiteilige Ausgabe in der Sammlung 'Neuer deutscher Jugendbücher', Fontanes 'Vor dem Sturm' durch eine demnächst erscheinende gekürzte Bearbeitung in der Sammlung Cottascher Schulausgaben.

Rybnik. J. G. Wahner.

---

o Schreibers Lehrmittelkatalog, Eßlingen und München 1913, bietet wesentlich auf Volksschulen und Kindergarten zugeschnittne Wandtafeln. In einem Vorwort verbreitet sich der Realschuloberlehrer Friedr. E. Ernst Beyer über 'neuzeitlichen Schulunterricht'. Daraus erfährt man, daß 'die Fundamente des humanistischen Gymnasiums in gegenwärtiger Zeit sich als durchaus unzureichend erwiesen haben'. 'Das alte Gymnasium ruhte auf der Überzeugung, daß von einer irgendwie beträchtlichen Entwicklung der Menschheit nicht mehr die Rede sein könne.'

Ganz neu ist auch die Mitteilung, daß die preußische Schulkonferenz vom November (!) 1890 die Gleichberechtigung (!) der drei neunklassigen Schulen gebracht habe. Leider fehlt nach Herrn Friedrich E. Ernst Beyer den Realanstalten 'eine in sich geschloßne, gefestigte Weltanschauung'! Indessen: 'jeder andern Schule, sofern sie auch dem Leben dienen, es nicht führen soll, wird wohl der gleiche Mangel anhaften'. Bedurfte ein bescheidner Lehrmittelkatalog wirklich einer solchen Einleitung?

---

o Ein neues Handbuch der Kunstwissenschaft unter Mitwirkung einer größeren Zahl von Kunstgelehrten (das Altertum behandelt Ludw. Curtius, die altchristliche und byzantinische Kunst O. Wulff, die mittelalterliche Baukunst Joseph Neuwirth usf.) herausgegeben von Fritz Burger, kündigt an die akad. Verlagsgesellschaft M. Koch, Berlin-Neubabelsberg, vollständig in etwa 90 Lieferungen zu 1,50 ℳ (im Abonnement; sonst 2 ℳ). Hinzutreten methodologische Ergänzungsbände in etwa 45 Lieferungen zu 1,50 ℳ (im Abonnement; sonst 2 ℳ).

---

o Aus dem Inhalt des neusten Heftes (VIII 10) der Zeitschrift für Lehrmittelwesen und pädagogische Literatur unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Schulrat Franz Frisch in Marburg (Steiermark) (Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn, Wien V) heben sich für uns besonders zwei Aufsätze ab: Bodenständige Lehrweise von Prof. Dr. Ludwig Lämmermayr, Leoben (Schluß) und Terrainmodelle von Oberst Emil Letoschek.

---

s Der Oxyrhynchosband von 1913 wird u. a. größere Stücke von Alkaios und Sappho bringen. Man erwirbt sich den Band durch Einsendung von 20,5 ℳ (= 1 £) an *Egypt-Exploration-Fund. Greco-Romain-Branch. 37 Great-Russell-Street.* London WC.

Hosted by Google

ANZEIGEN

---

1) Eduard König, Geschichte der alttestamentlichen Religion, kritisch dargestellt. Gütersloh 1912, C. Bertelsmann. VIII u. 608 S. 8. **7 ℳ, geb. 8 ℳ.**

Gerade auf dem Gebiete der früher mit Vorliebe als 'Alttestamentliche Theologie' bezeichneten Disziplin hat sich in den letzten beiden Jahrzehnten ein Wandel vollzogen. Zunächst einmal in methodischer Hinsicht, indem die früher bevorzugte dogmatisch-systematische Methode durchaus der historischen gewichen ist; man will nicht die einzelnen Lehrsätze zergliedern, sondern vielmehr die Entwicklung zeigen, wie aus primitiven Ansätzen die ein ethisches Gebäude aufbauende legitime Prophetenreligion entstand und sich von da aus Verbindungslinien nach der Lehre Jesu ziehen lassen. Dann aber ist auch hinsichtlich der wissenschaftlichen Erkenntnisse vieles anders geworden; neue Quellen wurden erschlossen, und die vergleichende Religionswissenschaft lehrte das bereits Bekannte unter neuen Gesichtspunkten zu betrachten. Und trotz alledem gibt es noch eine ganze Anzahl Fragen, in deren Beantwortung die Forscher auseinandergehen. Nur durch strengste Befolgung des historischen Prinzips lassen sie sich der richtigen Beurteilung nahebringen, und deshalb betont der Verf. dieses mit äußerster Konsequenz. Seine Darstellung der alttestamentlichen Religion ist ja gerade aus der Erwägung entstanden, daß ihm neuere Arbeiten auf diesem Gebiete die historische Wirklichkeit nicht zu wahren scheinen. Gerade hinsichtlich des Auseinandergehens der israelitischen Religion in die legitime Prophetenreligion und in eine Volksreligion, ferner der patriarchalischen Stufe der legitimen Religion, des Einflusses der Ansiedlung in Kanaan auf die religiöse Entwicklung und noch vieler anderer Fragen muß der historische Gesichtspunkt mehr in den Vordergrund geschoben werden und allein maßgebend sein. Ging nun der Verf. darauf ein, diese Dinge tiefer zu ergründen, so mußten notwendigerweise eine ganze Anzahl widersprechender Behauptungen kritisch geprüft, und ebenso mußten die neuesten Arbeiten über diese Gegenstände herangezogen werden. Nach diesem Programm, welches sich der Verf. stellt, können wir ohne weiteres voraussetzen, daß die zahlreichen schwebenden Fragen dem Leser mit größter Ausführlichkeit unterbreitet werden. Und das Buch bestätigt diese Voraussetzung. Hier werden wir in der Tat in eingehendster Weise mit allem bekannt gemacht, was auf dem Gebiete der Geschichte der alttestamentlichen Religion irgendwie umstritten ist. Und wenn die Resultate, welche Verf. findet, nachdem er das Historische in den Vordergrund gestellt und alle andern Ansichten für und wider

Hosted by Google

abgewogen hat, von dem, was wir bisher davon wußten, abweichen oder uns gar auffallend erscheinen, so werden wir sicher doch anerkennen, daß alles wissenschaftlich wohl begründet ist. Volle Übereinstimmung sämtlicher Forscher wird sich ja wohl niemals erreichen lassen. Sehr zu loben ist, daß die Erörterungen und Auseinandersetzungen mit anders gearteten Ansichten in kleinerem Druck erscheinen, während das nicht oder nur wenig Diskutable in großem Druck widergegeben ist, so daß der Leser sich auf alle Fälle zuerst den Überblick über einen Abschnitt verschaffen kann, bevor er sich mit Einzelfragen abgibt. Sicher wird die Darstellung auf diese Art sehr übersichtlich. Was die Anlage und den Inhalt des Buches betrifft, so schickt der Verf. zunächst eine quellenkritische Vorerörterung voraus, in welcher er sich mit grundlegenden Ansichten über die Geschichtsschreibung und Geschichtsüberlieferung in Israel befaßt und vor allem Wert darauf legt, daß auch über die vormosaische Periode eine Anzahl gut fundierter Erinnerungen lebendig waren, die dann in ältesten Quellenstücken Verarbeitung gefunden haben. Hinsichtlich der Pentateuchkritik heben wir hervor, daß E als die ältere Quelle angesehen wird, welche der Richterzeit angehört, während I nicht über David hinaufdatiert, aber auch nicht viel tiefer herabgesetzt werden könne. Da der Verf. besonders auf sprachlichem Gebiete bei der Scheidung der Quellen einen nicht unerheblichen Anteil aufzuweisen hat, so werden diese Vorerörterungen um so wertvoller und gewichtiger. Den Stoff der gesamten Darstellung scheidet Verf. in zwei große Hauptteile, Ursprung der Religion Israels und Entfaltung der Religion Israels. Im ersten wird zunächst die Zeit des ersten Auftretens der israelitischen Religion behandelt, dann werden die negativen Momente beim Ursprung der legitimen Religion Israels, fragliche Vorstufen der israelitischen Religion und endlich die positiven Fermente und Triebkräfte beim Ursprung der legitimen Religion Israels eingehend untersucht. Schon dieser Teil enthält eine ganze Reihe wichtiger und hochinteressanter Probleme, die in klarster Weise herausgearbeitet werden und zu welchen Stellung genommen wird. Der zweite Hauptteil zerfällt in die Unterabteilungen: Die alttestamentliche Religion auf der Stufe der Patriarchenreligion, die mosaische und altprophetische Stufe der alttestamentlichen Religion, die Entfaltung der alttestamentlichen Religion in der Zeit der Schriftpropheten, die Gestaltung der alttestamentlichen Religion unter der Oberleitung der Schriftgelehrsamkeit. Auch hier gibt es natürlich der Auseinandersetzungen mit anders gearteten Meinungen genug, und von eigener fester Position aus weist der Verf. solche zurück. Manche neu und überraschend erscheinende Ansicht tritt uns dabei entgegen, aber wir haben stets das Gefühl, daß ein Meister des Stoffs zu uns spricht, und daß seine Auffassung sprachlich wie historisch gut belegt ist. Auf Einzelheiten einzugehen, ist im Rahmen dieser Besprechung kaum möglich. Für uns handelt es sich in erster Linie darum, ob diese Darstellung der Geschichte der alttestamentlichen Religion einen Fortschritt bedeutet. Und diese Frage werden wir entschieden bejahen müssen. Wir werden hier mit der Entwicklung der israelitischen Religion in einer so klaren und umfassenden Weise be-


Hosted by Google

kannt gemacht, daß man dieses Werk unbedingt kennen muß, wenn man in den alttestamentlichen Disziplinen auf dem laufenden bleiben will. Da auch der Religionsunterricht an höheren Schulen ein Eingehen auf die wissenschaftlich-kritischen Fragen wenigstens für die Hauptsachen erfordert, so kann diese Geschichte der alttestamentlichen Religion auch ein ausgezeichnetes Rüstzeug und Orientierungsmittel für den Religionslehrer sein.

2) Karl Sell, 'Positive' und 'Moderne'. Ein theologischer Vorschlag zu praktischer Verträglichkeit im landeskirchlichen Protestantismus Deutschlands und Preußens. X u. 120 S. 8. Geh. 2 ℳ. Leipzig, Quelle und Meyer 1912.

Die Schrift hat Aufsehen erregt, sowohl wegen ihrer Offenheit als auch wegen ihrer Mäßigung. Wir wollen sie kurz nach ihren Hauptideen betrachten. Sell geht davon aus, daß die Dogmen der alten einheitlichen Weltanschauung, welche man als die spezifisch christliche ansah und oft noch ansieht, "den Wert objektiv gültiger 'Wahrheit' verloren haben, da sie unsern Begriffen von 'Wirklichkeit' nicht mehr entsprechen". Auch das moderne Denken, das unter Einfluß der Erkenntnistheorie, Religionsgeschichte, Psychologie usw. neue Bahnen eingeschlagen hat, ist für ein tiefes religiöses Denken und Empfinden zu erwarten; nur werden Form und Ausdruck anders sein als im sog. Dogma. Wir können wohl noch hinzufügen, daß sich die Zentralpersönlichkeit Jesu Christi hierin ganz gut eingliedern läßt und es durchaus nicht nötig ist, sich nur auf philosophischem Boden zu bewegen. In einem zweiten Abschnitte, 'Von der zwiefachen Theologie', führt Sell aus, daß nach dem eben Vorgebrachten die Möglichkeit einer doppelten theologischen Anschauung gegeben ist, daß man aber von einer Irrlehre überhaupt nicht reden könne, weil ja nie die Lehre, sondern die persönliche Erfahrung und Betätigung das Grundlegende des Christentums sei, es also gar nicht in einem System von Lehrformeln, dem nur historischer Wert zuerkannt werden dürfe, bestehe; das neuere Christentum sei von gleicher religiös-sittlicher Kraft wie das alte und ihm deshalb gleichwertig. Ein dritter Abschnitt, betitelt "Ein modus vivendi zwischen 'Positiven' und 'Modernen'", führt aus, wie die beiden Arten des 'Religionsverständnisses', der Theologie, sich wohl miteinander vertragen dürfen, da das, was ihnen zugrunde liegt, die Religion, trotz Verschiedenheit des Denkens doch bei beiden den nämlichen Zweck verfolgt, Gott nahe zu sein und ihm zu dienen. Wohl ist der Gottesbegriff, der Offenbarungsbegriff ein verschiedener, wohl wird die Person Jesu anders gewertet; aber Gott, Offenbarung und Einzigartigkeit Jesu werden dabei auf Seite der Modernen nicht ausgeschieden. Deshalb ist ein modus vivendi möglich, der 'die religiösen Kräfte jeder dieser Richtungen in den Dienst des Ganzen stellt'. Man muß auf beiden Seiten lernen, das, was auf der andern Seite unbegreiflich erscheint, zu verstehen und es als berechtigt anzuerkennen; dann wird sich eine wahre Toleranz entwickeln, die dem Ganzen zum Segen sein kann. Im Gottesdienst, denn um den handelt es sich ja vor allem, lasse man die eine Richtung die Heilstatsachen historisch, die

Hosted by Google

andere sie symbolisch deuten, und man betone nicht den Begriff 'Bibel' oder 'Apostolikum', da diese doch ebenfalls eine verschiedene Stellungnahme zulassen. Denn aber müßte auch allen Geistlichen das Schelten auf die andere Richtung verboten sein. Und endlich wären Grenzen einzuhalten, welche den Gehalt an gemeinsamen positiven Wahrheiten einschließen und ohne Verletzung anderer Meinungen nicht überschritten werden können. Sell gibt in diesem Abschnitt in der Tat dankenswerte Fingerzeige, und jeder, der seine Kirche liebt, wird ihm recht geben. In dem letzten Abschnitt endlich, der mit 'Landeskirche, Volkskirche, Christusbild, Toleranz' überschrieben ist, betont Sell, daß es völlig verfehlt ist, den Begriff der 'Kirche' in den Behörden einer Landeskirche verkörpert zu sehen. Was 'Kirche' im Neuen Testament sei, läßt sich nur dann herstellen, wenn man nicht die vorgeschriebene Lehre betont, sondern die Massen zum Evangelium führt, einerlei in welcher Form die Verkündigung erfolgt. So war es in der Jugendzeit der 'Kirche'; denn damals gab es Richtungen, die der heutigen positiven und modernen gleichen wie ein Ei dem andern, und sie wirkten ohne Unterschied für den Bau des Gottesreiches. Den Kernpunkt aller Verkündigung wird immer die Persönlichkeit Jesu bilden, dessen Bild sich allerdings verschieden widerspiegeln kann, je nachdem sich der einzelne sein Ideal an ihm aufbaut. Wo man in dieser Weise die Form der Verkündigung frei läßt, da kann natürlich eine Ordinationsverpflichtung auf eine bestimmte Lehre nicht getroffen werden; anderseits aber wird dies schließlich zur religiösen Toleranz führen müssen.

Diese Andeutungen lassen erkennen, daß Sell sein Thema mit inniger Liebe zur Kirche behandelt. Möge sein Buch von recht vielen Suchenden gelesen werden.

Mülhausen i. E. E. Herr.

---

1) G. Fittbogen, Die Probleme des protestantischen Religionsunterrichts an höheren Lehranstalten. Leipzig und Berlin 1912, B. G. Teubner. XII u. 240 S. 8. 3,20 *M*, in Leinw. geb. 3,80 *M*.

Der erste Hauptteil führt den Titel 'Grundsätzliche Darlegung' und beweist mit schlagenden Argumenten, daß der Katechismusunterricht, der seinen Dienst getan hat, unserer Zeit nicht mehr entspricht und aus der Schule zu entfernen ist. Ebenso gerechtfertigt ist die Forderung, die Confessio Augustana aus dem Unterricht auszuschließen und nur Stellen, die praktischen Lebenswert enthalten, auswendig lernen zu lassen. Auch das Kapitel von der Auswahl und Behandlung des Stoffes zeigt ein feines Gefühl für die Bedürfnisse unserer Jugend, wenn es z. B. heißt, daß es weniger auf die Lektüre der bestimmten Abschnitte als auf die dahinterstehenden Menschen ankommt (S. 51), wenn auf die Notwendigkeit hingewiesen wird, 'die religiösen Anschauungen unserer wichtigsten Dichter und Denker in die kirchengeschichtliche Darstellung einzugliedern' (S. 75), und wenn zwei schwerwiegende Gründe 'gegen eine offizielle Benutzung' der Quellenbücher angeführt werden (S. 77). Der eigentümliche Charakter des Buches tritt besonders bei den Darlegungen hervor, die ausführen, wie man sich nicht bei einer historisch-stofflichen


Hosted by Google

Behandlung beruhigen soll, sondern sich den Zugang zur Innenwelt der Schüler öffnen muß. Im Anschluß an Joh. Müller und Fr. W. Förster sucht der Verfasser zu zeigen, wie die religiösen und sittlichen Gedanken der Vergangenheit 'vergegenwärtigt und verdeutscht' werden können. Von echt religiöser Wahrheitsliebe des Verfassers zeugt der Abschnitt über Sagen und Wunder. Die Wissenschaft lehrt, daß die Erzählungen der Genesis Sagen sind, und als solche sind sie zu behandeln. Über die Art und Weise der Darbietung werden naturgemäß manche anderer Meinung sein, doch ist auch hier anzuerkennen, daß Fittbogen ein tiefes ästhetisches Empfinden für die in den alttestamentlichen Sagen liegende Poesie hat. Das Wunder wird grundsätzlich geleugnet und gezeigt, daß so der Religion am besten gedient wird. Den Schluß des ersten Hauptteiles bilden recht beherzigenswerte Bemerkungen über das Verhältnis von Lehrer und Schüler. — Der zweite Hauptteil führt einzelne besonders schwierige Fragen des Religionsunterrichtes genauer aus und erläutert sie teilweise durch Beispiele. — Auch das Urteil über die Schulandachten, denen der kurze dritte Teil gewidmet ist, bekundet den Psychologen, wenn der Verfasser fordert, daß der Lehrer als Mensch zu Menschen spreche und die Andachten nicht zu Moralpauken benutze.

Das frisch und temperamentvoll geschriebene Buch, dessen Verfasser mit der neueren pädagogischen Literatur wohl vertraut ist und die Probleme vorurteilslos, ruhig und scharf anfaßt und mit einleuchtenden Gründen seine Urteile verteidigt, sei den Fachgenossen warm empfohlen!

2) F. Zange, Zeugnisse der Kirchengeschichte. Lese- und Lehrbuch für den kirchengeschichtlichen Unterricht an höheren Schulen. Gütersloh 1912, C. Bertelsmann. VIII u. 496 S. und 8 S. Abbildungen. gr. 8. in Leinw. geb. 2,50 ℳ.

Der erste Hauptteil, den Kampf des Christentums um seine Existenz und die Entstehung der 'katholischen' Kirche enthaltend, gibt Zeugnisse aus Reden, Briefen, Schriften usw. über die Christenverfolgungen, den literarischen Kampf mit dem Heidentum und die inneren Kämpfe. Die phantastischen Spekulationen der Gnostiker und ebenso die ausführliche Darstellung der christologischen Streitigkeiten im zweiten Hauptteile gehören nicht in ein Schulbuch. Der dritte Hauptteil beschäftigt sich mit dem griechisch-römischen Christentum über den Trümmern des römischen Reiches bei den Germanen, der vierte mit dem Evangelium bei den Germanen. Es entspricht durchaus den Forderungen unserer Zeit, wenn ein Paragraph den wirtschaftlichen und sozialen Nöten der Gegenwart gewidmet ist, und wenn A. Krupp, E. Abbe und A. Stöcker in ihrer hervorragenden sozialpolitischen Bedeutung gewürdigt werden, wie auch die treffenden Bemerkungen über das Priestertum aller Gläubigen (S. 479) recht beherzigenswert sind. Den Schluß des Buches bilden eine Zeittafel und einige Bildbeigaben zur Veranschaulichung der Hauptepochen der Kirchenbaukunst.

Das äußerst sorgfältige und mit tiefer Sachkenntnis und Fleiß geschriebene Buch, in dem Lehr- und Lesebuch geschickt vereinigt sind, wird wegen der großen Fülle an Stoff besonders dem Lehrer gute

Hosted by Google

Dienste leisten. Da im Unterricht der Reichtum des Gebotenen bei weitem nicht verarbeitet werden kann, rechnet der Verfasser damit, daß die Schüler, vom Unterricht angeregt, sich durch private Lektüre an den 'Lebenszeugnissen der Großen der Kirchengeschichte' erwärmen 'und sie auch später noch behufs Widerauffrischung, Vergewisserung, Stärkung gelegentlich wider einsehen'.

Görlitz. A. Bienwald.

W. Golther, Die deutsche Dichtung im Mittelalter 800—1500. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung 1912. 602 S. Brosch. 6,75 ℳ.

Die Darstellung der älteren deutschen Literaturgeschichte stand bisher noch immer unter dem Zeichen der Romantik, die Spuren ihrer Heimat konnte sie nicht verleugnen. Ein eigentümliches Zauberlicht blieb über die ganze Epoche gebreitet und blendete immer wider den klaren Blick des Forschers. Doch allmählich lernte man nüchterner sehen, man fand, was man finden mußte, ein langsames, mühsames Sichemporarbeiten der deutschen Dichtung an fremdem Vorbild. In manchen Fällen gab es Kämpfe, die mehr mit der Leidenschaft des Gemüts als mit der klaren Logik des Verstandes geführt wurden. Nationaler Eifer trat geschäftig auf den Plan und suchte die deutsche Originalität manches Lieblingsstückes zu retten. Im allgemeinen sind die Zeiten ruhiger geworden. Unermüdliche Einzelforschung hat allmählich sich durchgesetzt. Golthers Buch gibt einen trefflichen Überblick dafür. In langen wohlgeordneten Entwicklungsreihen ziehen die Denkmäler der älteren deutschen Literatur an uns vorüber; was die Wissenschaft zu ihrem Verständnis bisher beigetragen, wird in anspruchsloser Darstellung verwertet, mit gewissenhafter Sorgfalt die oft weitgehende Abhängigkeit der Dichter festgestellt, veraltete Vorurteile behutsam beiseite geschoben, jede Effektmalerei vermieden; manchmal könnte man fast glauben, der Verf. drückte absichtlich eine bisher gefeierte Größe etwas herab und erhöhte die Niedrigen. Doch das mag subjektive Empfindung sein. Die Zuverlässigkeit des Buches gewinnt dadurch nur. 'Eine bequeme und willkommene Übersicht und Zusammenfassung dem Studierenden zu bieten', das war ja, wie uns das Vorwort verrät, eine der Absichten des Verfassers. Ich meine, sie ist ihm gut gelungen.

Aber freilich ein Kompendium ist noch keine Literaturgeschichte. Die gewählte Reihenordnung schafft noch lange keinen Organismus. Hier blieb der Verf. noch zu sehr in den alten Formen stecken. Und eigentlich sollte es doch wohl nicht schwer fallen, aus dem von ihm zusammengetragenen Material die Konsequenzen auch für den Aufbau zu ziehen, den eine künftige Literaturgeschichte der deutschen Frühzeit verlangt. Wenn allerorten in Inhalt und Technik und Form uns der Einfluß einer fremden, nichtdeutschen Kulturwelt begegnet, so ist diese selbst erst zu charakterisieren. Die ältere deutsche Literatur ist eine Erbin der Antike. — Ich bin mir der notwendigen Einschränkungen dieses Grundsatzes bewußt, aber ich sehe nicht, wie seine Gültigkeit dadurch beseitigt würde. — Im Gegensatz zur bisherigen romantischen Auffassung kann dieses Grundgesetz nicht stark genug

Hosted by Google

betont werden. Der gewaltige und allseitige Einfluß der alten Kulturwelt beherrscht trotz aller vereinzelten nationalen Ansätze die gesamte Entwicklung, und das ist maßgebend. Golther hebt selbst hervor, wie auch das deutsche Epos diesem Gesetze sich fügt. Man mag über die Ausdehnung des heimischen Spielmannsepos mit ihm rechten, auch ich wäre geneigt, ihm auf Grund seines eigenen Materials zu widersprechen, aber das große literarische Epos, ob es sich volkstümlich nennt oder nicht, ist gestaltet unter fremdem Einfluß. Es gibt nationale Ansätze zum Drama, Golther hätte sie wohl stärker unterstreichen sollen, aber die Entwicklung der dramatischen Dichtung wird beherrscht durch das lateinische, liturgische Drama. Heimische Lyrik können und sollen wir postulieren, aber die Lyrik, die wir sehen, ist lateinisch und französisch beeinflußt. Selbst im Volkslied, wo wir die Ausdehnung dieser fremdländischen Einwirkung noch gar nicht übersehen. Die uns so urwüchsig anmutende bürgerliche Anekdoten- und Schwankliteratur läßt sich Schritt für Schritt aus der kirchlichen Beispielsammlung entwickeln. Dann aber genügt es nicht, wenn hier und da dieser lateinischen Literatur ein kurzer Abschnitt gegönnt wird. Wir müssen den Riesenstrom verfolgen können, müssen verstehen lernen, wie die hellenistische Literatur ins Abendland dringt, wie Motive aus Kallimachos, Theokrit, aus dem alexandrinischen Roman ins Abendland kommen, wie sie nach Deutschland gelangen. Wir dürfen nicht bloß eiligen Fußes vorübergleiten an dem merkwürdigen Wideraufleben des Terenz. Vergil, dessen Motive und dessen Verse uns allenthalben noch begegnen, nicht bloß bei dem Sanktgaller Ekkehard, muß in seinem charakteristischen Fortleben verfolgt werden. Und dann, ich eile über die andern alle hinweg, wir müssen die kirchliche Literatur schon ein ganz Stück begleiten. Die Kunstgeschichte hat das längst eingesehen, die Literaturgeschichte noch lange nicht genug. Die Riesensammlung der Hymnen der alten Kirche liegt erst zu kurze Zeit vor, als daß eine erhebliche Ausschöpfung schon möglich gewesen wäre. Die Tropendichtung zeigt merkwürdige Parallelen zu gleichzeitigen Literaturbewegungen. Kurz, hier ist ein einheitliches Stück Leben, aus dem immer erneut der nationalen Dichtung große Ströme zufließen. Wesentlich kirchlichen Ursprungs ist sogar das Hinüberschwanken des Schwergewichts nach dem französischen Westen. Auch hier muß uns eine lebendige Einheit gegenübertreten, wenn wir verstehen sollen, wie mit einem Male in Lyrik und Epos der französische Einfluß sich geltend macht.

Ich hätte solche oder eine ähnliche Gliederung dem Goltherschen Werke gewünscht, und ich bin überzeugt, es wäre damit nicht nur seinen eigenen Prinzipien treuer gewesen, es hätte auch an lebendigem Aufbau gewonnen. Die ermüdende Menge unbedeutender Werke, die uns doch nicht erspart bleiben können, wäre wohl bei solcher Gruppierung einer gewissen Einförmigkeit beraubt. Golther wünscht 'auch den Laien zu den Schätzen der altdeutschen Dichtung heranzuführen'. Ich fürchte fast, der Mehrzahl hat er sein Buch nicht mundgerecht genug gemacht. Gewiß hat er den gesamten gelehrten Apparat entfernt, über schwebende Streitfragen den Leser mit milder Schonung hinweggeleitet, so daß nur

Hosted by Google

der Kundige merkt, was hinter den Zeilen steckt. Ein gefälliger Stil macht auch schwierigere Fragen leichter verdaulich. Freilich, ob die vielfachen Zitate aus L. Uhland und Vilmar wirklich erforderlich waren, läßt sich billig bezweifeln. Die Stilwirkung wird durch solche Kontraststücke ganz erheblich geschädigt. Auch die vielen hübschen Stellen, die aus Volksliedern und geistlichen Liedern zitiert werden, scheinen mir entbehrlich. Bilderbuch-Literaturgeschichten haben wir bereits mehr denn zuviel. Mag der Laie, der solches sucht, dorthin sich wenden. Golthers Buch hat doch einen strengeren, ernsteren Charakter, und in dem liegt seine Stärke. Man kann sich seiner Führung durch dies reiche und umstrittene Material getrost vertrauen. Kleine Fragezeigen wird jeder einmal sich machen, aber hier ist gleichmäßige, sorgfältige Arbeit. Nur zum Schluß kam mir das Wort des sanktgallischen Schreibers in den Sinn: libro completo saltat scriptor pede laeto. Da scheint mir einzelnes allzu kurz abgefertigt. Der 'Ackermann aus Böhmen' — wenn er überhaupt noch in diese Periode gehörte — verdiente wohl mehr als seine sechs Zeilen, und 'Till Eulenspiegel' hat sich mit einer Seite begnügen müssen, während den Merseburger Zaubersprüchen, über deren Literaturbedeutung man verschiedener Meinung sein kann, zu Anfang noch drei Seiten bewilligt waren. Doch ich sehe, hier sind mildernde Umstände zuzugestehen. Und so will ich darüber nicht mit dem Verfasser rechten.

Charlottenburg. H. Anz.

Friedrich Hebbels Gesammelte Werke nebst den Tagebüchern und einer Auswahl der Briefe, herausgegeben von Paul Bornstein. München u. Leipzig bei Georg Müller. Erster Band: Wesselburen. 8. XXVII u. 386 S. Zweiter Band: Hamburg-Heidelberg. 8. XV u. 379 S. Geh. je 5 ℳ, Halbl. 8 ℳ.

Nachdem vor kurzem R. M. Werner eine historisch-kritische Ausgabe der Werke Hebbels in zwölf Bänden hat erscheinen lassen, folgt hier eine solche, bei der das chronologische Prinzip angewandt wird. Wenn uns diese Anordnung besonders auch bei den Gedichten, die wir sonst nach ihrer Art und Gattung zusammen zu sehen gewohnt sind, etwas fremdartig anmutet, so läßt sich doch auch manches dafür sagen. Der Herausgeber geht von der gewiß berechtigten Meinung aus, daß diese Einordnung der Hebbelschen Dichtungen bei der eigenartigen Entwicklung ihres Schöpfers ganz besonders geeignet sei, über das Kunstwerk hinaus bis zu seiner Persönlichkeit vorzudringen. Und eben 'diese menschlich-künstlerische Gesamterscheinung Hebbel mit möglichst scharfer Betonung der Richtlinien aus ihren eigensten Elementen aufzubauen, sie vor dem geistigen Blick des Lesers aus ihrer Zeit und gegen sie allmählich gleichsam herauswachsen zu lassen', diese interessante Aufgabe hat sich Bornstein vornehmlich gestellt, und man hat den Eindruck, daß er mit Klugheit und Geschick daran gegangen ist, sie zu lösen. Der erste Band enthält die sämtlichen Jugendwerke bis 1835, vieles, was hier zum ersten Male ans Licht tritt, Gedichte und Erzählungen, dann eine Reihe von Briefen, nicht nur von Hebbel, sondern auch an Hebbel (be-


Hosted by Google

sonders von Amalie Schoppe). Zum Schluß auf etwa 50 Seiten Anmerkungen sachlich erläuternder und literarhistorischer Art.

Der zweite Band, der die erste Hamburger und die Heidelberger Zeit behandelt, bringt an der Spitze jeder Abteilung das betreffende Stück der hier anhebenden und für die Kenntnis des Dichters so wertvollen Tagebücher, daran anschließend Gedichte, kritische Arbeiten, Novellen, Briefe und schließlich wider inhaltreiche Anmerkungen. Über die Auswahl der Jugendwerke werden nicht alle mit dem Herausgeber einig sein; es lag für ihn wohl nahe, manches aufzunehmen, was andern entbehrlich erscheint. Jedenfalls sind wir ihm dankbar, daß er nicht alle 'Schnitzel und Schreibtischabfälle' gebracht hat. Die Ausstattung dieser auf 16 Bände berechneten Säkularausgabe ist eine gediegene; die Zahl der beigegebenen Faksimilierungen und Illustrationen wird bei den folgenden Bänden hoffentlich größer sein. Wer Hebbel gründlich kennen und — darf man wohl hinzusetzen — lieben lernen will, dem ist diese Ausgabe mit bestem Gewissen zu empfehlen.

Münster i. W. Franz Hölscher.

Richard M. Meyer, Nietzsche. Sein Leben und seine Werke. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung 1913. 702 S. geb. 10 ℳ.

Friedrich Nietzsche, der vielumstrittene Philosoph und Altertumsfreund, hat in dem bekannten Literarhistoriker Richard Meyer einen gut unterrichteten und liebenswürdigen Biographen gefunden. Sein Buch bildet eine treffliche Einführung in das Verständnis des merkwürdigen Mannes und ist wohl geeignet, die Vorurteile zu zerstreuen, die noch immer gar manchen abhalten, sich ernstlich mit Nietzsche zu beschäftigen. Es ist leider wahr, daß Nietzsche von vielen, die sonst besonnen und vorsichtig zu urteilen pflegen, vorschnell verdammt und unrichtig interpretiert worden ist, woran er freilich selber mitschuldig ist, da er eine besondere Vorliebe für schroffe und paradoxe Formulierung seiner Anschauungen hatte. Aber wir brauchen uns nur an den paradoxen Ironiker Sokrates zu erinnern (mit dem sich übrigens Nietzsche sein Leben lang aufs eingehendste, ja leidenschaftlichste beschäftigt und auseinandergesetzt hat), und an die ungerechten Urteile seiner Feinde und Richter, so werden wir mit vorsichtiger Interpretationskunst uns bemühen, den eigentlichen Sinn der überraschenden Aussprüche und Schlagworte Nietzsches (also z. B. Übermensch, blonde Bestie, Jenseits von Gut und Böse, Umwertung aller Werte) zu eruieren. Es ist kein Zweifel, und auch Meyer bestätigt es, daß Nietzsche sich wie Sokrates als eine Art philosophischer Bremse empfand, die seinen trägen Zeitgenossen aufgesetzt sei, um sie zu reizen und aufzustacheln. Wenn Sokrates für einen Nihilisten und Jugendverderber gehalten werden konnte, obwohl er einer der positivsten und idealsten Pädagogen aller Zeiten war, ergibt eine sorgfältige Prüfung vielleicht, daß auch Nietzsche trotz seiner anscheinend sophistischen und anarchistischen Lehren ein positiver und aufbauender Geist war.

Meyer legt das Hauptgewicht darauf, die Fäden bloßzulegen, die Nietzsche mit den hauptsächlichen Kulturströmungen und führenden


Hosted by Google

Persönlichkeiten der letzten Jahrhunderte verbinden. Er will ihn einordnen in den Zusammenhang des neueuropäischen Geisteslebens. Diesem Zwecke sind die vier ersten Kapitel seines Buches: 'Die große Wegscheidung', 'Typische Erlebnisse', 'Verwandte Naturen', 'Der Zeitpunkt' gewidmet. Der Verfasser entwickelt eine reiche Gelehrsamkeit und eine bemerkenswerte (schon bei seiner 'Literaturgeschichte' hervorgetretene) Fähigkeit, geistige Erscheinungen durch schematisierende Vergleiche verständlicher zu machen. Er zeigt, wie in Nietzsche die beiden Hauptrichtungen: Aufklärung und Romantik (S. 8ff.) sich zu vereinigen streben, analysiert dann die psychologischen Voraussetzungen des Pessimismus und Optimismus im 19. Jahrhundert (das 'Mißverhältnis zwischen Traum und Erfahrung', S. 47, ruft die 'große Enttäuschung' und das Streben nach deren Überwindung hervor, was bei den Philosophen und Künstlern des 19. Jahrunderts im einzelnen verfolgt wird), bespricht einige 'Vorläufer' Nietzsches, S. 80ff., darunter Heinse, Hölderlin, Emerson, Stirner, W. Jordan, Flaubert, Lagarde, Dühring u. a. und kommt dann auf Wagner und Hebbel als die charakteristischsten Vertreter der Stimmung, welche in Nietzsches Jugend die vorherrschende war. Nunmehr wird das 'Leben' erzählt (S. 105—176), das 'Studium' verfolgt (S. 177—207) und die 'Persönlichkeit' geschildert (S. 208—214). Wir erhalten ein sehr sympathisches (m. E. allerdings zu sehr harmonisiertes und geglättetes) Bild von dem Menschen und Forscher Nietzsche, von seinen Schicksalen, seinen Lehrern und Freunden und erfahren einiges über seine Krankheit und seine 'Willensstärke', was m. E. nicht ganz zutreffend und vor allem nicht ausreichend ist. Meyer folgt hier, wie auch an anderen Stellen seines Werkes, allzu vertrauensvoll der Schwester Nietzsches, und unterschätzt infolgedessen den pathologischen Einschlag in Nietzsches Natur und Leistungen ganz bedeutend. Man kann ein aufrichtiger Verehrer Nietzsches sein uud trotzdem zugeben, daß seine Psyche von Anfang an 'pathologische Züge, neben Zügen von Stärke und Größe' zeigt (vgl. mein Büchlein: 'Nietzsche als Moralist und Schriftsteller', Jena 1906, S. 104).

Darauf folgt eine eingehende Besprechung der einzelnen Werke Nietzsches (S. 215—627), der wir an dieser Stelle nicht im einzelnen nachgehen können. Nur auf die Würdigung der philologischen Arbeiten sei kurz hingewiesen. Daß Nietzsche kein ganz schlechter Philologe war, beweist nicht nur die hohe Schätzung seines Lehrers Ritschl, auf dessen Empfehlung der 24jährige Student, ohne noch promoviert zu haben, als Professor nach Basel berufen wurde (1869), nicht nur die Anerkennung, die ihm der Freund Erwin Rohde (der nachweisbar durch Nietzsche die Anregung zu mancher hervorragenden Arbeit erhalten hat) und andere maßgebende Beurteiler, zuletzt noch der Herausgeber Nietzschischer Philologica, O. Crusius, gezollt haben, sondern die Sammlung der Arbeiten selber, die in der großen Ausgabe des Nietzsche-Archivs enthalten ist. Auch ein anregender und pflichteifriger Schullehrer war Nietzsche (nach Baseler Sitte unterrichtete er zugleich an den Oberklassen des Gymnasiums), wie eine Anzahl dankbarer Schüler noch heute bezeugen, darunter z. B. Rudolf Burckhardt, der den Philo-

Hosted by Google

logen durch seine Arbeiten über antike Biologie bekannt ist. Indessen liegt Nietzsches Bedeutung für die Altertumswissenschaft nicht so sehr in seinen philologischen Einzelleistungen, auch nicht in seiner Lehrtätigkeit, als in seiner allgemeinen Stellungnahme zum Altertum. In einer Zeit, wo von den verschiedensten Seiten und mit einem einer besseren Sache würdigen Eifer das Altertum als 'überlebt' und 'überwunden' verlästert und in die Ecke gedrängt wird, hat Nietzsche, der wandlungsreiche und revolutionäre 'Antiphilologe', unentwegt am Altertum festgehalten, hat unermüdlich auf den ewigen Wert der antiken Kultur und Literatur hingewiesen und hat durch seine originelle Betrachtungsweise viele antike Erscheinungen in ein neues Licht gerückt. Mag man seine Anschauungen im einzelnen nun billigen oder nicht, mag man vor ihm als vor einem 'Romantiker' (Diels) warnen und sich hinsichtlich des Tragödienproblems, des Begriffes des 'Dionysischen', der Beurteilung der griechischen Philosophie und vieler anderen Einzelprobleme durchaus ablehnend gegen seine Theorien verhalten, mag man sich auch an manchen schroffen Äußerungen über das Unterrichtswesen und den Wissenschaftsbetrieb (vgl. die unvollendete Abhandlung: 'Wir Philologen' Bd. X der Werke S. 343ff.) stoßen, — das eine große Verdienst kann niemand ihm abstreiten, daß er die Liebe zur Antike gerade in den Kreisen befestigt und ganz neu erweckt hat, die für überlieferte Autoritäten und Ideale sonst nicht viel übrig haben. Man kann ganz deutlich bemerken, daß fast überall, wo sich heute ein lebendigeres Interesse für das Griechentum und in gewissen Grenzen auch für das Römertum regt, Nietzsches Einfluß sich direkt oder indirekt geltend macht. Ihm verdanken wir, daß man in unserem Vaterlande wider an den 'Humanismus' zu glauben beginnt, der außerhalb der Philologen- und Pädagogenwelt gar sehr an Kredit verloren hatte.

Das philosophische Hauptwerk Nietzsches ('Der Wille zur Macht'), das leider ein Torso geblieben ist, wird von Meyer m. E. zu kurz abgetan. Meyer verrät hier (ohne daß ich dies an dieser Stelle näher begründen kann), daß die Philosophie, speziell die Religionsphilosophie nicht sein Hauptarbeitsgebiet ist und daß er die nachgelassenen Handschriften Nietzsches nicht genügend aus eigener Erfahrung kennt. Er verläßt sich, wie schon oben erwähnt, zu sehr auf die Angaben des Nietzsche-Archivs, und er sucht die philosophische Bedeutung der fragmentarischen Gedankenmassen nicht immer an der rechten Stelle. Indessen soll das kein Vorwurf sein; denn die letzten Lebensjahre oder vielmehr Schaffensjahre Nietzsches bergen für den Biographen mancherlei Schwierigkeiten, deren Beseitigung aus verschiedenen Gründen zurzeit noch nicht möglich ist.

Zum Schluß handelt Meyer über Nietzsches 'Gedichte' und 'Briefe'; erstere stellt er wohl zu hoch, wie er auch dem 'Zarathustra' merkwürdigerweise den Rang eines großen epischen Kunstwerkes zuerkennt, während das Werk doch wohl nur ein großes Predigt- und Weisheitsbuch ist mit einer nicht durchweg glücklichen poetischen Einkleidung; letztere wertet er wohl richtig, wenn er bei aller Anerkennung für ihre sachliche und persönliche Bedeutung doch feststellt, daß Nietzsche

Hosted by Google

kein guter Briefschreiber war. In der Tat war Nietzsche eine zu wenig gesellige und naiv-künstlerische Natur, um es in der Briefkunst zu der Meisterschaft eines Goethe, Cicero und anderer Briefheroen zu bringen.

Solln bei München. August Horneffer.

J. Hopf u. K. Paulsiek, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Abteilung für Tertia u. Untersekunda in drei Bänden, neu bearbeitet von W. Scheel, 36. vermehrte Auflage. Berlin 1913, Mittler u. Sohn; XXIV u. 362 S.; XXV u. 302 S.; XXVI u. 324 S. geb. je 2,20 ℳ.

Während die einbändige, von Kinzel veranstaltete Ausgabe des deutschen Lesebuchs von Hopf und Paulsiek für die Mittelstufe auch noch weiterhin erscheinen soll, gibt Scheel, der schon 1903 ein Lesebuch für die Unterstufe zusammengestellt hat, hier eine Neubearbeitung in drei Bänden heraus. Die Worte Paulsens: 'Ehrfurcht vor der Vergangenheit, Mut zur Zukunft!' hat er sich zum Leitsatz gewählt. Er war von dem Bestreben geleitet, das einstige Lesebuch in seinem wesentlichen Grundriß und Aufbau zu erhalten, zugleich aber neben altererbtem und altbewährtem Gut wertvolles Neue zu geben. Demgemäß treten den Schülern jetzt auch Dichter wie Mörike und Storm, K. F. Meyer und Liliencron nahe; besonders aber werden die Tertianer wohl von den kraftvollen, farbenprächtigen Balladen Münchhausens gepackt werden. Gerade im Anschluß an dieses Lesebuch kann die Vorschrift der Lehrpläne, bei der Behandlung der Literatur des 19. Jahrhunderts auf der Oberstufe an die Lesebücher der Mittelklassen anzuknüpfen, leicht erfüllt werden. — Bei der Auswahl der Prosastücke mußte manches Veraltete ausgeschieden werden, und es galt, dafür moderne, wirklich gute Prosa zu bieten. So bekommen die Schüler nun Stücke von Marcks, Dietrich Schäfer und Friedjung zu lesen. Auch von den Kämpfen in Südwest, von unserer Flotte und von unsern Kolonien hören sie; ebenso erfahren sie von moderner Technik, von Luftschiffahrt und vom Unterseeboot und aus dem Leben von Männern wie Krupp und Borsig. Manches lyrische Gedicht und auch manches Stück wissenschaftlicher Prosa ist wohl für die Altersstufe etwas hoch gegriffen, allein der Stoff ist sehr reichlich bemessen, so daß der Lehrer viel Auswahl hat und auch manches übergehen und den reiferen Schülern zu eigener Lektüre überlassen kann. Jedenfalls ist dieser neue Hopf u. Paulsiek durchaus dazu geeignet, ein wirkliches Lesebuch der Jugend zu werden, was ja von solchen Schulbüchern nicht immer gilt; denn hier findet auch ihr gesunder Stoffhunger, ihr Verlangen nach Spannung und ihre Sehnsucht nach dem Leben Befriedigung. Alles in allem: eine Sammlung, die sich würdig den Bestrebungen der letzten Jahre anreiht, mehr Freude in die Schule zu bringen.

Charlottenburg. R. Wessely.


Hosted by Google

Hermann Usener, Kleine Schriften. Erster Band: Arbeiten zur griechischen Philosophie und Rhetorik. Grammatische und textkritische Beiträge. 400 S. Leipzig und Berlin 1912, B. G. Teubner. Preis 12 ℳ, geb. 14 ℳ.

Mit wehmütiger Freude habe ich es übernommen, für diese Zeitschrift die auf vier Bände berechnete Gesamtausgabe von Useners Kleinen Schriften zu besprechen, von der hier der erste, von K. Fuhr trefflich besorgte, 21 Nummern umfassende Band vorliegt; was die Kleinen Schriften des unvergeßlichen Mannes für die philologische Welt bedeuten, hat Radermacher in dem Vorwort gut charakterisiert: 'in der Gesamtheit seiner kleinen Schriften tritt Usener vielleicht am imponierendsten in die Erscheinung', und diese Opuscula mit ihrem erstaunlichen Reichtum von kraftvoller Vielseitigkeit der alle Probleme lebendig umfassenden und tiefgründig bearbeitenden Forschung können in der Tat dazu beitragen, daß die Einheit der Altertumswissenschaft gewahrt bleibt — ein dringender Wunsch muß aber gleich zu dem ersten Bande dieses Usenerschen Nachlasses geäußert werden: wohl steigt allen denen, die das Glück hatten, die Schüler des gewaltigen Denkers und schier unvergleichlichen Lehrers gewesen zu sein, beim Lesen dieser Sammlung der Schriften mit eindrucksvoller Klarheit das Bild des väterlich-freundlichen Führers und des vorbildlichen Forschers empor, der auf jeden, der seinem Geistesflug zu folgen wußte, geradezu hinreißend gewirkt hat, aber wie gern sähen auch die, für die diese Sammlung ein lebendiges Wideraufsteigen der mächtigsten Eindrücke ihrer Studienzeit bedeutet, zu den Schriften Useners das Bild der inneren und äußeren Verhältnisse hinzugefügt, unter denen sie entstanden und rastlos weiter bearbeitet worden sind! Wie gerne sähe wohl erst recht der weiteste Kreis der Leser, den man dieser Sammlung wünschen muß, dem mächtigen Eindruck, den schon diese Schriften ausüben, noch hinzugefügt den Eindruck, den das Lebensbild dieses wirklich großen Mannes ausüben muß, der bis zum letzten Atemzuge trotz allem, was er schon geworden, ein immer höher strebender Werdender war! Für die Herausgeber der vorliegenden Sammlung darf natürlich kein Vorwurf darin gesehen werden, wenn der eben geäußerte Wunsch das Erscheinen des ersten Ertrages ihrer höchst dankenswerten Bemühungen begleitet, aber der Wunsch richtet sich an sie mit an erster Stelle: es muß sie ja verlangen, den von ihnen herausgegebenen Nachlaß mit dem Untergrund auszustatten, den wir oben bezeichnet haben, und so sind sie wohl die Berufensten, einzutreten in die schmerzlichst empfundene Lücke, die Albrecht Dieterichs früher Tod für das Fortleben Useners hat entstehen lassen — möchten sie nicht säumen, ehe es zu spät ist, den Briefwechsel Useners zu sammeln und mit seiner Herausgabe ein biographisches Denkmal des Mannes zu verbinden, der wie kaum ein zweiter Vertreter der Altertumswissenschaft als Persönlichkeit erfaßt und als Persönlichkeit zum Vorbild genommen sein will!

Auf die einzelnen, mit Zusätzen aus Useners Handexemplar versehenen Abhandlungen diesmal näher einzugehen, scheint mir weder nötig noch angebracht; erwähnt sei nur, daß sie in zeitlicher Abfolge von den Quaestiones Anaximeneae des Jahres 1856 bis zu der Miszelle

Hosted by Google

de Stobaei loco vom Jahre 1900 reichen, daß unter Nr. XXI fünf Rezensionen aus der Zeit von 1859 bis 1894 zusammengefaßt sind und daß fünf von O. Nowak angefertigte Register die schöne Gabe abschließen, der die weiteren Bände hoffentlich recht bald folgen werden.

Frankfurt a. M. Julius Ziehen.

Catulli, Tibulli, Propertii carmina a M. Hauptio recognita. Editio septima ab Joh. Vahleno curata et a R. Helmio edita. Lipsiae 1912 apud S. Hirzelium. 371 S. 12. 2,80 ℳ.

Zum letztenmal erscheint die zierliche Ausgabe des Hauptschen Catull, Tibull, Properz von Vahlens Hand verbessert, während dieser selbst schon längst im Grabe ruht. Nur acht Jahre liegen zwischen der letzten und vorletzten Auflage; Vahlen schrieb mir in seiner Bescheidenheit, er wundere sich, woher die starke Nachfrage nach dieser Ausgabe komme. Uns erscheint sie begreiflich; wurde doch in ihr immer gleichsam das Fazit der Kritik dieser Dichter in den letzten Jahren von dem Meister gezogen. Auch diese Auflage, von Helm, seinem Schüler, aus dem Nachlaß sorgfältig herausgegeben, zeigt den jetzigen Stand der Kritik. Deutlich tritt namentlich der Einfluß der trefflichen Catullausgabe von Friedrich und der Properzausgabe von Phillimore zutage; im Tibull ist nur wenig geändert.

Und was sich an neuen Lesarten findet, das beruht nicht auf Konjektur; der Text schließt sich immer mehr an die beste Überlieferung an, im Catull an O, im Properz an N. Dazu kommen Verbesserungen der Interpunktion, in der Vahlen ein Meister war, und der Orthographie. Überall wird jetzt in der Zusammensetzung vor p in geschrieben (inpulerit, inpiorum), außer impotentia Cat. 4, 18, was wohl nicht Absicht ist; überall ist est von dem voraufgehenden Worte getrennt (Catullo est, visum est), außer malest Cat. 38, 1 u. 2; certest 62, 8; überall werden die Komposita von iacere mit ii geschrieben (abiicere, iniicivus); vgl. Friedrich Cat. 419.

Ich gebe im folgenden alle Änderungen im Text des Catull, von Tibull und Properz nur die wichtigeren. Verbesserung der Interpunktion findet sich im Catull 1, 9; patrone ist jetzt in Kommata eingeschlossen, wodurch der Sinn der Lesart, die von Fröhner herstammt, tuo, patrone, verbo, schärfer hervortritt. 4, 21 steht jetzt hinter pedem ein Komma; 14, 15 hinter dierum ein Punkt; 17, 7 hinter risus ein Kolon; 23, 4 nach possunt ein Komma; 51, 13 nach est ein Punkt; 64, 295 hinter poena ein Komma; 66, 29 am Ende ein Kolon. Im Tibull ist II 5, 87 Palilia in Kommata gesetzt, wie II 6, 15 tua tela. Im Properz ist II 11, 30 crimen amoris in Kommata eingeschlossen; II, 27, 3 steht hinter et ein Komma. Dagegen ist Catull 17, 1 das Komma hinter longo getilgt; 15 s. steht der Satz nicht mehr in Klammern (Friedrich); 29, 21 fehlt das Fragezeichen hinter foretis; 36, 9 steht pessima nicht mehr in Anführungsstrichen; 66, 68 ist das Komma hinter nobis getilgt, bei Properz I 4, 24 das Komma zwischen qualis und ubique.

Die Orthographie ist nach den Handschriften vielfach geändert. Cat. 25, 2 ist aus den mss. die Form oricilla aufgenommen; 52, 3


Hosted by Google

perierat; 61, 134 Talasio (Friedrich); 209 vult (warum?); 64, 274 increbescunt. Bei Tibull steht jetzt fast überall tunc statt tum; Properz II 1 30 Ptolemaeei; 26, 10 u. 28, 20 Leucothoe mit N; III 11, 35 arena. Fast überall geht mit N der acc. plur. auf es ans (ommes, labentes) statt auf is. Aber warum nicht auch Cat. 64, 35 Pthiotica? 221 u. 229 Erectheum? 291 Phaetontis? Warum nicht 44, 13 gravido (Friedrich 219), wie überliefert ist und wie L. Müller Lucil. S. 261 schrieb, während Marx II 286 gravedo vorzog. Wenn auch v. 19 sich die Form gravedinem findet, ist doch gravido beizubehalten (Friedr. 220f.); die beiden aufeinander folgenden i (gravidinem) hätten einen Mißklang ergeben. — Warum ferner nicht bei Properz II 34, 31 u. III 1, 1 Philitas und III 3, 52 Philitea mit N? und IV 6, 3 Philiteis nach Philippeis in N?

Im Catull ist überall außer 71, 1 die alte Dativform quoi aufgegeben. 1, 1, wo früher in O alle quoi lasen, soll jetzt nach Ellis cui stehen. Zum mindesten sollte 17, 14 nach der Überlieferung cui iocum quoi beibehalten werden, wie 71, 1 wegen des handschriftlichen si quo. Quoi hat sich nach dem Zeugnis Quintilians bis in die Kaiserzeit erhalten; es findet sich häufig auf Inschriften aus der Zeit des Catull und aus späterer Zeit, so stets in der lex Iulia municipalis vom J. 75 v. Chr. und der lex über die Säkularspiele vom J. 17 (Dessau 2, 282; Neue-Wagener 2, 453f.; Lindsay S. 512). Auch finden sich beide Formen nebeneinander auf der selben Inschrift. Derartiges Schwanken der Orthographie in Inschriften ist eine gewöhnliche Erscheinung; die von Friedrich Cat. 220 gesammelten Beispiele ließen sich leicht vermehren, z. B. aus dem monumentum Ancyranum.

Mehrfach ist bei Catull, offenbar unter dem Einfluß von Friedrich, der Überlieferung entsprechend Hiatus zugelassen; so 27, 4 ebria acina; 66, 48 Chalybum omne; 99, 8 abstersti omnibus. Die handschriftliche Überlieferung ist aufgenommen 29, 13 diffututa. V. 23 s. liest Vahlen mit den mss. eone nomine urbis opulentissimae, socer generque, perdidistis omnia? Schon im ind. lect. aest. 1894 p. 15 hatte er orbis omnia verbunden, womit man Hor. c. II 1, 23 cuncta terrarum vergleichen könnte. Aber diese Verbindung ist von Friedrich Cat. 174 aus sprachlichen Gründen zurückgewiesen worden. Dazu kommt, daß Vergil cat. 3, 6 den Vers socer generque, perdidistis omnia allein zitiert, was auch gegen eine Verbindung von urbis mit omnia spricht.

61, 77 liest Vahlen jetzt adest mit den Hdschr. Hinter v. 78 und 81 sind Lücken angenommen; 64, 320 jetzt haec; 66, 43 oris, 53 nutantibus mit V, 83 colitis mit O; 68, 148 notat; 75, 1 huc; 76, 18 ipsa in morte; 100, 6 perfecta exigitur unica amicitia nach V. — 77, 4 gibt er seine Vermutung sic (dafür ei) und 110, 7 nimio auf. 66, 91 liest er mit Lachmann non siris, während er 107, 7 s. die Konjektur Lachmanns wider aufgibt und den Vers als ungeheilt bezeichnet. 29, 20 heißt es nach alter Konjektur (Westphal und Schwabe) nunc Galliae timetur et Britanniae, wogegen schon Riese eingewendet hatte, daß timetur keinen rechten Sinn gibt; denn Mamurra hat ja bereits die Schätze Galliens. — Und eigene Konjekturen Vahlens? Ich habe nur

Hosted by Google

eine bemerkt: 66, 58 Canopitis nach handschriftlichem Canopicis. Übrigens warum hier nicht Graiia statt Graia? überliefert ist gratia; vgl. 10, 30 Gaiius nach gravis der mss. Vielleicht auch mit O Conopitis, wie auch sonst überliefert ist; s. Thes. l. L. Noch manche Änderung hätte man gern gesehen, so 64, 16 s. illa alia atque alia viderunt luce marinas mortales oculi nudato corpore Nymphas, wo das räumliche alia atque alia trefflich dem ἄλλοθεν ἄλλαι des Apoll. Rhod. 4, 928 s. entspricht, dem die Stelle nachgebildet ist, und nur die Trennung der zusammengehörigen Worte illa luce Anstoß erregen könnte. Aber gerade im ersten und fünften Fuß des Hexameters stehen oft zueinander gehörige Worte, so gleich 64, 1 *Peliaco* quondam prognatae *vertice* pinus; ferner 64, 7; 10; 15; 49; 59; 63; 90; 110; 162; 163; 172; 174; 200; 210; 214; 215; 235; 242; 246; 262; 264; 282; 316; 337; 341; 342; 347; 351; 352; 356; 357; 360; 361; 365; 371; 375; 387, allein in diesem Gedicht. Daher darf auch das überlieferte at roseo niveae residebant vertice vittae nicht geändert werden (64, 309). Vahlen liest oben illa, alia atque alia luce, faßt also alia atque alia auch zeitlich.

Im Tibull ist wenig geändert. I 9, 31 hat Vahlen seine eigene Konjektur non ullo zugunsten der Vulgata nullius aufgegeben; 69 liest er isthaec nach Lachmanns istaec. — Im Properz ist endlich die Teilung des zweiten Buches aufgegeben. An vielen Stellen wird die Lesart von N neu aufgenommen, so I 5, 20 domum; 7, 16 quo nolim nostros te violasse deos (nach den Itali mit leichter Änderung von N); 8, 25 Atraciis; 10, 23 ingrata; 11, 3 Thesproti; 18 timetur; 13, 13 rumore malo; 24 iugis; 25 amantes; II 1, 51 sunt; 11, 3 tecum u. a. m.

So sehen wir, zu welchen letzten Ergebnissen Vahlen in seiner Kritik dieser Dichter gelangt war. Aber eins fehlt: er hatte angefangen, die Lesarten der sechsten Auflage in den Sitzungsberichten der Berl. Ak. d. W. in zwei Beiträgen ausführlich zu begründen, die außerordentlich lehrreich waren. Darauf müssen wir nun verzichten.

Druckfehler finden sich fast gar nicht. Tib. II 5, 51 steht to statt te; Cat. 63, 73 muß hinter paenitet ein Punkt stehen; 64, 237 fehlt das Zeichen der direkten Rede; 73, 5 muß das Komma hinter quem weg. Prop. I 11 (p. 215) fehlt am Rande die Zahl 30. Helm hat die neue Auflage mit größter Sorgfalt herausgegeben. Sie ist bei ihm in besten Händen; er wird sie weiter fördern.

Nikolassee bei Berlin. K. P. Schulze.

---

1) Christian Harder, Lateinisches Lesebuch für Gymnasien. Zweiter Teil: Anmerkungen. 1. Abteilung: Bis zur Zeit des Augustus. 2. Abteilung: Die Kaiserzeit. Leipzig 1912, Verlag von G. Freytag. 187 S. 8. geb. je 1,40 *M*.

Am Schlusse unserer Besprechung des 'Lesebuches' selbst S. 53 f. des laufenden Jahrganges dieser Zeitschrift, wo wir das Dargebotene im allgemeinen empfehlen konnten, sagten wir: 'Ein endgültiges Urteil über die Brauchbarkeit des Buches wird sich erst fällen lassen, wenn die in Aussicht gestellten Anmerkungen dazu kommen.' Nachdem nun



auch der Kommentar vorliegt, kann man das Werk, sowohl was die Auswahl der Lesestücke wie die beigegebenen Erläuterungen betrifft, für den Schul- und (meist auch) den Privatgebrauch nur aufs wärmste empfehlen. Die vorgelegten Abschnitte sind zum Teil etwas schwierig; aber die Anmerkungen wissen über die Schwierigkeiten meist hinwegzuhelfen, nicht daß immer gleich eine fertige Übersetzung gegeben wird, sondern oft Fingerzeige, die das Richtige finden lassen. Übersetzungshilfen werden reichlich geboten; manche könnten sogar unnötig erscheinen; z. B. über *velificari* 2, 34, *postliminium* 6, 17, *vitricus* 221, 9 gibt dem Schüler das Wörterbuch sofort Auskunft. Der Verfasser will zwar 'dem Schüler die unfruchtbare Arbeit des Nachschlagens abnehmen'; aber ist diese Arbeit wirklich so unfruchtbar? wir meinen im Gegenteil, der Schüler soll in seinem Wörterbuch recht heimisch werden, die Scheu vor dem Nachschlagen, die Bequemlichkeit überwinden. Wenn der Verfasser anderseits bei Stellen, wo es auf genaue Terminologie ankommt, die dem Anfänger nicht geläufig sein kann (wie bei den Abschnitten aus dem zehnten Buch Quintilians), oft Wort für Wort die Übersetzung gibt, so ist das nur mit Dank anzuerkennen. Geschichtliche, literaturgeschichtliche und antiquarische Bemerkungen sind zahlreich und — namentlich die letzteren — oft ausführlich. Auch sprachliche Besonderheiten werden vermerkt, seltene und veraltete Formen erklärt, der Sprachgebrauch der silbernen Latinität und ähnliches erörtert, kurz alles das Verständnis Fördernde herangezogen. Bei den einzelnen Schriftstellern werden gewöhnlich keine orientierenden Bemerkungen vorausgeschickt, sondern meist im Kommentar erscheinen die nötigen oder wünschenswerten Angaben, gelegentlich auch eine Disposition, und nur selten verlangt man einen Zusatz oder eine Erweiterung. So erscheint das 'Lesebuch', nachdem ihm jetzt diese Hilfen beigegeben sind, als ein empfehlenswertes Unterrichtsmittel, und auch der junge Philologe wird es mit Nutzen zur Hand nehmen, um sich über das weite Gebiet der Literatur zu orientieren, zumal die Zusammenstellung gemäß dem Entwicklungsgange der inneren und äußeren Geschichte des römischen Volkes getroffen ist. Wenn ich trotz meiner Anerkennung noch einige Einzelwünsche zum Ausdruck bringe, so möge der Verfasser daraus entnehmen, daß mich sein Werk von Anfang bis zu Ende gefesselt hat.

Zu S. 13, 2 *opportunitas* = Zweckmäßigkeit (war zu bemerken). — 13, 3 *illa manu* — bleibt unverständlich, da sich *illa* auf das Vorhergehende bezieht, das hier im Buche fehlt. — 14, 30 zu Konsuln ist hinzuzufügen: Prokonsuln. — 15, 24 *successit* unterlief (nicht: lief unter). — 21, 18 *trium temporum momenta* — nicht das Wesentliche, sondern die Bedeutung der drei Zeitabschnitte. — 29, 2 *fraudare* bringen um — ist nicht deutlich. — 41, 9 *locorum inopia* ist nicht zu übersetzen: mangelhafte Beschaffenheit des Terrains, sondern: ungünstiges Gelände. — 43, 38 *latus clavus* Zeichen (richtiger Abzeichen) der Senatoren — war hinzuzufügen 'an der Tunika'. — 67, 8 *damnatos* — muß heißen *damnatus*. — 94, 26 das Auffallende ist nicht, daß *quisquam* überhaupt hier adjektivisch steht, sondern daß es nicht zu einem Substantivum tritt, das eine Person bezeichnet. — 97, 9 *cum sequitur* — war zu erklären:

Hosted by Google

wenn die *laus popularis* (der Beifall der Menge) von selbst kommt. — 116, 3 *facilis victus* ist nicht der einfache Lebensunterhalt, sondern: der leicht zu erwerbende. — 117, 16 *extrema vestigia fecit* bedurfte der Erklärung (vielleicht mit Bezugnahme auf Ov. met. I, 149 f.). — 118, 79 f. *ante impia . . . invencis* bedurfte der Erklärung. — 238, 2 *quibus impensarum ratio constaret* — die beigefügte Übersetzung ist zu ungenau und vermittelt nicht den Sinn der Phrase *ratio constat.* — 238, 23 *unio* 'Perle' gibt das Wörterbuch schon an; statt dessen hätte *unionum conchae* mit 'Perlmutter' widergegeben werden sollen. — 263, 9 *gustaverat* hätte einer Erläuterung bedurft. — 263, 22 *Rectina Tasci* — war hinzuzufügen *'uxor'*.

Ich möchte die Gelegenheit benutzen, auf einige störende Druckversehen noch hinzuweisen, die mir im 'Lesebuch' selbst nachträglich bei erneutem Durchgehen entgegengetreten sind. S. 15 Z. 32 steht fälschlich *eum* st. *cum*, Z. 33 umgekehrt *cum* st. *eum*. — 18, 32 steht *cederint* st. *ceperint.* — 22, 17 *credes* st. *credas.* — 39, 5 *pacit* st. *pacis.* — 43, 38 *labum* st. *latum.* — 148, 26 muß hinter *Philocrates* das Fragezeichen stehen. — 150, 101 war *nunciam* nicht besser zu trennen in *nunc iam*? — 224, 10 stört *Truci daturus* (für *trucidaturus*), denn der Schüler wird zunächst an *trux* denken, das ihm nicht unbekannt ist, und erst nachträglich erkennen, daß der Setzer ihn irregeführt hat. — 242, 13 ist *spatium* zu schreiben. — In den 'Anmerkungen' steht zu 151, 20 *redive* st. *redire*; 229, 24 ist st. *Nov.* zu schreiben *Oct.*

2) Moritz Naechster, König Ödipus. Tragödie von Seneca. In deutscher Nachdichtung, eingeleitet und erklärt. Leipzig 1912, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher). 130 S. kl. 8. 2 ℳ.

Seneca ist zunächst durch die Bestimmungen für die Lyzeen in den Kreis der Schullektüre hineingezogen worden und hat seitdem mehrfach Bearbeitungen für dementsprechende Bedürfnisse erfahren; und wenn bei dieser Empfehlung für Schulzwecke wohl zunächst an die moralischen Briefe an Lucilius gedacht ist, so verdienen doch auch manche Tragödien in Schulen gelesen und über philologische Fachkreise hinaus bekannt zu werden. Insonderheit von letzterem Gesichtspunkte aus hat der Herausgeber des vorliegenden Buches seine Aufgabe betrachtet und eine der ansprechenderen Tragödien für alle humanistisch gebildeten Leser in einer Übersetzung, die zum guten Teile Nachdichtung ist, veröffentlicht, den lateinischen Text aber auf jeder Seite danebengestellt. Den Zweck dieser Ausgabe gibt Verf. auf S. 24 kurz also an: 'Um das Wissen von der Antike wenigstens wachhalten zu helfen, wird diese Übertragung des König Ödipus veröffentlicht, die ursprünglich nur zu eigener Freude entstand.'

In ausführlicher Einleitung — 'Senecas Leben' S. 1—50 — werden die wechselvollen Lebensschicksale des bedeutenden Mannes und seine vielseitige und eingreifende Tätigkeit besprochen. Verf. schätzt ihn sehr hoch ein, doch nicht zu hoch. Als Staatsmann wie als Dichter wird er ja auch von Ranke in seiner Weltgeschichte gewürdigt. Als bezeichnendes Urteil des Verf. mag angeführt werden: 'Man kann wohl

Hosted by Google

sagen, daß sich das platonische Staatsideal zum ersten Male durch Seneca verwirklicht hat' (S. 40); 'seine politischen Programm- und Gelegenheitsschriften haben auf die neuzeitlichen Staatsanschauungen stark eingewirkt', und 'Senecas Tragödien wurden in der Renaissance die Muster für die Dramen aller Völker des erwachenden Europa; . . . er war der Lehrmeister für die Dramatik der Neuzeit' (S. 49). Die Form der Übertragung (in fünffüßigen Verszeilen, die Chöre in wechselnden Rhythmen) ist nicht eigentliche Übersetzung, obwohl man dem Texte des Dichters meist genau folgen kann, sondern Nachdichtung, wobei allerdings die ausführliche, bilderreiche Sprache Senecas mitunter stark gekürzt wird. Immerhin ist in der Übertragung der Dichter gut nachempfunden; und gleiches Nachempfinden in dem Leser zu wecken, darum ist es dem Verfasser vornehmlich zu tun. Hierbei wird Tonmalerei, Stabreim und Schlußreim ansprechend verwandt. Mitunter ist der Ausdruck etwas gesucht und schwer verständlich, z. B. V. 165 'Der Tod zuckt schwer im Flügelschlag' (für *mors omnis explicat alas*), oder V. 764 'Um Furcht und Sorge schäumt mein Herz aufs neu' (für *curas revolvit animus et repetit metus*). Ist mit *ipsos vultus* V. 326 wirklich das Gesicht des Tiresias, nicht vielmehr das des Königs gemeint? es wäre das doch keine müßige Widerholung. Hinter 'legt die Hand in den Schoß' V. 980 gehört ein Ausrufungszeichen, damit die Aufforderung *cedite fatis* verstanden wird. Druckfehler sind stehen geblieben V. 319 *oberavit* (st. *—rr*), V. 843 (der Übersetzung) *Greis* (st. *Ödipus*). Zugrunde gelegt ist der Text von Peiper und Richter, von dem nur an ein paar Stellen unwesentlich abgewichen wird. Die auf S. 128—130 hinzugefügten 'Anmerkungen' sind sehr knapp und rein sachlicher Art, fast ausschließlich die Eigennamen kurz erklärend.

Die Abhandlung über Seneca wie die im ganzen geschmackvolle Übertragung nehmen wir als eine dankenswerte Arbeit entgegen.

Hanau. O. Wackermann.

Ausgewählte Tragödien des Euripides für den Schulgebrauch erklärt von N. Wecklein. Erstes Bändchen: Die Schutzflehenden. B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1912. 8. X u. 72 S. Geh. 1,60 ℳ, in Leinwand 2 ℳ.

Die Schutzflehenden sind das elfte Stück des Euripides, das W. in den Teubnerschen Schulausgaben mit deutschen Anmerkungen erklärt hat. Daß diese Bearbeitungen Beifall gefunden haben, zeigen die Neuauflagen (Hippolytos und Bacchen 2, Iph. Taur. 3, Medea 4 Aufl.). Auch die Bearbeitung der Schutzflehenden wird brauchbar heißen dürfen.

Ich rede zuerst vom Text. Gern hätte man ein Wort darüber gehört, wessen Text wir hier vor uns haben. Ist's Weckleins eigener, etwa der, über den Wilamowitz (Vorrede zur Übersetzung) so wegwerfend spricht? Aber keine Andeutung. Auffallend sind auch die vielen Athetesen und Verdächtigungen. So werden 199, 200 als 'ziemlich überflüssig' bezeichnet, 'die Echtheit von 232—245 kommt in Frage', obwohl sie Markland pulchra et vera nennt, 275, 276 hält wenigstens Wilamowitz für echt, 303, 423—425, 853—856, 903 sind doch wohl zu halten.


Hosted by Google

Mit der szenischen Anordnung bin ich nicht immer zufrieden: 162 ist dem Adrast zugewiesen, gehört aber sicher dem Theseus; 794 läßt W. Theseus und Adrastos dem Leichenzug voranschreiten, Wilamowitz nur Adrastos, 'Theseus mit zahlreichem kriegerischen Gefolge kommt hinterdrein'.

Nicht selten findet W. im Text Anspielungen. Aber die Vermutung von Giles zu 859 war wegzulassen, desgl. die Bemerkung zu 878 'Der Dichter kann an Kleon denken', 894 'kann auf gewisse Eristiker, vielleicht auch auf Lysias hindeuten'; 448 ff. soll eine Reminiszenz aus der Leichenrede des Perikles sein, als ob Euripides nicht von selbst auf den Vergleich der Jugend mit dem Frühling kommen konnte, 479 heißt es zu *ἐλπίς* 'z. B. die Hoffnung der Athener Sizilien sich anzueignen', aber die Schutzflehenden sind ja nach Einleitung p. VII noch vor 418 aufgeführt!

In den Anmerkungen ist manches überflüssig, wie das Scholion zu 104, zu 462 Fragm. 1012, zu 466 die Parallele *Ἀντίαν γνώμην* 198, die Anm. 778 zu *εὖ*. — Für falsch erklärt halte ich 222, ich würde zu *δῶμα θολερόν* höchstens Horaz II 10, 6 obsoleti sordibus tecti heranziehen, 269 *ἔπτηξε* 'flüchtete hilflos', nicht 'flüchtet' (aor. gnom.)? 830 *διασπάσαι* ist nicht zu übersetzen 'möge auseinanderreißen', sondern 'möge entraffen', 840 *εἴασα* nicht 'weg damit', sondern 'ich unterließ', 844 *εἶδον* ist nicht 1 sg., sondern 3 pl., 1218 *ὠνόμαζε . . . πατήρ* 'der den Namen führte' ist mindestens recht ungenau.

Der Erklärung bedürftig sind folgende Stellen: 92 *ἔα*, 94 *ῥυθμὸν κακῶν*, 127 die Verbindung *κόμποι μάτην*, 204 *ὡς γεγωνίσκειν ὄπα*, 327 *κεχρημέναις*, 601 *στράτευμα κριθήσεται*, 788 *ἄγαμον μ' . . κτίσαι*, 808 plur. nach *ὦ πολις*, 822 *ἐξύγη ἐς*, 1004 *ἐς Ἅιδαν καταλύσουσ'*, 1015 *χάριν ὁρμάσω*. Bei 744 *κενοὶ βροτῶν* konnte auf 849 *κενοὶ λόγοι* verwiesen werden.

Liegnitz. Wilh. Gemoll.

Joannis Stobaei Anthologium recensuerunt Curtius Wachsmuth et Otto Hense volumen quintum, Anthologii libri quarti partem alteram ab Ottone Hense editam continens (inneres Titelblatt: Joannis Stobaei Anthologii libri duo posteriores recensuit Otto Hense volumen III) Berlin, Weidmann 1912, XXXVII und S. 677—1157 (also neue Bandzahl, aber alte Seitenzahl). 18 *M*.

Dies ist der letzte Textband der Luxusausgabe des Stobaeus; er entspricht Meinekes Flor. cap. 85—125 (III 137—264, IV 1—142). Ein sechster Band soll Anhänge und Indices bringen. — Für die Editionstechnik hätte Kaibels Athenaeus das Muster abgeben sollen. Aber Hense ediert den Stobaeus so als ob man ihn aufschlüge, nicht um zu erfahren, in welcher Form der Archetypus unserer Stobaeusüberlieferung die Klassikerexzerpte überliefert, sondern um allerhand zusammengestellt zu finden, was zur Kritik und Deutung jener Fragmente helfen kann. Das ist sehr nützlich bei den wenigen Stücken, die außerhalb der Stobaeusausgaben noch keine kritische Behandlung gefunden haben; bei den übrigen ist es, euphemistisch ausgedrückt, Luxus. Wer sich an Hand einiger Exzerpte aus erhaltenen Werken

Hosted by Google

einen Begriff von der Qualität der Stobaeusüberlieferung gemacht hat, lernt aus den zahllosen Konjekturen (und darunter sind viele, die sogar dem Konsens der Stobaeus- und unserer Klassikerhandschriften widersprechen) nichts mehr für das, was hier zur Frage steht. Streicht man dann noch die nicht minder zahllosen Orthographica und ähnliche Nichtigkeiten, so bleibt von dem kritischen Apparat, der jetzt doppelt so lang ist als der Text, vielleicht der zwanzigste Teil übrig. Wer mit dem Raum geizen wollte (und das sollte heutzutage jeder Editor), hätte sogar ohne Schaden bei den längeren Prosaexzerpten aus Plato, Xenophon, Herodot usw. den Text weglassen und sich auf Mitteilung des Umfangs und der Varianten beschränken können. Doch was hilft es, über diese und andere Mängel der praktischen Anlage, für die schon die Titelblätter charakteristisch sind, zu klagen? Seien wir froh und dankbar, daß wir endlich die notwendigen Angaben über die Stobaeusüberlieferung versteckt zwar, aber doch sorgfältig verzeichnet finden.

In der Vorrede wird gelegentlich (XXVIII) über Diphilus fr. 89 Kock (Stob. IV 389 Hense) gehandelt. Die Sache ist wichtig:

ἓν ὀνάριον ἐξ ἀγροῦ μοι καταβαίνει
καθ᾽ ἕκαστον ἐνιαυτὸν ἀγαπητῶς·
φέρει κανοῦν μοι πάντ᾽ ἐνεσκευασμένον
σπονδὴν ὀλὰς ἔλαιον ἰσχάδας μέλι.

Ich habe hinter 2 *ἀγαπητῶς* die Dittographie *ως* gestrichen und die schöne Emendation von Fr. Marx (die Hense hier mitteilt) 3 *φέρει* für *περι* eingesetzt. Es ergeben sich zwei ionische und zwei iambische Trimeter. Daß 1—2 keine Jamben gewesen sein können, hat ebenfalls Marx erkannt; aber seine kretisch-choriambischen Dimeter (*ἓν* bis *ἀγροῦ*, *μοι* bis *ἑκα-*, *στον* bis *ἀγαπή-*, *τως ὡς* bis *μοι*) werden durch die Wortschlüsse widerlegt. Die Verbindung ⏑⏑–⏑ | ⏑⏑–⏓ in Ionikern war bisher nur Arist. Vesp. 315 überliefert *ἀνόνητον ἄρα σ᾽ ὦ θυλάκιόν γ᾽* . . ., und ist dort erst von Wilamowitz, Berl. Sitz.-Ber. 1911, 489[2] anerkannt worden.

Berlin. Paul Maas.

K. Heinemann, Die klassische Dichtung der Griechen. Leipzig 1912, A. Kröner (Taschenausgabe). 237 S. 1,20 ℳ.

Es ist für jeden klassischen Philologen und jeden begeisterten Verehrer des klassischen Altertums sehr erfreulich, daß im Gegensatz zu den Bestrebungen, den Einfluß der Antike auf die Ausbildung unserer Jugend immer mehr zu verringern, gerade in den letzten Jahren diese selbe Antike in Dichtung, Kunst und Wissenschaft wider lebendig wird und ihre uralte Kraft von neuem zu bewähren beginnt. Und besonders erfreulich ist es auch, daß in dem vorliegenden Buche ein nichtzünftiger Altphilologe es unternommen hat, die klassische Dichtung der Griechen für Laien darzustellen und diesen ein 'Führer zu sein durch diese Dichtung und einen bei aller Kürze doch lesbaren Überblick zu geben über das, was jene große Zeit und die klassischen Dichter geschaffen haben'. Dieser Zweck des Verfassers scheint mir in allem Wesentlichen vollkommen erreicht zu sein.

Hosted by Google

In den aus der Natur der Sache sich ergebenden vier Abschnitten behandelt der Verf. I. Das Epos, S. 5—32, II. Die Lyrik, S. 33—85, III. Die Tragödie, S. 86—194, IV. Die Komödie, S. 195—234, worauf ein Namenregister das Buch beschließt. Mit warmer Begeisterung bespricht der Verf. also zunächst die beiden großen Epen Homers, sodann kurz, aber ausführlich genug den epischen Zyklus und danach Hesiod, eingehend darauf die bedeutenderen Lyriker, namentlich Pindar, wobei von den meisten Dichtern längere und kürzere Proben in Übersetzungen und Umdichtungen verschiedener neuerer Übersetzer geboten werden, besonders viele von Alcäus, Sappho, den sog. Anakreontea und Pindar. Nach einer Schilderung der Entstehung der griechischen Tragödie: Bocksgesang—Oratorium—Tondrama—Tragödie, werden die sämtlichen noch vorhandenen Tragödien der drei großen Tragiker nacheinander in der Reihenfolge, wie sie wohl gedichtet sein mögen, besprochen, inhaltlich analysiert und in ihrer Bedeutung charakterisiert, wobei manche Vergleiche mit neueren Dichtungen, namentlich mit solchen Schillers und Goethes, von dem sachkundigen Historiker und Beurteiler deutscher Literatur eingefügt sind; endlich wird in der selben Weise die attische Komödie der klassischen Zeit, besonders natürlich die Werke des Aristophanes behandelt. Auch in diesen Abschnitten werden manche Proben in guten Übersetzungen — soweit möglich von v. Wilamowitz — oder in Umdichtungen gegeben.

Äußerst wohltuend und erfreulich wirkt überall die große Wärme, mit welcher der Verf. für die Dichter und ihre Dichtungen eintritt, und es kann gewiß nicht fehlen, daß diese Begeisterung auch die Leser erwärmt. Allerdings wird der sachkundige Philologe nicht mit allem einverstanden sein, was hier der Verf., der in vielen Fragen natürlich nicht das Ergebnis eigener selbständiger Forschungen bietet, sondern andern Gelehrten als seinen Gewährsmännern folgt, behauptet und darstellt; aber das kann m. E. das sehr günstige Urteil, welches dies Buch verdient, nicht wesentlich beeinträchtigen. So bespricht er Homers Ilias und die Odyssee im ganzen ähnlich wie C. Rothe, z. B. in den Jahresberichten dieser Zeitschrift, als das Werk *eines* Dichters, und nimmt als Heimat Homers die äolische Stadt Smyrna und als seine 'Lebenszeit etwa 850 v. Chr.' an (S. 6); dieser eine Dichter hat freilich (S. 5) 'eine Auswahl früher von anderen gedichteter Einzellieder mit seinem ursprünglichen Plane kunstreich verschmolzen', und (S. 6) 'wenn auch einzelne Änderungen späterer Zeiten erweisbar sind, das Ganze mit seinem Geiste durchdrungen und zu einem einheitlichen Plane gestaltet'. Somit entscheidet sich der Verf. gegen Herder dahin (S. 6), daß Ilias und Odyssee nicht zur Volks-, sondern zur Kunstpoesie gehören: 'Es ist ganz Kunst, und diese Kunst, der man die Gesetze für das Epos aller Zeiten entnommen hat, ist ganz auf Wirkung berechnet. Goethe und Schiller sahen in der Ilias und Odyssee den Anfang aller griechischen Dichtung, wir wissen heute, daß sie am Ende einer großen Kulturepoche und einer Reihe von Dichtungen und Dichtern stehen, von denen freilich nichts als einige Namen erhalten ist.' Es ist natürlich nicht meine Absicht, diese Frage hier näher zu erörtern, das würde ja den dieser

Hosted by Google

Anzeige gesteckten Rahmen weit überschreiten; aber darauf möchte ich doch hinweisen, daß zu diesen Sätzen der Vergleich Homers mit Goethe (S. 18: 'Beide, Homer und Goethe, haben das Höchste und Würdigste erreicht') nicht zu passen scheint, G. steht doch nicht 'am Ende einer großen Kulturepoche und einer Reihe von Dichtungen und Dichtern', und hat doch nicht 'eine Auswahl früher von anderen gedichteter Einzellieder mit seinem ursprünglichen Plane kunstreich verschmolzen'! Daß 'Homer, ganz wie der Dichter des Nibelungenliedes, ein höfischer Dichter war und für den Adel seines Landes gedichtet hat', ist mir, wie bekanntlich anderen auch, sehr zweifelhaft; u. a. scheinen die vielen Gleichnisse und Bilder dem einfachen Leben einfachster Menschen, Landleute usw., dagegen zu sprechen. Unrichtig ist, daß 'Hebe sonst den Göttern den Becher beim Mahle reichte' (S. 9); als solche erscheint sie doch in der Ilias nur IV 2. Unrichtig ist auch, daß dem Telemach in der Versammlung (Odyss. II) der Ithakesier ein Schiff zur Fahrt nach Pylos gewährt wird; das besorgt und verschafft ihm ja nachher (II. 270ff.) Mentor. — In der Darstellung des antiken Theaterwesens heißt es — gewiß unrichtig — (S. 89): 'Ein steinernes Theater mit einer Marmorbühne und steinernen Sitzen . . . erhielt Athen erst, als Sophokles und Euripides über 50 Jahre tot waren'; den Tatsachen mehr entsprechend heißt es S. 194: 'Athen erhielt im Jahre 325 ein steinernes Theater.' Nach dem Zusammenhang auf S. 91 muß es scheinen, als sei schon zu Sophokles' Zeiten der Kothurn der Schauspieler 'ein hochschaftiger Stiefel mit viereckiger Holzsohle und einem $^1/_4$ Meter hohen Untersatz' gewesen; das ist aber nicht der Fall gewesen, s. A. Müller, Das attische Bühnenwesen, 1902, S. 77. — Auch dem, was S. 126 über den 'König Ödipus' gesagt ist: 'Bis in die jüngste Zeit galt der König Ödipus für eine Schicksalstragödie; erst Wilamowitz hat gezeigt, daß die Griechen eine solche Tragödie überhaupt nicht gekannt haben', möchte ich widersprechen. Nicht nur hat z. B. M. H. Vetter schon vor mehr als zwanzig Jahren in zwei Freiberger Programmen dargelegt, daß der König Ödipus keine Schicksalstragödie, sondern ein Charaktergemälde ist, sondern auch in den Einleitungen einzelner Schulausgaben wird das selbe erörtert, von F. W. Schneidewin schon 1851; vgl. auch H. F. Müller, Die Tragödien des Sophokles, 1909, S. 82ff.

Doch ich breche ab; solche Bemerkungen sollen und können auch nicht das oben ausgesprochene günstige Urteil herabdrücken. Für eine neue Auflage, die ich dem Buche baldigst wünsche, möchte ich empfehlen, im Text etwas mehr Absätze zu machen, um dadurch, sowie etwa durch Randnotizen über den Inhalt, die einzelnen Abschnitte besser zu teilen und, z. B. die einzelnen Oden Pindars, deutlicher voneinander abzuheben. Und sodann empfehle ich größere Gleichmäßigkeit in den Formen der Eigennamen, entweder stets lateinisch-deutsch oder griechisch; jedenfalls sollte der selbe Name stets in der selben Form vorkommen. Hier aber steht z. B. S. 8 Hera, S. 9 Here; S. 12 Ilios, S. 14 und öfter Ilion; S. 25 Telegonus und Telegonos gleich nacheinander; S. 39 Archilochus, S. 45 Archilochos; S. 104 Oresteia und Orestie; S. 109 Strophios, S. 110 Strophius; S. 87, 195 und 226 Dionysus, S. 209

Hosted by Google

Dionysos. Gerade auch mit Rücksicht darauf, daß dieses Buch auch für nicht klassisch gebildete Leser bestimmt ist, mache ich auf diese, an sich ja unerhebliche, Sache aufmerksam.

Altona. W. Vollbrecht.

Xenophontis Institutio Cyri recensuit Guilelmus Gemoll, editio maior. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MCMXII. XIV u. 461 S. 8. 3 ℳ, geb. 3,50 ℳ.

Für den Text der Kyropädie, den A. Hug vor dreißig Jahren an Stelle des alten Dindorfschen bot, hatte er zum ersten Male auch den Codex Parisinus 1640 (C) herangezogen. Hug legte Gewicht auf den 'consensus CAG' oder 'CD', der aber im ganzen doch zu wenig in die Erscheinung tritt. Gemoll, dem wir schon eine vortreffliche kritische Ausgabe der Anabasis verdanken, unterscheidet in der Kyropädie drei Klassen von Handschriften, x y z, (denen er auch die neugefundenen Oxyrhynchosfragmente anreiht), zwei, die eine doppelte Rezension darstellen, und eine dritte, die einen aus den beiden andern gemischten, weniger zuverlässigen Text enthält, VIII 6, 10 *ὦ παῖ, ὁ πατήρ* in x statt *ὦ παῖ* oder *ὁ πατήρ*, eine Mischung, die in z seltener, in y ganz selten ist. Die Verschiedenheit der Lesarten hat ihren Grund öfters darin, daß ein Wort zur Erklärung eines andern dienen soll, z. B. *ἀγαθοί* st. *ἐσθλοί*, *ἀθλητής* st. *ἀσκητής* usw. Eine und dieselbe Handschriftengruppe weist aber auch widerum Lesarten auf, denen ohne Zweifel ein Vorrecht zukommt, *τὴν Ἥραν* st. *τὸν Δία*, *ὡγμενον* (*αὐτῷ*) st. *ὥρμησεν*, *ἐνετείλατο* st. *ἐκέλευσεν*. Außerdem kommen noch die Fälle in Betracht, wo offenbar eine Lesart erst aus der andern entstanden ist, *ἔσονται* aus *νέονται*, *οὐδένα ἂν λύσαντα* aus *λήσαντα*. Da sich also zwei Handschriftenklassen in die guten und schlechten Lesarten ungefähr teilen, das Richtige aber an manchen Stellen in der dritten allein erhalten ist, und da willkürliche Änderungen in allen dreien vorkommen, so läßt sich die beste Lesart im allgemeinen nur durch ein, wie Gemoll es offen nennt, subjektiv-eklektisches Verfahren ermitteln. Die Ratio muß den Ausschlag geben (vgl. meine Anzeige der Hugschen Ausgabe, DLZtg. 1884, S. 506).

Was gegen die Hugsche Recensio grundsätzlich zu sagen war, hat Gemoll festgestellt. Der kritische Apparat gibt darüber genaueste Auskunft. Die neue Textgestaltung, wohl begründet und vielfach wesentlich verbessert, ist also mit Dank zu begrüßen. Ansprechend sind auch die Ergänzungen III 2, 1 *ὡς ἂν ἕκαστος ⟨τάχους⟩ δύνηται*, 3, 19 *⟨ὡς⟩ καὶ ὁ πατήρ*, 57 *αὐτί⟨κα⟩*, IV 1, 11 *οὗτοι ὑφ' ἵππων ⟨κι⟩νοῦνται*, 5, 42 *ὅπως ⟨καλῶς⟩ οἰκῆται*, VI 3, 29 *τοὺς ⟨προσωτέρω⟩ προιόντας*, VII 1, 40 *τὸ τῶν Αἰγυπτίων ⟨στῖφος⟩*, VIII 2, 21 *ἀλλὰ ⟨διὰ⟩ τὰ περιττά* und 3, 17 *ἄλλοι ⟨͵ι⟩* wo Hertlein den Zahlbegriff, *τοσοῦτοι* oder *μύριοι*, einsetzen wollte. Das schon erwähnte IV 1, 11 *κινοῦνται*, gewonnen aus *νέονται*, wofür andre Handschriften *ἔσονται* haben, übertrifft die Cobetsche Konjektur *ὀχοῦνται*. Aber der Satz I 6, 1 *ὡς οὐδένα ἂν λήσαντα τὰ τοῦ μεγίστου θεοῦ σημεῖα*, der deutlich an die Mantikpredigt, I 6, 44—46, anklingt, läßt sich durch *ὡς οὐδένα ἀγνοήσαντα*

Hosted by Google

grammatisch und logisch nicht wesentlich verbessern. Anders als potential ist es wohl kaum zu verstehen. II 1, 3 παντὶ τρόπῳ δεῖ τῶν ἀνδρῶν θήγειν πάντως τὸ φρόνημα ändert Gemoll in παντὶ ⟨ἐπι-⟩ τρόπῳ, mit Hinweis auf IV 2, 35, wo von den ἐπίτροποι die Rede ist, die Kyros anstellte. Die einzige Stelle aber bei Xenophon, wo die Konstruktion δεῖ μοι ποιεῖν τι vorkommt, Anab. III 2, 35, ist kein sicheres Beispiel Xenophontischen Stiles (vgl. Rehdantz z. d. St.), παντὶ τρόπῳ also doch wohl eher eine Glosse zu πάντως, wie solche in der Kyropädie noch mehr begegnen. Ob Xenophon II 3, 3 ὅταν — ἐν ἑαυτοῖς ἔχωσιν ⟨γνῶσιν⟩ ὡς — οὐδὲν ἐσόμενον gesagt haben könnte, ist mir zweifelhaft, weil er selbst (VI 2, 8) γνώμην ἔχειν ὡς in solchem Falle gebraucht, und γνῶσις bei ihm überhaupt nicht vorkommt (vgl. G. Sauppe, Lexilogus Xenophonteus u. d. W.). Auch der Unterschied der Bedeutung ist zu beachten.

Interpolationen, nichts Seltenes bei Xenophon, hat auch Gemoll in der Kyropädie noch mehrere herausgefunden: IV 3, 16; 19; 5, 58. V 3, 12. VI 1, 19; 3, 20. VII 2, 23. 5, 20 u. a. Ich halte I 1, 1 ὅσαι τ' αὖ μοναρχίαι, das zwischen der Antithese δημοκρατίαι und ὀλιγαρχίαι steht, auch für unecht, weil es unter den an diesen Gegensatz sich folgerichtig anschließenden Begriff des τυραννεῖν fällt, und weil es sich auch zu Anfang einer Kyrosbiographie sonderbar ausnimmt, ferner III 1, 24 nicht nur καὶ οἱ πλέοντες μὴ ναυαγήσωσι, sondern auch, nach dem Vorgang von Madvig, ἀθύμως διάγουσιν, das den schönen Aufbau des Anakoluthes zerstört, und VI 1, 27 καὶ τὴν μὲν Τρωικὴν διφρείαν — 30 συνηθροισμέναι (vgl. VI 1, 50. 2, 8. 17). Ein müßiger Zusatz ähnlicher Art ist VII 1, 27 τοιαῦτα γὰρ πάσχουσιν ἵπποι ὑπὸ καμήλων. Die Lagerordnung VIII 5, 2—16 gehört jedenfalls nicht zu den οἰκονομικαὶ πράξεις, von denen das letzte Buch handelt[1]).

Schade, daß ein mit solcher Akribie allseitig durchgearbeiteter Text nicht ebenso fehlerfrei zu lesen ist. Abgesehen von Dingen, die mehr die Druckerei angehen, ist der Korrektur doch manches entgangen. I 2, 10 αὐτός τε ρᾷ (st. θηρᾷ) καὶ. 3, 2 Περ(σ)ῶν. 9 οὕτῳ. 5, 4 τελοίοις st. τελείοις. 12 μᾶλλος st. μᾶλλον. 13 θαρρεῖρ st. θαρρεῖν. II 1, 10 μεταπέμπσθαι. 15 ἐμβαίειν. 22 ἀραθόν. 31 ὑπηρέτδς. 2, 10 εὐθεράπε(υ)τοι. 12 ὀνομάφοιντο. 3, 9 κνυται st. δείκνυται. 4, 8 τὸν Ἀσσύροιν. 26 πραγκατεύῃ st. πραγματεύῃ und τεὺς ἄνδρας. III 1, 3 τὸ ὄντα. 4 δ' δὴ st. δ' οἱ. 13 τὰ μὲν δὰ σὴ st. δὴ σὰ. 16 τοι st. σοι. 19 αὕτως st. οὕτως. 23 μόχεσθαι. 24 γὰγ st. γὰρ. 26 παίσματα st. παίσαντα. 28 ὅσηυ. 2, 14 ἤκουσα st. ἤκουσε. 3, 25 ἐπουιοντο st. ἐποιοῦντο. 63 μὲν st. μὴν. IV 3, 13 σπορυῇ st. σπουδῇ. 5, 1 κανὰ st. ἱκανὰ. 21 καὶ ἡ st. ἡ καὶ. 28 αἱ st. οἱ. 6, 5 ὢ st. ὧν. V 3, 21. 33. 4, 5 Γαδάτα (Dat.). VI 1, 15 ἐὰρ st. ἐὰν. 49 σῦν st. σὺν. 2, 4 ἐνινοῶν st. ἐπινοῶν. 3, 3 ἐπορεύοιτο st. ἐπορεύοντο. 4, 2 κινοῦν st. λινοῦν. 3 ἐνέδνε st. ἐνέδυε. 4 ἐδὴ st. ἐπὶ. VII 1, 19 εὐωνόμῳ. 25 καιρὸς. οἶναι st. καιρὸς εἶναι. 32 πεσόντος st. πεσόντες. 43 τοι st. σοι. 2, 11 νομίζοντες st. νομίζοντας.

[1]) Vgl. hierzu Fleckeisens Jahrbücher 1894, S. 718—725.

Hosted by Google

5, 62 ἐκτεμνόμεναι st. ἐκτεμνόμενοι. 83 τὰν κακίαν. VIII 1, 35 ἀπεργάφεται. 42 θαυμάφοντες. 46 ρονήματα. 2, 3 φιλορσύνην. 13 ἀξιολγώτερον. 22 ἐξκαοῦμαι st. ἐξακοῦμαι. 3, 5 δυσμεμέσι. 32 τοῦ st. σοῦ. 7, 3 τῶν ἄρκων st. ἄκρων. 23 αἰδεῖσδε. Mit aller Sorgfalt überwacht ist der Druck des kritischen Apparates. S. 302 Z. 22 muß S. 303 Z. 1 werden. II 1, 2 hat die Erlanger Handschrift πόσον ἄγοιτο (st. ἄγοι τὸ) στράτευμα.

Zum Schlusse noch eine allgemeine Bemerkung. Es ist eine auffallende Eigentümlichkeit des Textes der Kyropädie, daß einem gut angelegten, in sich abgeschlossenen und lesbar geschriebenen Werke von so schlicht ansprechendem Inhalte in allen Handschriften, man möchte sagen vom Tage seines Erscheinens an, soviel kürzere und längere Zusätze anhaften. Der Verfasser schrieb nicht etwa für Gelehrte (die die Kyropädie langweilig nennen mögen), er dachte an die Jugend, an eine Schule, wie die altpersische ἐλευθέρα ἀγορά, an die Erziehung zur Wehrhaftigkeit, zu der Kunst, gehorchen zu lernen, um einst auch befehlen zu können. In der Zeit, als der monarchische Gedanke erstarkte, konnte ein Idealbild aus der persischen Königsgeschichte als Schulbuch an manchen Orten in dem weiteren Bereiche des Hellenismus willkommen sein, zur Einführung in die griechische Sprache, ebenso wie die Anabasis und, namentlich in der Stoa, die Denkwürdigkeiten des Sokrates. In Athen wären die zahlreichen Worterklärungen, wie IV 2, 9 φωτός statt φάους, um nur noch ein Beispiel anzuführen, überflüssig gewesen. Um das Buch, das die ideale persische Politie der Vergangenheit darstellen sollte, recht zeitgemäß zu gestalten, ist in Form von Einzelbemerkungen ein ebenso ideales Bild der persischen Politie der Gegenwart hinzugefügt mit eignem Proömium und Schluß (I 2, 15 f. und VIII 6, 14). Der Herausgeber des Werkes, der dies Parergon verfaßte und den Sturz des Perserreiches erlebte, hat dann in einem Anhange alles, was er zugunsten der persischen Monarchie gesagt hatte, zurückgenommen, um das Buch auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Von ihm, nicht von dem Enkel Xenophons, sind vielleicht auch die gemeingriechischen Glossen[1]).

2) Xenophontis Institutio Cyri recensuit Guilelmus Gemoll, editio minor stereotypa. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MCMXII, XI und 344 S. 8. 0,90 *M* geb. 1,30 *M*.

Der Text der kleineren Ausgabe ist der selbe wie in der größeren. Nur an einer Stelle ist eine Konjektur des Herausgebers aus dem Texte ausgeschlossen und in die Adnotatio critica der größeren Ausgabe verwiesen worden. Auch Inhaltsangaben und Namenverzeichnis sind unverändert gelassen. Zu berichtigen ist II 1, 21 καταμεαθηκέναι in καταμεμαθηκέναι und 26 τὸς τάξεις und ὠφελεῖσθαι. Der Preis ist so niedrig gestellt, daß man die Benutzung der neuen Ausgabe auch

[1]) Vgl. hierzu meinen Aufsatz, 'Xenophons persische Politie', Philologus LX (N. F. XIV), 541 ff., und über die Person des Herausgebers den Aufsatz 'Xenophon und die Stoa', Neue Jahrbücher, Jahrgang 1906, Bd. XVII, S. 673 ff.


Hosted by Google

im Schulunterrichte wohl empfehlen kann. Auch Vorlagen zum Übersetzen aus dem Griechischen ins Deutsche lassen sich vielfach aus der Kyropädie entnehmen.

Jena. K. Lincke.

G. Schneider, Lesebuch aus Aristoteles mit Erläuterungen, für den Schulgebrauch herausgegeben. Wien und Leipzig (F. Tempsky und G. Freytag) 1912. 5 und 83 S. 8. Geb. 1,20 ℳ.

Im Jahre 1906 hat O. Weißenfels eine Auswahl aus Aristoteles und den nachfolgenden Philosophen herausgegeben, in deren Vorrede er bezüglich des Stagiriten sagt: 'Ich habe mich wohl gehütet, aus seiner (Physik oder aus seiner) Metaphysik oder aus der Schrift περὶ ψυχῆς Stücke in diese Auswahl aufzunehmen.' Der Zusammenhang zeigt deutlich, daß er meinte, die Schüler seien den sprachlichen Schwierigkeiten dieser Schriften nicht gewachsen, obwohl er sonst in dieser Hinsicht, wie sein Buch und der Kommentar dazu zeigt, gar nicht ängstlich war. G. Schneider hat in seiner neuen Schulausgabe des Aristoteles auch die genannten Schriften nicht vermeiden wollen, obgleich er (Vorrede S. 4) wenigstens die sachliche Schwierigkeit der von ihm gewählten Abschnitte aus De anima und des siebenten Kapitels der Metaphysik Λ zugibt. Ich muß sagen, um gleich zu Anfang mein einziges Bedenken auszusprechen, daß ich es in einer Zeit, wo die gedruckten Präparationen zu den altüblichen Schulschriftstellern immer mehr sich einbürgern und sogar von Lehrern empfohlen werden, für kaum möglich halte, die berührten Kapitel, die bei Schneider die Überschriften 'Gott' und 'Seele und Geist' tragen, mit den Primanern, wie sie sind, durchzuarbeiten. Gewiß hat der Verfasser auch für diese ihm unentbehrlich erscheinenden Stücke eine vortreffliche Hilfe durch seine klare und ausführliche Einleitung gegeben, in der der Schüler jeden Abschnitt nach seinem Gedankengang in engem Anschluß an den Text dargelegt finden kann, und der darum ständig vor und neben den ausführlichen 'Erläuterungen' benutzt werden soll. Können wir aber eine derartige Arbeit einer Durchschnittsgeneration unserer Tage in Prima tatsächlich zumuten, oder steht es so, daß die genannten Abschnitte nur einer Eliteklasse einmal vorgelegt werden können, die schon bewiesen hat, daß sie den βίος θεωρητικός den Flugzeugen und ähnlichen Dingen vorzieht? Ich möchte glauben, daß das letztere der Fall ist und daß auch dann noch der Schwierigkeiten nicht wenige sein werden. Für De anima 413 α 2ff. kommt noch dazu, daß stellenweise doch auch für den Gelehrten und Kenner des Aristoteles dem Sinne nach nicht alles klar ist. Man vergleiche z. B., was zu der angezogenen Stelle Adolf Busse in seiner Übersetzung der Schrift De anima (Leipzig 1911 bei Meiners) in der Anmerkung 8 auf Seite 102 sagt.

Von diesem Bedenken abgesehen, das ja vielleicht für andere Schulmänner keines ist, bin ich mit allem, was das Schneidersche Buch bietet, durchaus einverstanden, nicht zum mindesten mit dem Satze der Vorrede, daß diese Auswahl aus Aristoteles — neben dem Studium des Platon — dem Schüler dazu helfen kann, sich zu größerer Klarheit über

Hosted by Google

das, was dem Menschen not tut, durchzuarbeiten. Auch die Beziehungen zum christlichen Religionsunterricht, die Sch. gern und geschickt in ein helles Licht rückt, sind mir als Religionslehrer durchaus sympathisch (vgl. z. B. Einleitung S. 15). Ebenso finde ich die Aufnahme der wichtigsten Abschnitte aus *περὶ ποιητικῆς* durchaus berechtigt und verweise gern auf Schneiders schönes, seinerzeit von Chr. Muff warm empfohlenes Buch 'Der Idealismus der Hellenen und seine Bedeutung für den gymnasialen Unterricht, Gera 1906'. Auch Schneiders einst von keinem geringeren als Trendelenburg approbierte Dissertation De causa finali Aristotelea (Berlin 1865) wird dem, der des Verfassers Auffassung der aristotelischen Philosophie tiefer begründet sehen will, noch heute gute Dienste leisten; es sei besonders auf die Seiten 9—12, 15—16, 23—24, 34—36, 38—39, 71—83 verwiesen. Im übrigen ist unser Buch eine Überarbeitung und Erweiterung des zweiten Teiles des Lesebuches aus Platon und Aristoteles, das unser Verfasser in dritter Auflage im Jahre 1911 hat erscheinen lassen und das ich am 1. Juli 1912 in der Wochenschrift für klassische Philologie kurz angezeigt habe. Es enthält folgende Abschnitte: I. Die Stufen der Erkenntnis (aus Metaphysik I), II. Gott (Metaphysik XII), III. Seele und Geist (De anima II und III), IV. Die Tugend (Nikomachische Ethik I, II und X), V. Der Staat (Politik I und IV) und VI. Das Wesen der Tragödie (Poetik). Es folgen auf S. 42 und 43 die Stellen, an denen S. selbständige Änderungen im Text vorgenommen hat — das Recht dazu wird man ihm in einem Schultext wohl oder übel einräumen müssen —, ein Verzeichnis der Eigennamen (S. 44—46) und endlich die Erläuterungen, die die S. 47—83 einehmen, also mit dem Umfange des Textes verglichen, ziemlich reichhaltig sind, was sie aber auch naturgemäß sein müssen: es handelt sich ja um recht schwierige Begriffe und Definitionen! Zum Schluß die üblichen Kleinigkeiten! In dem Eigennamenverzeichnis steht in dem Artikel *Ἀγάθων* das Wort 'später', das keine Beziehung hat. Unter *Εὐριπίδης* wird vom *Κύκλωψ* als dem einzigen erhaltenen Satyrdrama geredet. Hier dürfte sich nun wohl ein Hinweis auf Sophokles' *Ἰχνευταί* empfehlen. Auf Seite 21 Zeile 25 lies *πορρωτάτω* statt *πορροτάτω*.

Das Buch, in dem ein gut Teil einer Lebensarbelt steckt, sei schon deswegen zu einem Versuch empfohlen, weil es zur Belebung des Besten und Schönsten beitragen will und ohne Frage auch kann, was uns von den Alten übermittelt ist, zur Betätigung eines *βίος θεωρητικός*, der der Wissenschaft, dem Idealismus und Gott gewidmet ist: *ὁ δὲτοιοῦτος ἂν εἴη κρείττων βίος ἢ κατ' ἄνθρωπον· οὐ γὰρ ᾗ ἄνθρωπός ἐστιν, οὕτως βιώσεται, ἀλλ' ᾗ θεῖόν τι ἐν αὐτῷ ὑπάρχει.*

Berlin. H. Gillischewski.

---

1) Heinrich Leuthold, Repetitionsbuch zur Weltgeschichte. Gera, Reuß, 1912. Thuringia-Verlag, Franz Walter. 216 S. 8. Geb. 2 *M*.

Entsprechend der Vorschrift der Lehrpläne gibt der Verfasser im vorliegenden 'Repetitionsbuch' einen 'Kanon der einzuprägenden Jahreszahlen', fügt aber im beigegebenen Text ziemlich eingehend den ge-

Hosted by Google

schichtlichen Zusammenhang hinzu. Der Berichterstatter hat widerholt historische Tabellen gesehen, die den vorgeschriebenen Kanon der einzuprägenden Jahreszahlen mit einem so knappen Text, häufig nur mit Namen, darboten, daß dem Schüler oft das rechte Verständnis und der Zusammenhang fehlte, der gerade dem Gedächtnis eine sehr wichtige Stütze ist. Eine Widerholung nach einem so knappen, abgerissenen Kanon der Jahreszahlen wird oft zu einem gedankenlosen Auswendiglernen führen, das zu verwerfen ist. Daher ist der Entschluß des Verfassers, die Widerholung nach dem Kanon der Jahreszahlen durch Herstellung des geschichtlichen Zusammenhanges zu erleichtern und wertvoller zu gestalten, sehr zu billigen.

Es bleibt nun Maß und Art des Dargebotenen zu prüfen. Man darf dem Verfasser auch in seinem Bestreben beistimmen, die Zahlen sehr einzuschränken. Jedoch ist er dabei öfters in seinem auch für die oberen Klassen bestimmten Schulbuche zu weit gegangen. So gibt er für den Peloponnesischen Krieg außer der Zeit der Dauer für den ganzen Krieg und die sizilische Expedition nur die Zahlen 421 und 404 an. Dem ersten Punischen Krieg hat er außer der Zeit der Dauer keine Jahreszahl, dem zweiten Punischen Krieg abgesehen von den Zahlen der Dauer nur 216 und 202 zugestanden. In der preußischen Geschichte, um nur noch dies allein zu erwähnen, hat er beim Siebenjährigen Krieg die Jahreszahlen 1758, 1761 und 1762 und bei den drei Teilungen Polens alle drei Jahreszahlen gestrichen.

Ein besonderer Zug des Buches ist der, daß die Anordnung nach Ländern bevorzugt wird. Es muß zugestanden werden, daß durch die synchronistische Darstellung der Zusammenhang öfters gestört wird. Aber dies trifft doch nur dann zu, wenn die Geschichte von solchen Ländern synchronistisch behandelt wird, die in keiner oder nur in einer sehr geringen historischen Verbindung miteinander gestanden haben. Der Verfasser geht indessen so weit, getrennt zunächst die Geschichte Deutschlands bis 1900, darauf die Geschichte Preußens bis 1888 und schließlich die Geschichte Österreichs bis 1878 zu behandeln. Dabei sind Widerholungen unausbleiblich, und dazu wirken die versuchten Einschränkungen dieser bei dem einen oder anderen Lande geradezu störend. Vgl. z. B. die Ereignisse von 1866 in diesen drei Fällen auf S. 99, 114 u. 115 und 126 u. 127. Dagegen darf man für eine größere Zahl der Staaten bzw. Länder, sowie auch für Abschnitte wie Kreuzzüge, Ritterorden, Preußische Verfassung der kurzen gesonderten Behandlung des Verfassers beistimmen.

Bemerkenswert ist die Erklärung des Verfassers, daß er sich 'bei der Abfassung dieses Werkchens in der Hauptsache an Egelhaaf, Grundzüge der Geschichte angeschlossen' und ferner, daß er 'die sog. Bürgerkunde z. T. wörtlich aus Egelhaaf herübergenommen habe'. Der so weit gehende Anschluß eines historischen Leitfadens an ein besonderes, wenn auch geschätztes Werk dürfte aus verschiedenen Gründen nicht empfehlenswert sein. Der Berichterstatter möchte daher raten, bei einer neuen Auflage, die er dem besprochenen 'Repetitionsbuche' gerne gönnt, von jenem hauptsächlichen Anschluß an ein einzelnes Werk absehen zu wollen.

Hosted by Google

2) Edwin Evers, Brandenburg-Preußische Geschichte bis auf die neueste Zeit. Zweite vielfach umgearbeitete und erweiterte Auflage. Berlin 1912. Winckelmann & Söhne. XVI und 759 S. 8. Brosch. 10 ℳ, eleg. geb. 12 ℳ.

Der Verfasser hebt in der Vorrede seines Werkes unter Verweisung auf die Vorrede zur ersten Auflage folgende Gründe für die Herausgabe einer brandenburg-preußischen statt einer deutschen Geschichte hervor. Der preußische Staat sei Gegenstand mancher Angriffe verschiedenartiger Elemente in Deutschland geworden. Namentlich in Süddeutschland habe man sich berechtigt geglaubt, die staatlichen Einrichtungen Preußens zu bekritteln und verlangt, dies solle sich nach den von dort aus laut gewordenen Besserungsvorschlägen umgestalten. Dazu komme der blinde Haß, mit dem die Sozialdemokratie dies Preußen, den festen Hort staatlicher Autorität und gesellschaftlicher Ordnung, verfolge. Dieser mangelhaften Kenntnis der Geschichte Preußens gelte es daher in erster Linie abzuhelfen. Zweitens weist er auf die hohen Verdienste der Hohenzollern in der verflossenen 500jährigen Periode um die Geschichte Preußens hin, das daher den Hohenzollern den größten Dank schulde. Es sei eine Ehrenpflicht der Geschichtsschreibung, einen Teil dieser Dankesschuld abtragen zu helfen und zugleich unsere preußische Jugend mit dem Gefühle der Dankbarkeit gegen unser Fürstenhaus und mit dem stolzen Bewußtsein zu erfüllen, Preußen zu sein. Diese beiden Gründe des Verfassers bilden lobenswerte Leitsätze für das ganze Buch.

In den Grundsätzen für die Darstellung hat der Verfasser für die zweite Auflage keine Änderung vorgenommen. Er hat an der Hand der bedeutendsten historischen Schriftsteller, aber auch unter selbständiger Benutzung primärer Quellen ein 'größeres Lesebuch für die Jugend und das Haus' verfaßt. In der zweiten Auflage ist die Geschichte bis in die neueste Zeit fortgeführt. Dazu sind die staatlichen Einrichtungen, die Verfassungen Deutschlands und Preußens, die wirtschaftliche und soziale Entwicklung, die religiösen und geistigen Bewegungen mehr berücksichtigt als in der ersten Auflage. Ferner sind in der zweiten Auflage einzelne Porträts durch bessere ersetzt und mehrere Vollbilder zugefügt worden. Überhaupt hat der Verfasser vielfach gebessert. Der Berichterstatter vermag es offen zu bekennen, daß sein Interesse für das vorliegende Buch bei der Lektüre in hohem Maße gestiegen ist. Gerade darum will er hier auch einigen Bemerkungen Ausdruck geben, die sich ihm dabei aufgedrängt haben.

Der Verfasser hat in dem Vorwort zur ersten Auflage erklärt, er habe dieses Buch mit der Absicht begonnen, ein Schulbuch zu schreiben; bei der Arbeit sei aber das Interesse für den Stoff gewachsen und so ein größeres Lesebuch für die Jugend und das Haus entstanden. Diesem Umstande ist es wohl zuzuschreiben, daß das Buch, je weiter es vorschritt, um so ausführlicher wurde. Das letzte Jahrhundert von 1812 bis 1912 umfaßt fast zwei Drittel des Buches, S. 252 bis 734. Im letzten Teil ist manches so ausführlich behandelt, daß dies dem Charakter des Buches nicht mehr entsprechen dürfte. Man vergleiche z. B.

Hosted by Google

die Kämpfe in Südwestafrika gegen die Häuptlinge der Hereros und Hottentotten auf S. 690 bis 716, also auf 25 Seiten, mit der Periode der beiden ersten Schlesischen Kriege vom Oktober 1740 bis Dezember 1745 auf $13^1/_2$ Seiten! — In dem Vorwort zur zweiten Auflage sagt der Verfasser mit Recht, daß in der neuesten Zeit es notwendig geworden ist, auch die Entwicklung Deutschlands so weit darzustellen, als Preußen dabei beteiligt oder davon betroffen war. Das selbe dürfte auch für die Urzustände der Germanen gelten. Der Verfasser schildert aber (S. 3) speziell die Zustände bei den Semnonen, mit denen seine Geschichte der Mark beginnt; so die Kost der Semnonen, ihre körperliche Erziehung, Krieg, Kampf und Schlacht der Semnonen. Diese Schilderung, die aus den Quellen, namentlich aus der Germania des Tacitus stammt, paßt aber nicht nur für die Semnonen allein. Vgl. Tacitus Germ. cap. 27: *Haec in commune de omnium Germanorum origine ac moribus accepimus*. Es dürfte sich wohl empfehlen, mit einer allgemeinen Schilderung der germanischen Sitten und Zustände zu beginnen und diese namentlich an der Hand der Germania des Tacitus noch näher zu beleuchten, als es vom Verfasser geschehen ist. Dazu müßte diesem Abschnitt auch eine kurze Übersicht über Indogermanen, prähistorische Wissenschaft, Stein-, Bronze- und Eisenzeit vorangehen. Davon hört der Primaner im Unterricht der deutschen Geschichte; und was für die germanische Vorzeit allgemein gilt, gilt auch für die Semnonen. (Vgl. z. B. das Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten von Friedrich Neubauer. IV. Teil für Unterprima. Halle a. S. S. 1 und 2.) — In der Darstellung der Erwerbung Pommerns und der Ansprüche auf die schlesischen Herzogtümer Liegnitz, Brieg, Wohlau vermißt man die nötige Klarheit. Auf S. 48 ist richtig erwähnt, daß Brandenburg im Vertrage von Grimnitz 1529 statt der Oberlehnsherrschaft über Pommern die künftige Erbfolge für dies Land erhalten habe. Nach einer kurzen hierauf bezüglichen Bemerkung auf S. 72 steht darauf auf S. 75 folgendes: 'Der endliche Abschluß des Westfälischen Friedens (1648) brachte für Brandenburg einen Zuwachs durch Hinterpommern, die säkularisierten Bistümer Minden und Halberstadt, sowie die Anwartschaft auf das Erzbistum Magdeburg.' Es fehlt hier das säkularisierte Bistum Camin, das nicht zum Herzogtum Pommern gehörte, also besonders aufgeführt werden muß. Dazu bekam der Große Kurfürst 1648 nicht Hinterpommern ohne Einschränkung, sondern nur mit Ausnahme eines Streifens rechts der Oder. Nur nach Zufügung dieses Satzes wird verständlich, was der Verfasser später S. 91 bei der Darstellung des Friedens von St. Germain en Laye 1679 richtig sagt: 'nur ein kleines Gebiet auf dem rechten Ufer der Oder (mit Ausnahme von Damm und Gollnow) fiel an Brandenburg'. Auch dürfte es im Interesse der klaren Übersicht zweckmäßig sein, bei den Erwerbungen von 1648 zuzufügen, daß diese auf Grund der Erbansprüche des Vertrages von Grimnitz 1529 gewährt wurden, dabei aber die Bistümer Halberstadt, Minden und Camin, sowie die Anwartschaft auf das Erzbistum Magdeburg als Entschädigung für die nicht abgetretenen Gebiete Pommerns galten. Man muß berücksichtigen, daß der Verfasser sein Buch ausdrücklich 'für die Jugend und das Haus'

Hosted by Google

geschrieben hat. Nebenbei bemerke ich hier noch, daß der Verfasser unter den Erwerbungen Preußens von Pommern im Vertrage von Stockholm 1720 außer dem Gebiet zwischen Peene und Oder nebst Usedom und Wollin samt den Mündungen der Swine und Divenow auffallenderweise auch das 'Frische Haff' nennt. Soll das nicht das 'Pommersche Haff' sein, wie Ranke (Zwölf Bücher Preußisch. Gesch. 3. u. 4. Bd. S. 30 d. II. Aufl.) es bezeichnet? — Auf S. 50 erwähnt der Verfasser kurz die Erbverbrüderung zwischen Joachim II. und dem Herzoge von Liegnitz, Brieg und Wohlau von 1537 und fügt folgenden Satz hinzu: "Freilich wurde diese Abmachung von Ferdinand I. als König von Böhmen und oberstem Herzog von Schlesien im Jahre 1546 'von rechtsweg nichtig und unkrefftig' erklärt." Ferner berichtet er auf Seite 93, daß zufolge der immer wider erhobenen Ansprüche auf die schlesischen Gebiete Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf dem Großen Kurfürst 1686 gegen einen Verzicht auf dieselben der Schwiebuser Kreis gegeben wurde, und auf Seite 93 und 112, daß Friedrich III. einem früheren geheimen Abkommen mit dem Kaiser gemäß jenen Kreis Schwiebus an diesen zurückgegeben habe. Aus dieser Darstellung würde sich allerdings ergeben, daß Preußen namentlich nach Aufgabe des Schwiebuser Kreises kein Recht mehr auf die schlesischen Herzogtümer besaß, und daß somit auch der Angriff König Friedrichs II. 1740 ganz widerrechtlich war, was wirklich bisweilen irrtümlich behauptet wird und daher eine nähere Darlegung erfordert. Demgegenüber muß erstens hervorgehoben werden, daß schon gegen die durch Ferdinand I. im Jahre 1546 erfolgte Aufhebung des Vertrages von 1537 von Joachim II. Protest erhoben war, weil die böhmischen Könige Wladislaw, Ludwig und Ferdinand als Lehnsherren über Schlesien das Privilegium freier Verfügung über die dortigen Herzogtümer vorher dem Piastenhause bestätigt hatten. Namentlich kommt aber zweitens folgendes Argument in Betracht, das der König Friedrich II. selbst in einer Denkschrift dargelegt hat, die von ihm im Januar 1741 zur Rechtfertigung seines Einrückens in Schlesien seinen Gesandten mitgeteilt und darauf veröffentlicht wurde. Das habsburgische Haus habe die Ansprüche der Hohenzollern auf die schlesischen Herzogtümer selbst dadurch anerkannt, daß es (1686) für diese eine Entschädigung geboten und dafür eine Verzichtleistung auf jene Gebiete empfangen habe. Nachdem jedoch dieses Äquivalent (Kreis Schwiebus) unter dem Kurfürsten Friedrich III. zurückgefordert und von diesem an das Haus Habsburg zurückgegeben worden, seien jene Ansprüche neu aufgelebt. Die genaue Darstellung dieser Ansprüche von 1537 ab befindet sich u. a. bei Grünhagen, Geschichte Schlesiens, 2 Bde. und Schlesien unter Friedrich d. Großen, 2 Bde. und bei Ranke, Zwölf Bücher Preußischer Geschichte 1. und 2. Bd.[1]). —

[1]) Für wie wichtig die brandenburgischen Ansprüche auf die schlesischen Herzogtümer nicht nur in Berlin, sondern auch in Wien gehalten wurden, ersieht man u. a. aus Droysen, Geschichte d. Preußisch. Politik. 2. Aufl. Leipzig 1872. IV. Tl. I. Abt. S. 99 und 100. 'Bei der förmlichen Übergabe des Kreises Schwiebus am 10. Januar 1695 legten die Kaiserlichen ein Retraditionsinstrument vor, in dem der Verzicht auf Jägerndorf und auf die Herzogtümer

Hosted by Google

Die erste und überaus wichtige Schlacht Friedrichs II. bei Mollwitz ist vom Verfasser mit Klarheit und Geschick ziemlich eingehend dargestellt. Gern würde ich wünschen, daß er in der folgenden Auflage noch folgende Bemerkungen zufügen bzw. berücksichtigen möchte. 1. Sehr zutreffende Worte des preußischen Generalstabswerks, Der erste Schlesische Krieg S. 420, lauten: 'Nicht mit Unrecht hat man gesagt, daß König Friedrich Wilhelm I., obwohl im Grabe ruhend, auf den Feldern von Mollwitz den Sieg errang.' 2. Bei dem nach der Schlacht von Mollwitz folgenden Bombardement der Festung Brieg wurde das alte schöne Piastenschloß zerstört, das noch heute als Ruine dasteht. Nur das Ostportal mit den Porträtfiguren Georgs II. und seiner Gemahlin, einer hohenzollernschen Prinzessin Barbara, ist erhalten und deutet die frühere Pracht an. 3. Nach der Schlacht von Mollwitz hat der König Friedrich zufolge mehrerer Fehler Schwerins widerum den militärischen Rat des Alten Dessauers eingeholt, der mit dem Tode des Königs Friedrich Wilhelm I. zunächst ganz in den Hintergrund geschoben war. So unterbreitete Friedrich dem Alten Dessauer damals auch den Plan, einen Flügel besonders zu stärken und mit diesem zu entscheiden. Der General billigte diesen Plan, fügte aber die Bedingung hinzu, 'daß der andere (schwache) Flügel so weit zurückbleiben muß, daß derselbe vom Feind nicht kann attackiert werden'. 'Es sind die Anfänge der schrägen Schlachtordnung mit verstärktem Angriffsflügel, die sich in diesen Anordnungen zeigen.' So nach dem genannten Generalstabswerk. Die Tatsache, daß der preußische rechte Flügel bei Mollwitz weit voran war, sowie daß der linke österreichische Flügel der Kavallerie unter General Römer ebenso voraneilte und dazu siegreich war, dürfte Friedrich auf diesen neuen Plan der sogenannten schrägen Schlachtordnung geführt haben, nicht die Schlacht von Leuktra, wie öfters behauptet worden ist. Erst im Siebenjährigen Krieg hat Friedrich den Plan zur Ausführung gebracht, einen Flügel des Feindes zu umgehen und so das feindliche Heer aufzurollen. Dieser Plan mißlang bei Kollin, gelang glänzend bei Leuthen.

Indem der Berichterstatter hier seine Bemerkungen schließt, durch die er sein Interesse für das Buch hat zum Ausdruck bringen wollen, versichert er ausdrücklich, daß selbst vereinzelte Ausstellungen seinen hohen Wert durchaus nicht zu schmälern vermögen. Das Werk ist,

---

Liegnitz, Brieg und Wohlau wiederholt war, als wenn derselbe von neuem bestätigt werden sollte. Die brandenburgischen Kommissare erklärten, daß sie diesen Passus nicht admittieren könnten noch wollten. Nach heftigen Erörterungen strichen ihn die Kaiserlichen.' Ferner wird dort (S. 100) mitgeteilt, daß der Kurfürst, als mehrere seiner Minister ihm rieten, sich überhaupt zu keiner Abtretung von Schwiebus bewegen zu lassen, durch den von ihm als Kurprinz unterschriebenen Revers veranlaßt, gesagt habe: 'Ich muß, will und werde mein Wort halten; das Recht aber in Schlesien auszuführen, will ich meinen Nachkommen überlassen, welche ich ohnedem bei diesen widerrechtlichen Umständen weder verbinden kann noch will.' Somit glaubte man in Berlin die früheren Ansprüche auf die schlesischen Herzogtümer noch zu haben. Und 1704 und 1711 (bei der Wahl Karls VI.) ist dieser Ansprüche wider gedacht worden. König Friedrich II. ist also 1740 für begründete Ansprüche eingetreten.

Hosted by Google

dem Wunsche des Verfassers entsprechend, in der Tat geeignet, 'in unserem Volke nicht nur das Interesse an seiner Geschichte zu wecken und zu beleben, sondern es auch mit den Gefühlen reiner Vaterlandsliebe und der Begeisterung für die Größe, die Einheit und die Ehre Preußens und Deutschlands zu erfüllen'. Es darf somit warm empfohlen werden.

Berlin-Steglitz. R. Petersdorff.

---

1) A. Eigenbrodt, Bismarck und seine Zeit. Leipzig. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 1912. 375 S. 5 M, geb. 6 M.

Das Buch von Eigenbrodt (Einhard?) will 'den Fürsten Bismarck dem gebildeten Publikum so vorführen, wie er wirklich war'. Das ist ja nach Ranke die eigentliche Aufgabe des Historikers; der Verfasser aber verachtet die Berufshistoriker, die sich mit der Frage der Glaubwürdigkeit von Bismarcks Gedanken und Erinnerungen beschäftigt haben, als Kleinigkeitskrämer. Eigenbrodt schreibt als Politiker, ihm ist Bismarck das unbedingte Vorbild, dem nachzuleben unsere Aufgabe ist. Von dieser Voraussetzung aus wird Bismarcks staatsmännisches Wirken behandelt, seine Tätigkeit als Abgeordneter, als Bundestagsgesandter, als Ministerpräsident, als Reichskanzler dargestellt, sein Wirken nach seiner Entlassung geschildert. Der Verfasser urteilt dabei sehr freimütig, nennt Friedrich Wilhelm III., den man sonst heute zu 'retten' sucht, den Typus eines preußischen Bureaukraten, 'Geheimratissimus', erkennt die Verdienste Wilhelms I. warm an, lehnt aber die Versuche, ihn 'künstlich emporzuschrauben', ab, tadelt die Schul-Lese- und Geschichtsbücher, die 'alles Hohenzollersche verhelden (?)', vermißt in Preußen nach einem Bismarckischen Wort 'den Mangel an Zivilcurage' u. dgl., so daß das Buch sich nicht gerade zu Schülerprämien eignen dürfte. Doch ist das Werk, das in geistreicher Darstellung eine Reihe scharf geprägter Worte bringt und hübsch durchgeführte Vergleiche bietet, so den des Verhältnisses zwischen Wilhelm I. und Bismarck mit dem zwischen Bergführer und Turisten, dem nachdenkenden Leser zu empfehlen. Er findet zwar nicht eine eigentliche Geschichte Bismarcks, wohl aber geben ihm diese 'Streifzüge, Betrachtungen und Untersuchungen' mit ihren vielen Bismarckworten immer einige Anregung.

2) Paul Meinhold, Wilhelm II. 25 Jahre Kaiser und König. Berlin 1912. Ernst Hofmann u. Co. 325 S. In Prachteinband 5 M.

Dem 'gesunden Menschenverstand' erscheint es als selbstverständlich, daß die Geschichte der eigenen Zeit zu schreiben recht leicht sei, da man sie ja selbst miterlebt hat. Dem Historiker dagegen ist nur zu wohl bekannt, daß gerade die Zeitgenossen über die wirklichen Vorgänge am wenigsten wissen; erst den späteren Geschlechtern erschließen sich die Quellen, die die eigentlichen Motive der handelnden Personen deutlich machen, erst nach vielen Jahrzehnten, ja manchmal erst nach Jahrhunderten fallen die Rücksichten weg, die für den Mitlebenden eine unbefangene Beurteilung hindern. Und doch gewährt es einen eignen Reiz, den halbdurchsichtigen Vorhang, hinter dem für uns sich die


Hosted by Google

politischen Ereignisse abspielen und die führenden Männer agieren, weiter zurückzuziehen. Daher darf ein Buch, das sich die Aufgabe stellt, einen Protagonisten des heutigen Welttheaters näher zu betrachten, der Teilnahme gewiß sein. So möchte auch der Verfasser des vorliegenden Buches, Professor Dr. Paul Meinhold in Stettin, eine geschichtliche Würdigung des Lebens und Herrscherwirkens Kaiser Wilhelms II. geben und ihn zu verstehen suchen. Das geschieht, indem zahlreiche Auszüge aus Briefen und Reden des Kaisers gegeben werden. Dabei finden sich auch ungedruckte Stücke, so der bereits viel besprochne Brief an einen gewissen Richter (?), von 1885, worin sich ein auffallend scharfes Urteil über den Gymnasialunterricht findet, den der Kaiser genossen hat. Doch vgl. dazu das Deutsche Philologenblatt v. 2. 1. 1913. Im ganzen freilich ist das Buch doch mehr ein Panegyrikus, wie sie die Zeit des Konstantin liebte; fast alles Gute, was während der Regierung Kaiser Wilhelms II. geschehen ist, wird auf ihn zurückgeführt, seine Ansichten über Religion, Kunst, Erziehung, Wissenschaft sind maßgebend. Da das Buch eine geschickte und übersichtliche Zusammenstellung des zu Gebote stehenden Materials gibt, gut geschrieben, schön ausgestattet ist und ganz interessante Abbildungen enthält, wird es als brauchbare Grundlage für Jubiläumsfestreden benutzt werden können. Auch für Schüler- und Volksbibliotheken wird man es empfehlen können.

Charlottenburg. Gottfried Koch.

E. Stutzer, Kleine deutsche Staatskunde. 2. Auflage. Leipzig, Dresden, Berlin 1911, Verlag von L. Ehlermann. 111 S. 8. 0,60 ℳ.

Die zweite Auflage der Stutzerschen Kleinen deutschen Staatskunde — die erste habe ich im LXIV. Jahrgang dieser Zeitschrift (1910, S. 756 f.) angezeigt — nennt sich mit Recht eine verbesserte: nur 13 Seiten sind völlig geblieben, wie sie waren. Doch sind Änderungen einschneidender Art, mit Ausnahme einer Stelle (S. 56), bei der großen Zuverlässigkeit schon der ersten Auflage nicht nötig gewesen. Wohl aber sind neue Zahlen gegeben (so S. 30, 36, 46, 59, 80, 90), wo die fortschreitende Zeit das nötig machte, und stilistische Verbesserungen vorgenommen worden; vor allem ist an ziemlich vielen Stellen der Ausdruck genauer und klarer geworden: er paßt sich dem Verständnis auch des Laien jetzt noch besser an als vorher. Dabei ist aber der Umfang des Buches, da den Zusätzen die Streichungen genau die Wage halten, der alte geblieben. Nur ganz wenig Stellen möchte ich noch als verbesserungsbedürftig bezeichnen. Auf S. 35 Z. 17 ff. scheint mir — ich hatte auf die Stelle schon in meiner Anzeige der ersten Auflage hingewiesen, halte aber die infolgedessen vorgenommene Änderung nicht für richtig — Frage und Antwort irrig verteilt zu sein. So wie jetzt der Text lautet, erhält der 'Bekannte' des Unteroffiziers auf seine Frage nach den verschiedenen Farben der Uniformen der 'übrigen Kavallerie' gar keine Antwort. Meiner Meinung nach gibt auf die Frage 'Bei den Husaren sieht man doch ganz verschiedene Farben, bei der übrigen Kavallerie auch?' der 'Franzer' den Bescheid: 'Die Kürassiere haben weißen, die Dragoner hellblauen Waffenrock, das weiß

Hosted by Google

ich.' Darauf fragt dann der andere weiter: 'Was bedeutet aber eigentlich das Kürassierregiment Gardedukorps?' — Auf S. 36 Z. 1 v. u. bezieht sich bei dem jetzigen Wortlaut 'sie' grammatisch auf 'Kraftwagen', während es doch gleich 'man' sein soll. Auf S. 58 Z. 11 f. scheinen mir bei der vorgenommenen Änderung die Worte '— — Krise, d. h. Entscheidung, also eine Absatzstockung' nicht ganz glücklich gewählt, und zu S. 59 Z. 1 kann ich die skeptische Frage nicht unterdrücken: Wird die Steuerhinterziehung wirklich nur 'versucht'? Leider kommt sie sehr, sehr häufig vor!

Stutzers treffliches Büchlein hat sich von vornherein sehr gut bewährt und ist sicher seinen Weg gegangen: so wird es der zweiten Auflage nicht schwer werden, den Wunsch des Verfassers zu erfüllen und sich schnell neue Freunde zu gewinnen.

Berlin. Rudolf Lange.

---

1) H. A. Daniels Leitfaden für den Unterricht in der Geographie. Ausgabe E für höhere Lehranstalten. 270. Auflage. Bearbeitet von Dr. R. Fritzsche. Halle a. S. Buchhandl. d. Waisenhauses 1913. VIII u. 282 u. 24 Seiten. Preis geb. 2,60 ℳ.

Ein alter Bekannter stellt sich in neuem Gewande vor, der manches Jahr alt geworden ist, manchen Sturm, manche neue Methode, manches neue Buch erlebt und überlebt hat. Nicht spurlos sind diese Jahre an ihm vorübergegangen, dem Zuge der Zeit folgend hat man die alte Einheitsausgabe ersetzt durch solche, die den einzelnen Schularten genauer angepaßt sind, ein Vorteil, der augenfällig ist. Zum ersten Male ist das Buch ausgestattet durch einige Skizzen im Text und einen Bilderanhang, der auf besserem Papier 48 Ansichten bietet, Photographien, 'Naturkunden', bis auf 2. Die geringe Zahl ist Absicht, der Herausgeber will vermeiden, sein Buch zum Bilderbuch ausarten zu lassen, er beschränkt sich auf typische Ansichten, 30 unter ihnen stellen deutsche Landschaften vor. Erhalten blieben dem Werk seine alten Vorzüge, eine leichtverständliche Darstellung, die in gutem Deutsch gehalten ist, in wohltuendem Gegensatz zu dem Telegrammstil anderer Lehrbücher, die ihren Text noch durch Fettdruck, Unterstreichungen und allerlei rätselhafte Zeichen verständlicher zu machen suchen. Der Unterricht in Erdkunde hat es schwer, dem Lehrbuch die richtige Stelle im Betriebe anzuweisen, liegt doch der Schwerpunkt durchaus im Vortrage des Lehrers, der den Stoff an der Hand von Karte und Atlas darstellt. Im Atlas soll der Schüler dann vor allen Dingen lernen, trotz aller natürlichen Erdkunde bleibt das Rückgrat allen Unterrichts die Topographie, doch ist diese gut begrtffen, so tritt das Buch in seine Rechte, nicht als Repetitorium, sondern als Lesebuch, dessen Text durchaus den Anforderungen genügt, die an ein solches zu stellen sind. Viele Lehrbücher erfüllen diese Forderungen nicht, werden damit allerdings mechanischen Naturen, die den Stoff möglichst mundgerecht haben wollen, vielleicht besser gerecht. Gerade der Umstand macht einen großen Vorzug des Daniel aus, daß er das Denken anregt, daß er vielleicht zunächst einige Schwierigkeiten bereitet, dann aber dem, der


Hosted by Google

zu denken gelernt hat, jederzeit lebendige Anregung bietet, daß der, welcher einst danach unterrichtet wurde, später noch gern zu diesem Buche greift, da es nicht durch elementarste Fassung den Erwachsenen abstößt. Das vorliegende Buch eignet sich vor allem für das Gymnasium, in dem viel Stoff in — ach — so geringer Zeit zu erledigen ist, da es die geologischen Bemerkungen in sparsamster Auslese bietet, die Morphologie und Klimalehre, die der Schüler wirklich sich so weit aneignen kann, daß er zu selbständigen Schlüssen und eigenem Beobachten gelangt, kommen überall zu ihrem Rechte. Sehr gut gefallen haben mir einige Skizzen im Text, auf denen die Verkehrslage einiger deutscher Städte dargestellt ist. Der Verzicht auf Bilder im Text bietet noch den schulhygienischen Vorteil, daß der Druck rauhes Papier verwenden und so auf das Glanzpapier verzichten konnte, das die Augen so sehr angreift. Eine der statistischen Darstellungen hat mir freilich nicht gefallen: es sind Kriegsflotten miteinander verglichen nach der Zahl der Kriegsschiffe, einem sehr unbrauchbaren Maßstabe, wo denn Frankreich dicht bei England, Deutschland tief darunter und die Vereinigten Staaten neben Österreich stehen, mit der halben Zahl der deutschen Schiffe. Ich habe die neue Auflage mit großer Freude gelesen und wünsche ihr noch recht viele Nachfolger, die Neuerungen werden sicher zahlreiche neue Freunde zu den alten werben.

2) Paul Weigeldt, Lektüre zur Erdkunde aus geographischen Meisterwerken. Leipzig, E. Wunderlich 1913. 236 S. Preis geb. 2,50 ℳ.

Der Herausgeber hat eine Sammlung meisterhafter Schilderungen aus den Werken großer Geographen ausgewählt, es begegnen uns Namen wie Humboldt, Barth, Nachtigal, Nansen, Drygalski, Hedin, Ritter, Richthofen, Kirchhoff, Ratzel, Penck und andere. Er will dadurch die Schüler mit den Verfassern und ihren Werken bekannt machen und ihnen wohl die Lust zu ausgiebiger Beschäftigung mit diesen erwecken. Der Preis von 2,50 ℳ ist für das Gebotene angemessen, doch sicher zu hoch, als daß neben den vielen anderen notwendigen Büchern dieses allgemein eingeführt werden könnte. Dagegen ist es empfehlenswert zur Anschaffung für Schülerbibliotheken, als Prämie oder zu Geschenkzwecken. Im Unterricht kann es gut Verwendung finden zum Vorlesen oder als Quelle für Schülervorträge, dem Lehrer kann es sehr gute Dienste für die Vorbereitung leisten. Die Namen der Autoren verbürgen schon die Trefflichkeit, doch ist die Auswahl zum Teil nicht sehr geschickt getroffen. Ich nenne als Beispiel nur die Schilderung A. v. Humboldts: Die Wasserfälle des Orinoko bei Atures und Maypures. Sie bringt so viel Namen, daß ihr Verständnis ohne Karte dem Schüler sehr schwer fallen dürfte, er müßte denn die Namen an seinem Ohr vorbeirauschen lassen. Nur mit der Karte des Handatlas ist die Beschreibung zu verfolgen, das ist aber selbst dem Geübten eine dornenvolle Beschäftigung, wenn sie auch noch so lehrreich ist. Ähnliches gilt über den Aufsatz von Barth: Die Entdeckung des Strompaares des Beuë und Faro. Noch eine Frage: Der Verfasser erläutert die schwierigen Stellen teils durch Fußnoten, teils durch Ziffern, die auf Anmerkungen hinter

Hosted by Google

dem Aufsatz verweisen. Warum ist das nicht einheitlich? Besonders an einigen Stellen wird man im Lesen fortwährend durch Nachschlagen gestört.

Bensberg. Stade.

---

1) Abhandlungen über den mathematischen Unterricht in Deutschland, veranlaßt durch die Internationale mathematische Unterrichtskommission, hrsg. v. F. Klein. Leipzig 1912, B. G. Teubner. — Bd. II Heft 6: Hoßfeld, Der mathematische Unterricht an den höheren Schulen in den Thüringischen Staaten. IV und 18 S. 0,80 ℳ. — Bd. III Heft 6: Gebhardt, Die Geschichte der Mathematik im mathematischen Unterricht der höheren Schulen Deutschlands. VIII u. 157 S. 4,80 ℳ. — Bd. III Heft 7: Wernicke, Mathematik und philosophische Propädeutik. VIII u. 138 S. 4 ℳ. — Bd. IV Heft 6: Penndorf, Rechnen und Mathematik im Unterricht der kaufmännischen Lehranstalten. VI u. 100 S. 3 ℳ. — Bd. V Heft 2: Lietzmann, Stoff und Methode des Raumlehrunterrichts in Deutschland. VIII u. 88 S. 2,80 ℳ. — Bd. V Heft 3: Hensing, Cramer, Geck, Kerschensteiner, Bock, Der mathematische Unterricht an den Volksschulen und Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten in Süddeutschland. XIV u. 163 S. 5 ℳ.

Der knappe Bericht von Hoßfeld beruht auf einem leider nicht ganz lückenlosen Material, in den Antworten auf die den einzelnen Anstalten zugegangenen Fragebogen. Immerhin bietet er, in ähnlicher Disposition wie die entsprechenden, andere deutschen Bundesstaaten behandelnden Hefte, ein genügend klares Bild von den Verhältnissen. Verständlich genug, daß sie, bei der Nähe des führenden Großstaates, der für so mancherlei in den Nachbargebieten von ausschlaggebender Bedeutung ist, von diesem sich nicht viel unterscheiden. Daß die Lehrer immer noch nur teilweise den neuen Gedanken zugetan sind, ist verständlich. Auch daß die Lehrbücher noch zum allergrößten Teil solche sind, die diesen Gedanken keinen Zugang gewähren. Das eine wie das andere wird sich nur ganz allmählich ändern. Bei der Erwähnung des Vorkommens von Reformanstalten in den thüringischen Staaten (S. 4 f.) ist wohl ein kleiner Irrtum untergelaufen. Schon vor 1908 arbeitete das Realgymnasium zu Gera nach dem Frankfurter Plan.

Mit dem Enthusiasmus des Liebhabers behandelt Gebhardt sein Thema und bietet eine wertvolle Monographie des Gegenstandes. In fünf Abschnitten spricht er zuerst von dem Schulbuch, sofern es die Geschichte der Mathematik behandelt, in früherer Zeit und in der Gegenwart, dann von den Schulprogrammen, die sich mit dem Thema befassen, ferner im allgemeinen über den Wert geschichtlicher Behandlung der Mathematik im Unterricht der höheren Schulen, um mit methodischen Hinweisen, die viel Beachtenswertes enthalten, seine Ausführungen zu schließen. Angehängt ist ein 20 Seiten umfassendes höchst dankenswertes Literaturverzeichnis. — Der Verfasser ist sicherlich im Recht, wenn er durch seine Vorschläge den Unterricht in der Mathematik etwas aus seiner Isoliertheit zu lösen, ihn den übrigen Lehrfächern innerlich näher zu rücken hofft. Die Kulturbedeutung der Mathematik den Gebildeten verständlich zu machen, haben ja die Meraner Vorschläge als Hauptaufgabe des Unterrichts in dieser Wissenschaft stark betont. Daß die

Hosted by Google

Lehrerschaft diesem Ziele noch nicht an allen Stellen nachstrebt, muß zugegeben werden. Es liegt das mit daran, daß die Reformgedanken auch in die junge Generation nur langsam Eingang finden, weil weder die Zeit des Universitätsstudiums noch die praktische Vorbereitung sie auf sie führte. Es ist ja nur natürlich, daß die sachliche Seite, die Probleme selbst und ihre Lösung, den Studierenden zuerst fesseln. Historische Vertiefung wird gerade bei der mathematischen Wissenschaft erst in zweiter Linie kommen, in den Jahren der Reife und der Meisterschaft, oder als Refugium, wo die Erkenntnis eigenen Mangels an Produktivität eingetreten ist. Das schließt nicht aus, daß Universität und Seminar den Lernenden auf die historischen Studien hinweisen. — Gefahren kann Übertreibung des an sich Wünschenswerten sicherlich auch hier nach sich ziehen; Überwiegen von Notizenkram, Zerstörung systematischen Zusammenhanges gehören dazu. Aber sie sind wohl vermeidbar. Ganz Neues schlägt der Verfasser nicht vor. Das ist ja auch nicht seine Absicht. Wer das gesegnete Wirken W. Erlers am Pädagogium zu Züllichau kennt, wird wissen, wie reich dort schon vor Jahrzehnten die Quelle historischer Belehrung floß.

Ausführlich und tiefgründig behandelt A. Wernicke sein Thema. Für jeden philosophisch interessierten Lehrer wird das Studium des Buches von ebenso großem Nutzen wie Interese sein. Der Hauptteil ist ja der dritte, in dem der Verfasser die einzelnen Disziplinen der Schulmathematik durchgeht, um in jeder von ihnen die Anknüpfungspunkte für Betrachtungen zur philosophischen Propädeutik aufzuweisen. Man ist erstaunt über die Fülle der Beziehungen, die er aufweist; ihnen allen Rechnung zu tragen, wird kaum einem einzelnen gelingen, aber jeder wird wohl etwas finden, was ihm liegt, was zu erreichen ihn reizt. Und für die 'Philosophie im Unterricht', zu der das Werk ein so schätzbarer Beitrag ist, kommt es doch in erster Linie nicht auf irgendwelche Vollständigkeit oder Geschlossenheit an, sondern, daß, was der Lehrer seinen Schülern nahebringt, aus dem Unterricht hervorgeht, daß es sie fesselt und in ihnen nachwirkt zu selbständiger Beschäftigung mit allgemeinen Fragen, und daß auf diese Weise die Mathematik aus der leicht etwas isolierten Stellung, die sie unter den Schulwissenschaften einnimmt, herausgehoben und dem Ganzen als gleichwertiges Glied, als ein Ergebnis der Kulturentwicklung eingefügt wird. Sehr schätzbar ist das überaus reichliche Literaturverzeichnis, das der Verfasser diesem Werk beigegeben hat.

Von den drei letzten Heften möchte die Arbeit W. Lietzmanns für die Leser dieser Zeitschrift zunächst in Frage kommen. Sie bietet, indem sie den Raumlehreunterricht der Volksschule behandelt, für diejenigen Lehrer an höheren Lehranstalten, die den propädeutischen Unterricht in der Mathematik erteilen, doch außerordentlich viel Wissenswertes. Denn dieser Unterricht wird seinen Zweck um so besser erfüllen, je mehr er nach Methode und Auswahl des Stoffs sich jenem nähert. Aber ganz ohne Zweifel ist die Kenntnis davon in den Kreisen der Oberlehrer nicht sehr verbreitet. Bleibt man nicht von vornherein wesentlich in euklidischen Bahnen hängen, so wird nach eigenem Gutdünken wohl ein

Hosted by Google

Weg eingeschlagen, dem es vielleicht an Gangbarkeit viel mehr gebricht als dem, den die niedere Schule kennt und betritt. — Der von Heering, Cramer, Geck, Kerschensteiner und Bock bearbeitete Band gibt genau Auskunft über die Verhältnisse des Unterrichts und der Lehrerbildung für die Mathematik in Süddeutschland. In die Einzelheiten dieser Darstellung sich zu versenken wird natürlich nur einem kleinen Kreise möglich sein. Ebenso steht es mit der Arbeit Penndorfs, die über alle kaufmännischen Lehranstalten, hoch und niedrig, berichtet. Einzelnes, wie die Tabelle S. 18: 'Zusammenfassung der Resultate, betreffend die Feststellung der allgemeinen Vorbildung der in den kaufmännischen Beruf eintretenden jungen Leute' möchte doch aber auch für einen Gymnasiallehrer von Interesse sein.

2) Behrendsen, O. und Götting, E., Lehrbuch der Mathematik nach modernen Grundsätzen. Oberstufe, Ausgabe A (für Gymnasien, sowie für Oberlyzeen und Studieranstalten gymnasialen Charakters). Leipzig 1912. B. G. Teubner. VIII und 394 S. geb. 3,60 ℳ.

Die Unterstufe dieses Werkes ist hier Jahrgang 64 S. 171 angezeigt worden. Die nun veröffentlichte Oberstufe gibt dem Ganzen den Abschluß und ermöglicht, dessen Bedeutung abschließend zu würdigen. Da aber muß es als eine hocherfreuliche Erscheinung bezeichnet werden, die für die nächste Zeit wohl führend die Neugestaltung des mathematischen Unterrichts beeinflussen wird. Denn in diesem zweiten Teil ist, sehr viel stärker als in dem ersten — wie ja auch natürlich — der gesamte Stoff von den neuen Gedanken, vor allem von dem der funktionalen Abhängigkeit, durchdrungen, so daß der besondere Abschnitt über Differential- und Integralrechnung nicht wie ein neues, oder ein äußerlich angehängtes Kapitel, sondern als der Abschluß und Zusammenschluß alles dessen erscheint, was in den übrigen Teilen vorbereitet und angesponnen ist. Freilich des Stoffes, den das Buch enthält, ist wohl etwas zuviel gegeben. Schwerlich wird es an einem Gymnasium möglich sein, den ganzen Inhalt dieses Abschnittes über die Anfangsgründe der Infinitesimalrechnung in der Klasse mit den Schülern durchzuarbeiten. Wird man sich doch dort, auch nach der Ansicht der Meraner Vorschläge, oft damit begnügen und begnügen müssen, die Schüler bis an die Schwelle der Infinitesimalrechnung zu führen. Aber dieses zugegeben, wird ein Vorwurf den Verfassern aus dem Umstande nicht wohl gemacht werden können, daß sie ihrem Buche soviel weiteren Umfang gegeben haben. Viel leichter gewiß als aus irgendeinem andern Werke wird der weiterstrebende Schüler aus dem ihm durch vieljährigen Gebrauch vertrauten Lehrbuche auch solche Partien selbständig sich aneignen, die für die Mehrzahl seiner Mitschüler nicht mehr in Betracht kommen können. Dieser Rücksicht gegenüber kommen Gesichtspunkte wie der des höheren Preises oder der Dickleibigkeit doch nicht so sehr in Frage. Übrigens bietet das neue Werk in allen seinen Teilen so viel Eigenartiges in Anordnung und Darstellung, daß es ein wirklicher Genuß auch für den weitergebildeten Mathematiker ist, es eingehend zu lesen. Der Druckfehlerteufel hat es freilich auch nicht verschont, hat sogar in einzelnen Teilen arg gehaust. Aber dieses Schicksal teilt das

Hosted by Google

Buch mit manchen andern sonst recht zu empfehlenden, und eine neue Auflage, die ihm bald beschieden sein möge, damit seine Bestimmung, reformierend zu wirken, sich erfülle, wird dem abhelfen.

3) H. Wieleitner, Die sieben Rechnungsarten in allgemeinen Zahlen. (Heft 7 der mathematischen Bibliothek, hrsg. von W. Lietzmann und A. Witting.) Leipzig 1912. B. G. Teubner. IV und 70 S. kart. 0,80 ℳ.

Im Verein mit Heft 2 dieser Sammlung, das von dem selben Verfasser herrührt und den Titel führt 'Der Begriff der Zahl in seiner logischen und historischen Entwicklung', ist dies Bändchen sehr geeignet, einen Teil des Pensums der Oberklassen, den 'widerholenden Aufbau des arithmetischen Lehrgangs (Erweitung des Zahlbegriffs durch die algebraischen Operationen von der ganzen positiven bis zur komplexen Zahl)' selbständig in eigener Arbeit den Schüler erledigen zu lassen. Die ausführliche, klare und leichtverständliche Darstellung bietet dem Verständnis keinerlei Schwierigkeiten. Sie hebt scharf gewisse Punkte hervor, die dem Mißverständnis leicht ausgesetzt sind, z. B. die zu treffenden Festsetzungen bei der Erweitung der Rechenoperationen, ferner, daß die Ableitungen der arithmetischen Gesetze nicht den Charakter von Beweisen tragen, sie betont die Permanenz der Gesetze u. dgl. m. Zahlreiche wohlgeprüfte historische Hinweise und Daten begleiten die Darstellung.

4) Wittmann, W., Funktionen und graphische Darstellungen für den neueren Arithmetikunterricht. Berlin und Leipzig 1912. G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung. 48 S. kart. 1,20 ℳ.

Das kleine Heft ist wohl in erster Linie für den Unterricht an Lehrerseminaren bestimmt. Aber es wird auch von Lehrern höherer Schulen mit Nutzen durchgelesen werden. Es enthält eine Anzahl recht geschickt ausgewählter Beispiele in graphischer Darstellung, allerhand Zusammenstellungen und Zusammenfassungen, die auch er wird verwerten können.

Berlin-Pankow. Max Nath.

William Morris Davis, Die erklärende Beschreibung der Landformen. Deutsch bearbeitet von Dr. A. Rühl. Leipzig 1912. B. G. Teubner. 8. 565 S. geb. 12 ℳ.

Die Schriften von Davis haben in den letzten Jahren einen außerordentlichen Einfluß auf die geographische Betrachtungsweise ausgeübt, und niemand, der in Erdkunde unterrichtet, darf achtlos daran vorübergehen. Es ist daher im höchsten Maße zu begrüßen, daß das vorliegende Buch die Anschauungen von Davis auch in deutscher Sprache bequem zugänglich macht. In scharfer Hervorhebung wird die Bedeutung des 'Cyclus' für die Herausbildung der Landformen uns vorgeführt, unterstützt durch die bekannten meisterhaften Blockzeichnungen. In den herangezogenen Beispielen ist, wie besonders hervorgehoben sein mag, auch Europa reichlich vertreten. Nicht zu verkennen ist andererseits eine starke Einseitigkeit in der Verwendung der morphologischen Idee bei etwas stiefmütterlicher Behandlung der geologischen

Hosted by Google

und klimatischen Faktoren. Es sei daher jedem Lehrer der Erdkunde zwar dringend das eingehende Studium dieses Buches ans Herz gelegt, zugleich aber sei ihm geraten, nun nicht bloß auf die Worte von Davis zu schwören, sondern auch die abweichenden Auffassungen kennen zu lernen, wie sie jüngst in Passarges 'Physiologischer Morphologie' (Hamburg 1912) ausgeführt sind, sowie in A. Hettners schönem Aufsatz 'Alter und Form der Täler' (Geographische Zeitschrift, Dezemberheft 1912).

Pforta. Ludw. Henkel.

---

1) Eugen Alt, Das Klima. Bücher der Naturwissenschaft, herausgegeben von Siegmund Günther. 12. Band. Mit 3 farbigen Erdkarten und 4 Zeichnungen im Text. Leipzig 1912, Philipp Reclam jun. 136 S. 16. Lnbd. 0,80 ℳ.

Als ein Zweig der physikalischen Erdkunde hat die Klimatologie sich in der Zeit des naturwissenschaftlichen Aufschwunges zu einer selbständigen Wissenschaft entwickelt und wichtige Resultate ausgebreiteter Forschungen zustande gebracht. Der Leser wird mit den Grundlagen dieser Disziplin, die allerdings noch sehr weit von einer befriedigenden Durchdringung ihrer Aufgaben entfernt ist, in allgemeinverständlicher Darstellung bekannt gemacht. Die Vielseitigkeit der Untersuchungen ergibt sich aus den zusammenfassenden Titeln der einzelnen Abschnitte: Strahlen und Wärme, Luftdruck und Winde, Feuchtigkeit und Niederschläge, Klimagürtel der Erde, Die Formen des Klimas, Klimatypen, Änderungen des Klimas, Kultur und Klima, Die Klimatographie der fünf Erdteile. Von den beigegebenen Karten sind die beiden letzten, wenn auch in vier verschiedenen Farben und Schraffierungen ausgeführt, doch nicht recht übersichtlich, weil sie zu klein sind und zuviel enthalten.

2) Paul Schulze, Lehrbuch der Physik für höhere Lehranstalten. II. Teil: Oberstufe. Mit 274 in den Text gedruckten Abbildungen. Bielefeld und Leipzig 1912, Velhagen & Klasing. 261 S. 8. geb. 2,40 ℳ.

Von einem physikalischen Lehrbuche, das für den Gebrauch an allen Arten höherer Knaben- und Mädchenschulen bestimmt ist, kann man nicht erwarten, daß es sich für eine Schulgattung besonders gut eignet. Der Verf. hat nach seiner Angabe Wert auf knappe und präzise Fassung der Definitionen und Endergebnisse gelegt, nach Ansicht des Ref. aber das Ziel nicht immer erreicht. Man kann es nicht gut heißen, wenn die Masse eines Körpers als die Ursache seines Trägheitswiderstandes erklärt wird, wenn in den Schülern anthropomorphe Vorstellungen von den Naturkräften geweckt werden durch Erklärungen, wie die folgenden: 'Die Kraft, welche den Körpern eine Bewegung nach abwärts zu erteilen sucht, bezeichnen wir als Schwerkraft, und das Bestreben der Körper, ihrem Einflusse zu folgen, als ihre Schwere.' Einige Abschnitte sind für den Unterricht auf der Oberstufe zu dürftig ausgefallen, wie die Lehre vom Schall, von der Interferenz, Beugung und Polarisation des Lichts. Ein Abschnitt über Chemie fehlt ganz. Besonders anzuerkennen sind dagegen die reichlichen geschichtlichen Angaben, die sich durch das ganze Buch hindurchziehen und am Schlusse


Hosted by Google

in einem biographischen Register zusammengefaßt sind. Nach allem kann Ref. das Urteil, das er bei der Anzeige der Unterstufe an dieser Stelle ausgesprochen hat, durch diesen zweiten Teil nur bestätigt finden.

3) Schreiber, Lehrbuch der Physik für Studienanstalten, Lyzeen und Oberlyzeen. I. Teil: Für die Klassen VI und V der Studienanstalt und die entsprechenden Klassen III und II des Lyzeums. Mit 218 zum Teil mehrfarbigen Abbildungen und 1 lithographischen Tafel in Buntdruck. 167 S. 8. geb. 2,50 ℳ. II. Teil, Ausgabe A für die Klassen IV bis I der Studienanstalt und für das Oberlyzeum. Mit 377 zum Teil mehrfarbigen Abbildungen und 4 lithographischen Tafeln in Buntdruck. 346 S. 8. geb. 4,75 ℳ. II. Teil, Ausgabe B für die Klasse I des Lyzeums. Mit 139 zum Teil mehrfarbigen Abbildungen und 1 lithographischen Tafel in Buntdruck. 103 S. 8. geb. 1,50 ℳ. Halle a. S. 1912, Schroedel.

Das von sachkundiger Hand verfaßte Lehrbuch zeigt auch in pädagogischer Hinsicht anerkennenswerte Vorzüge. Die Auswahl des Stoffes wurde durch richtig bemessene Rücksichtnahme auf seine Beziehungen zum praktischen Leben wesentlich bestimmt, die Anordnung weicht zuweilen von der üblichen aus Zweckmäßigkeitsgründen ab, die Behandlung ist für das entsprechende Alter der Schülerinnen klar und faßlich. Die Anschaulichkeit der Darstellung wird durch eine große Zahl deutlicher, oft in mehrfachem Farbendruck hergestellten Abbildungen unterstützt, wenn auch einzelne Figuren, die besonders eindrucksvoll wirken sollten, doch zu sehr von der Wirklichkeit abweichen. Zur Charakteristik des Buches seien noch die sehr zahlreichen an den Schluß der einzelnen Abschnitte gestellten Übungsaufgaben und Fragen erwähnt. Der Teil II a enthält ein reichhaltiges Verzeichnis hervorragender Naturforscher mit kurzer Biographie und eine dem bekannten Dauneмannschen Werke[1]) entnommene Auswahl kurzer Abschnitte aus ihren Schriften, die für die naturwissenschaftliche Denkweise ihrer Zeit und insbesondere der großen Physiker selbst charakteristisch sind.

Die Abgrenzung des Stoffes in den drei Bänden entspricht den neuen Lehrplänen für Studienanstalten, Lyzeen und Oberlyzeen.

Berlin-Wilmersdorf. R. Schiel.

Hermann Schall, Der menschliche Körper und seine Krankheiten. Stuttgart 1912, Metzlersche Buchhandlung. 560 S. 8. geb. 10 ℳ.

Mancher mag dies Buch mit etwas Zaudern zur Hand nehmen: der Laie, weil er nicht zum erstenmal versucht, dem Gebiet der 'trockenen Anatomie' Geschmack abzugewinnen, und der Arzt, weil ja an Werken kein Mangel ist, denen man den Untertitel geben möchte: Der praktische Arzt in 24 Stunden oder Der kleine Doktor in der Westentasche.

Beide — der zaudernde Laie und der mißtrauische Arzt — werden dies Buch mit wachsendem Interesse lesen. Nicht nur, daß die Anatomie gründlich und doch durchaus nicht trocken, sondern frisch dargestellt und mit zahlreichen, glücklich gewählten (auch glücklich schematisierten) Abbildungen anschaulich gemacht ist, — auch das Leben

[1]) Fr. Daunemann, Aus der Werkstatt großer Naturforscher. III. Auflage. Leipzig 1908. W. Engelmann.

Hosted by Google

des menschlichen Körpers unter normalen und krankhaften Bedingungen — also Physiologie und Pathologie — kommen zu ihrem vollen Recht, und sogar Physik und Chemie werden, soweit zum Verständnis nötig, herangezogen. Gerade darin liegt der Hauptwert des Werkes, daß es naturwissenschaftliches Wissen vermittelt, Zusammenhänge und Gedankengänge aufdeckt und so anregt und doch zur Bescheidenheit im Urteil führt. 'Die Frau als Hausärztin' wird hier nicht auf ihre Rechnung kommen, denn es fehlt alles, was zum kritiklosen Diagnostizieren und 'Doktern' verleiten könnte; wohl aber werden die Grundlagen ärztlichen Wissens aufgedeckt, auf denen ärztliche Kunst sich aufbaut. Diese Grundlagen kennen zu lernen, muß für jeden, der von einem andern Gebiet herkommt, ein Genuß sein, — womit nicht gesagt sein soll, daß nicht auch der Mediziner Freude daran empfände, auf kurzem Überlandflug sein Gebiet klar zu überschauen. Wenn etwas der unglücklichen Kurpfuscherei unserer Tage entgegenwirken kann, so ist es ein solcher Blick in die ärztliche Werkstatt. Vielleicht hätte der Autor diesen löblichen Zweck noch etwas bestimmter verfolgen können: mit ein paar abfälligen Seitenhieben sind Impfgegner und Naturheilschwärmer, deren es ja auch in gebildeten Kreisen heute gar viel gibt, nicht totzuschlagen, während in regelrechtem Waffengang die Schwäche des Gegners leicht zu erweisen wäre. Doch mag dieser Erfolg dem Autor, der überall in modernster Rüstung auftritt, auch ohnedies nicht fehlen. Wir wünschen dem trefflichen Buche weiteste Verbreitung.

Naumburg a. S. Dr. med. Raimund Jebens.

---

pw Heinrich Seidel, Der deutsche Aufsatz in der Reifeprüfung. 1901—1910. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Aufsatzes bei der Reifeprüfung an den höheren Lehranstalten Preußens. Berlin 1912, Weidmannsche Buchhandlung. XVI u. 511 S. 8. 8 ℳ.

Das Buch setzt die Bemühungen fort, die der Verfasser vor Jahren in zwei wissenschaftlichen Beilagen zu den Jahresberichten des Gymnasiums zu Sagan dem deutschen Aufsatzunterricht gewidmet hat. Diesmal hat er das gesamte Material aus den letzten zehn Jahren zumeist vom praktischen Standpunkt aus gesammelt. Bei seiner Arbeit hat er auch die Verhandlungen der Direktorenversammlungen, teils der der Provinz Schleswig-Holstein von 1900, teils der sächsischen des Jahres 1899, im Auge gehabt, sofern sie den deutschen Aufsatz der Abiturienten betrafen.

Recht interessant ist die der Zusammenstellung selbst voraufgeschickte Übersicht, aus der die Art der meistbearbeiteten Themen und ihre Verteilung auf Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule nach den zehn Abschnitten erhellt: Der Mensch im allgemeinen, Bildung und Wissenschaft, Volk — Staat — Vaterland, Kultur, Natur, Erdkunde, Geschichte, Kunst, Sprache, Literatur (und einzelne Schriftsteller). Wir erfahren auch, welche Themen der einzelnen Gattungen den Extraneern als Aufgaben gestellt wurden. Auf den letzten 60 Seiten erhalten wir einen nach Schulgattungen geordneten Überblick über die höheren Lehranstalten Preußens, an denen die auf 450 Seiten verzeichneten Themen zu deutschen Prüfungsaufsätzen im Laufe der Jahre, sei es zu Ostern oder zu Michaelis, bearbeitet worden sind. Es sind im ganzen 5573 Nummern; dazu kommen die Aufgaben, die auf dem Altstädtischen Gymnasium zu Königsberg i. Pr. von 1822—1900 und auf dem Gymnasium zu Lauban i. Schl. von 1821 bis ebendahin erledigt wurden.


Hosted by Google

pw Richard Fisch, Deutsche Aufsätze in vollständiger Ausführung. Ein Hilfsbuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin 1912, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 215 S. 8. 3 ℳ.

Die Reihe der Aufsätze beginnt mit leichteren Arbeiten für den Durchschnittsschüler der Obersekunda und begleitet ihn bis zur Reifeprüfung. Dem Lehrer mag die Wahl der Themen manche Anregung geben. Eine ausgesprochene Vorliebe scheint der Verfasser für Vergleichungen zu haben. Die Ausarbeitung hält sich frei von Verstiegenheit und halsbrecherischem Gedankenfluge.

---

pd Florilegium hebraicum, locos selectos librorum veteris testamenti in usum scholarum et disciplinae domesticae adiuncta appendice quinquepartita edidit Hub. Lindemann. Friburgi Brisg. MCMXII B. Herder. In 8. (XII et 215 pag.), pret.: 2,70 ℳ, relig. 3,20 ℳ.

Diese hebräische 'Blumenlese' enthält eine stattliche Reihe der für die Einführung in das Studium des Hebräischen geeignetsten Abschnitte des Alten Testaments. Bevorzugt sind naturgemäß die historischen Bücher, und unter ihnen die Genesis, aber auch poetische Stücke finden sich in ausreichender Zahl, so daß das Buch für die Benutzung im hebräischen Unterricht auf dem Gymnasium Abwechslung für die verschiedenen Jahreskurse gestattet. Die Überschriften der Bücher sind die hebräischen und die lateinischen, die der einzelnen Stücke lateinisch mit den katholischen Namenformen der Vulgata (z. B. Moyses, Roboam, Isaia), Kapitel- und Verszahlen sind die der hebräischen Bibel. Der Text ist vorzüglich gedruckt, die Akzente und das Q^e^re sind beibehalten, die Paraschenbezeichnungen fehlen. So läßt die Verwendung dieser Bibelauswahl nichts für die hebräische Vollbibel Wesentliches vermissen. Als sehr wertvoll für den Unterricht muß der Anhang bezeichnet werden, der u. a. mehrere unpunktierte Texte bietet. Die Ausstattung des Buches ist rühmenswert.

△ Gottlieb Leuchtenberger, Altklassisches Viaticum. Berlin 1912, Weidmannsche Buchhandlung. IX. 90 S. 8. 2,50 ℳ.

'Die schönsten Stellen' aus der Ilias (jeder Gesang ist vertreten), aus Sophokles' König Oedipus und Antigone (die Chorverse in Langzeilen) und aus Horaz. Dieser ist am ergiebigsten ausgezogen, mit Recht: ist er doch fast der einzige Dichter der Alten, der frühren Gymnasiasten — für solche ist das Buch bestimmt — persönlich vertraut zu bleiben pflegt. Ein rechtschaffner Primaner wird sich 'die schönsten Stellen' am liebsten wohl selber auswählen und seinen Exzerpten einfügen wollen. Aber freilich: das ganze Leben hindurch wird man weder die Fülle der Exzerpte noch im einzelnen die Sicherheit seines Gedächtnisses bewahren können. Da will denn das saubre und anspruchslose Büchlein aushelfen.

---

mp O. Wünsche, Die verbreitetsten Pflanzen Deutschlands. Ein Übungsbuch für den naturwissenschaftlichen Unterricht. VI. Auflage. Herausgegeben von B. Schorler. Mit 526 Abbildungen im Text. Leipzig und Berlin 1912, B. G. Teubner. VI u. 258 S. 8. geb. 2,60 ℳ.

Das kleine Buch ist gleich den übrigen Tabellen von Wünsche ein gutes Hilfsmittel zur Pflanzenbestimmung. Die Abbildungen, die Schorler der fünften Auflage beigegeben und in der sechsten noch vermehrt hat, bieten dem Anfänger eine wesentliche Unterstützung. Sie werden manchen Zweifel heben und das Erkennen schwierig zu bestimmender Pflanzen erleichtern. Wertvoll sind auch die kurzen blütenbiologischen Angaben, die ebenfalls von Schorler eingefügt sind. Sie machen in einfachen hinten erklärten Abkürzungen auf eine große Zahl von Erscheinungen aufmerksam.

Hosted by Google

Die staatsbürgerliche Erziehung und die Bürgerkunde vor den Direktorenversammlungen des Jahres 1911

von

Gustav Reinhardt

Nachdem im Jahre 1911 infolge ministerieller Verfügung die Direktorenversammlungen der preußischen Provinzen das Thema von der staatsbürgerlichen Erziehung und den bürgerkundlichen Belehrungen eingehend behandelt haben, dürfte es angemessen erscheinen, über die wichtige Frage das Urteil dieser der Praxis am nächsten stehenden und deshalb dazu berufensten Kreise zu hören und unter Auslassung des weniger Wichtigen vorzutragen.

Was zunächst den Wortlaut des Themas anbetrifft, so war er nicht überall derselbe; zumeist war darin gleichmäßig zwischen staatsbürgerlicher Erziehung und bürgerkundlicher Belehrung unterschieden, an einigen Stellen (Rheinprovinz, Preußen) war diese in den Vordergrund gerückt und jene nur als Einrahmung gegeben, einmal (Hannover) die staatsbürgerliche Erziehung überhaupt ausgelassen: unzweifelhaft sollte das Hauptgewicht auf den zweiten Teil des Themas gelegt werden, wie das besonders scharf auf der rheinischen Versammlung (S. 199) hervorgehoben wurde, und darüber Klarheit gewonnen werden, wie die bürgerkundlichen Belehrungen dem Unterricht der höheren Schule am zweckmäßigsten eingefügt werden könnten. Nichtsdestoweniger ist mit Recht überall auch die umfassendere Frage nach der staatsbürgerlichen Erziehung überhaupt nicht nur gestreift, sondern eingehend, manchmal vielleicht zu eingehend, erörtert worden. Dabei gilt es, zunächst das Verhältnis beider Begriffe zueinander festzustellen, und mit Einmütigkeit wurde als der umfassendere die staatsbürgerliche Erziehung erkannt, unter der man im allgemeinen die Erziehung zu einem tüchtigen Bürger zu verstehen habe, der mit denjenigen Tugenden und Charaktereigenschaften versehen sei, die, wie z. B. Opfersinn, Unterordnung, Kameradschaftlichkeit, Wahrhaftigkeit, Ehrgefühl, Verantwortlichkeit, Gemeinsinn u. ä., ihn befähigen, die Pflichten des staatlichen Gemeinschaftslebens zu erfüllen, während die bürgerkundlichen Belehrungen politisches Wissen übermitteln

Hosted by Google

und politisches Denken entwickeln sollen und sich namentlich auf die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zustände der Gegenwart zu erstrecken haben; beide, staatsbürgerliche Erziehung und bürgerkundliche Belehrung, gehören also eng zusammen, indem diese das wichtigste Mittel zu jener ist, denn ohne Kenntnis der wichtigeren Einrichtungen des Staates und ohne Einsicht in die historische Entwicklung und das allmähliche Werden derselben werden jene Tugenden und Charaktereigenschaften schwer erworben werden können.

Daß die Forderung staatsbürgerlicher Erziehung in der höheren Schule berechtigt sei, wurde ebenso einstimmig anerkannt, wie daß sie eigentlich nichts Neues bedeute, denn bisher habe es die höhere Schule auch schon als eine ihrer vornehmsten Aufgaben betrachtet, die jungen Leute durch Erziehung und Unterricht zu befähigen, beim Eintritt in das Leben den Anforderungen und Einrichtungen des Staates nicht völlig ratlos gegenüberzustehen; da aber nach zahlreichen Urteilen die Erfolge in dieser Tätigkeit der Schule so gering seien, daß man im Leben damit die merkwürdigsten Erfahrungen mache, so müsse wohl der bisher übliche Betrieb nicht der richtige gewesen sein, und es wäre zu untersuchen, was zur Besserung zu geschehen habe. Vielfach glaubte man indessen, sich gegen diese Urteile skeptisch verhalten zu müssen, und man warnte davor, aus dieser oder jener törichten Antwort und Handlung früherer Schüler höherer Lehranstalten voreilige Schlüsse auf die Rückständigkeit der Gymnasien — so wird ja die höhere Schule oft kurzweg genannt, wenn es gilt, ihr eins auszuwischen — zu machen, und mit aller Energie wurde widerholt Verwahrung eingelegt gegen die maßlose Kritik, die unter andern Professor Harnack auf der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Basel (1907) in dieser Beziehung an den deutschen Gymnasien geübt hat, indem er ihren früheren Zöglingen bodenlose Unwissenheit in unserm gegenwärtigen Verfassungsleben und in den Grundzügen unserer öffentlichen Rechtszustände vorwirft. Das müssen ja wunderbare Gymnasien sein, wo diese Sachen nicht widerholt behandelt, ja ich möchte sagen breitgetreten wären, und wahrscheinlich sind für solche Mängel angehender Staatsbürger die Ursachen ganz wo anders als in einer sträflichen Unterlassung der Lehranstalten zu suchen. Vermutlich würde Prof. Harnack dieselbe oder wenigstens eine ähnliche Unwissenheit auch auf andern nicht zum Spezialstudium des betreffenden Studenten gehörigen Gebieten der Schulwissenschaften finden, wovon er wohl selber nicht behaupten möchte, daß sie im Unterrichte nicht behandelt wären; das Gedächtnis ist eben bei der Mehrzahl der Menschen nicht so entwickelt, daß es für alle Zeiten festhielte, was es einmal aufgenommen hat, noch dazu, wenn die Aufnahme nur widerwillig erfolgte, und leider kann man nicht behaupten, daß die hier zur Erörterung stehenden Fragen selbst bei Pri-

Hosted by Google

manern immer den gewünschten Widerhall fänden, wenn auch die Mehrzahl ihnen Interesse und Verständnis entgegenbringt. So schwinden denn viele Einzelheiten, die auf der Schule ganz gut saßen, schnell dahin, wenn sie nicht immer wider geübt werden, und die betreffenden jungen Leute sind dann, wenn sie in Verlegenheit geraten, leicht mit der Ausrede bei der Hand, daß sie das auf der Schule nicht gehabt hätten. Gar mancher von uns Lehrern — ja vielleicht auch Prof. Harnack, von dessen Geist und Gedächtnis ich eine hohe Meinung habe — wird an sich selbst, sogar bei den Gegenständen, die er widerholt im Unterrichte behandelt, unliebsame Bekanntschaft mit dem siebartigen Gedächtnis gemacht und sich dabei ertappt haben, wie ihm manches, was er sicher zu besitzen wähnte, entglitten ist; deshalb wollen wir nicht gleich verzweifeln, wenn die Schüler nach einiger Zeit in Dingen versagen, die man genügend mit ihnen behandelt zu haben glaubte, die aber inzwischen nicht mehr geübt sind. Es ist das auch gar nicht so schlimm; denn nicht darauf kommt es in erster Linie an, die Einzelheiten einer Materie unentwegt festzuhalten, sondern zu beweisen, ob die frühere Beschäftigung damit für die Ausbildung und das Verständnis im allgemeinen segensreich gewirkt hat; so kann auch von dem bürgerkundlichen Wissen vieles wieder entschwinden, und doch kann es seinerzeit zur Charakterentwicklung und Gesinnungsbildung so viel beigetragen haben, daß damit der Grund zu einem tüchtigen Staatsbürger gelegt ist, während ein reicher und zuverlässiger Besitz politischer Einzelheiten noch lange keine segensreiche Wirksamkeit im Interesse der Gesamtheit, also keine politische Bildung gewährleistet.

Viel schwerer aber als das absprechende Urteil Harnacks scheint die pessimistische Haltung des Hauptberichterstatters von Hessen-Nassau zu wiegen, der nicht nur seit langen Jahren mitten in der Praxis steht, sondern gerade dadurch bekannt ist, daß er durch Fortentwicklung seiner vielgebrauchten Geschichtsbücher nach der verlangten Richtung hin und durch Herausgabe eines Leitfadens für die Bürgerkunde sich schon längst ernsthafte Mühe gegeben hat, den bürgerkundlichen Bestrebungen Heimatrecht im Unterricht der höheren Schule zu verschaffen. Von einem solchen Manne Äußerungen zu hören, wie daß die Schule nicht zu nationalem Denken erziehe und daß seit 1890 von der Schule nichts in Beziehung auf die vorliegende Frage geleistet sei (Hessen-Nassau S. 143), wirkt wahrhaft erschreckend, und unwillkürlich fragt man sich, ob denn all die Versuche, die man seit langen Jahren sowohl selbst angestellt hat als auch von andern angestellt sieht, wie aus den zahlreichen Schriften und Niederschlägen über den Gegenstand in Tageszeitungen, wissenschaftlichen Zeitschriften und Schulprogrammen hervorgeht, für nichts zu achten sind. Sollten diese Aufsätze bloß theoretische Erörterungen sein und nicht vielmehr

Hosted by Google

hervorgegangen aus langjährigen Unterrichtserfahrungen? Sieht der heutige Geschichtsunterricht wirklich nicht anders aus als der vor 20—25 Jahren erteilte? Schon ein Blick in die Protokolle der Geschichtsprüfungen zeigt die Wahrheit an den Fragen, die heute gestellt werden im Vergleiche zur früheren Zeit. Das alles sollte doch Neubauer am allerbesten wissen, und um so rätselhafter klingt sein radikales Urteil; ich hätte in seinem eigenen Interesse gewünscht, er hätte sich etwas vorsichtiger ausgedrückt, denn man kommt da auf ganz merkwürdige Gedanken bezüglich der von ihm geleiteten Anstalt. So ist es denn auch kein Wunder, daß er sehr lebhaften Widerspruch aus der Versammlung heraus fand und daß ein großer Teil seiner Thesen abgelehnt wurde; mit Recht wurde auf den Schulmeister von Königgrätz hingewiesen; zwar sei der Gedanke übertrieben, aber ein Körnchen Wahrheit stecke doch darin; und 1870, habe es da wirklich der Jugend an nationalem Empfinden und Denken gefehlt, wo sich die Schulbänke der oberen Klassen vielfach in kurzer Zeit leerten, um ihre halberwachsenen Inhaber in den nationalen Krieg zu senden? Die Weltstellung Deutschlands aber, werde sie nicht auch dem Wirken der Schule verdankt, die die Männer ausgebildet hat, die ihrem Vaterlande den Platz an der Sonne verschafften? Endlich wurde auf die Fälle von Sabotage und Antimilitarismus in Frankreich hingewiesen, einem Lande, wo längst bürgerkundlicher Unterricht als besonderes Lehrfach eingeführt sei; dadurch seien also die Leute dort nicht zu besseren Staatsbürgern erzogen.

Trotz alledem wollen wir uns solchen absprechenden, übertriebenen Urteilen gegenüber, wie sie Harnack und Neubauer bieten, nicht ablehnend verhalten, sondern daraus lernen und die Mahnung entnehmen, daß wir noch mehr Mühe auf die politische Erziehung der Jugend verwenden müssen, indem wir vor allem die Methode verbessern und jede Gelegenheit benutzen, die Herzen der Jünglinge für die Bedeutung des Staates zu öffnen und ihr bürgerkundliches Wissen zu festigen. Wenn dies immer wider geschieht, wenn jeder Lehrer hier dauernd seine Pflicht tut, wenn der Stoff immer wider variiert und damit repetiert wird, so muß doch schließlich auch in dem nicht interessierten Schüler manches von den Einzelheiten haften bleiben und damit jeder Vorwurf verschwinden.

Auch eine andere Behauptung, die aus fast allen Berichten hervorleuchtet, darf man nicht so kritiklos hinnehmen, wie das leider meist zu geschehen pflegt, die Behauptung nämlich, daß die Anhänger der Umsturzpartei politisch viel besser geschult und unterrichtet seien als der bürgerliche Nachwuchs. Sie wurde schon vielfach bei den Verhandlungen auf ihr richtiges Maß zurückgeführt, und auch ich meine, daß man dieser Legende scharf entgegentreten muß. Wer ist es denn, der dort einige Kenntnis von politischen Dingen zu haben scheint? Das sind die Führer,

Hosted by Google

die Agitatoren, die durch aufreizende, meist aus mißverständlichen Schlagworten bestehende Reden, die dem Geschmacke und der sozialen Lage ihrer Zuhörer Rechnung tragen, die Masse hypnotisieren und zu ihrer Auffassung vom Zwecke und vom Wesen des Staates herüberzuziehen suchen. Wie dadurch bei der großen Menge keine wahrhafte politische Bildung erzeugt wird, sondern höchstens eine oberflächliche, meistens ganz falsch oder einseitig begründete Kenntnis einzelner staatlichen Einrichtungen, so kann man diese noch nicht einmal den Führern selbst zusprechen; denn wäre sie in ihrem Besitze, so würden sie doch eine ganz andere Auffassung und ein ganz anderes Verständnis für die Aufgaben des Staatslebens bekunden und nicht die Menge auf Wege leiten, die notwendig zum Verderben des Staates und damit zum Nachteile seiner einzelnen Glieder führen; für eine derartige politische Bildung wollen wir bei unserer Jugend bestens danken und ihren Mangel gern ertragen.

Lebhaft wurde die Frage erörtert, inwieweit schon auf der Schule durch praktische Betätigung in den Schülern das Gefühl für staatsbürgerliche Pflichten erweckt werden könnte. Unter wohl allgemeiner Ablehnung der dahin zielenden weitgehenden Forderungen der Selbstregierung und der Arbeitschule, wie sie besonders durch Förster und Kerschensteiner aufgestellt werden, war die überwiegende Stimmung dafür, daß, wie schon der gemeinsame Unterricht mit all seinen Forderungen und Folgen und das gemeinsame Arbeiten überhaupt das Gemeinschaftsgefühl erwecke und so dem Staatsgefühl in willkommener Weise den Weg bereite, ohne daß noch besondere Arbeitsgemeinschaften, z. B. im Laboratorium, gebildet zu werden brauchten, so auch durch Heranziehung der Schüler zur Selbstverwaltung einzelne staatsbürgerliche Tugenden ganz besonders gepflegt werden könnten, wie Verantwortlichkeits- und Pflichtgefühl, Unterordnung, Wahrheitsliebe u. a. m. Dabei wurde von vielen glücklichen Versuchen berichtet, die mit der Wahl von Vertrauensmännern, besonders in den oberen Klassen, und von Klassenbeamten sowie mit der Betätigung der Schüler in Schülervereinigungen gemacht waren; überall wurde aber davor gewarnt, die Grenzen zu weit zu stecken und es je an der nötigen Aufsicht fehlen zu lassen. Ich schließe mich aus eigener Erfahrung durchaus den Warnern an; es wäre ja auch ganz unpädagogisch, Schüler, die selbst noch der Erziehung bedürfen — und das ist bei allen, auch denen der oberen Klassen der Fall — ohne jede Vorsicht zur Erziehung anderer heranzuziehen; niemals darf es an einer noch so liberal geübten Aufsicht fehlen, von hier aus müssen Fäden zu den Organen der Schülerverwaltung hinführen, die sofort angezogen werden, wenn etwas nicht in Ordnung ist. Demgemäß braucht kaum noch besonders darauf hingewiesen zu werden, daß alle Wahlen der Bestätigung bedürfen, die, wenn irgend möglich, zu erteilen ist, unter Umständen aber auch ver-

Hosted by Google

sagt wird, wenn sich das Vertrauen der Schüler, durch irgendwelche Einflüsse irregeleitet, Personen zuneigt, die des Vertrauens nicht würdig sind; die Wahlen selbst finden nach dem Muster der politischen Wahlen statt, die Termine werden einige Zeit vorher bekanntgegeben, damit die Schüler die Kandidaten kennen lernen und sich auch untereinander besprechen können.

So wenig nun in der Versammlung ein Zweifel über die Notwendigkeit bürgerkundlicher Belehrungen im Unterricht herrschte, so gingen doch die Meinungen über den Umfang der selben ziemlich weit auseinander, indem einige wenige sich mit der Kenntnis der allereinfachsten Einrichtungen begnügen wollten, während andere mit ihren Anforderungen weit über das Ziel der Schule hinausschossen; naturgemäß wurde von der weit überwiegenden Mehrheit der goldene Mittelweg gewählt, so daß man die Schüler mit den staatlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen im allgemeinen, nach ihrem augenblicklichen Zustande sowohl wie nach ihrer Entwicklung, bekannt machen müsse, daß man sich aber überall vor zu genauem Eingehen auf die Einzelheiten zu hüten habe; der bürgerkundliche Unterricht könne nur propädeutischen Zweck haben. So ist es recht; Spezialisten dürfen hier ebensowenig wie auf einem andern Unterrichtsgebiete der höheren Schule erzogen werden, dazu dient die Fachschule bzw. das Studium und der Beruf; bin ich aber mit den Grundzügen einer Einrichtung bekannt, so wird es mir nicht schwer werden, mich später gegebenen Falles in ihre Einzelheiten zu vertiefen und mich darin zurechtzufinden, sei es, daß ich ihrer z. B. bei einer Rechtsfrage, oder bei einer Versicherungsangelegenheit bedarf. Unbedingt muß aber der Schüler belehrt werden über die Organe und die Arten der Gesetzgebung, über die Behörden, über seine Pflichten und Rechte als Staatsbürger, über die Einkünfte des Staates, über innere und äußere Kolonisation, über militärische Einrichtungen, über Rechtsprechung und Gerichtsorganisation und über manches andere, das in Fleisch und Blut übergehen muß. Ferner müssen wichtige Tagesfragen und augenblickliche Vorgänge in der näheren oder weiteren Umgebung besprochen werden; wird z. B. zum Reichstag oder Landtag oder zum Stadtverordnetenkollegium gewählt, so wird nicht nur über den Wahlmodus gesprochen, sondern eventuell auch, natürlich in objektiver Weise, über die Dinge, die bei der Agitation eine Rolle spielen, sagen wir z. B. über die Fleischteuerung. Man wird sich auch freuen, wenn solche Anfragen aus der Mitte der Schüler kommen, und man wird gern Rede und Antwort stehen, vielleicht erst, nachdem man sich selbst genau darüber unterrichtet hat, und unter Angabe des Tages, an dem die Erörterung stattfindet, mit dem Hinweise an die Schüler, darüber ebenfalls nachzudenken und Belehrung zu suchen, damit nachher eine Art Diskussion stattfindet und die Schüler nicht die allein Empfangenden sind. Endlich

Hosted by Google

wird zur Erreichung des vorliegenden Zweckes von den meisten Versammlungen auch der Besuch von wirtschaftlichen Betrieben und Wohlfahrtseinrichtungen empfohlen, der gewiß von Nutzen nicht nur für die fachliche, sondern auch für die politische Bildung sein kann, unter der Voraussetzung, daß er, wie an einer Stelle hervorgehoben wird (Sachsen S. 479 These 7), sorgfältig vorbereitet ist; auch scheint es angemessen, nachher einen Bericht darüber zu fordern, doch braucht der nicht immer schriftlich zu sein, vielmehr wird meist ein mündlicher Vortrag genügen, wenn nicht gar bloß durch einige Fragen festgestellt wird, wieweit der Schüler an dem Gebotenen Anteil genommen hat.

In den Berichten einzelner Anstalten war auf den Gewinn hingewiesen, den die Schüler für ihre politische Bildung aus dem Besuche von Stadtverordnetenversammlungen und Gerichtsverhandlungen haben könnten; mit Recht ist dieser Gedanke vom Plenum fast einstimmig zurückgewiesen (vgl. Westfalen S. 59), und keine These deutet ihn auch nur an; wer möchte auch die Verantwortung auf sich nehmen, die Schüler an Orte zu führen, wo jeden Augenblick der tiefste Schmutz des Lebens enthüllt werden kann, während man sie sonst von dem Laster und der Gemeinheit fernzuhalten sucht. Also fort mit dieser Art praktischer Bürgerkunde, die gehört nicht in die Schule!

Naturgemäß nahm die Aussprache darüber einen weiten Umfang an, ob für die geforderten bürgerkundlichen Belehrungen die bisherigen Unterrichtsfächer mit ihrer Stundenzahl genügten, ob ihnen dafür mehr Stunden zugewiesen werden müßten, oder ob ein neues, besonderes Unterrichtsfach einzuführen wäre. Mit erfreulicher Übereinstimmung haben sich dabei alle Versammlungen dahin erklärt, daß die Belehrungen innerhalb der bisherigen Unterrichtsfächer zu betreiben seien, in der Weise, daß alle Fächer daran Anteil hätten, daß aber der Geschichte ganz besonders diese Aufgabe zufiele; wenn in den Thesen einer Versammlung (Westfalen) die Geographie neben der Geschichte als gleichbeteiligt bezeichnet wird, so geht aus den folgenden Thesen hervor, daß tatsächlich die Geschichte auch hier als die eigentliche Trägerin der bürgerkundlichen Belehrungen gedacht ist. Wie sollte es auch anders sein! Im Laufe der geschichtlichen Betrachtungen, durch die den Schülern in genetischer Entwicklung das Werden und Vergehen der einzelnen Völker auf den verschiedenen Gebieten des Lebens vorgeführt wird, muß unbedingt alles, was in das bürgerkundliche Fach schlägt, nicht bloß berührt, sondern entwickelt und nach seiner Entstehung und Beschaffenheit klargelegt werden; die Schüler werden also nicht nur rein äußerlich mit den notwendigen politischen Begriffen bekannt, sondern sie erhalten auch ein richtiges Verständnis dafür durch Aufdeckung der historischen Entwicklung — und das ist doch der Hauptzweck aller bürgerkundlichen Unterweisung. Deshalb ist auch ein besonderer Unterricht für Bürgerkunde weit

Hosted by Google

von der Hand zu weisen; ohne Darlegung der historischen Zusammenhänge wäre er abstrakt, hinge in der Luft, verstünde den Schülern kein Interesse abzugewinnen, ja würde ihnen unverständlich bleiben, und das Resultat könnte nur in der Aneignung eines ungewissen, zusammenhanglosen Wissens bestehen; soll aber zur Vermeidung dieses ganz unzulänglichen Ergebnisses im besonderen bürgerkundlichen Unterricht zugleich der historische Zusammenhang gegeben werden, dann haben wir eben wieder Geschichtsunterricht, und es ist richtiger, diese Belehrungen gleich dahin zu legen, wohin sie organisch gehören, von wo sie gar nicht herausgelöst werden können.

So bestimmt nun auch auf allen Versammlungen die Geschichte als die eigentliche, verantwortliche Trägerin des Unterrichts in der Bürgerkunde bezeichnet wurde, ebenso bestimmt wurde die Mitwirkung aller andern Unterrichtsfächer gefordert. In der Tat ist dieselbe weder zu entbehren noch schwer durchzuführen; denn einmal bedarf die Geschichte bei ihren sonstigen Aufgaben jeder Unterstützung, dann aber bietet sich auch die Gelegenheit, über politische Dinge und staatliche Einrichtungen zu reden, überall in ungezwungener Weise, ohne daß sie mit den Haaren herbeigezogen werden müßte, wie es z. B. der Fall wäre, wenn in der deutschen Lektüre bei der Schwurszene auf dem Rütli die Einrichtung der Schwurgerichte erörtert oder mit der Fabel von der Stadt- und Feldmaus die Besprechung des Unterstützungswohnsitzes verbunden würde (Hessen-Nassau S. 25); das wären Entgleisungen, die bei einem einigermaßen aufmerksamen Lehrer kaum denkbar sind. Am meisten Stoff zu solchen Besprechungen bietet neben der Geographie — mag man nun mehr die naturwissenschaftliche oder die wirtschaftliche oder, wie das neuerdings wieder verlangt wird, die politische Seite der selben betonen — die Lektüre in den alten Sprachen, und ein für die Sache interessierter Lehrer wird gerade hier fast stündlich Veranlassung haben, moderne Einrichtungen mit antiken zu vergleichen und so in wirksamster Weise zur politischen Bildung beizutragen, zugleich aber dem Geschichtsunterricht Bausteine zu liefern, die zum Aufbau der zusammenfassenden Belehrungen sowohl in IIb als auch in Ia am Ende des Schuljahres mit großem Vorteil verwendet werden können.

Über die Art und den Umfang dieser Zusammenfassungen herrscht nach den Berichten noch nicht überall Klarheit. Zunächst scheinen sie mir nicht absolut notwendig, vorausgesetzt, daß der bisherige Unterricht, besonders in der Geschichte, seine Schuldigkeit getan hat; dies kann er freilich da nicht, wo solche Auffassungen herrschen, wie sie in einem Bericht der Provinz Sachsen (S. 307), noch dazu von einem Gymnasium, zum Ausdruck kommen, daß nämlich der Unterricht in der alten Geschichte in IIa abzuschaffen und das davon Notwendige im altsprachlichen Unterricht zu erledigen sei; eine

Hosted by Google

solche Verkennung der Aufgaben des Geschichtsunterrichts in IIa dürfte allerdings vereinzelt dastehen und zu den größten Verstiegenheiten gehören, die jemals auf schulwissenschaftlichem Gebiete vorgekommen sind; jedenfalls scheint es nötig, auch bei dieser Gelegenheit wieder auf die Bedeutung dieses Unterrichtsgegenstandes hinzuweisen, der viel weniger äußere Ereignisse übermitteln als die Kulturverhältnisse der für uns wichtigsten Völker des Altertums behandeln soll, ohne deren Kenntnis nicht nur die Lektüre eine der wertvollsten Stützen verlieren, sondern auch unser Verständnis insbesondere für die politischen Verhältnisse der Gegenwart argen Schaden erleiden würde; denn wenn irgendein Unterrichtsgegenstand, so ist die alte Geschichte imstande, zur Aufklärung in politischen Dingen beizutragen und dem politischen Verständnis der Gegenwart vorzuarbeiten: alles, was heute in der Bürgerkunde dem verstandenen Wissen des angehenden Staatsbürgers einverleibt sein muß, das findet ein Analogon in der alten Geschichte und wird hier an typischen, mit plastischer Klarheit wie nirgends sonst in der deutschen Geschichte aus der Umrahmung der einfachen Verhältnisse heraustretenden Beispielen viel leichter und erfolgreicher erläutert als an unsern verwickelten Verhältnissen, und man könnte geradezu, um diese hervorragend fruchtbare Seite des alten Geschichtsunterrichts recht auszunutzen, eine Ausdehnung des selben entweder auf zwei Jahre oder auf vier Wochenstunden in IIa verlangen. Diese bedeutungsvolle Seite des Unterrichts in der alten Geschichte wird heute allenthalben anerkannt und wurde auch auf den Versammlungen hervorgehoben, wenn sie auch vielleicht hier und da noch mehr betont werden konnte; vor allem wäre das nötig gewesen, abgesehen von der oben erwähnten Entgleisung des sächsischen Gymnasiums, die ja kaum ernst aufgefaßt werden kann, gegenüber der Kritik Neubauers (Hessen-Nassau S. 28f.), der bei aller Anerkennung des Wertes der alten Geschichte ihre vielgerühmte Bedeutung für die Einführung in die Bürgerkunde anzweifeln zu müssen glaubte; gewiß gebe ich die Kompliziertheit einzelner antiken Verhältnisse zu, das hat mich aber noch nie gehindert, auch sie zu Vergleichen heranzuziehen, soweit das mit Erfolg und mit Verständnis geschehen konnte, ebensowenig wie die Verschiedenheit vieler Einrichtungen von den unsrigen etwa ein Grund gewesen wäre, sie unbenutzt zu lassen; gerade durch Beleuchtung der Gegensätze wird ja oft eine Sache erst recht klar. Ich muß also auch hier Neubauer entschieden widersprechen, trotz des von ihm angeführten Kronzeugen Bauer, und kann nur immer wider auf meine langjährigen Erfahrungen beim Unterricht hinweisen; die haben mich gelehrt, daß es kein besseres Mittel gibt, in das politische Verständnis einzuführen, als die alte Geschichte, und daß dieser Weg keinen Umweg bedeutet, jedenfalls insofern nicht, als er sicherer zum Ziele führt als jeder andere, mag er scheinbar auch länger aussehen. Eingehender habe ich über

Hosted by Google

diese Frage an anderer Stelle mich geäußert (Gymnasium und Bürgerkunde, Jahresbericht des Francisceums in Zerbst 1911), darauf erlaube ich mir hier zu verweisen.

Wenn nun also der Geschichtsunterricht, und besonders der in der alten Geschichte, jederzeit mit verständnisvollem Eingehen auf den bürgerkundlichen Stoff und im Hinblick auf die zukünftigen staatsbürgerlichen Pflichten der Schüler erteilt ist, so bedarf es nicht durchaus einer nochmaligen zusammenfassenden Behandlung der Materie am Ende der Mittel- sowie der Oberstufe, wie sie mit einer Ausnahme (Preußen) alle Versammlungen verlangen oder wenigstens empfehlen (Rheinpr. u. Westfalen); wünschenswert kann solche Zusammenfassung allerdings insofern erscheinen, als man dem abgehenden Schüler noch einmal die wichtigsten staatlichen Verhältnisse und Einrichtungen im Zusammenhang geben möchte; dafür genügt aber nach meinen Erfahrungen eine geringere Anzahl von Stunden, als sie zumeist auf den Versammlungen gefordert wurde, wo man bis zu drei Monaten beanspruchen zu müssen glaubte (z. B. Sachsen S. 394, f; Hessen-Nassau S. 21—6 Wochen). Bei so langatmigen Zusammenfassungen könnten doch leicht die Gefahren wieder eintreten, die man durch Angliederung der Bürgerkunde an die Geschichte zu vermeiden wünschte, nämlich des Sonderunterrichts und der systematischen Behandlung, und gerade das Wort 'systematisch' wurde von den Versammlungen weit zurückgewiesen.

Ist somit das Bedürfnis nach einem neu einzuführenden allgemein verbindlichen bürgerkundlichen Sonderunterricht durchaus zu verneinen, so nicht weniger seine Einführung als wahlfreies Unterrichtsfach, wie im Mitbericht von Westfalen (S. 86) empfohlen wird; dazu ist die Sache denn doch viel zu ernst, als daß die Beteiligung daran dem Belieben der Schüler überlassen werden dürfte; was von der Schule an Material zur staatsbürgerlichen Erziehung geboten werden kann, muß allen Schülern geboten werden, selbst wenn das in der wahlfreien Stunde Gebotene nur eine Ergänzung des im Unterricht selbst Behandelten darstellen sollte; darauf haben alle Schüler Anspruch, ja vielleicht bedürfen die weniger Interessierten noch mehr der Anregung durch Diskussion, durch Erörterung von Tagesfragen u. ä. m. als die, welche, von der Sache angezogen, sich zur Teilnahme an der Extrastunde melden; übrigens können zu Interpellationen und Diskussionen sehr wohl auch die Vortragsübungen der Schüler benutzt werden, wie auf allen Versammlungen bemerkt wurde.

Eine nicht geringe Verlegenheit verursachte nun überall die Frage, wie im Geschichtsunterricht von IIb und Ia die Zeit für die als notwendig erkannten umfänglicheren und zusammenfassenden bürgerkundlichen Besprechungen zu gewinnen sei. Verhältnismäßig leicht kam man zu einer Einigung bezüg-

Hosted by Google

lich Untersekundas, indem man die Behandlung der Zeit Friedrichs des Großen nach IIIa verlegt wissen wollte; in der Tat, das Geschichtspensum dieser Klasse ist jetzt so wenig umfangreich, daß dies möglich erscheint; auch würde mit 1786 ein besserer Abschluß gefunden; freilich wäre bei der Wichtigkeit gerade dieses Abschnittes mit Sorgfalt darauf zu achten, daß auch wirklich genügende Zeit für seine Behandlung in IIIa zur Verfügung steht und er nicht übers Knie gebrochen wird. Viel schwieriger steht die Sache mit Oberprima besonders auch dadurch, daß hier oft ein großer Teil des letzten Quartals durch den frühzeitigen Abschluß des Abiturientenexamens verloren geht. Etwas Erleichterung würde man ja durch die Veränderung der Pensen von IIIa und IIb auch in Ia empfinden, da ja nun in IIb die neueste Zeit ausführlicher behandelt und dadurch ein schnellerer Gang durch diesen Teil der Geschichte in Ia ermöglicht werden könnte; mit Recht verspricht man sich jedoch davon nicht allzuviel, und so glaubte man denn, noch weitere Verschiebungen vorschlagen zu sollen, um Ia zu entlasten.

So wurde verschiedentlich empfohlen, einen Teil des Pensums von Ia nach Ib zu verlegen, nachdem hier durch Abschiebung der römischen Kaisergeschichte, eventuell sogar der Anfänge der deutschen Geschichte nach IIa Raum geschaffen wäre. Dieser Weg ist nun freilich völlig ungangbar und kann nur von jemandem vorgeschlagen werden, der nicht mitten in der Praxis des Geschichtsunterrichts steht: nicht eine Stunde kann die Obersekunda zur Erfüllung weiterer Aufgaben abgeben, da sie schon die bisherige Aufgabe nur mit Anspannung aller Kräfte zu erledigen vermag. So wird denn diese Lösung der Schwierigkeit auch in keiner These vertreten, ebensowenig wie ein anderer Vorschlag, der bei der Behörde keine Aussicht auf allgemeine Einführung haben dürfte, wenn er auch probeweise für die beiden Gymnasien in Bonn genehmigt ist (Rheinprov. S. 204), nämlich die Beschränkung der ersten Behandlung der deutschen Geschichte auf die beiden Tertien, während neben 'Repetitionen' die griechische und ein Teil der römischen Geschichte in IIb, der Rest der römischen und die deutsche Geschichte bis 919 in IIa, in Ib endlich der Stoff bis 1740 behandelt wird; schon in Rücksicht auf die von IIb abgehenden Schüler ist dieses Programm undurchführbar.

Da also, um Oberprima zu entlasten, eine anderweitige Anordnung der geschichtlichen Klassenpensen nicht angängig erscheint, die Forderung aber einer vierten Geschichtstunde auf der obersten Stufe — man schlug mehrfach die Mathematik zur Hergabe einer Stunde vor (z. B. Sachsen S. 394, g) — zurzeit aus den verschiedensten Gründen aussichtslos ist, so bleibt nichts übrig, als durch Sichtung des Stoffes und durch Vervollkommnung der Methode Zeit zu gewinnen. Auf diesem Gebiete bewegten sich denn auch die Meinungen der Versammlungen

Hosted by Google

längere Zeit; während die einen der Ansicht waren, es wäre schon so viel gesichtet worden, daß man damit endlich aufhören müsse, glaubten andere, weitere Kürzungen des Stoffes besonders in der Kriegsgeschichte vornehmen zu können; in der Tat gibt es noch manche Partie, die viel kürzer, als sie in den Lehrbüchern dargestellt ist, behandelt werden kann. Dahin rechne ich besonders die Kabinettskriege bis 1740; aber auch selbst der Siebenjährige Krieg verdient eine eingehende Behandlung nur in den ersten Kriegsjahren, nachher genügt ein summarisches Verfahren, ebenso bei den folgenden Ereignissen, um möglichst bald zur französischen Revolution und zur neuesten Zeit zu kommen; hierfür muß reichlichere Zeit vorhanden sein, und hier darf auch an der Kriegsgeschichte nicht zu ängstlich gespart werden, vor allem ist eine eingehende Behandlung der deutschen Einheitskriege unbedingtes Erfordernis, zu ihren Gunsten muß eventuell die Behandlung anderer, selbst kultureller Dinge vereinfacht werden. Wer je die glühende Begeisterung und die lebendige Anteilnahme der Schüler, auch der Primaner, bei der Schilderung einzelner Heldentaten dieser großen Kriege kennen gelernt hat, der wird sich des unendlichen erziehlichen Wertes auch der Kriegsgeschichte bewußt bleiben und sich davor hüten, sie allzusehr in den Hintergrund zu drängen; hier sind die Schüler mit Leib und Seele dabei, während die Teilnahme an kulturgeschichtlichen Betrachtungen, wenn sie nicht durch äußere Zutaten, wie Bilder, interessant gemacht werden, oft zu wünschen übrig läßt; das sollte uns zu denken geben und warnen, bei der Geschichtsbehandlung die Kulturgeschichte allzusehr in den Vordergrund zu stellen. 'Die Männer sind die Zeiten!'

Ist so durch weitere Sichtung des Stoffes etwas Zeit wenigstens für Ia gewonnen, so glaubten manche, noch mehr zu erreichen durch Änderung der Methode; demgemäß wurden verschiedene Vorschläge gemacht: viele erkannten den Weg zum Heil nur in der Aufgabe der früher allgemein angewandten chronologischen Behandlungsweise (z. B. Hannover S. 86 These 7), an deren Stelle die gruppenweise Betrachtung der Ereignisse, die nach Gesichtspunkten verschiedenster Art zusammengestellt wären, zu treten hätte; leicht gangbar wäre dieser Weg, da das selbe Pensum schon in Untersekunda behandelt wäre, somit der Zusammenhang und auch das Material dem Schüler zur Verfügung stände. Nach meinen langjährigen Erfahrungen an vier verschiedenen Anstalten (Gymnasien, Realgymnasium, Oberrealschule) hat dieser Weg sehr viel unebene Stellen und dürfte vielfach längeren Aufenthalt hervorrufen; der Stoff steht den Oberprimanern eben nicht mehr in der gewünschten Ausdehnung und in der nötigen Klarheit zur Verfügung, so daß immer erst wider die historischen Zusammenhänge hergestellt werden müssen; auch die ausführlichere Behandlung der Ereignisse in IIb, die nach Verweisung der Zeit bis 1786 nach IIIa eintreten kann,

Hosted by Google

würde hieran ebensowenig ändern, wie die immer wieder (z. B. von Hessen-Nassau S. 160 These 11) verlangten stündlichen Repetitionen früherer Pensa. Selbst wenn man sich über die ungeheuer schwerwiegenden pädagogischen Bedenken, die mit solchen zum Beginn jeder Stunde anzustellenden, dem eigentlichen Thema fernab liegenden und sich rein an der Oberfläche haltenden Widerholungen verbunden sind, hinwegsetzt, so sind sie für Obersekunda völlig, für Unterprima höchst wahrscheinlich undurchführbar; in Obersekunda ist es bei der Ausdehnung, der Mannigfaltigkeit und der wachsenden Bedeutung des Stoffes rein unmöglich, von jeder Stunde auch nur fünf bis zehn Minuten zu derartigen Repetitionen abzuzweigen; hier muß mit jeder Minute gegeizt werden, um der schweren, verantwortungsvollen Aufgabe Herr zu werden, ganz zu schweigen davon, daß es oft gar nicht zu vermeiden ist, bei den Repetitionen tiefer in den Stoff hineinzutauchen, um festgestellte schwere Irrtümer zu beseitigen oder mangelnde Zusammenhänge herzustellen; dabei kann im Handumdrehen eine halbe Stunde verloren gehen, und was bleibt dann von der famosen dreiviertelstündigen Stunde noch übrig? Das Äußerste, was hier geleistet werden kann, ist die Bereitstellung einiger ganzen Stunden im Jahre zur Vornahme von zusammenhängenden Repetitionen früherer Pensa, wobei dann freilich auch mal größere häusliche Aufgaben mit in den Kauf zu nehmen sind; also fort mit diesen stündlichen fremdartigen Repetitionen in den oberen Klassen, sie führen nicht zum Ziel. Um Zeit für eine gründliche Behandlung des 19. Jahrhunderts in Ia zu gewinnen, wollten andere zwar auch hier die chronologische Betrachtungsweise im allgemeinen beibehalten, aber das 19. Jahrhundert gleich im Anschluß an die Zeit Ludwigs XIV. vorwegnehmen und dann erst mit dem Reste der Zeit sich dem 18. Jahrhundert widmen (vgl. Neubauer, Hessen-Nassau S. 17). Also gerade die wichtigste Zeit der Entwicklung Preußens will man ausschalten; wie kann man da die Geschichte Preußens und des Reiches im 19. Jahrhundert verständnisvoll aufbauen wollen? Wie soll man z. B. die Frage des Dualismus genetisch entwickeln? Müßte man da nicht doch auf das 18. Jahrhundert zurückgreifen? Aber gesetzt, man ertrüge die Unterbrechung der Zeitfolge und nähme diesen Vorschlag an, würde da das 18. Jahrhundert nicht sehr viel zu kurz kommen? Ich bin fest überzeugt, in den meisten Fällen würde die Behandlung übers Knie gebrochen, ja sie würde vielleicht ganz ausfallen, da eben am Ende keine Zeit mehr vorhanden ist. Nach alledem dürfte es sich empfehlen, auch in Ia die chronologische Behandlung des Stoffes zu wählen, freilich mit dem Unterschiede von der Mittelstufe, daß hier schneller vorwärts gegangen werden kann, daß nicht jeder Abschnitt mit der selben methodischen Gründlichkeit behandelt wird, daß einzelne Paragraphen des Abschnittes, ja selbst größere Abschnitte ohne vorherige Besprechung und Widerholung auf-

Hosted by Google

gegeben und dann vielleicht nur unter Hervorhebung einzelner leitenden Gesichtspunkte dem Gang der Handlung eingereiht werden; so kommt man, trotzdem noch einmal alles behandelt wird, schnell vorwärts und hat noch genügend Zeit sowohl für die am Ende größerer Abschnitte sowie nach Erledigung des Ganzen unter bestimmten Gesichtspunkten vorzunehmenden größeren Repetitionen als auch für die Sonderaufgaben von Ia. Ich bin auf diesem Wege noch immer zum Ziele gekommen und habe das eigentliche Pensum in der Regel bis Weihnachten oder kurz darauf erledigt, ohne daß meinen Abiturienten etwa Mangel an Wissen oder an Verständnis oder an Urteilskraft vorgeworfen werden könnte. Endlich sei noch eines merkwürdigen Vorschlages zur Entlastung der Oberprima gedacht, der ebenfalls von Neubauer (Hessen-Nassau S. 20 und S. 42 These 9) ausgeht. Demnach soll die Reifeprüfung auf das Pensum der Oberprima beschränkt und den Abiturienten gestattet werden, Teilgebiete anzugeben, auf denen sie besondere Kenntnisse erworben haben, am Ende aber der Unterprima eine Vorprüfung abgehalten werden. Mit Recht verhielt sich die Versammlung ablehnend gegen diesen Vorschlag (S. 153): wir wollen keine Spezialisten auf dem Gymnasium, auch nicht im Geschichtsunterricht, ausbilden; und viel mehr als auf die Einzelheiten kommt es hier auf den Gesamtüberblick und das allgemeine Verständnis an, danach soll man nur die Prüfungen einrichten, dann wird es auch keine Überlastung vor dem Examen mit Geschichtsrepetitionen geben. Was soll übrigens mit den Unterprimanern werden, die bei der Geschichtsvorprüfung nicht bestanden haben? Und welche Gefahr liegt nicht für den prüfenden Lehrer vor, wenn jeder Abiturient nun mit einem Spezialgebiet herausrückt? Soll man vom Lehrer verlangen, daß er überall gleichmäßig zu Hause ist? Nein, die Prüfung muß sich nach dem Willen des Prüfenden, nicht nach dem des Prüflings richten.

So wird es im großen und ganzen bei der bisherigen Methode des Geschichtsunterrichts bleiben müssen und bleiben können; freilich muß man, um zum Ziele zu gelangen, genau disponieren und überaus sorgsam mit der Zeit umgehen, auch für den Ausfall einzelner Stunden Ersatz zu erhalten suchen.

Wurden also die bürgerkundlichen Belehrungen und Zusammenfassungen allseitig als integrierender und organischer Bestandteil des Geschichtsunterrichts anerkannt, von dem sie ebensowenig losgelöst werden können wie z. B. die Besprechung des geographischen Schauplatzes oder die Betrachtung der Erzeugnisse der bildenden Kunst, so erledigt sich eigentlich die Frage nach einem besonderen bürgerkundlichen Lehrbuch oder Leitfaden von selbst. Fast alle Versammlungen lehnten es auch mit vollem Rechte ab, nur eine, Pommern, war dafür (S. 129 These 8 und 12; 12 ist völlig überflüssig, da schon 8 die Forderung des Leitfadens enthielt); unter der Voraussetzung, daß

Hosted by Google

das geschichtliche Lehrbuch den nötigen bürgerkundlichen Stoff innerhalb der fortlaufenden Darstellung bietet und auch durch einzelne Stichwörter und vergleichende Hinweise zu bürgerkundlichen Besprechungen führt, erscheint nicht nur ein besonderer Leitfaden, sondern auch ein sogenannter bürgerkundlicher Anhang im Lehrbuche entbehrlich; ja ich möchte ein besonderes Hilfsmittel geradezu für schädlich halten, weil dadurch leicht eine allzu ausführliche und systematische Behandlung des Stoffes, die doch überall zurückgewiesen wurde, veranlaßt werden könnte. Also weg mit dem besonderen Leitfaden und allerhöchstens eine ganz kurze zusammenfassende Übersicht über die wichtigsten, zum täglichen Brot gehörenden politischen Dinge, soweit sie im Text selbst schon vorgekommen sind. Die meisten der besseren heute gebrauchten Lehrbücher kommen ja dem bürgerkundlichen Bedürfnis im Texte schon ziemlich weit entgegen und werden das in Zukunft bei der Wichtigkeit der Sache noch mehr tun; wo es noch nicht der Fall ist, werden die Herausgeber sicherlich bei einer Neuauflage den Text gründlich revidieren. Natürlich werden auch die Lesebücher der Schüler sowie die Schülerbibliotheken bürgerkundliche Stoffe in guter Auswahl zu bieten haben, wie das richtig auf allen Versammlungen verlangt wurde; dazu werden sich besonders auch Reden und Briefe, ebenso wichtige Aktenstücke und Lebensbeschreibungen bedeutender Staatsmänner eignen; das ist ja aber alles nichts Neues, dazu hätte es besonderer Thesen nicht bedurft. Wenn nun auch für die Schüler ein besonderer Leitfaden abgelehnt wird, so scheint es doch wünschenswert, in der Handbibliothek des Lehrerzimmers ein ausführlicheres Werk aufzustellen, woraus sich der einzelne Lehrer nötigenfalls unterrichten kann; es liegt das schon im Interesse der Einheitlichkeit der bürgerkundlichen Belehrungen, an denen auch andere als der Geschichtslehrer beteiligt sind.

Wenn für einen Lehrer überhaupt, so scheint es für den der Geschichte ganz besonders erwünscht, schon während der Studienzeit auf diese wichtige Seite seines Unterrichtsfaches Rücksicht zu nehmen und sich durch Vorlesungen und Übungen darauf vorzubereiten, wozu natürlich die Universität und die Hochschule die nötige Gelegenheit geben muß. Diese ganz berechtigte Forderung wurde in einer Reihe von Versammlungen (Westfalen, Schleswig-Holstein, Pommern, Hessen-Nassau) in einer These besonders ausgesprochen, während aus dem Schweigen der andern nicht gefolgert zu werden braucht, daß sie dagegen sind; sie haben das wohl für selbstverständlich gehalten. Ebenso selbstverständlich erscheint, daß der Kandidat im geschichtlichen Staatsexamen bürgerkundliche Kenntnisse und politisches Verständnis nachweist; das soll nichts Neues sein, ist sicherlich auch schon bisher geschehen und bedeutet nur eine etwas stärkere Betonung einer längst vorhandenen Seite eines Prüfungsfaches; es ist aber gut, darauf hinzuweisen und zur Orientierung des

Hosted by Google

Kandidaten vielleicht einen entsprechenden Vermerk ins Prüfungsreglement aufzunehmen. Ebenso verhält es sich mit den Fragen bürgerkundlichen Inhalts im Abiturientenexamen; wer dies nicht schon bisher getan hat, der hat eben den Geschichtsunterricht nicht richtig aufgefaßt; warum in aller Welt soll man denn im Examen die Kenntnisse und das Verständnis der Schüler nicht ebensogut in Dingen, die die Einrichtungen des Staates auf wichtigen Gebieten betreffen, festzustellen suchen, wie z. B. in der Kriegsgeschichte und in dem äußeren Wachstum des Staates? Stellt man doch auch Fragen über die Kunst und über die geographische Beschaffenheit der Länder. Ich verstehe also nicht, wie davon soviel Aufhebens gemacht werden kann wie z. B. bei den Verhandlungen in Westfalen (S. 164), als handle es sich auch hier um Einführung eines neuen Prüfungsgegenstandes und um eine neue Belastung der Abiturienten. Davon kann nicht entfernt die Rede sein; wenn der Geschichtsunterricht nur einigermaßen richtig erteilt ist, dann ergeben sich solche Fragen ganz von selbst und treten an die Stelle mancher früherer Spitzfindigkeit aus der äußeren Geschichte, wodurch nicht selten Ereignisse minutiösester Bedeutung an das Tageslicht gezogen wurden. Durch die Pflicht aber, bürgerkundliche Fragen in der Abgangsprüfung zu stellen, wird andererseits die Beschäftigung mit diesen Dingen im Unterricht nicht in das Belieben des Lehrers gestellt, wie man vielfach fürchtete, sondern ihm vielmehr zur Pflicht gemacht, und keiner kann mehr unbekümmert daran vorübergehen. Der Erfolg wird ja natürlich nicht überall der selbe sein, der hängt im hohen Grade von der Lehrerpersönlichkeit ab; wer von den Lehrenden selbst hohes Interesse für den Gegenstand empfindet, der wird dies auch bei den Lernenden eher erwecken können, als ein Lehrer, der sich nur pflichtmäßig mit der scheinbar neuen Last abfindet; doch das ist bei allen Unterrichtsgegenständen der Fall, überall hängt der Erfolg vom Lehrer ab, und daß auch die Lehrer nicht alle vollkommen sind, das ist ja zwar zu bedauern, aber bei dem Mangel alles Irdischen nicht zu ändern.

Dies etwa sind die wichtigsten Fragen, die über den bedeutungsvollen Gegenstand auf den einzelnen Direktorenversammlungen unter sehr reger Anteilnahme erörtert wurden. Fassen wir das Resultat kurz zusammen, so erkennen wir im großen und ganzen eine erfreuliche Übereinstimmung sowohl über das Ziel als auch über den Umfang und die Lösung der Aufgabe. Indem man ihren Schwerpunkt in den bürgerlichen Belehrungen erkannte, suchte man diese in maßvoller, wohl nirgends erheblich über das Ziel hinausschießender Weise organisch dem Unterrichte anzugliedern, ohne ihn durch ein neues Fach zu belasten, indem man vielmehr schon bestehende Fächer, besonders die Geschichte, durch verständige, kaum fühlbare Änderungen im Unterrichtsbetriebe dazu für befähigt erklärte. Ohne

Hosted by Google

Zweifel kann die Geschichte, wie schon viele vorliegende Erfahrungen zeigen, die Aufgabe lösen, und es steht somit zu erwarten, daß allmählich die Klagen über mangelndes politisches Verständnis und Wissen unserer gebildeten jungen Leute verstummen. Wenn trotzdem noch immer auch aus den Kreisen der höheren Schule vielfach Elemente hervorgehen, die den Anforderungen des politischen Lebens nicht gewachsen sind, ja, die sogar dem Wohle des Staates durch Förderung radikaler Ideen entgegenarbeiten, so sind dafür die Ursachen anderswo zu suchen, die Schule oder gar 'das Gymnasium' sollte man dafür nicht verantwortlich machen.

Neuere Strömungen auf dem Gebiet des evangelischen Religionsunterrichts

von

Hans Richert

III.

Damit aber wird der Religionsunterricht sofort ein Streitobjekt der kirchlichen Parteien, und die Frage wird akut, wer hat hier Stoff und Methode des Religionsunterrichtes zu bestimmen. Eine scheinbar konsequente und logische Antwort lautet: die Kirche. Und es sind starke Strömungen vorhanden, die die Verkirchlichung des Religionsunterrichtes auch für die höhern Schulen fordern mit gleichen Gründen, mit denen die Verkirchlichung der theologischen Fakultäten gefordert wird. Schon stellen Pastorentage Leitsätze auf, die aus dem staatlichen Religionslehrer einen kirchlichen Beamten machen wollen, wie es der katholische Religionslehrer tatsächlich ist. Man kann diese Frage als reine Organisationsfrage ansehen. Und da gesteht selbst Wiese, daß sich der Religionsunterricht der Geistlichen nicht bewährt habe. Es spricht vielmehr alles dafür, daß der Religionslehrer mitten in dem Kollegium stehe, den Schüler auch in andern Fächern unterrichte und nicht für sich und sein Fach in eine Sonderstellung gedrängt werde, in der er nach Meinung der Schüler reden muß, wie er redet, um nicht von den kirchlichen Oberen diszipliniert zu werden. Abgesehen von dieser Minderung seiner Stellung braucht sich sonst wenig zu ändern, da ja alle Verschiedenheiten der theologischen Richtung sich bei geistlichen und staatlichen Religionslehrern gleicherweise finden. Die Forderung ist denn auch meist in ganz anderem Sinne gemeint. Ihre Wortführer identifizieren ihre Richtung mit der evangelischen


Hosted by Google

Kirche überhaupt. Sie gehen von der Voraussetzung eines in ihrem Besitz befindlichen als absolut sicher garantierten und schlechthin einheitlichen Wahrheitsbesitzes aus. Die grundsätzliche Beherrschung des Bildungs- und Erziehungswesens, 'die Forderung einer Zentralstellung des Religionsunterrichtes und der stärkste Einfluß des nur unter Voraussetzung der kirchlichen Missio angestellten Religionslehrers versteht sich von selbst'. Man wird mit Troeltsch zugeben müssen, daß jeder, der im Besitz der absoluten Wahrheit zu sein glaubt, solche Folgerungen ziehen muß, daß auch jede wissenschaftliche Lehre, die sich als absolut gültig empfindet, ihre Ergebnisse an der Staatsschule gelehrt und ihre Weltanschauung dem Unterricht zugrunde gelegt wissen will. So gehört denn auch das Ideal eines kirchlich geleiteten Unterrichts keineswegs nur dem Katholizismus an. Troeltsch ist objektiv genug, anzuerkennen, daß die Kirche mit diesem Wahrheitsbegriff ein ganz allgemeines natürliches Bedürfnis des Menschen vertritt, das Bedürfnis nach festen und bleibenden Wahrheiten und Werten, die insbesondere für die Erziehung unentbehrlich seien. Förster hat in seinem katholisierenden Buch 'Autorität und Freiheit' dieses Bedürfnis stark und eindrucksvoll ausgesprochen. Dieser Wahrheitsbegriff aber ist für den modernen Protestantismus zersetzt. Die Geschichte des Protestantismus ist die Geschichte dieser Zersetzung. Der Wahrheitsbegriff auch der modernen positiven Theologie ist ein anderer als der des Altprotestantismus. Der Verzicht auf die alte Inspirationslehre ist der Verzicht auf diesen absoluten Wahrheitsbegriff. Mag man das die Selbstvernichtung des Protestantismus oder den Durchbruch zu seinem wahren Kern nennen, die Tatsache ist unbestreitbar. Sie kommt in dem Irrlehrergesetz der Preußischen Landeskirche zum deutlichsten Ausdruck. Im modernen Protestantismus sind verschiedene, in Grundfragen abweichende Richtungen legitime Parteien. Und diesen Tatbestand muß der Staat und die Staatsschule ebenso respektieren, wie es die Kirche und theologische Wissenschaft tut. Mag man die Grenzlinien nach rechts und links, die sicher von jedem Standpunkt gezogen werden, verschieden ziehen. Innerhalb der Grenzen bleiben widerstreitende Parteien. Solange der Protestantismus nicht erstarrt zu einem geschichtslos gewordenen Gebilde, muß er dieses Schicksal als gottgewollt hinnehmen, muß er die Mannigfaltigkeit der religiösen Erfahrung nicht nur ertragen, sondern jede Form zur Vollendung zu steigern suchen. Jedenfalls kann und wird der Staat nicht eine verengte Form des Protestantismus als alleinherrschend in der Schule und auf der Universität anerkennen. Solange in der Geschichte des Protestantismus von Lessing und Herder, von Goethe und Schleiermacher, von Kant, Fichte und Hegel, von Lotze und Paulsen gesprochen wird, und zwar als von religiösen Erziehern, d. h. solange der Protestantismus Bildungsreligion sein will, kann er die Erziehung nicht auf Theologumena Hengsten-

Hosted by Google

bergscher Observanz gründen, sondern muß die verschiedenen Formen religiöser Lehre als möglich anerkennen, die von den staatlichen Fakultäten als solche anerkannt und vertreten werden.

Der Religionsunterricht innerhalb der höhern Schule muß sich nach den vom Staat festzusetzenden Grenzen, nicht aber nach den Anschauungen einer kirchlichen Partei, und sei es auch der gerade herrschenden, richten. Der Staat kann sich hier der ausgleichenden, regulierenden Aufgabe ebensowenig entziehen wie bei Besetzung der theologischen Lehrstühle. Nur so läßt sich der Religionsunterricht als Zwangseinrichtung des Staates aufrecht erhalten. Sowie eine Form des Protestantismus allein den Lehrplan beherrschte, wäre für die andern Richtungen das Staatsmonopol auf diesem Gebiet unerträglich. Damit ist allerdings der Verzicht auf eine durchaus rationelle Lösung des Problems ausgesprochen und ein Kompromiß gefordert, der stets anfechtbar sein wird. Aber ein durchaus rationelles Verhältnis von Staat und Kirche ist in keinem Falle, auch nicht bei der Trennung von Staat und Kirche, zu erzielen. Das hat Kahl in seinem interessanten Aufsatz: Aphorismen zur Trennung von Staat und Kirche (Intern. Wochenschr. 1. Jahrg.) klar nachgewiesen. Holtzmann schätzt den Teil der Gesamtbevölkerung, für deren geistiges Dasein die Kirche überhaupt noch in Betracht kommt, auf ein Drittel oder ein Viertel ein. Andererseits ist gerade in unserer Zeit der Sehnsuchtszug nach Religion stark und spürbar. Es wäre sehr gefährlich, wenn kirchliche Machtansprüche dem Religionsunterricht die Möglichkeit, der Gesamtbevölkerung religiöse Anregungen und Kenntnisse zu vermitteln, rauben wollte. Darum liegt die Übernahme des Religionsunterrichtes durch Kirchenbeamte im Sinne der alten Orthodoxie keineswegs im Interesse der Kirche. Die in Pastoralkonferenzen immer lauter geforderten Aufsichtsrechte über den Religionsunterricht sind denn auch mehr Parteiforderungen extremer Richtungen als Wünsche der verantwortlichen kirchlichen Organe. Es sind jene Leute, von denen der Erlanger Hofmann sagt, sie machen die Denkzettel der Rechtgläubigkeit breit und die Säume der Bekenntnistreue groß, um obenan zu sitzen, in den Schulen. Es sind die Leute, die veraltete, auch von der positiven Theologie längst aufgegebene Theologumena für den Unterricht aufrecht erhalten wollen, wie z. B. das Inspirationsdogma, das alttestamentliche Weltbild u. a. m. Der Religionsunterricht kann alles, was er überhaupt leisten kann, und das wird meist weit überschätzt, im Rahmen der bestehenden Ordnung leisten. Jeder Versuch einer Änderung im Sinne der Verkirchlichung muß ihm zum Schaden ausschlagen.

Es wird in diesen Diskussionen die Macht disziplinierenden Klerikalismus zu hoch eingeschätzt. Behördliche Aufsicht kann wohl Mißgriffe bestrafen, aber sie kann keine Kräfte entbinden. Darum hat es selbst Cremer für römischen Sauerteig erklärt, sich durch

Hosted by Google

Umgestaltung kirchlicher Ordnung die Gewissenspflicht der eigenen Entscheidung abnehmen lassen zu wollen. Nicht irgendeine Form der Schulverfassung sichert den Erfolg des Religionsunterrichtes. Von Mensch zu Mensch pflanzt sich die Wahrheit und der Glaube fort. Darum hängt die Wirkung des Religionsunterrichtes von dem Wert der unterrichtenden Persönlichkeit und von ihrer Einsicht in die Bedürfnisse der jugendlichen Seele ab. Die Religionslehrer haben sich daher mit Recht auf die Bahn schulpolitischer Machtkämpfe nicht locken lassen. Sie haben inzwischen ernst und tief die wirklichen Probleme des Religionsunterrichtes durchdacht. Und ihrer sind wirklich genug.

IV.

Die bisher dargestellten Richtungen und Strömungen bedrohen den stillen Burgfrieden des Religionsunterrichtes, sie stören mit Machtansprüchen die ruhige Entwicklung der Schularbeit, sie wollen kontrollieren und regulieren, aber sie entbinden keine gestaltenden Kräfte. Von ganz anderer Seite her hat der Religionsunterricht richtunggebende Impulse erhalten, die ihn gezwungen haben, seine Methode zu revidieren, ja die ihm seine Grundprobleme erst zum Bewußtsein gebracht haben. Die junge Wissenschaft der Religionspsychologie hat den Religionsunterricht erst vor seine eigentlichen Aufgaben gestellt. Gewiß hat schon früher jedes Lehrbuch der Psychologie auch von der Religion als einem seelischen Tatbestand geredet. Aber die generelle Psychologie mußte für ihre Zwecke von der Fiktion der Gleichförmigkeit, von der Konstruktion eines Durchschnittsmenschen ausgehen. Individuelle Variationen wurden prinzipiell ignoriert. Nach mancherlei Vorarbeiten, unter denen Diltheys Studien genannt seien, hat endlich William Stern in seiner differentiellen Psychologie (Leipzig 1911) die Methode und die Literatur dieser neuen Wissenschaft dargestellt, die nicht die generellen Seelenvorgänge gesetzmäßig begreift; sondern die spezielle Psychologie der Temperamente, der Charaktere, der Begabungen, die seelische Differenzierung in ihrer Abhängigkeit von Ständen, Nationen, Geschlechtern, die Darstellung der Individualität als einer Singularität ist ihre Aufgabe. Sie ist angewandte Psychologie, sie hat das Ziel der Menschenkenntnis und Menschenbehandlung. Wenn Münsterberg und James, diese großen Psychologen, recht gering dachten von der Verwendbarkeit der theoretischen Psychologie für die Pädagogik, so ist ihr Urteil zutreffend für die generelle Psychologie. Erst die differentielle Psychologie befreit die Psychologie von ihrer Unfruchtbarkeit, erst sie und sie allein zeigt die Möglichkeiten für Menschenbildung. Sie hat als Religionspsychologie die wirklichen Ziele und Methoden des Religionsunterrichtes geschaffen. Noch ist hier, wie ich bei meinem Versuch, die Religionspsychologie des

Hosted by Google

erwachsenen Schülers in meinem Handbuch darzustellen, schmerzlich empfunden habe, unendlich viel zu tun, aber die Probleme sind erkannt, die Methoden zu ihrer Lösung gefunden. Die Arbeit hat begonnen.

Die Religion als psychisches Phänomen kann völkerpsychologisch und individualpsychologisch untersucht werden. Die eine Untersuchung ergibt Methoden für die Sozialpädagogik, die andere für die Persönlichkeitsbildung. Die Untersuchung kann die Verschiedenheiten zwischen den Individuen sich als Objekt wählen, sie kann aber auch die Verschiedenheiten zwischen verschiedenen Phasen des selben Individuums darstellen. Sie zieht Grenzlinien zwischen Normal, Übernormal, Unternormal, stellt psychologische Typen auf usf. Die Religionspsychologie hat alle diese und andere Aufgaben für die religiöse Funktion bearbeitet, sie ist sich dabei durchweg der religionspädagogischen Sonderfragen bewußt gewesen. Sie hat den Wert der Religion von biologisch-psychologischen und sozialen Grundsätzen aus für das Leben des Individuums und der Gesamtheit sichergestellt, aber auch die Entartungserscheinungen dieses Seelengebietes, die eigentümlichen Gefahren, die von der Religion aus das Leben des einzelnen und des Volkes bedrohen, aufgezeigt. Die entscheidenden Werke sind hier James: Die Mannigfaltigkeit der religiösen Erfahrung (Deutsch von Wohbermin Leipzig 1907), Flournoy: Religionspsychologie (Deutsch von Regel Leipzig 1911) und vor allem Starbuck: Religionspsychologie (Deutsch von Beta Leipzig 1909). Auf die Arbeiten von Leuba, Höffding und Vorbrodt sei noch hingewiesen. Das wichtigste Resultat aller dieser Arbeiten ist die Anerkennung der Mannigfaltigkeit des religiösen Lebens auch innerhalb der selben Religion, die Erkenntnis, daß je nach dem religiösen Typus und der verschiedenen Disposition die Religion für das Leben des einzelnen eine ganz verschiedene Aufgabe zu erfüllen hat. Die evangelische Theologie hat in ihren führenden Geistern diese Wahrheit freudig anerkannt, denn die Durchforschung der biblischen und kirchengeschichtlichen Quellen hat das gleiche Resultat ergeben: 'Während die Heilige Schrift die einheitliche normative Lehre, die die alte Dogmatik in ihr zu finden meinte und die Kirche auch jetzt noch in ihr voraussetzt, überhaupt nicht darbietet, zeigt sie das Kämpfen und Ringen des Glaubens in solcher Mannigfaltigkeit und solcher Schärfe des Ausdrucks, daß jeder religiös Lebendige Licht für seinen Weg aus ihr empfangen muß' (W. Herrmann). Von dieser Erkenntnis aus ist das Ziel der religiösen Einwirkung nicht die Vereinheitlichung, sondern die Differenzierung, nicht die Ertötung, sondern die Vollendung der Individualität. Und da muß denn sofort Starbucks ernstes Wort gesagt werden: 'Man kann keine Maxime für religiöse Erziehung erdenken, die, in allen Fällen befolgt, nicht die tiefsten Bedürfnisse der mit Nachhilfe versorgten Person verletzen könnte.' Ist es so, und

Hosted by Google

wer könnte nicht die schmerzlichsten Beweise dafür anführen, muß der Ausgangspunkt der religiösen Pädagogik nicht die Religion des Erwachsenen, überhaupt nicht ein bestimmter Typus der Religion sein, sondern 'die erste Forderung ist, daß wir uns bei religiöser Erziehung den Bedürfnissen und Zuständen jeder Person anpassen'. Das ist aber genau das Gegenteil von der bis vor kurzer Zeit allein herrschenden Methode. Wurde hier nicht die aus ganz bestimmter Lebenserfahrung geborene, aus der Tiefe des Sündenbewußtseins gestaltete, aus den Ausnahmeerscheinungen und Spannungen des religiösen Genius oder der Weltüberwindung des Heiligen, die auch dieser nicht dauernd festhielt, zu begreifende Religion dem Kinde in Lehrformeln und als Seligkeitsbedingung übermittelt mit der ganzen Autorität der Kirche? Gibt es da für die jugendliche Seele wirklich ein anderes Mittel gegen diesen Eingriff in die wehrlose Seele als Abstumpfung, Ablehnung und Entfremdung? Die Kritik an der traditionellen Methode, die von dem Standpunkt der Religion aus z. B. von Herrmann, vom Standpunkt der Methodik aus z. B. von Thrändorf erhoben ist, kann heute wenigstens der Theorie nach auf Zustimmung in allen Lehrerkreisen rechnen. Ja man kann es verstehen, wenn man aus Religion jeden Religionsunterricht verwirft. Und die furchtbaren Anklagen gegen diesen Unterricht legen Zeugnis davon ab, daß viele im innersten Heiligtum ihrer Persönlichkeit durch ihn verletzt sind. Hier sind die stärksten Worte der Abwehr berechtigt. Hier liegt die Fehlerquelle. Nach Natorp wird in 99 unter 100 Fällen die dogmatische Überzeugung im Unterricht nicht angeeignet. 'Was kann die Wirkung solches Verfahrens sein, als daß jene vielen, bei denen die gewünschte Überzeugung nicht angeeignet wird, auf die Religionslehre mit innerer Empörung zurückblicken als auf einen ärgerlichen Betrug, als einen frevelhaften Mißbrauch ihrer kindlichen Leichtgläubigkeit?' Gegen die radikale Konsequenz aus diesen unleugbaren Tatsachen, den Religionsunterricht ganz abzuschaffen und ihn mit dem Schleiermacher der Religionsreden ein sinnleeres und abgeschmacktes Wort zu nennen, erhebt aber gerade die Religionspsychologie Widerspruch, sowohl von seiten der Individualpsychologie wie der Sozialpsychologie. Starbuck warnt davor, die Seele ziellos dahintreiben zu lassen. Die Aufgabe des Lehrers in der Religion besteht in dem Schaffen eines Milieus, daß alle in die Werkstätte der Religion eintretenden Triebe durch richtige Reize ausgelöst und in die höhern psychischen Zentren erhoben werden. Hierbei sei es wichtig, die Wachstumsstufen verständig zu antizipieren sowie natürlich und leicht von einer Stufe zur nächsten überzuleiten. Es erscheint auch möglich, unnötige Wachstumsphasen zu eliminieren, einem ziellosen und unwissenden Hin- und Hersteuern auf dem Strom der Entwicklung oder dem häufig eintretenden Abirren in Seitenkanal oder Strudel oder dem Steckenbleiben, sei's in der Un-

Hosted by Google

schuld der Kindheit, sei's in der Selbstbejahung oder Verneinung der Jugend, zuvorzukommen. Ich habe in der Monographie über den Religionsunterricht erwachsener Schüler diese Frage für diese Sonderepoche der Jugend zu beantworten versucht. Auch für die Sozialpädagogik ist Religionsunterricht nötig, er ist schließlich nötig für die moralische Erziehung. Es sind das alles Themata für sich, die in der Ethik und Soziologie viel erörtert sind, aber für die Pädagogik des einzelnen Lehrfaches noch monographischer Behandlung harren. Die Fragen des Religionsunterrichtes im Sinne der Religionspsychologie sind offenbar spezielle Fälle des umfassenderen Problems: Wie ist Erziehung zu Werturteilen möglich? Hier stellen die Wertgebiete der Kunst, der Ethik und der Moral die selben Fragen. Die Gemeinsamkeit des hiermit gestellten Hauptproblems aller Erziehung zu Werten ist noch nicht allgemein erkannt. Wundt bezeichnet mit Recht es als eine der wichtigsten, aber auch schwierigsten Zukunftsaufgaben der psychologischen Pädagogik, den Weg zu zeigen, auf dem sie zur Überwindung des Intellektualismus gelangen kann. Hier gelte der Primat der praktischen Vernunft.

Die Mannigfaltigkeit der religiösen Erfahrung, das Recht des Individuums auf seine Eigenart und sein persönliches Erlebnis in der Religion hat die Methodik gezwungen, die Erziehung zu diesem Eigenleben, zur Religiosität zu durchdenken. Hier haben sich die selben Möglichkeiten und Schranken gezeigt wie bei der Erziehung zur Moral und zur Kunst. Die Religionspädagogik hat hier noch sehr viel zu tun, sie hat bisher weder die von der Psychologie der Werte erarbeiteten Grundgesetze in ihrer Anwendbarkeit auf die religiöse Erziehung untersucht, noch die innern Zusammenhänge zwischen moralischer, ästhetischer und religiöser Erziehung ausgenutzt. Wir stehen hier, ehrlich gesprochen, noch ganz in den Anfängen, weil wir, wie Baldwin nachweist, von einer Morphologie des Geistes noch himmelweit entfernt sind. Erst tiefere Einsicht in diese Bildungsgesetze könnte auch die religiöse Bildung richtig in die Gesamtbildung des Individuums einordnen, könnte feststellen, wie die verschiedenen Seelenfunktionen harmonisch zur Entwicklung gebracht werden, einander durchdringend, regulierend und einem allgemeinen Bildungsideal sich unterordnend. Diese Aufgaben sind von allen tiefer Blickenden erkannt. Aber die Lösungsversuche haben die Zerklüftung des Protestantismus in dieser entscheidenden Kulturfrage schmerzlich zum Bewußtsein gebracht. Am fruchtbarsten hat sich der Rückgang auf Schleiermacher erwiesen, und bedeutende Förderung hat das Problem durch Eucken erfahren. Noch ernsthafter wird die Frage, wenn die Einordnung der individuell differenzierten Religiosität in die Gemeinschaft, in die geschichtlich gewordene Religion als eine unabweisbare Notwendigkeit erkannt wird einmal zur Sicherung des individuellen Lebens, dann aber auch im Interesse des Gesamtlebens. Die

Hosted by Google

Gefahren, die in dem Verlust der Geisteseinheit für die religiöse Volkskultur liegen, sind der Gegenwart bis tief in die Kreise des radikalen Liberalismus hinein zum Bewußtsein gekommen. In den immer zahlreicher werdenden Schriften zur Kulturkritik unserer Zeit wird die Sehnsucht nach einer Gemeinsamkeit der religiösen Weltanschauung immer stärker und leidenschaftlicher betont. Hier hat Fr. W. Förster, einer unserer tiefsten Pädagogen, die Gefahren der Gegenwart mit gewaltigem Ernst geschildert. Und das Ernsthafteste ist seine Behauptung, daß die Autonomie der freien Persönlichkeit, diese Grundthese des Protestantismus, für die Frage der Weltanschauung falsch und verderblich ist. Seine Kritik der individuellen Vernunft zeigt, daß auf dem entsprechenden Gebiet der Lebensführung der einzelne seiner subjektiven Beschränktheit ausgeliefert, seinen zufälligen Impulsen preisgegeben ist, abgeschnitten von aller Korrektur seiner Einseitigkeiten. Und diesen Zustand individueller Einengung nenne man allseitige Entfaltung der Persönlichkeit. Kaum jemand hat die Gefahren dieses Individualismus so wuchtig geschildert. Das Buch Autorität und Kirche (Kempten 1910) ist der stärkste Angriff gegen den Protestantismus, sein Bildungsideal und seine religiöse Erziehung. Es gibt für ihn nur ein Heilmittel: die Rückkehr zur Autorität der Kirche. Kirche aber ist für Förster die katholische Kirche. Es wäre sehr leichtfertig, wenn der Protestantismus diesen Angriff gegen seine Wurzeln leicht nehmen wollte, denn auch von protestantischer Seite ist die Kirche in ihrer Bedeutung für das Einzelleben und das Volksleben vielfach neu entdeckt. Das Bedürfnis der Gemeinschaft und die Sehnsucht nach Gemeinschaft will ausgeglichen sein mit dem Bedürfnis nach freier Autonomie und der Sehnsucht nach individueller Differenzierung. 'Dieser Drang mit seiner Unbegrenztheit kann ins Ungestüme und Überschwengliche verfallen, zugleich aber können die Individuen weit auseinandergehen, schließlich alle Fülle von Kraft in unfruchtbare Leere verrinnen. Demgegenüber bedarf es einer Ordnung und Begrenzung, einer Lenkung der stürmischen Leidenschaft in ruhige Bahnen, eines Zusammenhaltens und einer Verbindung der Individuen.' Dieses ernste Wort Euckens weist auf das sozialpädagogische Problem der Kirche hin, dem die Religionspädagogik unserer Tage nicht gerecht wird, da die Erstarrung des Kirchenbegriffs in der Orthodoxie und die Machtansprüche der Kirche als juristisch-rechtlicher Organisation die Vertreter des modernen Religionsunterrichtes in eine Frontstellung gegen die Verkirchlichung des Unterrichts gedrängt hat, in der sie die religiöse Seite des Problems der Kirche oft nicht ruhig würdigen konnten. Die Auseinandersetzung mit Förster wird dieses Problem zum Bewußtsein bringen. Ein Teilproblem, die Bedeutung der Lehre für den Unterricht, ist in den zahlreichen Erörterungen über Stoff und Methode des Katechismusunterrichtes vielfach schon erörtert. Doch entbehren diese Diskussionen meist der scharfen, prinzipiellen Fragestellung.

Hosted by Google

Und hier muß geklagt werden, daß die sachlichen Beiträge der kirchlichen Organe, die Mithilfe der Kirche an der Erziehung der gebildeten Jugend auffallend gering sind. Kindergottesdienst, Jünglingsvereine, kirchliche Unterredungen mit Eingesegneten usf., alles ist auf Bevölkerungsschichten eingestellt, zu denen unsere gebildete Jugend nun einmal den Zutritt nicht findet. Die dringlichste Reform des Konfirmandenunterrichts, dessen Organisation und Methode die Bedürfnisse der reifen, gebildeten Jugend gar nicht berücksichtigt, dessen Ziel und Methode ganz unklar sind, dessen Abgrenzung gegen den Lehrplan der Schule völlig ungeklärt ist, die Reform dieser kirchlichen Unterweisung rückt nicht weiter vor. Und die streng kirchlichen Kreise, die von ihrem Standpunkt aus das sozialpädagogische Problem der Kirche bearbeiten sollten, tragen zur Reformliteratur des Religionsunterrichts quantitativ und qualitativ kaum etwas Beachtenswertes bei. Desgleichen fängt erst jetzt die praktische Theologie an den Universitäten hier und da an, den Unterrichtsfragen Beachtung zu schenken. Die speziellen Aufgaben der Vorbildung zum Religionsunterricht haben die theologischen Fakultäten bisher kaum zu bearbeiten begonnen. Hier müssen wir Männer der Schule anklagend und fordernd unsere Stimme erheben, denn alle die eben gestreiften Probleme der Religionspsychologie und Sozialpädagogik, die Abgrenzung der religiösen Autonomie gegen das Recht der Gemeinschaft, die Herausarbeitung des religiösen Bildungsideales aus dem modernen Protestantismus und seine Einordnung in das Gesamtbildungsideal der Gegenwart, alles dieses und andere dringliche Vorarbeiten für den Religionsunterricht müßten von der Universität in Angriff genommen werden. Und es geschieht so gut wie nichts. Daß die aus der Praxis heraus geschaffenen Arbeiten oft die allseitige Behandlung dieser Probleme vermissen lassen, ist die notwendige Folgeerscheinung. Und doch haben die Männer der Praxis in Zeitschriften und Vereinen, in größeren Werken und fast überreichlicher Broschürenliteratur die Einsicht in die Möglichkeiten des Religionsunterrichts ganz erheblich vertieft und auch die Einsicht gewonnen, daß der Schulunterricht allein weder für das Individuum noch für die Gemeinschaft die religiöse Entwicklung wesentlich fördern kann. Der Ruf zur Besonnenheit und Nüchternheit in den Versprechungen könnte manchen Reformern, auch manchen Anklägern dieses Unterrichts noch lauter zugerufen werden.

V.

Über Möglichkeit und Notwendigkeit erzieherischen Religionsunterrichts hat die Religionspsychologie wohl entschieden. Die Reformliteratur aber, die ins Unabsehbare anschwillt, begeht, wie auch die preußischen Lehrpläne, den Fehler, den Religionsunterricht in seiner Wirkungsmöglichkeit weit zu überschätzen, ihm unerreichbare Ziele zu stecken und ihn, weil er diese Ziele nicht erreicht, hart anzuklagen. Diese Verstiegenheit der

Hosted by Google

Forderungen treibt die einen zu immer neuen Versuchen, zu immer neuen Methoden, zu Ansprüchen an Stundenplan und Lehrplan, die unerfüllbar sind; sie läßt andere verzagt die Hände in den Schoß legen; viele wenden sich von diesem Fache ab, das ihnen eine unerträgliche Gewissenslast auferlegt. Die einen sehen das Heil in einer Vermehrung der Stundenzahl, in einer stärkeren Wertung bei Zensur, Versetzung und Reifeprüfung. Andere wider erstreben von allem das Gegenteil, so Ludwig Wiese in seinem noch heute wertvollen Buch: Der evangelische Religionsunterricht im Lehrplan der höheren Schulen. Ein pädagogisches Bedenken. 2. Aufl. Berlin 1891. Wieses Reformplan ist, wie er selbst sagt, aus der Lebenserfahrung eines hohen Alters erwachsen. Und gerade diese habe ihn an dem Hergebrachten, woran er selbst führend teilgenommen, irre gemacht und davon abweichende Überzeugungen zur Reife gebracht. Wiese stellt drei Thesen auf: Nach der Einsegnung wird den Schülern eigentlicher Religionsunterricht nicht mehr erteilt. Was dafür zur Erweiterung und Vertiefung der religiösen Bildung eintritt, wird nicht in der schulmäßigen Weise der andern Gegenstände behandelt, hat keine Einwirkung auf die Versetzung und wird in den Zensuren nicht erwähnt. Ebenso wird beim Abiturientenexamen nicht geprüft und in das Abgangszeugnis ein Urteil darüber nicht aufgenommen. Ein anderer Organisationsvorschlag ging von Harnack aus, der für die Mittelklassen den Religionsunterricht aussetzen will, da er hier nicht mehr autoritativ und noch nicht kritisch erteilt werden könne. Von Wieses Vorschlägen ist nur noch der letzte lebendig, d. h. die Abschaffung der Religionsprüfung beim Abiturientenexamen. Die Posener Direktorenkonferenz hat 1911 anerkannt, daß die den harmonischen Abschluß des Religionsunterrichtes bedrohende Vorbereitung für die mündliche Prüfung ein den Religionsunterricht hemmender Einfluß der Schulorganisation ist.

Der genannte Vorschlag Harnacks ist wohl durchweg abgelehnt, schon mit Rücksicht auf die aus O III oder U II abgehenden Schüler. Die Organisation des Religionsunterrichtes an höhern Schulen hat sich wohl bewährt. Nur daß die Kirche für den Konfirmandenunterricht Vormittagsstunden beansprucht, die meist der Religionsunterricht hergeben muß, bewirkt, daß fast allen Schülern je ein Jahrespensum eines organisch aufgebauten Lehrplanes fehlt, — ein unerwünschter Zustand.

Die Kritik der Religionslehrer richtet sich um so schärfer gegen den in Preußen herrschenden Lehrplan, dessen Tage wohl gezählt sind, da der Lehrplan für die Mädchenschulen in wichtigen Punkten ihn überholt hat. Ich hebe die wichtigsten Schäden dieses Lehrplanes hervor. Ich sehe davon ab, daß er das allgemeine Lehrziel überhöht, mit Baumgarten zu sprechen. Der Lehrplan wird von dem Prinzip der konzentrischen Kreise beherrscht, d. h. der selbe Stoff, nur etwas erweitert, kehrt stets wider, so das Leben

Hosted by Google

Jesu in VI als Festgeschichten, in V als biblische Geschichten, in IV als Bibellektüre, in O III als Geschichte des Reiches Gottes im Neuen Testament, in U II als Evangelienlektüre, in U I bei der Lektüre des Johannesevangeliums. Das ist unerträglich. Und als Endresultat aller Arbeit kann Harnack nur konstatieren, daß der Unterricht keine ausreichende Kenntnis der Person Jesu gibt. Der Lehrplan steht eben unter der Herrschaft pietistischen Biblizismus. Da er aber jede Kritik, d. h. jedes geschichtliche Verständnis der Bibel verhindern will, ist er hier hinter dem Standpunkt zurückgeblieben, den heute die positive Theologie einnimmt. Seeberg hat durchaus recht, wenn er klagt, daß veraltete theologische Anschauungen im Religionsunterricht künstlich konserviert würden, und selbst Stöcker steht freier als der preußische Lehrplan. Eine weitere Folge dieses Biblizismus ist es, daß die Religion dem Schüler nicht in ihrer Gegenwartsgestalt entgegentritt. Die Schüler, die mit U II abgehen, hören außer einem Lebensbild Luthers nichts von der Kirchengeschichte, der Primaner soll in einem Semester Kirchengeschichte hören. Im wesentlichen lernen unsere Schüler große Ausnahmemenschen, Propheten und Heilige einer fernen Vergangenheit kennen, von der aus keine Brücke zu ihrer Gegenwart führt, in deren religiöses Leben sie sich doch allein einfühlen könnten. Wie sich das Große, das im urchristlichen Zeitalter geschaffen ist, als fortwirkende lebenssteigernde Macht in der Geschichte der Neuzeit, in ihren großen Männern, in ihren Institutionen auswirkt, erfahren sie nicht. Die Posener Direktorenkonferenz hat meine Thesen zu dieser Frage angenommen. — Es wird von einem neuen Lehrplan hier gefordert: 1. daß er die seelischen Bedürfnisse der Jugend in ihren verschiedenen Entwicklungsstadien mehr berücksichtigt, 2. schon für die mittleren Klassen, erst recht aber für die obere Stufe den Gegenwartswert der Religion und die Gegenwartsfragen des Christentums darstelle, 3. im kirchengeschichtlichen Unterricht auf der Oberstufe Einfühlungsmöglichkeiten für religiöses Personenleben schaffe, aber auch die Kirche der Gegenwart in ihrer Eigenart und Kulturbedeutung verständlich mache, 4. im apologetischen Unterricht sich auf die zentralen Fragen der christlichen Weltanschauung unter Zurückstellung veralteter theologischer Anschauungen beschränke.

Der alte Lehrplan hat völlig versagt. Von dem Geist des neuen Lehrplanes wird es abhängen, ob auch weiterhin der Religionslehrer vor die peinliche Wahl gestellt wird, entweder dem Lehrplan oder den Forderungen der Methode nicht gerecht zu werden. Der Lehrplan von Elsaß-Lothringen könnte in vielen Punkten, vor allem aber in dem ihn durchwehenden Geist vorbildlich sein. Hier kann die Behörde etwas tun. Daß keine Organisation und kein Lehrplan Leben schafft, ist eine Binsenwahrheit. Aber darum ist diese Reform nicht minder dringlich, da ein falscher Lehrplan Leben erstickt und hemmt.


Hosted by Google

Die Sendung der Lokrerinnen und die Gründung von Neu-Ilion

von

Peter Corssen

I.

Über den eigentümlichen Brauch der Lokrer, Töchter ihres Landes zum Dienst an dem Heiligtum der Athena Ilias nach der Troas zu senden, ist in letzter Zeit mehrfach gehandelt worden.

Das Verdienst, in diesem Brauche eine für die Geschichte des ilischen Heiligtums bedeutungsvolle Tatsache erkannt zu haben, gehört A. Brückner und obwohl ich im besonderen zu einer anderen Auffassung als Brückner, gekommen bin, so möchte ich doch hier dankbar bekennen, daß ich ohne seinen entschlossenen Vorgang meinen Weg nicht gefunden haben würde.

In Dörpfelds Troja und Ilion, 1902, S. 557 ff., hat Brückner den Dienst für einen alten Kultgebrauch erklärt, aus dem die Erzählung der Iliupersis von dem Frevel des Aias an der Kassandra entstanden sei. Indem er diesen Kultgebrauch mit einer alten Brunnenanlage in Verbindung brachte, die in die Zeit der VI. Schicht zurückgehen soll, glaubte er den Beweis erbracht zu haben, daß das Athenaheiligtum bereits in dem Homerischen Ilion bestanden habe.

Gestützt auf den ersten Teil von Brückners Beweisführung hat J. Vürtheim in der Schrift De Aiacis Origine Cultu Patria, Leyden, 1907, die Natur des Dienstes näher als einen Sühnebrauch bestimmt, der von den Lokrern aus ihrer Heimat im achten Jahrhundert nach der Troas übertragen worden sei.

Unabhängig von Vürtheim und den Brauch als eine Sühne für das zerstörte Heiligtum der Athena deutend, hat Leaf in dem Buche Troy, a Study in Homeric Geography, 1912, Brückners Gedankengang aufgenommen und die Ansiedlung der Lokrer zwischen 800 bis 1000 angesetzt.

Inzwischen ist zu den vorhandenen Nachrichten über den Brauch eine inschriftliche Urkunde gekommen, die, ohne einen Aufschluß über seinen Ursprung und seine Bedeutung zu geben, doch ein besseres Verständnis der literarischen Überlieferung ermöglicht und eine im Lauf der Zeit eingetretene Wandlung schärfer erkennen läßt. Die Inschrift ist von Ad. Wilhelm mit der peinlichen Sorgfalt und Zuverlässigkeit, die sich bei Ad. Wilhelm von selbst versteht, in den Jahresheften des Österr. archäolog. Instituts 1911, S. 163—256 publiziert und in einem überaus gründlichen und lehrreichen Kommentar erläutert worden. In den Vorbemerkungen zu seinem Kommentar hat Wilhelm die wichtigsten

Hosted by Google

Zeugnisse für den Brauch zusammengestellt und die an den Brauch sich knüpfenden Fragen der Sagen- und Religionsgeschichte ohne die Absicht endgültiger Lösung behandelt (S. 172). Wilhelm faßt das Verhältnis zwischen dem Brauche und der Sage von dem Frevel des Aias umgekehrt auf als Brückner und Vürtheim und ist geneigt, in der Sage eine Erinnerung an eine, wo auch immer, von den Lokrern oder ihrem Ahnherrn an der Göttin tatsächlich begangene Schuld zu sehen. Noch weiter geht auf diesem Wege C. F. Lehmann-Haupt in seiner Griechischen Geschichte (Einleit. in die Altertumsw. III 102), der sich den Brauch nur aus der Voraussetzung erklären kann, daß die Lokrer bei der Zerstörung von Troja das Heiligtum einer von den Griechen ihrer Athena gleichgesetzten Göttin geschändet hätten[1]).

So stehen die Ansichten über den Brauch einander gegenüber. Aber ehe man den Brauch zu erklären sucht, scheint es mir nötig, die Nachrichten über das, was Brauch war, schärfer als bisher geschehen zu sichten und zu prüfen. Denn die Erkenntnis der Tatsachen läßt sich nur aus einer Kritik der Überlieferung gewinnen.

Ohne weiteres als sichere Tatsache darf man nur zweierlei ansehen: erstens, daß die Sendung jahrhundertelang von den Lokrern ausgeführt, und zweitens, daß sie in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts auf mehrere Jahrzehnte unterbrochen ist. Diesem zweiten Umstand ist bisher kaum irgendein Gewicht beigelegt worden, obwohl er von einschneidender Bedeutung ist. Alle Zeugnisse sind zunächst darauf anzusehen, ob und inwieweit sie sich auf die ältere oder die jüngere Zeit beziehen. Unter diesem Gesichtspunkt betrachte ich zunächst die Inschrift.

Sie enthält die Bedingungen, unter denen die Aianteer und die Stadt der Narykaeer die Stellung der Mädchen für die Lokrer übernahmen, denn sie beginnt: *Ἐπὶ τοῖσδε Αἰάντειοι καὶ ἁ πόλις Ναρυκαίων Λοκροῖς ἀνεδέξαντο τὰς κόρας.* Auf den Vertrag folgen die Namen der Bürgen, die den Vertrag beschwören. Wären wir allein auf die Inschrift angewiesen, so würden wir vergebens fragen, um was für Mädchen es sich handelt, denn aus der Inschrift, wenigstens in ihrem jetzigen Zustand, ergibt es sich nicht[2]).

---

[1]) Zu den genannten Publikationen ist ganz neuerdings eine Abhandlung Aianteia von Nikitsky in dem Januar- und Februarheft des Journals des russischen Ministeriums für Volksaufklärung 1913 gekommen. Da ich nicht Russisch verstehe, habe ich die Abhandlung selbst nicht lesen können, aber von dem Abdruck der Inschrift Gebrauch gemacht, der sich in den Ergänzungen von Wilhelms Rekonstruktion wesentlich unterscheidet. Von dem Stein ist nämlich etwa ein Drittel weggebrochen, so daß die Zeilen am Ende sämtlich verstümmelt sind. Wilhelms Ergänzungen beruhen auf der Voraussetzung, daß die Zeilen bald kürzer, bald länger gewesen seien, während Nikitsky annimmt, daß der Raum in seiner ganzen Breite gleichmäßig ausgefüllt war.

[2]) Wilhelm hat die erste Zeile folgendermaßen ergänzt: *κόρα[ς· Αἰαντείους ἀσύλους εἶμεν]*, Nikitsky so: *κόρα[ς πέμψειν ἐν Ἴλιον· εἶμεν Αἰαντείους ἀσύλους]*. Gegen Nikitsky spricht ein äußerer und ein innerer Grund. Erstens wird durch


Hosted by Google

Aber die Nachrichten, die wir über die Sendung der Lokrerinnen nach der Troas haben, lassen keinen Zweifel darüber, daß nur diese gemeint sein können, wie Wilhelm sofort mit sicherem Blick erkannte, als er die Inschrift im Jahre 1897 zum ersten Male las.

Die Inschrift ist im Jahre 1896 in Vritinitsa in der Nähe des alten Tolophon im Gebiet der westlichen Lokrer gefunden. Das ist merkwürdig, da ihr Inhalt sehr wahrscheinlich nur die östlichen Lokrer angeht. Es ist eine sehr ansprechende Vermutung von Wilhelm, daß die Urkunde in dem Heiligtum der Athena Ilias in Physkos[1]) aufgestellt gewesen und von dort verschleppt worden sei (S. 194). Wir werden in ihr eine, sicher gleichzeitige, Kopie der Urkunde des Vertrages zu sehen haben, der ohne Zweifel in mehreren Exemplaren ausgefertigt und aufbewahrt wurde und die Priesterschaft des Athenaheiligtums in Physkos interessieren mußte, auch wenn die westlichen Lokrer nicht in den Vertrag einbegriffen waren.

Wilhelm glaubt die Inschrift auf Grund einer Vergleichung mit delphischen Inschriften in das zweite Viertel oder in die Mitte des dritten Jahrhunderts setzen zu sollen (S. 255). Nach dem Urteil dieses ausgezeichneten Epigraphikers leidet es also keinen Zweifel, daß die Inschrift sich auf den späteren Brauch bezieht. Wenn wir diese Tatsache im Auge behalten, so löst sich uns ein scheinbarer Widerspruch in unseren Nachrichten über die Zahl und die Dauer des Dienstes der jeweilig entsendeten Jungfrauen.

Nach dem Phokerkriege wurde die Sendung der Lokrerinnen eingestellt. So berichtete Timaios, wie Tzetzes zu Lykophron v. 1141 bezeugt: *μετὰ τὸν Φωκικὸν πόλεμον ἐπαύσαντο τῆς τοιαύτης θυσίας, ὥς φησι Τίμαιος ὁ Σικελός.* Das ist ein Zeugnis, das nicht den geringsten Grund zum Zweifel bietet, und daher nicht ohne weiteres durch einen Machtspruch aus der Welt geschafft werden kann, wie Geffcken gemeint hat[2]). Aus Fr. 47 des Aelian (Varia historia ed. Hercher, vol. II 205), das Hercher aus verschiedenen Artikeln des Suidas zusammengestellt hat, geht hervor, daß die Sendung unter König Antigonos wieder aufgenommen wurde. Beunruhigende Zeichen hatten die Lokrer veranlaßt, sich an das Delphische Orakel zu wenden. Der Gott antwortete ihnen erst nach langen Bitten, Grund seines Zornes sei, daß sie die Sendung der Jungfrauen eingestellt hätten. Die Lokrer stellten darauf Antigonos die Entscheidung anheim, welche Stadt den Tribut schicken

---

diese Ergänzung die Zeile um ca. sechs Buchstaben länger als das Durchschnittsmaß der Zeilen, das N. selbst annimmt Zweitens müßte man statt des Inf. Fut. das Part. Pr. erwarten, da die Sendung bereits bestand: *τὰς ἐν Ἴλιον πεμπομένας.* Das geht aber nicht, weil die Zeile dann noch länger würde. Vielleicht hieß es kurz: *τὰς κόρας τὰς ἐν Ἴλιον.* Das würde einigermaßen dem Raum entsprechen.

[1]) Von Lolling entdeckt. Vgl. CIS IX 1, 349ff.

[2]) Geffcken, Timaios' Geographie des Westens, Philol. Untersuchungen, herausg. v. Kießling und v. Wilamowitz, XIII 1892, S. 11.

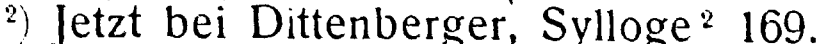
Hosted by Google

sollte, worauf der König bestimmte, das Los solle darüber entscheiden.

Es fragt sich, welcher Antigonos gemeint ist, der bei Ipsos gefallene Stammvater der Antigoniden, sein Enkel Antigonos Gonatas (277—239) oder dessen Neffe Antigonos Doson (229—220). Wilhelm rechnet mit allen drei Möglichkeiten, ohne sich für eine zu entscheiden (S. 180 f.), obschon nach dem Alter der Inschrift Antigonos Doson ohne weiteres ausscheidet, wenn wir nicht annehmen wollen, daß zwischen der Antwort des Orakels und der Anrufung des Antigonos mehrere Jahrzehnte verflossen seien, wozu uns die Fassung der Nachricht bei Aelian nicht berechtigt.

Aber auch zwischen Antigonos dem Großvater und dem Enkel wird man nicht schwanken können, sobald man sich die Sachlage klar macht. Es ist nicht anzunehmen, daß das Orakel die Wiederaufnahme der Sendung willkürlich verlangt hat, um so weniger, als kein Grund vorlag, den Lokrern aus der Einstellung einen Vorwurf zu machen, denn, wie wir sehen werden, war diese erfolgt, weil die Ilier die Mädchen nicht mehr hatten zulassen wollen. Nachdem aber die Sendung von neuem aufgenommen war, ist sie, wie Plutarch bezeugt[1]), bis in den Anfang der christlichen Zeitrechnung beibehalten worden, ein Zeichen, daß die Verwaltung des Heiligtums sich mit der Sendung einverstanden erklärt hatte. Ja, wir werden schließen dürfen, daß von dieser Seite die Wideraufnahme gewünscht wurde und daß dies der eigentliche Grund war, warum das Orakel sie gebot. Denn wäre das Heiligtum selbst nicht damit einverstanden gewesen, so hätte die Autorität des Delphischen Orakels in jener Zeit schwerlich genügt, es zu zwingen, die Mädchen aufzunehmen. Andererseits beweist die Anfrage der Lokrer an Antigonos ihre Unlust, sich dem Spruch des Gottes zu fügen, und den Wunsch der einzelnen Städte, die Verpflichtung von sich auf eine andere abzuwälzen. Wenn nun die Lokrer sich dem Spruche unterwarfen und sich wegen seiner Ausführung an Antigonos wendeten, so liegt die Vermutung nahe, daß dieser die treibende Kraft in dem ganzen Handel war. Denn die Vorgänge lassen sich nur verstehen, wenn wir eine Persönlichkeit voraussetzen, die an dem ilischen Heiligtum interessiert war und dabei die Macht hatte, ihren Willen in Griechenland durchzusetzen. Beides trifft auf den älteren Antigonos, aber nicht auf Antigonos Gonatas zu.

Eine von G. Hirschfeld zuerst veröffentlichte, verschiedene Dekrete vereinigende Inschrift aus Ilion[2]) gibt Kunde von einem Bunde freier Städte in der Troas, deren Mittelpunkt das Heiligtum der Athena Ilias war. An dem Heiligtum hatten die Städte



[1]) De sera numinis vindicta c. 12 p. 557 CD *καὶ μὴν οὐ πολὺς χρόνος ἀφ' οὗ Λοκροὶ πέμποντες εἰς Τροίαν πέπαυνται τὰς παρθένους.*

[2]) Jetzt bei Dittenberger, Sylloge² 169.


Hosted by Google

gemeinschaftlichen Anteil, und die Ilier hatten dabei keine Vormachtstellung, während sich später das Verhältnis änderte, wie A. Brückner treffend auseinandergesetzt hat (a. a. O. S. 579)[1]. Die Verwaltung des Heiligtums stand unter dem Synhedrion des Bundes, die Synhedroi hatten die Bestimmung über die Einrichtung des Heiligtums und die an ihm abgehaltene allgemeine Festversammlung; sie nahmen die Zuwendungen an die Göttin entgegen und belobigten ihre Wohltäter. Die Städte unterhandelten, wie aus der Inschrift hervorgeht (Z. 23), mit dem Könige über ihre Freiheit und Selbständigkeit. Es ist aber auch von einer früheren Gesandtschaft an Antigonos die Rede, zu einer Zeit, als er den Königstitel noch nicht angenommen hatte (Z. 9), und nach Lage der Dinge ist es klar, daß die Städte, auch wenn Antigonos ihre Selbständigkeit anerkannte, keinen wichtigen Schritt ohne seine Genehmigung tun konnten. Da nun das Geld für diese Gesandtschaft von dem Manne vorgeschossen wurde, der in der Inschrift als Wohltäter des Heiligtums gefeiert wird, und die politische Vereinigung der Städte durch ihre Zugehörigkeit zu dem Heiligtum sanktioniert war, so dürfen wir wohl annehmen, daß in den Unterhandlungen mit Antigonos auch von der Organisation des Kultes der Athena und der allgemeinen Festversammlung die Rede war. Handelt doch die ganze Inschrift von den Verdiensten dieses Wohltäters um das Heiligtum und die Festversammlung und wird ihm nachgerühmt, daß er bei allen Gelegenheiten für die Interessen der Göttin und der Städte mit Wort und Tat eingetreten sei. Wenn somit alles dafür spricht, daß Antigonos Monophthalmos das entscheidende Wort in allen das Heiligtum betreffenden Fragen sprach, so ist dagegen nicht abzusehen, wie Antigonos Gonatas unter der Regierung der Seleukiden dazu gekommen sein sollte, sich in eine Angelegenheit zu mischen, die die Ilier nicht weniger anging als die Lokrer.

Bestimmte Antigonos auf die Frage, welche lokrische Stadt den Tribut schicken sollte, darüber solle das Los entscheiden, so kann das nach dem Wortlaut heißen, es solle ein für allemal die Stadt ausgelost werden, die den Tribut zu übernehmen hätte. Aber das ist an sich nicht sehr wahrscheinlich, und daß tatsächlich die lokrischen Städte von Fall zu Fall untereinander losten, welche Stadt jedesmal die Sendung leisten solle, geht aus Lykophrons Alexandra v. 1146 ff. hervor.

Denn Lykophron zählt die Städte auf, die nach der Entscheidung des Loses (*πάλου βραβείαις*) die Mädchen sandten: Larymna, Kynos, Skarpheia, Phalorias, Naryka, Thronion. Er nennt daneben allerdings noch den Spercheios und Boagrios, d. h. die Anwohner dieser Flüsse, und die pyronaeischen Wald-

[1]) In der genannten Inschrift Z. 25 und 57 heißt es: *αἱ πόλεις αἱ κοινωνοῦσαι τοῦ ἱεροῦ καὶ τῆς πανηγύρεως*, später in römischer Zeit: *Ἰλιεῖς καὶ αἱ πόλεις αἱ κοινωνοῦσαι* usw.


Hosted by Google

schluchten[1]) und faßt die ganze Aufzählung zusammen: *καὶ πᾶς Ὁδοιδόκειος Ἰλέως δόμος.* Aber wenn neben den Städten noch einige ländliche Bezirke in Betracht kamen, so ist doch offenbar, daß Lykophrons Angabe insofern mit der Anordnung des Antigonos übereinstimmt, als nach beiden die Verpflichtung auf der Gesamtheit der Lokrer ruht und zwischen den verschiedenen Teilen des Landes gelost wird. Wäre die Alexandra, wie neuerdings vielfach angenommen wird, um 190 geschrieben, so müßte man entweder annehmen, daß der Vertrag zwischen den Lokrern wider aufgehoben wäre, oder daß Lykophron einen älteren Zustand beschriebe. Allein die Alexandra ist etwa um 273 verfaßt, wofür ich den Beweis demnächst an einem andern Orte erbringen werde, und so gewinnen wir in Lykophron einen zeitgenössischen Zeugen für die Angabe Aelians.

Wir wissen aber aus Polybios XII 5, 7, daß vor der Unterbrechung der Sendung die Mädchen nicht aus den Städten und Landschaften, sondern aus den hundert regierenden Häusern ausgelost wurden: *τὰς ἑκατὸν οἰκίας . . ., ἐξ ὧν ἔμελλον οἱ Λοκροὶ . . κληροῦν τὰς ἀποσταλησομένας παρθένους εἰς Ἴλιον.*

Wenn die Lokrer weder ohne weiteres zu dem alten Modus zurückkehrten, noch auch von Antigonos einfach auf ihn verwiesen wurden, so dürfen wir wohl annehmen, daß die hundert Häuser, die nach einem indirekten Zeugnis des Thukydides noch um die Mitte des 5. Jahrhunderts bestanden[2]), inzwischen ihre Bedeutung eingebüßt hatten. Daß aber der schüchterne Versuch der Lokrer, die Verpflichtung der Gesamtheit auf eine einzelne Stadt zu beschränken, von Antigonos zurückgewiesen worden war, bestätigt unsere Inschrift, indem sie die Verpflichtung der Gesamtheit als den bestehenden Rechtszustand voraussetzt.

Wie die Lokrer dazu gekommen sind, diesen Zustand auf dem Wege des Vertrages abzuändern, wissen wir nicht. Aus der Mädcheninschrift erfahren wir nur die Tatsache, aber nicht ihre Gründe. Denn daß die Aianteer aus der Gemeinschaft der Lokrer ausgeschlossen und geächtet gewesen seien, wie Wilhelm meint (S. 190), davon steht weder etwas in den erhaltenen Teilen der Inschrift, noch bieten diese irgendeinen zureichenden Grund, ihre Lücken in solchem Sinne zu ergänzen. Zwar ist Z. 11 von den verbrannten Häusern des Themon die Rede, aber wer dieser Themon war und aus welchem Grunde seine Häuser verbrannt worden waren, geht aus der Inschrift nicht hervor. Wilhelm ist bei der Ergänzung der Zeile von dem Gedanken ausgegangen, die Häuser seien von den Aianteern verbrannt worden und es sei in dem Vertrage der Stadt Naryka aufgegeben, sie nach

[1]) *Πυρωναῖαι νάπαι* nach Stephanus Byzant., der v. 1149, ohne Nennung des Gedichtes und Autors, zitiert. Übrigens gibt er an: *Πυρωναία πόλις Λοκρίδος.* Die Handschriften des Lykophron haben *πυράνθιοι*, resp. *πυρνάνθιοι.*

[2]) (*Ἀθηναῖοι*) *Λοκρῶν τῶν Ὀπουντίων ἑκατὸν ἄνδρας ὁμήρους τοὺς πλουσιωτάτους ἔλαβον.* I 108, 3.

Hosted by Google

Weisung des geschädigten Eigentümers wider aufzubauen: *οἰκίας Θήμωνος κατακαείσας ὁποίας κα τᾶι πόλε[ι φράζηι ἀνοικοδομηθῆμεν]*. Das ist aber schon darum unwahrscheinlich, weil im übrigen nur von Vorteilen die Rede ist, die den Narykaeern und Aianteern von der Gesamtheit der Lokrer gewährt werden. Mehr für sich hat daher die Vermutung von Nikitsky: *ὁποίας κα τᾶι πόλε[ι Ναρυκαίων δόξηι, ἀνοικοδομηθῆμεν]*.

Von den Bedingungen, unter denen die Aianteer die Stellung der Mädchen übernehmen, steht an erster Stelle: *[Αἰαντείους ἀσύλους εἶμεν κ]αὶ ἀρυσίους καὶ πολέμου καὶ εἰρήνας καὶ ἐφ' αἵματι μὴ ἐπικωλύειν καὶ προδικία[ν* . . . Über die zweifellose Ergänzung *ἀσύλους* und die Bedeutung von *ἀρυσίους* verweise ich auf die eingehenden und lehrreichen Auseinandersetzungen von Wilhelm, mir kommt es auf die Worte *ἐφ' αἵματι μὴ ἐπικωλύειν* an, die Wilhelm übersetzt: 'ihrer Blutschuld wegen soll man sie nicht behelligen'. Wie er sich das denkt, geht aus S. 190 hervor. Um der Blutschuld willen, die auf ihnen des Frevels wegen lastete, den ihr Ahnherr an Kassandra begangen haben sollte, seien die Aianteer vordem verschiedenen Übergriffen, Gefährdungen und Beeinträchtigungen ausgesetzt gewesen, vor denen sie in Zukunft, wenn sie die Mädchen lieferten, bewahrt sein sollten. — Aber Aias hatte doch die Kassandra nicht erschlagen. Nach der Sage hatte er das Asylrecht der Göttin nicht respektiert, aber daß er ihr Heiligtum mit Blut befleckt hätte, erzählte die Sage nicht. Außerdem lag der Frevel des Aias nach der herrschenden Meinung über tausend Jahre zurück. Allerdings hat die Kritik der Überlieferung ergeben, daß bei der Wideraufnahme der Sendung Meinungsverschiedenheiten unter den Lokrern hervortraten, welche Stadt dazu verpflichtet werden sollte, aber wir haben auch gesehen, daß der Vertrag zwischen den Narykaeern und den übrigen Lokrern auf der Voraussetzung beruht, daß die Verpflichtung auf allen Lokrern in gleicher Weise laste.

Wilhelm nimmt an, daß die Aianteer die Gesamtheit der Geschlechter waren, die sich auf Aias zurückführten (S. 172). Aber es fragt sich sehr, ob diese Annahme so selbstverständlich ist, wie manchem scheinen mag. Freilich begegnet uns die gleiche Ansicht schon im Altertum in einer auf Annaeus Placidus, einem Zeitgenossen des Commodus, zurückgehenden Notiz des Servius (zu Aen. I 41), nach welcher die Mädchen aus dem Stamm genommen wurden, dem Aias angehört hatte, *de ea triba, de qua Aiax fuerat,* ein Ausdruck, der insofern korrekter ist, als die Sage von Nachkommen des lokrischen Aias nichts weiß. Beruht nun diese Notiz im letzten Grunde auf einer Kenntnis des in der Mädcheninschrift enthaltenen Vertrages, so ist die Deutung des Ausdrucks *Αἰάντειοι* doch willkürlich, und daß sie falsch ist, geht aus der Inschrift selbst hervor.

Nach Z. 17 müssen die Aianteer ihren Sitz in der Stadt Naryka gehabt haben, denn es heißt dort, wenn die Narykaeer

Hosted by Google

in die Lage kämen, Geiseln zu stellen, so sollten sie keinen Aianteer schicken: [ἁ πόλις Ναρυ]καίων μὴ πεμψάτω ὅμηρα τῶν Αἰαντίων μηθένα. Wenn dies nun auch eine von den Vergünstigungen war, die die Aianteer dafür bekamen, daß sie die Stellung der Mädchen übernahmen, so läßt doch die Erteilung eines solchen Privilegiums schließen, daß die Aianteer in Naryka eine sehr angesehene Stellung hatten und keineswegs als ein fluchbeladenes Geschlecht angesehen wurden. Den Aianteern wird ferner, wo immer sie unter den Lokrern wohnen, Steuerfreiheit zugebilligt und irgendein Vorrecht bei allgemeinen Festschmäusen; welcher Art, ist allerdings infolge der Verstümmelung der Inschrift mit Sicherheit nicht zu erkennen: Z. 12 Αἰαντείων εἴ τίς κα ἐλ Λοκροῖς οἰκεῖν δείληται, ἀτέλειαν εἶμεν καθ . . . θοιναν εἶμεν τοῖς Αἰαντείοις εἶμεν πάντοις. Aber das scheint mir nach dem ganzen Zusammenhang angenommen werden zu müssen, daß es sich um ein Vorrecht handelt, das sie außerhalb Narykas genießen. Ich kann daher Nikitskys Ergänzung καθ[ὡς ἐν τᾶι πατρίδι · αἴ τις θύοι ἐν Ναρύκαι] θοίναν nicht für richtig halten und glaube, daß, wenn auch das Einzelne durchaus unsicher ist, doch dem allgemeinen Sinne Wilhelm näher kommt: καθ[ὡς πρότερον · μετοχὰν τᾶν] θοινᾶν. Dann geht es nach πάντοις weiter: καὶ τῶι ἱερεῖ τὰ δέρματα ἀποδιδόμεν. Wozu dieser Zusatz, da es sich doch von selbst versteht, daß die Priester bei den Opferschmäusen die Häute bekommen? Mir scheint, das erklärt sich nur dann, wenn den Aianteern eine Eigenschaft innewohnte, die sie in Versuchung führen konnte, ihrerseits auf die Häute Anspruch zu erheben, d. h. wenn sie selber Priester waren. Nun heißt es in demselben Zusammenhange, und zwar unmittelbar darauf, daß die Lokrer insgesamt verpflichtet sein sollen, der Lokris Aiantia, die wir an dieser Stelle kennen lernen, Opfer darzubringen: [θύειν (Wilhelm) oder πανηγυρίζειν (Nikitsky)] δὲ τοὺς Λοκροὺς πάντας τᾶι Λοκρίδι Αἰαντίαι ἐν Ναρύκαι. Danach scheint es mir nicht zweifelhaft, daß wir in den Aianteern ein Priestergeschlecht, und zwar von Priestern der Αἰαντία, zu erkennen haben.

Der Ausdruck ἐφ' αἵματι μὴ ἐπικωλύειν kann sich also nur auf Anklagen beziehen, die etwa wegen Blutvergießen gegen einen Aianteer erhoben wurden. Der Sinn von ἐπικωλύειν wird durch eine von Wilhelm aus dem Bulletin de corresp. Hell. XXVII 226 angeführten kretischen Inschrift beleuchtet: αἴ τι[να] κύων δάκοι, αἴ [κα] ἄλλως μόνον δυνατός, μηθὲν ἐπικωλύεσθαι[1]) κατὰ [θυ]σίαν μηδεμίαν. Offenbar ist die Meinung in unserer Inschrift, daß bloße Anklage auf Blutvergießen noch keine Amtsentsetzung zur Folge haben soll. Es waren auch die Normen für das dann einzuschlagende Rechtsverfahren angegeben, aber das Einzelne ist infolge der Verstümmelung der Inschrift nicht mehr zu erkennen.

[1]) So nach Wilhelms ansprechender Vermutung statt des nicht ganz sicheren μηθενὶ κωλύεσθαι auf der Abschrift des Steines.


Hosted by Google

Doch ist so viel klar, daß die Instanzen, vor denen der Prozeß zu führen war, in der Inschrift festgestellt waren: *καὶ προδικίαν . . . καὶ αὐτᾶι τᾶι πόλει*[1]).

Auf keinen Fall erhält man aus der Inschrift den Eindruck, daß die Aianteer sich unter dem Zwang der Umstände zu der Stellung der Mädchen verstanden. Hätten sie sich, wie Wilhelm annimmt, aus einer unerträglichen Lage befreien wollen, so würde es ihnen wohl nicht gelungen sein, eine Reihe von Privilegien für sich zu erwirken, die ihnen eine Ausnahmestellung vor allen andern Lokrern sicherten. Zum Teil sind ihnen vielleicht diese Privilegien nur von neuem bestätigt, z. B. die Freiheit von Abgaben, wenn Z. 12 von Wilhelm *καθὼς πρότερον* richtig ergänzt ist.

Insbesondere sollen nun den Aianteern alle Kosten ersetzt werden, die aus der Sendung der Mädchen entstehen.

Die Inschrift spricht von den Mädchen bald im Plural, bald im Dual, je nachdem von ihnen im allgemeinen oder von den jeweilig entsandten die Rede ist. Die Eltern beider Mädchen erhalten *τροφεῖα*, d. h. es werden ihnen die Kosten für die Erziehung der Kinder, die sie entbehren müssen, erstattet, Z. 9[2]). Für ein jedes der beiden Mädchen wird eine Summe von 15 Minen *ἐν κόσμον* ausgeworfen. Es fragt sich, ob *κόσμος* hier nur den Schmuck oder zugleich die Bekleidung bezeichnet. Wilhelm nimmt, wohl mit Recht, das letztere an und zeigt, daß die Summe für den bestimmten Zweck nicht unbeträchtlich war (S. 217 f.). Außerdem soll für den Unterhalt der Mädchen gesorgt werden bis zu einem Zeitpunkt, der an dem jetzt weggebrochenen Ende der Z. 10 stand: *καὶ τροφὰν παρέχειν, ἔντε κα.* Wilhelm hält für möglich, ja wahrscheinlich, daß zu ergänzen sei: *ἔντε*

---

[1]) Weder Wilhelm noch Nikitsky sind hier in der Ergänzung glücklich gewesen; der erstere vermutet: *προδικία[ν εἶμεν τοῖς τε ἰδιώταις]*, der letztere: *προδικία[ν αὐτοῖς διδόμεν αἴ τί κα ἀδικέωνται]*. *Προδικία* kann nichts anderes als *προδικασία* oder *δίκη πρόδικος* sein. Ein Vorverfahren fand auch in Athen bei Mordprozessen statt: Suid. *προδικασία. Οἱ τὰς ἐπὶ φόνῳ δίκας ἐγκαλούμενοι ἐν πρυτανείῳ πρὸ τῆς δίκης διατελοῦσιν ἐπὶ τρεῖς μῆνας· ἐν οἷς ἐξ ἑκατέρου μέρους λόγοι προάγονται.* Da aber eine höhere Instanz als die Stadt selbst nicht denkbar ist, so muß hier *προδικία* in einem weiteren, die *δίκη* mit umfassenden Sinne verstanden sein.

Die ganze Stelle ist nicht ohne weiteres verständlich. Es ist klar, daß nicht jede beliebige Bluttat gemeint sein kann, sondern daß ganz bestimmte Fälle vorschweben müssen. Das wahrscheinlichste scheint mir, daß an Unglücksfälle gedacht ist, die sich in Ausübung des Priesterberufs der Aianteer ereignen konnten. Plutarch berichtet in den quaest. Graec. p. 299 F von einer heiligen Handlung bei den Orchomeniern, in der vornehme Mädchen, die die Töchter des Minyas vorstellten, von dem Dionysospriester mit dem Schwert verfolgt wurden, wobei es gestattet war, die Ergriffene zu töten. Plutarch erwähnt einen solchen Fall, der zu seiner Zeit vorgekommen war. Aus den näheren Umständen, die er angibt, geht aber hervor, daß, obwohl das Fest natürlich regelmäßig gefeiert wurde, die Tötung einer der Darstellerinnen etwas ganz Außergewöhnliches und auch in diesem Falle wohl Unbeabsichtigtes war.

[2]) Vgl. Lysias, Epitaph. § 79 *ἐτελεύτησαν τὸν βίον τῇ πατρίδι τὰ τροφεῖα ἀποδόντες.*

Hosted by Google

κα [*ἐν ἀνδρὸς ἔλθῃι*. Allein wenn mit einer späteren Vermählung der Mädchen gerechnet worden wäre, so würden den Eltern die *τροφεῖα* wohl nicht bedingungslos zugesprochen sein. Außerdem haben wir das bestimmte Zeugnis Lykophrons, daß die Mädchen unvermählt blieben, denn von den Eltern heißt es v. 1144:

κλῆρον εἰς ἀνάρσιον
πέμψουσι παῖδας ἐστερημένας γάμων,

und v. 1153 werden die Mädchen *ἀνύμφευτοι* genannt. Nikitsky will *ἔντε κα ἐπανέλθωντι* lesen, aber auch das kann nicht richtig sein. Denn Lykophron sagt ausdrücklich, daß die Städte, die die Buße für den Frevel des Aias an Athena zu zahlen haben, die Mädchen bis ins Alter unterhalten müssen, v. 1154: *γηροβοσκοῦσαι κόρας*. Und in den Versen eines ungenannten Dichters bei Plutarch, De sera num. vind. S. 357 D, die von einigen Euphorion, von H. van Herwerden Arktinos zugeschrieben werden, dem sie, wie sich gleich herausstellen wird, nicht angehören können, heißt es, daß die Mädchen ihren Dienst auch unter der Bürde des Alters verrichten müßten:

αἳ καὶ ἀναμπέχονοι γυμνοῖς ποσίν, ἠΰτε δοῦλαι,
ἠοῖαι σαίρεσκον Ἀθηναίης περὶ βωμὸν
νόσφι κρηδέμνοιο καὶ εἰ βαρὺ γῆρας ἱκάνοι.

Es wird also in der Inschrift das, was Wilhelm für das weniger Wahrscheinliche hält, zu lesen sein, nämlich: *ἔντε κα ζώηι*.

Sind nun die Mädchen bis zu ihrem Tode in Ilion geblieben, so folgt, daß zurzeit immer nur eines geschickt wurde, es sei denn, daß einmal zufällig die beiden im Tode rasch aufeinander folgten. Dies bezeugt ausdrücklich Timaios in dem alten Scholion zu Lykophron v. 1155: Wenn eine von den Jungfrauen gestorben sei, so sei statt ihrer eine andere gekommen[1]). Ein altes Scholion aber, unbekannter Provenienz, zu Lykophron v. 1159 sagt ausdrücklich, daß die Lokrer nach der Unterbrechung der Sendung nicht mehr zwei Jungfrauen, sondern nur noch eine geschickt hätten, weil sie glaubten, daß diese Strafe genüge[2]). Ist hierbei auch nicht angegeben, auf wie lange Zeit die zwei Jungfrauen jedesmal geschickt wurden, so ergibt es sich doch von selbst, daß es nicht auf Lebenszeit war.

Nun haben wir aber verschiedene Zeugnisse, daß die Sendungen ursprünglich jährlich waren, so Strabo (p. 600 *αἱ παρθένοι ἐπέμποντο κατ᾽ ἔτος*), Aelian (fr. 47 *ἀνὰ πᾶν ἔτος δύο παρθένους*), altes Scholion zu Lykophron v. 1141 (*⟨β⟩ παρθένους ἐνιαυσιαίας*).

Ausschlaggebend ist das Zeugnis des Aeneas Tacticus, das sich nach der Zeit des Autors nur auf den älteren Brauch be-

---

[1]) *Τίμαιος ἱστορεῖ ὅτι αἱ παραγενόμεναι παρθένοι ἐδούλευον ἐν τῷ ἱερῷ τῆς Ἀθηνᾶς β΄ οὖσαι· εἰ δέ τις ἀποθάνοι, ἑτέραν παραγίνεσθαι ἀντ᾽ αὐτῆς.*

[2]) *μετὰ τὴν παῦσιν τῆς θυσίας πέμπειν οὐκέτι β΄, ἀλλὰ μίαν, ἀρκοῦσαν εἶναι δοκοῦντας τὴν τιμωρίαν.*

Hosted by Google

ziehen kann: *οἱ γοῦν περὶ Ἴλιον ἄνθρωποι ἐκ τοσούτου χρόνου καὶ οὕτω διατεταμένοι οὔπω δύνανται φυλάξαι μὴ εἰσελθεῖν αὐτοῖς τὰς Λοκρίδας, καίτοι τοσοῦτον αὐτοῖς ἐστιν ἡ σπουδὴ καὶ ἡ φυλακή, ἀλλ' οἱ Λοκροὶ προσέχοντες τῷ λαθεῖν λανθάνουσιν ἀν' ἔτεα πολλὰ εἰσάγοντες ⟨τὰ⟩ σώματα* (31, 24).

Wir haben also einen bemerkenswerten Unterschied zwischen der älteren und jüngeren Zeit zu konstatieren. Während die alte Regel war, daß jährlich wechselnd je zwei Jungfrauen geschickt wurden, und zwar aus den hundert regierenden Häusern, blieben, nachdem der nach dem Phokerkriege unterbrochene Brauch unter Antigonos Monophthalmos wieder aufgenommen war, die lokrischen Mädchen, zwei an der Zahl, bis zu ihrem Lebensende in Ilion, und zwar wurden sie anfangs aus allen Städten ausgelost, hernach aber, spätestens seit der Mitte des 3. Jahrhunderts, nur aus dem Priestergeschlechte der Aianteer genommen.

Aelian und das alte Scholion zu Lykophron v. 1159 unterscheiden zwischen der älteren und der späteren Zeit. Dagegen macht Lykophron einen solchen Unterschied nicht. Er läßt seine Alexandra den lokrischen Städten voraussagen, daß sie tausend Jahre die Buße für den Frevel des Aias zahlen würden, v. 1152:

> *ποινὰς Γυγαίᾳ τίσετ' Ἀγρίσκᾳ θεᾷ,*
> *τὸν χιλίωρον τὰς ἀνυμφεύτους χρόνον*
> *πάλου βραβείαις γηροβοσκοῦσαι κόρας.*

Die tausend Jahre sind auch von Timaios bezeugt. Denn Tzetzes berichtet an der schon erwähnten Stelle nicht nur, daß die Sendung der Lokrerinnen nach dem Phokerkriege aufhören werde, sondern auch, daß dann tausend Jahre verflossen wären. Ausdrücklich wird an jener Stelle nur diese Notiz von Tzetzes auf Timaios zurückgeführt. Aber es läßt sich leicht zeigen, daß noch mehr in dem Scholion des Tzetzes auf Timaios zurückgeht. Freilich nicht alles. Tzetzes hat in den Notizen aus Timaios ein altes, ebenfalls zu v. 1141 erhaltenes Scholion eingearbeitet, dessen Inhalt von dem Scholiasten auf Kallimachos zurückgeführt wird, der nach dem Schol. A D zu Il. N 66 in dem ersten Buche der *Αἴτια* von den Lokrerinnen handelte. Alles übrige bei Tzetzes stimmt mit Apollodor. Dem glücklichen Umstand, daß Tzetzes die Bibliothek noch vollständig vor sich hatte, während wir an dieser Stelle auf die Epitome (6, 20) angewiesen sind, verdanken wir die Erkenntnis, daß Apollodor seinen Bericht über die Lokrerinnen aus Timaios schöpfte[1]).

Hiernach erzählte Timaios, daß im dritten Jahre nach der Heimkehr der Lokrer von Troja in Lokris eine Seuche ausgebrochen sei, worauf sie ein Orakel bekommen hätten, sie sollten, um die Athena in Ilion zu versöhnen, auf tausend Jahre zwei durch das Los bestimmte Jungfrauen schicken. Daß diese Sendung von

---

[1]) Die Belege in dem Anhang am Schluß der ganzen Abhandlung.

Hosted by Google

Timaios auf Lebenszeit gedacht war, geht, wie wir gesehen, aus dem Schol. zu v. 1155 hervor.

Wenn Timaios annahm, daß die tausend Jahre des Orakels nach dem Phokerkriege abgelaufen waren, so mußte er den jüngeren Brauch ignorieren, wie Lykophron ihn ignorierte. Er kannte ihn aber ebensogut wie dieser, sonst hätte er nicht die Lebenslänglichkeit des Dienstes der Mädchen voraussetzen können, die erst mit dem jüngern Brauche aufkam.

Auch nach Kallimachos verpflichtete das Orakel die Lokrer auf tausend Jahre, aber Kallimachos wich darin von Timaios und Lykophron ab, daß er die jeweilige Dienstzeit auf ein Jahr bestimmte.

Endlich wird die tausendjährige Buße in der Vita Pythagorae des Jamblichus § 42 erwähnt, wo sie in den Moralpredigten, die Pythagoras in den Mund gelegt werden, zum Beweise dafür dient, wie schwer das Laster der Zügellosigkeit von dem Gott geahndet werde[1]).

Bei Strabo oder vielmehr seinem Gewährsmann Demetrios von Skepsis ist so wenig von einer Unterbrechung der Sendung wie von einem Endtermin die Rede. Merkwürdig ist, daß gerade Strabo, der sich auf die Version der Ilier selbst beruft, die einjährige Dauer des Dienstes annimmt, da man doch schwerlich zur Zeit des Demetrios von Skepsis wider zu dem alten Modus zurückgekehrt war. Hier liegt eine Ungenauigkeit vor, deren Gründe wir nicht mehr erkennen können.

Auch Plutarch, der bei der Gelegenheit, wo er die Verse des unbekannten Dichters über die Lokrerinnen zitiert, offenbar aus eigener Kenntnis bemerkt, es sei noch nicht lange her, daß die Lokrer aufgehört hätten, wegen der Zügellosigkeit des Aias die Jungfrauen nach Troja zu schicken, sagt nichts von den tausend Jahren.

Der Dichter, den er anführt, kann nicht vor dem Anfang des dritten Jahrhunderts geschrieben haben, weil er den jüngeren Brauch kennt, daß die Mädchen bis zu ihrem Tode in Ilion blieben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß es Euphorion ist, aber nicht deswegen, weil er, wie man Suidas verstanden hat, in seinen Chiliades Orakel gesammelt hatte, die erst nach tausend Jahren in Erfüllung gegangen waren. Aber allerdings handelt ein ganzes Buch dieses Werkes nur von Orakeln, und da sich der Dichter an dieser Stelle so nah mit Lykophron und Kalli-

---

[1]) *τῶν γὰρ βαρβάρων καὶ τῶν Ἑλλήνων περὶ τὴν Τροίαν ἀντιταξαμένων ἑκατέρους δι' ἑνὸς ἀκρασίαν ταῖς δεινοτάταις περιπεσεῖν συμφοραῖς, τοὺς μὲν ἐν τῷ πολέμῳ τοὺς δὲ κατὰ τὸν ἀπόπλουν, καὶ μόνης ⟨ταύτης⟩ τῆς ἀδικίας τὸν θεὸν δεκετῆ καὶ χιλιετῆ τάξαι τὴν τιμωρίαν, χρησμῳδήσαντα τήν τε τῆς Τροίας ἅλωσιν καὶ τὴν τῶν παρθένων ἀποστολὴν παρὰ τῶν Λοκρῶν εἰς τὸ τῆς Ἀθηνᾶς τῆς Ἰλιάδος ἱερόν.* — Statt des überlieferten *μόνης τῆς ἀδικίας* wollte Rohde Rh. M. 34 S. 251 *μόνης τῆς ἑκατέρου ἀδικίας*, Nauck in seiner Ausgabe *μιᾶς τῆς Πάριδος καὶ Αἴαντος ἀδικίας* lesen. Meine Ergänzung stützt sich auf § 41 *μόνης τῶν ἀρετῶν ταύτης* (S. 29, 16 Nauck).


Hosted by Google

machos berührt, so kann man kaum an einen andern denken. Darum braucht er nicht, wie diese, die tausend Jahre erwähnt zu haben, aber möglich ist es natürlich, daß Plutarch bei ihm davon gelesen hatte, wenn er es auch nicht ausdrücklich sagt.

Auch Annaeus Placidus schweigt von den tausend Jahren wie von der Unterbrechung des Brauches und wirft den älteren und den späteren Brauch durcheinander, indem er berichtet, daß das Orakel von vornherein die jährliche Sendung nur eines von den Aianteern zu stellenden Mädchens verlangt habe[2]).

Zeigen sich unsere Berichterstatter in diesem Punkte unzuverlässig, so darf man nicht übersehen, daß sich alle diejenigen, die an das Orakel glaubten, das eine tausendjährige Frist für die Buße setzte, sich dem späteren Brauche gegenüber in einer schwierigen Lage befanden. Wenn seine Zeit abgelaufen war, warum bestand der Brauch dann noch immer weiter oder warum war er wider aufgenommen worden? Unsere Berichterstatter haben diese Schwierigkeit entweder dadurch umgangen, daß sie den jüngeren Brauch, oder dadurch, daß sie die gesetzte Frist ignorierten, keiner ist auf den Gedanken gekommen, bis zu dem Ende des Phokerkrieges seien seit der Zerstörung Trojas noch gar keine tausend Jahre verflossen gewesen. Ein einziger Grammatiker, dessen Spuren wir in dem wertvollen Scholion zu Lyk. v. 1159 finden, hat der Schwierigkeit entschlossen ins Auge gesehen; aber auch er hat keinen Zweifel an der Chronologie des Timaios ausgesprochen. Er hat seine Spuren auch bei Aelian in dem fr. 47 hinterlassen, und Scheer hat prinzipiell durchaus recht daran getan, das Fragment zur Ausfüllung einer augenscheinlichen Lücke des Scholions zu benutzen. In diesem wird ausgeführt, die Lokrer hätten zu einer bestimmten Zeit erklärt, die Zahl der Jahre sei erfüllt, aber das Orakel habe gar keine bestimmte Zeit angegeben: *ὁ δὲ χρησμὸς οὐκ εἶχεν ὡρισμένον χρόνον, ἀλλ᾽ εἰς⟨όταν ἐξιλέωσι τὴν θεὸν⟩ β' κόρας ἀντὶ τῆς ἀδικίας τῆς γενομένης εἰς τὴν Κασάνδραν . . . ἐδήλου στέλλειν.* Dementsprechend wird als Inhalt des Orakels von Aelian angegeben, die Not der Lokrer (nach ihrer Rückkehr aus dem Trojanischen Kriege) würde nicht aufhören, *εἰ μὴ πέμποιεν ἀνὰ πᾶν ἔτος δύο παρθένους ἐς τὴν Ἴλιον τῇ Ἀθηνᾷ Κασάνδρας ποινήν, ἕως ἂν ἱλεώσητε τὴν θεόν.* Hierbei ist der ganz unmotivierte Übergang in die persönliche Anrede sehr bemerkenswert. Ich kann mir das nicht anders erklären, als daß in der Quelle Aelians das Orakel wörtlich angeführt war.

Es standen sich also zwei Lesarten des Orakels gegenüber, eine, nach welcher die Buße auf tausend Jahre, eine, nach der sie auf unbestimmte Zeit gefordert wurde, oder vielmehr die

---

[2]) Servius zu Aen. I 41: *ut postea per oraculum de eius regno quotannis unam nobilem puellam iusserit Ilium sibi ad sacrificium mitti et quod est amplius de ea tribu de qua Aiax fuerat, sicut Annaeus Placidus refert.*

Hosted by Google

Echtheit des Verses, in dem die bestimmte Frist gesetzt war, wurde bestritten, um die Tatsache zu erklären, daß die Sendung von neuem wider aufgenommen wurde. Wenn Lykophron und Timaios, die, obwohl sie, wie sich uns aus ihren Angaben ergeben hat, den späteren Brauch kannten, der mit der Fiktion der tausend Jahre in Widerspruch stand, doch an dieser Fiktion festhielten, so ist das ein Beweis, daß der Vers, der sie enthielt, kein späterer Zusatz war. Es muß erst auf den Widerspruch ausdrücklich hingewiesen sein, ehe man das Orakel zu rechtfertigen suchte. Das muß aber noch vor Eratosthenes geschehen sein, da man, statt die Chronologie des Timaios anzugreifen, zu einer Änderung des überlieferten Textes griff.

Daß irgend jemand geglaubt haben könne, der Zorn der Göttin über den Frevel des Aias sei auch nach einer tausendjährigen Buße noch nicht besänftigt gewesen, ist ein ganz ungeheuerlicher Gedanke. Wenn das Delphische Orakel, wie es nach Aelian scheint, die Forderung der Erneuerung der Buße so motiviert hat, so ist offenbar, wie wenig aufrichtig es war. Mir persönlich ist es freilich zweifelhaft, ob damals das Orakel überhaupt gesprochen hat, und es scheint mir ungleich wahrscheinlicher, daß mit den Lokrern direkt durch Abgesandte, sei es des Antigonos oder des Synhedrions der troischen Städte im Auftrag des Antigonos, über die Erneuerung des Tempeldienstes der Mädchen verhandelt worden ist. Wie dem aber auch sei, so sind die Mädchen, als sie von neuem nach Ilion geschickt wurden, sicher nicht als Büßerinnen gekommen, wie sie von Lykophron, Timaios und Euphorion geschildert werden.

Nach diesen durften sie sich dem Götterbilde selbst nicht nahen. Ebensowenig war ihnen erlaubt, das Heiligtum bei Tage zu verlassen. Sie hatten die niedrigsten Dienste zu verrichten, und dem entsprach ihre Kleidung. Sie mußten den Boden des Tempels sprengen und kehren, beim Morgengrauen hatten sie den Platz um den Altar zu fegen. Sie trugen keinen Schleier, ihr Haar war geschoren, sie waren nur mit e i n e m Gewand bekleidet und gingen barfuß[1]).

Mit dieser Schilderung lassen sich die Bestimmungen des Vertrages zwischen den Lokrern und Aianteern schlechterdings nicht vereinigen, die mehr an eine Versorgung adeliger Stiftsdamen als an das Los jammervoller Büßerinnen erinnern. Allerdings bezieht sich diese Schilderung ausdrücklich auf die ältere Zeit, aber da sich die Widerkehr der Mädchen nur aus dem Wunsch einer Reorganisation des Kultes erklären läßt, so ist es unwahrscheinlich, daß man ihnen eine Stellung eingeräumt haben sollte, die sie vorher nicht besessen hatten. Da aber die Inschrift sicher zuverlässiger ist als die literarischen Zeugen, so wird man ihre

---

[1]) *ϑεᾶς δ' ὀφελτρεύσουσι κοσμοῦσαι πέδον δρόσῳ τε φοιβάσουσι*, Lyk. v. 1165. Dazu vgl. Timaios in dem Anhang und die Verse aus Euphorion oben S. 197.



Hosted by Google

Schilderung mit dem äußersten Mißtrauen betrachten müssen. Ich würde zum Beweise der Unglaubwürdigkeit des Timaios und Lykophron nicht weit ausholen, wenn ich nicht sähe, daß an der Auffassung von der Sendung der Lokrerinnen als einer Sühnehandlung auch von sehr autoritativer Seite festgehalten würde.

Diese Auffassung ist an die Annahme gebunden, daß die Sendung von einem Orakel geboten worden sei. Dies Orakel ist nach der Angabe unserer Berichterstatter den Lokrern bald nach ihrer Rückkehr von Troja erteilt worden. Mag man nun auch, wie Wilhelm, auf dem Standpunkt stehen, daß die Sage vom Frevel des Aias in ihrer Gänze keine willkürliche Erfindung sein könne, so wird doch niemand verkennen, daß die Aussagen über den Inhalt des Orakels sich auf Vorgänge beziehen, die lediglich aus der epischen Tradition bekannt waren. In dieser Tradition aber hatte, nach allem, was wir wissen, die Geschichte des Aias etwa im sechsten Jahrhundert Gestalt gewonnen. Sollen wir glauben, daß in dieser Zeit auf Grund der epischen Tradition das Delphische Orakel den Lokrern eröffnet habe, der Zorn der Athene über den Frevel des Aias sei immer noch nicht versöhnt, während doch nach derselben Tradition Aias seiner Strafe nicht entgangen war? Das scheint mir an sich undenkbar und streitet mit den Angaben unserer Berichterstatter, die das Orakel in diejenige Zeit verlegen, die allein einem wirklich erteilten wie auch einem rein fiktiven Orakel entspricht.

Danach möchte die Annahme am einfachsten erscheinen, daß auch das Orakel der epischen Tradition entnommen sei. Der Beweis wäre geliefert, wenn die Verse bei Plutarch dem Arktinos zugeschrieben werden könnten, aber das ist, wie gezeigt, unmöglich, weil sie Kenntnis des jüngeren Brauches verraten.

Das Orakel kann aber auch deswegen kein Produkt der epischen Tradition sein, weil es zu ihr nicht stimmt.

Der Sinn des Orakels ist, daß für die verletzte Jungfräulichkeit der einen Kassandra zwei Jungfrauen zur Zeit in dem Dienst der jungfräulichen Göttin büßen müssen. Die epische Tradition aber hat wohl von der Schändung des Heiligtums der Athene, aber nichts von der Schändung der Kassandra durch Aias gewußt. Das ist schon von Overbeck[1]) behauptet, von Furtwängler[2]) bestritten worden, aber da von keiner Seite durchschlagende Argumente aufgeboten sind, so muß ich in eine kurze Untersuchung der Tradition eintreten.

---

[1]) Galerie heroischer Bildwerke, 1853, S. 635.
[2]) Furtwängler und Reichhold, Griechische Vasenmalerei, 1904, S. 185.

(Ein Schlußartikel folgt.)



ANZEIGEN

G. F. Lipps, Das Problem der Willensfreiheit. (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 104.) B. G. Teubner, Leipzig 1912. 8. 383 S. 1 ℳ, geb. 1,25 ℳ.

An populären Darstellungen des Problems der Willensfreiheit ist gegenwärtig kein Mangel, und es kann fraglich erscheinen, ob eine neue notwendig war. Das aber muß man dem Verfasser des vorliegenden Schriftchens lassen, daß er den Gegenstand in sehr eigenartiger Weise anfaßt und behandelt, und der bildungsbedürftige Leser wird ihm gewiß dankbar dafür sein, daß er bei dieser Gelegenheit zugleich einen kleinen Kursus der Geschichte der Philosophie durchschmarutzen darf. Ob er freilich, was er doch in erster Linie wünschen wird, über das behandelte Problem hinreichend aufgeklärt wird, ist eine andere Frage. Gleich der Anfang eröffnet wenig Aussicht dazu. Da werden verschiedene Gründe teils für, teils gegen die Freiheit angeführt, wie sie sich schon der gewöhnlichen, nicht besonders tief dringenden Betrachtung darbieten. Dies führt zu der Feststellung, daß widersprechende Tatsachen gleiches Recht zu haben scheinen, und überraschend schnell zu dem Ergebnis (S. 2), 'daß es in der Frage der Willensfreiheit für uns kein Entweder—Oder geben kann', wir vielmehr 'den Menschen ebensowohl als frei wie auch als gebunden anzusehn' haben. Ganz recht, nur wäre doch eine Aufklärung erwünscht über die verschiedenen Gesichtspunkte, von denen aus man zu den entgegengesetzten Resultaten kommt, und dazu hätten von vornherein die ganz verschiedenen Begriffe, die man mit dem Worte Willensfreiheit verbinden kann, klar voneinander geschieden werden müssen. Aber darauf läßt sich der Verfasser nicht ein: 'Wir werden uns nicht mit Haarspaltereien über die Bedeutung der Worte Wille und Freiheit abgeben.' 'Dies wäre eine unfruchtbare und langweilige Beschäftigung' (S. 10).

Die wird also dem Leser erspart. Statt dessen wird ihm als Beispiel für den Zwiespalt zwischen den Gefühlen der Freiheit und Gebundenheit Schillers Wallenstein vorgeführt. Das ist ja nun nicht ganz zu verwerfen: einige Stellen aus dieser Dichtung können mit Recht hier herangezogen werden, wie es ja auch seit Schopenhauer widerholt geschehen ist. Was soll man aber dazu sagen, wenn der Verfasser als Beweis dafür, daß dem Helden 'die Verwebung von Freiheit und Notwendigkeit mit voller Deutlichkeit vor Augen' tritt (S. 9.), das Selbstgespräch benutzt, in dem es ihm zu seiner schmerzlichen Überraschung klar wird, daß er, der bisher immer noch die Wahl zwischen den beiden Wegen frei zu haben glaubte, sich plötzlich gezwungen sieht, den einen

Hosted by Google

einzuschlagen? Gezwungen ist er doch nur darum, weil er nicht, wie er glaubt, nur in dem Gedanken der Tat sich gefallen und nur die Wege sich offen gehalten, sondern bereits Schritte auf dem einen Weg getan hat, die ihm nun schließlich die Umkehr unmöglich gemacht haben. Mit dem Problem der Willensfreiheit hat das natürlich nicht das geringste zu tun. Der Verfasser aber findet, daß uns hier der Dichter 'vor die rätselhafte Verwebung von Freiheit und Gebundenheit gestellt' hat ganz ebenso wie es der Philosoph, Kant nämlich, tut. Da wird man sich denn nicht wundern dürfen, daß es dem Verfasser in Kants Behandlung des Problems vor allem unklar bleibt, 'wie wir es anfangen sollen, um die uns allen wohl vertraute zeitliche Daseinsweise des Menschen als eines Sinnenwesens mit der unserer sinnlichen Wahrnehmung sich entziehenden außerzeitlichen Daseinsweise des Menschen als eines Vernunftwesens in Einklang zu bringen'. Da nun also weder 'unser Dichter noch unser Philosoph eine befriedigende Lösung des Rätsels gibt', so unternimmt Lipps es selbst. Um zum Ziele zu kommen, ist weiter nichts nötig als 'den inneren Kern unseres eigenen Wesens zu erfassen'. Da wo Kant ihn gesucht hat, kann er nicht zu finden sein: denn da ist's dunkel. Mit freudiger Erwartung wird der Leser dem Verfasser auf dem Wege folgen, der zu einer 'weniger dunklen Auffassung von dem Kern das Menschen' und damit zur Lösung des Rätsels führen soll.

Zunächst führt der Weg durch die Geschichte der Philosophie. Hier auf Einzelheiten[1]) einzugehen ist im Rahmen dieser Besprechung nicht möglich, es muß genügen, über die Ergebnisse zu berichten, zu denen der Verfasser gelangt. Die Verwebung von Freiheit und Gebundenheit begreiflich zu machen war weder die griechische noch die unter Augustins Einfluß stehende christliche Philosophie imstande, weil beide ebenda, wo der Grund zum Handeln des Menschen liegt, auch den Weltgrund suchten, die eine im Vernunftwirken, die andere im Willen. Auch die Entdeckung der Wirksamkeit der Triebe mußte unfruchtbar bleiben, solange sie teils zur völligen Trennung des Reiches des Unbelebten und Unbewußten vom Reiche des Belebten und Bewußten (Descartes), teils dazu führte, daß man die mechanische Naturbetrachtung auch bei der Erforschung der Erscheinungen des geistigen Lebens festhielt (Spinoza, Hume). Auch bei Leibniz ist keine befriedigende Erklärung zu finden, weil seine Lehre von der prästabilierten Harmonie unhaltbar ist. Hier bekommt der Leser nämlich eine vollständige Widerlegung der Leibnizischen Philosophie in den Kauf. 'Zu einem wirklichen Erforschen der Eigenart des geistigen Lebens gelangt erst Kant.' Aber auch er hat das Problem nicht gelöst, sondern nur klar und deutlich gestellt. Gelöst haben es auch Fichte, Schelling, Schopenhauer nicht. Lösen tut es Lipps.

Die Aufgabe ist, wie L. nicht müde wird zu widerholen, die 'Verwebung von Freiheit und Gebundenheit' zu erklären. Zu diesem Zweck

[1]) Erwähnt soll doch werden, daß S. 11 dem Okeanos die Θέτις an Stelle der Τηθύς gegönnt wird. Den Namen der Erinnyen (S. 22) nicht so, sondern richtig zu schreiben, ist bei solcher Stellung zum Griechischen wohl eine unbillige Forderung.



muß das menschliche Handeln in den Zusammenhang des Gesamtgeschehens eingegliedert, es muß aber zugleich von den Vorgängen in der unbelebten Natur unterschieden und in seiner Eigenart erfaßt werden. Unser Wille trifft seine Entscheidung auf Grund von Motiven. Können die Motive als Ursachen gelten? Nein, denn 'sie sind in ihrer vermeintlichen Wirksamkeit Schwankungen unterworfen, die es uns unmöglich machen, die konstante Verbindung zwischen den Motiven und unserm Handeln in unserm Denken herzustellen, die wir zwischen der Ursache und ihrer Wirkung voraussetzen' (S. 74). Kann man nach diesem Satze noch an der Befähigung des Verfassers zweifeln, das schwierige Problem endlich zu lösen? Wer es tut, den wird vielleicht das Beispiel, auf das er sich beruft, eines Besseren belehren. 'Beispielsweise veranlaßt uns vielleicht der Anblick eines Stuhles, Platz zu nehmen. Die Handlung kann aber ebensowohl auch unterbleiben.' Nach diesem Muster ist auch der Anblick eines Regenschirms ein Motiv, ihn aufzuspannen, eine Ursache aber nicht, weil man das ja nicht unter allen Umständen tut. Und nicht genug damit! Ist ein Stuhl ein Motiv, so ist offenbar eine Anzahl Stühle eine ebenso große Zahl von Motiven: welch köstliches Beispiel, um daran einen anderen Unterschied zwischen Ursachen und Motiven klarzumachen, daß nämlich auf diese der Satz vom Kräfteparallelogramm nicht anwendbar ist. 'Und wenn mehrere Stühle vorhanden sind, so mag zwar jeder einzelne als ein Motiv gelten, das uns zum Sitzen einladet. Diese Motive wirken jedoch nicht in der Weise zusammen, daß wir uns in einer mittleren Richtung, wie sie der Satz vom Parallelogramm der Kräfte verlangen würde, zwischen den Stühlen hindurch bewegen müßten.'

Der Klarheit und Tiefe dieser Einsicht entspricht es, wenn wir weiterhin hören: 'Unsere Handlungen sind Vorgänge in der Körperwelt.' Bisher pflegte man das Wesentliche an einer menschlichen Handlung gerade in dem zu sehn, was nicht Vorgang in der Körperwelt ist. Doch da es bei L. anders ist, und er sich ferner 'von der geistigen Ursache eines körperlichen Vorgangs keine Vorstellung machen' kann, die Abhängigkeit eines solchen von körperlichen Ursachen aber bei lebenden Wesen nicht wie in der unbelebten Natur eindeutig ist, außerdem alle Lebewesen die Fähigkeit haben, Gewohnheiten anzunehmen und dadurch beständig unter dem Einfluß früherer Vorgänge stehn und endlich auch noch die Macht der Vererbung hinzukommt, es also unmöglich ist, 'die Betätigung des Lebens in irgendeine endliche oder unbegrenzt große Summe äußerer Einwirkungen aufzulösen, so müssen wir einen schlechthin bestehenden und unableitbaren Grund des Lebens anerkennen. Wir wollen ihn den Lebenstrieb nennen'. Und damit ist das Wort des Rätsels gefunden.

Das Wort in der Tat im eigentlichsten Sinne. Und wenn man liest, welchen Gebrauch der Verfasser davon macht, so merkt man wider einmal, wie sehr Mephistopheles mit seiner bekannten Bemerkung recht hat. Wir hören widerholt, daß der Lebenstrieb 'als eine unzerlegbare Einheit' gedacht werden muß, womöglich noch öfter wird versichert, daß er die 'unmittelbare Ursache der Handlungen der Lebewesen'


Hosted by Google

ist. Daneben ist dann freilich von 'seiner ständig wechselnden Beschaffenheit' die Rede, wobei man sich ja alles mögliche denken kann. Und daß man damit auch wirklich die Meinung des Verfassers treffen würde, zeigt die Belehrung, die wir S. 82 erhalten, daß sich in dem wechselnden Gesamtzustande unseres Bewußtseins die Unterscheidungen und Verknüpfungen vollziehen, 'die in ihrer untrennbaren Zusammengehörigkeit die Gegenstände der Wirklichkeit im Raume und in der Zeit darbieten. Und all das, was so unterschieden und verknüpft wird, verwebt sich zu dem Gesamtzustand, in dem der unser ganzes Dasein begründende Lebenstrieb sich kund gibt'. Ja, freilich, wenn es so ist, dann muß man dem Verfasser wohl zustimmen: in dem Gesamtzustand unseres Bewußtseins, wie er sich unter dem Einfluß alles dessen, was wir erlebt haben und erleben, gestaltet, wird ja allerdings wohl auch der Grund für das Gefühl der Freiheit und die Überzeugung von der Unfreiheit des Willens zu finden sein, aber das wußte man wirklich schon vor dem Erscheinen dieser Schrift und der Entdeckung des 'Lebenstriebes'. Dementsprechend macht denn auch der Verfasser nachher von dieser Entdeckung gar keinen Gebrauch, als er endlich 'zu dem Kernpunkt unserer ganzen Untersuchung' (S. 86) und zehn Seiten weiter gar zu dem 'entscheidenden Punkt' kommt. Da hören wir ganz einfach, daß wir 'als denkende Menschen von der durchgreifenden Gesetzlichkeit des menschlichen Handelns überzeugt sind', diese Bestimmtheit und Notwendigkeit aber 'bei dem lebendigen, von seiner Vergangenheit beeinflußten Menschen nicht nachzuweisen' vermögen und daß aus dieser Beschränktheit unserer Erkenntnis sich das Gefühl der Freiheit des Willens erklärt. Diese Entdeckung ist ja auch schon längst gemacht worden, und sie wird dadurch nicht zu einer neuen gestempelt, daß es dem Verfasser beliebt, das Verhalten, dem jene Überzeugung entstammt, das kritische und das, in dem wir uns diesem Gefühl hingeben, das naive zu nennen. Um zu diesem längst bekannten Ergebnis zu gelangen, war wirklich der lange und mühselige Weg, den man in dieser Schrift geführt wird, und war überhaupt die ganze Schrift nicht nötig. Daß diese hier so ausführlich besprochen worden ist, rechtfertigt sich nur dadurch, daß sie zu einer Sammlung gehört, die einen wohlverdienten Ruf genießt und ein besseres Schicksal verdient hätte, als ein solches Produkt in sich aufzunehmen. Dieser Schrift kann man nur den Wunsch mit auf den Weg geben, daß sie nicht in die Hände des Leserkreises kommen möge, für den sie bestimmt ist, weil sie dort nur Unheil stiften könnte.

Charlottenburg. Conrad Müller.

D. Karl Budde, Die altisraelitische Religion. 3. verb. und reicher erläuterte Doppelauflage von 'Die Religion des Volkes Israel bis zur Verbannung'. X u. 148 S. 8. 2,50 ℳ, geb. 3,10 ℳ. Gießen (Alfred Töpelmann, vormals J. Ricker) 1912.

Mit vollem Rechte ist die Darstellung der Entwicklung der israelitischen Religion in den Lehrplan der oberen Klassen höherer Schulen aufgenommen worden. Denn erst mit dem Verständnis für deren lang-


Hosted by Google

same Ausbildung von primitiver Form bis zur Erhabenheit der religiösen Erkenntnis der großen Propheten, die trotz des lebentötenden gesetzlichen Firnisses noch zur Zeit Jesu Widerhall findet, wird die Lehre Jesu und damit das Christentum als Höhepunkt göttlicher Offenbarung und Führung begriffen, die auf altem Grunde etwas Weltüberwindendes schafft. Der Ausspruch des Johannesevangeliums (4, 22) 'Das Heil kommt von den Juden' läßt sich erst aus dem Zusammenhang der alt- und neutestamentlichen Entwicklung, also historisch, richtig erfassen. Das Grundlegende in der Geschichte der israelitischen Religion ist aber der Abschnitt von den Anfängen bis zum Ende des Exils. Liegen auch mehrere Jahrhunderte zwischen dieser altisraelitischen Religion und dem Auftreten Jesu, während derer ein Niedergang des religiösen Geistesfluges zu bemerken ist, so knüpft doch gerade an sie die Lehre Jesu an mit ihrer Erhabenheit des Gottesbegriffs und mit ihrem weltenumfassenden Weitblick. Die altisraelitische Religion stellt ein Gebiet voll der schwierigsten Probleme dar, die natürlich hinsichtlich des Ursprungs und der älteren Zeiten am zahlreichsten sind. Überall treffen wir da auf widerstreitende wissenschaftliche Meinungen, sobald wir uns in Einzelheiten vertiefen. Es ist deshalb als ein großer Vorzug des Buddeschen Buches zu bezeichnen, daß uns der Verfasser hier wohl mit den Problemen vertraut macht, aber uns ein abgeklärtes Urteil darüber vorlegt, das sich auf eingehendes Quellenstudium stützt, so daß wir mit sicherer Hand durch das Wirrsal hindurchgesteuert werden und einen Einblick in die Entwicklung nach den Hauptsachen gewinnen. Dem Forscher wird Budde nur insofern Neues bieten, als er an gewissen Stellen die Sache auf Grund seiner Spezialuntersuchungen darstellt und frappante Einzelresultate bietet. Da diese durch beweiskräftige Begründungen gestützt sind, kann sich aber auch der Kenner seinem Urteil nicht leicht entziehen. Einen durchschlagenden Erfolg wird der Verfasser bei denjenigen Gebildeten finden, welche ohne Vorurteil und ohne Überladung mit Fachwissenschaft an das Thema herantreten. Nicht zuletzt aber dürfte sich das Buch gerade dem Religionslehrer empfehlen, weil der selbe ganze Abschnitte daraus, nachdem er in seinem Vortrag das Wichtigste geboten hat, den Schülern vorlesen kann, um nun auch eine Autorität zu ihnen reden zu lassen. Die Schilderung Buddes ist trotz aller Einfachheit so fesselnd, daß sie auf einen Schüler, der dem Gegenstand nur einigermaßen Interesse entgegenbringt, unbedingt Eindruck machen muß.

Den allgemeineren Charakter der Darstellung, der die wissenschaftlichen Schwierigkeiten nur andeutet, leitet das Buch aus seiner Entstehung her. Es sind Vorlesungen, welche der Verfasser im Auftrage des Ausschusses für die 'Amerikanischen Vorlesungen über Religionsgeschichte' im Jahre 1898 an verschiedenen Universitäten Amerikas vor einem größeren Kreis von Gebildeten gehalten hat. Zwei Auflagen erschienen unter dem Titel 'Die Religion des Volkes Israel bis zur Verbannung'. Unter neuem Titel erscheinen sie zum dritten Male. Und wenn sie auch kein ganz neues Buch ergeben haben, so sind sie doch in verschiedener Hinsicht erweitert und vor allem in den Anmerkungen reicher erläutert worden. Da an dieser Stelle auf die früheren Auflagen


Hosted by Google

nicht hingewiesen worden ist, müssen wir kurz auf den Inhalt nach seinen hauptsächlichsten Momenten eingehen. Die erste Vorlesung handelt über den Ursprung der Jahwereligion. Budde stellt fest, daß in den Überlieferungen des A. T. über die ältesten Zeiten des Volks ein historischer Kern verborgen ist, den man allerdings nur durch scharfsinnige Untersuchung vom Sagenhaften trennen kann, und daß sich danach von einer Jahwereligion erst mit dem Auszuge aus Ägypten und der Anknüpfung von Verbindungen mit Wüstenstämmen reden läßt. Die Tatsache einer Dienstbarkeit des Volks in Ägypten und seiner mit Schwierigkeiten verbundenen Loslösung von diesem Lande ist zu tief im Gedächtnis des Volks eingewurzelt, als daß sie bestritten werden könnte. An den Namen und die Person des Moses knüpft das Erwachen einer Jahwereligion an. Dieser Jahwe ist ursprünglich der Berggott der Midianiter (Keniter) gewesen, und die aus Ägypten auswandernden Stämme nahmen ihn in feierlicher Verbrüderung mit diesen auch zu ihrem Gott an; als ihr Kriegsgott leitet er sie von nun an. Ethische Beziehungen zwischen Gott und dem Volke wurden erst nach und nach hergestellt. Die zweite Vorlesung redet von Jahwe und seinen Nebenbuhlern. Hier wird Wert darauf gelegt, daß Israel in Kenaan aus einem Nomadenvolke zu einem seßhaften, ackerbautreibenden Volke wurde. Nach uralter Anschauung war für die Kenaaniter Baal der Herr des Landes, der den Ackerbausegen spendete und dem man die Dankfeste zu feiern hatte. Indem sich das Volk dieser Auffassung teilweise anschloß, entspann sich ein schwankender Zustand, bis sich endlich der Gedanke, daß Jahwe doch die Landesgötter geknechtet habe und deshalb als der Mächtigere auch über dem Landbau stehe, Bahn zu brechen begann. Während dieses Ringens hat das Volk neben dem Jahwekult auch noch andere ältere Kultgebräuche gepflegt, welche in eine frühere Periode seines Nomadenlebens zurückreichen. Auch im Passahfeste ist ein Rest vorkanaanitischer Nomadenreligion erhalten. Die dritte Vorlesung beschäftigt sich mit den Vorkämpfern des Jahwetums, die diesem mit der Zeit zum völligen Sieg verhelfen, mit den Priestern, Propheten und Königen. In diesem Abschnitt ist vor allem auf die Entstehung des Prophetentums näher eingegangen, das, aus religiöser und nationaler Not zugleich geboren, auch religiöse und nationale Ziele erstrebt, anfangs noch in Formen, die von religiösem Wahnsinn nicht weit entfernt sind. Neben der Priesterschaft, die sich als Fortsetzer des Werkes Mosis fühlte, und neben dem Königtum, das ein mit ihm eng verbundenes Zentralheiligtum Jahwes schuf, haben sie am meisten zur Anerkennung der Jahwereligion beigetragen. Die vierte Vorlesung handelt von den auswärtigen Mächten und der Schriftprophetie des Nordreiches. Wir nähern uns hier schon sicheren urkundlichen Quellen. Gegen das Eindringen fremder Kulte, die den Jahwedienst zu untergraben drohen, wenden sich die Gottbegeisterten des Nordreiches, und die nun auftretende Schriftprophetie erkämpft neben der alleinigen Jahweverehrung insbesondere auch eine dazu geeignete würdige Verfassung der Herzen, die sich in Gerechtigkeit und Sittlichkeit äußert. Hosea ist wohl der edelste Vertreter dieses die Religiosität vertiefenden ethischen Prophetentums, das sich der vorwärtsdrängenden

Hosted by Google

Macht Assurs entgegenstemmt, aber das durch dieselbe heraufziehende Verhängnis vom ungehorsamen Volke nicht abwenden kann. In der fünften Vorlesung wird die Jahwereligion und Weltmacht im Südreich Juda beleuchtet. Auch hier ist's ein religiöser und nationaler Kampf, der von den Schriftpropheten geführt wird. Nach dem Untergang des Nordreiches setzt der selbe mit Macht ein, und ein Jesajas ist es, der als begeisterter Vorkämpfer reinen Jahwetums auftritt. Wohl kam eine heidnische Reaktion auf den Plan, aber die Kraft der prophetischen Gedanken war doch so stark geworden, daß das Deuteronomium die religiösen Forderungen in einer umfassenden Gesetzessammlung zum Ausdruck bringen konnte. Allerdings war da nur das Kultische berücksichtigt und die Werkheiligkeit hervorgehoben. Das Sittliche, das dem eigentlichen Wesen Jahwes Entsprechende, war außer acht gelassen worden, und so wurde das Verderben doch nicht aufgehalten. Auch hier wird durch Prophetenmund eifrig vor Anschluß an das Heidentum gewarnt, um die nationale Eigenart Judas zu retten, aber der sittliche Gedanke war nicht so mächtig, daß sich das Volk auf sich selbst besann. So kam auch für das Südreich der Zusammenbruch. Von diesem und den Grundpfeilern für seine Wideraufrichtung handelt nun die sechste und letzte Vorlesung. Hier tritt die Bedeutung des Jeremja, Hesekiel und Deuterojesaja lebendig vor unser Auge. Auf Grund ihrer ethischen und kultischen Forderungen baut sich in dem armen heimgesuchten Volk ein Neues. Diese nun beginnende Zeit des nachexilischen Judaismus fällt nicht mehr unter den Rahmen des Buddeschen Buches. Bis hierher nur führt uns in lebendiger und stellenweise ergreifender Schilderung sowohl als mit umfassendster Sachkenntnis der Gelehrte. Unfehlbar drängt sich dem, der die Entwicklung verfolgt, der Gedanke auf, daß, wenn auch später das Judentum in öden Gesetzesformalismus versank, doch in den ethischen Forderungen, die seit der Zeit der großen Propheten niemals ganz verschwanden, die Keime liegen, aus denen nachher Jesus seine Religion des Gottesreiches und des Vaters sieghaft gestalten konnte.

E. Herr.

Sophokles erkl. v. F. W. Schneidewin u. A. Nauck. 5. Bändchen: Elektra. 10. Auflage, besorgt von Ewald Bruhn. Berlin 1912, Weidmannsche Buchhandlung. 213 S. 8. 2 ℳ.

Sophokles' Elektra scheint nach dem Ausweis der Programme, soweit diese ein Urteil hierüber verstatten, nur noch selten auf den Gymnasien gelesen zu werden. Dazu stimmt die geringe Zahl der Auflagen der Elektraausgaben. Es ist auch erklärlich. Wo man nur zwei oder gar nur ein Stück des Sophokles liest, genießen Aiax, Antigone und König Oedipus den Vorzug. Aiax ist ja mit der Erörterung des Begriffes der Heldenehre für Unterprima wie geschaffen. Zum Lobe der Antigone und des König Oedipus erübrigt es sich ein Wort zu sagen. Doch ist es wünschenswert, daß auch die Elektra einmal vorgenommen werde, ja äußerst fruchtbar, ganz abgesehen davon, daß das allgemeine Interesse dafür durch Hugo v. Hofmannsthal u. Richard Strauß neu belebt worden ist. Gern denke ich an die Stunden zurück, da mit

Hosted by Google

uns der feinsinnige Aischylosübersetzer Hermann Oldenberg die Elektra las. Wie packend der Gegensatz zwischen dem *οὔ τοι συνέχθειν, ἀλλὰ συμφιλεῖν ἔφυν* der Antigone und dem grausigen *παῖσον, εἰ σθένεις, διπλῆν* der Elektra! Der wird zum vollen Bewußtsein gebracht, wenn man in Unterprima die Antigone liest, ihr dann in Oberprima die Elektra gegenüberstellt, oder wenn man nach der Lektüre des Aiax in Unterprima die Elektra mit Kürzungen im Sommer liest und die Sophokleslektüre mit seinem Meisterwerke, der Antigone, abschließt. Dabei wird die Möglichkeit gewonnen, neben Sophokles' Werk die Behandlung desselben Stoffes bei den beiden anderen großen Tragikern zu stellen. Die Elektra des Euripides wird freilich nur kurz berührt werden können; Inhaltsangabe durch den Lehrer oder einen Schüler, der das Stück im Original oder in der Übersetzung gelesen hat, dürfte genügen. Dagegen bietet sich die Gelegenheit zu einer wirksamen Vertiefung des Unterrichts, wenn auf die Orestie des Aischylos, um mit Bethe zu reden, das wundersamste Werk der antiken Poesie überhaupt, sei es in den griechischen Stunden sei es im Deutschen, wenn der selbe Lehrer beide Fächer unterrichtet, eingegangen wird. Wie mächtig das große Werk des Aischylos auf die Jugend wirkt, zeigte in diesem Winter die Aufführung der von einem Schüler nachgedichteten Trilogie in Schulpforta. Da dankte der lebhafteste Beifall der von der Gewalt der Dichtung hingerissenen Zuschauer dem jugendlichen Übersetzer, den für die Sache begeisterten Darstellern und dem verdienstvollen Leiter der Aufführung. Für die Behandlung der Orestie stehen uns vortreffliche Übersetzungen zu Gebote. Wo eine 'Graeca' besteht, kann auch eins der Stücke im Original gelesen werden, wenn der leitende Lehrer das Seine tut. In der Klasse ist dies wohl nur unter besonderen Verhältnissen möglich.

Einer so in den Mittelpunkt der Behandlung des gewaltigsten tragischen Stoffes gestellten Lektüre der Elektra würde die kürzlich erschienene Neubearbeitung der Schneidewin-Nauckschen Elektra vortreffliche Dienste tun, die Ewald Bruhn seinen Ausgaben des König Oedipus und der Antigone hat folgen lassen.

Bruhn verzichtet in der Einleitung mit Recht darauf, alle sagengeschichtlichen Probleme, die die frühere Entwicklung der Orestessage darbietet, zu berühren, sondern behandelt nur die für die Entwicklungsgeschichte der Sophokleischen Elektra in Betracht kommenden, und zwar in drei Abschnitten: I. Die delphische Orestie; II. Die beiden Elektren; III. Warum schrieb Sophokles seine Elektra? Der Vergleich mit der schon 1893 erschienenen, von Nauck besorgten 9. Auflage zeigt, daß hier etwas durchaus Neues vorliegt, sehr begreiflich bei dem lebhaften Interesse, das die Wissenschaft gerade an der Elektra genommen hat.

Im ersten Abschnitt geht Br. auf die bekannten Stellen in der sog. Telemachie ein, sucht *α* 310 gegen Wilamowitz zu schützen und bezeichnet es als die Tendenz des Dichters, die Verschuldung Klytaemnestras [1]) und die Rache an ihr zurücktreten zu lassen. Aber in der ersten

[1]) Über die Schreibung *Κλυταιμήστρα* s. S. 48 ff.


Hosted by Google

Nekyia (λ. 405 ff.) wird der treuen Penelope 'die ehebrecherische Mordgesellin' gegenübergestellt, die Kassandra tötete und dem Gatten die letzten Liebesdienste versagte. — Wie weicht Aischylos in seiner Trilogie von Homer ab? Bei ihm steht Klytaemnestra im Vordergrunde. Sie hat sich, um Iphigeniens Opferung zu rächen, mit Aegisth verbunden; sie gibt dem Gemahl den Tod, ebenso der Kassandra. Ihr Tod durch das Racheschwert des Sohnes, der erst nachher Aegisth tötet, ist der Höhepunkt der Handlung in den Choephoren, deren Inhalt ausführlich berichtet wird. Zu dieser schrecklichen Tat hat den Orest der Befehl des delphischen Gottes gebracht. Nach ihr verfolgen ihn die Erinyen, Apollo verschafft ihm den Freispruch vor dem attischen Gerichte. Mit Hinweis auf Pind. Pyth. XI. 15—37, Fragmente des Stesichoros, Aisch. Choeph. 358 u. voraischyleische Vasenbilder wird eine voraischyleische Orestie erschlossen, nach der Klytaem. als Buhle des Aegisth in Amyklai lebte, Orest zuerst den Aegisth, dann die dem Buhlen zu Hilfe eilende Klytaim. ermordete, in Delphi entsühnt wurde, dann das Reich seiner Väter regierte. Die Sagenform wurde geschaffen, die Notwendigkeit der Blutrache und die entsühnende Macht Apollons zu erweisen, also im Sinne der apollinischen Religion.

Im zweiten Abschnitt 'Die beiden Elektren' behandelt Br. die Frage, ob das Sophokleische oder das Euripideische Stück früher verfaßt worden sei. Nachdem er bemerkt hat, daß wir für die Entscheidung darüber nur auf innere Gründe angewiesen sind, versucht er nach einer Analyse des Euripidischen Stückes die von Wilamowitz einst aufgestellte, aber später zurückgenommene These zu verfechten, daß Sophokles' Elektra das Drama des Euripides zur Voraussetzung habe. Allgemein anerkannt ist ja, daß Euripides bei seiner Behandlung des Stoffes im Gegensatz zu Aischylos steht, schroffer aber ist der Gegensatz zu Sophokles. Wie erklärt sich dieser! Hat dem Euripides die sittliche Entrüstung über die Elektra des Sophokles die Feder geführt, kann man sein Stück mit Parmentier als eine Parodie des Sophokleischen bezeichnen, oder hat Sophokles, der in seinem Alter öfter den Anregungen des Euripides folgte, seine Elektra im Widerspruch zu der des jüngeren Dichters geschaffen? Indem Br. auf eine Detailvergleichung der beiden Stücke übergeht, mahnt er zur Vorsicht, da nur zu häufig, wie er an einem Beispiel zeigt, so oder so geschlossen werden kann. Er gibt auch zu, daß sich einzelne Stellen des Euripides als Polemik gegen Sophokles und Aischylos deuten lassen, schließt aber, daß nur dieser gemeint sei, aus der Betrachtung von V. 520 f., die ihm eine unfreundliche, schulmeisterliche Kritik gegen Aeschylos zu enthalten scheinen. Das zugegeben, kann ich aber den nun folgenden Schluß ex silentio nicht für zwingend halten, daß Euripides, wenn er nach Sophokles dichtete, an einigen seiner Angaben hätte Anstoß nehmen müssen (daß Chrysothemis die Locke nicht wegen einer Ähnlichkeit mit ihrem Haar, sondern weil kein andererer sie hingelegt haben könnte, für Orests Geschenk hält; daß Orest sich legitimiert, indem er den Siegelring seines Vaters vorzeigt). Ebensowenig scheint mir durch die Bezugnahme auf den 408 aufgeführten Orest (507 ff.) die Auffassung Vahlens u. a. über das Ver-

Hosted by Google

hältnis von Soph. Elektra 527 ff. zu Eurip. Elektra 1011 ff. widerlegt zu sein. Soweit ich mir in der ganzen Frage ein Urteil erlauben darf, meine ich, daß mit Einzelgründen die Sache überhaupt nicht zur endgültigen Entscheidung gebracht werden kann, daß dagegen allgemeine Gründe, wie sie Kaibel (S. 55 seiner Ausgabe) und Steiger (Philol. LVI. S. 561 ff.) entwickelt haben, nach wie vor für die Priorität des Sophokleischen Stückes sprechen.

Br. sucht dann zu zeigen, daß der Orest des Euripides eine Fortsetzung und damit eine Kritik der Sophokleischen Elektra gibt, daß Verse (1049 ff.) der 412 aufgeführten Helena einen spöttischen Seitenblick auf Sophokles' Elektra 62 ff. enthalten. Damit würde sich ergeben, daß die Sophokleische Elektra unmittelbar unter dem Eindruck der im Frühjahr 413 aufgeführten Elektra des Euripides entstand, 412 aufgeführt wurde. Doch bezeichnet Br. dieses selbst nur als Vermutung.

In dem dritten Abschnitte 'Warum schrieb Sophokles seine Elektra?' setzt Br. die Anerkennung des vorher geführten Beweises voraus und nimmt an, daß die Art, wie Euripides gewagt hatte, den Mythos zu behandeln und den Gott von Delphi anzurufen, Sophokles veranlaßte, für die Autorität des Gottes einzutreten. (Interessant ist es, damit die Darlegung des entgegengesetzten Standpunkts bei Steiger, Euripides S. 20 ff., zu vergleichen.) Da Apollo die Tat geboten, wird die Berechtigung des Muttermordes überhaupt nicht in Frage gestellt. Unter diesem Gesichtspunkte werden die Charaktere der handelnden Personen, besonders der Elektra, entwickelt und der Aufbau des Stückes dargelegt. Die Klarheit und Konsequenz, mit der das geschieht, ist bewundernswert und lehrreich auch für den, der den Beweis unter II nicht für zwingend hält.

Die Bemerkungen über den kritischen Apparat schließen sich eng an die zur elften Auflage des 'König Oedipus' gegebenen an, vermehrt durch den Hinweis auf den Papyrosfetzen von Oxyrhynchos, der Reste der Verse 993—1007 enthält. Von Handschriften, wegen deren Kollation auf Jahn-Michaelis[3] verwiesen wird, kommt für Elektra neben den für König Oedipus herangezogenen E = Paris. 2284 in Frage. In dem Varia Lectio überschriebenen Abschnitte, der an die Stelle der Besprechung einzelner Stellen in der Nauckschen Ausgabe getreten ist, führt Br. mit Recht nur die Gewährsmänner für die sparsam aufgenommenen Konjekturen an. Die allgemeine Übersicht über die Metra (S. 190 ff.) und die Analyse der einzelnen Lieder (S. 193 ff.) entspricht den betreffenden Abschnitten der Ausgabe des 'König Oedipus'. In der Feststellung des Textes verfährt Br. durchaus konservativ. Gegenüber den zahlreichen Athetesen Naucks erkennt er verhältnismäßig wenig grobe Verderbnisse des Textes an und verfolgt, vielfach in Übereinstimmung mit Kaibel, das Prinzip, durch gründliche Interpretation dem Texte gerecht zu werden und nur im Notfalle zur Konjektur zu schreiten. Dabei erscheint im Text zuweilen die Überlieferung, die Anstöße werden durch Kreuze bezeichnet, auszuscheidende Wörter durch den Druck hervorgehoben (105, 129, 174, 838, 855); Vermutungen sind in die Anmerkungen verwiesen. Außer Vers 691, 'der schülerhaftesten Interpolation, die überhaupt in der attischen Tragödie vorkommt', und den meines

Hosted by Google

Erachtens mit Recht verworfenen Versen 1485 und 1486, für die auch Kaibels Erklärung nicht befriedigt, sind ganze Verse nicht beanstandet. Nach 72, 1265 und 1438 nimmt Br. Lücken an, 850 ff. hält er für heillos verderbt, 818 und 1086 f. für verderbt, aber nicht emendiert. An anderen Stellen (21, 47, 219 ff., 221, 564, 1097, 1384) ist er geneigt, den Konjekturen Neuerer zu folgen, ohne sie geradezu in den Text zu nehmen. Sonst stimmt sein Text sehr mit Kaibel überein, abgesehen davon, daß Br. infolge der höheren Bewertung von L gegenüber L^2 und P zu einigen anderen Lesarten gelangt (z. B. 942, 1124, 1260). Einige Verschiedenheiten notiere ich noch: 162 behält Br. Διὸς, 186 *ἀνέλπιστος*, 443 setzt er *δέξεσθαι*, 973 *λόγων* in den Text (s. auch 781 und 1133).

Der Kommentar entspricht in seiner Anlage dem zum 'König Oedipus', enthält dramaturgische Bemerkungen und Inhaltsangaben der einzelnen Abschnitte. Die Erklärungen sind vielfach kürzer und prägnanter gefaßt als von Nauck in der 9. Auflage, gegen den zuweilen stillschweigend, meist glücklich polemisiert wird (z. B. 363, 518, 531, 941, 1113, 1329, 1349). Besonders findet sich eine Fülle feiner sprachlicher Bemerkungen (z. B. 11, 272, 589, 590); anstatt der Parallelstellen sind Verweisungen auf den Anhang im 8. Bändchen der Ausgabe gegeben, dessen Studien für jeden, der in die Sprache des Dichters eindringen will, ungemein förderlich ist. Auf die neuere Literatur über die Elektra wird gelegentlich hingewiesen, besonders öfter auf Kaibels Erklärungen (mit *K* bezeichnet) Bezug genommen, z. B. auch Vers 278, wo mir die Richtigkeit zweifelhaft erscheint; 516 ff. ist die Situation wohl richtiger gefaßt als bei Kaibel. Beiläufig bemerke ich, daß in der Anmerkung zu 1357 im Zitat aus Kaibel ein Irrtum untergelaufen ist, wodurch der Sinn verschoben wird. Im übrigen ist der Druck sehr korrekt. (Die zu 612 gegebene Anmerkung gehört zu 610.)

Jedenfalls wird der Kommentar dem Lehrer die besten Dienste tun. Er ist aber auch wohl geeignet, strebsamen Schülern eine Hilfe zu gewähren. Er leitet zu einem tieferen Verständnis der Sprache und des Zusammenhanges an und bietet an schwierigeren Stellen, z. B. im Dialog der Elektra und Chrysothemis (1021 ff.) Übersetzungen, die die Erklärung in sich enthalten.

Alles in allem wird man von dem Studium der Ausgabe nur mit Dank für die sichere Führung scheiden und sie aufs wärmste empfehlen können.

Naumburg (Saale). K. Pilling.

---

1) Scribe et Legouvé, Bataille de Dames. Comédie. Herausgegeben von K. Rudolph. Sammlung französischer und englischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen herausgegeben von L. Bahlsen und J. Hengesbach. Berlin 1912, Weidmannsche Buchhandlung. XVI u. 131 S. Wörterverzeichnis 16 S. 1,40 ℳ.

E. Faguet hat einmal gelegentlich der Aufführung eines Scribeschen Stückes der Meinung Ausdruck gegeben, daß die historische Komödie über die Geschichtsphilosophie, die den tiefsten Gründen nachforscht,


Hosted by Google

den Sieg davongetragen habe; man habe sich, sagte er, über den Dichter wegen seines engen Gesichtskreises lustig gemacht und habe dabei übersehen, daß dieser Routinier des Theaters gar nicht so weit entfernt sei von dem Denken, das mit einem gewissen Skeptizismus jeden tieferen Zusammenhang menschlichen Geschehens leugnet; es sei zu finden bei Männern wie Montaigne, Pascal, Voltaire und schließlich auch bei Tolstoi.

Zu dieser 'Rettung' Scribes nehme man ein anderes hinzu, was das übliche Urteil, das man ihm zuteil werden läßt, erklären könnte: Das Theater bietet eine Kunstform, bei der sich psychologische Mängel schneller als bei anderen literarischen Werken, die den gleichen Stoff behandeln, zeigen. Ich denke hierbei z. B. an den historischen Roman: Wenn da nach W. Scotts Muster die Fülle der realistischen Kleinmalerei den großen Persönlichkeiten ängstlich aus dem Wege geht, so scheint sie uns besser geeignet für geschichtliche Belehrung zu sein als der Versuch der Historiker, Ideen und Absichten der großen Männer klarlegen zu wollen. Sie versucht eben nichts Unmögliches. So endigt diese Form der Geschichte, die auf die Erklärung des Größten verzichtet, in der Nähe von Konstruktionen, wie sie Scribe uns bietet. Seien wir darum vorsichtig und nachsichtig in unserm Urteil über ihn!

Das vorliegende Stück erhebt nicht den Anspruch des Verre d'eau, einen Ausschnitt aus der Kabinettspolitik zu geben; aber die hier auftretenden Personen sind allgemein genug gehalten, um eine ganze Zeit, die terreur blanche nach 1815, typisch darzustellen. Die im Mittelpunkt stehende Verschwörerpersönlichkeit, die Detektivkünste eines eifrigen préfet auslöst, hat mehr Reiz für die Jugend als die von Münch vor dem Verre d'eau empfohlene Camaraderie, besonders auch weil der Held, ein junger ehemaliger Offizier der Grande armée von adligem Namen, sich einer stark heroischen Vergangenheit rühmen darf. Das Stück stammt aus dem Jahre 1851, also aus einer Zeit, wo die Légende napoléonienne sich gerade wider anschickte praktisch greifbare Formen anzunehmen. Wenn Tante und Nichte hier um die Hand des selben jungen Menschen streiten, so spüren wir schon etwas von dem kommenden zweiten Empire, wo nach den Stürmen des Jahres 1848 alles zu neuer Lebenslust aufblühte. An der Wichtigkeit, die die Rolle des Präfekten hier annimmt, erkennen wir die ganze Unterwürfigkeit, die dieses sich seiner Freiheit so laut rühmende Volk im Wechsel der Zeiten und unter den verschiedensten Regierungen den ihm sichtbarsten politischen Beamten dargebracht hat. Natürlich kann der Heroismus des Helden nicht ohne die Folie des Angsthasen sein: ein auf Heirat bedachter Philister vertritt so trotz seiner Jugend die ältere Generation, die es vorzog, zu Hause zu bleiben. Das gibt ihr ein Recht neben dem Heroismus die andere Seite des französischen Charakters, die Vorsicht, zum Ausdruck zu bringen. Alles ist sonst stark spielhaft gehalten, so wie es die Generation des zweiten Kaiserreiches brauchte; es steckt mehr Psychologie von 1851 als von 1817 in dem Stück, und das macht es, trotz seiner leichten Art, immer noch zu einer empfehlenswerten Lektüre.

Die vorliegende Ausgabe ist sorgfältig gearbeitet. Die Einleitung gibt zwar reichlich historische und ästhetische Belehrung. Der Lehrer,

Hosted by Google

der nicht nur sprachlichen Gewinn für seine Schüler aus der Lektüre holen will, wird aber über das dort Gebotene noch oft hinausgehen können. Möge die verdienstvolle Arbeit dem so oft gelästerten Dichter neue Freunde gewinnen helfen. Der offizielle Dichter des zweiten Empire, Mérimée, erklärte eine gut erzählte Anekdote für das Beste, was die Geschichte bieten könne. Dieser Forderung wird Scribe hier in der ihm eigenen Art gerecht.

2) F. Herbert, Anecdotes. Recueil de morceaux choisis. Französisch-Deutsche Ausgabe. 3. Auflage. Gießen 1912, Emil Roth. XIV u. 244 S. 8. 2 *M*.

Das Buch enthält, ohne daß dabei vom Leichteren zum Schwereren vorgeschritten würde, eine Reihe von 131 Anekdoten, untermischt mit einigen Gedichten von erzählendem Charakter. Von dem naheliegenden, pädagogisch zweifellos wertvollen Mittel, verschiedene Formen derselben öfter erzählten Geschichte zu bieten, derart, daß sich das Schwierigere neben das Einfache stellt, hat Verfasser keinen Gebrauch gemacht. Nur wenige Stücke werden dem Lehrer Neues bieten; aber das Buch scheint mir wohl brauchbar in der Hand eines Lehrers, der seine Schüler zur Widergabe von kurzen Erzählungen, die französisch, aber auch deutsch mitgeteilt werden können, anleiten will. Da die Anekdote auf konkretes Beiwerk verzichtet, so ist sie sprachlich von vornherein für unterrichtliche Verwertung zugeschnitten. Die freieren Arbeiten, die an Stelle des Aufsatzes bei der Reifeprüfung seit 1910 zugelassen worden sind, liegen schließlich ganz in derselben Richtung.

Um das Gerüst der Erzählung schon äußerlich hervortreten zu lassen, sind in dem sorgfältigen Druck, der bei Büchern dieser Art nicht immer zu erwarten ist, sämtliche Verbalformen fettgedruckt worden. Das wirkt auf die Dauer etwas eintönig. Kurze Sentenzen helfen neben einem Verzeichnis der entlegeneren Vokabeln die Seite füllen. Das umfassende Lexique am Schluß war vielleicht überflüssig. Das selbe gilt, da das Werkchen im Grammatischen doch nicht vollständig sein konnte, von der Darstellung der französischen Konjugation. Doch diese Einwände sollen den Wert des trefflichen Büchleins nicht herabmindern.

Kattowitz O. S. Rich. Bürger.

---

1) Karl Quiehl, Französische Aussprache und Sprachfertigkeit, ein Hilfsbuch zur Einführung in die Phonetik und Methodik des Französischen. Fünfte Auflage. Leipzig 1912, G. B. Teubner. VI u. 304 S. 8. 5 *M*.

Dieses durch Sachkenntnis und Maßhalten ausgezeichnete Werk verdient eine ausführlichere Anzeige; folgendes ist der Gedankengang des Verfassers.

Der Unterricht in einer lebenden Sprache hat zunächst die Aufgabe, den Schüler in die Aussprache einzuführen; wie auch die Preußischen Ausführungsbestimmungen von 1908 ein 'Ausgehen vom Laute, nicht vom Buchstaben' verlangen; 'beim Unterricht in der Aussprache bedeute die Phonetik Arbeitsverringerung und Zeitersparnis, freilich solle sie nur eine helfende Dienerin für die Erfüllung der Lehraufgabe sein'.


Hosted by Google

Während die Schrift nur ein Abbild des Wortes ist, das dem heutigen Lautbestande nicht mehr entspricht, bildet das Wesen des Wortes der Laut. Nun bringt der deutsche Schüler in den französischen Unterricht den Lautbestand mit, der — je nach der Gegend — seinem anerzogenen Deutsch eigentümlich ist. Legt man ihm nun gleich anfangs das gedruckte französische Schriftbild vor, so wird er seine mundartlich deutsche Aussprache ins Französische hinübernehmen.

Wie kann man dies verhindern?

Zunächst muß natürlich der Lehrer selbst die Ansprache eines gebildeten Parisers besitzen. Dann muß er — ohne das Lehrbuch aufschlagen zu lassen — die betreffenden Wörter und Sätze vorsprechen und einüben. Freilich werden die nachgesprochenen Wörter den vorgesprochenen nicht gleichen, und deshalb muß der Lehrer auf die kleinsten Bestandteile des Wortes, die Einzellaute, zurückgehen. Dies ist praktischer, als ganze Wörter immer wider vorzusprechen; denn die Zahl der in beiden Sprachen verschiedenen Einzellaute ist zu groß, als daß man mit dem Vorsprechen ganzer Wörter anfangs zum Ziele kommen könnte. Die ersten Stunden muß man ganz auf vorbereitende lautliche Übungen verwenden, dann aber beginnt man, um die Teilnahme der Schüler zu erwecken, mit kleinen Sprachübungen auf Grund der Anschauung.

Dem Schüler nun, dem es durch bloße Nachahmung nicht gelingt, den richtigen Laut zu treffen, gibt man durch maßvolle Anwendung der Phonetik eine seinem Fassungsvermögen verständliche und ausführbare Anleitung; die Art der phonetischen Winke wird je nach den verschiedenen Gegenden verschieden sein; in Niederdeutschland wird der Nachdruck auf die Übung der Vokale zu legen sein, in Mitteldeutschland auf den Konsonantenbestand.

Der lautliche Unterricht ist also zeitersparend, er vermittelt aber auch die Fähigkeit, Gesprochenes schnell und richtig aufzufassen und später einem Vortrage mit Verständnis zu folgen; außerdem wird der Schüler dadurch auch empfänglich gemacht für die eigentümlichen Schönheiten der gesprochenen Sprache und für den Zauber, der in der Klangwirkung schön vorgetragener Verse und wohlgeformter Prosa liegt. Bei Einübung der Einzellaute bedient man sich am besten der Vietorschen Lauttafel und der Lautzeichen der Association Phonétique Internationale.

Nach den ersten Unterrichtsstunden lehrt man die Zusammensetzung der Laute zu Lautganzen an zusammenhängendem Sprachstoffe des Anschauungsunterrichtes, zunächst (vielleicht bis zum zweiten Vierteljahr) ohne Berücksichtigung der Rechtschreibung. Die Einzellaute fassen sich zusammen zu Silben, zu Einzelwörtern, zu Lautganzen, zu Singanzen, zu Sätzen und zu Satzreihen. Ein Lautganzes entsteht dadurch, daß wir beim Sprechen eine Pause machen, um den verbrauchten Luftvorrat durch Einatmen zu erneuern. Aber auch innerhalb der Atempausen machen sich einzelne Lautgruppen fühlbar, die durch einen stärkeren Druck der Stimme auf der Endsilbe zusammengehalten werden und im Französischen wie ein einziges Wort gelesen werden; zum Druck tritt noch als musikalisches Element die Tonhöhe. Enge Zusammengehöriges muß beim Sprechen zusammengefaßt und wie e i n Wort gesprochen werden.


Hosted by Google

Die Folge dieses Zusammensprechens der Lautgruppe wie ein Wort ist die vokalische und konsonantische Bindung sowie die Mitbindung, d. h. das Lautwerden sonst stummer Endkonsonanten in der Bindung.

Abgesehen vom Lautunterricht kann der weitere Unterricht nach verschiedenen Methoden erteilt werden; am zweckmäßigsten erscheint eine Methode, welche möglichst vielen Sprachstoff an sich bietet und diesen ohne stetiges Vergleichen mit dem Deutschen übermittelt; am besten verknüpft man den Anschauungsunterricht mit der Benutzung zusammenhängender Lesestücke. Zunächst werden die Dinge des Klassenzimmers herangezogen, daran schließen sich Sprechübungen über Kleidung, persönliche Verhältnisse des Schülers, Alter, Familie, Wohnung, Schulhaus, Schulzeit usw. Auch das Einüben und Singen eines Liedes dürfte bald von Vorteil sein. Lautliche Diktate sind ebenfalls von großem Nutzen; indes ist zu beachten, daß die Lautschrift nur ein zwar zweckmäßiges, aber nebensächliches Hilfsmittel für die lautliche Schulung ist.

Der Übergang zur Rechtschreibung darf stattfinden, wenn die Schüler die Schwierigkeiten der Aussprache genügend überwunden haben; das Erlernen derselben geschieht durch häufige Anschauung, durch schriftliche Übung, durch Buchstabieren und auch durch Zurückgehen auf die Ableitung der Wörter.

Sprechübungen werden von den Lehrplänen in jeder Stunde und auf allen Stufen verlangt; indes müssen sie — um rechten Nutzen zu stiften — nach einem festen Plane angestellt werden. Sie werden oft auf der Anschauung beruhen; die Umgebung dient dazu, Anschauungsbilder, kulturgeschichtliche Bilder, Wandkarten, Kunstblätter. Schließlich ergibt sich aus solchen Sprechübungen der Vortrag, wie sich aus den angeschlossenen freien schriftlichen Übungen der Aufsatz entwickelt. Ungezwungen schließen sich daran grammatische Erörterungen sowie die Gewinnung eines reicheren Wortschatzes.

Die Lesestücke müssen ein ungezwungenes und gutes Französisch enthalten, sich leicht in Fragen zerlegen lassen und den Schüler interessieren.

Soll man nun dabei das Deutsche ganz ausschließen? Nein, wo es nötig scheint, wird das Deutsche mitherangezogen, wenn man sich überzeugen will, ob der Schüler auch wirklich richtig verstanden hat. Das Übersetzen der Lesestücke ins Deutsche ist möglichst einzuschränken; wo es geschieht, hat es zum Zwecke die Vermittlung des Sinnes, und zweitens die Übertragung in gutes Deutsch.

Widergabe von Vorerzähltem bietet eine sehr schöne Übung, bei der Widergabe des Sinnes durch andere Wendungen bietet sich Gelegenheit zur praktischen Synonymik. — Umformungen eines gegebenen Textes sind für die Unterstufe von großem Werte und dienen zugleich grammatischen Rücksichten. Hat der Schüler eine grammatische Erscheinung verstanden, so empfiehlt es sich, ihn Sätze bilden zu lassen, in denen die betr. grammatische Erscheinung zur Anwendung kommt. Überhaupt ist bei der Unterweisung in der Grammatik nicht das Hersagen einer Regel die Zielleistung, sondern daß man die Schüler zum Können, möglichst bis zum mechanischen Können bringt.


Hosted by Google

Die Auswahl der Schriftsteller darf nicht dem Zufalle oder persönlicher Neigung überlassen werden, sondern es muß ein fester Plan dafür aufgestellt werden.

Übersetzungen aus dem Deutschen ins Französische werden von den Lehrplänen nur in beschränktem Maße verlangt; sie bergen auch die Gefahr in sich, daß fehlerhaftes Französisch sich einprägt, wofern nicht deutsche Texte in Anlehnung an vorher durchgearbeitete französische Texte zum Übersetzen gegeben werden. Gutes Deutsch, das nicht zurechtgemacht ist, in gutes Französisch zu übersetzen, ist sehr schwer.

Sehr wichtig ist der Unterricht im Lesen. Gut lesen kann man nur, was man schon vorher durchgesehen und verstanden hat. Und auch dann muß man dem Schüler das Hilfsmittel der Gruppenbildung an die Hand geben, sonst wird er bei dem Bemühen, den ganzen Satz fließend zu Gehör zu bringen, in Gefahr geraten, Zusammengehöriges auseinanderzureißen.

Alle mündlichen Übungen lassen sich auch schriftlich anstellen, im Hefte oder an der Tafel. Dazu dienen Abschriften, Niederschriften aus dem Gedächtnisse, Diktate, freiere Umformungen, Inhaltsangaben, Nacherzählungen, Briefe, Übersetzungen, freie Arbeiten, Aufsätze.

Der Hauptfaktor zur Erreichung ordentlicher Unterrichtsergebnisse ist die Lehrerpersönlichkeit und die Vorbildung des Lehrers. Die Dozenten verlangen vor allem philologisch-historische Schulung; eine andere Partei besteht aus den Lehrern, die sich nach guter Erledigung jener Studien in der Praxis Aufgaben gegenübergestellt sahen, für die sie nicht genügend vorgebildet waren. Jedenfalls muß der Lehrer eine tadellose Aussprache besitzen und sich fließend in französischer Sprache ausdrücken können. Dafür ist ein längerer Aufenthalt im Auslande notwendig; dazu eignet sich mehr die Studienzeit als die Zeit nach der Prüfung oder den Probejahren oder gar nach der Anstellung. Vor der Reise ins Ausland müssen aber tüchtige phonetische Studien gemacht und reiche Kenntnisse erworben sein auf dem Gebiete des Wortschatzes, der Stilistik und Grammatik, der Volks- und Landeskunde, der Geschichte und Literatur. Auch nach der Anstellung muß der Lehrer von Zeit zu Zeit nach dem Auslande zurückkehren, um Aussprache und Sprachfertigkeit aufzufrischen.

Mit Recht wollen die Lehrpläne dem einzelnen Lehrer wie der einzelnen Schule mehr Freiheit lassen. Der Lehrer muß sich bestreben, durch unablässige Versuche die Methode zu gewinnen, die seiner Veranlagung am besten entspricht und ihm die besten Leistungen im Unterrichte liefert. Und wenn er bis in sein Alter aus den Versuchen nicht herauskommt, so ist dies ein naturgemäßer und lobenswerter Zustand; denn es liegt im Wesen der Methode, daß sie wandelbar ist.

2) René Bazin, La douce France. Extraits choisis et annotés par René Plessis. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1912. 8. VI u. 150 S. 1,40 ℳ.

Bazin hat seine Schilderungen für französische Schüler geschrieben, um sie über Wesen und Charakter Frankreichs aufzuklären. Die Auswahl

Hosted by Google

in dieser Ausgabe ist natürlich für die deutsche Jugend bestimmt und will sie lehren, die guten Eigenschaften des französischen Volkes zu erkennen und zu achten. Die Überschriften der einzelnen Abhandlungen sind: la France est belle, la France est variée, paroles du peuple, deux mots d'enfants, le paysan, nos religieuses, la maison, un soir à Saint-Denis, trois jeunesses (Jeanne d'Arc, Pasteur, Millet), fêtes religieuses, une fête à Montréal, les noms des boeufs de France, deux histoires de l'ancienne France, la prudente campagne, l'aide fraternelle, le patron des curés de France, les métiers (laboureur, meunier, berger, boucheur, pêcheur au filet, tisseraud, forgeron, rempailleur de chaises, jardinier-fleuriste, marinier, facteur, la dentellière), n'ayez pas peur, ce qui ne change pas. Die Schilderungen sind interessant geschrieben. Die Noten sind in französischer Sprache abgefaßt; doch wo die französische Definition nicht bestimmt genug ist, findet man vernünftigerweise die deutsche Bezeichnung hinzugesetzt.

3) Theodor Wohlfahrt, Französische Grammatik für höhere Schulen. Erster Teil: Formenlehre mit syntaktischem Anhang und Übungsbuch, fünfte Auflage. Zweiter Teil: Syntax mit französischem und deutschem Übungsbuch, dritte Auflage. München 1911, Riedels Buchhandlung. V u. 235 S. — VII u. 228 S. 8. 2,40 ℳ u. 2,40 ℳ.

Das sorgfältig gearbeitete Werk zeigt zwei Besonderheiten. Erstens sind in den Wörterverzeichnissen beider Teile die wichtigen Wörter, die unter allen Umständen auswendig gelernt werden müssen, mit einem Sternchen bezeichnet und bilden so einen festen Unterbau für weitere Ausbildung. Und zweitens findet man in den deutschen Übungsstücken eine eigentümliche Gedächtnishilfe: es werden die Anfangsbuchstaben der französischen Bezeichnungen für einzelne Wörter, die übrigens unter dem Lesestück in alphabetischer Reihenfolge angegeben sind, in Klammern hinzugesetzt, z. B. Groll (ra), anwenden (u), Leibwächter (g), Galgen (p).

Tilsit. O. Josupeit.

---

1) G. Leimbach, Das Licht im Dienste der Menschheit. (Quelle & Meyer, Leipzig. Wissenschaft und Bildung 114.) 8. 121 S. 1 ℳ, geb. 1,25 ℳ.

Das Buch ist entstanden aus den Vorträgen, die der Verfasser auf dem Göttinger Volkshochschulkursus im Winter 1911/12 gehalten hat. Es gibt zunächst eine kurze Zusammenstellung der Ansichten über die Natur des Lichtes nebst einer Übersicht über die wichtigsten optischen Gesetze. Daran schließt sich eine ausführlichere Schilderung unseres gesamten Beleuchtungswesens; es werden die physikalischen und chemischen Grundlagen für die Gewinnung der verschiedenen Lichtquellen und ihre praktische Ausnutzung durch die Technik dargelegt. In einem Schlußkapitel werden dann die chemischen Wirkungen des Lichtes, besonders die Anwendung auf die Photographie einschließlich der Fernphotographie beschrieben. In dem beigebrachten Tatsachenmaterial des Buches ist sehr vieles enthalten, das gerade der Nichtfachmann mit Interesse lesen wird. Ich erwähne z. B. die erschöpfende Zusammenstellung der Kosten pro Kerze und Stunde sämtlicher Be-

Hosted by Google

leuchtungsarten unseres Kulturlebens von der Talgkerze bis zur Osramlampe (S. 78).

Wenn man die Entstehung des Buches berücksichtigt, so wird man es als selbstverständlich ansehen, daß eine möglichst gemeinverständliche Darstellung angestrebt wird. Mathematische, physikalische oder chemische Vorkenntnisse werden demnach beim Leser nicht vorausgesetzt. An manchen Stellen muß man aber doch Bedenken haben, ob diesem Bestreben nicht mehr nachgegeben wird, als sich mit dem Zweck des Buches, 'gründliches und sicheres Wissen in weitere Kreise zu tragen', verträgt. Die Definition des Brechungsquotienten als des Verhältnisses von Einfalls- und Brechungswinkel ist auch mit dem Zusatz 'für kleine Winkel' kaum zu billigen. Die Beschreibung der Wirkungsweise einer Sammellinse, insbesondere ihre Bilderzeugung, wird dem Leser kein wirkliches Verständnis der betreffenden physikalischen Vorgänge erschließen. Auch einige andere Bemerkungen sind nicht einwandsfrei. Daß die Kant-Laplacesche Hypothese von der Wissenschaft allgemein angenommen ist, trifft heute nicht mehr zu. Was über das von der Natriumflamme ausgesandte Licht gesagt wird, kann zu Mißverständnissen Anlaß geben.

2) Robert Lang, Experimentalphysik I. Mechanik der festen, flüssigen und gasigen Körper. Göschens Verlag 1912. Nr. 611.

Es ist erstaunlich, wie eine knappe und doch meistens ausreichend verständliche Darstellung es ermöglicht, auf so beschränktem Raume das Gebiet der Mechanik in dem Umfang zusammenzufassen, wie es auf den höheren Schulen gelehrt wird. An einzelnen Stellen wäre aber eine etwas eingehendere Behandlung des Stoffes wünschenswert gewesen. Von der Gravitationskonstante k ist z. B. nur der Zahlenwert angegeben. Für den Leser ist es aber doch wertvoll, wenn ihm die für die Berechnung von k erforderlichen Beobachtungsgrößen zahlenmäßig angegeben werden — etwa die des Jollyschen Verfahrens — und er dann in der Lage ist, die Berechnung von k selbständig nachzuprüfen. Ebenso vermißt man beim Foucaultschen Pendelversuch die Ableitung der Formel $15^0 \cdot \sin \varphi$ und S. 82 eine nähere Erläuterung des Kreiselkompasses.

Pforta. E. Karll.

Hebbelspiele in Wesselburen. Enthaltsamkeitsverein 'Dramatik'. 8. 56 S.

Der Verein 'Dramatik' in Wesselburen will zum 100jährigen Geburtstage Hebbels eine Festwoche mit Aufführungen der Werke 'Maria Magdalene', 'Gyges und sein Ring' und der 'Nibelungen' veranstalten und ladet dazu in vorliegender Broschüre ein. Ihren Hauptinhalt bilden Besprechungen der Aufführungen der drei genannten Stücke und der 'Agnes Bernauer' sowie der 'Genoveva', die seit 1905 durch diesen Dilettantenverein gegeben worden sind. Es ist auf jeden Fall anerkennenswert, daß die Begeisterung für den großen Landsmann die Wesselburner zu solchen Leistungen ansporнt; auch scheint diese Erwägung auf den Ton der mitgeteilten Kritiken, die sich sehr günstig aussprechen, eingewirkt zu haben. Daß diese einfachen Leute, von starkem Enthusiasmus getragen, mit 'Maria Magdalene' und 'Agnes Bernauer' leid-

Hosted by Google

lich fertig werden, mag wohl zu glauben sein; wenn aber 'eine schlichte Bauerntochter in dienender Stellung' die so überaus problematische Rhodope und ein Schreiner den Gyges verkörpern wollen, so ist das doch ein großes Wagnis. Für die bevorstehende Säkularfeier scheint man allerdings auch Berufskünstler zuziehen zu wollen. Immerhin ist das Ganze ein schönes Zeichen von der Lebenskraft, die den Schöpfungen Hebbels innewohnt.

Hölscher.

(Volksbücher der Literatur.) Ludwig Uhland. Von Dr. Max Mendheim. Mit 35 Abbildugenn und einem farbigen Umschlagbild. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing. 4. 34 S. 0,60 ℳ.

Daß der allbeliebte Uhland in den Volksbüchern seine Stelle haben mußte, war selbstverständlich. Der Verlag hat das Büchlein mit einer schönen Auswahl von Bildern trefflich geschmückt; wie Mendheim den Lebensgang des Dichters darstellt und seine Verdienste würdigt, ist durchaus ansprechend und ganz in der Art eines Volksbuches gehalten. Hölscher.

---

gb Harry Maync, Dichtung und Kritik. Eine Rechtfertigung der Literaturwissenschaft. München 1912, C. H. Becksche Buchhandlung, Oscar Beck. 59 S. kart. 1 ℳ.

Ein in Bern vor einem weiteren Kreise von Gebildeten gehaltener Vortrag in erweiterter Form. Der Titel gibt den wesentlichen Inhalt an. Vf. macht Front gegen die Nervosität der Dichter gegenüber ihren Beurteilern und beleuchtet die Bedeutung und die Aufgabe der Kritik überhaupt und der Literaturwissenschaft im besonderen. Einseitigkeiten und pedantische Kleinigkeitskrämerei gebührend verurteilend, zeigt er an Beispielen der großen Dichter den Wert der philologischen Arbeit, gerade auch der Goethephilologie (Urfaust, Urmeister), der Untersuchung des Zusammenhanges zwischen Leben und Dichten und der Beziehungen zwischen Neuem und schon Vorhandenem. Schließlich weist er die Ansprüche mancher moderner Dichter, daß man sich mehr mit ihnen als mit den großen Klassikern beschäftige, aber nicht kritisch, sondern genießend und bewundernd, in die gebührenden Schranken, ohne ihr Recht auf vorurteilslose und wohlwollendste Beachtung irgendwie bestreiten zu wollen. 'Der Toten eingedenk grüßen wir das Leben.'

△ Johannes Petri, Poetische Dokumente griechischen Lebens und Denkens. Leipzig 1912, Quelle & Meyer. VI. 82 S. gr. 8. 1 ℳ.

Die Sammlung wie die beigegebenen Anmerkungen haben ausgesprochen erbaulichen Charakter, mit der Absicht, den Satz zu illustrieren, daß die Griechen Menschen waren wie wir.' Das Material ist nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet: I. Menschen untereinander: Mutter und Kind, Geschwister, Freundschaft und Geselligkeit. II. Werke und Tage: Zeiten, Wege. In einem Anhang Rätsel. Weitaus das meiste ist der Anthologia Palatina entnommen, über deren Entstehung — auf Herder verwiesen wird.

---

mh Klassische Kunst. II. Mappe: Bilder zu Hermann und Dorothea nach Gemälden von A. v. Ramberg. 8 Blatt. 4. 1,80 ℳ. IV. Mappe: Bilder zu Homers Odyssee. 24 in Lichtdruck ausgeführte Zeichnungen von Bonaventura Genelli. 4. 1,80 ℳ. Stuttgart o. J. Seifert.

Die Persönlichkeiten der Goethischen Dichtung 'Hermann und Dorothea' lebenswahr erfaßt und vorgeführt zu haben, ist das unbestrittene Verdienst Arthurs v. Ramberg. Er hat es, wie kein anderer, verstanden, sich in den Geist der Dichtung hineinzuleben und die handelnden Personen, die würdigen Alten, das anmutige junge Paar, den trefflichen Pfarrer und den philisterhaften Apotheker, so erscheinen zu lassen, wie sie dem klassisch Gebildeten der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vertraut waren. Die feine Charakteristik der Figuren und die elegante Sicherheit in der Zeichnung, die vor allem dem Milieu behaglicher Biedermeierei in vornehmer Weise Rechnung trägt, verleihen seinen Schöpfungen einen dauernden Wert.

Homer hat für seine Dichtungen in Bonaventura Genelli, wie später in Friedrich Preller, einen trefflichen

Hosted by Google

Dolmetsch gefunden. Als Schattenrisse gedacht und zu einem System zarter Umrißlinien geordnet, erinnern Genellis Gestalten in ihrer unbefangenen Anmut und Natürlichkeit an die besten Leistungen antiker Vasenmalerei. Diese Vorzüge kommen in den Bildern zur Odyssee, von denen 24 die bedeutsamsten Szenen der Dichtung veranschaulichen, vortrefflich zur Geltung.

β Berth. Kern, Humanistische Bildung und ärztlicher Beruf. Vortrag, gehalten auf der IX. Versammlung der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg. Berlin 1913, Weidmannsche Buchhandlung. 44 S. 8. 0,60 ℳ.

Das Ziel des humanistischen Gymnasiums — so führt der Redner aus — besteht in der Heranbildung einer geschlossenen Persönlichkeit durch strenge logische Schulung, namentlich in der Grammatik, und durch vollwertige Auffassung vorbildlicher Persönlichkeiten und geschichtlicher Begebenheiten, mit dem Altertum als Ausgangspunkt; es verzichtet dabei auf die Fülle des Wissens — 'aller Schulerwerb an Lebenskenntnissen bleibt eine unscheinbare Größe gegenüber dem zukünftigen Lebensbedarf' — ersetzt aber die mangelnde Fülle durch die Tiefe des Wissens, die Konzentration des Unterrichts, die Erziehung zur Freude an der Arbeit, auch wenn diese Arbeit Opfer und immer wider Opfer verlangt.

Wir nehmen kein unbedingtes Vorzugsrecht für unseren Entwicklungsgang in Anspruch, wenn wir fragen, was diese Vorbildung für den ärztlichen Beruf — nicht nur für die medizinische Wissenschaft — leistet. Der gewöhnliche Einwand, diese Bildung stehe inhaltlich dem medizinischen Studium fremd gegenüber und gewähre nicht die dafür notwendigen Vorkenntnisse, ist hinfällig; keine Summe von naturwissenschaftlichen Schulkenntnissen reicht gegenüber den Anforderungen des Studiums aus; für den späteren Neubau ist nur eins erforderlich: Fähigkeit zu unermüdlichem Denken, zu steter Erweiterung des Gesichtskreises, zu einheitlicher Verarbeitung des mannigfachsten wissenschaftlichen Inhalts; in ihrem Besitz ist es erfahrungsgemäß leicht, auch mit geringeren Vorkenntnissen zu wirtschaften. Zersplitterte Vorkenntnisse aber ergeben gar zu leicht eine zersplitterte Persönlichkeit.

Die humanistische Bildung aber trägt in sich den Keim des Forschens, wie sie anregt, auch die geschichtliche Entwicklung der Wissenschaft kennen zu lernen, ihren Begriffen und Ausdrücken nachzugehn, sich vom Leben, Denken, Sprechen der Generationen, auf deren Schultern auch die Mediziner stehn, Rechenschaft zu geben. Sie verträgt sich dabei nicht nur mit dem realistisch-naturwissenschaftlichen, auf die Entwicklung des 'Tatsachensinns' gerichteten Denken, dem ja auch das Gymnasium in den beschreibenden Naturwissenschaften und der Physik einen sicheren Platz eingeräumt hat, ergänzt es sogar in der glücklichsten und notwendigen Weise. Aufgabe der Zukunft wird es sein, durch methodische Vertiefung diese Seite noch mehr zu üben, nicht durch eine Vermehrung der Fächer, auch wo sie mit dem Anspruch der modernen Allgemeinbildung — ein unersättliches Kulturproblem! — motiviert werden. Auch Biologie und stärkerer Unterbau in der Chemie sind dabei nicht ausgenommen: 'Ein konzentrierter, bis zur vollen Durchbildung der Auffassungsweise durchdringender Unterricht, wie er auf realen Anstalten möglich erscheint, kann nicht hoch genug bewertet werden; ist dieser unmöglich, wird nur die Gefahr der zerstreuenden Oberflächlichkeit, des Wirtschaftens mit unklaren Begriffen gesteigert, eine Gefahr, die bei dem hochliegenden Begriffsinhalt gerade dieses Faches nicht zu unterschätzen ist.'

Aber stellt nicht ohnehin das Gymnasium zu schwere Anforderungen — auf Kosten der körperlichen Ausbildung? Schwierings statistische Feststellungen fordern gewiß zur fortgesetzten Aufmerksamkeit auf gegenüber derartigen schädlichen Einflüssen, wenn er auch selbst zugibt, daß die bloße Statistik noch keine Aufklärung gibt über die Ursachen, und daß die Militärtauglichkeit keinen unbedingten Maßstab abgibt für die Tüchtigkeit der Individuen in sozialer, biologischer und hygienischer Beziehung, und

Hosted by Google

wenn auch die Einrechnung der Gymnasiasten, welche die Laufbahn als aktive Offiziere ergreifen, das Verhältnis nicht unerheblich steigern würde. Aber das Gymnasium trägt dem in vollstem Maße Rechnung, kann und darf aber nicht für alles verantwortlich gemacht werden. Solange der Staat der Familie das Recht auf die Kinder und die Mitwirkung bei ihrer Heranbildung überläßt, ist die Sorge für die körperliche Gesundheitspflege ganz vorzugsweise das Wirkungsgebiet des Familienlebens, während die Schule vornehmlich nur für Fernhaltung körperlicher Ungunst zu sorgen hat. Natürlich besteht zwischen den Aufgaben beider Faktoren ein steter Austausch der Pflichten, wie ja auf dem Gymnasium schon die Beschäftigung mit dem griechischen Altertum eindringlich an die Pflege auch des körperlichen Ideals mahnt. Aber das eigentliche Gymnasialziel ist die Heranbildung geistiger Arbeiter, durch fortgesetzte und fortgesetzt bis zur höchsten Leistungsfähigkeit gesteigerte Übung. Wer aber gleichzeitig hervorragende Geistesarbeiter und körperliche Hünen erzielen will, wird in beidem nicht über die Mittelmäßigkeit hinauskommen. Wir wollen 'nicht den tiefen Ernst der gymnasialen Geistesbildung überwuchern lassen durch eine körperliche Betätigung, die den Rahmen des hygienisch Notwendigen überschreitet oder auch nur den Schein eines solchen Zugeständnisses erwecken könnte'. 'Aus der harten Schulung des Gymnasiums erwächst der Nation eine soziale Kraft, die nicht unterschätzt werden darf.'

Aber nun zum ärztlichen Beruf. In der Krankenbehandlung steht über der Technik im weitesten Sinne die Ethik; diese, unlehrbar, wächst hervor aus der gesamten Lebensanschauung, die das Ergebnis ist der persönlichen Erfahrung, mehr der Erziehung und der denkenden Vertiefung in Gedanken und Taten ethischer Vorbilder, d. h. in die Geschichte. Dafür aber bleibt erfahrungsgemäß das Altertum die wirkungsvollste Grundlage; es allein gewährleistet eine ruhige charaktervolle Vertiefung. 'Folianten sind in jüngster Zeit über ärztliche Ethik und Pflichtenlehre geschrieben worden, aber ihr Studium und ihre Wirkung tritt erfahrungsgemäß völlig zurück gegenüber dem Einfluß der humanistischen Bildung, die uns von den ersten Atemzügen an das ethische Denken ins Gefühlsleben eingräbt und tatbereit macht.'

Zu dieser ärztlichen Ethik gehört für den Arzt als den Berater des Kranken und seiner Angehörigen eine Vertiefung in die gesamten Lebensverhältnisse und damit die Fähigkeit und eingewöhnte Eigenart, die Zusammenhänge im individuellen und im sozialen Leben zu erfassen und dies Wissen stets gegenwärtig und dienstbereit zu haben. Auch das kann nur in lebendigem Erleben erworben werden, nicht im zerstreuenden Verkehrsleben, sondern in der stillen, von den Heroen des Altertums beherrschten Schule und der konzentrierenden Nacharbeit des Studierzimmers. Und die Notwendigkeit, den Kranken stets in der vollen Ganzheit seines natürlichen Organismus zu behandeln und den Abhängigkeitsbeziehungen Rechnung zu tragen, also eine umfassende logische Synthese zu üben, verlangt solch formal-logische Bildung — die so viel geschmähte formale Bildung! — von Jugend an. Diese anerzogene Fähigkeit, in den Teilen das Ganze und im Ganzen die Teile zu übersehn, schützt vor den Gefahren fortgesetzter Spezialisierung der ärztlichen Tätigkeit und wahrt dem hart arbeitenden Mediziner den Zusammenhang mit den übrigen Wissenschaften, der nie ohne schwere Schäden verloren gegangen ist, hin und wider vielleicht zu allzu selbständigen medizinischen Spekulationen geführt hat — als Reaktion folgte eine rein positivistische Periode der Medizin —, jetzt aber wider nach den theoretischen Grundlagen der naturwissenschaftlichen Erkenntnis und den Anforderungen der Ethik fragen läßt.

Im Rahmen der allgemeinen Kulturentwicklung liegen auch die Ziele der medizinischen Wissenschaft und weitere Aufgaben des ärztlichen Berufes; der Aufbau der gerichtlichen Medizin, die Sorge um die geistige Hygiene des Volkes, um Aufklärung der breiten Volksschichten, die Mitwirkung der Mediziner auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens: alles zeigt bei allem realistischen Bedürfnis doch ein Wehen des von lebendigem Kulturbewußtsein getragenen humanistischen

Hosted by Google

Geistes, der Geist ist von griechischem Geiste, und sei es auch nur ein Funke, der mitwirkt. Beschränkt sich also der ethische Zweck der Medizin nicht auf die eigentliche Krankenbehandlung, so fordert dieser ganze eigenartige Zweig der 'sozialen Medizin' volkswirtschaftliche Bildung. Die kann natürlich erst das praktische Leben geben, die Schule hat nur die Grundlage zu legen. Das Gymnasium aber, gibt es auch keine Volkswirtschaftslehre — die bliebe äußerlicher Flitter — erzieht von Grund aus zu sozialem und staatsbürgerlichem Denken. Es zeigt vor allem den Werdegang und die hohe Bedeutung des Staates, es betont das Ideal der nationalen Erziehung für das Staatsleben, und zwar unter höchster Betonung der freien Persönlichkeit. 'Die eindringende Beschäftigung mit dem klassischen Staatsleben läßt die Entwicklung, den organisatorischen Bau und den Kulturwert des Staates überhaupt zum vollen Verständnis bringen, ohne zu verderblicher Frühreife des erst werdenden Geistes zu führen, der in der Schule keinen vorzeitigen Abschluß finden, sondern ein offenes, dafür aber um so aufnahmefähigeres Gefäß bleiben soll für den schwereren Inhalt des so mächtig vorwärts strebenden Gegenwartslebens.'

Mit alledem ist nicht gesagt, daß andere Bildungswege weniger leisten. Aber wenn die Verschiedenheit der einzelnen Nationen auch für die Ausbildung der Ärzte besondere Bedürfnisse und Anforderungen bedingt, wenn die nationale Eigenart selbst in der medizinischen Wissenschaft hervortritt — für uns Deutsche ist die Betonung der Forschungsmethode und die Neigung zur Systematik und Theorie bezeichnend —, so ist das Gymnasium unsere nationale Eigenart, ein nationales Bedürfnis, eine Quelle echt nationaler Leistungen. Innerhalb der eigenen Nation freuen wir uns ebenfalls der Vielseitigkeit der Fähigkeiten und der folgerichtig daraus entstandenen Verschiedenheit der vorbereitenden Schulen, die auch für den ärztlichen Beruf zu hochwertigen Leistungen erziehen. Um so mehr betonen wir unsere Eigenart: 'sie ist ein geschichtlich bedingtes, geschichtlich bewährtes und geschichtlich in unseren Nationalcharakter mehr und mehr hineingeprägtes Bedürfnis, dem wir nicht entsagen können, ohne einem großen und nicht dem schlechtesten Teile unserer Nation die Wurzeln seiner geistigen Entwicklung abzugraben'.

Ohne Griechisch kann diese Eigenart nicht behauptet werden. Dem Gymnasium das Griechische nehmen, hieße ihm das Herz ausschneiden. Nur das Griechische bringt die aufgewandte Geistesarbeit zu einem Guß von vollem Klang, kostet es auch Mühe und Arbeit, sind auch die Resultate nicht groß und verfällt auch das wenige wider dem Vergessen. Also: 'Im humanistischen Gymnasium haben wir ein nationales Gut zu schützen, dessen Verlust eine tiefgreifende Änderung unseres Nationalcharakters voraussetzen oder nach sich ziehen würde.'

Hosted by Google

Die Schulreform des Deutschen Germanisten-Verbandes

von

F. Schlee †

Frankfurt a. M. marschiert zurzeit auf der Bahn der Bildung und des Unterrichts unter den deutschen Großstädten ohne Zweifel in der vordersten Reihe. Hier setzte sich die Reformschule in einem besonderen System als lebenskräftige Schulgattung durch und streute ihren Samen weithin über das deutsche Vaterland, hier erblühte vor kurzem eine vortreffliche Handelsakademie, und bald wird Frankfurt auch unter den deutschen Universitätsstädten mit Ehren genannt werden. Es ist daher wohl begreiflich, daß bei so hochgespanntem Interesse für das Bildungswesen auch die Fragen der Reform des höheren Schulwesens hier immer wieder hervorgeholt und verhandelt werden. Im Jahre 1911 wirbelte eine an die Unterrichtsverwaltung gerichtete Eingabe von Frankfurter Ärzten viel Staub auf und wurde als ein aus dem Hinterhalt geführter Stoß gegen das humanistische Gymnasium mit Recht bitter beklagt. Pfingsten 1912 wurde hier von drei namhaften Germanisten, Dr. Klaudius Bojunga, Direktor der Studienanstalt, Dr. Friedrich Panzer, Professor an der Akademie, und Professor Dr. Johann Georg Sprengel, Oberlehrer am Lessinggymnasium, der Deutsche Germanisten-Verband (DGV)[1]) gegründet, der ebenfalls die Reform der höheren Schulen in sein Programm aufnahm. Sein Aufruf fand in Deutschland bei allen Freunden des deutschen Unterrichts ein lebhaftes Echo, und viele wanderten zu Pfingsten nach Frankfurt, um an der Gründung des Verbandes und seinen Verhandlungen persönlich teilzunehmen. Aus den von den Führern der Bewegung gehaltenen Eröffnungsreden geht zur Genüge hervor, welche Umwandlung die Germanisten, sagen wir vorsichtiger einzelne Germanisten des Verbandes, mit unsern höheren Schulen vornehmen möchten, so daß wir zu ihren Vorschlägen Stellung nehmen können.

---

[1]) Zeitschrift für den deutschen Unterricht, siebentes Ergänzungsheft: Verhandlungen bei der Gründung des Deutschen Germanisten-Verbandes in der Akademie zu Frankfurt a. M. am 29. Mai 1912. Herausgegeben vom geschäftsführenden Ausschuß. gr. 8. Geheftet 1,20 ℳ, für Abonnenten 0,80 ℳ. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.



Panzer, der erste Redner in der begründenden Versammlung, will Ernst mit der Forderung der Lehrpläne machen, daß das Deutsche in den Mittelpunkt des Unterrichts gestellt und die Erziehung unserer Jugend auf völkischen Boden gestellt werde, findet aber, daß „dem Deutschen eine zu geringe Stundenzahl zugewiesen ist, als daß in ihr wahrhaft Ersprießliches geleistet werden könnte, das an sich befriedigte und zugleich die andern Unterrichtsfächer zum Anschluß, zu einem durchgängigen Sichbeziehen auf dieses Fach zwänge". Natürlich richtet sich der Stoß in erster Linie gegen das Gymnasium, das unter den drei höheren Schulen die wenigsten Stunden in der Woche dem Deutschen zuweist (G. 26, RG. 28, OR. 34)[1]. Zwar will Panzer diese Schulart nicht vernichten, weil sie zurzeit wenigstens noch unentbehrlich sei. Dem Griechischen, dessen hohen Kulturwert er uneingeschränkt anerkennt, will er sogar keine Stunde geraubt wissen. Dagegen erscheint ihm der lateinische Unterricht mehr ein notwendiges Übel: 'Die frühe und eindringliche Beschäftigung mit dieser fremden Sprache bringe unserer Jugend zu einer Zeit, da sie in ihrer Muttersprache noch keineswegs gefestigt sei, unleugbare und mit Recht vielfach beklagte Schädigungen, so daß hier Vorsicht und Einschränkung am Platze wäre.' Er glaubt aber mit einer mäßigen Vermehrung der dem deutschen Unterricht zugewieseuen Stunden auskommen zu können. Einen schärferen Ton schlägt der zweite Redner Sprengel an. Schon einmal hat er im Jahre 1909 einen Notschrei über die Notlage des deutschen Unterrichts auf den höheren Schulen, insbesondere auf dem humanistischen Gymnasium, erhoben. Er ist von der 'Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Zustandes' überzeugt; 'die Verfassung unserer höheren Schulen ist hinter den wichtigsten Bedürfnissen der nationalen Gegenwart weit zurückgeblieben, der deutsche Unterricht muß eine erheblich günstigere Stellung auf den höheren Schulen erhalten, die Lage auf den unteren Klassen und der Tertia der humanistischen Gymnasien schreit geradezu nach einer umgehenden Besserung'.

Man will also dem lateinischen Unterricht auf den Unter- und Mittelklassen des Gymnasiums zu Leibe gehen. Die grammatische Zucht, die strenge Geistesschulung, die Schärfung des Sprachgefühls, die bisher Aufgabe des lateinischen Unterrichts war, soll ihm genommen und dem deutschen Grammatikunterricht zugewiesen werden. Es gab einst eine Zeit, in der man es als widersinnig bezeichnete, systematisch deutsche Grammatik zu

---

[1]) Man übersieht dabei ganz, daß das Deutsche auf dem Gymnasium in allen Fächern Unterrichtssprache ist, während auf dem Realgymnasium und der Oberrealschule die neueren Sprachen doch möglichst früh in ihren Stunden das Deutsche als Unterrichtssprache ausschalten. Welches Übergewicht hatte das Lateinische in früheren Zeiten dadurch, daß es allgemeine Unterrichtssprache war, welches auch heute noch die französische Sprache am französischen Gymnasium in Berlin!

Hosted by Google

lehren; das heiße die Kinder eine Sprache lehren, die sie schon kennen, und müsse sie langweilen, gebe ihrem hungrigen Geist, ihrem Betätigungstrieb nicht geeigneten und genügenden Stoff. Die Vertreter dieser extremen Richtung sind wohl im Aussterben. Dagegen gibt es immer noch viele Germanisten, die mit der jetzigen Verteilung der deutschen und lateinischen Stunden am Gymnasium zufrieden sind, die selbst beide Fächer auf allen Stufen gegeben und gute Erfolge erzielt haben und noch erzielen. Vorbedingung ist dabei allerdings, daß beide Fächer, wenigstens in den unteren Klassen, in einer Hand vereinigt sind, daß der selbe Lehrer in allem Grammatikunterricht beide Sprachen in der Formenlehre, Syntax, Wortbildung und Wortstellung beständig miteinander vergleichen und so in der lateinischen Stunde für die deutsche Grammatik und auch in der deutschen Stunde einmal für die lateinische Grammatik Gewinn herausschlagen kann. Diese Einrichtung hat sich jetzt fast überall eingebürgert und gut bewährt. Daß sie mißbraucht wird, daß übereifrige Lateinlehrer die deutsche Stunde zum Einpauken lateinischer Formen benutzen, ist durchaus zu tadeln, aber bei genügender Aufsicht doch zu meiden. Soll man deshalb die an sich gute Verbindung aufgeben, dem Lateinlehrer in allen Klassen zwei bis drei Stunden nehmen und sie dem Deutschlehrer zulegen? Die lateinische Sprache ist die einzige unter den Fremdsprachen, die die Gymnasiasten jetzt noch gründlich treiben. Die griechische beherrschen sie nicht mehr mit solcher Sicherheit, daß man ihnen bei der Reifeprüfung zumuten könnte, sich in ihr auszudrücken und auch nur einen leichten deutschen Text in ihr widerzugeben. Ebensowenig die französische. Ja selbst das Herübersetzen aus diesen Sprachen will ihnen infolge ihrer mangelhaften grammatischen und Vokabelkenntnisse oft nicht glücken. Sinkt das Lateinische nun auf die selbe Stufe mit dem Griechischen und Französischen, dann wird auf dem Gymnasium überhaupt keine fremde Sprache mehr gründlich getrieben. Man wird zu befürchten haben, daß die Halbheit und Oberflächlichkeit im Unterrichtsbetriebe auch auf den Charakter der Schüler schädlich einwirken könnte, und es für höchste Zeit halten, die alte Form in Stücke zu schlagen. Sollte das wirklich das Ziel einzelner Germanisten sein? Die Gesamtheit will es jedenfalls nicht, soweit sich aus den Verhandlungen urteilen läßt. Panzer betont ausdrücklich, daß mit der 'ernsthaften Durchführung einer auf völkische Grundlage gestellten Bildung eine Beeinträchtigung der klassischen Studien nicht verbunden sein solle'. Auch darf man zu dem jetzt eingesetzten Vorstande das Vertrauen haben, daß er allzu kühnen Plänen verstiegener Umstürzler seine Unterstützung nicht leihen, sondern vor allem das viele Gute, das der Verband in sein Programm aufgenommen hat, fördern werde.

Zu dem zweifellos Guten gehört die Sorge für einen besseren Unterrichtsbetrieb im Deutschen. Drei Wege werden hier von

Hosted by Google

den beiden Rednern vorgeschlagen: Verbesserung der Methode, Erweiterung des Unterrichtsstoffes und gründlichere Vorbildung der Deutschlehrer. Es ist für einen Lehrer des Deutschen ein heikles Thema, über die Schwächen seiner Unterrichtsmethode zu sprechen. Wie Sprengel, so verwahre auch ich mich ausdrücklich dagegen, daß ich mich selbst oder irgendwelche Kollegen charakterisieren wollte. Aber gesagt muß es werden, daß, wo der deutsche Unterricht hinter den idealen Forderungen Sprengels weit zurückbleibt, in erster Linie nicht die geringe Stundenzahl, sondern der verkehrte Unterrichtsbetrieb der Lehrer schuld ist. Nicht bloß durch Lesen mit verteilten Rollen, wie Sprengel hervorhebt, wird viel Zeit totgeschlagen. Alles Lesen der Schüler — abgesehen von Lese- und Deklamationsübungen — gehört in die häusliche Vorbereitung, für die dem deutschen Unterricht, besonders in den oberen Klassen, reichlich Zeit zur Verfügung gestellt werden muß. Die deutsche Unterrichtsstunde soll unverkürzt der Besprechung des Stoffes, der Vertiefung des Verständnisses, der ästhetischen Würdigung, der Erkenntnis des Stils und der Sprache vorbehalten bleiben. Man vergesse ferner nicht, daß, wenn man einen geschichtlichen, kulturgeschichtlichen, erdkundlichen oder naturkundlichen Stoff aus dem Lesebuche bespricht, man doch deutschen Unterricht geben soll. Wer aber zwei oder drei Stunden über einem Lesestück vom Maulwurf zubringt und dabei genau auf Gebiß, Knochenbau und Nahrung dieses nützlichen Tierchens eingeht, der gibt naturgeschichtlichen, nicht deutschen Unterricht. Der Deutschlehrer hat nicht die Aufgabe, das Pensum eines fremden Faches zu ergänzen und so jedem der Fachlehrer ins Handwerk zu pfuschen. Ihm sind solche Stücke Sprachgut, an die er Sprech- und Disponierübungen, grammatische oder stilistische Belehrungen knüpft. Beschränkt er sich so auf seine eigene Aufgabe, so gewinnt er viel Zeit und kann in den unteren und mittleren Klassen, selbst bei der jetzt geringen Stundenzahl, den ganzen Stoff seines Lesebuches in einem Jahre bewältigen. Und welch einen Literaturschatz müßten die Schüler besitzen, wenn sie nach Abschluß der Untersekunda den ganzen poetischen und prosaischen Stoff von sechs bis sieben dicken Lesebüchern in sich aufgenommen hätten und auch nur zu einem Teile wirklich beherrschten! Warum aber haben sie diesen Schatz nicht? Weil sich der deutsche Lehrer in Untersekunda nicht um den deutschen Stoff der Obertertia, der der Obertertia nicht um den der Untertertia usw. bis zur Sexta abwärts kümmert. Selbstverständlich verlange ich nicht vom Deutschlehrer der Untersekunda, daß er sämtliche Teile des eingeführten Lesebuches von Sexta bis Untersekunda sich anschaffe, durcharbeite und sich Auszüge und Zusammenstellungen mache. Aber die Herausgeber des Lesebuches müßten auf methodischen Aufbau der Literatur von Stufe zu Stufe halten und diesen jedem Teil des Lesebuchs anfügen, nicht etwa in der nutzlosen alpha-

Hosted by Google

betischen Aufzählung der Schriftsteller, sondern in literaturgeschichtlichen Übersichten mit Angabe aller auch in den früheren Teilen des Lesebuchs abgedruckten Gedichte und Prosawerke, aus denen Auszüge genommen sind[1]). Mit diesen Übersichten müßten auch die Schüler bekannt gemacht werden. Grammatik, Interpunktion und Orthographie werden gewöhnlich in den Anhängen des Lesebuchs behandelt, die Grammatik vielfach stiefmütterlich und verkehrt. Es kommt wirklich nichts dabei heraus, wenn man deutsche Grammatik wie lateinische oder französische lehrt, wenn man lange Paradigmata für Deklination und Konjugation abdruckt und solche in den deutschen Stunden mündlich und schriftlich einübt. Der deutsche Lehrer muß seine Schüler zum Sprechen bringen und sie belauschen, er muß das vorhandene Sprachgefühl, wenn es falsch oder unsicher ist, zu berichtigen oder zu befestigen und in ein klares Sprachbewußtsein umzuwandeln suchen. Das geschieht am besten an Beispielen, an die sich dann kurze systematische Übersichten anschließen müssen. Solche Beispiele und kurze Übersichten sollten die Lesebücher bieten. Nirgends dürfte die Laut- und Wortbildungslehre fehlen, an der man am besten die geschichtliche Entwicklung der Sprache klar macht, nirgends auch ein Abriß über Lehn- und Fremdwörter, die uns so manchen Blick in den Ursprung unsrer Kultur tun lassen.

Die Methode, nicht die geringe Stundenzahl des deutschen Unterrichts ist endlich auch für die ungenügende Ausdrucksfähigkeit der Studierenden, über die gelegentlich Universitätslehrer klagen, verantwortlich zu machen. Oder glauben etwa die Germanisten, die in diese Klagen einstimmen und finden, daß 'unsere akademische Jugend ihre Muttersprache selbst in elementaren Dingen recht mangelhaft beherrsche und nicht einmal recht klar und sachlich zu denken vermöge', glauben sie etwa, sage ich, wirklich, daß einige Stunden Deutsch mehr auf jeder Stufe an diesem Zustande etwas ändern würden? Zu klarem, sachlichem Denken, zu logisch richtigem Ausdruck sollen unsere Schüler doch in jeder Stunde, in der mathematischen ebensogut wie in der deutschen erzogen werden, und wir Deutschlehrer haben da gar keine Veranlassung, uns durch obige Anschuldigung besonders getroffen zu fühlen und sie für eine Stundenvermehrung auszuwerten. Allerdings aber dürfen wir uns nicht verhehlen, daß viele Lehrer, auch gerade Deutschlehrer, diese Erziehung zu klarem Denken und treffendem, sprachrichtigem Ausdruck arg vernachlässigen. Wie oft ertappt der Lehrer sich selbst auf unklarer Ausdrucksweise, wie oft läßt er ungenaue oder halbrichtige Antworten durchgehen, besonders solche, die sachlich richtig, aber sprachlich fehlerhaft oder unlogisch gefaßt sind, wie oft bleiben

[1]) Ein Anfang hierzu ist in dem Lesebuch von Evers-Walz bei B. G. Teubner gemacht.


Hosted by Google

besonders falsche Kasusendungen in Antworten unverbessert! Wenn das so neun Jahre auf der Schule auch nur in einzelnen Stunden in gleichgültigem Schlendrian fortgesetzt wird, kann man sich da wundern, wenn die Kandidaten im Examen auf die Sprache als auf etwas rein Äußerliches gar kein Gewicht legen und nur die Sache, die ja im Examen auch zweifellos das Wichtigere ist, im Auge haben?

So dankbar ich jede Verbesserung der Methode des deutschen Unterrichts annehme, so mißtrauisch sehe ich auf den neuen Lehrstoff, den Panzer in den deutschen Unterricht einführen will: Gotisch, Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch — und zwar hier nicht bloß die Perlen der lyrischen und epischen Poesie, sondern auch Proben aus der mhd. Prosa, aus der Mystik und den alten Rechtsquellen —, die deutschen Mundarten, ihre Einteilung und ihr Wesen, die Volksüberlieferungen in Märchen, Sage, Volkslied, Entstehung und Entwicklung der Volkssitten und Volkstrachten, des deutschen Hausbaus und der deutschen Kunst. Diese zuletzt genannten Gebiete sollen nicht etwa bloß gelegentlich bei der Lektüre berührt, wie das wohl schon überall geschieht, sondern selbständig behandelt und dem deutschen Lehrplan an bestimmter Stelle eingefügt werden. Daß dadurch sein jetziger schmaler Rahmen gesprengt werden muß, ist klar und, wie Bojunga zu den Satzungen I, 3 ausführt, auch beabsichtigt. Der Unterricht aller höherer Schulen soll ja mehr auf völkische Grundlage gestellt werden, darum muß ihm mehr deutscher Lehrstoff zugeführt werden, damit das Deutsche auch mehr Stunden beanspruchen kann. Überzeugt von dem unübertrefflichen Wert der deutschen Kultur für die Jugendbildung, fragen die Herren nicht danach, ob durch die Ausdehnung ihres Faches andrer wertvoller Unterrichtstoff verdrängt wird. Das Deutsche soll den starken, stolzen, alles überragenden Mittelbau des Unterrichts bilden, dem alle andern Fächer nur als Vor- und Seitenhallen dienen. Gewiß wird jeder Lehrer gern alles tun, um ein vaterlandsliebendes Geschlecht heranzubilden. Ob aber eine so starke Auffüllung des deutschen Lehrstoffes dazu nötig oder auch nur dienlich ist, kann vorderhand noch keiner sagen. Und man wird sich wohl hüten müssen, bewährten Stoff aus den Lehrplänen der Jugend auszumerzen, ehe man die Wirkung des neu einzuführenden an einigen Versuchsanstalten erprobt hat. Vorläufig sind aber manche dieser Gebiete noch nicht so weit ausgebaut, daß sie als besondere Hilfsfächer dem Hauptfach angegliedert werden könnten und eine schulmäßige Behandlung duldeten. Andere, wie Gotisch, Althochdeutsch und die neudeutschen Mundarten, sind viel zu sehr Spezialfächer, und ihre Erlernung setzt eine linguistische Vorbildung voraus, wie sie Schüler noch nicht haben können. Auch deutsche Kunst und deutscher Hausbau bleiben besser dem Privatstudium besonderer Liebhaber vorbehalten und gehören als verbindliche Pflichtfächer ebensowenig auf die allgemeine höhere

Hosted by Google

Schule wie griechische Plastik oder römischer Hausbau. Wenn aber jemand behauptet, daß die Gymnasiasten mit Geschichten von Zeuxis und Parrhasios unterhalten würden, während sie von Jan van Eyck und Rembrandt nichts erführen, daß sie wohl Iktinos und Kallikrates, aber nicht Erwin und Gerhard von Riehl, wohl Myron, aber nicht Peter Fischer, wohl die Trümmer des Parthenon, aber nicht den Kölner Dom kennen lernten, so hat er vom deutschen Unterricht auf dem Gymnasium keine Ahnung und tut den Gymnasiallehrern bitteres Unrecht. Wo der Unterricht auf dem Gymnasium richtig betrieben wird, bleiben die deutschen Künstler und ihre Werke den Schülern nicht fremd, dafür sorgt nicht nur der deutsche, sondern auch der Geschichts- und Religionsunterricht. Ebenso haben wir auch öfters Gelegenheit, auf Volkssitten und Trachten, auf Mundarten und mundartliche Dichtungen einzugehen. Nur verschone uns die Behörde mit der Einführung aller möglichen, ins Gebiet der Germanistik einschlagenden Hilfswissenschaften. Mag der wissenschaftlich strebsame Germanist alle diese Gebiete sorgfältig durchforschen, mag er seinen Schülern von den Ergebnissen seiner Privatstudien soviel mitteilen, als sie aufnehmen können, aber in die amtlichen Lehrpläne stopfe man nicht noch mehr Gedächtnisstoff hinein, als sie ohnehin schon haben. Es wird auf unseren höheren Schulen schon viel zu vieles auf Kosten der Gründlichkeit in dem Einzelnen getrieben, es wird dem Gedächtnis zuviel, dem denkenden Verstand nicht genug zugemutet. Hüten wir uns davor, diesen Fehler zu vergrößern. Der tiefe, klare, scharfe Denker ist noch immer und überall im Leben dem Vielwisser überlegen geblieben.

Nur einer Forderung des DGV nach Erweiterung des Unterrichtsstoffes stimme ich gern zu: Nibelungenlied und Gudrun, Minnesänger und höfisches Epos müssen im Grundtext und gründlicher gelesen werden. Daß Obersekunda dafür nicht der rechte Ort und ein Semester nicht genügend Zeit ist, wird jeder Kundige zugeben. Die Anlehnung an den Geschichtsunterricht wird gerade hier durch den reichen kulturgeschichtlichen Stoff, den die Dichtung birgt, dringend gefordert. In früheren Jahren hat man auf einzelnen Anstalten Mittelhochdeutsch schon in Tertia getrieben. Vielleicht legt man es später unter Zufügung einer dritten Stunde allgemein dorthin. So würde wenigstens eine von den drei vielbeklagten Wespentaillen in den Lehrplänen des Gymnasiums abgeschafft. Wie A. Matthias, der geistige Vater der deutschen Lehrpläne von 1901, verrät, sind die jetzigen zwei deutschen Stunden der Tertia sowieso nur durch Zufall und störende Einwirkungen zustande gekommen.

Zum Schluß noch ein paar Worte über die Vorbildung der Deutschlehrer, die ebenfalls einen Hauptpunkt im Programm des DGV bilden soll. Es hat in den Kreisen der Germanisten mit Recht böses Blut gemacht, daß auf der Baseler Philologen-

Hosted by Google

versammlung 1907 die Äußerung fiel und unwidersprochen blieb, einem guten Altphilologen könne, auch wenn er keine germanistische Vorbildung besitze, bloß auf seine altphilologischen Studien hin recht wohl der deutsche Unterricht anvertraut werden. Das Wort war nicht böse gemeint, es wollte nur den Gedanken ausdrücken, den Mommsen einmal gelegentlich ausgesprochen hat, daß, wer in einer Wissenschaft gründlich zu arbeiten gelernt hat, sich leicht auch in jeder andern zurechtfindet. Immerhin war die Äußerung in dieser Form eine starke Herausforderung der Germanisten; damit setzte man den deutschen Unterricht an den höheren Schulen herab und erniedrigte ihn zum Elementarunterricht, für den man wissenschaftliche Vorbildung nicht fordert. Die Grazer Philologenversammlung 1909[1]) machte denn auch das Unrecht sofort wider gut und verlangte, daß alle philologischen Kandidaten beim Staatsexamen hinreichend deutsche Kenntnisse nachwiesen, um auch im Notfalle den deutschen Unterricht in einer unteren Klasse übernehmen zu können. So lautet die zweite in Graz aufgestellte These: 'An allen Universitäten sollen regelmäßig Vorlesungen über die nhd. Schriftsprache abgehalten werden, die auch die Wortkunde mitumfassen', und die dritte These: 'In der allgemeinen Prüfung soll allen Kandidaten der Nachweis genügender Kenntnis der Hauptpunkte der deutschen Grammatik und Wortkunde zur Pflicht gemacht werden.' Unter dieser Voraussetzung können aber die Germanisten jedem Alt- und Neuphilologen, jedem Religions- und Geschichtslehrer ohne Neid und Mißtrauen den deutschen Unterricht in den unteren Klassen gönnen, und es ist eine durchaus übertriebene und undurchführbare Forderung einzelner germanistischer Heißsporne, den deutschen Unterricht auch in der Sexta nur waschechten Germanisten mit Zeugnisstufe I anzuvertrauen. Sie würden gar nicht imstande sein, die deutschen Aufsätze und Diktate, die ihnen dann aus ihrem Unterricht erwüchsen, alle zu korrigieren.

Daß die Deutschlehrer an den Universitäten in Zukunft auf die Bedürfnisse der Deutschlehrer an den höheren Schulen mehr Rücksicht nehmen, wird auch von dem DGV sehnlichst gewünscht. Und gewiß mit Recht. Die tiefe Kluft zwischen Universität und Schule wird noch jetzt von vielen schwer überwunden, obwohl es entschieden schon besser geworden ist als vor 40 Jahren. Damals waren die germanistischen Kandidaten übel daran. Was sie auf der Universität, auch in den Seminarien, gelernt hatten, konnten sie auf der Schule nicht brauchen, und was sie als

[1]) Siehe Zeitschrift für den deutschen Unterricht 6. Ergänzungsheft: Die wissenschaftliche Vorbildung für den deutschen Unterricht an höheren Schulen. Vorträge auf der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner 1909 zu Graz gehalten von Dr. Ernst Elster, Universitätsprofessor zu Marburg, und Dr. Robert Lück, Gymnasialdirektor zu Steglitz. gr. 8. Geheftet ℳ —.80, für Abonnenten ℳ —.50. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.

Hosted by Google

Lehrer brauchten, hatten sie weder als Studenten noch als Probanden gelernt. Gute methodische Bücher gab es nur für den deutschen Unterricht in Prima. Der Deutschlehrer war also bei der Vorbereitung in den unteren und mittleren Klassen im wesentlichen auf sich selbst und einige alte Erklärungswerke angewiesen. Wohl dem, der einen erfahrenen Kollegen fand, der Rat erteilen konnte. Jetzt aber ist das anders. Wer heute sich auf eine deutsche Stunde vorbereiten will, muß unter den guten Hilfsbüchern schon eine Auswahl treffen, so ist die Erklärungsliteratur angeschwollen. Auch die Methodik des deutschen Unterrichts ist über Hiecke und Laas hinaus von praktischen Schulmännern erweitert und verbessert worden, ich erinnere nur an R. Lehmanns Buch vom deutschen Unterricht und an A. Matthias' umfassendes Werk Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen. Im Seminarjahr werden nicht bloß die germanistischen, sondern alle philologischen Kandidaten angehalten, sich mit der Methode des deutschen Unterrichts zu beschäftigen und eigene Versuche zu machen. Von Zeit zu Zeit versammelt doch wohl auch jeder Direktor seine deutschen Fachlehrer, um mit ihnen den Unterrichtsstoff und seine Methode zu besprechen und den Speziallehrplan der Anstalt zu vervollständigen. Wenn jemand trotz aller dieser Hilfsmittel und Anregungen auch jetzt noch fortgesetzt schlechten deutschen Unterricht gibt, dann wird es ihm wohl am Besten und Wichtigsten, an der Liebe und Begeisterung für das Deutsche, fehlen, und der Direktor wird gut tun, ihn aus dem Tempel zu weisen und für andere Zwecke zu verwenden. Wir Oberlehrer wollen deshalb jetzt auch nicht gar zu ängstlich nach einer mehr mundgerechten Kost auf der Universität schreien. Die Ertüchtigung zum Lehrer erfolgt im wesentlichen erst auf der Schule, im Seminar- und Probejahr und in der weiteren Praxis, nicht schon auf der Universität, und deshalb wünschen wir gar nicht, daß die Universitätsprofessoren, unseren späteren praktischen Bedürfnissen Rechnung tragend, das wissenschaftliche Niveau ihrer Vorlesungen hinabdrücken. Mit lebhafter Freude stimme ich dem auf der Grazer Philologenversammlung von Elster für den Betrieb der deutschen Philologie an der Universität aufgestellten Plan zu, den er in folgende These zusammenfaßt: 'Der akademische Unterricht in der deutschen Literaturwissenschaft soll sich auf den psychologisch begründeten Hilfsdisziplinen der Poetik, Stilistik und Metrik aufbauen.' Wer auf der Universität in solcher Weise gearbeitet hat, wie sie Elster in seinem Vortrag andeutet, wird auch auf der Schule seine jeweiligen Aufgaben zu erfassen und durchzuführen wissen. Die von Lück warm empfohlenen Interpretationskollegien und Interpretationsübungen über Werke unsrer großen neudeutschen Klassiker müssen ebenfalls streng wissenschaftlichen Charakter tragen, wie das Elster und Lück auch ausdrücklich betonen. Die Studenten sollen in diesen Vorlesungen nicht hören, wie sie Klopstock, Goethe

Hosted by Google

und Schiller in Sekunda und Prima oder eine Ballade in Tertia zu erklären haben — das können die Universitätslehrer gar nicht wissen, weil sie mit der Schule keine Fühlung haben und die Aufnahmefähigkeit der verschiedenen Altersstufen nicht kennen; anders lesen Knaben den Terenz, anders Grotius — wohl aber sollen sie sich mit der wissenschaftlichen Arbeitsweise, dem gelehrten Rüstzeug, den wichtigsten künstlerischen, literarischen, ästhetischen und sprachlichen Streitfragen irgendeiner Literaturepoche vertraut machen und sich allmählich in solchen Fragen ein selbständiges Urteil bilden, damit sie später bei der Schullektüre nicht gar zu sehr von ihrem Kommentar abhängen und von ihren eigenen Schülern kontrolliert und belächelt werden.

Ob die Vortragsmeister, welche die Orthoepie und Rezitation prosaischer und poetischer Werke bei den Studierenden ausbilden sollen, an den Universitäten sich einbürgern werden, bleibt abzuwarten. Wäre es nicht besser, wenn die Universitätsdozenten selbst in den Übungen auf richtige Aussprache und schönen Vortrag hielten, und wenn man den Studenten noch mehr als bisher die Theater für billiges Geld öffnete? Wie dankbar würden die künftigen Interpreten deutscher Dramen auf der Schule den Theaterverwaltungen sein, wenn sie so mit der dramatischen Literatur und der Vortragskunst in geradezu idealer Weise bekannt gemacht würden! Auch der Staat könnte mehr für seine Deutschlehrer tun, ruft mit Recht der DGV. Wie er die Altphilologen an die Stätten klassischer Kultur, die Neuphilologen ins Ausland schickt, so sollte er auch den Germanisten Gelegenheit geben, die germanische Frühkultur oder mittelalterliche deutsche Kunst in den Museen des In- und Auslandes zu studieren, sollte an den Universitäten Fortbildungskurse einrichten und die Lehrer in den kleineren Städten durch Unterstützungen anregen, sie zu besuchen. Das sind durchaus berechtigte Wünsche. Möchte sie die Unterrichtsverwaltung hören und aus Billigkeitsgründen und zur Förderung eines so wichtigen Unterrichtszweiges recht bald erfüllen!

Der DGV hat sein Banner entrollt. Über allen deutschen Gauen soll es, von germanistisch gebildeten Männern und Frauen hochgehalten, stolz im Winde wehen und die Freunde der deutschen Sprache und der deutschen Kultur zusammenscharen. Auch in der Schule soll das Banner aufgepflanzt werden, nicht zur Eröffnung eines Kampfes, aber zur Begründung und zum Zeichen der unbedingten Herrschaft; wer sie nicht anerkennt, dem wird der Krieg erklärt. Mit den Neuphilologen haben die Begründer in der Eröffnungsversammlung freundliche Worte und Händedruck gewechselt. Den Altphilologen haben sie zwar nicht gleich am ersten Tage Feindschaft angekündigt, aber an den Schild schlagend in gereizter Stimmung einige unfreundliche Worte zugerufen, die wenn auch nicht die Gesamtheit, so doch eine Richtung unter ihnen schwer kränken mußten: ‘sie seien an der noch immer in Deutsch-

Hosted by Google

land herrschenden Barbarei schuld, seien die ewig Gestrigen, die die Jugend zwingen wollen, mit Lust Staub zu fressen'. Man darf solche Worte nicht ernst und deshalb auch nicht übel nehmen, schmetternde Fanfaren bei Fahnenweihen. Noch ist der Friede in der Schule nicht gestört. Laßt uns jeder auf seinem Platz in gegenseitiger Achtung ehrlich und fleißig in unserm sonnigen, gottgesegneten Weinberg zusammen arbeiten. Kein Parteigezänk in Schlagworten soll uns die frohe Arbeitslaune verderben. Nicht humanistische, nicht völkische, nicht mathematisch-naturwissenschaftliche Bildung ist unser höchstes und letztes Ziel, sondern die beste Bildung und Erziehung für unsere Jugend.

Die Sendung der Lokrerinnen und die Gründung von Neu-Ilion

von

Peter Corssen

II

Demetrios von Skepsis wies die Behauptung, das Orakel habe die Sendung der lokrischen Mädchen zur Buße für den Frevel des Aias geboten, als überzeugter Aristarcheer mit der Bemerkung zurück, daß Homer die Vergewaltigung der Kassandra nicht erwähne und Aias, wenn auch der Athena verhaßt, doch von Poseidon wegen seiner Prahlerei ins Verderben gestürzt sei (Strabo p. 600). Aber wenn es auch richtig ist, daß der Untergang des Aias in der Odyssee nicht in unmittelbaren Zusammenhang mit dem Haß der Athena gebracht wird, so zeigt doch die Erwähnung dieses Hasses (δ 502), daß dem Dichter irgendeine Versündigung des Aias an der Göttin vorschwebt, und wenn auch Poseidon seinen Tod herbeiführt, so ist es doch Athene, die nach α 327 über die Achaeer die unheilvolle Rückkehr verhängt hatte. Nur scheint darin Demetrios wider Recht zu haben, daß an dem Frevel noch andere beteiligt waren, denn γ 133ff. heißt es, nicht alle seien verständig und gerecht gewesen und darum seien viele durch den Zorn der Athene umgekommen. Merkwürdig ist nur die Erklärung des Demetrios, alle hätten sich an dem Heiligtum versündigt, und darum hätte die Göttin allen gezürnt. Das klingt, als hätte er ε 108 *ἐν νηῷ Ἀθηναίην ἀλίτοντο* statt *ἐν νόστῳ* gelesen, eine Stelle, die übrigens von Aristarch athetiert wurde. Oder sollte Demetrios unbewußt dem Einfluß der *νεώτεροι* erlegen sein, wenn er hier den Frevel auf eine Verletzung des Heiligtums der Athene deutete?



Mit der Odyssee standen nach dem Auszug des Proklos die Nostoi in Einklang, aber dieser Auszug ist wohl willkürlich der Odyssee angeglichen.

Etwas Näheres erfahren wir erst aus Proklos' leider nur zu kurzem Bericht über die Iliupersis des Arktinos. Danach schleifte Aias, als er Kassandra gewaltsam — von dem Bilde der Göttin, das sie umklammert hielt, wie wir nach dem Zusammenhang und bildlichen Darstellungen ergänzen dürfen — fortzog, das umgestürzte Bild mit hinter sich her. Empört beschlossen darauf die Hellenen, den Aias zu steinigen, er aber flüchtete sich auf den Altar der Athena und rettete sich dadurch vor der drohenden Gefahr.

Von einer Schändung der Kassandra wird in diesem Berichte nicht nur nichts erwähnt, sondern sie scheint auch durch ihn ausgeschlossen, denn es ist die Entweihung des umgerissenen und am Boden geschleiften Götterbildes, was die Entrüstung des Heeres erregt.

Auch Euripides in den Troerinnen, der darin von Arktinos abweicht, daß er den Achaeern völlige Gleichgültigkeit gegen die Tat des Aias nachsagt[1]), spricht nur von dem Frevel, den die Göttin und ihr Tempel erlitten habe, v. 69—71:

ΑΘ. οὐκ οἶσθ' ὑβρισθεῖσάν με καὶ ναοὺς ἐμούς;
ΠΟ. οἶδ', ἡνίκ' Αἴας εἷλκε Κασάνδραν βίᾳ.
ΑΘ. κοὐδέν γ' Ἀχαιῶν ἔπαθεν οὐδ' ἤκουσ' ὕπο.

Daß aber Kassandra Jungfrau blieb, sagt Euripides ausdrücklich. Denn als die Seherin jubelnd über ihre bevorstehende Hochzeit mit Agamemnon, die ihm den Tod bringen wird, mit einer Fackel auf die Bühne stürzt, sagt sie zu der trauernden Mutter, daß dies ihre Hochzeitsfackel sei, die sie angezündet habe, um alles zu erfüllen, was der Brauch bei der Hochzeit der Jungfrauen verlange, v. 324:

παρθένων ἐπὶ λέκτροις ἃ νόμος ἔχει.

Die übereinstimmende Überlieferung aber, daß von den gefangenen Frauen Kassandra dem Agamemnon zuteil wurde, dürfte Beweis genug sein, daß bis zu den Tragikern hinab von der Schändung der Kassandra keine Rede war.

Wir können nicht mehr im einzelnen nachweisen, wie sich die Schilderungen der kleinen Ilias und der Iliupersis zu einander verhielten, aber wir werden annehmen dürfen, daß sie in den Hauptzügen übereinstimmten. Die Entweihung des Heiligtums der Athena und die Verteilung der gefangenen Frauen teils durch das Los, teils durch besondere Bestimmungen müssen in beiden als aufeinanderfolgende Akte derselben Handlung geschildert und

---

[1]) Daß die Achaeer passiv blieben, bemerken auch Schol. zu Od. γ 135 (*ἐπεὶ Αἴαντα τὸν Λοκρὸν οὐκ ἐκόλασαν βιασάμενον ἐν τῷ ἱερῷ αὐτῆς τὴν Κασάνδραν*) und Eustath. zu der Stelle.

Hosted by Google

nach beiden muß dabei Kassandra als Ehrengabe an Agamemnon gefallen sein. Das aber hat zur Voraussetzung, daß sie von Aias nicht geschändet war.

Die Beschreibung des Pausanias von dem großen Gemälde Polygnots in der Lesche der Knidier in Delphi macht dies vollends klar (X 26, 3). Da war Aias am Altar stehend dargestellt, während Kassandra, am Boden sitzend, das umgestürzte Bild gefaßt hielt. Die Atriden aber ließen den Aias schwören. Hier sind die Ereignisse zusammengedrängt, man sah den Schluß der Handlung, wurde aber durch den Anblick der Kassandra zu dem Anfang zurückgeführt. Der Maler aber hätte die Kassandra nicht in solcher Haltung darstellen können, wenn er annahm, daß zwischen der Fortschleifung der Kassandra und dem Gericht über Aias die Schändung vorgegangen sei. Der Vorgang, den man notwendig dazwischen ergänzen mußte, war die Dazwischenkunft der Atriden. Wenn Philostrat in dem *Ἡρωϊκὸς* c. 8, wo er ausdrücklich die Erzählungen von der Schändung der Kassandra durch Aias für falsch erklärt, beschreibt, daß Agamemnon die Kassandra gesehen habe, als Aias sie in sein Zelt führte, und in Liebe zu ihr entbrannt sei, so folgt er dabei gewiß einer Überlieferung. *Ἔρως ἐτόξευσ' αὐτὸν ἐνθέου κόρης*, sagt Euripides Tro. 255. Er sagt nicht, wo und wann? aber er kann es sich nach der Vorstellung, die er von den Hergängen gibt, kaum anders gedacht haben, als Philostrat es schildert. Daß Agamemnon die Kassandra erhält, hat der Maler dadurch angedeutet, daß er die Atriden dem Aias einen Eid abnehmen ließ. Was kann Aias geschworen haben? Man braucht nur an die *Μήνιδος ἀπόρρησις* zu denken, um sich klar zu machen, daß es nichts anderes gewesen sein kann, als daß er mit Kassandra keine geschlechtliche Gemeinschaft gehabt habe. Nun konnte Agamemnon sie als Kebse in seinen Besitz nehmen, und Aias war zwar nicht gereinigt, aber seine Tat erschien doch in milderem Lichte.

Von den Vasenmalern, die den Gegenstand häufig behandelt haben, hat Furtwängler behauptet, sie zeigten deutlich eine andere Auffassung. Mir scheint es von vornherein unwahrscheinlich, daß diese sich mit der epischen Tradition, von der sie abhängen, in Widerspruch gesetzt haben sollten. Aber es wäre zu fragen, ob die Interpretation ihrer Bilder zu andern Schlüssen auf den Inhalt der Epen führt als die literarischen Angaben, die wir darüber besitzen.

Das älteste Bild, das unzweifelhaft den epischen Einfluß zeigt, ist das Bild des Exekias auf der Berliner Vase 1698[1]). Hier wie überall auf den entsprechenden Darstellungen ist Kassandra sehr dürftig bekleidet. Diese dürftige Bekleidung, die gelegentlich bis zur vollständigen Nacktheit gesteigert ist, ist nun nach Furt-

[1]) Abgebildet bei Gerhard, Etrusk. kamp. Vasenb. T. XXII XXIII S. 31. Vgl. Furtwängler, Vasensamml. im Antiquarium.


Hosted by Google

wänglers Meinung ein Mittel für den Maler gewesen, die Schändung anzudeuten. Das Argument ließe sich hören, wenn es sich darum handelte, die Schändung als einen vollzogenen Akt aufzufassen. Aber da die Maler den Moment darstellen, in welchem Kassandra soeben das Bild erreicht hat, das sie vor der Schändung schützen soll, so müßte die Nacktheit gewissermaßen eine proleptische Bedeutung haben. Aber wie soll der Beschauer das ohne vorgefaßte Meinung erraten? Kassandra flieht nackt zu dem Bilde, es ist nicht Aias, der ihr die Kleider vom Leibe reißt, er berührt sie überhaupt zuerst am Bilde. Natürlich läßt der Maler über die Absicht des Aias keinen Zweifel. Aber woraus kann man schließen, daß er zu seinem Ziele kommt? Die Maler haben aus einem Komplex von Handlungen denjenigen Moment herausgegriffen, der ihnen der interessanteste schien. Wie sich der Beschauer die Fortsetzung der dargestellten Handlung zu denken hat, geht aus diesen Bildern nicht hervor.

Allerdings bietet die Nacktheit der Kassandra ein Problem. Nach Walther A. Müller, Nacktheit und Entblößung 1906, S. 148 kommen in der älteren Vasenmalerei für die Nacktheit der Frau in mythologischen Darstellungen nur drei Figuren in Betracht, Atalante, Ismene und Kassandra. Bei den beiden ersten erklärt sich die Nacktheit aus dem Gegenstande: Atalante ist Jägerin, Ismene wird auf Ehebruch ertappt[1]); bei Kassandra nicht. Hier muß also eine andere Erklärung gesucht werden. Ich glaube den Weg dazu zu sehen, aber hier genügt es festzustellen, daß dieses Motiv weder einen Schluß auf eine andere nicht bekannte Überlieferung noch auf eine selbständige Auffassung der Maler zuläßt.

Es bleibt also dabei, daß die Geschichte von der Schändung der Kassandra durch Aias uns zuerst bei denjenigen Schriftstellern begegnet, die auch eine Kenntnis des Orakels an die Lokrer zeigen, nicht zuerst bei Kallimachos, wie man gemeint hat, sondern schon vorher bei Lykophron.

Diese weichen auch sonst von den Epikern und Polygnot ab. Durch die Eifersucht der Athena, die dadurch erregt ist, daß Kassandra ihre Jungfräulichkeit gegen Apollo verteidigt hat, wird das Unglück herbeigeführt. Vergebens fleht daher Kassandra zu der Göttin, als sie gewaltsam von Aias auf das Lager geschleppt wird. Das Palladion bleibt aufrecht stehen und schlägt die Augen zur Decke empor, wenn auch die Göttin dem Heere zürnt und für den Frevel des einen zehntausend auf der Rückkehr umkommen läßt (Lyk. v. 348—372).

Es ist nicht ganz klar, ob in dem Augenaufschlag die Indignation der Göttin über den Frevel an ihrem Heiligtum oder ihre Mitleidlosigkeit gegen Kassandra zu sehen ist. Q. Smyr-

---

[1]) Vgl. besonders Monum. d. Instit. VI 14. Die Literatur bei Roscher, Lex. d. Myth.

Hosted by Google

naeus[1]), der das Motiv übernommen hat, faßt es als Indignation. So scheint es Kallimachos dargestellt zu haben, der, wie schon gesagt, die Geschichte der Lokrerinnen in dem ersten Buche der *Αἴτια* behandelt hatte. Das Scholion zu Il. N 66 gibt nämlich diesen Zug so wider: *Κασάνδραν τὴν Πριάμου, ἱκέτιν οὖσαν Ἀθηνᾶς, ἐν τῷ τῆς θεοῦ σηκῷ κατήσχυνεν, ὥστε τὴν θεὸν τοὺς ὀφθαλμοὺς τοῦ ξοάνου εἰς τὴν ὀροφὴν τρέψαι.* Daß das Bild sich während des Aktes abgewendet haben solle, weiß auch Strabo[2]).

Ist nun die spätere Vorstellung, daß Aias die Kassandra geschändet habe, dem fünften Jahrhundert noch fremd, so muß auch das, wie ich nun wohl ohne Bedenken sagen kann, fingierte Orakel, dem die selbe Vorstellung zugrunde lag, jünger als das fünfte Jahrhundert sein. Seine Zeit läßt sich aber noch genauer bestimmen.

Wenn Timaios annahm, daß die Zeit der Buße für die Lokrerinnen nach den Phokerkriegen abgelaufen war, so rechnete er von da bis zu der Zerstörung Trojas in runder Summe tausend Jahre. Das stimmt mit dem, was wir sonst wissen, daß Timaios wie Duris die Zerstörung von Troja tausend Jahr vor dem Übergang Alexanders d. Gr. nach Asien ansetzten[3]). Diese Rechnung sieht nicht danach aus, daß sie in der Gelehrtenstube entstanden ist. Ich will hier nicht untersuchen, woher sie stammt, aber es begreift sich leicht, daß man angesichts des neuen gewaltigen Ringens zwischen Okzident und Orient, in dem man eine Art Widerholung des Trojanischen Krieges sah, zugleich unter dem Eindruck des Abschlusses und der Erneuerung einer Epoche stand. Das Auftreten Alexanders ist es, das die Vorstellung von dem Ablauf einer tausendjährigen Epoche hervorgerufen hat, und die Rechnung des Orakels ist eine Anwendung davon.

Das Orakel ist also erst nach Einstellung der Sendung, aber vor ihrer Erneuerung erfunden und ist eine böswillige, aus Feindschaft gegen die Lokrer hervorgegangene Deutung des Brauches. Diese Deutung haben sich unsere Berichterstatter zu eigen gemacht. Ihre Schilderungen von dem Charakter des Dienstes der lokrischen Mädchen als Büßerinnen für den Frevel des Aias können daher als historisch nicht in Anspruch genommen werden.

Wäre die Sendung ein Sühnebrauch zur Ehre der verletzten Göttin gewesen, so hätte niemand ein größeres Interesse an seiner Beibehaltung gehabt als die Ilier und niemand ein größeres Interesse an seiner Abschaffung als die Lokrer. Aber das aus

---

[1]) XIII 425 *οὐδὲ μὲν ἔργον ἀεικὲς ἐσέδρακεν.*

[2]) p. 264: *καθάπερ καὶ ἐν Ἰλίῳ ἀποστραφῆναι (τὸ ξόανον) κατὰ τὸν Κασάνδρας βιασμόν.*

[3]) So schon C. F. Müller, Frgm. Hist. Gr. I, LVI b. Vgl. auch Ed. Meyer, Forsch. I 317 und Ed. Schwartz, Abh. d. Gött. Ges. d. Wiss. phil.-hist. Kl. 1894/5 S. 68.



der Zeit vor der Einstellung der Sendung stammende Zeugnis des Aeneas Tacticus beweist das gerade Gegenteil: die Ilier suchten das Eindringen der Mädchen auf alle Weise zu verhindern, die Lokrer wußten die Ilier immer wider zu täuschen.

Über die Art und Weise, wie die Mädchen in die Stadt gelangten, haben wir bei den übrigen Berichterstattern ausführliche Angaben, die wir nun genauer betrachten müssen.

Lykophron schildert, wie der Dienst der Mädchen während der tausend Jahre ununterbrochen fortgeht. Wenn eine gestorben ist, so folgen andere, die bei Nacht auf verborgenen Pfaden in den Tempel zu gelangen suchen. Die Stelle bietet verschiedene Schwierigkeiten und muß daher im einzelnen betrachtet werden. Ich setze sie, wie sie überliefert ist, und zwar zunächst ohne Interpunktion, hin, weil die Beziehung der einzelnen Glieder zueinander sich erst aus der Interpretation ergibt. Nachdem Kassandra die Städte, aus denen die Jungfrauen ausgelost werden sollen, aufgezählt hat, fährt sie fort:

ὑμεῖς ἐμῶν ἕκατι δυσσεβῶν γάμων 1151
ποινὰς Γυγαίᾳ τίσετ' Ἀγρίσκᾳ θεᾷ
τὸν χιλίωρον τὰς ἀνυμφεύτους χρόνον
πάλου βραβείαις γηροβοσκοῦσαι κόρας
αἷς ἀκτέριστος ἐν ξένῃ ξέναις τάφος 1155
ψάμμῳ κλύδωνος λυπρὸς ἐκκλυσθήσεται
ὅταν δ' ἀκάρποις γυῖα συμφλέξας φυτοῖς
Ἥφαιστος εἰς θάλασσαν ἐκβράσῃ σποδὸν
τῆς ἐκ λόφων Τράρωνος ἐφθιτωμένης
ἄλλαι δὲ νύκτωρ ταῖς θανουμέναις ἴσαι 1160
Σιθῶνος εἰς θυγατρὸς ἵξονται γύας
λαθραῖα κακ κέλευθα παπταλώμεναι
ἕως ἂν εἰσθρέξωσιν Ἀμφείρας δόμους
λιταῖς Σθένειαν ἱκέτιδες[1]) γουνούμεναι.

Die Hauptschwierigkeit liegt in v. 1157. Die schlechteren Handschriften haben ὅταν ohne δ' und so zitiert auch Tzetzes Chil. V 740. Den metrischen Fehler hat G. Hermann durch Umstellung (φυτοῖς ἀκάρποις γυῖα συμφλέξας ὅταν, eine ähnlich verschränkte Wortstellung auch v. 1131 f.), Scheer durch Änderung von ὅταν in ἐπὴν zu beheben gesucht. Aber ὅταν δ' ist in der bei weitem besten Handschrift (vgl. Scheer S. VII) überliefert und außerdem durch das Lemma des Scholions gesichert. Die Änderung von Scheer wie von G. Hermann haben daher sehr wenig äußere Wahrscheinlichkeit für sich. Halten wir aber an der Überlieferung fest, so beginnt mit v. 1157 eine neue Periode, während der Relativsatz eng an das Vorhergehende anzuschließen ist. Das ist aber auch aus inneren Gründen notwendig. Denn es versteht sich von selbst, daß nicht nur die Asche, sondern

[1]) ἴκτιδες Scheer nach Nauck.

auch die Gebeine des Leichnams der verbrannten Büßerin — Timaios und Kallimachos sprachen nach Schol. 1141 und 1155 nur von den Gebeinen[1]) — von Trarons Höhen in das Meer geworfen oder geweht wurden. Es dauerte aber lange, bis die Meereswoge die letzten Reste der Verstorbenen in dem Sande verspült hatte. Dieser Prozeß ist der *τάφος ἀκτέριστος*, der in der Fremde der Mädchen wartet. Bleiben wir bei der Überlieferung, so folgt weiter, daß wir zu dem Vordersatze *ὅταν δ'* v. 1160 ff. als Nachsatz zu fassen haben, der nach homerischer Weise mit *δὲ* eingeleitet ist. Dafür fehlt es allerdings an einer Analogie bei Lykophron. Allein die Umstellung von *ὅταν* v. 1132 ist auch ohne Beispiel. Scheer hat ferner gegen *ὅταν δ'* eingewendet, daß Temporalsätze bei Lykophron regelmäßig nachgestellt würden[2]). In der Tat ist Lykophrons Satzbau im Gegensatz zu seinem verstiegenen Vokabularium sehr einfach. Aber ich sehe nicht, welcher Unterschied — abgesehen von dem *δὲ* des Nachsatzes — zwischen der von mir geforderten Verbindung und der Periode an der eben erwähnten Stelle besteht, v. 1132 ff. *κόραι δὲ παρθένειον ἐκφυγεῖν ζυγὸν ὅταν θέλωσι, . . . ἐμὸν περιπτύξουσιν ὠλέναις βρέτας.* So allein aber kommt der richtige Gedankengang heraus: Die lokrischen Städte müssen ihre Töchter bis ins Alter in der Fremde unterhalten, wo ihnen nach ihrem Tode keine ehrenvolle Bestattung zuteil wird. Sobald aber eine gestorben und verbrannt ist, treten sofort andere an ihre Stelle, so daß die Kette des Leides nicht eher abreißt, bis die tausend Jahre vollendet sind.

Der bestimmte Artikel v. 1159 *τῆς ἐφθιτωμένης* ist generalisierend zu fassen: 'der jedesmal Verstorbenen' und ebenso setzt Lykophron v. 1160 den Plural *ἄλλαι*, weil er an die ganze Reihe der aufeinander folgenden Mädchen denkt.

Freilich ist schon im Altertum v. 1159 auf ein einmaliges Vorkommnis bezogen. Es sei einmal ein Mädchen, heißt es in dem Scholion zu der Stelle, bei der Ankunft aus Lokris auf einem Traron genannten Hügel getötet worden. Die Lokrer hätten sie stillschweigend begraben und dann keine Mädchen mehr geschickt[1]). Diese Erklärung steht in direktem Gegensatz zu dem Text des Lykophron, denn mag auch der Artikel in v. 1159 irreführend sein, so ist doch im übrigen sehr deutlich das Gegenteil von dem gesagt, was der Scholiast behauptet. Aber um so weniger etwas derartiges aus Lykophron herausgelesen werden konnte, um so mehr muß man annehmen, daß der Scholiast eine abweichende Überlieferung kannte, nach welcher die gewaltsame Tötung eines Mädchens die Veranlassung zur Einstellung der Sendung wurde.

Meine Interpretation des Lykophron stimmt mit dem über-

---

[1]) S. Anhang S. 251 und 252.
[2]) Lykophron ed. Scheer II 336, 7.

Hosted by Google

ein, was Timaios nach Schol. v. 1155 berichtete: Wenn eins der Mädchen gestorben sei, so sei es von den Troern nicht begraben, sondern mit wildem Holz verbrannt und ihre Gebeine seien ins Meer geworfen worden, an Stelle der Verstorbenen aber sei eine andere getreten.

Diese Schilderung trifft auf den alten Brauch, von dem sie handelt, nicht zu, weil, wie dargelegt worden ist, der Dienst einjährig war. Nach allem aber, was wir über den jüngeren Brauch ermittelt haben, ist nicht daran zu denken, daß in der späteren Zeit den verstorbenen Mädchen ein ehrenvolles Begräbnis verweigert worden sei, so daß in dieser Beziehung an eine Übertragung von der späteren auf die frühere Periode nicht gedacht werden kann.

Eine Unklarheit kommt in Lykophrons Schilderung dadurch hinein, daß er die Zahl der dem jeweiligen Dienst geweihten Mädchen nicht angegeben hat. Denn nun entsteht der Eindruck, als wenn bei der Ankunft jedesmal jedenfalls mehr als ein Mädchen anwesend gewesen wäre, was sich mit der Annahme der Lebenslänglichkeit des Dienstes, der sich auch Lykophron unterworfen hat, nicht vereinbaren läßt, wie schon auseinandergesetzt ist, und auch den bestimmten Angaben des Timaios widerspricht.

Nachdem Lykophron geschildert hat, wie die Mädchen nächtlicher Weile am Rhoiteion als Todeskandidatinnen *(ταῖς θανουμέναις ἴσαι)* landen und heimlich nach verborgenen Pfaden ausspähen, bis sie eiligen Laufes den schützenden Tempel erreichen, schildert er den Dienst, den sie dort verrichten, in der oben angegebenen Weise. Dann heißt es weiter, jeder ilische Mann laure den Mädchen auf mit Steinen, Schwert, Axt oder Knittel. Hiermit müssen die Gefahren bezeichnet sein, die der Mädchen bei der Ankunft warten, aber wir werden sehen, daß sie noch eine weitere Bedeutung haben.

θεᾶς δ' ὀφελτρεύσουσι κοσμοῦσαι πέδον 1165
δρόσῳ τε φοιβάσουσι, ἀστεργῆ χόλον
ἀστῶν φυγοῦσαι. πᾶς γὰρ Ἰλιεὺς ἀνὴρ
κόρας δοκεύσει πέτρον ἐν χεροῖν ἔχων
ἢ φάσγανον κελαινὸν ἢ ταυροκτόνον
στερρὰν κύβηλιν ἢ Φαλακραῖον κλάδον, 1170
μαιμῶν κορέσσαι χεῖρα διψῶσαν φόνου.

Hierzu treten die Nachrichten, die Tzetzes zu dem Scholion zu 1141 verarbeitet hat, denen, wie oben gezeigt ist, Timaios und Kallimachos zugrunde liegen. Wir halten uns für Kallimachos an das alte Scholion, das uns zu 1141 erhalten ist[1]). Dies klingt, wie es überliefert ist, so, als wenn der Scholiast meinte, es sei jährlich eine größere Anzahl von Mädchen herübergeschickt, von

---

[1]) S. Anhang S. 252.

Hosted by Google

denen immer nur einige dem Tode entronnen seien, an deren Stelle dann andere geschickt seien. Man kann aber zur Not ihn auch so verstehen, daß in einem Jahre die Mädchen glücklich in den Tempel gelangten, in einem andern nicht, und dann jedesmal ein Ersatz geschickt sei. In diesem Falle steht der Ergänzung der Zahl β', die Scheer vorgenommen hat, nichts im Wege, aber geboten ist sie nicht, und auf Tzetzes kann man sich nicht berufen, weil bei ihm die Zahl aus Timaios stammen kann. Geschichtlich ist das eine wie das andere undenkbar, denn wer wird glauben, daß die Lokrer Jahr für Jahr zwei edle Töchter ihres Landes der Gefahr des Todes im fremden Lande ausgesetzt und, wenn sie dem Tode verfielen, sofort ein anderes Paar dafür gesandt hätten? Zum Überfluß haben wir das Zeugnis des Aeneas Tacticus, daß die Mädchen regelmäßig glücklich in die Stadt gelangten. Bemerkenswert ist, daß der alte Scholiast im Unterschiede von Lykophron nur von Steinwürfen spricht: *οἱ Τρῶες ἐλιθοβόλουν αὐτάς*. Das legt die Frage nahe, ob es sich nicht um einen mißverstandenen Ritus handelt, der als eine heilige Handlung bei der Ankunft der Mädchen geübt wurde. Man ist versucht, an die in Troezen zu Ehren der Auxesia und Damia gefeierten *λιθοβόλια* zu denken, um so mehr als diese in Troezen für Mädchen aus der Fremde erklärt wurden, die aus Kreta gekommen und bei einem Aufruhr gesteinigt wären (Paus. II 32). Es ist möglich, daß auf die Beschreibung von den Vorgängen bei der Ankunft der Mädchen Festgebräuche, wie sie etwa bei dem Hauptfest der Athena in Ilion, den Ilieia, üblich sein mochten, eingewirkt haben, aber sicher ist, daß unsere Berichterstatter daran nicht gedacht haben, und darum müssen solche Vermutungen außer Rechnung bleiben[1]).

In der Epitome der Bibliothek des Apollodor steht, in Übereinstimmung mit Lykophron, die Mädchen seien bei Nacht in die Stadt gegangen. Hinzugesetzt ist: damit sie nicht, wenn sie sich außerhalb des heiligen Bezirkes blicken ließen, getötet würden. Hier ist die Bemerkung: wenn sie sich außerhalb des heiligen Bezirkes blicken ließen (*φανεῖσαι ἔξω τοῦ τεμένους*), auffällig und überflüssig, um so mehr, als vorher gesagt ist, sie würden, wenn sie nach ihrer Ankunft in den Tempel gingen, von den Einheimischen verfolgt. Andererseits verträgt es sich nicht gut miteinander, daß sie die Nacht zum Eintritt in die Stadt wählen, um nicht gesehen zu werden, und doch bei ihrer Ankunft von den Einheimischen verfolgt werden. Bei Tzetzes liest man es etwas anders, nämlich: sie hätten den Tempel nicht verlassen, es

[1]) Ganz und gar nicht verträgt sich mit dieser Schilderung die Angabe des Timaios, daß später Säuglinge mit ihren Ammen geschickt seien (s. Anhang S. 251 f.). Aber es ist nicht undenkbar, daß dies in der späteren Zeit wirklich der Fall war und daß die Mädchen, die nach der Wideraufnahme des Brauches geschickt wurden, ähnlich wie die Vestalinnen, nur noch früher, für ihr ganzes Leben dem Dienst der Göttin geweiht wurden.

Hosted by Google

sei denn bei Nacht. Daß sie den Tempel nicht verließen, wenn sie ihn einmal erreicht hatten, steht auch in der Epitome. Wir werden daher hier wohl Tzetzes, der ja die Bibliothek noch vollständig las, für einen besseren Zeugen ihres Textes als den Epitomator halten dürfen. Hierdurch aber gewinnen wir einen neuen Zug zu dem Bilde von den Lokrerinnen. Sie waren nicht nur bei ihrer Ankunft der Feindschaft der Einheimischen ausgesetzt, sondern sie durften sich auch, wenn sie glücklich in die Stadt gelangt waren, nicht ohne Gefahr für ihr Leben außerhalb des heiligen Bezirkes sehen lassen. Sie galten also für vogelfrei und nur die Heiligkeit des Tempels gewährte ihnen Schutz. Damit stimmt vortrefflich die Schilderung in der Alexandra, die wir nun nicht nur auf die Ankunft der Mädchen, sondern auf die ganze Zeit ihres Aufenthalts beziehen werden. Dazu geben uns die Verse, mit denen Lykophron den Abschnitt über die Lokrerinnen beschließt, ein unbestreitbares Recht:

> *δῆμος δ' ἀνατεὶ τὸν κτανόντ' ἐπαινέσει,* 1172
> *τεθμῷ χαράξας τοὐπιλώβητον γένος.*

Mit *τεθμῷ χαράξας* ist *τοὐπιλώβητον γένος* zu verbinden. Durch Volksbeschluß sind die Lockrerinnen geächtet worden, durch öffentlichen Anschlag wurde zu ihrer Tötung aufgefordert und dem Mörder eine Belobigung in Aussicht gestellt, sie wurden *στηλῖται*[1]). Man wird an Wendungen erinnert wie die in dem Psephisma des Demophantos bei Andokides (*περὶ τῶν μυστηρ.* § 96): *ὁ δὲ ἀποκτείνας τὸν ταῦτα ποιήσαντα καὶ ὁ συμβουλεύσας ὅσιος ἔστω καὶ εὐαγής.*

Dieser Volksbeschluß ist ohne Zweifel für historisch zu halten. Wie sollte Lykrophron ihn sich wohl ausgedacht haben, da er mit seiner ganzen Auffassung in Widerspruch steht? Also waren die Mädchen keine Büßerinnen, denn wie wären die Ilier dazu gekommen sein, Mädchen, die als Büßerinnen erschienen, zu ächten? Aeneas Tacticus hat offenbar von der Ächtung noch nichts gewußt. Wenn er nun berichtet, die Ilier hätten schon seit vielen Jahren das Eindringen der Mädchen zu hindern gesucht, so wird man schließen müssen, daß sie erst zuletzt zu dem äußersten Mittel gegriffen haben. Die Wahl des Mittels aber, das man gegen Hochverräter anzuwenden pflegte, zeigt deutlich, daß ihre Erbitterung politische Gründe hatte.

Diese Erkenntnis gestattet uns, Schlüsse auf die wirkliche Bedeutung der lokrischen Athenapriesterinnen in Ilion und den Ursprung des Athenaheiligtums zu ziehen.

Hierbei leistet die oben erwähnte Stelle aus Polybios XII 5, 6 f. gute Dienste, die wir jetzt einer genaueren Prüfung unterziehen müssen. Timaios hatte an der von Aristoteles in den

---

[1]) Vgl. Demosth. Phil. III 41 und 45. Isokr. *περὶ τοῦ ζεύγ.* p. 348 d. Aristot. Rhet. 1400 a 33.

Hosted by Google

Politien erzählten Gründungsgeschichte des epizephyrischen Lokri eine überaus heftige Kritik geübt, gegen die Polybios für Aristoteles eintritt. Die Erzählung des Aristoteles, deren Kern sich leicht aus einer Analyse der Epikritik des Polybios und dem Scholion zu Dionysios Perieg. v. 364 gewinnen läßt, braucht uns hier nicht zu beschäftigen. Sehr viel wichtiger sind die Erhebungen, die Polybios selbst in Lokri Epizephyrii anstellte, deren Ergebnisse nach seiner Meinung die Erzählung des Aristoteles bestätigen, während sie in Wahrheit ihren apokryphen Charakter beweisen.

Noch zur Zeit des Polybios leitete der epizephyrische Adel seinen Ursprung nicht von Männern, sondern von Frauen ab, und zwar von Frauen aus den hundert Häusern, die mit den ersten Kolonisten nach Unteritalien gekommen waren. Es ist nötig den Wortlaut dieses wichtigen Zeugnisses zu prüfen.

Εὐγενεῖς παρὰ σφίσι νομίζεσθαι τοὺς ἀπὸ τῶν ἑκατὸν οἰκιῶν λεγομένους, ταύτας δ' εἶναι τὰς ἑκατὸν οἰκίας τὰς προκριθείσας ὑπὸ τῶν Λοκρῶν, πρὶν ἢ τὴν ἀποικίαν ἐξελθεῖν, ἐξ ὧν ἔμελλον οἱ Λοκροὶ κατὰ τὸν χρησμὸν κληροῦν τὰς ἀποσταλησομένας παρθένους εἰς Ἴλιον· τούτων δή τινας τῶν γυναικῶν συνεξᾶραι μετὰ τῆς ἀποικίας, ὧν τοὺς ἀπογόνους ἔτι νῦν εὐγενεῖς νομίζεσθαι καὶ καλεῖσθαι τοὺς ἀπὸ τῶν ἑκατὸν οἰκιῶν.

Daß die hundert Häuser ausgesondert seien infolge des Orakels, das die Sendung der Mädchen nach Ilion befahl, wäre, auch wenn das Orakel sich nicht als eine späte Fälschung erwiesen hätte, undenkbar. Ob Polybios' Angaben in ihrem ganzen Umfange auf die Aussage der epizephyrischen Lokrer zurückgehen oder ob er damit Nachrichten aus einer andern Quelle verbunden hat, läßt sich kaum mit völliger Sicherheit entscheiden. Polybios setzt offenbar die Sendung der Lokrerinnen als etwas Bekanntes voraus und er wird ja selber sicher davon bei Timaios gelesen haben. Aber die Angabe, daß die Mädchen aus den hundert Häusern ausgelost wurden, ist etwas vollkommen Neues und erscheint als eine so selbständige, in sich wahrscheinliche Nachricht, daß sie nicht wohl bezweifelt werden kann. Die hundert Häuser stellen die aristokratische Gliederung des lokrischen Gemeinwesens dar, das demnach nicht in eine Anzahl politisch selbständiger Gemeinden zerfiel. Wenn der epizephyrische Adel sich als die von den hundert Häusern bezeichnete, so dürfen wir annehmen, daß die politische Gliederung des Mutterlandes von der Kolonie übernommen wurde. Dies wird durch eine beiläufige Notiz des Polybios XII 16, 10 bestätigt. Wenn eine gesetzliche Entscheidung des obersten Richters, des *κοσμόπολις*, angefochten wurde, so konnte die Sache vor die Tausend gebracht werden, wenn der Oberrichter und der Verurteilte, die dabei ein jeder den Sinn des Gesetzes nach seiner Auffassung darzulegen hatte, der Entscheidung der Tausend ihr Leben zu unterwerfen gewillt waren. Auch in einer von Justin XXI 3, 2ff. erzählten Anekdote aus der Zeit des Dionysios II. scheint noch eine Spur dieser

Hosted by Google

Verfassung hervorzutreten, da dabei die Rede von hundert Jungfrauen ist, die zum Zwecke einer religiösen Prostitution ausgelost werden sollten. Nun erscheint aber die merkwürdige Tatsache, daß als Gründer der hundert Häuser nicht Männer, sondern Frauen betrachtet wurden. Es ist ganz undenkbar, daß hier ein Mißverständnis des Polybios oder eine Einbildung der Lokrer vorliegt, sondern die Erklärung dieser Angabe läßt sich nur in einer tatsächlichen Erinnerung finden. Denn es handelt sich ja nicht um mythische Urmütter, sondern um die Gründerinnen der Kolonie. Die Bedeutung der polybianischen Nachricht ist bereits von Bachofen in seinem 'Mutterrecht' (1861) richtig eingeschätzt worden, und wenn in diesem merkwürdigen Buche Richtiges und Falsches in einer wunderlichen Mischung von stupender Gelehrsamkeit, Scharfsinn und mystischer Phantasterei durcheinanderliegt, so ist es mir doch schwer begreiflich, wie man sich so leichten Herzens über dies zweifellose Zeugnis gynaikokratitischer Zustände in Hellas hat hinwegsetzen können. Es ist nicht dieses Ortes, die Perspektiven, die sich hier auftun, weiter zu verfolgen; ich kann mich darauf beschränken, festzustellen, daß noch zur Zeit der beginnenden Kolonisation bei den opuntischen Lokrern nicht der Mann, sondern die Frau als das Haupt der Familie angesehen wurde und die Frauen auf die politischen Angelegenheiten Einfluß hatten, insbesondere auch an der Kolonisation beteiligt waren.

Da die Gründung von Lokri Epizephyrii und die Sendung der lokrischen Mädchen nach der Troas offenbar bei Polybios ganz willkürlich zueinander in chronologische Beziehung gesetzt sind, so läßt sich daraus nicht, wie Brückner und mit ihm Wilhelm annehmen, ein terminus ante quem für den Beginn der Sendung entnehmen. Wohl aber ergeben sich aus der von Polybios überlieferten Tatsache wichtige Anhaltspunkte für die Erklärung des Ursprungs der Sendung.

Nach Demetrios von Skepsis ist die Ansiedlung auf dem Hügel von Hissarlik und die Gründung des Heiligtums zur Zeit der Lyderherrschaft erfolgt, während die Sendung der Mädchen erst nach dem Siege der Perser über die Lyder begonnen hätte (Strabo XIII 40 und 42 S. 601). Was Demetrios zu dieser Annahme bewog, erfahren wir aus Strabo nicht. Aber allem Anschein nach war sie ganz willkürlich. Denn den Hauptnachdruck legt Strabo im Anschluß an Demetrios zur Widerlegung des Schlusses, den die Ilier aus der Sendung der Lokrerinnen zogen, auf das negative Argument, daß Homer den Frevel des Aias nicht kenne. Hieraus folgert er ganz konsequent, daß die Sendung jünger als Homer sei. Woher er aber gewußt haben soll, wann sie begann, ist nicht abzusehen. Nachdem nun jeder Grund geschwunden ist, in der Sendung einen Sühnebrauch zu erblicken, andererseits aber die Betätigung der Frauen bei der Kolonisation der Lokrer festgestellt ist, erklärt sich die Anwesenheit zweier

Hosted by Google

jährlich wechselnder lokrischer Priesterinnen in dem Heiligtum der Athena Ilias am einfachsten, wenn wir annehmen, daß das Heiligtum von den Lokrern gegründet war. Demetrios hat, soweit wir nach Strabo urteilen können, nicht gesagt, wer die Gründer waren, vermutlich weil er es nicht wußte. Gesetzt, die Gründer seien andere Griechen gewesen, so wäre nicht zu verstehen, wie die Lokrer das Recht erworben haben sollten, an dem Heiligtum ein ständiges Priestertum zu unterhalten. Daß aber die Lokrer tatsächlich die Gründer waren, dafür läßt sich auch ein direktes Argument anführen, nämlich daß das Heiligtum der Athena Ilias geweiht war.

Schwerlich hat Demetrios andere Gründe als Erwägungen allgemeiner Art auch für seine erste Behauptung gehabt, daß erst zur Lyderzeit der Hügel von Hissarlik von Griechen besiedelt worden sei. Daß er aber mit dieser Behauptung recht hatte, haben die Ergebnisse der Ausgrabungen gezeigt.

'Über den Trümmern der VI. Burg', sagt Dörpfeld, Troja und Ilion, S. 183, 'entstand nach einiger Zeit eine neue Niederlassung. Ob dies bald geschah oder ob die zerstörte Burg längere Zeit ganz verlassen war, wissen wir nicht.' Die dann folgende Periode teilt Dörpfeld in zwei Abschnitte, von denen der zweite sich durch eine ganz veränderte Bauweise kenntlich mache, deren Eigentümlichkeit in der Verwendung von Orthostaten, hochkantig gestellten unregelmäßigen Platten, als Fundament aller Hausmauern bestehe (S. 193f.). Die VIII., griechische Schicht, läßt Dörpfeld auf Grund der in ihr gefundenen Vasenscherben des entwickelten geometrischen Stils um etwa 700 beginnen, während er für die beiden Perioden der VII. Schicht die Jahre 1000 bis 700 annimmt (S. 201).

In der VII. Schicht ist eine eigentümliche Tonware zweifellos barbarischen Ursprungs gefunden worden, deren Ähnlichkeit mit der ungarischen Buckelkeramik H. Schmidt in einem Anhang zum IX. Abschnitt S. 594ff. beleuchtet hat. Dazu stimmt gut die geschichtliche Überlieferung von dem Einbruch der Kimmerier in Kleinasien. Es muß daher als eine ganz sichere Tatsache betrachtet werden, daß vor der Niederlassung der Griechen in der Troas eine barbarische Völkerschaft längere Zeit auf dem Hügel von Hissarlik gehaust hat.

Allerdings hat Dörpfeld nachträglich seine Aufstellungen in einem wesentlichen Punkte modifiziert, aber nicht durch neue Fundtatsachen, sondern durch Erwägungen allgemeiner Art bewogen.

Auf S. 645 zieht er zwei sich widersprechende Möglichkeiten in Betracht: entweder habe die Schicht VII[1], in welcher noch mykenische Kultur zu merken sei, achaeischen Ansiedlern bald nach der dorischen Wanderung ihre Entstehung zu verdanken gehabt oder aber die Bewohner der Schicht VII[2] seien Griechen gewesen, wofür die Orthostatenhäuser sprächen, die


Hosted by Google

von VII[1] Einheimische. Die zweite Möglichkeit wird aber von Dörpfeld selbst als die weniger wahrscheinliche bezeichnet, und in der Tat würden bei dieser Annahme nicht nur die allgemeinen historischen Verhältnisse außer Rechnung gestellt, sondern man müßte auch glauben, daß diese Griechen zwar ihre Häuser selbst gebaut, aber für ihr tägliches Leben sich barbarischer Fabrikate bedient hätten.

Aber mag es nun auch wirklich eine griechische Ansiedlung vor der barbarischen gegeben haben, so ist sie doch durch diese vernichtet worden, und da wir zwischen der VI. und VII. Periode einen Zeitraum von unbestimmter Ausdehnung anzunehmen haben, während dessen die Trümmerstätte gänzlich unbesiedelt war, so ist an eine fortlaufende Tradition von der Zerstörung der VI. Stadt bis zu dem Beginn der endgültigen griechischen Besiedelung nicht zu denken.

Irgendein Anhaltspunkt für das Vorhandensein eines Heiligtums der Athena aus der Zeit der VI. Periode oder auch nur für die Möglichkeit einer späteren Anknüpfung an ein solches haben die Ausgrabungen nicht ergeben.

Wenn Brückner das spätere Heiligtum als eine Fortsetzung des alten erweisen wollte, so beruhte dieser Versuch wesentlich auf dem Vertrauen zu den Angaben der Alten über die Sendung der Lokrerinnen. Vorsichtig und einsichtig hat Brückner allerdings ihre Erklärung der Ursache der Sendung nicht angenommen, dadurch aber die formale Beweiskraft seiner Schlüsse beeinträchtigt. Wenn er in geistreicher Weise eine Brunnenanlage innerhalb des späteren Heiligtums auf die Zeit des ursprünglichen zurückgeführt hat, so steht und fällt diese Kombination mit seiner Auffassung des Dienstes der Lokrerinnen.

Die ersten griechischen Ansiedler, die den Hügel von Hissarlik dauernd besiedelt haben, fanden also dort kein Athenaheiligtum und auch keine Erinnerung an ein Athenaheiligtum vor. Jahrhunderte waren über die zerstörte Burg der VI. Schicht hinweggegangen — wir wissen nicht, wie viele — ohne eine geschichtliche Spur hinterlassen zu haben. Selbst den ganz unwahrscheinlichen Fall angenommen, daß vorher schon einmal vorübergehend Griechen auf dem Burghügel gesessen haben sollten, so war die Stätte vor ihnen wüst gewesen, und nach ihnen waren Barbarenhorden an ihre Stelle getreten. Es läßt sich nicht genau bestimmen, wann die späteren griechischen Ansiedler sich auf dem Burghügel festgesetzt haben. Einen Anhaltspunkt geben die keramischen Funde. Andererseits darf man sagen, daß die Griechen erst nach der Überwindung der Kimmerier durch die Lyder und vor den Kämpfen der Athener und Mytilenaeer um Sigeion den Hügel eingenommen haben können. Natürlich wußten die Ansiedler aus den Epen, daß sie in die Ebene von Troja gekommen waren, aber wie sollten sie wissen, daß auf der Stätte, auf der sie sich niederließen, einst die Burg gelegen hatte, um

Hosted by Google

die nach den Epen die Kämpfe der Achaeer und Trojaner getobt hatten? Die Ruinen lagen doch unter der Erde, und hätten sie so offen vor ihren Augen gelegen, wie sie nun nach den Ausgrabungen von Schliemann und Dörpfeld vor den unsern liegen, wie hätten sie darauf kommen sollen, daß sie keiner andern Stadt angehörten als der heiligen Ilios, der hochragenden, weitstraßigen, die in ihren Mauern nicht nur die Bewohner der Stadt, sondern auch die zahllosen Hilfsvölker von nah und fern zu fassen vermochte? Welchen Grund haben wir Heutigen, diese Ruinen mit der Stadt zu identifizieren, deren Schilderungen in der Ilias sie so wenig entspricht, als den negativen, daß keine andere Stadt aus mykenischer Zeit in der Gegend, in der wir uns das homerische Troja denken müssen, gefunden ist?

Es kann also die Meinung des Altertums, daß Neu-Ilion auf der Stätte des homerischen Ilion erbaut sei, weder aus Tradition noch aus einer rationellen Überlegung entstanden sein.

Wenn Herodot erzählt, daß Xerxes der Athena Ilias geopfert habe, so wird man an der Wahrheit dieser Angabe zu zweifeln kaum berechtigt sein. Wenn er aber sagt, Xerxes sei auf die Burg des Priamos hinaufgestiegen, habe alles einzelne betrachtet und sich bei den Einwohnern danach erkundigt, so ist das ein sicherer Beweis, daß Herodot ebenso wie sein Zeitgenosse Hellanikos (s. Strabo XIII 42 p. 602) von der Identität der späteren Stadt mit dem alten Ilion überzeugt war. Aber auch das Opfer des Xerxes oder auch nur das Gerücht davon läßt sich einzig aus dem Ruhm des Heiligtums begreifen, und dieser Ruhm kann wiederum nur so erklärt werden, daß man schon damals das Heiligtum der Athena für das im Epos erwähnte hielt. Es ist aber klar, daß auch schon Herodot die von Demetrios mit dem Hinweis auf die gänzliche Zerstörung der alten Stadt bekämpfte Meinung hatte, daß die Bewohner der damaligen Stadt die direkten Nachfolger der alten Trojaner seien. Anders konnte ja auch die Identität des Athenaheiligtums mit dem von Homer bezeugten nicht glaubhaft gemacht werden. Die Bewohner Neu-Ilions wollten also gar keine Griechen sein, sondern sie glaubten, daß die Göttin, mit deren Hilfe die Achaeer einst ihre Stadt erobert hätten, nun ihren Schutz ihnen wieder zugewendet habe. Eine solche Ansicht kann sich natürlich erst im Laufe der Zeit entwickelt haben, als die Neu-Ilier sich ihres wahren Ursprungs nicht mehr erinnerten oder nicht mehr erinnern wollten.

Noch Aischylos zeigt deutlich eine ganz andere Auffassung. Auch er bezeugt das Ansehen des Athenaheiligtums in der Troas. Denn wenn er die Göttin zu dem Gericht über Orestes vom Skamander kommen läßt, so erklärt sich die Vorstellung, daß die Göttin, die Ilion zerstört hat, doch ihren Wohnsitz in dem ilischen Lande genommen hat, natürlich aus der Kenntnis, die der Dichter von dem zu seiner Zeit bestehenden Heiligtum hat. Aber diese Göttin ist in ihrer Feindschaft gegen die Ilier unverändert, sie


Hosted by Google

ist die Schutzgöttin der Athener, die am Skamander herrscht, weil die Fürsten der Achaeer ihr die ganze Landschaft durch die Söhne des Theseus zugeteilt haben. Es ist daher fraglich, ob schon Aischylos den Glauben hatte, daß der Hügel, auf dem das Athenaheiligtum lag, dieselbe Höhe sei, die einst das alte Ilion trug. Auf keinen Fall aber hat er dieses Heiligtum mit dem Heiligtum des Epos identifiziert, da er Orest zu der Göttin sagen läßt (Eum. 457):

> σὺ Τροίαν ἄπολιν Ἰλίου πόλιν
> ἔθηκας.

In keinem andern Sinne aber kann das Athenaheiligtum auf dem Hügel von Hissarlik von den griechischen Ansiedlern gestiftet sein, als eines Heiligtums der Göttin, mit deren Hilfe ihre Väter einst Ilion zerstört hatten. Dies Heiligtum war also nicht in Erinnerung des Heiligtums, von dem das Epos Kunde gab, gegründet und nicht darum war die Göttin Ilias genannt worden. Sie weihten das Heiligtum der Athena, weil sie unter ihrem Schutze aus der Heimat ausgezogen waren. Dabei aber konnten sie der Göttin nicht einen Beinamen nach dem neuen Lande geben, in das sie eingezogen waren; denn die Göttin war doch keine andere geworden, und sie wollten die neue Siedlung gerade in die Obhut ihrer heimatlichen Beschützerin stellen.

Hier würde für uns ein unlösbarer Widerspruch vorliegen, wenn wir nicht neuerdings erfahren hätten, daß die Athena Ilias bei den ozolischen Lokrern in Physkos verehrt wurde[1]). Darin liegt der durchschlagende Beweis, daß die Lokrer es gewesen sind, die das Heiligtum auf dem Hügel von Hissarlik gegründet haben.

Es ist begreiflich, daß der Beiname Ilias, zuerst bei den übrigen Griechen, Veranlassung wurde, ihr Heiligtum dem vermeintlichen alten gleichzusetzen, und daß allmählich die Bewohner von Neu-Ilion, vielleicht nicht ohne die Einwirkung gelehrter Erörterungen, wie die des Hellanikos, die natürlich nicht ihnen zuliebe angestellt worden waren, wie Demetrios später im Eifer der Polemik behauptete, selbst die Meinung bekamen, daß sie die Enkel der alten Ilier seien, als welche sie in den Augen der Umwohner und ihren eigenen eine höhere Bedeutung erlangten. Dies aber mußte notwendig im Laufe der Zeit das Verhältnis der Kolonisten zu den alljährlich aus dem Mutterlande eintreffenden Priesterinnen verändern.

Bis tief in die historische Zeit hinein hat die Bedeutung von Neu-Ilion an dem Heiligtum der Athena gehangen. Zur Zeit des Antigonos Monophthalmos war, wie wir sahen, das Athenaheiligtum und nicht die Stadt Ilion das Zentrum eines Städtebundes. Durch dieses haben die lokrischen Ansiedler Einfluß in der Troas gewonnen, und ohne Zweifel haben die beiden

[1]) S. oben S. 190.

Hosted by Google

Athenapriesterinnen im Anfang auch eine gewisse politische Oberhoheit in der neuen Gemeinde ausgeübt. Dadurch wurde den Kolonisten aber auch dauernd ihre Abhängigkeit von dem Mutterlande vor Augen gehalten, etwa wie die Potidaeaten durch die alljährlich von den Korinthern geschickten Epidemiurgen an die Oberhoheit der Mutterstadt erinnert wurden (Thuk. I 56).

Da die Priesterinnen jedes Jahr wechselten, so blieben sie Fremde, und jemehr die Kolonisten mit dem troischen Boden verwuchsen, um so mehr mußten sie jene als solche empfinden. Die Entwicklung ihres Verhältnisses zum Mutterlande gestaltete sich ähnlich wie in Kerkyra, wo man den Korinthern die üblichen Ehren verweigerte und stolz darauf war, den alten Ruhm der Phaeaken zur See erneuert zu haben (Thuk. I 25).

So kam es endlich zum gewaltsamen Widerstande gegen die alte Einrichtung. Aber das Ansehen der lokrischen Athenapriesterinnen muß gleichwohl tief in den Herzen der Gläubigen gewurzelt haben, sonst würde man nicht bei der Reorganisation des Heiligtums auf sie zurückgekommen sein. Die politische Selbständigkeit von Ilion und den um das Heiligtum gruppierten Städten war nun vollkommen gesichert, und indem man das Amt der Priesterinnen in ein lebenslängliches verwandelte, löste man sie von dem alten Mutterlande ab und verknüpfte die einzelnen Priesterinnen auf das engste mit dem Heiligtum, so daß ihr Amt nunmehr einen ausschließlich sakralen Charakter trug.

Belege zu S. 198 und 242 f.

Schol. des Tzetzes zu v. 1141 *πένθος δέ*] *Αἴαντος τοῦ Λοκροῦ περὶ τὰς Γυραίας ναυαγήσαντος καὶ ταφέντος ἐν Τρέμοντι χώρᾳ τῆς Δήλου οἱ Λοκροὶ μόλις σωθέντες ἦλθον εἰς τὴν οἰκείαν· φθορὰ δὲ καὶ λοιμὸς μετὰ τρίτον ἔτος ἔσχε τὴν Λοκρίδα διὰ τὴν εἰς Κασάνδραν ἀθέμιτον πρᾶξιν τοῦ Αἴαντος. ἔχρησε δὲ ὁ θεὸς ἱλάσκεσθαι τὴν θεὰν Ἀθηνᾶν ⟨τὴν⟩ ἐν Ἰλίῳ ἐπ' ἔτη ͵α β' παρθένους πέμποντας κλήρῳ καὶ λαχήσει. πεμπομένας δὲ αὐτὰς προϋπαντῶντες οἱ Τρῶες, εἰ κατέσχον, ἀνῄρουν καὶ καίοντες ἀκάρποις καὶ ἀγρίοις ξύλοις τὰ ὀστᾶ αὐτῶν ἀπὸ Τράρωνος ὄρους τῆς Τροίας τὴν σποδὸν εἰς θάλασσαν ἔρριπτον· καὶ πάλιν οἱ Λοκροὶ ἑτέρας ἔστελλον. εἰ δέ τινες ἐκφύγοιεν ἀνελθοῦσαι λάθρα εἰς τὸ τῆς Ἀθηνᾶς ἱερὸν, ἔσαιρον αὐτὸ καὶ ἔρραινον, τῇ δὲ θεῷ οὐ προσήρχοντο οὔτε τοῦ ἱεροῦ ἐξήρχοντο, εἰ μὴ νύκτωρ. ἦσαν δὲ κεκαρμέναι, μονοχίτωνες καὶ ἀνυπόδητοι. πρῶται δὲ τῶν Λοκρίδων παρθένων Περίβοια καὶ Κλεοπάτρα ἀφίκοντο. καὶ πρῶτον μὲν τὰς παρθένους, εἶτα τὰ βρέφη ἐνιαύσια μετὰ τῶν τροφῶν αὐτῶν ἔπεμπον οἱ Λοκροί, χιλίων δ' ἐτῶν παρελθόντων μετὰ τὸν Φωκικὸν πόλεμον ἐπαύσαντο τῆς τοιαύτης θυσίας, ὥς φησι Τίμαιος ὁ Σικελός· μέμνηται δὲ τῆς ἱστορίας καὶ ὁ Κυρηναῖος Καλλίμαχος.*

Apollodori epit. 6, 20. *Λοκροὶ δὲ μόλις τὴν ἑαυτῶν καταλαβόντες, ἐπεὶ μετὰ τρίτον ἔτος τὴν Λοκρίδα ἔσχε φθορά, δέχονται χρησμὸν ἐξιλάσασθαι τὴν ἐν Ἰλίῳ Ἀθηνᾶν καὶ δύο παρθένους πέμπειν ἱκέτιδας ἐπὶ ἔτη χίλια. καὶ λαγχάνουσι πρῶται Περίβοια καὶ Κλεοπάτρα. αὗται δὲ εἰς Τροίαν ἀφικόμεναι, διωκόμεναι παρὰ τῶν ἐγχωρίων, εἰς τὸ ἱερὸν κατέρχονται· καὶ τῇ μὲν θεᾷ οὐ προσήρχοντο, τὸ δὲ ἱερὸν ἔσαιρόν τε καὶ ἔρραινον, ἐκτὸς δὲ τοῦ νεὼ οὐκ ἐξῄεσαν, κεκαρμέναι δὲ ἦσαν καὶ μονοχίτωνες καὶ ἀνυπόδετοι. τῶν δὲ πρώτων ἀποθανουσῶν ἄλλας*

Hosted by Google

ἔπεμπον· εἰσῄεσαν δὲ εἰς τὴν πόλιν νύκτωρ, ἵνα μὴ φανεῖσαι τοῦ τεμένους ἔξω φονευθῶσι· μετέπειτα δὲ βρέφη μετὰ τροφῶν ἔπεμπον. χιλίων δὲ ἐτῶν παρελθόντων μετὰ τὸν Φωκικὸν πόλεμον ἱκέτιδας ἐπαύσαντο πέμποντες.

Altes Schol. zu v. 1141 *πένθος δέ] λοιμοῦ κατασχόντος τὴν Λοκρίδα διὰ τὴν εἰς Κασάνδραν ἀθεμιτομιξίαν Αἴαντος ἔχρησεν ὁ θεὸς ⟨β⟩ παρθένους ἐνιαυσιαίας εἰς Τροίαν τῇ Ἀθηνᾷ ἀποστέλλειν ἐπὶ ͵α ἔτη. πεμπόμεναι δὲ αὗται ἐφονεύοντο ὑπὸ τῶν Τρώων· προϋπαντῶντες γὰρ οἱ Τρῶες ἐλιθοβόλουν αὐτάς. εἰ δέ τινες ἐκφύγοιεν ἀνελθοῦσαι λάθρα εἰς τὸ τῆς Ἀθηνᾶς ἱερόν, τὸ λοιπὸν αὗται ἱέρειαι ἐγίνοντο, τὰς δὲ ἀναιρεθείσας ἔκαιον ἀκάρποις καὶ ἀγρίοις ξύλοις, τὰ δὲ ὀστᾶ αὐτῶν ἀπὸ Τράρωνος ὄρους τῆς Τροίας εἰς θάλασσαν ἔρριπτον. καὶ πάλιν οἱ Λοκροὶ ἀπέστελλον ἑτέρας. ταύτης δὲ τῆς ἱστορίας καὶ Καλλίμαχος μέμνηται.*

Altes Schol. zu v. 1155 *αἷς ἀκτέριστος] Τίμαιος ἱστορεῖ ὅτι αἱ παραγενόμεναι παρθένοι ἐδούλευον ἐν τῷ ἱερῷ τῆς Ἀθηνᾶς β' οὖσαι· εἰ δέ τις ἀποθάνοι, ἑτέραν παραγίνεσθαι ἀντ' αὐτῆς, ἐκείνην δὲ οὐ θάπτεσθαι παρὰ τῶν Τρώων, ἀλλὰ καίεσθαι ἀγρίοις ξύλοις καὶ τὰ ὀστᾶ αὐτῆς ῥίπτεσθαι εἰς θάλασσαν.*

Bequeme Schulbücher

von

Heinrich Gebler.

Einer Erleichterung der Schülerarbeit nach verständigen Grundsätzen wird kein Freund der Jugend entgegentreten; aber Bequemlichkeit verträgt sich nicht mit dem Begriff der Arbeit. Vielmehr steigt die Freude an der Arbeit selbst sowie am Erfolge der Arbeit mit dem höhern Grade der Selbständigkeit. Es ist verhängnisvoll, daß man einen so fundamentalen Satz, der für körperliche wie geistige Arbeit in gleichem Maße gilt, so vielfach außer acht gelassen hat bei der Abfassung von Lehr- und Hilfsbüchern für die höheren Schulen. Was in diesen Büchern von Fleiß, Geschicklichkeit und auch von Benutzung der wissenschaftlichen Gesamtarbeit unserer Zeit enthalten ist, darf wahrlich nicht gering eingeschätzt werden, aber das Ideal, dem sie mehr und mehr nachzustreben scheinen, will mir nicht gefallen: ich kann es nicht anders bezeichnen als die Bequemlichkeit. Sie wollen dem Schüler — und auch dem Lehrer — die Arbeit bequem, oder wohl gar den Lehrer entbehrlich machen. In den Vorreden solcher Schulbücher lesen wir, daß sie dem Schüler die Arbeit erleichtern, ihn der Mühe des Suchens überheben, ihn auf den Vortrag des Lehrers vorbereiten, ihm ersparen, den Gedankengang des Gelesenen sich selbst zu erarbeiten, ihm die Schwierigkeiten der Lektüre aus dem Wege räumen, ihn der mechanischen, zeitraubenden Tätigkeit des Vokabelaufschlagens überheben, und ähnliche schöne Wendungen, die ihres Eindrucks leider auf viele — und keineswegs einsichtslose — nicht verfehlen. Wenn das aber nicht Beförderung der Bequemlichkeit ist, dann will ich ruhig mit meiner Pädagogik einpacken. Frei-

Hosted by Google

lich müßte ich dann eine Reihe hochstehender und anerkannter Erzieher der Jugend mit einpacken. Doch ehe ich das tue, möchte ich doch einen Weckruf erheben: Fort mit den bequemen Schulbüchern! findet er doch vielleicht ein Echo unter denen, die es mit der Jugend wahrhaft gut meinen.

Bequeme Schulbücher schädigen den Schüler, indem sie ihm zu nützen scheinen. Sie wollen den Schüler selbständig machen, sie wollen ihn zum Nachdenken anregen, sie wollen sein Fortkommen in der Schule fördern — aber sie vereiteln diesen Zweck selbst, denn sie dämmen die Selbsttätigkeit des Schülers ein. Die wichtige Übung z. B. der Gliederung eines gelesenen Abschnittes fällt fort, wenn die Gliederung schon im Hilfsbuch angegeben ist. Die Hinweise und Widerholungsfragen im Buche selbst sind dem Schüler Nebensache, ihre Beantwortung langweilig. Ganz anders ist's, wenn solche Widerholungen in der Klasse angestellt werden und im Wetteifer die Erfolge der privaten Tätigkeit der Schüler zutage treten. Inwieweit die Schüler durch bequeme Schulbücher gefördert werden, entzieht sich freilich der allgemeinen Beurteilung. Bedenklich aber ist es jedenfalls, wenn sie sich allzusehr auf diese Hilfsmittel verlassen, und den Lehrer anfangen für entbehrlich zu halten zu einer Zeit, wo er ihnen noch unentbehrlich ist.

Es gibt ja Lehrbücher, die ohne Lehrer gebraucht werden können, für unsern Schulunterricht sind sie dann aber nicht zu benutzen. In diesem darf die Person des Lehrers nicht hinter dem Buche verschwinden. Sollte es Lehrer geben, denen dies nicht unangenehm wäre? Ich möchte es nicht annehmen. Jedenfalls für einen wirklichen Erzieher, der sein Bestes der Jugend zu geben bestrebt ist, wäre es unerträglich, durch ein Buch beständig bevormundet und gehemmt zu sein. Im Unterricht soll nicht das Buch, sondern der Lehrer herrschen, nicht tote Buchstaben, sondern lebendiges Personenleben, nicht kühle Objektivität, sondern persönliche Wärme. Der Schüler soll zunächst mit den Augen seines Lehrers die Dinge betrachten, denn 'Sein Urteil befreit nur, wer sich willig ergeben hat' (Lachmann)! Je kürzer also das Lehrbuch, je weniger es ohne Anleitung gebraucht werden kann, je unbequemer es auf den ersten Blick erscheint, desto mehr tritt die Bedeutung des Lehrers hervor, in dessen Persönlichkeit, wie die Lehrpläne ganz mit Recht betonen, die Grundbedingung für den Erfolg des Unterrichts liegt. Und das ist nicht nur in dem sog. Gesinnungsunterricht der Fall. Jeder Unterricht soll 'Gesinnung' wecken, und zwar vor allem die, daß ohne ordentliche Arbeit kein Erfolg und keine Freude möglich ist, und daß Leute, die zu bequem sind zu geistiger Arbeit, von unsern höhern Schulen besser fernblieben.

Für alle Schulfächer gibt es bequeme Hilfsbücher. Die für den Religions- und Geschichtsunterricht haben z. T. die harmlose Form von Lesebüchern, wie z. B. die neue umgearbeitete

Hosted by Google

Auflage von Hollenberg. Wenn diese Form der Schulbücher als ein Vorzug angesehen wird, so kann ich mich dieser Ansicht nicht anschließen. Solche Bücher nehmen dem Lehrer das Beste vorweg, sie beschränken und bevormunden ihn, wie z. B. das Geschichtsbuch von Gottfr. Koch, sie erschweren ihm, den Forderungen der Lehrpläne nachzukommen, die freie Erzählung, freien Lehrvortrag und lebenswarme Schilderung für diesen Unterricht verlangen. Deshalb verstehe ich auch nicht recht, warum die selben Lehrpläne für den Geschichtsunterricht von Quarta an noch Lehrbücher mit zusammenhängender Darstellung fordern. Ich meine, dadurch wird die unerläßliche freie Widergabe des Vorgetragenen verhindert, denn die Schüler lernen einfach das Buch auswendig oder schwanken zwischen dem Buch und dem Lehrer hin und her. Ist aber der Vortrag des Lehrers, wie er sein soll, dann wissen die Schüler mit dem Hilfsbuch nichts Rechtes anzufangen. Also ich fordere für den Religions- und Geschichtsunterricht Hilfsbücher in möglichst knapper Form. Die Schüler müssen dann beim Unterricht tüchtig aufpassen und mitarbeiten, denn das bequeme 'Zu-Hause-nachlesen' gibt's nicht mehr. Fühlen sie das Bedürfnis, sich Notizen zu machen, so würde ich das in obern Klassen nicht hindern. Denn ist es nicht eine sehr förderliche Übung, längere Gedankengänge in ihren Hauptpunkten festzuhalten, bildet sie nicht eine recht nützliche Vorbereitung für das akademische Studium und für das Leben überhaupt? Nach meiner Erfahrung waren die Kenntnisse meiner Schüler im Religionsunterricht früher, als sie sich regelmäßig Bemerkungen machen mußten, erheblich besser als jetzt, wo dergleichen nur ausnahmsweise noch vorkommt.

Die jetzt gebräuchlichen Lehrbücher der Erdkunde halten sich von ausführlichen Beschreibungen und Schilderungen fern. Die Abbildungen in ihnen, namentlich die in schematischer Form oder in kräftigem Holzschnitt, befördern das Verständnis der charakteristischen Formen der Erdoberfläche. Es sind keine bequemen Schulbücher, ebensowenig wie die Atlanten. Wer daher in der Klasse nicht aufpaßt, nicht Karten lesen lernt, der ist verloren. So ist's recht. — Unsere neuesten Hilfsbücher für den naturwissenschaftlichen Unterricht tun des Guten aber fast zuviel. Die vorzüglichen farbigen Nachbildungen machen fast die Natur überflüssig, das Buch schildert z. T. viel deutlicher, als man es für gewöhnlich in der Natur draußen zu sehen bekommt. Dadurch wird auch wider die Bequemlichkeit befördert. Denn gewiß geben so schöne Abbildungen auch Anschauungen; aber ob sie das Sehen der Schüler befördern und zu eigenen Beobachtungen anregen, ist mir doch zweifelhaft. Bequemer ist es auf jeden Fall, durch schöne Bilder Anschauungen zu vermitteln; ob aber erfolgreicher? Der mühsame Weg des Studiums der Naturobjekte macht ohne Zweifel die Augen und Sinne fähiger zum Erkennen. Dann aber ist das Buch überflüssig, ja wohl

Hosted by Google

schädlich, weil es den Schüler selbstzufrieden macht und die Selbsttätigkeit hemmt (D. Lietz, Die Nationalschule).

Am meisten hält sich die Mathematik frei von Hilfsbüchern. Viele Lehrer gebrauchen die eingeführten Bücher sehr wenig, höchstens ab und zu bei Widerholungen. Daher kommt es auch, daß jeder Lehrer diesen Unterricht anders erteilt, und daß die Schüler es gewöhnlich nicht leicht haben, sich in den Unterricht eines andern Lehrers hineinzufinden. Aber was ist der Erfolg der sich vom Buch möglichst befreienden Methode? Eine weit sicherere Beherrschung des Unterrichtsstoffes als in den sprachlich-historischen Fächern. Die Schüler müssen eben im mathematischen Unterricht, wenn sie etwas erreichen wollen, mehr selbst tätig sein, selbst zeichnen, selbst Beweise finden, selbst rechnen. Dafür kann es keine Hilfsmittel geben, während die Flut der bequemen Hilfsmittel für den fremdsprachlichen Unterricht in immer bedenklicherer Weise anschwillt.

Kommentierte Ausgaben werden im Unterricht nicht geduldet; Übersetzungen sind — mit Recht — verboten; aber die 'Schülerpräparationen' schießen wie Pilze aus feuchtem Boden auf. Und was ist deren mehr oder minder ausgesprochener Zweck? Nichts anderes, als dem Schüler die geistige Arbeit zu ersparen oder zu erleichtern, ihm — sagen wir es nur offen — das vorzukauen, was er eigentlich von selbst geistig verdauen müßte, um an geistiger Kraft und an Einsicht zu wachsen. Und nun höre man einmal das vielstimmige Lob solcher Präparationen im deutschen Blätterwalde! Nur vereinzelte, wenn auch gewichtige Stimmen erheben sich dagegen. Doch die Posaunenstöße vor allem auch der Verlagshandlungen übertönen sie wider, und nur scharfhörige Ohren vernehmen durch das wohlig in endloser Melodie dahinplätschernde Orchester wie einen scharfen reinen Geigenstrich das Wort des herrlichen Muff: 'Man lerne die Alten kennen unter Mühsal und sittlich fördernder Arbeit, dann lernt man sie auch schätzen und hat bleibenden Gewinn von ihnen.' Ihm gesellen sich einige andre zu. Schon Fries hatte (Lehrgr. u. Lehrg. 52) tadelnd bemerkt, daß durch die neueren Schulausgaben von Klassikern die eigentliche Aufgabe des Unterrichts unterbunden werde. H. Bernhardt erkennt (in d. Monatsschr. f. höh. Sch.) den 'Hilfsheften' nur einen bedingten Wert zu, weil sie dem Schüler die so wichtige eigene Erarbeitung von Kenntnissen aus dem Unterricht ersparen. Er tadelt an einem Vokabular zu einem lateinischen Schulschriftsteller, daß darin des Guten zuviel getan werde, um die häusliche Beschäftigung mit dem Schriftsteller leicht und bequem zu machen. Mich. Müller bezweifelt in seiner sehr gehaltvollen und anregenden Abhandlung 'Zur Methodik des griechischen Unterrichts' den Wert der zahlreichen Hilfsmittel für die Lektüre. Die Zahl solcher Stimmen, die ich hier beliebig herausgreife, läßt sich noch vermehren, aber sie müßten nicht in ihrer Vereinzelung bleiben.

Hosted by Google

Es müßte endlich einmal ein Rufer im Streite aufstehen und um die Fahne wahrer Pädagogik alle die versammeln, die der heutigen Jugend wider zu stählender geistiger Arbeit verhelfen und demzufolge die bequemen Schulbücher herauswerfen wollen. Es ist keine Täuschung, wenn behauptet wird, daß in einer Zeit, wo so viel auf die körperliche Kräftigung der Jugend geachtet wird, die Anforderungen an die geistige Anstrengung herabgeschraubt werden. Aber 'es ist der Geist, der sich den Körper schafft'! Die geistigen Kräfte geben den Ausschlag im Kampfe des Lebens. Geht die Schonung der jugendlichen Geisteskräfte, wie sie durch die bequemen Schulbücher gefördert wird, noch weiter, so wird das merkbaren schwächenden Einfluß ausüben, der ja z. T. schon jetzt zu spüren ist.

Niemand zulieb und niemand zuleide! Nicht gegen Personen richtet sich mein Angriff; mir ist's um die Sache zu tun. Wenn die Verfasser der bequemen Lehrbücher versichern, aus Liebe zur Jugend zu handeln, so glaube ich ihnen das. Ich bitte aber auch mir zu glauben, wenn ich das gleiche von mir versichere. Wer in Wahrheit der Jugend mehr nützt, wird die Folgezeit lehren. Mir kommt das Wort alter Weisheit immer wider in den Sinn: Es ist ein köstliches Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, begegnete ich vor einiger Zeit in unserm Stadtpark zwei jungen Kollegen, die in eifrigem Meinungsstreit begriffen waren. Schon von ferne hörte ich die helle Stimme des einen von ihnen: 'Tausend Mark! Mensch, das ist doch etwas! Und gerade jetzt vor Weihnachten!' 'Darauf falle ich nicht rein,' entgegnete im gemütlichen Baß der andere, und wies mir nun ein Ausschreiben der Norddeutschen Verlagsanstalt, worin ein Preis von 1000 ℳ für eine Anleitung zum richtigen Präparieren mit den Präparationen von Krafft und Ranke ausgeschrieben wurde. 'Ist das nicht recht eigentümlich?' fragte er mich nun, 'daß die Anleitung zum richtigen Präparieren erst wider einer Anleitung bedarf?' 'Ja, ja,' erwiderte ich, 'die Firma scheint selbst nicht so ganz an die rettende Kraft dieser Schülerhilfen zu glauben.'

'Aber', fiel nun der erste eifrig ein, 'diese Präparationen haben doch viele Vorzüge, die' — 'denen mindestens ebenso viele Nachteile gegenüberstehen,' warf der andere dazwischen. 'Laß mich bitte doch mal ausreden! Du kannst doch nicht leugnen, daß sie ganz wesentlich den Gebrauch der Übersetzungen unterdrücken; dadurch helfen sie uns die Schüler zur Wahrhaftigkeit erziehen.' 'Wer's glaubt,' brummte Tütchen, so hieß er nämlich bei seinen Schülern. 'Ganz können wir das doch nie. Ich verlange von meinen Schülern konsequent Erklärung der Konstruktion und Grundbedeutung der Vokabeln, dazu hilft ihnen die Übersetzung nicht. Na, und Erziehung zur Wahrhaftigkeit?' Dabei sah er mich fragend an. 'Dadurch machen wir's auch nicht,'

Hosted by Google

mußte ich erwidern, 'dazu gehört noch vielerlei anderes.' 'Ja, ich meine auch nur, sie helfen mit! — Weiter aber, was wichtiger ist, und was doch jeder zugeben muß: sie ersparen eine Menge Zeit, die sonst mit mechanischer Arbeit, mit Wörteraufschlagen und allerlei Schreibwerk hingebracht wird.' — 'Wörteraufschlagen,' fuhr Tütchen dazwischen, 'mein Himmel, in den oberen Klassen müssen die Jungen doch das Lexikon wälzen, und müssen es richtig gebrauchen, und wenn das auch Zeit kostet, so ist es doch' — 'wertlose Scheinarbeit,' höhnte der Anhänger der Präparationen. 'Nein, mein Bester! Wenn sie von vielen Bedeutungen die heraussuchen und aufschreiben, die am besten für die vorliegende Stelle paßt, so ist das keineswegs wertlos, sondern erfordert Nachdenken, und Nachdenken ist keine Scheinarbeit.' — 'Aber es wird sowieso schon so viel geschrieben, und Verminderung des Schreibwerks' — 'wird jeder von uns gern befördern. Aber Aufschreiben von Vokabeln ist eine vortreffliche Hilfe des Gedächtnisses. Und ist es nicht zum Erbarmen, wie wenig jetzt unsere Schüler Vokabeln wissen?' wandte er sich wider an mich. Ich mußte das leider bestätigen. Aber unser Anwalt wußte noch mehr Vorzüge anzuführen. 'Denken Sie einmal, wie bequem ist das doch, mit Hilfe der gedruckten Präparationen eine Übersetzung in der Klasse anzufertigen! Jeder hat sein Heft bei sich, alles ist mäuschenstill. Sonst hörte das Fragen in der Klasse nie auf, und viele wurden dadurch gestört.' — 'Das liegt nur am Lehrer, mein Lieber,' antwortete Tütchen, und sein Baß erhöhte sich merkbar. 'Wenn *ich* das Fragen einmal verbiete, so wird eben nicht gefragt, und es ist auch dann mäuschenstill!' — 'Wie kommst du aber jetzt mit der Zeit aus, nachdem wir mit der Kurzstunde beglückt worden sind?' fragte etwas beruhigter der Tenor. 'Wenn ich z. B. etwas Neues anfange, oder auch nur ein neuer Abschnitt beginnt, so sage ich den Jungen einfach: Lest euch das zu Hause durch! und die doch notwendige Vorbesprechung ist nicht mehr nötig.' Da kam er aber schön an. Tütchen geriet ordentlich in Eifer. 'Da haben wir's wider! Also das nennst du unterrichten? Wozu ist denn der Lehrer da? Sage mal selbst: Weißt du nicht besser als das Buch, wo und wie und wieweit du deiner Klasse, gerade dieser Klasse helfen mußt! Im nächsten Jahre ist die Generation vielleicht ganz anders. Und dann verweist du sie an das selbe Buch!' 'Ereifre dich doch nicht so! Ich sehe das ja wohl ein, aber die Zeit!' — 'Zum Teufel auch!' Tütchen wurde fast böse, 'was notwendig ist, dafür muß eben Zeit da sein! Und wenn du der notwendigen Dinge wegen ein paar Kapitel weniger liest, dann hilft das eben nichts, und kein Schulrat wird dich deswegen tadeln.' — 'Aber die Zeitersparnis hat noch einen weiteren Nutzen,' er sprach mit gehobener Stimme, 'dadurch, daß die gedruckten Präparationen viel Zeit ersparen, geben sie uns erst ohne Nachteile die Möglichkeit, die Lektüre der antiken Schrift-

Hosted by Google

steller im Sinne unserer Lehrpläne wirklich geistbildend zu gestalten.' 'Mach dich nicht lächerlich,' erwiderte Tütchen fast wegwerfend, 'das glaubst du ja selbst nicht. Du zitierst wohl nur die famose Verteidigung der Präparationen durch die Verlagsbuchhandlung.' — 'Und wenn auch,' erwiderte der andere etwas kleinlaut, aber unbeirrt fuhr Tütchen fort: 'Es wird ja immer schöner! Also erst mit Hilfe dieser — dieser — Vorkauinstrumente kann man geistbildend die Lektüre gestalten! Die armen Kollegen, die vordem die Schriftsteller lesen mußten! Nun wissen wir mit einem Male, warum ihr Unterricht den meisten so verhaßt war. Sie versäumten, den Geist ihrer Schüler zu bilden. Aber sie konnten eigentlich nichts dafür.' Und er brach in ein herzliches Gelächter aus, das seinen Genossen etwas verstimmte, so daß ich einwarf: 'Es ist allerdings merkwürdig, daß die Farbe so dick aufgetragen wird, um die Vortrefflichkeit dieser Schülerpräparationen zu erweisen.' Tütchen aber sagte, da der andere schwieg: 'Gib doch mal den Wisch her!' und las nun noch eine Reihe von Vorzügen dieser Hilfsmittel mit erhobener Stimme herunter, und begleitete sie mit kurzen, teils launigen, teils ernsten Bemerkungen. Nur einmal geriet er noch in Eifer, als er vorgelesen hatte, daß die an die Lektüre gestellten Forderungen ohne solche Hilfsmittel nur mit viel mehr Zeitaufwand, auf Kosten der Menge das Gelesenen und unter weit größerer Anstrengung der Schüler erfüllt werden könnten. In recht kräftigen Tönen schimpfte er über die geistige Verzärtelung und Verpäppelung der Jugend, deren Nervosität allzuviel geschont würde, indem man sie vor jeder anstrengenden Gedankenarbeit bewahre und sie mit bequemen Schulbüchern beglücke, die dem denkfaulen und unaufmerksamen Schüler willkommen seien, aber den rechtschaffenen ärgern.

Als sich unsere Wege trennten, war der Gegenstand des Gesprächs noch nicht erschöpft. Nach einigen Tagen fragte ich Tütchen, ob der andere sich denn an die Arbeit gemacht hätte, um die tausend Mark zu verdienen. 'Nein,' erwiderte er, gemütlich lachend, 'bis jetzt noch nicht; ich glaube auch nicht, daß er's noch tun wird. Er ist doch nachdenklich geworden. Aber', fuhr er geheimnisvoll fort, 'ich habe mir eine Aufgabe gestellt: ich werde mir einmal einige dieser Eselsbrücken genauer ansehen. Vielleicht kommt doch etwas dabei heraus!' 'Viel Glück dazu,' entgegnete ich erfreut, 'aber tausend Mark verdienen Sie dabei nicht!' — 'Nein, gewiß nicht, aber etwas Besseres!'

Hosted by Google

MITTEILUNGEN

Lesefrüchte

Lysias XXXI.

Κατὰ Φίλωνος δοκιμασίας § 31: *πῶς δ' εἰκός ἐστι τοῦτον, ὃς οὐδὲ τελευταῖος ἐπὶ τοὺς κινδύνους ἦλθε, πρότερον τῶν κατεργασαμένων καὶ οὕτω συντιμηθῆναι*; Das überlieferte *καὶ οὕτω συντιμηθῆναι* hat man mannigfach zu verbessern versucht; es ist wohl zu schreiben *πρότερον τῶν κατεργασαμένων καὶ οὑτινοσοῦν* oder *ὁτουοῦν τιμηθῆναι*: 'Wie wäre es billig, daß dieser, der nicht einmal als letzter zu den Gefahren kam, auch nur vor irgendeinem derer, die die Arbeit taten, ein Ehrenamt erlange?' d. h. 'Es ist billig, daß erst alle bis auf den letzten von denen, welche zur Befreiung des Landes mitgeholfen haben, zu den Ehrenämtern drankommen, ehe dieser, der nicht einmal als letzter zu dem Kampfe kam, dafür in Frage kommen und von ihm dabei die Rede sein kann. Er kam zu den Gefahren nicht einmal zuletzt; es ist also das Mögliche, was wir tun können, wenn wir ihn zu den Ehren als letzten zulassen; vorher aber, ehe alle andern drangewesen sind, ihn zuzulassen wäre unerträglich'. Die andern Verbesserungen laufen im wesentlichen auf ein *πρότερον τῶν κατεργασαμένων τιμηθῆναι* hinaus; aber das war doch wohl schwerlich der Fall, daß Philo, wenn er als Buleut bestätigt wurde, mit Bevorzugung vor den, d. h. vor allen *κατεργασάμενοι* geehrt wurde.

Ibid. § 34 extr.: *ἔστι γὰρ τὰ τούτου ἐπιτηδεύματα κοινὰ παραδείγματα καὶ πάσης δημοκρατίας ἀλλότρια.* Man hat *κοινὰ* in *καινὰ* geändert oder in *δεινά*. Der Grundfehler der Überlieferung liegt aber wohl in dem Substantivum, *παραδείγματα*. Dem Zusammenhange würde es entsprechen, wenn so dastünde: *ἔστι γὰρ τὰ τούτου ἐπιτηδεύματα καινὰ παράδοξά τε καὶ πάσης δημοκρατίας ἀλλότρια* 'denn eine solche Aufführung ist neu und unerhört und mit jeder Demokratie unverträglich'. Dem gegenüber könnte man das eigne Verhalten der Richter in der schweren Zeit der Verfassungskämpfe, nach dem sie die Würdigkeit bzw. Unwürdigkeit Philos für das Buleutenamt beurteilen sollen (*δεῖ περὶ τῶν ἀξίων ὄντων βουλεύειν τεκμηρίοις χρῆσθαι ὑμῖν αὐτοῖς, ὁποῖοί τινες ὄντες αὐτοὶ περὶ τὴν πόλιν ἐδοκιμάσθητε*), als *τὰ νόμιμα καὶ εἰκότα καὶ τῆς Ἀθηναίων δημοκρατίας* oder *τοῦ Ἀθηναίων πλήθους οἰκεῖα ἐπιτηδεύματα* bezeichnen.

Hosted by Google

Livius XXIII c. 47, 6.

Taurea verbis ferocior quam re 'minime, sis', inquit, 'cantherium in fossam'. quae vox in rusticum inde proverbium proditast. Der Ausdruck enthält offenbar eine Obszönität. cantherius ist eigentlich der Kapphengst oder Wallach; zu fossa vgl. Priapea 46, 9. 83, 32, ferner 'fodere' und *Βάραϑρον* als Namen einer Buhlerin. — Livius meint, daß das Wort, mit dem Taurea hier dem Kampfe in dem Hohlwege ausweicht, in der Folge durch die Überlieferung zum Sprichwort geworden sei. Dazu bemerkte Weißenborn: 'Wahrscheinlicher ist, daß Taurea sich des bereits vorhandenen Sprichworts bediente, weil es für den vorliegenden Fall ganz paßte'; gewiß richtig, und die Bemerkung hätte in den neueren Auflagen nicht weggelassen werden sollen. Das alte Bauernsprichwort bezeichnete mit beliebter Derbheit ein Tun, bei dem nichts herauskommen kann und das deshalb zwecklos oder sinnlos ist; denn von dem cantherius gilt doch wohl, was bei Terenz Phythias von den Eunuchen meint (Eun. IV 3, 23 sq). — Die Erklärungen, die bei Weißenborn-Müller für die Bedeutung gegeben werden, die das Wort im Munde und im Sinne Taureas haben soll, sind nichtssagend, und sie erübrigen sich; es ist einfach ein Witz, mit dem sich Taurea aus dem Handel zieht. Indem er die cava via = fossa setzt und sein oder auch des Gegners Pferd als cantherius bezeichnet, ist die Sache, um die es sich hier handelt, auf das alte Sprichwort zurückgeführt und damit für ihn erledigt; er meint 'das hieße einen cantherius in eine fossa bringen (d. i. in dem ursprünglichen Sinne des Wortes, einen Wallach zum Beschälen gebrauchen wollen), und das tut doch niemand'. In der Weise pflegen ja Sprichwörter ganz gewöhnlich verwendet zu werden, und man wird sagen dürfen, daß der Witz, den der kampanische Landjunker hier macht, in seiner Sphäre gar nicht ganz schlecht ist. — Daß ein Sprichwort einem als Erfindung zugeschrieben wird, der ein schon vorhandenes einmal bei gegebener Gelegenheit besonders wirksam gebrauchte, kommt wohl auch sonst vor und ist eine Erscheinung, die sich ja leicht und natürlich erklärt.

Tacitus.

Hist. I c. 27: nec multo post libertus Onomastus nuntiat expectari eum ab architecto et redemptoribus; quae significatio coeuntium iam militum et paratae coniurationis convenerat. Otho causam digressus requirentibus cum emi sibi praedia vetustate suspecta eoque exploranda finxisset, innixus liberto per Tiberianam domum in Velabrum, inde ad miliarium aureum sub aedem Saturni pergit. Sollten der architectus und die redemptores nebst den praedia vetustate suspecta nicht eine bestimmte Beziehung auf das Vorhaben Othos haben? Der Baumeister der Verschwörung könnte recht wohl Onomastus sein, den Otho futuro sceleri praefecerat (cap. 25 init.), die Unternehmer Barbius Proculus und Veturius (ibidem) oder auch die coeuntes milites, insbesondre die 23 speculatores, die ihn vor dem Saturnstempel am goldenen Meilenzeiger erwarteten (die übrigen, die sich dann in immer größerer Zahl dazufanden, die Menge, die das Werk ausführte, würde den famuli bei Horaz c. III 1, 35 sq.

Hosted by Google

entsprechen), und die praedia vetustate suspecta, die Otho kaufen wollte, sind dann das Imperium bzw. der principatus, der gegenwärtig, von dem 73jährigen Galba repräsentiert, baufällig genug war; seine Haltbarkeit wollte Otho jetzt prüfen (explorare). — Ob Tacitus, wofern die hier gegebene Deutung zutreffend ist, sich dieses Sinnes der zwischen Otho und seinem Freigelassenen getroffenen Verabredung bewußt war? ob er sie so von seinen Lesern verstanden wissen wollte und meinte, daß sie ohne ein Wort der Erklärung so verstanden werden würde? Wenigstens ist bei ihm alles, was zu solcher Auffassung erforderlich war, vorhanden, die Vergleichungspunkte sind vollständig, und das wirkliche Vorhaben Othos erscheint in dem vorgegebenen Zug um Zug im Spiegelbilde. Bei Plutarch (Galba c. 24) sind die einzelnen Züge schon nicht mehr ganz so deutlich (der architectus und die redemptores werden als ἀρχιτέκτονες zusammengefaßt), bei Sueton (Otho cap. 6) sind sie noch weiter verwischt.

Annal. VI c. 19: Corbulo .... (apud Frisios) praesidium immunivit, missis qui maiores Chaucos ad deditionem pellicerent, simul Gannascum dolo adgrederentur. nec inritae aut degeneres insidiae fuere adversus transfugam et violatorem fidei. sed caede eius motae Chaucorum mentes, et Corbulo semina rebellionis praebebat, ut laeta apud plerosque, ita apud quosdam sinistra fama. cur hostem conciret? adversa in rempublicam casura: sin prospere egisset, formidolosum paci virum insignem et ignavo principi praegravem etc. Der Ausdruck semina (discordiae) praebere findet sich auch Hist. IV 18 extr. Dennoch möchte ich glauben, daß das Verbum hier nicht am Platze sei. Die semina rebellionis bestanden doch wohl in der Aufregung, in die die Chauken durch die meuchlerische Ermordung des Kaninefaten Gannascus versetzt worden waren, und die Angabe semina rebellionis praebebat käme dann mit der unmittelbar vorhergehenden, motae (sunt) Chaucorum mentes, überein und fiele damit zusammen; wenigstens wird sonst nicht gesagt, worin die Aufreizung der Chauken zur Rebellion von seiten des römischen Heerführers bestehen sollte. Würde darüber aber wohl, wenn auch nur von einer Minderzahl, so mißgünstig gesprochen und würde es so mißbilligt worden sein, wie es im folgenden von den quidam heißt, daß sie es taten? konnten sie darin ein concire hostem sehen? und waren damit die Besorgnisse vor etwaigen 'adversa' wie für den Fall, daß Corbulo 'prospere egisset', gerechtfertigt? Irgendeine Andeutung aber, woran man sonst bei den semina denken sollte, die Corbulo hier geschaffen, bereitet, herbeigeführt haben soll, wird, wie gesagt, nicht gegeben, sie müßten denn in dem bestehen, was im folgenden Kapitel 20 von ihm berichtet wird, wonach er offenbar in das Gebiet der Chauken eingerückt war. Dadurch veranlaßte Corbulo aber nicht eine Rebellion der Chauken, sondern er handelte seinerseits, ehe sie zu handeln begannen, und so meine ich denn, daß Tacitus nicht praebebat, sondern semina rebellionis praeveniebat schrieb 'er kam dem Aufgehen der Saat, d. i. dem Ausbruch der durch die Ermordung des Gannascus hervorgerufenen Erregung zuvor oder bereitete sich zuvorzukommen'. Damit war dann freilich nicht bloß die Gefahr eines förmlichen Krieges mit den Chauken und wohl auch den

Hosted by Google

benachbarten Stämmen, z. B. den Kaninefaten, nahegelegt, sondern der Krieg war damit so gut wie begonnen und die laeta wie die sinistra fama und die Besorgnisse, welche dann von seiten des Claudius den Befehl zur Zurückziehung des Heeres über den Rhein zur Folge hatten, erscheinen jetzt begründet oder sind wenigstens verständlich; jede Unklarheit und Unbestimmtheit der Darstellung ist dann beseitigt. — Die Verbindung semina rebellionis praeveniebat kann keinen Anstoß geben; sie scheint mir von einem Ausdruck wie bei Livius VIII 16 extr.: consules, ut beneficio praevenirent desiderium plebis, de colonia deducenda Cales rettulerunt 'sie kamen dem Verlangen der Plebs zuvor, beantragten die Anlegung einer Kolonie, ehe das Verlangen danach laut wurde', abgesehen von dem Bildlichen an unsrer Stelle, kaum verschieden zu sein. Zu dem Bildlichen des Ausdrucks vgl. repugnare seminibus irae bei Seneca de ira I 8, 1 ed. Haase.

Ibidem c. 32: Non rumor interea, sed undique nuntii incedunt, qui gnara Claudio cuncta et venire promptum ultioni adferrent. igitur Messalina Lucullianos in hortos, Silius dissimulando metu ad munia fori digrediuntur. ceteris passim dilabentibus adfuere centuriones, inditaque sunt vincla, ut quis reperiebatur in publico aut per latebras. Messalina tamen etc. Die beiden Verba digrediuntur und adfuere stellen zwei zeitlich aufeinander folgende Momente des Geschehens dar und das Partizipium dilabentibus bezeichnet das damit angegebene Tun der ceteri als etwas dem zweiten dieser Momente Gleichzeitiges. Danach hätten erst, nachdem Messalina und Silius sich entfernt hatten, die übrigen sich nach den verschiedenen Seiten zerstreut und während sie das taten oder noch zu tun im Begriffe waren, ja womöglich noch in dem Hause waren, in dem das Fest gefeiert worden war, wären die Centurionen erschienen und hätten sie, d. i. die sich Zerstreuenden oder sich dazu Anschickenden, festgenommen. Das Natürliche aber ist doch wohl und gewiß geschah es so, daß die andern gleichzeitig mit jenen beiden das Haus zu räumen eilten und daß nicht bloß sie, sondern auch Silius gefesselt wurde, wie er denn doch auch wohl so, nämlich gefesselt, nachher (cap. 35 med.) mit den andern, und zwar als erster unter ihnen, vor das Tribunal in dem Prätorianerlager gebracht wird. Damit dies herauskommt, muß aber die Angabe ceteris passim dilabentibus mit dem Vorangehenden zusammengenommen und verbunden werden, der Punkt muß hinter dilabentibus treten und mit Adfuere muß ein neuer Satz beginnen. Dann ist das verschiedene Verhalten der in der ausschweifenden Feier von den Boten, die das Nahen des Claudius melden, Überraschten in einem Satze zusammengefaßt — die enge Zusammengehörigkeit der drei Angaben über das, was Messalina, Silius und die übrigen taten, ist schon in der Beziehung der drei Ortsangaben aufeinander gegeben, die sich nicht voneinander trennen lassen, Lucullianos in hortos, ad munia fori, passim —, und das adfuere centuriones inditaque sunt vincla gilt nicht bloß für die ceteri dilabentes, sondern auch für Silius. Bei der Darstellung, die mit der überlieferten Interpunktion von dem Vorgange gegeben wird, bliebe Silius nicht nur ungefesselt, sondern überhaupt unverhaftet; daß aber tatsächlich das Erscheinen der Centurionen und

Hosted by Google

die Fesselung auch für ihn gilt, zeigt deutlich auch die Fortsetzung der Erzählung, die dann nur noch berichtet, was Messalina tat und was mit ihr geschah (Messalina tamen, quamquam res adversae consilium eximerent, ire obviam et aspici a marito . . . . intendit), woraus klar hervorgeht, daß bei dem, was vorher über das Verfahren mit den übrigen gesagt wurde, Silius eingeschlossen war, er gehörte eben mit zu denen, die in publico gefunden wurden. Die Stellung des abl. abs. am Ende des Satzes ist bei Tacitus beliebt, und ebenso tritt das Adfuere am Anfang des nächsten Satzes dann mit einem Pathos ein, das ganz im Charakter seiner Darstellungsweise ist.

Agricola cap. 30: Quotiens causas belli et necessitatem nostram intueor, magnus mihi animus est hodiernum diem consensumque vestrum initium libertatis toti Britanniae fore; nam et universi servitutis expertes et nullae ultra terrae ac ne mare quidem securum inminente nobis classe Romana. Andresen bemerkt dazu: Quoniam verba 'nullae ultra terrae' et quae sequuntur ostendunt, qua in re posita sit necessitas Britannorum, eis quae antecedunt ('et universi . . . expertes') 'causas belli' significari necesse est'. Eine solche Ursache ist aber nicht, daß die hier zu gemeinsamer Abwehr Verbundenen bisher alle, sondern daß sie allein von der Knechtschaft frei geblieben sind; dies ist für die Römer ein Grund zu ihrer Bekriegung, und dies ist für sie, die Kaledonier, ein starker Antrieb, ihre Freiheit zu erhalten; statt des matten, weil in diesem Falle selbstverständlichen, universi ist uni zu schreiben. Das zeigt auch der Fortgang der Rede, in dem Calgacus ihre Sonderstellung in dieser Hinsicht dartut: priores pugnae . . . spem ac subsidium in nostris manibus habebant, quia . . . oculos quoque a contactu dominationis inviolatos habebamus. nos terrarum ac libertatis extremos recessus ipse ac sinus famae in hunc diem defendit; atque omne ignotum pro magnifico est: es ist das eben die Ausführung des ersten Satzes (nam et uni servitutis expertes). Dann folgt die Ausführung des zweiten (et nullae ultra terrae ac ne mare quidem securum imminente nobis classe Romana): sed nunc terminus Britanniae patet etc. Calgacus meint, sie, die Kaledonier, allein können ganz Britannien befreien, weil sie allein noch frei sind, und sie müssen es tun, weil sie sonst unweigerlich selbst der Knechtschaft verfallen müssen. — Daß universi aus uni entstand, könnte unter dem Einfluß der beiden ersten Silben des folgenden servitutis geschehen sein.

Cottbus. K. Schliack.

Hosted by Google

ANZEIGEN

1) J. Schnitzer, Der katholische Modernismus. Berlin-Schöneberg 1912, Protestantischer Schriftenvertrieb, G. m. b. H. 211 S. 8. 1,50 *M*, geb. 2 *M*.

Das Buch bildet den dritten Band der 'Klassiker der Religion', herausgegeben von G. Pfannmüller. Der erste Hauptteil behandelt Wesen und Geschichte des Modernismus und zeigt, wie dieser vom 'Romanismus zum Katholizismus, vom ultramontanen Antichristentum zum Christentum Christi' führen will, 'dessen alles beherrschender Grundakkord nicht Glaube, nicht Kirche und nicht Papsttum lautet, sondern Liebe'. Seine Anhänger bilden nicht eine neue Sekte, sondern nur das freudige Bekenntnis zu den modernen Kulturidealen führt sie zusammen und der Kampf gegen jeden Zwang auf religiös-kirchlichem Gebiete. In den folgenden Abschnitten werden die Lehren der hervorragendsten modernistischen Schriftsteller Deutschlands, Frankreichs, Italiens und Englands kurz und klar dargestellt. So sehen wir, wie H. Schell über Religion und Kirche, den Protestantismus, den deutschen Katholizismus usw. denkt, wie er jede Nation nur christlich machen will, ohne daß sie ihr eigenartiges geistiges Wesen verleugnet. Bei Kraus ist besonders die Beschreibung des Ultramontanismus interessant (S. 40), bei Müller das Bekenntnis, daß der Protestantismus im Gegensatz zum katholischen Geiste immer die Fühlung mit den Strömungen der Zeit suchte. Koch erinnert uns an die konsequentesten Vertreter der historisch-kritischen Methode, wenn er im Abschnitt von den Anfängen des Papsttums sagt, daß Jesus überhaupt weniger gestiftet oder eingesetzt hat, als gewöhnlich geglaubt wird. Unter den Franzosen verdient A. Loisy in seinen treffenden Bemerkungen über die Auferstehung Jesu unsere Aufmerksamkeit, und wenn wir Protestanten auch der Heiligenverehrung nicht zustimmen können, so enthält der betreffende Abschnitt doch recht anregende Gedanken. Ein betrübendes Bild entwirft der Italiener Romolo Murri von der Entartung der Kirche und besonders von den tiefen sittlichen und sozialen Schäden im öffentlichen Leben Italiens. Die Religion erfülle ihre Pflicht nicht, da sie in Italien zu sehr Politik sei. — Den Schluß des inhaltsreichen Buches bilden Bemerkungen und Literaturnachweise sowie ein alphabetisches Personen- und Sachregister. Man empfindet in diesen religiösen Stimmen aufs lebhafteste die Liebe zur katholischen Kirche und den heißen Hunger nach wahrer Religion, der sich teilweise in ergreifenden und leidenschaftlichen Tönen kundtut. In den mancherlei Äußerungen über den Jesuitismus hat das Buch gerade jetzt aktuellste Bedeutung.

Hosted by Google

2) G. Fittbogen, Neuprotestantischer Glaube. Zur Überwindung der religiösen Krisis. Berlin-Schöneberg 1912, Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H. 95 S. 8. 1,80 ℳ.

Die Schrift, die allen Suchenden eine neue Grundlegung für ihren evangelischen Glauben bieten will, verweist in der ersten Abhandlung auf Kant als den Philosophen des Neuprotestantismus, an dessen kritischem Idealismus sich jeder orientieren soll. Im folgenden Abschnitt, der die Verehrung des unhistorischen 'historischen' Jesus behandelt, zeigt der Verfasser, daß der religiöse Glaube nicht auf die historische Gestalt des Menschen Jesus gegründet werden kann, und daß sich der 'historische' Jesus Baumgartens bei genauem Zusehen als Idealgestalt herausstellt. In der Abhandlung 'Allein durch den Glauben', die dem Verfasser am wichtigsten ist, wird dem lutherischen '*sola fide*' eine neue Bedeutung gegeben dadurch, daß dem religiösen Glauben alle Belastung mit Geschichtsglauben abgenommen wird und das Grundprinzip der Reformation in seiner Reinheit deutlich hervortritt. Im Schlußteile wird die Bedeutung der Geschichte für die Pflege der Frömmigkeit dargestellt. Das mit gründlicher Sachkenntnis und logischer Schärfe geschriebene Buch kann allen, die religiöse Gewißheit suchen, empfohlen werden.

Görlitz. A. Bienwald.

---

1) Deutsches Lesebuch, herausgegeben von Franz Linnig. 1. Teil: Für die unteren Klassen höherer Lehranstalten. 15. erweiterte Auflage, besorgt von Franz Hester. Paderborn 1912, F. Schöningh. X u. 518. gr. 8. geb. 3,80 ℳ.

Vor zehn Jahren habe ich die zwölfte Auflage benutzt, ein Beweis dafür, daß das Buch seinen Abnehmerkreis hat, aber nicht gerade viel gebraucht wird. Vielleicht ist dies der Grund für eine ruhigere Entwicklung gewesen. Es ist das alte Buch geblieben, das mir und gewiß vielen andern schon damals lieb war. Sehr verständig sind die Erweiterungen. Die allgemeinen geographischen Aufsätze, besonders aber die höchst interessanten Beschreibungen ferner Länder werden dem Quartaner eine willkommene Lektüre auch außerhalb der Schule sein. Auch in der Auswahl der 25 hinzugefügten Gedichte scheint mir der Verfasser sehr glücklich gewesen zu sein: es sind alle wirklich bedeutenden Modernen vertreten, und sie sind doch bescheiden vertreten. Die Pietät gegenüber dem früheren Herausgeber ist vielleicht in Beibehaltung des Alten gelegentlich zu weit getrieben. Es will mir scheinen, als ob manches im poetischen Teile für heutige Quartaner zu hoch sei. Die Jugend bleibt wohl heute länger kindlich (um dann um so schneller reif zu werden)! Unter dem Neuaufgenommenen findet sich natürlich Bürgerkunde. Muß sie unbedingt schon in das Lesebuch der Kleinen? Die hier gewählte Form (Zwei Gespräche über die Aufgaben des Staates zwischen Vater und Sohn) halte ich für ein Wagnis. Den durchweg erstklassigen Schriftstellern sollte sich der Herausgeber mit der hier gebotenen Leistung schon um seinetwillen nicht zur Seite stellen. An der Nachahmung der kindlichen Ausdrucksweise sind schon Größere gescheitert. Übrigens halte ich die Ausführungen weder staatsrechtlich noch politisch noch pädagogisch für einwandfrei. Da ist das zweite

Hosted by Google

Stück, 'Die Geldquellen des Staates', geeigneter. Die äußere Ausstattung des Buches wird vom Herausgeber im Vorwort so sehr gerühmt, daß der Rezensent nichts hinzuzufügen hat. Nur, wenn man den Einband mit dazu rechnet, bin ich anderer Meinung. Der hellfarbige Umschlag ist nicht geeignet drei oder mehr Jahre in den Händen von Schülern unterer Klassen zu ruhen. Wieviel schöner waren da früher die mit dunklem Marmorpapier beklebten Bände. Doch das ist Mode, und ihr kann sich selbst die Schule nicht entziehen — (oder muß man sagen: am allerwenigsten die Schule?).

2) Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten von J. Buschmann. 3. Abteilung: Prosa. 8. vermehrte Auflage, besorgt von E. Genniges, m. 7 Bildertafeln. Trier 1912, Lintz. V u. 458 S. gr. 8. geb. 4,10 ℳ.

Ein prächtiges Buch, das nicht an dem häufigen Fehler der Prosalesebücher leidet, zu viel zu bieten. Was sich hier findet, ist alles für die drei Jahre hochwillkommen. Einen besonderen Dank erwirbt sich der Herausgeber durch die mit guten Abbildungen ausgestatteten kunstgeschichtlichen Aufsätze. Sehr praktisch ist auch der Abdruck einer Auswahl aus Laokoon und der Dramaturgie, die durch moderne Abhandlungen über ähnliche Gegenstände trefflich ergänzt werden. Besonderes Lob verdienen die wenigen Anmerkungen, die alle Aufsätze begleiten. Die 13 Seiten Anhang über den deutschen Aufsatz bieten nicht nur dem Schüler viele praktische Winke, sondern eignen sich auch als Grundlage für systematische Behandlung einer Aufsatzlehre in der Klasse.

Cassel. C. Heinze.

---

1) Hans Reis, Die deutschen Mundarten. Sammlung Göschen Nr. 605. Berlin u. Leipzig, Göschens Verlag 1912. 144 S., 80 ₰ geb.

In gedrängter Kürze wird uns in dem Büchlein ein Überblick über die wichtigsten Erscheinungen der Laut- und Formenlehre unserer Mundarten gegeben; außerdem erfahren wir darin das Nötigste über ihre Einteilung und ihre hauptsächlichsten Unterschiede. Ein Wortverzeichnis bildet den Schluß. Wortbildung und Satzfügung sind unberücksichtigt geblieben, obwohl gerade die Syntax von dem Verfasser der 'Beiträge zur Syntax der Mainzer Mundart' (Mainz 1891), der 'Syntaktischen Studien im Anschluß an die Mundart von Mainz' (in Pauls und Braunes Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur XVIII, 475 ff.) und der 'Untersuchungen über die Wortfolge der Umgangssprache' (Mainz 1906) vortrefflich hätte dargestellt werden können.

R. ist wohlvorbereitet an seine Aufgabe herangetreten. Die Menge des verarbeiteten Stoffes zeugt für den Fleiß, mit dem er gesammelt hat. Auch die einschlägigen Schriften sind gewissenhaft herangezogen worden, vor allem O. Behaghels Geschichte der deutschen Sprache, 3. Aufl., Straßburg 1911 und O. Weise, Unsere Mundarten, ihr Werden und ihr Wesen, Leipzig 1910. Nur wenige bedeutendere werden im Literaturverzeichnis nicht genannt, z. B. F. Münch, Grammatik der

Hosted by Google

ripuarisch-fränkischen Mundart, Bonn 1904, W. Heymann, Das bremische Plattdeutsch, Bremen 1909 und K. Gusinde, Die Mundart von Schönwalde bei Gleiwitz, Breslau 1911.

Am ausführlichsten wird die Lautlehre erörtert, der mehr als ein Drittel des ganzen Büchleins (S. 28—86) gewidmet ist. Aber gerade dieser Teil befriedigt am wenigsten wegen der mangelhaften Gliederung. Anstatt uns erst über die in den Mundarten vorhandenen Laute und dann über den Lautwandel zu unterrichten, verquickt R. dies miteinander, und zwar in einer Weise, daß wir über keins von beiden eine klare und ausreichende Vorstellung erhalten. Über manches, z. B. die vielfache Aussprache des g, über die verschiedenen Arten des l, r, au, ei u. a. Laute erfahren wir entweder gar nichts oder wir müssen es uns mühsam zusammensuchen. Die Unzulänglichkeit der Gliederung läßt sich schon aus den Überschriften der einzelnen Abschnitte erkennen: 'Die schriftdeutschen k, z, pf, p, die jungen Laute f, s, ch, die alten Laute f, s, sch, h, ch, die inlautenden b, d, t, g, die auslautenden b, d, t, g, die anlautenden b, d, t, g, die Laute l, m, n, r, die Angleichung von Konsonanten, die Vokale in unbetonten Silben, Vokalveränderungen durch Nachbarlaute, Wechsel von a und o, Wechsel von o und u, Wechsel von e und i, die alten Doppellaute ei und au, die jungen Doppellaute ei und au, die gerundeten Laute.' Durch diese Art der Anlage werden wichtige Vorgänge ganz ausgeschlossen. Daher sucht man die Dissimilation, den Ablaut, die Hinzufügung von Konsonanten, z. B. am Wortschluß, die Quantitätsveränderungen, z. B. der i- und u-Laute usw., vergeblich; andere Erscheinungen, wie der Hiatus, werden kurz berührt, aber auch nur bei n-, nicht bei r- u. a. Lauten. Manches, wie z. B. den Wechsel zwischen ë und a, findet man an einer Stelle, wo man ihn nicht sucht, S. 74. Wieviel besser wäre es gewesen, wenn R. erst den unabhängigen und dann den abhängigen Lautwandel behandelt hätte und dabei dort gesprochen hätte von Rundung, Entrundung, Erhöhung, Senkung, Diphthongisierung der Vokale, Verschiebung usw. der Konsonanten, hier von Assimilation, Dissimilation, Quantitätsveränderung[1]), Wegfall und Hinzufügung von Lauten, Wandel von b, g, d zwischen Vokalen, Umlaut u. a.

Zu diesem Mangel der Anlage gesellt sich Ungenauigkeit in den Angaben, zunächst in der Bezeichnung der Kürzen und Längen. Die Längen sind bald durch Verdoppelung des Vokals oder nach Art der nhd. Rechtschreibung mit h und e ausgedrückt, bald unbezeichnet gelassen, z. B. S. 74 *Kraabs* (Krebs), *Mahl* (Mehl), S. 69 *Öhm* (Oheim), S. 105 *spiern* (spüren), S. 42 *slapen, Slot, Sleden, Snut,* S. 44 *san* (sagen), *Ren* (Regen), *Flel* (Flegel) neben *Aan* (Augen), S. 80 *Mul* (Maul), *Hus* (Haus) neben *Biispiil* (soll heißen *Biispil*), *Diisel* (Deichsel), *liik* (gleich). Wesentlicher sind ungenaue Angaben über die Verbreitung der einzelnen

[1]) So die Kürzung von mhd. î und û vor Fortes auf alemannischem Gebiete, in Schlesien und der Lausitz, z. B. *Zitt* (Zeit), *wiss* (weiß), *Huffe* (Haufen); vgl. Weise, 'Unsere Mundarten', S. 24. Ferner die Kürzung von ei zu e vor den Endungen -el, -er, -en in vielen Mundarten, z. B. *bretter* (breiter), *klenner, Emmer, Letter*; vgl. ebenda S. 37.



Erscheinungen. So heißt es S. 110: 'Nach dem Muster von *schlage, schlug, trage, trug* bildete man im Hessischen, Thüringischen und Ostmitteldeutschen auch *blus* von blasen.' Hier hätte hinter 'man' wenigstens ein z. B. stehen sollen, weil sonst der Glaube erweckt wird, als ob diese Erscheinung nur in den genannten Mundarten vorkomme. Tatsächlich findet sie sich aber auch im Westfälischen, Mecklenburgischen, Dithmarsischen, Kärntnischen, Bayrischen, Appenzellischen u. a., wie R. aus meiner Schrift über Unsere Mundarten, ihr Werden und ihr Wesen S. 65 ff. hätte ersehen können. (Vgl. auch H. Grimme, Plattdeutsche Mundarten S. 103 und Grootaers, Het Dialect van Tongeren, Leipzig 1910, S. 236.) Ähnlich verhält es sich S. 108. Da heißt es: 'Beim Imperativ hat die Einzahl den Stammvokal in Teilen des Niederfränkischen und Westmitteldeutschen dem Infinitiv angeglichen: Es heißt dort *geb, nehm, sprech* für *gib, nimm, sprich.*' Dies gilt auch z. B. vom Ostmitteldeutschen; vgl. u. a. O. Philipp, Die Zwickauer Mundart S. 62, wo *helf, befehl, stech, werf* usw. angeführt werden. S. 105: 'Beim Indikativ des Präsens hatte in der Einzahl die erste Person früher teils die Endung e, teils en. Dieses en ist in einigen Mundarten erhalten. Im Ripuarischen heißt es *ich gewwen* (gebe), *ich nemmen* (nehme), *ich sagen, ich holen, ich tun, ich jon* (gehe', soll heißen *tuun, joon*) usw.; ähnlich S. 52: 'Im Ripuarischen ist in der ersten Person des Zeitworts, die früher teilweise auf n ausging, dies n vor dem vokalisch beginnenden ich erhalten, z. B. *danken ich, machen ich, sagen ich*' usf. Tatsache ist, daß dieses n von Haus aus nur bei den schwachen Verben der zweiten und dritten Klasse, z. B. ahd. *salbôm*, -n, salbe, *habêm*, -n, habe und bei einigen einsilbigen Stämmen (ahd. *bim, bin, tuon, gâm*, -n, *stâm*, -n) vorhanden war, also nicht bei *geben, nehmen, sagen, holen* erhalten werden, sondern nur auf diese nach Analogie übertragen werden konnte. Dies geschah wohl zunächst bei einsilbig gewordenen Stämmen mit langem Vokal, wie hessisch ich *saan* (sage), *schlaan* (schlage), *ziehn* (ziehe), *friern, spiern*, dann auch bei andern.

S. 98: 'Das beziehende Fürwort *welcher* ist in den Mundarten unbekannt.' Vgl. jedoch Tschinkel, Grammatik der Gottscheer Mundart § 191, Schröer, Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1869, S. 151, J. Schiepek, Satzbau der Egerländer Mundart S. 53, O. Behaghel in der Zeitschr. d. allg. deutsch. Sprachvereins 1900, S. 7 f., 133 f., F. G. Schmidt, Syntax der Riesaer Mundart in Americana Germanica III, Heft 3 und 4 und Zeitschr. des allgem. deutsch. Sprachver. 1901, S. 329.

Auch Versehen finden sich öfter, z. B. auf S. 74, wo es heißt: 'Das westliche Westfränkische, das Ostfränkische und die mitteldeutschen Mundarten vom Vogelsberg bis zu den Sudeten zeigen auch einen kurzen a-Laut, so im thüringischen *Blach* (Blech), *Wader* (soll heißen *Wadder* = Wetter), *Walt, Schalle, Fanster, Fast, Sanse, Basen, Wag.*' Natürlich mußten die beiden letzten Worte wegfallen, da in ihm das a jetzt lang ist. Überhaupt wäre es besser gewesen, wenn gesagt worden wäre, daß besonders mhd. ë, das heißt der aus i hervorgegangene e-Laut in den ostmitteldeutschen Mundarten oft in a übergeht (gleichviel, ob dieses a kurz oder lang ist).

Hosted by Google

Doch genug der Ausstellungen! Das Büchlein ist für den Fachmann sehr nützlich als Stoffsammlung, der Laie aber muß es mit Vorsicht gebrauchen.

2) Karl Bergmann, Der deutsche Wortschatz, auf Grund des deutschen Wörterbuchs von Weigand dargestellt. Gießen 1912, A. Töpelmann. 156 S., geh. 2,75 ℳ, geb. 3,20 ℳ.

Entsprechend der Ansicht, daß der deutsche Wortschatz im Unterrichte der höheren Schulen stärker betont zu werden verdiene, bezweckt der Verfasser, mit seinem Buche Fingerzeige zu geben, wie bei den Schülern eine tiefere Teilnahme für den Wortschatz unserer Muttersprache erweckt und über die Schulzeit hinaus rege erhalten werden kann. Sie sollen mit dem Wesen der Wörter und Wendungen vertraut gemacht und darauf hingewiesen werden, wieviel des Wissenswerten in solchen gering geachteten Alltagsdingen steckt. So ist Bergmanns Schrift zunächst für die Lehrer des Deutschen an höheren Schulen und für die Studierenden bestimmt; sie wendet sich aber auch an die Volksschullehrer und an alle Laien, die ihre deutsche Sprache zu pflegen gewohnt sind. Weniger empfiehlt sie sich für die Hände der Schüler, da sie zwar hübsche Zusammenstellungen bietet, aber in loser Verknüpfung und ohne zusammenhängende Darstellung.

Der Verfasser hat das deutsche Wörterbuch von Weigand (5. Aufl. von 1910) zugrunde gelegt, das in dem selben Verlage erschienen ist, hat aber auch häufig Kluges Etymologisches Wörterbuch zum Vergleiche herangezogen. Er gliedert seine Arbeit in drei Hauptteile, von denen der erste (S. 1—114) die Bedeutung unserer Wörter und Wendungen, der zweite (S. 115—144) die Zusammensetzung und Bereicherung unseres Wortschatzes und der dritte (S. 145—150) die verwandtschaftlichen Beziehungen der deutschen Sprache behandelt. Ein Sachverzeichnis (S. 150 bis 156) bildet den Schluß. Die gewaltige Menge von etwa 4500 Wörtern und Wendungen tritt uns anschaulich vor die Augen: Im ersten Hauptabschnitt erhalten wir zunächst eine Übersicht über die Grundbedeutung der wichtigsten Ausdrücke, dann eine Gruppierung nach den Hauptbegriffen (Gestalt, Farbe, Ton, Bewegung, Lichtwirkung, Zahl, Zeit, Aufenthaltsort, Nahrung, Körperteil u. a.), eine Sammlung der volksetymologischen Umdeutungen und der durch Ellipse entstandenen Wörter; ferner Auseinandersetzungen über den Bedeutungswandel, die Bildersprache, die kulturgeschichtlich bedeutsamen Ausdrücke usw.; im zweiten werden alle Wörter verzeichnet, die uns von auswärts zugekommen sind, gesondert nach den Quellsprachen, sowie ihre Übersetzungen und Nachbildungen nebst Angabe des Alters; im dritten werden die echt deutschen Wörter mit den urverwandten griechischen, lateinischen und englischen zusammengestellt.

Das reichhaltige Buch ist mit viel Sorgfalt, bedeutendem Fleiß und großem Geschick gearbeitet. Da es aus den besten Quellen geschöpft ist, bietet es meist zuverlässigen Stoff. Auch mit der Auswahl kann man sich durchweg einverstanden erklären, und die Mehrzahl der Leser wird das, was der Verfasser über die einzelnen Wörter sagt, ausreichend

Hosted by Google

finden. Kleine Wortgeschichten, wie sie Kluge in seinem Etymologischen Wörterbuche bringt, wird der Einsichtige nicht verlangen. Vorausgesetzt wird, daß der, der das Buch benutzt, Kenntnis von den wichtigsten Lautgesetzen hat; sonst kann er mit Zusammenstellungen wie Geißel: Ger: χαῖος nichts anfangen. Löblich ist die Vorsicht, mit der Unsicheres gebucht wird, aber wenn so oft von Fragezeichen Gebrauch gemacht wird, wie z. B. auf S. 147, wo 7, und auf S. 149, wo 8 Wortableitungen mit solchen versehen sind, so wirkt dies störend. Hier wäre es besser gewesen, das am meisten Anfechtbare wegzulassen und das von der Mehrzahl der Forscher Anerkannte mit der Bemerkung 'wahrscheinlich' abzudrucken. Mitunter kann man auch bei Ausdrücken, die nicht als zweifelhaft gekennzeichnet sind, sein Bedenken haben, z. B. bei *Pute* S. 126, nd. *pūte*, welsches Huhn, das nach Weigand und Bergmann von englisch *pout*, Haselhuhn, Birkhuhn herkommen soll, während doch vermutlich beide Ausdrücke auf Lautnachahmung beruhen, *Pute* also echt deutsch ist. Dafür spricht einmal, daß *Truthahn* ebenso gebildet ist, ferner daß ein weitverbreiteter Lockruf für Hühner *put!* (nd. *pūt*, engl. *pout)* lautet und daß bereits Mathesius in seiner Serepta (159^b) das Wort *Puthünlein* verzeichnet (1568). Ebenso erscheint mir unnötig, bei *Wanze* = ahd. mhd. *wantlûs* eine Verstümmelung aus *Wand-Zecke* anzunehmen; vielmehr liegt hier, wie schon Kluge richtig gesehen, eine Kose- oder Kurzform von *wantlûs* vor, wie in *Spatz* aus *Sperling*. Endlich vermißt man trotz der Inhaltsangabe am Anfang und des Sachindex am Schluß noch ein kurzes, alphabetisches Verzeichnis aller besprochenen Wörter, mit dessen Hilfe man leicht feststellen könnte, auf welchen Seiten die mehrfach behandelten Wörter anzutreffen sind, z. B. *Wucher* S. 40 und 99, *Tugend* S. 39 und 131, *Range* S. 34 und 59, *Tenne* S. 38 und 57. Aber trotz dieser Mängel kann das Buch den Freunden unserer Muttersprache warm empfohlen werden, da sie viel daraus lernen werden; vor allen Dingen aber ist es wünschenswert, daß sich die Lehrer mit dem Inhalt vertraut machen, um ihn, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet, beim Unterricht zu verwerten.

3) Martin Greif, General York, Vaterländisches Schauspiel in fünf Akten. Schulausgabe von Th. Stromberger. Leipzig, Amelangs Verlag. Ohne Jahr. 67 S. 1 ℳ.

Gerade zur rechten Zeit ist die Schulausgabe von Greifs Drama 'General York' erschienen, eine Festgabe zur Jahrhundertfeier der Befreiungskriege, die nach Inhalt und Form dazu geeignet ist, die Jugend für die große Zeit zu begeistern. Der Herausgeber hat sich's angelegen sein lassen, die Lektüre durch beigegebene Erläuterungen wesentlich zu erleichtern. Er bietet uns außer dem Texte einen kurzen geschichtlichen Überblick (S. III—IV) und ausführlichere Erklärungen zu den einzelnen Aufzügen (S. IV—XXIII), geordnet nach der Reihenfolge der Auftritte. Darin überwiegen naturgemäß die sachlichen Bemerkungen, namentlich Angaben über die auftretenden Personen (wie Major Karl von Clausewitz, Major von Boyen, Gneisenau, Schill) und Örtlichkeiten wie Piktupönen, Oletzko, Pillau, les Champs-Elysées), doch finden sich auch

Hosted by Google

Erläuterungen von Ausdrücken wie Moloch oder Monitorium, sogar etymologische Angaben, so bei Zofe (von zâfen, schmücken) oder Kolomne (von columna, Säule).

In der Hauptsache hat Str. mit seinen Anmerkungen das Richtige getroffen und das Verständnis des Stückes bedeutend gefördert. Hat er sich doch bei der Herausgabe des Buches der Unterstützung des inzwischen verstorbenen Dichters zu erfreuen gehabt und dessen Beifall dabei gefunden! Doch hätte er meines Erachtens noch manches beiseite lassen können. So bedurften Worte wie *Einlauf* (von Schriftstücken), *Reeder*, *Standrecht*, *hapern*, *kantonieren* kaum einer Erläuterung. Auch war es kaum nötig, darauf hinzuweisen, daß neben *nahen* auch *sich nahen* üblich ist. Eine ästhetische Würdigung des Stückes wird nicht gegeben; daher werden wir weder über den Aufbau noch über die Charakteristik der einzelnen Personen, des Stils usw. unterrichtet. Warum die Anmerkungen dem Ganzen vorausgeschickt sind, versteht man nicht. Bei einer Neuauflage empfiehlt es sich, die gegebenen Worterklärungen als Fußnoten anzubringen, alles Sachliche aber an den Schluß zu rücken, und zwar so, daß sie gleich den betreffenden Textstellen mit fortlaufenden Nummern versehen werden. Doch wiegen diese Ausstellungen nicht schwer. Jedenfalls ist das Buch sehr brauchbar und wert, von der Jugend gelesen zu werden.

4) Otto Örtel, Deutscher Stil, eine Handreichung. Leipzig und Berlin 1912, B. G. Teubner, 122 S., geb. 1,80 *M*.

Örtels Buch besteht aus zwei Teilen, von denen der erste Anweisungen zum Anfertigen deutscher Aufsätze gibt und vom Sammeln, Sichten, Einordnen, Zusammenfassen, Gliedern, Ausarbeiten handelt, während der zweite, bedeutend umfangreichere ausgeführte Aufsätze bietet: Erzählungen, Beschreibungen und Schilderungen, Betrachtungen, Erörterungen und Charakteristiken. Diese sind aus dem Unterricht hervorgegangen und für den Unterricht bestimmt, die Mehrzahl für Schüler der unteren oder mittleren Klassen höherer Lehranstalten geeignet. Überall wird kurz und knapp das Wesentliche gesagt, so daß die einzelnen Arbeiten meist einen Umfang von ein bis drei Seiten haben. Sie sind aus dem täglichen Leben genommen und liegen daher dem Anschauungskreise der Lernenden nahe. Der Verfasser versetzt uns mehrfach nach Dresden, beschreibt den dortigen Altmarkt und erörtert, wie uns die Prager Straße in Dresden zu geographischen Kenntnissen verhilft, schildert ferner die Schönheiten der Natur im Frühling und Herbst, in Feld und Wald, führt uns den Menschen beim Frühstück und Abendessen, im Kampf mit dem Winter und in seiner Freude auf das Weihnachtsfest vor, gibt uns endlich Charakteristiken von Menschen und Tieren.

Vielleicht könnte bei einer neuen Auflage in den Charakteristiken etwas mehr Abwechslung geboten werden. Denn vier Charakteristiken von Hunden (Ami, Fips, Feldmann, Flock) und drei von Vögeln (Zeisig, Tigerfinke, Papagei) dürften doch etwas zuviel sein. Auch empfiehlt sich nicht, den Schüler anzuweisen, daß er bei Beginn einer Beschreibung Ortsbestimmungen so häufen soll, wie dies bei der Beschreibung eines


Hosted by Google

westfälischen Gutes S. 26 geschieht: 'In der Münsterer Bucht, am Abhang des Haarstrangs, unweit der Stadt Unna, mitten in Feldern, hinter Eichenbäumen liegt ein Gehöft.' Im übrigen sind die Anweisungen und die Aufsätze vortrefflich und können daher von Lehrern und Lernenden mit Vorteil benutzt werden.

Eisenberg S.-A. O. Weise.

Passows Wörterbuch der griechischen Sprache völlig neu bearbeitet von Wilhelm Crönert. 1. Lieferung. *α-αἱματόρρυτος*. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1912. Gr. 8. 160 S. Subskriptionspreis 2,80 *M*.

W. Crönert, der sich bisher namentlich auf dem Gebiet der griechischen Papyri, Inschriften und Kodizes durch zuverlässige Forschungen betätigt hat, hatte sich bereits im Jahre 1899 von oben genanntem Verlage für eine Neubearbeitung des Passowschen Wörterbuches gewinnen lassen. Welche Verantwortung er damit übernahm, wird erst deutlich, wenn man sich über die Theorie der griechischen Lexikographie informiert, wie sie etwa in J. v. Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft von Leopold Cohn (Bd. II, 1 S. 721 ff.) behandelt wird. Unsere ersten Kapazitäten halten die Zeit für einen Thesaurus linguae Graecae noch nicht für gekommen, da noch nicht einmal für die klassischen Autoren die notwendigen Vorarbeiten geleistet seien. Auch für Lexika von geringerem Umfange sind im Grunde die selben Schwierigkeiten zu überwinden, und 'keines unserer neuesten Wörterbücher entspricht in jeder Beziehung dem, was Passow[1]) als notwendig bezeichnete; wir sind jetzt nach hundert Jahren immer noch weit entfernt von dem Ziel, das er unter der Voraussetzung, daß die Vorbedingungen erfüllt werden, in kurzer Zeit erreichbar glaubte' (Cohn a. a. O. S. 722). Wie Bedeutendes Cr. an eigener Arbeit für den neuen P. in der verhältnismäßig nicht geraumen Zeit trotzdem geleistet hat, kann man bei einem Vergleich mit dem alten P. bereits aus wenigen Zeilen entnehmen; je mehr man sich aber in den Vergleich vertieft, um so günstiger wird das Ergebnis für den Neubearbeiter. Der Verf. äußert sich über seine Grundsätze in dem kurzen Vorwort folgendermaßen: 'Der neue Passow hat wie der alte den gesamten griechischen Sprachschatz von Homer bis zur byzantinischen Zeit zum Gegenstand, mit der Einschränkung, daß das eigentlich Byzantinische fortgelassen wurde . . . Dafür ist in dem übrigen Stoff eine sehr erhebliche Bereicherung eingetreten, einmal durch die bessere Ausnutzung der mittelalterlichen Überlieferung (es wurde durchweg die zurzeit maßgebende kritische Ausgabe zugrunde gelegt), sodann durch die gewissenhafte Verwertung der Inschriften und Papyri . . . Fortgelassen wurden hinwiderum die Eigennamen mitsamt den von ihnen abgeleiteten Bildungen . . . Das Wörterbuch verarbeitet die Literatur von Homer bis Aristoteles in ganz selbständiger Weise und unter Zugrundelegung der Sonderwörterbücher. Wo diese Hilfsmittel mangelhaft sind, wie bei den ionischen Schriftstellern, wurde eine besondere Durchsicht der Texte vor-

---

[1]) Passow, Über Zweck, Anlage und Ergänzung griechischer Wörterbücher. Berlin 1812.


Hosted by Google

genommen. Dieser die Vollständigkeit erstrebenden Ausschöpfung gegenüber ist die nacharistotelische Sprache kürzer behandelt und außer den Inschriften und Papyri gewöhnlich so weit, als die vorhandenen Hilfsmittel, vor allem die Indizes und der Thesaurus des Stephanus, Nachweise boten. Eine besondere Pflege erhielten die Dialekte, die Lexikographen, Scholiasten und Grammatiker, endlich die Septuaginta . . . Das Etymologische ist nur kurz, und auch sonst ist die Erklärung knapp gehalten, wogegen die Ausschreibung der Zeugnisse reichlicher, schärfer und zergliederter vorgenommen wurde. Lag schon darin das Streben, das Sprachbild möglichst anschaulich zu machen, so wurde bei wichtigeren Worten, einer Forderung der heutigen Sprachwissenschaft entsprechend, am Schlusse die Entwicklungsgeschichte in gedrängter Form entworfen.' — Schon hier sei erwähnt, daß Cr. im Gegensatz zu Passow und den noch heute bestehenden Forderungen der Lexikographie die Angabe der Silbenquantitäten unterlassen hat. Einen Grund dafür führt er nicht an.

Wenn die vorliegende Besprechung hauptsächlich die äußere Anlage und die allgemeinen Gesichtspunkte der Bearbeitung berücksichtigt, so geschieht das in der Annahme, daß sich bei späteren Lieferungen des Werkes Gelegenheit bieten wird, auf Einzelheiten genauer einzugehen.

Während Passow nach alter Tradition für jedes seiner Stichwörter die schulgemäße 'Stammform' ansetzt, von der die übrigen zu bilden sind, gibt Crönert entsprechend den modernen Forderungen nur diejenigen Formen der Worte an, deren Gebrauch tatsächlich zu belegen ist. So setzt Crönert für Passows *ἀβακίζω* nur das Medium an, weil dies allein (aus Anakreon) zu belegen ist, für *ἀδαῖος* das Neutr. Plur. *ἀδαῖα*, weil Hesych nur diese Form anführt. Die Zahl solcher Fälle ist schier unübersehbar. Bisweilen findet sich auch die Umkehrung des Prinzips: während P. *ἀδικίου* (sc. *δίκη*) als Stichwort ansetzt, setzt Cr. dafür den Nominativ, ohne daß aus seinen Belegstellen hervorgeht, weshalb; ebenso für Passows *ἀεκαζόμενος* den Indikativ *ἀεκάζομαι*, wobei er aber hinzufügen muß, daß nur das Part. zu belegen sei; dagegen mit Recht setzt Cr. auf Grund neuer Belege *ἀγγελικός* für das Femininum der früheren Bearbeitung ein; *αἰγόλεθρος*, das P. ohne Belege anführte, hat sich als Neutr. *αἰγόλεθρον* entpuppt. Auch für die Akzente hat Cr. die neueren Ergebnisse gewissenhaft berücksichtigt. So gibt er der Form *ἄγροικος* vor *ἀγροῖκος* den Vorzug, betont *ἀγύρτης* statt *ἀγυρτής*, *ἀγλαόφωτις* statt *ἀγλαοφῶτις*, *ἀεισχοροῦν* statt *ἀεισχόρουν*, *αἴκαλος* statt *αἰκάλος*.

Die Lieferung umfaßt die Worte *α-αἱματόρρυτος* in 160 Halbseiten. In der alten Auflage waren die nämlichen Worte auf nur 113 Spalten von etwa demselben äußeren Umfange behandelt. Während aber Passow mit dem zur Verfügung stehenden Raum sorglos umging, ist jetzt Verfasser und Verleger damit äußerst sparsam, in mancher Beziehung übertrieben sparsam. Um den Druck gedrungener zu machen, wurde 'unter Anlehnung an ein treffliches altes Muster eine neue Type geschnitten'. Der Verf. hat oftmals mehrere Stichwörter (z. B. *ἀβοαί*, *ἀβοατί*, *ἀβόατος* oder *ἀγκίον*, *ἀγκιδοθήκη*, *ἀγκίς*) in eine Zeile gezwängt, oft auch zu kurzen Artikeln zusammengedrängt (z. B. sämtliche mit *ἄγγελος* zusammengesetzten Worte), bzw. stammverwandten Worten angegliedert

Hosted by Google

(z. B. an ἀεκούσιος, ἀθέμιστος). Man suche z. B. ἀγχονάω! Bisweilen ist dabei sogar von der streng alphabetischen Folge abgewichen: ἀγχίμολος und ἀγχίμολον, ἀεροδρόμος und ἀεροδρομέω, ἀεροπόρος und ἀεροπορέω, ἀθεώρητος und ἀθεωρησία müßten in umgekehrter Folge aufgeführt sein. Wenn der Wert eines Lexikons sich auch nicht danach bestimmt, ob es wie ein guter Fahrplan möglichst rasch einen eiligen Benutzer zu orientieren vermag, so ist eine mit Bewußtsein zugelassene Verminderung der Übersichtlichkeit doch keineswegs zu billigen. Bisweilen hat Cr. aber auch, streng scheidend, aus einzelnen Artikeln des alten P. zwei neue gemacht: so aus ἀελπτής nebst ἀελπτέω, aus ἀβλαστής nebst ἄβλαστος, aus ἀγάλακτος wegen seiner doppelten Bedeutung, desgl. aus ἄγνος (Baum und Fisch).

Crönert bietet also mindestens doppelt soviel Material wie der in diesem Teil besonders dürftige (vgl. Cohn a. a. O. 715) Passow, u. zw. — das sei schon hier hervorgehoben — hauptsächlich dank eigenem Sammeleifer. Durchgehends sind die einzelnen Artikel gründlich vervollständigt (ἄγω behandelt P. auf 2, Cr. auf 6 Spalten, ἄγριος jener auf $^1/_3$, dieser auf 1 Spalte, ἀβαρής jener in kaum 2 Zeilen, dieser in 8). Manchmal freilich täuscht die Ausdehnung: bei ἀέξω z. B. hat Cr. zu dem kurzen Originalartikel auch den ganzen Artikel Passows über αὐξάνω hinzugezogen. Eine derartige Konzentration des Stoffes bedeutet einen wichtigen Schritt vorwärts in der Lexikographie. Im Prinzip ebensosehr zu billigen ist es, wenn Cr. unter den Stichwörtern, die mit ἀεξ- beginnen, regelmäßig die mit αὐξ- beginnenden Verwandten hinzuzieht (die ganze Spalte 118 ist von solchen Formen durchsetzt; eine ähnlich umfangreiche Hinzufügung der mit αἱμο- beginnenden Worte zu denen mit αἱματ- auf S. 159 f.; kürzere Proben dieser Art sehr oft). Nur hätte Cr. αὔξη nicht unvermittelt auf ἀέντιον folgen lassen dürfen, sondern zur Verdeutlichung seiner Absicht wie zu rascherem Finden der Wörter den Stamm ἀεξ- vor αὔξη anführen sollen. Bei solchen Umstellungen ist aber wohl in jedem Falle die Berechtigung zuvor nachzuprüfen. Spricht auch in vorliegendem Falle au̯eg- als Wurzel für Crönerts Anordnung, so stellt doch Brugmann-Thumb (Griech. Grammatik, J. v. Müller, Handbch. d. kl. Altertumsw. II 1 S. 111) ἀέξω als Nebenform von αὔξω hin. Ausschlaggebend sollte in allen diesen Fällen der für uns wirklich noch belegbare Sprachgebrauch des Altertums sein. Nach Crönerts Material sind die Formen mit αυ häufiger, die mit αε episch. Damit möge die prinzipielle Seite der Sache erledigt sein; näheres Eingehen auf einzelne Fälle dieser Art mag späteren Gelegenheiten vorbehalten bleiben. — In ganz vereinzelten Fällen hat Cr. auch die Artikel Passows kürzen können (z. B. ἀδέω).

Zweitens sind bei Cr. zahlreiche neue Artikel hinzugekommen. Die den P.schen Artikeln angegliederten neuen Worte bzw. Formen abgerechnet, sind nach ungefährer Zählung nicht weniger als 700 neue Stichwörter hinzugekommen. Allerdings sind auch nicht wenige der P.schen Stichwörter bei Cr. verschwunden. Manche haben nur ihr Sonderdasein eingebüßt, indem sie anderen Artikeln einverleibt wurden; vernünftigerweise sind sodann alle regelmäßig gebildeten Verbaladjektive


Hosted by Google

auf -τος und -τεος sowie die regelmäßigen Adverbien auf -ως getilgt, wo das Verb. bzw. Adjektiv selbst zu belegen ist; außerdem vermißt man noch etwa 125 andere alte Stichworte bei Cr. Da haben mit Recht alle Ansätze der Grammatiker weichen müssen, die den Zweck hatten, gewisse Wortbildungen zu erklären: ἀασιφροσύνη zur Rechtfertigung der Ableitung von ἀεσιφροσύνη (Buttm. Lexil. 1 S. 225), ἀάω (sättigen) zur Erklärung der Form ἄαται Hes. sc. 101 (Rost. gr. Gr. S. 283), ἄγω (zerbreche), ἀδέω und ἄδω zu ἀνδάνω, ἀδύναμαι, dessen Tilgung schon P. unter Berufung auf Lobeck Phryn. S. 564 als sprachwidriger Wortbildung verlangte, ἀθυροστομέω, welches Thomas Magister S. 18 (2. Ritschl) und S. 663 (258 R.) tadelt usw. Mit ebenso gutem Recht haben zahlreiche zweifelhafte Lesarten als Stichwörter zu existieren aufgehört, weil sie in den heute maßgebenden Ausgaben ihre Rolle ausgespielt haben: so ἁβρόχροος Aesch. Pers. 539 Schol., ἀγνοίησι Od. 24, 218, wo man seit Thiersch ἀγνοιῇσι schreibt, ἀγρειῶτις an Stelle des jetzigen ἀγροιῶτις, ἀγχόνειος Eur. Hel. für heutiges ἀγχόνιον, ἄδοκος für ἄδικος, ἀδόρητος (Nonn. 14, 380), wo Ludwich ἀτόρητον gibt, und viele andere. Manche davon hatte Pape bzw. in dessen neuer Auflage Sengebusch getilgt, viele freilich noch mitgeführt, eins (ἀείξενος Aesch. Choeph. 680, wo man jetzt ἀεὶ ξένος liest) ausdrücklich verteidigt; und wirklich ist gerade diese Bildung derart, daß sie immer wieder Verteidiger finden kann und möglicherweise später in unserem Lexikon vermißt werden wird. Trotzdem tat Cr. recht daran, seinem Prinzip auch hier treu zu bleiben, anstatt mit Zugeständnissen an vage Möglichkeiten zu beginnen. Ferner sind etwa 25 Stichwörter Passows bei Cr. verschwunden, für die jener keine Belege beibrachte. Sie fehlen sämtlich auch in Herwerdens Lexicon supplementiacum. Es ist gewiß keine erfreuliche Arbeit gewesen, Belegstellen für diese zu suchen, um die meisten Worte dann als 'späte' gemäß dem Gesamtplan doch zu streichen. Doch scheint mir der Verf. hier etwas zu radikal vorgegangen zu sein. Obwohl ich nicht alle Worte nachgeprüft habe, verstehe ich z. B. nicht, warum er ἀείζωστος, das Pape mit dem Etymol. Mag. belegt, nicht aufgenommen hat, während sonst von ihm die Lexikographen 'eine besondere Pflege erhielten'; warum er vor allem ἀγρονομία tilgte, das nach Pape oft in Platons Gesetzen vorkommt. Dem gegenüber sei aber hier betont, daß Cr. andrerseits etwa 40 Wörter, für die P. keine Belege angab, mit solchen versehen hat, manche sogar recht reichlich (z. B. ἀβέβαιος, ἀγαθοποιός, ἀδιέξοδος). Diese Belege stammen nicht aus e i n e r Quelle, sondern sind, soweit ich sehe, in dieser Zusammenstellung eigene Leistung des Verfassers. Die meisten schließlich von den hier zu behandelnden Stichwörtern Passows fehlen bei Cr., obwohl jener Belege beibringt. Naturgemäß mußte alles getilgt werden, was den Grundsätzen der Neubearbeitung nicht entsprach. Aber man stößt auch wieder auf Fälle, wo die Absicht des Verf. dunkel bleibt, ja wo man dem Verf. den Vorwurf der Willkür machen zu müssen meint. Warum sind nicht aus Galen ἀδιλύστος, aus Suidas ἀβελτήριον, aus dem Etym. Magn. ἀθρίγγωτος aufgenommen (warum ἄγχουρος nicht mit Hesych belegt)? Dem gegenüber ist es anerkennenswert, daß er das von P.

Hosted by Google

nach dem Boeckhschen Corp. Inscr. zitierte ἀγρετεύω aus den neuen J. G. belegt (allerdings mitten im Artikel ἀγρέτα).

Die neuen Stichwörter sind mannigfaltiger Art. Etwa 120 davon sind Hinweise auf andere Artikel, aber nicht etwa Hinweise, die auch P. hätte machen können, sondern neue Wörter und Formen, die zu dem früheren Sprachmaterial hinzukommen, z. B. ἀάγη aus dem Etym. Gudianum zu ἄγη, ἀαστος aus Hesych zu ἀάατος, ἀβαλαία als handschriftliche Lesart neben ἀβολαία, ἀβίβαστον aus Cyrill neben ἄβαστον usw. Viel neue Worte haben die Papyri und Inschriften, die Bibel und die Kirchenschriftsteller, die Glossensammlungen, Scholien u. dgl., einzelnes aber auch die klassischen Autoren ergeben (ganz abgesehen von der Fülle neuer Belege für die bisherigen Artikel). Die Inscr. Graec. haben für diese Lieferung allein 14, die Sammlung griechischer Dialektinschriften 7 neue Worte beigesteuert. Philodem ist bereits mit 8 (z. B. ἀδεικτεί, ἀδιανοησία, ἀδιαρίνητος), die Oxyrhynchos-Papyri, wie die von Fayum, soweit ich sehe, mit je 2 (ἀβροπάρθενος anon. Lyr. b. Aristox. O. P. I 9, ἀδιακώλυτος O. P. IV 715) vertreten. Der Zauberpapyrus L ergab ἀγκώνη als Weiterbildung von ἀγκών. Aus Timotheus (Pers. 72) kommt für das Meer das Epitheton ἀβακχίωτος, für Epikur (Wien. Stud. I 30) ἀβελτερεύομαι hinzu. Für den Komiker Plato (64) hat schon Pape ἀβελτεροκόκκυξ und für Sophokles die Form ἀγνοία (für späteres ἄγνοια) berücksichtigt; diese beiden Stichwörter finden wir nun auch bei Crönert. (Dagegen vermißt man bei Cr. das von Pape als Stichwort angesetzte ἀγξηραίνω neben ἀναξηραίνω.) Die Kirchenschriftsteller haben bisher schon etwa 25 neue Worte geliefert, dazu die Septuaginta 5 (z. B. ἀγαθόω τινά Jer 39, 41; 51, 27. ἀγαθύνω 3 Reg. 1, 47. ἀγριομυρίκη Jer 17, 6). Das Neue Testament ist nicht nur mit dem hebräischen ἀββᾶ (Mc. 14, 36), sondern mit dem echt griechischen ἀγενεαλόγητος (Hb. 7, 3) u. a. zur Geltung gekommen. Aus Plinius nat. hist. ist mit Recht der Pflanzenname ἀδαμαντίς herangezogen usw.

Von der Gesamtzahl der neuen Stichwörter Crönerts ist etwa die Hälfte aus Hesych geschöpft; dazu kommen aus Photius etwa 20, Suidas 15, Etym. Mag. 30 usw. Zumeist sind es einzeilige Notizen, die weiter nichts als den Wortlaut des betreffenden antiken Lexikons geben. In einem Thesaurus totius Graecitatis mag Vollständigkeit in Heranziehung dieses Materials am Platze sein, in vorliegendem Falle nicht. Der Benutzer jener antiken Wörterbücher findet bei Cr. keinen weiteren Aufschluß über dies Sprachmaterial, der Benutzer anderer Autoren kommt überhaupt nicht in die Verlegenheit, sich über diese Worte orientieren zu müssen; einzig für sprachgeschichtliche Untersuchungen könnte ein vollständiges Lexikon eine bequeme Materialsammlung bedeuten, aber auch erst dann, wenn man betreffs Etymologie und Zeit bzw. Gegend des Gebrauches der einzelnen Wörter klarer sieht als heute. Ein Wort z. B. mit Hesych zu belegen ist ein Notbehelf; die Hauptsache wäre, die Zeiten, möglichst sogar die Autoren zu kennen, die es als lebendiges Sprachgut benutzt haben. Wo das nicht möglich ist, wäre das betreffende Wort als jenseits der vom Verf. sonst gezogenen zeitlichen Grenze einstweilen abzulehnen. In den Fällen aber, wo Worte dieses Kreises Auf-

Hosted by Google

nahme finden konnten, hätte Cr. sich nicht begnügen sollen, sie wörtlich wider abzudrucken, gelegentlich auch eine etymologische Erklärung oder einen Hinweis auf ein anderes Stichwort hinzuzufügen, sondern er hätte außerdem gerade umgekehrt auch bei diesen andern Wörtern die Notizen der antiken Lexikographen heranziehen müssen. Z. B. bei ἀγάσιος (Hesych) verweist Cr. auf ἄγαμαι, hier aber sucht man vergeblich nach jenem; ἄβαστος erklärt Hesych als ἄβατος, hier aber fehlt jene Nebenform. Etwas anderes wider ist es, ob man ἀάτυλον, das Hesych als ἀβλαβές erklärt, nun auch in diesem Artikel berücksichtigen solle. Ich würde mich aber auch in solchen Fällen lieber für Ja als Nein entscheiden; denn so würde die Biographie manches Wortes sofort anschaulicher, wenn auch nur insofern, als man erfährt, wann und wo ἀβλαβές nicht gebräuchlich war.

Damit ist das Problem berührt, ob ein Lexikon sein Material rein alphabetisch oder nach verwandtschaftlichen Gruppen anordnen solle. Passow hatte (a. a. O.) die letztgenannte Forderung aufgestellt, in seinem Lexikon aber nicht verwirklicht; K. E. A. Schmidt (Höfers Zeitschr. f. d. Wissenschaft d. Sprache II 2 [1848], 243 ff.) hatte wenigstens einen etymologischen Index zu den alphabetisch anzuordnenden Lexika verlangt. Leop. Cohn (a. a. O.) verlangt als übersichtlichste Anordnung die alphabetische; innerhalb der einzelnen Artikel, wie sie der Ideal-Thesaurus der Zukunft haben soll, wären dann im allgemeinen sechs Teile zu unterscheiden: der etymologische, formale, historische, semasiologische, syntaktische und stilistische. Dieser Gesichtspunkt scheint mir auch für vorliegendes Lexikon der empfehlenswerteste zu sein. Tatsächlich findet man ja auch bei Cr. auf Schritt und Tritt im Anfang seiner Artikel Etymologien und kurze Hinweise auf verwandte Worte, und von einer eingreifenderen Umordnung ganzer Wortfamilien bei Cr. ist bereits die Rede gewesen. Aber m. E. hätte der Verf. sich von den alten Traditionen in weit größerem Maße frei machen können und fester die neuen Ziele ins Auge fassen sollen. Das hätte freilich die aufzuwendende Arbeit außerordentlich erhöht, aber das Werk aus dem Schlußstein der bisherigen Lexikographie zum Grundstein der künftigen gemacht. Ed. Wölflin (Rh. Mus. 37, 83 ff.) hat es ausgesprochen, 'daß jeder lexikalische Artikel den Charakter einer Biographie tragen müsse'. Dazu würde m. E. auch gehören, daß für alle Wörter einer Wurzel unter einem Stichwort die ganze Gruppe gegeben und später bei den zugehörigen Worten stets auf diese Stelle verwiesen werde. In diesen Stammbäumen wäre bei jedem Wort bzw. jeder Form ganz kurz (ohne Belege) Zeit, Ort, Gebrauchssphäre anzugeben, bei absterbenden Worten oder Bedeutungen auch ihr späterer Ersatz beizufügen, wenn er auch ganz anderen Wortfamilien entnommen ist. Das würde etwa die Ineinanderarbeitung der drei ersten Forderungen Cohns zu einem Gesamtbilde bedeuten. Erst dann würde die eingehende Behandlung des Stichwortes selbst einsetzen, wie auch die zugehörigen übrigen Worte suo loco in ihren Artikeln den ausführlichen Beweis für die hier gemachten Angaben zu erbringen hätten. Ein wenig hat Cr. neben dem etymologischen Gesichtspunkt ja auch den geschichtlichen berücksichtigt, fast ausschließlich aber nur in Form von


Hosted by Google

ganz kurzen Schlußbemerkungen zu einzelnen Artikeln. Er hätte sie besser an den Anfang der Artikel gestellt; da würden sie den Leser sofort über das Wesentliche des betreffenden Artikels orientieren, während sie hinterher leicht übersehen werden. Solche geschichtlichen Anhänge findet man z. B. bei *ἄγω, ἀγάλλω, ἄγαμαι, ἄγαν, ἀγανακτέω, ἀγανός, ἀγαπάω, ἀγγελία, ἀγγέλλω, ἄγγος, ἀγείρω, ἀγέλη, ἀγκάλη, ἀγλαία, ἀγλαός, ἀγνοέω, ἁγνός, ἄγνυμι, ἀγνώμων, ἀγορά, ἄγριος, ἄγροικος, ἀγρός* und manchen anderen umfangreicheren Artikeln. Weit moderner muten einige wenige Artikel an, die von vornherein zwischen älterem und jüngerem Gebrauch, oder epischem und späterem u. dgl. unterscheiden, wie *ἄγαλμα, ἄγγελος, ἅγιος, ἀγορεύω, ἀδινός* (von denen die meisten außerdem noch eine Schlußbemerkung wie die erstgenannten haben). Dies wäre der Sauerteig, der das Ganze durchdringen müßte. Anstatt dessen aber überwiegt bei Cr. immer noch wie bei seinen Vorgängern die logische Behandlung des Sprachmaterials. *ἄγε, ἄγετε* (steht hinter *ἄγω*) zerlegt Cr. in zehn Gebrauchsmöglichkeiten, die sämtlich von Homer ab zu belegen sind. Im allgemeinen wird eine Grundbedeutung festgestellt, und aus dieser werden dann die übrigen bis in alle Nuancen hinein entwickelt. Cr. hat in dieser Beziehung Außerordentliches geleistet, sowohl in der Feststellung aller Bedeutungsmöglichkeiten wie im Sichten und Ordnen der Belege. Aber wenn wir durch Cr. nun auch besser als durch Passow über Anfangs- und Endterminus des Gebrauches bestimmter Spracherscheinungen orientiert werden, so bleibt das in der Anordnung doch zumeist nur biographisches Rohmaterial. Gerade in der Konzentration des Verf. auf die logische Sprachzergliederung muß ich daher seine schwächste Leistung erblicken. Zudem ist das eine Arbeit, die nie fertig werden kann, weil sie letzten Endes von einer falschen Voraussetzung ausgeht. Zwei Sprachen sind nicht zwei Haufen geometrischer Figuren, von denen für jede des einen Haufens in dem anderen notwendig ein kongruentes Gegenstück sich finden lassen muß. Bei einem immer eingehenderen Parallelisieren von griechischen und deutschen Bedeutungsnuancen läuft man Gefahr, einen fremden Geist in jene Sprache hineinzutragen; und wenn wirklich die Identifizierung einer deutschen mit einer griechischen Bedeutungsnuance möglich ist, so ist damit noch nicht erwiesen, daß diese Nuance den Alten tatsächlich deutlich bewußt war. Wenn ein Wort nach unseren Begriffen viele Bedeutungen hat, so geht daraus wohl hervor, daß seinen Benutzern kein Bedürfnis zu klarer Unterscheidung vorlag. Cr. scheidet z. B. bei den Adjektiven stets reinlich zwischen aktiver und passiver Bedeutung, zwischen Möglichkeit und tatsächlichem Zustand: *ἀβλαβής* belegt in der passiven Bedeutung von Sappho ab, in einer Unterabteilung der folgenden aktiven mit dem hom. Hymnus auf Mercur. Liegt schon in dieser Anordnung möglicherweise ein Verstoß gegen die Chronologie, so kommt dabei auch nicht zur Geltung, daß Theokrit das Wort bald in dieser, bald in jener Bedeutung braucht. Was aber die ganze Unterscheidung in Frage stellt, ist die aus Platons Gesetzen (S. 953 a) herangezogene Verbindung der beiden Bedeutungen in der Wendung *ἀβλαβεῖς τοῦ δρᾶσαί τε καὶ παθεῖν*. Der logische Gesichtspunkt

Hosted by Google

hätte dem geschichtlichen untergeordnet werden müssen. — Wann abstrahierten die Griechen von der Erfahrung, daß etwas noch nie überwunden sei, die Annahme, dieses Etwas sei unüberwindlich? Im allgemeinen liegen beide Vorstellungen in den griechischen Adjektiven auf *-τός* vereinigt. Die Trennung beider zum Dispositionsprinzip zu wählen, hätte also nur da Bedeutung, wo wirklich nur eine Bedeutung als die ursprüngliche zu belegen ist, wo die Übertragung der anderen erst in historischer Zeit erfolgte, oder wo eine der beiden in belegbarer Zeit abstarb. Und wenn sich dabei herausstellte, daß das überlieferte Sprachmaterial für die Beantwortung vieler Fragen nicht ausreiche, daß überhaupt die gesamte Überlieferung stark vom Zufall beeinflußt sei, dann wäre das ein Vorzug des neuen Lexikons.

Zum Schluß einige Einzelheiten. Crönerts Verzeichnis der Abkürzungen müßte statt in 12 kleinen in einer alles enthaltenden alphabetischen Ordnung gegeben werden. Der Verf. hat nicht berücksichtigt Deißmann 'Licht vom Osten', obwohl auch dies Werk neben den 'Bibelstudien' neue Beobachtungen über die hellenistische Sprache bringt; dabei ist Cr. von D. (S. 48 Anm. 3) als persönlich befragter Gewährsmann angeführt. Bei Cr. fehlt also die Berücksichtigung der Ausführungen Deißmanns über *ἁγιώτατος* (Deißm. S. 145), *ἀγοράζειν* (D. 244), *ἄγωνα ἀγωνίζεσθαι* (D. 232), *ἀδελφή* (D. 109), *ἀδελφός* (D. 75), *αἷμα ἀναίτιον* (D. 320), *αἷμα ζητεῖν* (D. 323), *αἷμα ἐκχέω* (S. 320) — *ἀγωγός* bedeutet Thuc. II 12 nicht 'Führer', sondern 'Geleitsmann'. *ἀγγαρήιον* ist Herod. VIII 98 nicht der Eilbotenposten, sondern das Laufen *(τὸ δράμημα)*. — Ferner vermißt man bei Cr. *ἄγειν* als 'ins Gefängnis führen' Lys. 23, 9 und 'in die Knechtschaft führen' Lys. 13, 3, desgleichen Belege für *ἀγορά* aus Lys. — *ἀβάσκαντος* ist auch für das 2/3. Jahrhundert zu belegen (Oxyrh. VI 930). — *ἀβραικός* aus den von R. Wünsch herausgegebenen Fluchtafeln fehlt bei Cr., desgl. die *ἅγια ὀνόματα* der Fluchtafeln und Zauberpapyri, *ἀγωγή* (V. 2441 Wünsch u. öfter) als bestimmte Art des Zaubers (obwohl dieser z. B. bei *ἁγνῶς* den Pap. zitiert), *ἀέριος* auch bei *δαίμων* aus Zauberpapyri 2699, *ἀερορριφής* Zaub. 2508, *αιδωναία* Zaub. 2564, *αἷμα* im Zauber, *αἷμα πίνειν* im Zauber, das im Zauber wichtige Ziegenblut, die im Zauber oft genannten bunten Ziegen. — Von ungenaueren Zitaten fand ich — ich habe bisher nur wenige nachgeprüft — nur eins: *ἄδεια* nicht Lys. VI 42, sondern VI 43; desgleichen nur einen Druckfehler: *ἀβρόδαςι* statt *ἀβρόδαις*. — Ein Beispiel für eine nicht ganz seltene Unebenheit anderer Art ist bei *ἀανδένη* der Hinweis auf *ἀακραγής* statt auf *ἀκραγής*, denn schlägt man dort nach, so sieht man sich wieder auf *ἀκραγής* verwiesen.

Auch der lateinische Thesaurus erreicht nicht überall das von Wölflin entworfene Ideal, aber im ganzen sind die neuen Ziele, die er sich steckt, sicherer ins Auge gefaßt. Daß ein gleiches für die griechische Sprache außerordentlich schwer ist, bezeugt die Abneigung unserer führenden Gräcisten, an die Ausarbeitung eines Thesaurus zu gehn. Da ist es kein Vorwurf, wenn ein einzelner in einem wenn auch weniger umfangreichen, so doch ebenso kühnen Unternehmen nicht alle Schwierigkeiten glatt zu überwinden vermag. Ist er doch über alle Vorgänger


Hosted by Google

weit hinausgekommen! Durch die Hilfe der in Aussicht genommenen Mitarbeiter ist dem Unternehmen ein rüstiger Fortschritt sowie ein rühmlicher Abschluß gesichert.

Düsseldorf. Arthur Laudien.

---

1) Sophokles, Ajas. In neuer Übersetzung von Jakob Herzer. 8. Bamberg. C. C. Buchners Verlag. 1912. Geb. 0,80 ℳ. Derselbe: Philoktetes. Ebenso.

Der genannte Verlag, der 'Meisterwerke der Weltliteratur in deutscher Sprache für Schule und Haus' herausgibt, um den Gebildeten einen Einblick in die Literatur der Kulturvölker alter und neuer Zeit zu gewähren, hat bisher u. a. die beiden Sophokleischen Dramen 'Ajas' und 'Philoktetes' veröffentlicht. Beide bieten in der Einleitung eine gleichlautende 'Übersicht über die Entwicklung des Dramas und Theaters bei den Griechen', deren erster Abschnitt die 'Geschichte des griechischen Dramas' enthält, während der zweite 'Über das Theaterwesen' sich ausspricht. Das Wesentliche auf beiden Gebieten wird in einer klaren Darstellung geboten. Den dritten Teil der Einleitung bildet eine Besprechung der betreffenden Stücke, wobei auf die Quelle, der Sophokles den Stoff entnommen, auf dessen Bearbeitung durch andre Dichter des Altertums, auf Abweichungen in Auffassung und Durchführung von den Sophokleischen Stücken, auf die ästhetische Würdigung, welche letztere bei den Kunstkritikern alter und neuer Zeit gefunden haben, hingewiesen wird. Der folgenden Übersetzung sind erklärende Anmerkungen angefügt. Auffallend ist bei der Besprechung des 'Philoktetes', daß der Herausgeber als Hauptthema des Dramas die Darstellung des Verhaltens des Neoptolemos bei der Gewinnung des Bogens annimmt und als Absicht und Aufgabe des Dichters ansieht, eine psychologische Studie, ein Seelengemälde von ihm zu geben und die verschiedenen Wandlungen in der Seele des jugendlichen Neoptolemos vor unserm geistigen Auge vorüberziehen zu lassen. Allerdings ist es fast unbestritten, daß wir es im 'Philoktetes' mit einem Charakterdrama in hervorragendem Sinne zu tun haben; daß unter den drei Hauptpersonen Neoptolemos am meisten uns anzieht und beschäftigt; daß wir mit lebhaftestem Interesse die Seelenkämpfe, in die ihn sein eigenes sittliches Empfinden und andrerseits der Gehorsam gegen den älteren Mann und die Sorge für das Gemeinwohl verstricken, betrachten. Es ist auch widerholt von älteren Erklärern darauf hingewiesen worden, daß Sophokles abweichend von den früheren Bearbeitern des selben Stoffes, Aischylos und Euripides, die Teilnahme des Neoptolemos an der Erledigung der gestellten Aufgabe frei erfunden und damit sich eine stärkere Möglichkeit geschaffen hat, 'die psychologische Entwicklung verschiedener Charaktere und den Konflikt, der durch ihr Zusammentreffen und die wechselseitige Wirkung aufeinander in der Seele der einen handelnden Person entsteht, darzulegen', und der selbe Erklärer fügt hinzu: 'Daß der Dichter gerade den Neoptolemos für seine Darstellung wählte und nicht dem Mythus folgte, ist seine herrlichste Tat beim Schaffen und Dichten dieser Tragödie' (s. Wecklein: Ausführlicher Kommentar zu Sophokles' Philoktet, München 1913, S. 3 und 72). Aber darf man

Hosted by Google

auch zugeben, daß auf modernes Empfinden ein Neoptolemos, dessen Charakter sich erst vor unsern Augen in lebensvoller Weise und unter Kämpfen entwickelt, stärker wirkt als die in ihrem Fühlen, Denken und Wollen schon gefestigten anderen Personen des Dramas: überzeugt hat der Herausgeber nicht von der Richtigkeit seiner Ansicht, daß der Dichter die Darstellung des Verhaltens des Neoptolemos zu seinem Hauptthema gemacht habe, auch nicht durch das Argument, daß erst unter dieser Annahme die Kauffahrerszene Berechtigung und Bedeutung erhalte. Sollte nicht der Dichter, wenn er eine solche Absicht hatte, dies auch äußerlich kenntlich gemacht haben?

Die Übersetzung gibt zu mancherlei Ausstellungen Anlaß. So ist häufig das e am Schlusse bei folgendem Konsonanten ausgefallen, z. B. Aj. 163 die blöde Meng' den Sinn, 236 die Zung' schnitt ab er, 237 an die Säul' band, 442 dies mein Aug', mein wirrer Geist; Phil. 368 Ja, Knab', mir, 1211 am End' was Arges; hart ist auch die Auslassung von Vokalen mitten im Worte: Phil. 16 den doppeltürgen Fels, das selbe 936 mit Apostroph, 62 deiner billgen Forderung, 142 uraltehrwürdgen, 318 verbrechrischem, 643 manch Nötges, 1096 trügrisch, 1356 meinen Worten traund, 1358 nach Trojas Ebne, 1361 befrein, 1386 Beschuldgung, 1409 heimschen. Dem Unterschied betonter und unbetonter Silben und Worte ist nicht die wünschenswerte Sorgfalt zugewandt; so liest sich Aj. 3 schwer: Auch jetzt seh' im Schiffslager; überaus hart ist 34: Du kommst g'rad' recht: in allem ja — wie früher so Auch künftig —; 56: jétzt glaubt dás Atridenpaar; besonders häufig liegt der Ton auf 'es', so Aj. 66: daß du es erzählst; 281: da du beteiligt bist, sollst du erfahren es, ist ebenso unerträglich wie 371: das ist nun einmal so und muß so bleiben auch, und 801: und ich hab' es befestigt, wohl umkleidend es, ebenso 545: werd' glücklicher als es dein Vater war; dazu sei auf Phil. 299, 318, 400, 1000, 1302, 1404 verwiesen. Verletzend ist die Trennung Aj. 144: da man nach dir sagt; unverständlich 354: Würgt mich zu diesem Haufen! — Es seien noch die unschönen Ausdrücke erwähnt in Aj. 373 Schnüffelnder Späher; Phil. 862 und 875 Mißduft, 893 Lügerei, 958 Erzhalunk', 975 Du Scheusal, welch Gefasel machst du!, 1248 zum Unglück neues Unglück einzuschmuggeln noch. — Kurz, ein Buch, ein Dichterwerk mit einem solchen Deutsch und solchen Versen kann das ästhetische Empfinden des Schülers nicht heben und auch dem Hause keine Freude bereiten.

2) Dr. Rudolf Latzke: Gotthold Ephraim Lessing, Briefe. Für den Schulgebrauch ausgewählt und herausgegeben. 8. Wien F. Tempsky, Leipzig G. Freytag 1912. 0,85 ℳ.

Das Bändchen enthält 50 Briefe, die teils an die Eltern, Geschwister und Eva König, teils an Freunde, literarische Größen, Männer, mit denen Lessing sonst in Beziehungen stand, darunter einer an den Herzog Karl von Braunschweig, gerichtet sind. In der Einleitung spricht der Herausgeber von der bedeutenden Rolle, die im 18. Jahrhundert der Brief in der schönen wie in der gelehrten Literatur gespielt hat, dort als Vorläufer des Romans, hier als Ausdrucksform für populär-wissenschaftliche

Hosted by Google

Abhandlungen, und findet den Grund hierfür einerseits in der allgemeinen Scheu vor geschlossener, systematischer Darstellung, sodann in der dem Briefe eigenen Lebendigkeit und Anschaulichkeit, endlich in der weit verbreiteten Freude, einander recht viele und sehr lange Briefe zu schreiben. Die in dem Bändchen enthaltenen Briefe sollen Lessing zeigen 'den Menschen, den Dichter und Gelehrten als Ringenden und Werdenden, den Freund, Sohn und Bruder'. Die Auswahl ist im ganzen geschickt getroffen, so daß das Interesse des Lesers angeregt wird, mag er einen Einblick in das Verhältnis des Verfassers zum Elternhause oder in dessen Pläne für die äußere Gestaltung seines Lebens, in die wissenschaftliche Tätigkeit, in die Beziehungen zu den Freunden, in das eigene kurze Eheglück gewinnen; nur an Stelle der Briefe 5 und 6 wären andre, mehr ansprechende, des selben wissenschaftlichen Charakters, zu wünschen. Die kurzen Einleitungen und Anmerkungen zu den einzelnen Briefen erleichtern in durchaus zweckentsprechender Weise das Verständnis. In welcher Weise das Büchlein im Schulunterrichte verwendet werden soll, darüber hätte man gern des Herausgebers Ansicht gehört.

Naumburg a. S. F. Thümen.

Hohenzollern-Jahrbuch. Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen herausgegeben von Paul Seidel. 16. Jhrg. 1912. Verlag von Giesecke & Devrient, Berlin und Leipzig. VI, 243 S. geb. 24 M.

Aus dem mannigfachen Inhalte dieses neusten Jahrganges der bekannten Zeitschrift ist an erster Stelle die Festrede zu nennen die Reinhold Koser in der Festsitzung der Akademie der Wissenschaften zur Feier des 200. Geburtstags Friedrichs des Großen über diesen gehalten hat. Der Direktor der Kgl. Preußischen Staatsarchive hat hier in knappen Zügen ein fesselndes Charakterbild des großen Königs dargeboten, das nach Inhalt und Form ein vollendetes Meisterstück ist. Friedrich wußte es und widerholte es sich immer wider: der Mensch ist nicht geschaffen zu philosophieren, sondern zu handeln. Aber tiefinnerliche Neigung lenkte ihn immer wider zur Gedankenarbeit und zum Schrifttum zurück. So führte dieser starke Gewaltige im Reich der Tat ein Doppelleben im unendlichen Raume des Gedankens. 'Friedrichs Augenblicke gelten Jahre'; mit diesem Worte fand Maupertuis die glänzende Formel für eine auf atemloser Zeitausnutzung beruhende Arbeitsleistung. 'Gewiß ist Vielseitigkeit', sagt Koser, 'nicht immer ein Lob, und immer nicht das höchste Lob.' Hier aber lag neben der nach allen Seiten ausgreifenden geistigen Regsamkeit, der vielfältigsten, geistigen Veranlagung die glücklichste Ergänzung nach der Seite des Charakters, des Willens. Neben der erstaunlichsten Beweglichkeit die Fähigkeit zu straffster Zusammenfassung. Die Fähigkeit, von der einen Tätigkeit ganz unvermittelt und ganz gesammelt zu einer andern, oft völlig entgegengesetzten überzugehen. Friedrich hat selber bezeugt, daß er die Arbeit mit der Feder, die literarische Produktion nicht bloß zur Abwechslung, sondern ganz eigentlich zur Erholung aufgesucht habe, zu einer Erholung, die ihn nach dieser Pause zu der strengen ihm obliegenden Königsarbeit geeigneter gemacht habe;

Hosted by Google

daß ihm, wenn er träumerisch auf seiner Flöte improvisierte, oft die glücklichsten Gedanken für seine Staatsgeschäfte gekommen seien. Diese Spannkraft eines wuchtigen Willens, diese Geschlossenheit und Straffheit seines ganzen Wesens hat sich dann, wenn er vor großen, nicht den alltäglichen Aufgaben stand, ihm bewährt in dem nie versagenden Mut zum Entschluß, in dem hellen Blick für die Aufspürung und Erfassung des günstigen Zeitpunktes, in dem Augenmaß für das Erreichbare, in dem bisweilen fehlgreifenden, aber immer entschiedenen Urteil über Brauchbarkeit und Unbrauchbarkeit der zur Auswahl stehenden Mittel, in der Unerschöpflichkeit an aushelfenden, andere und ihn selber oft überraschenden Eingebungen und Antrieben, mit einem Worte in allen den Eigenschaften, die den großen Mann, den genialen Staatsmann und genialen Feldherrn ausmachen'. Koser schildert dann, wie sich Stärke und Tiefe von Friedrichs Seelengröße erst im Unglück offenbarte. Unsere Lehrer mögen diese Worte lesen und beherzigen; dann werden sie ihres hohen Berufes mit Erfolg warten und in die jungen Seelen das Beste pflanzen können, was wir an der Geschichte haben, den Enthusiasmus. Was Friedrich sich selbst als Gesetz vorschrieb und unverbrüchlich gehalten hat, daß hat er jedem einzelnen zur Aufgabe gesetzt: 'Die erste Pflicht jedes Staatsbürgers ist, seinem Vaterland zu dienen.' Dieser staatsbürgerlichen Gesinnung gab er in den 'Briefen über die Vaterlandsliebe' den ergreifendsten Ausdruck. Dem Vaterlande gilt in der Urkunde seines letzten Willens das letzte Wort, mit dem Koser seine tiefgründige Festrede schließt: 'Meine letzten Wünsche im Augenblick meines letzten Atemzuges werden dem Glück dieses Reiches gelten. Möge es der glücklichste aller Staaten sein durch die Milde der Gesetze, der bestverwaltete in seinem Haushalt, der am tapfersten verteidigte dank einem Heere, das nur Ehre und edlen Ruhm atmet, und möge dieses Reich blühen und dauern bis an das Ende der Zeiten'.

Weitere Beiträge, deren Benutzung den Gymnasialunterricht direkt fördern könnten, sind in dem vorliegenden Bande nicht enthalten. Was Volz aus der Poesie Friedrichs des Großen, Pantenius über neue Briefe an diesen, Seidel über Vivat- oder Siegesbrüder und Krieger über Lektüre und Bibliotheken Friedrichs des Großen mitteilt, sind Spezialitäten, die ein weitergehendes Interesse kaum in Anspruch nehmen können.

Den Historiker dürften von den sonstigen Aufsätzen besonders der Aufsatz von Schnippel 'Vor fünfhundert Jahren, Graf Friedrich von Zollern der Großkomtur und Burggraf Friedrich von Nürnberg' fesseln. Graf Friedrich von Zollern aus dem Hause Schalksburg war eine sehr merkwürdige und bedeutende Persönlichkeit. Dieser mit Unrecht vergessene Hohenzoller ist es gewesen, der, bei Tannenberg dem Blutbad entronnen, dem Orden alsdann das Kulmer Land und die Stadt Thorn wiedergewann, der als erster seines erlauchten Geschlechtes (1412–1416) auf der Marienburg residierte und in dem furchtbaren 'Hungerkriege' vom Jahre 1414 als Oberfeldherr des Ordensheeres den plündernden Horden Jagiellos an der Passarge Halt gebot. Im Auftrag Heinrichs von Plauen war er 1411 und 1412 in mehrfachen Sendungen, namentlich nach Livland, für die Sache des Ordens tätig. Von seiner Gesandtschaft an Burggraf


Hosted by Google

Friedrich VI. von Nürnberg hat sich eine eingehende, von Schnippel im Wortlaut mitgeteilte Instruktion erhalten, deren Inhalt in jeder Beziehung den staatsmännischen und entschlossenen Geist Heinrichs von Plauen atmet. Diese Urkunde schildert die damalige Lage des Ordensstaates mit einer solchen Unmittelbarkeit und in so anschaulicher Weise wie kein anderes gleichzeitiges Geschichtsdenkmal. Schnippels Arbeit bringt zu den besten Historikern über jene Zeit, wie Voigt oder Steinbrecht, beachtenswerte Nachträge, bzw. Verbesserungen. Aber große neue Gesichtspunkte allgemeiner Natur eröffnet sie nicht. Das selbe gilt von den übrigen Beiträgen, die hier nach ihren Überschriften registriert werden mögen: Die Beziehungen König Friedrich Wilhelms III. und König Friedrich Wilhelms IV. zu Kamehameha III. von Hawaii (Meuß); Aus den Erinnerungen eines Leibpagen des Großen Königs (Jany); Der neue Flügel Friedrichs des Großen am Charlottenburger Schlosse (Seidel); Der angebliche Vergiftungsbrief der Oberhofmeisterin Gräfin Voß vom November 1808 (Granier); Das Kurfürstliche Lusthaus Bornim (Backschat); Kunst und Kunstgewerbe in den königlichen Schlössern: X. Bildnisse von Mitgliedern des Theaters Friedrichs des Großen (Seidel); Kronprinz Friedrich Wilhelms (III.) Kampagne in Frankreich 1792 (Behrend). Miscellanea. Das allgemeine Publikum und der Gymnasialunterricht würde von dem Hohenzollern-Jahrbuch größeren Nutzen haben, wenn weittragende Gegenstände allgemeinen Interesses, wie sie in ihm bisher von Koser, Bailleu, Hintze u. a. behandelt wurden, häufiger von Männern ersten Ranges zur Darstellung gebracht würden.

Leipzig. Eduard Heydenreich.

---

1) G. Mahler, Physikalische Formelsammlung. Göschens Verlag 1912. Nr. 136. geb. 80 ℛ︀.

Das Buch reiht sich vielen andern vortrefflichen Schriften der Sammlung Göschen würdig an. Es werden darin nahezu lückenlos in knapper Form diejenigen physikalischen Formeln entwickelt, die sich — von vereinzelten Ausnahmen abgesehen — ohne Anwendung der Infinitesimalrechnung ableiten lassen. Besondere Anerkennung verdient es, daß auch die neuesten Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiete der Radioaktivität schon berücksichtigt sind. Für Studierende, die die Physik als Hilfswissenschaft betreiben müssen, kann ein solches Buch wertvoll sein, da es ihnen ermöglicht, sämtliche für die praktische Anwendung wichtigen Formeln auf eng begrenztem Raume zu überschauen.

2) Buchwald, Einführung in die Kristalloptik. Göschens Verlag 1912. Nr. 619. geb. 80 ℛ︀.

Nachdem in einem kurzen, einleitenden Kapitel die notwendigen Grundbegriffe aus der Optik und Kristallographie entwickelt sind, werden in dem Hauptteil des Buches die bei ein- und zweiachsigen Kristallen mit und ohne Drehvermögen auftretenden Lichterscheinungen beschrieben. Es mag manchem gewagt erscheinen, diese zum Teil recht komplizierten Vorgänge in einer so kurz gefaßten Darstellung und ohne Verwendung der höheren Analysis zum Verständnis zu bringen. Man

Hosted by Google

wird aber zugeben müssen, daß es durchweg gelungen ist, wenn auch an ganz vereinzelten Stellen sich eine Beschränkung auf die bloße Angabe der Fakta als notwendig erwiesen hat.

3) Adami, Die Elektrizität. Bücher der Naturwissenschaft. Bd. 9 und 14. Leipzig. Reklam. 8. 126 u. 165 S. je 20 Pf.

Das Werkchen will in populärer Darstellung einen Überblick über das Gebiet der Elektrizität bieten. Man wird auch anerkennen müssen, daß dieses Ziel erreicht ist; das Wesentliche des reichen Stoffes ist in gedrängter Kürze unter Verwendung einer Reihe von zweckmäßigen Abbildungen in dem Buche zusammengefaßt. Einige kleine Mängel können aber nicht unerwähnt bleiben. Es muß auffallen, daß z. B. Galvani gar nicht erwähnt ist, die Kanalstrahlen nicht berücksichtigt, die Röntgenstrahlen und das Radium recht knapp behandelt sind. Auch die Erläuterung des Telephons dürfte kaum ausreichend sein. Es ist auch irrtümlich, daß der Simonsche Lochunterbrecher auf dem völlig gleichen physikalischen Prinzip beruht wie der Wehneltsche.

4) Paul B. Fischer, Determinanten. Göschens Verlag 1912. Nr. 402. 80 Pf.

Alles Wesentliche über die Determinanten, ihre Theorie, Anwendungen auf Gleichungen und analytische Geometrie, sowie einige spezielle Arten der Determinanten (Vandermondesche, reziproke, Funktionaldeterminante u. a.) ist in vortrefflicher Weise in dem kleinen Buche zusammengestellt. Als ein besonderer Vorzug muß es erscheinen, daß in der Einleitung ein geschichtlicher Überblick gegeben wird, der dem Leser die Erkenntnis vermittelt, aus welchen Ursachen heraus die Mathematiker des 17. und 18. Jahrhunders genötigt waren, ein Rechnungshilfsmittel, wie es die Determinanten sind, zu erfinden.

5) Burklen, Aufgabensammlung zur analytischen Geometrie des Raumes. 2. Auflage. Göschens Verlag 1912. Nr. 309. 80 Pf.

Über 400 Aufgaben, die die Ebene, Kugel, Flächen zweiten Grades, Raumkurven usw. behandeln, sind in dem Buche enthalten. Es wird jedem, der sich mit analytischer Geometrie des Raumes beschäftigt, willkommen sein, da es die Möglichkeit gewährt, den theoretischen Stoff an zweckmäßig gewählten Übungsbeispielen nach allen Richtungen hin durchzuarbeiten.

6) Bardey-Lietzmann, Aufgabensammlung. Reformausgabe. A. für Gymnasien. 1. Teil. Unterstufe. Leipzig 1912. B. G. Teubner. 8. 201 S. geb. 2 M.

Im Vorwort weist Lietzmann auf die Schwierigkeiten hin, die sich notwendigerweise einstellen müssen, wenn man es unternimmt, ein bewährtes Buch, bei dem sich in einer langjährigen Entwicklung eine gewisse Eigenart herausgebildet hat, nach neuen Gesichtspunkten umzuarbeiten. Unzweifelhaft ist es dem Verf. aber gelungen, dieser Schwierigkeiten in vortrefflicher Weise Herr zu werden. Daß vieles, was im alten Bardey nur formalen Wert hatte, ausgeschieden werden mußte, ist


Hosted by Google

selbstverständlich. Soweit es aber möglich war, ist das Alte beibehalten; zahlreiche neue Beispiele sind eingefügt, die dazu dienen sollen, schon auf den unteren Stufen die spätere Behandlung des Funktionsbegriffes vorzubereiten. Andererseits ist aus den Gebieten der Physik, Astronomie, Erdkunde usw. viel neuer Übungsstoff verarbeitet, der wohl geeignet ist, den Lernenden die Bedeutung der Mathematik — wie es die Reformbewegung anstrebt — für unser Kulturleben zu erschließen. Hinsichtlich der Anordnung des Stoffes ist eine erfreuliche Neuerung zu erwähnen. Der rein systematische Aufbau des Bardey und vieler anderer Aufgabensammlungen brachte es mit sich, daß die Gleichungen als ein einheitliches Gebiet erst nach Erledigung sämtlicher algebraischer Rechnungsarten aufgeführt wurden. In dieser neuen Bearbeitung werden nun sofort vom ersten Kapitel an passend gewählte Gleichungen als Übungsstoff verwandt. Damit ist endlich dieses weit verbreitete Buch auch in seiner äußeren Form dem Lehrverfahren angepaßt, das sich im praktischen Unterricht schon längst allgemein durchgesetzt hat.

Wenn demnach das Urteil über den Inhalt des Buches an sich nur günstig lauten kann, ein Bedenken darf doch nicht verschwiegen werden. Das Buch ist für die Unterstufe des Gymnasiums bestimmt. In diesen Klassen wird die Aufgabe des mathematischen Unterrichts in erster Linie immer darin bestehen, eine sichere Grundlage im algebraischen Rechnen, Lösen von Gleichungen, logarithmischen Rechnen usw. zu legen. Daneben noch eine Erörterung des Funktionsbegriffes, der graphischen Darstellungen, der graphischen Lösung von Gleichungen in dem Umfange zu pflegen, wie es das Buch vorsieht, wird bei der geringen Stundenzahl der mittleren Gymnasialklassen nicht möglich sein. Hier könnte seine Benutzung eine gewisse Gefahr in sich bergen. Gerade weil der für die erwähnten Gebiete zusammengestellte Stoff so viel Interessantes und Anregendes enthält, könnte mancher Lehrer doch veranlaßt werden, auf diese Dinge mehr Zeit zu verwenden, als sich mit der Erreichung des Hauptzieles des Unterrichts verträgt. Auf dieser Stufe wird der mathematische Unterricht des Gymnasiums — die Realanstalten mit ihrer größeren Stundenzahl sind ja besser daran — immer nur Vorbereitungsarbeit für den Funktionsbegriff leisten können; seine systematische Behandlung wird erst von O. II an einsetzen können.

Pforta. E. Karll.

Friedrich Münter, Kultur des Leibes. Wege zur Hebung der Volkskraft. Braunschweig 1912, George Westermann. 182 S. 8. 2,50 ℳ.

Das Büchlein bringt eine Zusammenstellung alles dessen, was heute auf dem Gebiete sozialer und individueller Hygiene erstrebt wird, um die Schäden unserer Zivilisation auszugleichen. Auch diese Schäden werden unter Benutzung neueren Materials kurz und klar dargestellt. Bringt der Verfasser auch dem Kenner der Verhältnisse nicht viel Neues, so dürfte doch den Pädagogen — im weitesten Sinne — und sozial interessierten Leuten, die zu helfen wünschen, mit dieser knappen Übersicht wohl gedient sein. Von besonderem Wert sind auch Vergleiche mit dem Ausland, wo man ja seit langer Zeit unabhängig von

Hosted by Google

uns eigene breite Wege eingeschlagen hat, auf denen man dem gleichen Ziel einer 'Ertüchtigung' der Nation zustrebt.

Das Werkchen ist — ähnlich der Volksgesundheitspflege von Neumann (dem es auch in der Vorliebe für Zitate ähnlich ist) — als Leitfaden für Vorträge hygienischen Inhalts recht geeignet.

Naumburg a. S. Dr. med. Raimund Jebens.

---

eh Albr. Kurzwelly, Das Bildnis in Leipzig vom Ende des 17. Jahrhunderts bis zur Biedermeierzeit. Aus Anlaß der vom Stadtgeschichtlichen Museum zu Leipzig 1912 veranstalteten Porträtausstellung herausgegeben unter Mitwirkung von Ed. Eyssen, Walt. Biehl und Hildeg. Heyne. Tafelband. 174 Bildnisse auf 162 Lichtdrucktafeln. Leipzig 1912, Karl W. Hiersemann. 100 ℳ.

Die Porträtausstellung, die 1912 vom Stadtgeschichtlichen Museum zu Leipzig veranstaltet wurde, hat dank der Energie und der Findigkeit der Museumsleitung einen vorzüglichen Erfolg gehabt. Das gab sich schon äußerlich durch den regen Besuch zu erkennen, der aus allen Ständen des Volkes von nah und fern sich zur Besichtigung einfand und den höchst anregenden Vorträgen Kurzwellys über die ausgestellten Bildnisse folgte. Das wissenschaftliche Ergebnis war so bedeutend, die Ausbeute an bemerkenswerten, bisher unbekannten Bildern, die durch die Ausstellung gewonnen wurde, so reich, daß es geradezu als Unterlassungssünde hätte ausgelegt werden können, wäre von einer Publikation abgesehen worden. Diese liegt nun in einem höchst stattlichen, mit größter Hingebung und Sorgfalt gearbeiteten, auf tiefgründigen Forschungen beruhenden und vom Verleger glänzend ausgestatteten Werke vor, das allen Beteiligten zur höchsten Ehre gereicht. Jene Ausstellung, die durch diese Veröffentlichung in der Erinnerung für alle Zeiten festgehalten wird, ermöglichte es zum ersten Male, über die Entwicklung eines so bedeutenden Künstlers wie Friedr. Aug. Tischbein einen umfassenden Überblick zu gewinnen und einen so interessanten Meister des Pastells wie Daniel Caffe in einer größeren Zahl von Werken kennen zu lernen. Es war ferner gelungen, das Werk Anton Graffs um einige Dutzend bisher unveröffentlichter vortrefflicher Porträts zu bereichern, ferner einzelne wichtige Werke namhafter Meister des Rokoko, wie Nattier le jeune, Manyocky, Lisiewski, Johann Heinrich Tischbein u. a. der Verborgenheit zu entreißen. Auch vermochte die Ausstellung von der Bedeutung der sächsischen Porträtmaler der biedermeierschen Epoche wie Matthäi, Rößler, Georgi, Hennig u. a. einen ganz neuen Begriff zu geben.

Um so mehr aber war es verlockend, die Perlen der Leipziger Ausstellung alsbald in guten Abbildungen dem Publikum zugänglich und weiten Kreisen bekannt zu machen, als die Ausstellung ja nicht allein die Beachtung des Kunstfreundes, Kunstsammlers und Kunstforschers für sich in Anspruch nehmen konnte, vielmehr auch für den Genealogen und den Freund und Förderer der Familiengeschichte von allergrößtem Interesse war.

Um den Ausgabetermin einhalten zu können, mußte eine Teilung des Werkes in zwei Bände, in einen Tafelband und in einen Textband, durchgeführt werden. Der Textband wird einen wesentlich bescheidneren Umfang haben als der Tafelband und wird neben einer allgemeinen Einleitung eine Reihe von Künstlermonographien, sowie etwa 50 Textabbildungen und einige Ergänzungstafeln bringen. Sein Erscheinen ist für Mitte des Jahres 1913 in Aussicht gestellt. Auf die Bearbeitung des beschreibenden Verzeichnisses, das dem vorliegenden Band beigefügt ist, ward jede mögliche Sorgfalt verwendet, namentlich auch auf die Ausgestaltung der biographischen Notizen, aus denen hervorgehoben seien die über den Bauern und Astronomen Chr. Arnold (1650—95), Carl Chr. Traug. Tauchnitz (1761—1836), Oheim und Lehrherr des Begründers der bekannten Leipziger Verlagsbuchhand-

Hosted by Google

lung Tauchnitz (Christian Bernhard Freiherr von Tauchnitz 1816—1895); für die Geschichte des deutschen Buchhandels ist die Wirksamkeit des Dargestellten von besonderer Bedeutung, einmal dadurch, daß er als der erste wohlfeile Ausgaben griechischer und römischer Klassiker brachte, und dann, insofern er das Verfahren der Stereotypie in den deutschen Buchdruck einführte, Joh. Christ. Aug. Clarus (1774—1854), Stadtphysikus und Vorstand der Kriegslazarette während der Völkerschlacht, berühmt als Meister der lateinischen Sprache, in der damals der klinische Unterricht abgehalten wurde.

---

lh N. Röstel, Methodisches Handbuch der Mineralogie und Geologie. Mit 170 Textbildern. Leipzig 1912, Quelle & Meyer. 259 S. geb. 4,40 ℳ.

Es ist nicht ganz klar, welchen Anstalten das Buch dienen soll, das dem Vorwort nach für Schulen bestimmt ist. Es ist mit Sachkenntnis geschrieben und enthält manches Anregende. Am ehsten mag es in den Bibliotheken der Volksschullehrerseminare einen Platz finden. Als Lehrbuch scheint es mir nicht recht geeignet.

---

gf Gefährdung deutscher Schüler an Gymnasien des Auslands. Die 'Tägliche Rundschau' vom 30. März 1913 brachte folgende Mitteilung aus einem Jahresbericht des Fünfkirchener Gymnasiums (Südungarn), in welcher der madjarische Direktor sich an die Eltern wendet: 'Zum Schluß erneuern wir unsere patriotische Bitte an die Eltern unserer Schüler. Unter den Namen unserer Schüler finden wir viele fremdklingende, fremdsprachige Namen. In unserer Gegend gibt es 70—80% fremde Namen. Wir haben ein Vaterland, eine Nation und eine Sprache, für die wir alle möglichen Opfer bringen müssen, um unsere Vaterlandsliebe zu beweisen. Unsere Bitte ist: Ermöglichen Sie es, daß Ihre Kinder, die Schüler unserer Anstalt, wenn es nur keine wichtigeren und höheren Interessen verhindern, aus Liebe zum madjarischen Nationalsinn, aus Liebe zum Vaterland, den vielleicht fremdklingenden und ursprünglichen Namen mit einem guten madjarischen Namen umtauschen, um so mehr, weil unter gleichen Umständen beim Erhalten von Stipendien und überhaupt in allen Angelegenheiten diejenigen Schüler, die einen madjarischen Namen führen, bevorzugt werden müssen.' Diese 'Bitte' eines madjarischen Direktors an die Eltern seiner Gymnasiasten beleuchtet blitzartig die Lage, in der sich die deutschen Schüler an madjarischen Anstalten befinden. Denn natürlich sind unter den 70—80% nicht madjarischer Schüler sehr viele Söhne deutscher Eltern, die auf diese Weise ihrem Volkstum entrissen und zu Madjaren gemacht werden sollen. Es gibt ein Mittel, wie auch der reichsdeutsche Oberlehrer — indirekt — für die Deutscherhaltung der Deutschen in Ungarn mitsorgen kann: er tritt einer Organisation bei, die sich die Aufgabe stellt, in dieser Richtung zu arbeiten, am besten wohl dem Verein für das Deutschtum im Ausland (Berlin W, Kurfürstenstr. 105, Beitrag 3 ℳ). Aber wie viele Oberlehrer — und ihnen müßte der Schutz nationalgefährdeter deutscher Kinder besonders am Herzen liegen — werden diese Konsequenz ziehen?

Immerhin scheint es doch so, als beginne das Deutschtum im Ausland und die wichtigen damit zusammenhängenden Fragen allmählich in den Gesichtskreis der deutschen Oberlehrerschaft (nicht bloß einzelner unter ihnen) zu treten. Wenigstens hat eine ihrer Standesorganisationen, der Brandenburgische Philologenverein, sich in Jahresfrist zweimal mit diesem Thema beschäftigt. Auf seiner letzten Jahresversammlung (Steglitz, 30. Mai 1912) verhandelte er die Frage, wie die Kunde vom Deutschtum im Ausland an die Schüler heranzubringen sei, und auf seinem letzten Ferienkursus (Berlin, 27.—29. März 1913) ließ er für die Oberlehrer besondere Vorlesungen über die wichtigsten Gebiete des Auslanddeutschtums halten; und zwar sprach Professor Hoeniger über die Deutschen in Österreich, Direktor Korodi über die Deuschen in Ungarn und Generalsekretär Geiser über die Deutschen in Rußland.

Aus den übrigen Philologenvereinen Deutschlands ist Ähnliches bisher nicht bekannt geworden.

Hosted by Google

Die römisch-germanische Forschung[1])

von

Friedrich Koepp

Weniger ein inneres Bedürfnis als der von außen mir entgegengebrachte Wunsch hat mich veranlaßt, in diesem Jahr einen Vortrag über die römisch-germanische Forschung anzukündigen. Ob dieser Wunsch heute noch besteht, muß ich fast bezweifeln, da in der letzten Zeit neben die von mir vor Jahren, und damals allerdings als einen ersten Versuch, gebotene Darstellung in der Monographie 'Die Römer in Deutschland', von der im vorigen Jahr eine zweite, stark bereicherte Auflage erschienen ist, zwei andere Bücher getreten sind, aus denen man über den Gegenstand leicht und reichlich Belehrung schöpfen kann: das eine, unter dem Titel 'Westdeutschland zur Römerzeit', verfaßt von Hans Dragendorff, dem früheren Direktor der Römisch-Germanischen Kommission des Kaiserlichen Archäologischen Instituts, jetzigen Generalsekretar dieses Instituts (Quelle und Meyer, Wissenschaft und Bildung 112), das andere, unter dem Titel 'Deutschland in römischer Zeit', verfaßt von dem Provinzialschulrat Dr. Cramer und erschienen in der 'Sammlung Goeschen'[2]). Dem aber, der sich mit diesen knappen und populär gehaltenen Darstellungen nicht begnügen will, bieten erheblich mehr, nur allmählich freilich zum vollen Bild sich rundend, die Berichte der Römisch-Germanischen Kommission, von denen soeben der sechste erschienen ist, und die jedem Mitglied eines Altertumsvereins — und wer ist das nicht! — zu

[1]) Einleitender Vortrag gehalten bei Gelegenheit des sechsten philologisch-archäologischen Ferienkurses zu Münster i. W. am 4. April 1913.

[2]) Dragendorff behandelt nach einer kurzen Geschichte der Eroberung Westdeutschlands durch die Römer (S. 7—26) zunächst die militärischen und städtischen (II S. 27—40), dann die ländlichen Siedelungen (III S. 41—48), darauf Verkehr (IV S. 48—59), Handwerk und Kunst (V S. 59—95), Religion (VI S. 95—114), Sprache (VII S. 114—119). Von den 165 Seiten des Büchleins von Cramer, das den Stoff in zwanzig Kapitel teilt, nehmen verhältnismäßig den größten Raum ein die Kapitel VII und VIII, in denen die militärischen Stützpunkte der römischen Frühzeit auf dem rechten Rheinufer Niederdeutschlands (Haltern und Oberaden) und die Hauptwaffenplätze am linken Rheinufer (Nymwegen, Vetera, Novaesium, Köln, Bonn, Mainz, Straßburg, Windisch) besprochen werden (S. 43—56; S. 56—98), dann die Kapitel, die vom Limes handeln (XI—XIII S. 106—124). Daraus ergibt sich schon, daß hier der archäologischen Forschung der letzten Jahrzehnte vollauf Rechnung getragen ist. Das kleine Buch sei hier nachdrücklich empfohlen.

Hosted by Google

einem so billigen Preis zugänglich sind, daß man sie fast als geschenkt bezeichnen kann, den Mitgliedern des Bonner Vereins der Altertumsfreunde geradezu als Geschenk zugehen[1]).

Ist es somit zurzeit leichter, sich über die römisch-germanische Forschung einigermaßen zu orientieren als über manches andere Gebiet der Archäologie, so darf ich doch hier vielleicht eher als auf irgendeinem anderen Gebiet mich zu einer solchen Orientierung für berechtigt halten und hoffe auch, in den zur Verfügung stehenden Stunden Ihnen einiges bieten zu können, was Sie in jenen Büchern nicht finden würden.

Ich soll Ihnen 'Neues' von römisch-germanischer Forschung erzählen. Allerneustes nur aber doch gewiß nicht. Besser ist es wohl, 'Altes' und 'Neues' zu verbinden, und möglich scheint das hier recht wohl.

Vor etwa fünfzehn Jahren hörte ich einmal einen Vortrag über neuere Ergebnisse der Keilschriftforschung, der mit dem Neusten hinter der Gegenwart ein volles Menschenalter zurückblieb. Daß Ähnliches mir begegnen möchte, wenn ich mich auf das 'Alte' überhaupt einlasse, ist kaum zu befürchten. Denn die ganze römisch-germanische Forschung ist nicht alt — man kann sagen noch kein Menschenalter alt. Ohne sich für älter auszugeben als man ist, kann man sich berühmen, das Älteste wie das Neuste miterlebt zu haben. Doch das bedarf freilich einer einschränkenden Erklärung, damit nicht einige verdiente alte Herren sich im Grab herumdrehen ob des Undanks der Nachwelt. Es gab auch vorher schon 'Römisches', es gab auch schon 'Germanisches', es gab auch schon 'Forschung' — aber es gab noch keine 'römisch-germanische Forschung'. Den Namen gibt es noch nicht lange, und wenn ein neuer Name aufkommt, so pflegt doch meist auch sein Inhalt, wo nicht ganz, so doch teilweise neu zu sein. Früher trieb eben ein jeder seine Forschung so gut er es verstand. Das ist heute freilich nicht anders. Aber das Verstehen ist ein anderes. Der enge Gesichtskreis des Lokalforschers hat sich erweitert. Es gibt eher einen einheitlichen Maßstab. Aber es werden auch ganz andere Mittel auf die Forschung verwandt. Das dürfen wir nicht vergessen, wenn wir gerecht bleiben wollen gegen frühere Bemühungen.

Als Mommsen vor etwa 30 Jahren den herrlichen fünften Band seiner Römischen Geschichte schrieb (erschienen zuerst 1885) und darin das vierte Kapitel über 'Das römische Germanien und

---

[1]) Kürzlich versandte das Archäologische Institut die folgende Mitteilung: 'Den Altertums- und Geschichtsvereinen stellt das Institut die Berichte als Beilage zu den Vereinspublikationen oder auch für eine Anzahl ihrer Mitglieder zu ermäßigtem Preis (Ersatz für Papier und Druck) zur Verfügung. Der Preis für das eben erschienene Doppelheft VI (288 S.) beträgt 0,80, für ein einfaches in der Regel etwa 0,40 ℳ. Weniger als fünf Exemplare werden nicht abgegeben. Für Heft VI können nachträgliche Bestellungen nur noch in beschränktem Umfange berücksichtigt werden.' . . . .


Hosted by Google

die freien Germanen', da gab es das noch nicht, was wir römisch-germanische Forschung nennen, und man kann sich den ungeheuren Fortschritt unserer Kenntnis nicht besser zum Bewußtsein bringen, als wenn man heute jenes Kapitel wider liest.

Aber gerade mit Mommsens Namen ist das Werden einer römisch-germanischen Forschung für immer verbunden. Es war für die Archäologie in Deutschland eine bedeutsame Stunde, als Mommsen am 9. Dezember 1890, am Winckelmannsfeste der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin, den Beginn einer einheitlichen, von der Reichsregierung ins Werk gesetzten Erforschung des römischen Limes ankündigte (Reden und Aufsätze S. 344f.).

Dankbar, wenngleich nicht mit ganz gerechter Auswahl der Namen, gedachte der Redner dessen, was in der jüngsten Vergangenheit von einzelnen in der Erforschung des größten Römerwerks auf deutschem Boden geschehen war. 'Aber eben diese Einzelarbeiten haben erwiesen und jeder dieser Arbeiter hat für sich es erfahren und ausgesprochen, daß sie zum rechten Ziel nur geführt werden können durch die Zusammenfassung.' Und diese Zusammenfassung nun war nach mancher fehlgeschlagenen Bemühung endlich in die Wege geleitet. 'Mühsame und im einzelnen größtenteils unergiebige wissenschaftliche Arbeit' sah Mommsen voraus, 'so wichtig und weittragend auch die Gesamtergebnisse sind, die der Historiker daraus in knapper Form in die nur zu leeren Blätter der römisch-germanischen Vorgeschichte einzuzeichnen hat'. Weder die Mühen der Arbeit, die, wie jede wissenschaftliche Arbeit, aus sich selbst stets neue Arbeit gebären sollte, noch auch die Ergebnisse konnte damals jemand richtig abschätzen. Vielleicht schied Mommsen auch zu sehr die Ernte des Historikers von der Arbeit des Archäologen. Aber er blickte — und das ist wichtiger — schon über die nächste gewaltige Aufgabe hinaus.

'Des Menschen Herz' — so schloß er seine Rede — 'ist ein trotziges und verzagtes Ding, wenn Hoffnungen sich nicht erfüllen, und wenn sie sich erfüllen, wird es leicht übersicher und übermütig. Es ist auch vielleicht Übermut, wenn ich an jenen Anfang einheitlicher deutscher Altertumsforschung einen gesteigerten Wunsch, einen Ausblick in weitere Ferne anknüpfe; aber dennoch unterdrücke ich den Wunsch und den Ausblick nicht — wer weiß, wo der flüchtige Samen des gesprochenen Wortes haftet und späterhin aufgeht.'

'Es geschieht in Deutschland recht viel für die römisch-germanische Altertumsforschung; und es ist dies ein Glück. Denn die Gebiete des Römerstaates, welche in unsere Grenzen fallen, sind für die geschichtliche Forschung von sehr viel höherer Bedeutung als im Bereich der Provinzen die meisten übrigen, wenn auch ausgedehnteren; die großen Probleme des Grenzschutzes, der Militärorganisation, der Völkerwanderung finden hier ihre wichtigsten Brennpunkte. Aber geeinigt sind diese Lokalfor-

Hosted by Google

schungen hier weniger als in jedem andern Lande. Die französischen finden ihren natürlichen Mittelpunkt in Paris, die italienischen in Rom; Berlin ist auf unklassischem Boden gebaut, und die großen Werkzeuge der Lokalforschung, der Spaten und die Hacke lassen sich von Berlin aus nicht ins Gefecht bringen. Die Berliner Akademie kann und wird eine Gesamtausgabe der germanischen Inschriften herstellen, wie sie dies für Spanien, Frankreich, Italien getan hat; aber stetig das Werk für unser Vaterland fortzuführen, wie das durch die Wiener Archäologisch-Epigraphischen Mitteilungen für Österreich, durch die Notizie degli scavi der Römischen Akademie für Italien geschieht, das wird von Berlin aus nicht füglich geschehen können. Die Lokalforschung ist wohl überall auf dem Fleck, tätiger und geschickter vielleicht als irgendwo sonst; auch die Vereine und die Regierungen tun, wenn nicht überall genug, doch so viel, daß man mehr Ursache hat zu loben als zu tadeln. Darin darf auch kein Wandel eintreten; ganz abgesehen davon, daß keine größere Stadt und keine deutsche Regierung sich eine solche Depossedierung gefallen lassen würde, wir, die sogenannten Antiquare, wir wissen am besten, wie durchaus unsere Arbeiten auf die mannigfaltige und stetige Lokalforschung angewiesen sind, und wie wir diese noch viel weniger entbehren können als ihre Zentralisation.'

'Aber eines schließt das andere nicht aus. Sollte es nicht möglich sein, so gut wie wir ein archäologisches Reichsinstitut für Rom und für Athen haben, etwas Ähnliches auch in Deutschland für die römisch-germanischen Altertümer ins Leben zu rufen? Wenn Eduard Gerhard, der vor 50 Jahren zu jener Anstalt das Fundament legte, heute gefragt werden könnte, ob ein vaterländisches archäologisches Institut eingerichtet werden solle, ich weiß es, er würde freudig einstimmen, denn ich habe ihn wohl gekannt. Die nächste und die hauptsächlichste Aufgabe würde sein, eine periodische Publikation nach dem Muster der erwähnten Wiener ins Leben zu rufen, welche die Novantiqua in stetiger Folge verzeichnet und die unabweislich ins Breite laufende Lokalforschung für die allgemeine Wissenschaft revidierend kondensierte. Etwas Ähnliches besitzen wir ja schon in dem Mainzer Zentralmuseum, das finanziell wesentlich auf der Reichsunterstützung beruht und dessen allerdings an die Persönlichkeit seines Leiters geknüpfte Wirksamkeit weit über die Mainzer Lokalforschung hinausgreift. Mainz freilich könnte der Sitz einer solchen Zentralstelle nicht sein; sie würde vor allem reiche literarische Hilfsmittel fordern, wie sie z. B. Bonn und Heidelberg bieten. Freilich sind zurzeit dies Wünsche und Träume. Aber die einheitliche Limesforschung ist dies auch gewesen, und wenn nicht alle, einige Träume haben sich erfüllt.'

Auch dieser Traum sollte sich erfüllen. Die Reichskommission zur Erforschung des Limes trat ins Leben und waltete mit Spaten und Feder ihres Amts. Heute ist die Arbeit des

Hosted by Google

Spatens längst eingestellt, da gegenüber der riesenhaften Aufgabe auch die reichlich bemessenen Mittel allzufrüh versagten. Die Arbeit der Feder ist dem Abschluß nah, und für Spaten und Feder sind Aufgaben noch für lange Zeit gestellt. Über alles Erwarten reich war der Gewinn und zu weiterem Gewinn sind die Wege gewiesen. Aber zehn Jahre nach der Einsetzung der Limeskommission war auch jene andere „Kommission" gesichert, durch die eine einheitliche römisch-germanische Forschung für alle Zeit verbürgt werden sollte. Dem längstbewährten Archäologischen Institut ward sie angegliedert, und Frankfurt a. M. wurde ihr als Wohnsitz angewiesen.

Widerstrebende Kräfte, die bei ihrer Gründung am Werk waren, wurden ihr zum Gewinn und fügten es so, daß ihr die Summe, die man — allzu bescheiden freilich — gefordert hatte, verdoppelt wurde. Aber sehr bald stellte sich die Unzulänglichkeit auch dieser Summe heraus. Sie ist seitdem erheblich erhöht worden, so daß heute nach Abzug der Beamtengehälter und sonstigen Verwaltungskosten beinahe die ganze Summe, die anfangs den Etat ausmachte, zur Förderung wissenschaftlicher Unternehmungen der Kommission zur freien Verfügung steht — zu wenig natürlich noch immer!

Nun also gibt es eine Zentralisation der römisch-germanischen Forschung, der die vorausgegangene Zentralisation der Limesforschung zustatten gekommen ist, und über römisch-germanische Forschung berichten, das ist nichts anderes als von der Tätigkeit jener beiden Kommissionen sprechen, die irgendwie in Beziehung stehen zu allem, was auf diesem Gebiet geschieht.

Irgendwie — denn Mommsens Mahnung, daß die Tätigkeit der Lokalkräfte nicht unterbunden werden dürfe, sondern angeregt und geleitet und gestützt werden solle, hat man nicht aus dem Auge verloren und hat wohl das Vertrauen auch der eifersüchtigsten Vereine zu gewinnen gewußt. Aber in den Bereich ihrer Beobachtung und Berichterstattung zieht die Kommission natürlich auch das, was sie nicht materiell oder persönlich unterstützt.

Die Arbeit am Limes ist vorangegangen und soll deshalb auch hier voranstehen.

Ihr Ende — ein vorläufiges freilich nur — ist, wie gesagt, heute abzusehen. Allerdings ist von der ersten Abteilung der großen Publikation, die die Beschreibung der Limesstrecke mit ihren Schanzen und Wachttürmen sowie dem Straßennetz bringen soll, noch keine einzige Lieferung erschienen, während von der zweiten Abteilung, der Beschreibung der Kastelle, nicht weniger als 37 Lieferungen (mit 76 Kastellbeschreibungen) vorliegen. Aber jene erste Abteilung wird an Umfang hinter der zweiten erheblich zurückstehen, und ihre Veröffentlichung wird voraussichtlich rasch vonstatten gehen, nachdem endlich das Hindernis überwunden ist, das sich gerade der Veröffentlichung


Hosted by Google

der ersten Strecke in den Weg stellte. Die Energie und Aufopferung von Ernst Fabricius bürgt uns dafür.

Wieviel die Untersuchung der Kastelle der zukünftigen Lokalforschung noch zu tun übrig gelassen hat, kann jeder einigermaßen ermessen, der die durch die Mittel, sehr oft auch durch örtliche Verhältnisse beschränkte Arbeit, die auf die einzelnen Kastelle verwandt werden konnte, vergleicht mit der ungeheuren Arbeit, die seit Jahrzehnten dem einzigen Saalburgkastell gewidmet worden ist und noch für lange Zeit gewidmet werden soll — ein Saalburg-Jahrbuch berichtet darüber jetzt alljährlich —, oder auch nur mit der, die dem Kastell von Niederbieber vergönnt ist. Aber die wesentlichsten Fragen haben doch nach Möglichkeit ihre Beantwortung gefunden, und diese Antwort ist auch für die eigentliche Limesstrecke, deren ausführliche Behandlung, wie gesagt, noch aussteht, in vorläufigen Berichten zugänglich gemacht — in den Berichten der Streckenkommissare, die zu ihrer Zeit das Limesblatt brachte, in den zusammenfassenden Jahresberichten der Dirigenten, die im Archäologischen Anzeiger des Jahrbuchs erschienen — von 1892—1905 — erst von Hettner, dann von ihm und Fabricius, zuletzt, nach Hettners vorzeitigem Tod, von Fabricius allein verfaßt, endlich in zwei inhaltreichen Abhandlungen Walter Barthels, die in den Berichten der R. G. K. (III und VI) gedruckt sind.

Die Untersuchung ging aus von dem Wall und Graben, die die Grenze Obergermaniens, von der Mauer, die die Grenze Rätiens, auf weite Strecken hin noch sichtbar, begleiten. Daß das Wort Limes ursprünglich keineswegs eine befestigte Grenze bedeutet, hatte schon Mommsen gelehrt. Daß es überhaupt nicht durchaus eine Grenze bezeichnet, haben danach Oxé und zuletzt Gebert in zwei vortrefflichen Aufsätzen der Bonner Jahrbücher (114 und 119) festgestellt. Es ist gewiß, daß mit dem Wort da, wo es in der Geschichte der germanischen Kriege zuerst erscheint, eine ins Feindesland hineinführende, vermutlich meistens durch befestigte Plätze gesicherte Straße gemeint ist, und der Limes des Tiberius, den man als eine dem 'Pfahlgraben' ähnliche Grenzbefestigung angesehen, als solche im Gelände gesucht und vermutungsweise in die Karten eingetragen hatte, ist nun aus den Karten verschwunden oder sollte doch verschwinden.

Die Spatenarbeit hat dann gelehrt, daß auch der obergermanisch-rätische Limes ursprünglich keineswegs eine solche Befestigung, wie wir sie noch sehen, gewesen ist, daß vielmehr dieser seiner letzten Phase eine über ein Jahrhundert lange Geschichte vorangegangen ist, und daß wir auch noch über die Zeit der ältesten Grenzbefestigung hinaus zu den Spuren der befestigten ins feindliche Land eindringenden Straßen gelangen können.

In die gähnende Lücke unserer literarischen Überlieferung tritt die Geschichte dieser Grenzbefestigung, dem Boden ab-

Hosted by Google

gerungen in mühseliger Arbeit, die es gelernt hat, nicht nur die Steine reden zu lassen, sondern auch der bescheidensten Bodenspuren Sprache zu verstehen, nicht nur Inschriften und Münzen, sondern auch die unscheinbaren, aber soviel weniger spärlich auftretenden und fast nirgends versagenden Topfscherben zur Zeitbestimmung zu verwerten. Die zunehmende Aufmerksamkeit, die die Limesforscher den keramischen Funden geschenkt haben, muß jedem auffallen, der nur flüchtig die Tafeln des Limeswerks überblickt, und wer sich die Mühe gibt, den begleitenden Text zu lesen, der sieht leicht, daß diese Aufmerksamkeit keineswegs vergeblich gewesen ist.

Wer aber ungern auf das Zeugnis der Denkmäler allein, und gar so bescheidener Denkmäler sich angewiesen sieht, der wird mit um so größerer Befriedigung die Aussagen einer überaus trümmerhaften Überlieferung durch die Bodenfunde bestätigt sehen.

Wohl begegnete uns in den wenigen Nachrichten über die große Grenzsperre der Name des Kaisers Domitian. Aber unter dem Einfluß der ihm feindseligen Literatur waren wir geneigt, seine Leistung so gering als möglich einzuschätzen, während die Spatenarbeit sie von Jahr zu Jahr in helleres Licht gesetzt hat. Wir muten unseren Datierungsmitteln freilich zuviel zu, wenn wir Spätdomitianisches und Frühtrajanisches zu unterscheiden verlangen; aber es ist gewiß, daß hinter der *magnitudo populi Romani*, die nach Tacitus '*protulit ultra Rhenum ultraque veteres terminos imperii reverentiam*' sich die *memoria damnata* des verhaßten Kaisers verbirgt.

Von Hadrian lasen wir mit Befremden, daß er die Grenzen des Reiches mit einem Zaun ausgestattet habe — *stipitibus magnis in modum muralis saepis funditus iactis atque conexis.* Heute sehen wir diese Umzäunung in deutlichen Spuren, ja bei besonders günstigen Erhaltungsbedingungen einmal in leibhaftigen Resten, und wir lernen auch den Zweck dieser vom rein militärischen Standpunkt aus nicht mit Unrecht verspotteten Grenzwehr verstehen im Zusammenhang eines völlig veränderten Systems des Grenzschutzes.

Wo aber der Befund nicht durch eine der wenigen literarischen Notizen zeitlich festgelegt wird, da ergibt sich doch oft eine relative Zeitbestimmung der aufeinander folgenden Anlagen ohne weiteres, die sich dann auch auf andere gleichartige ausdehnen und durch die Fundstücke, insbesondere die keramischen, allmählich zu einer absoluten machen läßt.

Wir sehen in der ältesten Zeit den Grenzweg, streckenweise jedenfalls von einem Flechtwerkzaun begleitet und an ihm kleine Erdkastelle und hölzerne Wachttürme aufgereiht.

Diese kleinen Grenzkastelle stützten sich auf die größeren des Hinterlands und diese wider auf die Legionslager des linken Rheinufers. Wenn die größeren Kastelle des Hinterlands zu einer gewissen Zeit — nach Ausweis der Keramik der Hadrians


Hosted by Google

— verlassen werden, und gleichzeitig am Limes an Stelle der kleinen Grenzkastelle größere entstehen, so bedeutet das eben eine Verzettelung der Truppen an der Grenze, die, vom militärischen Standpunkt aus zweifellos bedenklich, zu den Anforderungen, die Hadrians Zeit an den Grenzschutz stellte, wohl zu passen scheint. Einer noch späteren, mehrfach durch Bauinschriften festgelegten Zeit gehört dann die Umwandelung der Erdkastelle in Steinkastelle, der Holztürme in Steintürme an, derselben Zeit das Problem, das die doppelte Linie südlich vom Main uns stellt, der allerletzten, wie schon gesagt, die Anlage des Walls und Grabens und der rätischen Mauer. Im Zug des vorhadrianischen Limes ist man bemüht, die von Domitian angelegte Strecke, für die uns ein bestimmtes Längenmaß angegeben wird, zu erkennen, und es ist mir immer noch am wahrscheinlichsten, daß es die gegen die Chatten gerichtete Strecke von der Lahn bis zum Main ist, die mit so auffällig vorspringender Ausbuchtung die Wetterau umschließt, und an deren Holztürmen wir die Spuren einer frühzeitigen Zerstörung — wie man glauben möchte aus der Zeit des Chatteneinfalls und des Aufstandes des Saturninus (89 n. Chr.) — zu erkennen meint.

Ja, daß der Taunus- und Wetteraulimes zu der ältesten Strecke gehört, ist unzweifelhaft; zweifelhaft höchstens, ob die Längenangabe uns gestattet und der archäologische Befund uns nötigt, dem Limes Domitians eine noch weitere Ausdehnung zu geben. Aber gerade seine auffällige Führung, die wirklich einen *sinus imperii* schafft, nötigt uns fast, den Taunus- und Wetteraulimes für sich zu betrachten, und sehr beachtenswert scheint der Vorschlag Georg Wolffs, die Ausbiegung nicht nur der Fruchtbarkeit der Wetterau zuzuschreiben, die man dem Reich gewinnen wollte, sondern dem Zwang, einen verbündeten, von den Chatten umzingelten und bedrohten Stamm so in den Schutz des Reiches zu nehmen.

Aber die Limesforschung weitet sich doch zur Erforschung der Besetzung des germanischen Landes rechts vom Rhein und links von der Donau und schließlich auch der Grenzsperre an den beiden Strömen; sie darf deshalb nicht haltmachen bei dem ältesten uns literarisch bezeugten 'Limes', der schon eine Grenze war, darf es um so weniger, als die Bedeutung des Worts, wie wir hörten, darüber hinausweist. So hat denn die Forschung sich in neuster Zeit mit Erfolg der vordomitianischen Zeit zugewandt und ist im Süden insbesondere den Spuren der vespasianischen Zeit nachgegangen, während im Vorland von Mainz der archäologische Tatbestand eine günstigere Beurteilung des bis dahin nicht ernst genommenen Feldzugs des Caligula nahelegt[1])

[1]) Das ist ein Hauptergebnis der Erforschung der Anlagen bei Hofheim durch E. Ritterling, über die kürzlich ein zweiter musterhafter Bericht erschienen ist (Annalen des Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung Bd. XL 1912, erschienen 1913).


Hosted by Google

und bis in die Zeit des Augustus uns hinaufführt. Andererseits verfolgt man auch die Nachwirkung der Grenzsperre ins Mittelalter hinein.

Wo die Untersuchung aber nicht dem uns bekannten Verlauf des Limes nachgehen kann, wo sie das Hinterland aufklären oder über den Limes hinausgreifen muß, da geht die Arbeit begreiflicherweise am langsamsten voran. Zwischen dem Winkel bei Lorch, in dem die rätische Mauer mit der spätesten Linie des obergermanischen Limes, die von Walldürn bis Welzheim, etwa 80 km in schnurgerader Richtung geführt ist, zusammentrifft, zwischen diesem Winkel und der älteren Limeslinie, in der das Kastell von Kannstatt etwa auf der gleichen Höhe liegt, ist eine Verbindung bisher vergebens gesucht worden, und diese Linie, die ja Wall und Graben noch nicht kannte, scheint auf andere Weise die Donau erreicht zu haben. Sobald wir die Linie des Limes verlassen, müssen wir uns auch bei jedem Kastell die Frage vorlegen, ob es ein Grenzkastell ist oder etwa ein Straßenkastell, und für die Grenzkastelle wie für die Straßenkastelle gibt es hier im Süden eine doppelte Deutung, indem jene sowohl zu der germanischen als zu der rätischen Grenze gehören, diese sowohl mit dem Vordringen der Heere Vespasians vom Rhein her als mit dem Vordringen von der Donau her im Zusammenhang stehen können.

So schien das lange vereinzelte Kastell Urspring auf der Rauhen Alb zu einer Verbindungslinie des germanischen Limes mit der Donau zu gehören, während es heute, nachdem nicht nur östlich Heidenheim und Oberdorf-Bopfingen bekannt, sondern im Westen Burladingen teilweise ausgegraben ist, Kastelle bei Gommadingen und Donstetten wenigstens gesichtet sind, eher als zu einer mittleren rätischen Linie gehörig erscheint. Hier hat natürlich neben der Bestimmung der Truppenteile, die die Besatzung bildeten, die aus den Funden sich ergebende Datierung das erste Wort zu sprechen, wobei das Abbrechen der keramischen Funde selbstverständlich die gleiche Beachtung verdient wie das Aufkommen, und gerade ‘kurzlebige Plätze’, wie Barthel mit Recht hervorhebt, der Wissenschaft besonders bedeutsame Förderung versprechen.

Mit besonderer Freude wird man in Barthels Bericht von der regen Forschung auf rätischem Gebiet lesen, die bereits höchst wichtige Ergebnisse gebracht hat, weit mehr noch verspricht. Risstissen ist auf dem rechten Donauufer das erste uns durch gründliche Grabung genauer bekannt gewordene Kastell [1]), aber an vielen Stellen sind solche gesichtet — bei Eining außer

[1]) P. Goeßler, Das Kastell Risstissen und seine Bedeutung für die römische Okkupationsgeschichte Südwestdeutschlands, in der Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der K. Altertümersammlung in Stuttgart 1912 S. 46—55; R. Knorr, Die neugefundenen Sigillaten von Risstissen und ihre Bedeutung als südgallischer Import, ebenda S. 56—64.


Hosted by Google

dem Kastell ein großes Legionslager —, und schon läßt sich nach den Funden sagen, daß nicht, wie man anzunehmen pflegte, schon Augustus eine Militärgrenze an der Donau geschaffen hat — der Zeit des Claudius gehören die ersten Donaukastelle an. 'Die Auxilia scheinen zunächst im Hinterlande, am Rande der Alpen und vielleicht noch weiter südwärts bis nahe an die Grenze Italiens gestanden zu haben. Die Sicherung Italiens vor den unruhigen Gebirgsstämmen und die Beherrschung des Alpenverkehrs war bei der Eroberung Rätiens das wesentliche Ziel gewesen, und dieser Gesichtspunkt scheint auch für die Verwaltung des Landes zunächst maßgebend geblieben zu sein. Es galt mehr als eine Schutzzone für Italien denn als eine Provinz, die selbst Schutz verdiente' (Barthel S. 166).

Unter Vespasian begann dann das Vorschieben der Kastelle auf das linke Ufer. Pförring und Kösching unweit der Endigung des Limes waren längst bekannt. Weiter westlich war Faimingen vereinzelt und bleibt auch durch die Art seiner Anlagen, die wir durch das von Drexel verfaßte Heft der großen Limespublikation kennen lernen, durch weitere Grabung aber noch besser kennen zu lernen hoffen, vereinzelt und besonders merkwürdig, während doch aufwärts und abwärts andere Kastelle auftauchen und Faimingen seine Sonderstellung verlieren lassen.

Der Kastellreihe am Strom entspricht eine zweite auf der Alb, von denen die wichtigsten schon erwähnt wurden, schließlich erst die am Limes, die zunächst allein die Untersuchung anzogen, während doch für die Geschichte des Grenzgebiets jene weiter zurückgelegenen nicht minder wichtig sind.

Es scheint, daß man in der Zeit Vespasians wie am oberen Rhein so an der Donau die Grenze über den Fluß vorgeschoben hat, und daß dabei die Kastelle nur den Rückhalt für eine noch weiter hinausgeschobene Grenze bildeten (Barthel S. 175).

Wo die Donau die Grenze dauernd blieb, hat sich auf der längsten Strecke die österreichische Limesforschung der Untersuchung der Lager und Kastelle und der ganzen Grenze angenommen. Auch heute noch nimmt in den Berichten, von denen das elfte Heft vorliegt[1]), die Untersuchung des Legionslagers von Carnuntum den ersten Platz ein, von dem die österreichische Lokalforschung seit langer Zeit ihren Antrieb empfing; daneben aber ist Lauriacum, sind andere Plätze getreten, und wir dürfen überzeugt sein, daß die großen und mit der Arbeit wachsenden und sich vertiefenden Aufgaben auch dort in guten Händen sind. In der Schweiz hat man neben der großen Aufgabe der Frühzeit (der Erforschung des Legionslagers von Vindonissa) auch der späten Grenzwehr am Rhein sich eifrig angenommen.

---

[1]) Der römische Limes in Österreich. Wien und Leipzig, Hölder. Heft XI 1910. Heft XII soll demnächst erscheinen.


Hosted by Google

Bei den vorhin hervorgehobenen Aufgaben an der Donaugrenze aber sehen wir die Römisch-Germanische Kommission das Erbe der Limeskommission antreten: im Geschäftsbericht der R. G. K. für 1912, wie in dem Arbeitsplan für 1913 erscheint die Unterstützung der Untersuchungen in Burladingen (in den Hohenzollernschen Landen) wie in Risstissen (in Württemberg). Muß sie sich dabei zuweilen weit vom Limes im engeren Sinn entfernen und selbst über die Donau und den Rhein zurückgehen, so darf sie sich auch nicht auf die Erforschung der römischen Anlagen, geschweige denn der militärischen Anlagen beschränken. Was den Weiterblickenden der Limesforscher längst als eine unabweisbare Pflicht erschien, die nur die Rücksicht auf die zu enger umschriebenem Zweck zur Verfügung gestellten Mittel und auf die schnelle Förderung der Hauptaufgabe zurückzustellen zwang, nicht nur die Straßen, sondern auch die bürgerlichen Niederlassungen und die Gräber in den Bereich der Betrachtung zu ziehen, das ist heute selbstverständlich, und so hat die Kommission seit Jahren die Straßenforschung im linksrheinischen Gebiet, wo sie im Vergleich mit dem Limesland zurückgeblieben war, ernstlich in Angriff genommen, und einer der besten Kenner, der Direktor des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz K. Schumacher, hat im dritten Bericht der R. G. K. die Aufgabe umschrieben durch einen Überblick über das bisher Geleistete und in der Mainzer Zeitschrift wertvolle Beiträge zur Lösung der noch ausstehenden Aufgaben geboten.

Die römischen Straßen führen den Forscher von selbst zu den vorgeschichtlichen, an die die Römer, wo es irgend ging, sich anschlossen, die Untersuchung der römischen Siedelungen führt von selbst nicht selten zur Entdeckung vorgeschichtlicher Siedelungen, da auch hier eine auffällige Kontinuität zuweilen besteht. Aber auch den Wehrbauten der vorrömischen Zeit gilt selbstverständlich die Aufmerksamkeit der Forschung, und wahrlich nicht erst seit gestern oder vorgestern.

In den Berichten der R. G. K. hat E. Anthes mehrmals (und auch im letzten wider) zusammenfassende Berichte über die 'Ringwallforschung' veröffentlicht. Mancher dieser Ringwälle reicht in die Zeit der römischen Eroberungszüge nicht nur als Denkmal der Vorzeit, sondern als benutzte Fluchtburg hinein, in einigen haben wir ohne Zweifel die *'refugia'* zu sehen, die Schlupfwinkel, die Domitian durch seinen Limes bloßlegen wollte (*refugia nudaverat* Frontin, Strat I 3, 10). Mehr oder weniger reichlich bieten einige auch die Spuren dauernder Besiedelung und erscheinen als eine Art befestigter Städte. Vor allem ist der Alteburg bei Niedenstein zu gedenken, in der wir zweifellos die von Germanicus eroberte Hauptfeste des Chattengaus, Mattium, zu sehen haben. Ihr widmet seit Jahren der Casseler Altertumsverein, von der R. G. K. unterstützt, eindringende Arbeit, deren

Hosted by Google

Ergebnisse in der Zeitschr. f. hess. Landeskunde veröffentlicht werden (Anthes, Bericht VI S. 31 f.).

Bis in die paläolithische Zeit führen Schumachers und Schoetensacks Berichte über vorgeschichtliche Funde und Forschungen zurück. Auf der anderen Seite zeigen Berichte Schuchhardts über Fränkisches und Sächsisches, wieweit die Kommission den Rahmen ihrer Tätigkeit gespannt hat — und eigentlich hätte ich gerade auf das letztere Gebiet näher eingehen sollen, da meinem Vortrag die Ehre zuteil geworden ist, auch auf das Programm des historisch-germanistischen Ferienkurses gesetzt zu werden.

Je mehr sich die Denkmäler aller Zeiten auf engem Raume drängen, um so endloser, aber auch um so lohnender ist die Arbeit, und selbst die Nähe einer gewaltig wachsenden Großstadt kann der Forschung zum Segen werden, wenn der rechte Mann am Platze ist, das zu Tag Tretende zu beobachten, das Gefährdete zu retten. Solches Glück wurde der Stadt Frankfurt zuteil. Mancher möchte es vielleicht dem günstigen Umstand, daß sie der Sitz jener Reichskommission ist, zuschreiben, wenn wir heute die Umgegend Frankfurts als das am besten erforschte Gebiet ansehen dürfen.

Selbstverständlich hat auch die Kommission nach Kräften helfend eingegriffen. In der Hauptsache aber gebührt das Verdienst doch einem einzelnen, der Kommission freilich seit ihrer Gründung aufs engste verbundenen Manne, einem der Limesforscher, deren Verdienste in die Zeit vor der Reichskommission zurückreichen, der viele Jahrzehnte hindurch von seiner Berufsarbeit als Lehrer noch die Kraft erübrigte, die die Spatenarbeit fordert, und die ganze Entwicklung der römisch-germanischen Forschung, wie ich sie andeutete, in seiner Person verkörpert. Seit kurzem von Berufspflichten befreit, hat er uns eben ein von der R. G. K. mitgefördertes vorbildliches Werk in der Archäologischen Fundkarte der südlichen Wetterau[1]) geschenkt und in dem unter den Händen wachsenden Text dazu die Summe langjähriger Arbeit gezogen, deren Fortsetzung und Mehrung aber auch der Rest seiner Jahre — ein schöner, langer hoffentlich! — noch gewidmet sein soll. Der Name Georg Wolff wird, wenn von römisch-germanischer Forschung die Rede ist, in Zukunft wie heute unter den ersten zu nennen sein.

Ein verwandtes, aber bei dem viel größeren Gebiet selbstverständlich nicht in gleicher Weise auf persönlichster Kenntnis beruhendes und nicht ebenso erschöpfendes, auch nach dem Titel schon sich auf Römisches beschränkendes Unternehmen — Friedrich Ohlenschlagers Römische Überreste in Bayern (Heft 3 erschien 1910) — unterstützt die Kommission ebenfalls seit Jahren.

---

[1]) Die südliche Wetterau in vor- und frühgeschichtlicher Zeit mit einer archäologischen Fundkarte von Georg Wolff. Herausgegeben von der Römisch-Germanischen Kommission des Kaiserlichen Archäologischen Instituts, Frankfurt a. M., Ravenstein 1913 (196 S. 4).


Hosted by Google

Ich darf wohl annehmen, daß es Ihnen willkommen ist, zu erfahren, an welchen bisher noch nicht genannten Arbeiten die R. G. K. anregend oder unterstützend, persönlich oder materiell fördernd beteiligt ist, da sich darin ja die augenblicklichen Forderungen der Forschung spiegeln und die Aussicht auf wichtige Publikationen der nächsten Zeit eröffnet.

Im Zusammenhang mit dem gewaltigen Werk des Corpus inscriptionum latinarum, dessen auf Germanien bezüglicher Teil (XIII) seiner Vollendung entgegengeht, und dessen Nachträge in den Berichten der R.G.K. (zuerst im III.) erscheinen, steht ein Werk über die römische Ziegelfabrikation, das über die bloße Sammlung der Ziegelstempel, wie sie das Corpus bieten kann, hinausgehen und diese unschätzbare Quelle für die Geschichte des germanischen Heers wissenschaftlich erschöpfen soll. Die im Rheinland leider erst um das Jahr 40 n. Chr. aufkommenden Stempel nennen den fabrizierenden Truppenteil anfangs nur kurz andeutend, später etwas weniger wortkarg und lehren uns die verschiedenen Mittelpunkte der Ziegeleiindustrie und den Vertriebsbezirk der einzelnen Fabriken kennen. Aus etwa 100 Sammlungen ist ein Archiv von etwa 10000 Abklatschen zusammengebracht worden, und dieses ungeheure Material verteilt sich nun auf die Ziegeleien der verschiedenen Truppenteile, von denen erfreulicherweise gerade in der letzten Zeit mehrere entdeckt worden sind, und auf einige Zentralziegeleien, wie die noch nicht lokalisierte Tegularia Transrhenana und eine zwischen Cleve und Nymwegen gelegene und lehrt uns durch seine Stempel zum mindesten die Einflußsphäre der einzelnen Truppenteile und das zuweilen erstaunlich weite Absatzgebiet der Zentralziegeleien kennen [1]).

Ein anderes wertvolles Datierungsmaterial soll durch die Veröffentlichung zeitlich sicher begrenzter Keramik geboten werden, wovon als erste Probe die Keramik des späten Limeskastells von Niederbieber demnächst erscheinen soll ('Material zur römisch-germanischen Keramik' I).

Material hierzu und darüber hinaus ist es auch, dem die Kommission durch die Unterstützung der vom Historischen Verein für Niedersachsen unternommenen Herausgabe der 'Urnenfriedhöfe in Niedersachsen' (von den letzten Jahrhunderten v. Chr. bis auf Karl d. Gr.) zur Veröffentlichung verhilft. Ein stattlicher Band (Doppelheft) ist erschienen, der die früheisenzeitlichen Friedhöfe der Gegend von Ülzen und Lüneburg bringt.

Ein 'Corpus' der arretinischen Sigillata hat August Oxé übernommen und hat in den Sammlungen Frankreichs und Spaniens bereits wichtige neue Erkenntnis gewonnen.

---

[1]) P. Steiner, Das Corpus der rheinischen Ziegelinschriften. Vortrag auf dem Verbandstag der Altertumsvereine in Bonn 1910 (Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1910).



Der Gedanke eines 'Corpus' römischer Ringe ist wohl privater Initiative entsprungen, aber das Werk ist durch die Kommission jahrelang unter beträchtlichen Opfern gefördert und jetzt endlich dem Erscheinen nahegebracht worden.

Auf allgemeineres Interesse darf wohl die Sammlung römischer Militärgrabsteine rechnen, die sich die Kommission ebenfalls seit Jahren angelegen sein läßt und bald zur Veröffentlichung zu führen hofft.

Getreu ihrem Grundsatz, den lokalen Vereinen jede Förderung zuteil werden zu lassen, hat die Kommission die Katalogisierung der kleineren Sammlungen, denen zu dieser Arbeit persönliche und pekuniäre Kräfte zu fehlen pflegen, auf sich genommen und als ersten dieser Kataloge den der Sammlung in Xanten im Jahr 1911 erscheinen lassen, dem andere demnächst folgen sollen [1]).

Weitesten Kreisen aber wird es eine Freude sein, daß unter kräftiger Mitwirkung der Kommission endlich eine alte Pflicht erfüllt werden soll durch die würdige Veröffentlichung eines der merkwürdigsten Denkmäler auf deutschem Boden, des Grabmals von Igel. Das Werk läge heute schon vor, wenn nicht im Lauf des vergangenen Jahres eine Erkrankung des Herausgebers die Fertigstellung des Textes verzögert hätte. Aber die Tafeln liegen bereit und das Erscheinen im Lauf dieses Jahres ist nach menschlichem Ermessen gesichert; diese Publikation aber, kunstgeschichtlich wie gegenständlich gleich wichtig, wird nur der Vorläufer sein einer umfangreicheren, die den Hauptschatz des Trierer Museums, die Trümmer ähnlicher Grabdenkmäler des Mosellands, die Denkmäler von Neumagen endlich zum Gemeingut machen soll, nachdem sie, dank dem Ausbleiben jeder Veröffentlichung, ein Menschenalter hindurch den Vorzug genossen haben, jedem Besucher des Museums in Trier eine Überraschung zu sein. Vielleicht aber ist, wie so oft, die Verzögerung dem Werk zustatten gekommen; jedenfalls ist ergebnisreiche Arbeit der Zusammensetzung erst in den letzten Jahren, hintangehalten wohl durch die früheren räumlichen Verhältnisse des Museums, geleistet worden. Mit den Denkmälern aus Neumagen sollen dann auch die Reste verwandter Monumente von anderen Fundstätten vereinigt werden.

Drei nur von den größeren durch die R. G. K. unterstützten Unternehmungen blieben noch zu nennen, von denen die eine sich vor anderen der materiellen und persönlichen Förderung durch die Kommission seit deren Gründung zu erfreuen hatte, die Ausgrabung bei Haltern und die Untersuchung der Lager von Kneblinghausen und Oberaden. Doch soll von diesen in anderem Zusammenhang nachher eingehender die Rede sein.

---

[1]) Inzwischen ist erschienen: II. Sammlung Ludwig Marx in Mainz, bearbeitet von F. Behn, Frankfurt a. M., Baer 1913.


Hosted by Google

Zwei der bedeutendsten Arbeitsplätze aber der letzten Zeit waren nicht zu nennen, weil man an ihnen die Hilfe der Kommission in keiner Weise in Anspruch genommen hat: Mainz und Xanten. Auch von ihnen wird in anderem Zusammenhang zu sprechen sein. Dann wird auch zu erwähnen sein, daß man bei der Erforschung des anderen obergermanischen Legionslagers außerhalb der Reichsgrenzen, des Lagers von Vindonissa, sich der persönlichen Mitwirkung Dragendorffs vor einigen Jahren erfreut hat.

In den folgenden Stunden wurden die auf den wichtigsten Ausgrabungsstätten an der Lippe und am Rhein während des letzten Jahrzehnts gewonnenen Ergebnisse mit Hilfe zahlreicher Lichtbilder veranschaulicht.

Hier mögen statt dessen nur einige Literaturangaben stehen, die es dem Leser ermöglichen, die etwa aus einem der eingangs genannten Bücher oder aus den Berichten der R. G. K. gewonnene Kenntnis aus den Originalberichten und besonders durch die dort gebotenen Abbildungen zu vervollständigen.

Über die Ausgrabungen bei Haltern berichten die 'Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen', deren sechster Band im vorigen Jahr erschienen ist (Münster i. W. Aschendorff 1912. 124 S. u. 20 Tafeln). Die fünf auf diese Ausgrabungen bezüglichen Bände (II—VI), mit mehr als 140 Tafeln sind zurzeit bei Bestellung bei der Altertumskommission (F. Koepp) zu dem Vorzugspreis von zehn Mark (statt fünfzig) käuflich.

In diesen 'Mitteilungen' (III und IV) sind auch die Berichte über die Untersuchungen in dem Lager von Kueblinghausen erschienen. Ein dritter und letzter soll im siebenten Bande bald erscheinen.

Vorläufige Berichte über alle Arbeiten der Altertumskommission für Westfalen erscheinen in der Zeitschrift 'Westfalen' und im Römisch-Germanischen Korrespondenzblatt. Dort findet man auch Nachricht über die im letzten Band der 'Mitteilungen' noch nicht berücksichtigte im Jahre 1912 in Haltern ausgeführte Ausgrabung.

Für die wichtigen Ausgrabungen in dem Römerlager von Oberaden ist man einstweilen auf einige kurze vorläufige Berichte im Römisch-Germanischen Korrespondenzblatt angewiesen. Eine große Publikation wird von der Stadt Dortmund vorbereitet.

Über die Ausgrabungen auf dem Fürstenberg bei Xanten berichtet ihr Leiter H. Lehner im R. G. Korrespondenzblatt und eingehender in den Bonner Jahrbüchern (zuletzt in Band 119 1910).

Über die Grabungen im Legionslager von Mainz findet man die ersten Berichte in der Mainzer Zeitschrift VI 1911 S. 53—120, mit Tafel V—VII und 28 Abbildungen im Text und VII 1912 S. 82—109 mit Tafel VII, VIII und 21 Abbildungen im Text.

Die Ermittlungen auf dem Boden von Vindonissa sind bis 1909 zusammengefaßt in dem Buch von S. Heuberger, Aus der Baugeschichte Vindonissas und vom Verlauf ihrer Erforschung (Sonderabdruck aus der Festschrift zum 50jährigen Jubiläum der historischen Gesellschaft des Kantons Aargau, Aarau 1909). Weiteres findet man im Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde.


Hosted by Google

Die Eingangsverse der Antigone

von

Walther Kranz

Es ist die Methode der philologischen Wissenschaft unserer Zeit, daß wir das, was uns nach Komposition oder Ausdruck anstößig oder fehlerhaft erscheint, nicht so leicht wie früher durch Annahme von Interpolation zu verbessern oder durch kühne Änderung unsern Wünschen zu zwingen versuchen, sondern daß wir vorerst zusehen, ob nicht vielmehr die Eigentümlichkeit eines Stils oder das begrenzte Vermögen des Schriftstellers das als echt erweist, woran wir uns stoßen.

Es gab eine Zeit, als man die Eingangsverse der Antigone mit einer Fülle von Konjekturen bedachte, die wirklich keinen Stein auf dem andern ließen; man hat auch die Verse, an denen andere sich abmühten, leichten Sinnes als unecht bezeichnet: hier soll – auf Anregung von Paul Maas — ein Deutungsversuch vorgelegt werden, der sich einer wesentlichen Textänderung nicht bedient.

Wie die älteste Tragödie ihr Eingangslied durch einen besonderen Aufwand von Strophen und Melodien auszuzeichnen liebt, so schmückt die spätere den Anfang ihres Prologs nicht selten durch Fülle des Ausdrucks oder durch Sentenzen. Pompös ist auch hier der erste Vers

ὦ κοινὸν αὐτάδελφον Ἰσμήνης κάρα,

und es folgt eine zierlich gedrechselte Periode, die der Dichter, wie so häufig im Chorlied, mit Fleiß undurchsichtig gemacht hat:

ἆρ' οἶσθ' ὅ τι Ζεὺς τῶν ἀπ' Οἰδίπου κακῶν —
ὁποῖον οὐχὶ νῷν ἔτι ζώσαιν τελεῖ;
οὐδὲν γὰρ οὔτ' ἀλγεινὸν †οὔτ' ἄτης ἄτερ
5 *οὔτ' αἰσχρὸν οὔτ' ἄτιμον ἔσθ', ὁποῖον οὐ*
τῶν σῶν τε κἀμῶν οὐκ ὄπωπ' ἐγὼ κακῶν.

Er schwelgt in Negationen — es sind acht in fünf Versen — und durch Einschachtelung und Zerlegung von Begriffen wird der Satz schwer verständlich. So wird der Gedanke: Auf unser beider Leben gerade häuft sich alles Unglück, (wenn wir von *ὁποῖον* V. 3 zuerst absehen) in der Form gegeben: Kennst du irgendein Leid, das Zeus nicht für uns, noch während wir leben, vollendete, dazwischen aber schiebt sich der Gedanke, daß die Ursache dieser Übel Oedipus ist, so daß als endgültige, fast unübersetzbare Form erscheint: Kennst du irgendein Übel von den von Oedipus herstammenden (Übeln), das Zeus nicht noch gerade zu unser Lebzeiten vollendete? — Daran aber, daß das kräftigere *ὁποῖον* das schwache *ὅτι* wideraufnimmt, wird sich niemand stoßen, der diese Verse deklamiert: das neue Einsetzen der

Hosted by Google

Stimme zu Beginn eines neuen Verses hat diesen grammatischen Fehler hervorgerufen, der doch im Sinn der gesprochenen Sprache wie dem des Verses keiner ist. Denn wenn Sophokles auch im Verbinden der Trimeter zuweilen weiter gegangen ist als die andern Tragiker, so hat selbstverständlich auch er Anfang und Schluß seiner Verse ebenso häufig als bestimmend für den Satzbau (oder als Mittel zu einem Zweck) empfunden (vgl. z. B. die Verwendung des Endreims, Bruhn Anhang S. 142). Nicht ohne Grund füllt die feierliche Anrede Ismenes gerade den einen Vers. Und eben diese exponierte Stellung des ὁποῖον οὐχί unterscheidet es von dem in V. 5 widerkehrenden ὁποῖον οὐ und schützt dies zugleich. Denn davon abgesehen, daß der Ausdruck durch den Wechsel der Negation variiert wird, so muß natürlich dies zweite am Schluß des Verses, wo die Stimme zum neuen Versanfang drängt, ganz anders, viel leichter gesprochen worden sein als jenes.

Nur aber, wer es wagt, dem Dichter Mangel an Denkfähigkeit vorzuwerfen, kann im folgenden das nach der Überlieferung zweite Glied οὔτ' ἄτης ἄτερ den andern koordinieren. Zu dem ist ja οὐκ ἄτης ἄτερ ein Ausdruck, der, so oder so geformt, nur zu oft eingeschoben wird, um ein Ereignis als Wirkung eines Gottes oder eines Geschicks zu bezeichnen. Man vergleiche beispielsweise O 292 οὐκ . . ἄτερ γε Ζηνός E 185 οὐκ . . ἄνευθε θεοῦ Pind. Pyth. 5, 76 οὐ θεῶν ἄτερ Pers. 164 Sidg. οὐκ ἄνευ θεῶν τινος Iph. Aul. 809 οὐκ ἄνευ θεῶν — Oed. Col. 1470 οὐκ ἄνευ ξυμφορᾶς, ähnlich Oed. Col. 327 οὐκ ἄνευ μόχθου Heraclid. 841 οὐκ ἄτερ πόνων. Also kann kein Zweifel sein, daß der Begriff Leiden nicht in vier, sondern in drei Teile zerlegt und die Aufzählung durch jenes οὔτ' ἄτης ἄτερ unterbrochen wird. Es ist folglich, wie Jebb (Ausg. S. 245) vermutete und wie der Sprachgebrauch bestätigt, mit leichtester Korrektur eines leicht erklärbaren Fehlers zu schreiben:

οὐδὲν γὰρ οὔτ' ἀλγεινὸν — οὐκ ἄτης ἄτερ —
οὔτ' αἰσχρὸν οὔτ' ἄτιμον ἔσθ', ὁποῖον οὐ
τῶν σῶν τε κἀμῶν οὐκ ὄπωπ' ἐγὼ κακῶν[1]).

Wie sich oben die Worte τῶν ἀπ' Οἰδίπου (κακῶν) in den Gedanken eindrängten, so hier der Ausruf: es ist die Wirkung der ἄτη, des Geschlechtsfluches! — denn dies muß das Wort hier so gut bedeuten wie z. B. im Chorlied 582 ff. οἷς γὰρ ἂν σεισθῇ θεόθεν δόμος, ἄτας οὐδὲν ἐλλείπει γενεᾶς ἐπὶ πλῆθος ἕρπον . . .; und wenn γάρ V. 4 begründet, wieso Antigone zu ihrer schmerzlichen Frage gekommen ist, so setzt das οὐκ ἄτης ἄτερ die Be-

[1]) P. Maas, der die Parenthese zuerst widererkannte (vgl. diese Zeitschr. 1912, 806), schreibt (auch mit Jebb) οὐδ' ἄτης ἄτερ. Aber dann ist die Gliederung noch schwieriger zu verstehen, da die Parenthese aufgehoben wird. Auch im Satzbau ist unserer Stelle ähnlich Oed. Col. 1470 οὐχ . . . ἄλιον ἀφορμᾷ ποτ', οὐκ (so Hdss.) ἄνευ ξυμφορᾶς.

Hosted by Google

hauptung fort, daß auch sie unter dem Fluche, der von Oedipus ausging, zu leiden haben. Daß nun aber das Unglück gerade in dreierlei Gestalt auftritt, als ἀλγεινόν, αἰσχρόν und ἄτιμον, ist einmal aus dem auch in tragischer Sprache so weit gehenden Gebrauch der Dreizahl zu erklären, worüber wir vor kurzem näher unterrichtet worden sind (vgl. Brelie, *dictione trimembri quomodo poetae . . . usi sint* Gött. Diss. 1911, bes. S. 56 ff.). Dann aber erschöpft diese Teilung den Begriff auch tatsächlich, denn ἀλγεινόν bezeichnet das Schmerzhafte, αἰσχρόν das (ästhetisch oder moralisch) Häßliche, ἄτιμον das Erniedrigende.

Daß dies die ursprüngliche Gestalt der drei Verse war, bestätigen andere, denen man den Namen einer indirekten Überlieferung für die unsern zubilligen muß: die Eingangsverse des Orestes; schon Wecklein verglich sie, ohne freilich daraus Konsequenzen zu ziehen. Dort ruft Elektra aus mit Beziehung auf das Unglück, das auf dem Hause des Tantalos lastet:

> Οὐκ ἔστιν οὐδὲν δεινὸν ὧδ' εἰπεῖν ἔπος
> οὐδὲ πάθος οὐδὲ ξυμφορὰ θεήλατος,
> ἧς οὐκ ἂν ἄραιτ' ἄχθος ἀνθρώπων φύσις.

Hier wie dort beginnt ein Prolog mit den Worten einer Frau, die über das auf ihrem Geschlechte ruhende Unheil klagt; wird gerade in drei Versen die Summe dieses Unglücks gezogen, die so gestaltet sind, daß auf einen negativen Hauptsatz ein negativer Relativsatz folgt; wird das Unglück in drei Unterbegriffe zerlegt, die hier freilich nicht gleich geformt (vgl. H. Weil z. d. St.) und auch nicht so scharf gesondert sind wie die entsprechenden dort. Und genau wie an jener Stelle οὐκ ἄτης ἄτερ nicht zur Aufzählung gehört, so fällt hier das den Vers abrundende θεήλατος aus dem Rahmen heraus: es ist sogar für den Gedanken überflüssig, was von jenen Worten keineswegs gilt.

Selbst aber, wenn man nicht zugeben wollte, daß Euripides bei der Gestaltung seiner Verse die berühmten Worte der Antigone vorgeschwebt haben, so behalten sie doch die Bedeutung einer schlagenden Analogie.

Hosted by Google

Jean Paul Friedrich Richter

Zu seinem 150. Geburtstage

von

Wolfgang Stammler

Hätte vor hundert Jahren eine Zeitschrift eine der jetzt so beliebten Enqueten nach dem Lieblingsdichter der deutschen Nation veranstaltet, neunzig von hundert der Befragten hätten Jean Paul angegeben. Fünfzig Jahre später — das 'Junge Deutschland' hatte seinen Einfluß ausgeübt, das Sturmjahr 1848 war vertobt, Hebbel und Ludwig begannen langsam zu wirken — wer da in einer gebildeten Gesellschaft die Rede auf Jean Paul gebracht hätte, wäre wohl nur auf Achselzucken, spöttisches Lächeln oder überlegenen Witz gestoßen. Und abermals ein halbes Säkulum weiter, heute im Zeitalter der Maschine und Elektrizität, des Hastens und Drängens, scheint man sich in stillen Erholungsstunden wider zurückzusehnen nach jener Ruhezeit unserer Urgroßeltern, nach ihrer Behaglichkeit und Beschaulichkeit, ihrer Freude am Kleinen, ihrem Auskosten jeder Minute. Mit dieser Vorliebe für die 'Biedermeierzeit' scheint Hand in Hand zu gehen eine allmähliche 'Jean-Paul-Renaissance'; von einzelnen seiner Werke sind kostbare Neudrucke, nur für einen engen Bibliophilenkreis bestimmt, veranstaltet worden; gute Auswahleditionen[1]) liegen vor, und eine kritische Ausgabe, die sich an die Gelehrten wenden will, ist in Vorbereitung; ebenso erwarten wir von berufener Hand die Publikation des gesamten Briefwechsels des 'vielgewandten' Dichters.

Lange bestand die Legende, daß Jean Paul auf seinem Schreibtisch einen großen Kasten habe, in den er seine geistreichen Einfälle, auf Zettel geschrieben, hineinwürfe; arbeitete er nun, so griffe er aufs Geratewohl in den Kasten und brächte das Bonmot, das er so gefunden hätte, auf irgendwelche Art in seinem Werke an.

Wie in jeder Tradition, liegt auch in dieser ein Körnchen Wahrheit: Jean Paul pflegte seine augenblicklichen Einfälle, 'Blitze', wie er sie nannte, zu späterer Verwendung auf einzelne kleine Zettel zu schreiben und aufzubewahren. Daneben exzerpierte er jedes Buch, das er las, und wenn es Luthers Katechismus war, aufs sorgfältigste; wohl selten ist ein Schriftsteller so sehr durch die Lektüre anderer angeregt worden zu eigener Geistesarbeit.

---

[1]) Vor allem ist die in der 'Goldnen Klassiker-Bibliothek' (Bong, Berlin) erschienene Ausgabe zu empfehlen, besorgt von Karl Freye und Eduard Berend, zwei Gelehrten, die bereits verschiedene tief eindringende Studien unserem Dichter gewidmet haben; sechs Teile in drei Leinenbänden 6 ℳ; die um die ästhetischen Schriften vermehrte Ausgabe, acht Teile in fünf Leinenbänden, 10 ℳ.

Hosted by Google

Obige Anekdote nimmt aber noch eine andere Eigenart Jean Pauls aufs Korn, durch welche lange Zeit hindurch bis heute viele Leser abgeschreckt werden: seine überaus zahlreichen Bilder, Vergleiche, geistsprühenden Abschweifungen, die den ruhigen Verlauf der Handlung hemmen. Seine Schriften bersten förmlich unter der Menge von Esprit und Witz, der aus ihnen hervorquillt, aber niemals oberflächlich wird, sondern stets den denkenden Leser zum Nachsinnen anreizt.

Häufig wird Jean Pauls Sentimentalität angegriffen, besonders in der Darstellung seiner Frauengestalten; und es ist wahr, wir fühlen heutzutage nicht so schwärmerisch und empfindsam; uns scheint diese mimosenhafte Gefühlsseligkeit übertrieben, lächerlich und fast ungesund. Doch wäre es ungerecht, daraus Jean Paul einen Vorwurf zu machen; er schilderte die holde Weiblichkeit nur, wie sie ihm entgegentrat; er war ein feiner Beobachter und guter Kenner der Frauenherzen seiner Zeit, und Figuren wie Liane, Klothilde, Theoda sind keine Zerrbilder einer ausschweifenden Phantasie, sondern Spiegelbilder seiner Umgebung.

Wo der Dichter auf seinen Wanderfahrten einkehrte, fand er begeisterte und entzückte Anhänger und Anhängerinnen, und ein glühender Kultus wurde mit seiner Person getrieben. Aber auch ernste Männer, wie Goethe und Herder, schätzten seinen Umgang, und besonders letzterer war ihm eine Zeitlang in enger Freundschaft zugetan.

Aus den Stimmen der Zeitgenossen heraus, die in einem prächtig ausgestatteten Bande Eduard Berend gesammelt hat[1]), klingt stets der tiefe Ton der Verehrung vor, die dieser trotz manchen Eigenheiten doch so hochstehende Geist bei jedermann genoß.

Ein interessantes buntes Bild der Geselligkeit um die Jahrhundertwende bis in die zwanziger Jahre des neunzehnten Säkulums hinein entrollt sich in diesem Werke. Schon in der Schulzeit war der Dichter anders als die Mitschüler, in sich gekehrt und daher von ihnen verspottet. Nicht besser erging es dem armen Studenten und Kandidaten. Mit einem Schlage änderte sich das; er ward zum berühmten und gefeierten Schriftsteller, der überall offene Türen und — Herzen fand. Denn er besaß die große Gabe, den Menschen seiner Zeit in die Seele zu sehen. Was darin, zum Teil ihnen selbst unbewußt, leise schlummerte, verstand er zu wecken; seine Personen sprachen aus, was aller Herzen bewegte, fühlten, was aller Herzen ergriff; er wurde das Sprachrohr seiner Zeit. Daher der schier unglaubliche Erfolg, den seine Schriften errangen, daher die kaum zu beschreibende Beliebtheit, der er sich auch persönlich erfreute.

[1]) Jean Pauls Persönlichkeit. Zeitgenössische Berichte, gesammelt und herausgegeben von Eduard Berend. Mit 15 Bildbeigaben. München und Leipzig 1913, Georg Müller. XVI, 349 S. 8. 5 M.


Hosted by Google

In der eben angeführten Sammlung sind die Berichte der Zeitgenossen übersichtlich in chronologischer Reihenfolge zusammengestellt und durch willkommene knappe Anmerkungen erläutert. Jean Pauls Art, sich in Gesellschaft zu geben, sein Humor, sein sprühender Geist, seine Lebhaftigkeit in der Gedankenarbeit tritt klar vor Augen; aber auch eine leise Neigung, sich feiern zu lassen, sich selbst zu bespiegeln, sich gelobt zu hören, eine kleine Eitelkeit, stets als 'der berühmte Mann' sich angesprochen zu sehen, kann nicht verschwiegen werden.

Ergötzlich ist, wie die enthusiastischen Leserinnen seiner gefühlvollen Romane beim ersten Anblick des Verfassers meist enttäuscht waren, denn vom schönen Dichterjüngling hatte er gar nichts an sich: 'Sein Äußeres hat nichts Ästhetisches; groß, stark, rot im Gesicht', schildert ihn die Herzogin von Kurland, um gleich darauf aber fortzufahren: 'Man möchte ihm hundert Zungen gönnen, um all seine Gedanken, die sich drängen und vielseitig sind, auszudrücken.'

Auch die feindlichen Stimmen fehlen in dem Chorus nicht, und sie helfen uns das Bild von Jean Pauls Persönlichkeit nach der Seite hin ergänzen, daß sie die Schattenseiten des äußeren und inneren Menschen betonen, seine oben erwähnte Eitelkeit und Neigung zur Selbstbespiegelung. Auch des Dichters Schwäche für geistige Getränke wird von den Gegnern weidlich ausgeschlachtet und von manchem Spitz erzählt, den er neben seinem vierfüßigen nachts nach Hause gebracht habe.

Über die Art und Weise, wie er arbeitete, gekleidet war, aß und trank, sich im Hause, auf Reisen und in Gesellschaften benahm, über alle Kleinigkeiten des täglichen Daseins unterrichten sich (und damit nun uns) seine Mitlebenden und beweisen, einen wie gewaltigen Einfluß Jean Paul ausübte, wie er geradezu zum Kulturfaktor für seine Zeit ward.

Ein liebenswürdiger, feingebildeter, vielbelesener Mann, originell auch in seinen gesellschaftlichen Manieren, so tritt er uns persönlich entgegen, wohlerfahren im tiefgehenden Gespräch mit ernsten Männern wie im gefühlvollen Umgang mit reizenden schwärmerischen Frauen; ein über alle Probleme des Lebens nachdenkender, idealgesinnter Schriftsteller, mit einer von Geist und Bilderfülle strotzenden Ausdruckskraft und einer für seine Zeit unvergleichlichen Phantasie, der die edelsten Tendenzen in seinen Werken verfolgte, das ist etwa seine literarische Physiognomie.

Für den barocken Humor und den oft versteckten Tiefsinn, die in den Werken seiner reifsten Schaffensperiode enthalten sind, in den 'Flegeljahren', 'Dr. Katzenbergers Badereise', 'Schmelzles Reise nach Flätz', wird auch unsere Zeit noch Verständnis haben, und damit scheint die Hoffnung auf eine neue gerechte Würdigung des einst überschätzten, dann verkannten Dichters gerechtfertigt zu sein.


Hosted by Google

Freiligrath als vaterländischer Dichter

von

Wilhelm Gebert

Unter den zahlreichen Aufsätzen, die anläßlich der beiden Freiligrath-Gedenktage, des dreißigsten Todestages (16. März 1906) und des hundertsten Geburtstages (17. Juni 1910) entstanden sind, finden sich unverhältnismäßig viele Stimmen, die den 'Trompeter der Revolution'[1]) feiern, 'dem Sänger der Revolution'[2]) einen Nachruf widmen und Freiligrath als Genossen der internationalen Sozialisten in Anspruch nehmen. 'Ferdinand Freiligrath ist der gewaltigste, weil revolutionärste Sänger des Proletariats und bleibt es für alle Zeiten[3])!' Die Berechtigung zu einer solchen Charakterisierung des Dichters liegt in den bitteren Vorwürfen, die das 'Glaubensbekenntnis' (1844) gegen Staat und Gesellschaft erhebt, und noch mehr in den wilden Klängen von 'Ça ira!' 1846 und in der unverhüllten Aufforderung zur Selbsthilfe durch Revolution in den 'Neueren politischen und sozialen Gedichten' von 1849 und 1851[4]). Überall klingt hier die Losung 'Revolution' hindurch, so in 'Ça ira', 'Vor der Fahrt' oder 'Wie man's macht!' und in 'Freie Presse' oder aus den neueren politischen und sozialen Gedichten 'Schwarz-Rot-Gold' und 'Die Reveille der neuen Revolution!' Dies alles sind unleugbar wilde Revolutionslieder, und ihr Verfasser ist ein erbitterter Gegner der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung. Aber um so mehr muß betont werden, daß alle diese Revolutionsgesänge durchweht sind von einem Hauch warmer patriotischer Begeisterung. Eben in dem Glaubensbekenntnis, dem Bekenntnis zur Revolution, verlangt der Dichter in dem Gedicht 'Im Himmel': 'Ein neues Deutschland frei und stark: ein Deutschland groß und eins!' Mit Recht ist Freiligrath als hervorragender Vertreter der vaterländischen deutschen Dichtung gefeiert[5]) und ihm und Geibel für 'Die Lyrik des siebziger Krieges'[6]) eine ähnliche Bedeutung zugeschrieben

---

[1]) W. Holzamer, Die neue Gesellschaft II, Heft 11.

[2]) Märzschrift 1906, gewidmet dem Sänger der Revolution Ferdinand Freiligrath. Wien, Ign. Brand.

[3]) Vorwärts, 18. März 1906, Nr. 65.

[4]) Zugrunde gelegt ist für Freiligrath die Ausgabe von L. Schröder in zehn Bänden, Leipzig Hesse, die Bd. I S. 117 ff. ein genaues Quellenverzeichnis enthält. — Für die Dichter der Befreiungskriege habe ich keine Belege der Zitate beigebracht; ein großer Teil der hierhergehörigen Quellen- und Literaturangaben findet sich in meiner Arbeit: 'Der Anteil der deutschen Literatur an der Erhebung von 1813'. Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht. 1913. Februar.

[5]) Dr. Enders, Tägl. Rundschau 1910, Unterhaltungsbeilage Nr. 138, 139; Prof. Berg, Grenzboten 1910, Nr. 24.

[6]) Viktor Klemperer, Grenzboten 1910, Nr. 26.

Hosted by Google

worden wie den Dichtern der Befreiungskriege für ihre Zeit. Unbestreitbar ist Freiligrath mit der Kriegsdichtung von 1870 in die Reihe der deutschen Kriegs- und Vaterlandsdichter und in die Spuren der Freiheitssänger von 1813 getreten. Das zeigt sein bekanntes Kriegslied 'Hurra Germania', dessen fünfte Strophe mit der Frage:

> 'Was ist des Deutschen Vaterland, —
> Wir fragen's heut nicht mehr!'

in bewußter Absicht auf E. M. Arndt Bezug nimmt.

Aber nicht erst der Krieg von 1870 hat Freiligrath auf die Bahnen der Freiheitsdichter von 1813 getrieben, sondern ihr Einfluß zieht sich durch seine ganze politische Dichtung und liegt schon in seinem Verhältnis zur vaterländischen Romantik, die ihn ganz und gar in ihrem Banne hielt, begründet. Wie die Romantiker vertiefte er sich in die Sagen und Märchen der deutschen Vergangenheit; schon der sechzehnjährige Jüngling fleht in dem Gedichte 'Moostee': 'Edda, laß mich treten vor die Helden deiner Sagen'; mit 21 Jahren verfaßte er selbst eine ganz im Stile der Romantiker, besonders Fouqués, gehaltene Märchenerzählung 'Der Eggesterstein'. In seiner 'Bude' zu Amsterdam schauen den Besucher, wie er am 8. Februar 1832 an Ludwig Merckel schreibt, Uhland, Goethe, Scott, Tieck, Ernst Schulze und andere mit hellen Dichteraugen an. Unmittelbaren persönlichen Einfluß haben auf Freiligrath Uhland und Kerner gehabt, die sich des jungen Westfalen ebenso wie G. Schwab, G. Pfizer und Chamisso freundlichst annahmen und in regen Briefwechsel mit ihm traten[1]).

Am deutlichsten ist der Einfluß der Romantiker in Freiligraths Lyrik zu erkennen, besonders auch in seinen politischen Gedichten. Vor allem die Jahre am Rhein in Unkel begeisterten Freiligrath für die Dichter, die den Fluß und seine Schönheiten so oft besungen hatten. Der Anblick der alten Burgen, besonders der schönen Ruine Rolandseck, und die fröhlichen Stunden beim perlenden Rheinwein versetzten ihn ganz in die Märchenstimmung der Romantik; 'Auf dem Drachenfels' singt er 1839: 'Der Wein, der in dem Becher schäumt, ist die Romantik, ist die Minne!' Mit Schmerzen erkennt er in St. Goar 1842, daß es mit der Romantik allmählich vorbei sei:

> 'Gruß der Romantik! — — —
> — Dein Reich ist aus! — Ja, ich verhehl' es nicht:
> Ein anderer Geist regiert die Welt als deiner.
> Wir fühlen's alle, wie er Bahn sich bricht;
> Ich dien' ihm auch und wünsch' ihm frohen Sieg —
> Doch warum dir, Verbannte, deshalb Krieg.'

So finden wir hier im 'Glaubensbekenntnis' neben dem Bekenntnis zur politischen Tagesdichtung das Bekenntnis zur Romantik

---

[1]) Vgl. z. B. X. S. 40: Freiligrath an Ierrentrupp, 18. April 1835. — S. 44 an G. Schwab, 25. März 1838.


Hosted by Google

in diesem 'Totenamt für Brentano'. Zu Brentano bekennt er sich auch in dem Gedichte an Berthold Auerbach 'Dorfgeschichten', und zwar gerade vom Standpunkte des politischen Volksdichters:

> 'Der warf zuerst aus grauer Bücherwolke
> Den prächt'gen Blitz: die Leidenschaft im Volke!'

Ebenso anerkennend äußert sich Freiligrath auch über Bettina von Arnim[1]). Am 21. September 1839 schreibt er an Ida Melos: 'So ein rechter Zugvögeltag! Wir haben ihn recht à la Eichendorff begonnen.' — Auch das Gedicht 'Ein Brief', das Herweghs Agitatorentreiben verspottet, zeigt auffallende Ähnlichkeit mit Eichendorffs 'Kriegslied' gegen die Philister.

Wie die vaterländische Richtung der Romantik überhaupt, so haben auch die eng mit ihr verbundenen Dichter der Befreiungskriege auf Freiligrath einen tiefgehenden Einfluß ausgeübt, und ehe er in das Lager der Herwegh, Hoffmann von Fallersleben und Dingelstedt übertrat, dichtete er politisch-vaterländische Lieder im Ton und Geiste der Sänger von 1813, deren Spuren selbst in seinen revolutionären Liedern noch zu erkennen sind. Das Interesse an den Freiheitskriegen mußte ja Freiligrath beseelen, der als eine seiner frühesten Erinnerungen die an die russische Einquartierung bewahrte. Wie freudig er sich an den Liedern der Freiheitssänger begeistert hatte, berichtet er in dem Zyklus 'Der ausgewanderte Dichter'[2]).

> 'Wie flüsterten der alten Bäume Wipfel,
> Als sie vernahmen Ludwig Uhlands Lieder!
> Wie stutzeten und hoben ihre Hörner
> Die Hirsch' im Tal, als auf den Bergen oben
> Ich Lieder drauf von Kerner und von Körner,
> Von Schwab und Arndt und Schenkendorf erhoben!'

Von ihrem Geist beseelt ging Freiligrath auch an das nichtfortgeführte Werk, 'Das malerische und romantische Westfalen' heran, in dessen Einleitung, dem 'Freistuhl zu Dortmund', er ausruft:

> 'Male ruf' ich an
> Der Patrioten und der Volksbefreier!
> Das Schwert in Händen und die "Phantasien"
> Legt ab eu'r Zeugnis: Möser und Armin[3])!'

Für Justus Möser hegte Freiligrath eine besondere Verehrung; er beabsichtigte sogar ebenfalls 'patriotische Phantasien' in Form von Sonetten zu veröffentlichen[4]); an ihrer Stelle erschien aber das Glaubensbekenntnis.

Daß der Dichter auch der vaterländischen 'Barden'-Dichtung

---

1) X. S. 91: an K. Buchner, 24. Okt. 1842.
2) II. S. 149.
3) IV. S. 24.
4) X. S. 99, an Buchner.

Hosted by Google

gehuldigt hat, lehren die Spottverse: 'Kehrt auch stets der Barde wider ein im Soester Wochenblatt'[1]) und das Jugendgedicht[2]):

'Von Malen will ich singen
Uralter Heldenzeit,
Von den grauen Hünenringen
Hoch auf dem Berge Teut. — —
Soll eins dich überleben,
Du greulich Burggestein,
So soll es deine Tochter,
Die deutsche Freiheit sein!'

An Stägemann, den bedeutendsten Klopstockianer, erinnert mit mehr als unbeabsichtigten Anklängen: 'Am Morgen des dritten August' (1829), ein Tag, den Stägemann in fünf Gedichten gefeiert hat. Unmittelbarer noch ist die Einwirkung Rückerts, dessen 'Barbarossa' Freiligrath zu 'Barbarossas erstes Erwachen', beim Tode des letzten Hohenstaufen Konradin, anregte. Wie Rückert mehrere Anekdoten, die an Blüchers Person hafteten, in seinen Gedichten verewigt hat, so brachte auch Freiligrath eine solche Blücheranekdote, 'Der Handschuh des Fürsten Blücher von Wahlstatt', der gegen Hieb und Stich fest machte, in poetische Form. Auch die Soldatenlieder von 1813 haben ihre Spuren in Freiligraths Lyrik hinterlassen; dahin gehört: 'Das Husarenpferd', das aber bereits den Hang zum Grausigen und Scheußlichen, der Freiligraths frühe orientalische Gedichte auszeichnet, verrät, während diese Töne harmlos und scherzhaft im 'Flaschenkrieg' nachklingen.

Als ein spezielles Erzeugnis seiner jugendlichen Vaterlandspoesie übersandte Freiligrath das Gedicht 'Adler und Schlüssel' an Immermann mit dem Vermerk: 'Es scheint mir zu sehr Schenkendorf nachgeahmt.' Diese bewußte Nachahmung Schenkendorfs bezieht sich nicht nur auf Stil und Form, sondern auch in Inhalt und Gedanken ist Freiligrath stark beeinflußt worden durch Schenkendorfs Loblied auf 'Die deutschen Städte'. Ähnlich verherrlicht Freiligrath seine zweite Heimat, die ehrwürdige Hansestadt Soest. Beide Dichter schildern zunächst die Blütezeit der Hanse, um dann zu dem Schluß zu kommen, daß zwar das Gebäude der alten Hanse eingesunken sei, daß aber der Geist in den Städten fortlebe und nur aufs neue erweckt werden müsse. Diesen Gedanken führt besonders Freiligrath mit ziemlicher Breite und in steter Anlehnung an Schenkendorf durch. Zu einem Nachklange an die Dichtung der Befreiungskriege stempelt sein Gedicht vor allem die Schlußstrophe:

'Ha! graut vielleicht der Tag,
Und fliegt der Adler aus,
Dann folgen wir ihm nach
Zum wilden lust'gen Strauß!
Für ihn dann siegen wir und schlagen!' — —

[1]) III. S. 126.
[2]) Mitgeteilt von A. Volbert, Ferdinand Freiligrath als politischer Dichter, Münstersche Beiträge 1907, Heft 3, S. 3.

Hosted by Google

In dieser ganzen Periode bis 1841 beschränkt sich Freiligraths politische Dichtung auf die vaterländisch-politische Poesie, getreu seinem Grundsatz[1]): 'Die politische Poesie, insofern sie eine diplomatische ist, taugt eben nichts und ist von der patriotisch-politischen wohl zu distinguieren. Die Poesie soll sich eben an das Ewige, Bleibende halten und nicht immer mit dem verfluchten Dreck und Schund unsers kläglichen, miserablen Menschen-Staatslebens zu schaffen haben.' Etwas Ewiges und Bleibendes sind aber für Freiligrath die Begriffe Volk, Vaterlandsliebe und Vaterland, vielleicht die würdigsten Gegenstände der Poesie. Damit fußt Freiligrath ganz in den Anschauungen der Freiheitsdichter von 1813, in deren Gedanken er lebt, von deren Liedern er sich begeistern läßt, die er in der Wahl der Stoffe nachahmt; die Tages- und Parteipolitik findet auch in seinen Gedichten noch keine Stätte. —

Einen Wendepunkt in der politischen Dichtung bedeutet das Jahr 1841 vor allem durch Beckers Rheinlied und die ganze Lyrik, in deren Mittelpunkt 'der freie deutsche Rhein' steht[2]). So sehr Freiligrath 'das treffliche Lied des wackeren Becker' zusagte, so fand er es doch 'jammerschade, daß es zu sehr Furore gemacht'[3]) habe. Weit besser gefiel ihm das philosophisch gefärbte Rheinlied des Jung-Hegelianers Prutz. Als auf französischer Seite die Antworten nicht ausblieben, eine von Alfred de Musset, scharf und herausfordernd, und eine von Lamartine, friedlich und versöhnlich, da hat Freiligrath dem Gedanken des Weltfriedens und durch eine würdige deutsche Übersetzung von Lamartines 'Friedensmarseillaise an Nikolaus Becker' dem kosmopolitisch gerichteten Liberalismus seinen Tribut gezollt, ohne sich aber Herwegh und anderen Sängern radikaler Freiheit anzuschließen, zu denen er sich in schroffen Gegensatz stellte mit seiner Forderung: 'Der Dichter steht auf einer höheren Warte als auf den Zinnen der Partei.' Darauf verlangte Herwegh, der in seinem schönen 'Rheinweinlied' durchaus nationale Töne angeschlagen, sich aber dann mit seinen 'Gedichten eines Lebendigen' zum Wortführer des Umsturzes aufgeworfen hatte, von dem Dichter unbedingte Parteinahme: 'Ich hab' gewählt, ich habe mich entschieden — und meinen Lorbeer flechte die Partei!' Freiligrath jedoch wollte seine Poesie nicht zum Tummelplatz politischer Parteileidenschaften herabgewürdigt wissen. Zwar sah er ein, daß die Poesie ganz im heimischen vaterländischen Boden wurzeln müsse; daher beschloß er von dem Gebiet der Wüsten- und Negerpoesie abzugehen und auf dem Wege der vaterländisch-historischen Dichtung dem Herzen des Volkes näher zu kommen:

'Zum Teufel die Kamele
Zum Teufel auch die Leun!

---

[1]) X. S. 84, an Levin Schücking, Sept. 1841.
[2]) Vgl. Chr. Petzet: Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840—1850. München 1902, S. 16—43.
[3]) X. S. 81, an Adelheid von Stolterfoth, 16. Febr. 1841.


Hosted by Google

Es rauscht durch meine Seele
Der alte deutsche Rhein.' — —

Dagegen schlug Herwegh den Weg eines demagogischen Agitators ein und rief dadurch Freiligraths ganzen Unmut hervor, dem der Dichter, ehrlich wie er war, spöttisch und heftig Ausdruck gab in dem Gedicht: 'Ein Brief'. Am tiefsten hatte ihn die Kränkung des verehrten E. M. Arndt empört, von dem Herwegh schrieb: 'Nun schickt ihr uns den Alten mit der Krücke, alt — nicht bloß durch der Jahre Zahl.' Zornig ertönte Freiligraths Antwort:

'Du nanntest den alten Riesen
Zu alt zu dieser Frist?
Du hast uns nur bewiesen,
Daß du zu jung noch bist!'

Der starke vaterländische Geist und das Zurückgreifen auf die Dichter der Befreiungskriege berührt in diesem Gedichte um so angenehmer, als Freiligrath damit tatsächlich 'von der höheren Warte' in das Parteigetriebe hinabgestiegen ist, wie die zahlreichen Gedichte, die jetzt für und wider ihn Partei nehmen, zeigen. Hermann Rollet sang:

'Vielleicht vom Klang der Waffen
Wird Freiligrath bekehrt
Und zäumt sich statt Giraffen
Ein deutsches Flügelpferd'[1])

und Ludwig Wihl rief ihm zu:

'Befreie dich vom Drange
Der heißen Wüstenei,
Entfalte im Gesange,
Ein Herze warm und frei[2])!'

Es fanden sich auch Stimmen, die Freiligrath zum Denunzianten stempelten und ihm die heftigsten Vorwürfe machten[3]), wie Herwegh selbst in dem witzigen, aber boshaften und ungerechten 'Duett der Pensionierten', in dem er Freiligrath und Geibel Servilismus vorwarf und den königlichen Ehrensold als Schweigegeld auslegte. Freiligrath war durch die weiteren politischen Ereignisse selbst sehr erbittert worden, ließ sich aber nicht zu einer Parteinahme gegen sein Vaterland hinreißen. Seine Stellung kennzeichnet ein Brief an Schücking vom Februar 1843[4]): 'Das Verbot der Rhein. Zeitung, der Deutschen Jahrbücher, der Leipziger Allgemeinen, Herweghs Verbannung, Hoffmanns Absetzung ohne Pension, — das alles hat mich, wie jeden vernünftigen Freund der Freiheit und des Fortschrittes, kürzlich um so mehr verdüstert und auf mir gelastet, als es unleugbar ist, daß bloß die Eitelkeit, der Egoismus und die Tappigkeit unserer radikalen Wortführer die Reaktion in diesem Maße hervorgerufen haben. Insbesondere Herweghs Jungenhaftigkeit hat mich schwer ge-

[1]) Petzet, a. a. O. S. 287.
[2]) Petzet, a. a. O. S. 466.
[3]) Volbert, a. a. O. S. 47—58.
[4]) X. S. 96ff.

Hosted by Google

ärgert; — — — ihr kavalieres Losdreschen aufs Christentum, ihr frivoles Kokettieren mit Sozialismus und Kommunismus.' — — — Die politischen Zustände, das drückende Polizei- und Zensursystem und die Knechtung jeglicher Freiheitsregung durch die Reaktion trieben Freiligrath aber immer heftiger in die Opposition[1]). Als ehrlicher Mann verzichtete er auf die königliche Pension und trat dann August 1844 mit seiner Sammlung politischer Gedichte, dem Glaubensbekenntnis, hervor, 'durch Studium, Nachdenken und vor unsern Augen sich zutragende Fakten immer weiter links gedrängt'[2]). Ohne die Revolution zu wollen, erkannte er die Notwendigkeit einer Reform. 'Ich muß das los sein, ich will meiner Überzeugung gemäß die reine unzweideutige Stellung einnehmen, nach der meine Ehrlichkeit lechzt; ich schlage dem Faß den Boden ein. Mag daraus entstehen was da will.'

So scharf der Dichter im Glaubensbekenntnis mit dem Staate und den oberen Klassen, vor allen mit den Regierenden ins Gericht geht, so ist seine Stellung doch nur bestimmt durch die Not des Vaterlandes und besonders durch die Not der unteren Bevölkerungsschichten. Nie vergißt er sich so weit wie Herwegh, gegen das Vaterland selbst Stellung zu nehmen. Das Wohl des Vaterlandes ist immer noch sein höchstes Ideal, und dabei schweben ihm immer die Männer von 1813 vor. So finden sich in dieser Sammlung acht Sonette in Rückertschem Stil; die ersten, überschrieben 'Flottenträume', verlangen eine starke deutsche Flotte, gewiß nicht die Forderung eines internationalen Sozialisten —; als Namen der Schiffe werden vorgeschlagen zuerst 'Der Arndt', dann 'Die Königin Luise', 'Der alte Fritz', 'Der Doktor Luther'; das alles zeigt den Dichter ganz in den Ideenkreisen der vaterländischen Dichtung von 1813, ebenso ein anderes Sonett, in dem er Stein und Jahn als Vertreter des deutschen Adels und des deutschen Bürgertums einander gegenübertreten läßt. Mit echtem Verständnis für nationale Größe läßt er ein fünftes Schiff 'Die Sieben' nennen, nachdem er schon vorher den Brüdern Grimm ein liebevolles Gedicht 'Ein Kindermärchen' gewidmet hatte. Dieses tiefe Gefühl für Deutschtum und Deutschheit zeigt den 'Revolutionär' immer wider in engstem Zusammenhange mit den Dichtern der Befreiungskriege, besonders mit Schenkendorf, auf den er das Gedicht schrieb 'Bei Koblenz' (1843):

'Ach, die Freiheit, die du meintest,
Kam noch nicht mit ihrem Schein,
Ach, und widerum in Fesseln
Zieht dein Felsenkind, dein Rhein!'

Zeigt der 'Brief' an Herwegh Ähnlichkeit mit Eichendorffs Kriegslied, so tritt darin, besonders im Stil, der Einfluß von Schenkendorfs 'Der Kaiser Alexander': 'Ein Held ist ausgezogen, ein Held der Freundlichkeit' noch stärker hervor. In ähnlicher Weise

---

1) Volbert, a. a. O. S. 59—70.
2) X. S. 99 f., an Schücking, 3. Febr. 1844.


Hosted by Google

scheint ihm Schenkendorfs 'Der Stuhl Karls des Großen' zu der spöttischen Satire 'Der Königsstuhl bei Rhense' angeregt zu haben, den er nimmt

'als Augurium,
Als ein Zeichen uns zum Frommen
Aufgericht't am Rheinesstrand:
Daß du wirst zu Stuhle kommen
Sonsten auch, o deutsches Land!' —

— so wenig auch das letzte Gleichnis nach Schenkendorf klingt. Anklänge an Schenkendorfs 'Am 28. Januar 1814' liegen ferner in 'Des Kaisers Segen', aus dem der Schenkendorfsche Wunsch spricht:

'Nur einen solchen Herrn
Einmal nach tausend Jahren,
Dann soll der deutsche Stern
Hoch leuchten in Gefahr'

wozu aber bei Freiligrath die Erkennntnis kommt, daß auf die Widerkehr eines zweiten Großen Karl wenig Hoffnung besteht. Schenkendorfs Verse:

'Ich zieh' ins Feld für ew'ges Leben,
Für Freiheit und uraltes Recht' usw.

klingen wider in 'Die Freiheit! das Recht!' Auch das schönste Gedicht des 'Glaubensbekenntnis': 'Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte zeigt Schenkendorfsche Einflüsse; wenigstens im Stil und in der Art des Bildes hat es Ähnlichkeit mit Schenkendorfs 'Festlied':

'Da brach hervor zu Gottes Lust
Der Keim der Freiheit, welcher tief
Entsproß in Menschenbrust.'

Freiligrath betrachtet Deutschland als eine Knospe am Baum der Menschheit: 'O, wird die Knospe Blume nicht einmal?' In diesem Gedicht tritt die reine und tiefe Vaterlandsliebe des Dichters am gediegensten hervor. Dem Wertvollsten unter der Poesie der Freiheitskriege treten würdig zur Seite die Verse:

'O, Hauch der Freiheit, weh auch diese an!
In ihrem tiefsten, stillsten Heiligtume.
O, küss' sie auf zu Duft und Glanz und Schein —
Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einst vor allen dieses Deutschland sein!'

Die Parole der Freiheitskriege 'Deutschland und Freiheit über alles!' ist der Refrain des Gedichtes 'Feldmusik', ist der Grundton des ganzen Glaubensbekenntnisses trotz aller sozialistischen Einkleidung. Freiligraths Sozialismus verkehrt sich nicht in einen anti- und internationalen Kosmopolitismus, sondern fußt ganz auf dem Gedanken der nationalen Größe und Einheit Deutschlands; 'Ein neues Deutschland, frei und stark: ein Deutschland groß und eins' läßt er den alten Fritz fordern. Diese Anrufung Friedrichs des Großen, dessen Geist den Nachkommen die ehe-


Hosted by Google

malige Größe des Vaterlandes vor Augen hält und sie zu neuer Erhebung anspornt, geht ebenfalls auf die Dichter der Befreiungskriege zurück, denen der Hinweis auf Friedrich den Großen sehr nahe lag. So legt Stägemann Friedrichs Geist eine feurige Ansprache an Alexander von Rußland in den Mund, und Rückert läßt Friedrichs Geist in den 'Geharnischten Sonetten' aufs neue die Führung seiner Preußen übernehmen, die er mit wuchtigen Worten anfeuert, die Schmach von Jena zu tilgen. Ebenso verlangt Freiligrath, sich selbst ganz in der Rolle eines Freiheitssängers der großen Zeit fühlend, daß man die Erfolge von 1813 als Unterlage zu einem neuen Deutschen Reich benutze:

> 'Dazu die ganze Zeit von dreizehn und so fort —
> Ein Unterbau nur wär' es jetzt (gewaltig zwar und breit)
> Darauf ich erhübe frischen Muts, den Staat der neuen Zeit!'

Diese deutsch-nationale Gesinnung Freiligraths tritt überall kräftig hervor; jede Abhängigkeit Deutschlands und deutscher Länder von Fremden schmerzt ihn; ihn empört die französische Flagge auf den Moselschiffen in Deutsch-Lothringen und der französische Gruß; dem französischen Wimpel ruft er die Verse nach ('Zwei Flaggen!'):

> 'Ich bin ihm auf dem Rhein nicht grün,
> Des ist der liebe Gott mein Zeuge!'

Noch mehr kränkt es aber den Nationalstolz des Dichters, daß die deutschen Rheindampfer neben dem preußischen Aar den russischen Doppeladler führen, als demütigendes Zeichen, wie sehr sich Preußen in der Reaktion der Führung des Russenkaisers anvertraut hat, 'der

> Als Büttel haust auf unsern Grenzen;
> Der gegendeutsch und undeutsch ist,
> Und dem wir dennoch feig scherwenzen'.

Während noch die Dichter von 1813 den russischen Kaiser als den Befreier Deutschlands begrüßten, durfte Freiligrath mit vollem Recht den 'biederen Sankt Nikolaus', wie er im 'Kinderlied' den Zaren verspottet, als eine große Gefahr für die Einigung und Erstarkung des freien Deutschland betrachten. Wie Körner und Stägemann verherrlicht er Prinz Ludwig Ferdinand, allerdings nicht als Feldherrn, sondern weil er zuerst den Zopf in Preußen abgeschnitten habe. Auch 'Ein Denkmal', das Hutten mit seinem Spruch: 'iacta est alea! Ich hab's gewagt!' als Vorkämpfer deutscher Freiheit preist, hat Vorläufer in der Zeit der Erhebung; schon in einem Gedichte A. L. Follens wird Hutten mit seinem Wahlspruch angeführt. — Von warmer sehnsüchtiger Vaterlandsliebe und von der Hoffnung auf eine neue große Zeit Deutschlands beseelt ist das schöne Gedicht 'Deutschland ist Hamlet', ein Vergleich, der über Börne auf Tieck zurückgeht[1]. Freilich

[1]) Vgl. R. M. Meyer, Gestalten und Probleme. Berlin 1905. S. 265ff.


Hosted by Google

ist das Glaubensbekenntnis eine herbe Kritik der bestehenden Zustände, ja es ist vom Standpunkte der Zeit revolutionär, weil es eine gänzliche Neuordnung des Staatslebens, der Staatsverfassung und der sozialen Verhältnisse fordert. Aber keineswegs darf die 'rote Internationale' den Dichter des 'Glaubensbekenntnisses' zu den Ihren zählen, den Vorkämpfer deutscher Einheit und deutscher Freiheit, den Verkünder der deutschen Flotte, von dem Hermann von Gilm sang: 'Hört ihr nicht Freiligrath im Eichenhaine gewaltig zimmern an der deutschen Flotte[1])?' Vielmehr gehört der 'nationale Revolutionär' des Glaubensbekenntnisses, der begeisterte Verehrer von Arndt und Schenkendorf in die Reihe der vaterländischen Dichter, ohne daß dadurch seine große Bedeutung als sozialpolitischer Dichter und Vorkämpfer sozialer Freiheit und Gleichheit in Frage gestellt wird.

Unbestreitbar ist dagegen Freiligrath mit den flammenden Feuerbränden des 'Ça ira' von 1846 und den 'Neueren politischen und sozialen Gedichten' in das Lager der extremsten Republikaner, ja der radikalen Revolutionäre übergegangen, und vergeblich suchen wir in diesen Gedichten nach den alten, vaterländischen Klängen. Getäuschte Hoffnungen, tiefes Mitgefühl mit den unterdrückten Schichten des Volkes hatten Freiligrath immer mehr in die Rolle des Wortführers der Revolution hineingeführt, und er selbst brachte sich durch seine Dichtung in immer wilderen Zorn. Nicht politische Doktrinen und Theorien haben ihn zum Revolutionär gemacht, sondern lediglich sein Herz und sein Gefühl, wie Gottfried Kinkel in seiner schönen, aber stark parteiisch gefärbten Freiligrath-Rede richtig ausführt[2]): 'Denn Freiligrath ist kein Politiker der ruhigen Einsicht; ihn trieb das heiße Herz in die Politik, das tiefe Mitgefühl mit den Armen und Unterdrückten. — — Darum aber, weil sie ihm aus dem Gemüt kam, blieb auch seine Politik immer poetisch.' Die mißglückte Revolution und das Leben in der Verbannung mußten seine Revolutionsdichtung zunächst nur noch heller auflodern lassen. Aber nie hat er sich, wie Herwegh, am deutschen Vaterlande selbst vergriffen! — Wenn R. M. Meyer in den 'Neueren politischen und sozialen Gedichten', rein dichterisch genommen, den Höhepunkt von Freiligraths künstlerischer Leistung sieht[3]), so wird man demgegenüber einwenden dürfen, daß, wenn nicht an Wucht und Kraft der Sprache, doch an poetischer Schönheit manche Verse des Glaubensbekenntnisses wie der späteren patriotischen Lyrik der Poesie der extremsten Revolutionsdichtung gleichkommen 'und daß sich mit mehr Berechtigung Petzet dahin ausspricht, daß manche der Revolutionslieder 'mehr als zeitgeschichtliche Stimmungsbilder, denn als poetische Kunsterzeugnisse zu buchen sind und starke

---

[1]) Petzet, a. a. O. S. 364.

[2]) Festrede auf Ferd. Freiligrath, gehalten in der Gesellschaft 'Klapperkasten' zu Leipzig am 6. Juli 1867. Leipz. Recl. S. 19f.

[3]) Die deutsche Literatur des 19. Jhs. S. 288.


Hosted by Google

Spuren der Schnellmacherei tragen'. Petzet fährt fort[1]): 'Daß der Dichter das Allheilkraut der "Republik" ganz allgemein empfiehlt und die banale Phraseologie für ihre Vorzüge vor der Monarchie, die mit der Sklaverei gleichbedeutend erachtet wird, mit mehr Leidenschaft als Geist gebraucht, mag er späterhin sich selbst wohl nicht zum Ruhme angerechnet haben.'

Für uns ist die Hauptsache, daß dieser 'Höhepunkt der künstlerischen Leistung' nicht zugleich der Höhepunkt und Abschluß von Freiligraths dichterischem Schaffen überhaupt ist. Ganz abgesehen von den Übersetzungen und Gelegenheitsgedichten der nächsten Jahre hat allein die patriotische Lyrik von 1870 die Wirkung gehabt, den Dichter im Herzen jedes nationalgesinnten Deutschen ein ehren- und liebevolles Andenken zu sichern. Aus seinen Briefen sehen wir, wie der wackere Deutsche wohl seinem Vaterlande zürnte, aber es deshalb nicht haßte, im Gegenteil es innig liebte, wie sein Zorn eigentlich nur aus reiner Liebe zum Vaterlande entsprang, das kulturell und politisch noch nicht die hohe Stellung einnahm, die Freiligrath als die für sein Vaterland einzig würdige erhoffte und ersehnte. Den preußischen Erfolgen von 1866 stand er noch skeptisch, aber nicht feindselig gegenüber; das zeigt das Gedicht 'Nadel und Draht' und ebenso ein Brief vom 26. September 1866[2]): 'Aus "Nadel und Draht" hast Du gesehen, daß mich die Erfolge der preußischen Waffen nicht mit fortgerissen haben. Ich bewundere die Tapferkeit des Heeres, aber ich perhorresziere die selbstischen Zwecke der Hohenzollern und ihrer Berater. Ich sehe Cäsarismus und Prätorianismus voraus.' Bei Ausbruch des Krieges von 1870 schrieb Freiligrath, vom deutschen Volk ohne seine Bitte zurückberufen, mit einer Nationalehrengabe bedacht und überall auf die liebevollste und ehrendste Weise aufgenommen[3]): 'Ich hoffe und erflehe Sieg für Deutschland. — — — Daß ich mit jeder Faser meines Herzens deutsch bin und mich in aller Sorge stolz und gehoben fühle durch das einige, einheitliche Vorgehen Deutschlands, brauche ich Dir nicht zu sagen. Es ist eine schwere aber auch eine große Zeit, und ich hoffe zu Gott, daß Deutschland größer, stärker, herrlicher aus dem Kampfe hervorgehen wird, als es je zuvor gewesen!' Mit besonderem Stolz erfüllte es den Dichter, daß sich sein Sohn Wolfgang in den Dienst des Vaterlandes stellen durfte, zwar nicht in den Waffendienst, aber doch in den nicht minder schweren des Roten Kreuzes. Bedeutender aber für die Nation war das Weiheopfer, das der Vater selbst dem Vaterlande in seiner Dichtung darbrachte. Mit seinem 'Hurra Germania' hat er dem deutschen Volke ein neues Nationallied geschenkt, das an Wirkung und Kraft vielleicht nur gewinnt dadurch, daß es die Klänge der Dichtung der Befreiungskriege wider aufleben läßt und sich besonders an Arndts 'Deutsches Vaterland' anlehnt. Das zuversichtliche, mutvolle Gedicht erscheint beinahe wie die Erfüllung

---

[1]) A. a. O. S. 203 f.
[2]) X. S. 145, an Th. Eichmann.
[3]) X. S. 149, an Th. Eichmann.


Hosted by Google

der Wünsche, die Rückert für Deutschland sehnsuchtsvoll ausgesprochen hatte:

'Zu welch hohem Heldenleibe
Einer Riesin voller Mark
Könntest du aus schwachem Weibe
Wachsen, Deutschland, groß und stark.'

So knüpft das Lied mit doppelten Beziehungen an die Kriegsdichtung von 1813 an, und in dem selben Geist sind die andern Lieder gehalten. Zunächst 'So wird es geschehen' mit direkter Bezugnahme auf die Zeit der deutschen Erhebung:

'Wie der Korse, der Ohm, in unendlichen Reihn
Seine Tausende führte nach Rußland hinein,
So bekriegt jetzt der Korse, der Neffe des Ohms,
So bekriegt er die Ufer des deutschesten Stroms.'

Im leichten Stil des alten Lager- und Soldatenliedes erklingt:

'Trara! Nun schwingt euch in den Sitz!
Es gilt heut nicht dem alten Fritz,
Es gilt dem jungen Fritzen!' — — —

Freilich gehen die Schmerzen und Wunden, die der Krieg mit sich bringt, dem Menschenfreunde sehr nahe: er bemüht sich zur Heilung und Linderung sein Möglichstes beizutragen. Zur Unterstützung durch den Krieg verwaister Familien schrieb er den poetischen Aufruf 'Freiwillige vor!' und richtete 'an Wolfgang im Felde' die Mahnung:

'Verdien' dir deine Sporen
Im Dienst der Menschlichkeit!'

Zu Freiligraths herrlichsten Schöpfungen und zu den ergreifendsten und schönsten Dichtungen der gesamten vaterländischen Lyrik und Schlachtenpoesie gehört die jetzt jedem deutschen Kinde bekannte 'Trompete von Gravelotte', die würdig neben jedes Gedicht von Arndt, Schenkendorf und Körner treten kann.

Hier steht der Dichter in ungeschwächter Kraft auf der Höhe seiner schönsten Kunst, so gut wie im Glaubensbekenntnis. Hier gibt er wider sein Glaubensbekenntnis, ein Bekenntnis zum deutschen Vaterlande, nicht zur Revolution. Hier hat der Dichter wider festen Fuß gefaßt auf dem Boden, in dem seine Kraft, seine Liebe, seine Dichtung wurzeln, auf dem Boden der Heimat und des Vaterlandes. Hier tritt der alte Dichter aufs neue in die Bahnen ein, von denen er in seinen jungen Jahren ausgegangen und denen er auch im Mannesalter treu geblieben war, in die Bahnen der Dichter der Befreiungskriege, denen er als würdiger Genosse, als Sänger des zweiten deutschen Nationalkrieges zur Seite tritt. — Daß er sich selbst als Dichter des Vaterlandes und des deutschen Volkes fühlte, zeigt die 1870 erschienene Ausgabe seiner Lieder, die er mit einer warmen, liebevollen Widmung 'An Deutschland' dem Vaterlande weihte.

Hosted by Google

Bei einem solchen, poetisch und menschlich gleich erhebenden Ausklange dieses deutschen Dichterlebens, dürfen wir da urteilen: 'Und dennoch ist der echte Freiligrath nicht der Dichter des "Löwenritts" — — — der Revolutionsdichter ist es. In den politischen Liedern steht Freiligrath am höchsten; hier hat er erreicht, was er sonst nur suchte und was er nach kurzer Blüte wider verlor. Hierher gehört er, zu den Revolutionsdichtern —[1])!' Mögen die modernen, internationalen Sozialdemokraten und kosmopolitisch veranlagte Schwärmer den Dichter von 'Ça ira' und der 'Neueren politischen und sozialen Gedichte' als den Ihrigen betrachten, der Dichter des 'Glaubensbekenntnisses' hat nichts mit ihnen gemein als allgemeine soziale Forderungen. — Wir wollen aber gerade auf das 'Ewige, das Bleibende' Wert legen, und dazu gehören die Ergüsse des krassesten Radikalismus nicht, von denen Freiligrath selbst sagte[2]): 'Diese Sachen sind längst historisch geworden und sollten nicht mehr agitieren.' Dazu gehört allerdings das 'Glaubensbekenntnis', aber nicht allein wegen seiner revolutionären und sozialistischen Tendenzen, sondern in erster Linie wegen der warmen Vaterlandsliebe und der vaterländischen Begeisterung, die diese Lieder mit der nationalen Dichtung von 1813 wie von 1870 verbindet. Der vaterländische Dichter ist ganz der echte Freiligrath und der würdige Nachfolger der Sänger von 1813, in deren Spuren er so bewußt getreten ist.

---

[1]) R. M. Meyer, Die deutsche Literatur d. 19. Jhs. S. 279.
[2]) Nach Schmidt-Weißenfels; vgl. V. S. 6.

Hosted by Google

MITTEILUNGEN

Einen Festgruß!

— wenn auch *post festum* — den bayrischen Gymnasiallehrern, die soeben den 50. Stiftungstag ihres Vereins begangen und uns in dem fünften und sechsten Heft ihrer Gymnasialblätter eine Festgabe überreicht haben, darin sie (S. 231) auch der neuen Form unserer Zeitschrift mit sympathischem Zuruf gedenken.

Die Festgabe, etwa 15 Aufsätze von Universitäts- und Gymnasiallehrern, bedeutet eine schöne Verkörperung des Ideals, dem auch wir nachstreben, und dem in einem Artikel 'Über die wissenschaftliche Weiterbildung' Otto Stählin einen überaus schlichten und ergreifenden Ausdruck geliehen hat.

An der Spitze des Hefts steht ein Aufsatz von Otto Crusius über Heraklit und Pindar und damit über eine Parallele, die sich wohl noch weiter illustrieren läßt, z. B. durch die berühmte Stelle (Ende Pyth. VIII): ἐπάμεροι· τί δέ τις; τί δ'οὔ τις; σκιᾶς ὄναρ ἄνθρωπος. Zu der Erklärung dieser Worte, die ich (Berl. philol. Wochenschr. 1913, 304) so formulierte: 'kaum dünkt uns, wir wären etwas, so sind wir es nicht mehr, oder wir wären etwas nicht, so sind wir es schon', schrieb mir ein Freund: 'das ist mir zu Heraklitisch'! O. Schroeder.

Σ Korruption. 'Auf dem gesamten Gebiete ist dieses Werk bei weitem das großartigste, das je erschienen ist.' 'Es ist ein Werk, um das uns alle Nationen beneiden, ein Dokument deutschen usw'. 'Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: die erstaunliche Universalität und Tiefgründigkeit usw.'

'Es ist ein dankenswerter Schritt der Verlagsbuchhandlung usw.' — Hier beginnt nun doch die Korruption, zu Deutsch: der Schwindel. Denn diese Wendung gedenkt die Verlagsbuchhandlung selber durch ihren Waschzettel dem Esel oder Schuft von Rezensenten zu suggerieren. Das ist nichts Neues; aber in dieser Schamlosigkeit und — in der Häufigkeit der Erscheinung, ist es doch neu. Die beste Abwehr ist: tiefer hängen. Wir werden es das nächste Mal mit Namennennung tun.

Σ Bücherei — Kinderei. Das Unheil ist im Zuge, aufzuhalten ist es nicht mehr, aber einen kleinen Denkzettel wird man ihm auf den Weg geben dürfen. Also 'die deutsche Bücherei des Börsenvereins usw ist überall sympathischer Aufnahme begegnet'! Die Sache wohl kaum s. u. S. 349; und der Name —? Gewiß überall da, wo man mehr gesinnungs- als sprachtüchtig sich freut, einen internationalen und jahrtausendalten Kunstausdruck wider einmal in 'gutes Deutsch' verwandelt zu haben. Wirklich gutes? Die Endung —ei ist Verhochdeutschung eines für niederdeutsch gehaltenen —i: *mîn* — mein, *melodie* — Melodei, *frîgerî* — Freierei. Daß die Bildung —erei in Handwerksbezeichnungen, wie Bäckerei, Brauerei, aus dem Romanischen stammt (*librairie*, *libraria*, *librarius*) mag hingehn, aber das Plural-er steht in Bücherei auf der selben Höhe, wie in Kinderei, gebildet nach Analogie von Singerei, Schweinerei und verwandt mit Bummelei, Eselei, Teufelei — eine angenehme Gesellschaft! Und wenn doch überall der Ton die Musik macht, so stempelt hier die französische Betonung den Namen der 'Deutschen Bücherei' für alle Zeiten zu einem Denkmal einer mit tiefem Ernst, ja mit dem Gefühl einer nationalen Großtat, betriebnen Spielerei.

Hosted by Google

Ih Verhandlungen des achtzehnten Deutschen Geographentags zu Innsbruck vom 28. Mai bis 2. Juni 1912. Berlin 1912.

Aus dem reichen Inhalt sei das Folgende hervorgehoben:

E. Brückner erstattet Bericht über die 1911 und 12 von Österreich und Italien gemeinsam ausgeführten Untersuchungen in der Adria, bei denen viele Hunderte von Messungen der Tiefe, der Temperatur, der Strömung, des Salzgehalts, Sauerstoffgehalts usw. vorgenommen sind. Statt der bisher angenommenen größten Tiefe von 1645 m wurde nur eine solche von 1228 m gefunden. Sehr interessant waren die Ergebnisse der Temperatur- und Salzgehaltmessungen; übersichtliche Kärtchen, von Prof. A. Grund entworfen, veranschaulichen sie. An der dalmatischen Küste wird kaltes Auftriebwasser beobachtet; es kann nicht, wie wohl angenommen worden ist, von unterseeischen Karstquellen herrühren, da es stark salzig ist.

Prof. Fritz Jäger (Berlin) berichtet über das abflußlose Gebiet von Deutsch-Ostafrika. Es ist eine Hochfläche mit Inselbergen, durch Verwerfungen und Vulkanausbrüche umgestaltet, und zwar in recht junger Vergangenheit, denn die Bruchstufen und die Vulkane sind von der Erosion noch wenig zerstört. Passarges Erklärung für die Entstehung der Inselberge (Abtragung durch sandbeladenen Wind, wobei die härtern Gesteine stehen blieben) ist hier nicht anwendbar, da die Inselberge aus demselben Gestein bestehen wie die Umgebung. Jäger erklärt ihre Entstehung so: Eine Hochebene wurde vom fließenden Wasser zerschnitten und das so entstandene Bergland durch Wandverwitterung in Inselberge aufgelöst. Östlich der großen Bruchstufe liegen die Vulkane einzeln, westlich von ihr verschmolzen sie zu einem gemeinsamen Grundbau, aus dem nur die Gipfelkuppen aufragen. Die Ausmaße der Krater sind hier teilweise riesenhaft; der größte ist der Ngorongoro, 22 km im Durchmesser, in dem ganz Berlin bequem Platz fände. Diese Riesenkrater sind nicht durch Explosion, sondern durch Rücksinken der Lava entstanden. Bei der Trockenheit des Klimas sammelt sich das Wasser in zahlreichen flachen abflußlosen Salzseen, deren horizontale Umrisse mit den Schwankungen der Niederschläge außerordentliche Änderungen erfahren.

G. Merzbacher entwirft ein Bild von dem Tian schan. Der Tian schan ist ein Bruchschollengebirge. Die eigentümlichen Hochtäler von 20 bis 40 km Breite und Hunderten von Kilometern Länge sind entstanden durch Einsenkung langer Streifen, deren Oberfläche dann hauptsächlich durch glaziale Aufschüttung eingeebnet wurde. Neuerdings haben die Flüsse in ihren Boden cañonartige Täler eingeschnitten. Die Lößbildung schreitet noch jetzt ungestört fort. Im zentralen Tian schan bewirkt die gewaltige Höhe des Gebirges trotz der kontinentalen Lage doch starke Niederschläge in der Gipfelregion, so daß Eisströme von gewaltiger Länge tief herabreichen. Nirgends auf der Erde liegen Gletscher und Wüste so nahe beieinander wie hier. Im östlichen Tian schan reichen die Niederschläge jetzt nur noch zur Bildung einer Firndecke aus; in der Eiszeit haben allerdings auch hier sich Gletscher in die Täler ergossen. Der klimatische Gegensatz zwischen der feuchten und kälteren Nordseite und der trockenen und heißen Südseite des Gebirgs ist außerordentlich groß. Die nach Süden durchbrechenden Flüsse haben aber gerade hier städtisches Leben entstehen lassen, das, wie die bekannten archäologischen Funde gezeigt haben, in der Vergangenheit noch viel reicher war. Der Norden wird dagegen jetzt fast nur von Nomaden bewohnt, nachdem das einst dicht bevölkerte Iligebiet vor vierzig Jahren durch den furchtbaren Dunganenaufstand ganz verödet ist. Die Nomaden lassen durch ihre Herden die Weiden mehr zertreten als abweiden, auch die in letzter Zeit angesiedelten russischen Bauern verstehen die herrlichen Gebirgsweiden nicht zu benutzen.

Eine Ergänzung zu dem vorigen Vortrag liefert der Bericht von Prof. Machatschek-Wien über seine Gletscherstudien im westlichen Tian schan. Die Schneegrenze liegt bei der Trockenheit des Klimas sehr hoch, ein zusammenhängendes Waldkleid fehlt dem Gebirge. Es sind nur von einer Haupteiszeit Spuren vorhanden. Die eiszeitliche Schneegrenze lag nur 600 m

Hosted by Google

unter der jetzigen; es scheint überhaupt die Regel, daß die eiszeitliche Depression der Schneegrenze in kontinentalen Gebieten viel geringer war als in ozeanischen.

H. v. Staff-Berlin hat sich der zur Bergung der Riesensaurierreste Ostafrikas entsandten Expedition angeschlossen und dabei Studien über die Morphologie des Tendagurugebiets angestellt. Es folgen von Lindi aus landeinwärts: eine Zone von Küstenterrassen, eine Vorplateaustufe, eine Tafel aus Gesteinen der Kreideperiode, die westwärts mit einer hohen Schichtstufe gegen ein Gneisland mit Inselbergen abbricht. Die Ausführungen über die Entstehung dieser Landformen sind etwas schwer verständlich. Die Schuld trägt nicht der Verfasser, sondern der Umstand, daß die Skizzen und Bilder, durch die in Innsbruck der Vortrag erläutert wurde, dem vorliegenden Bande nicht beigegeben sind.

Dr. Merz hat gelegentlich der Legung des Kabels Monrovia—Pernambuco ein Querprofil durch den Atlantischen Ozean aufnehmen können, wobei zahlreiche wichtige Messungen über hydrographische Verhältnisse angestellt sind. Die vorgezeigten Kurven sind leider dem Bande nicht beigegeben. Ich glaube viele Leser würden lieber auf anderes, z. B. den Wortlaut der zahlreichen Begrüßungsansprachen verzichtet haben.

Von besonderem Interesse ist, daß sich in ungefähr 650 m Tiefe ein Minimum des Salzgehalts findet. Prof. v. Drygalski machte in der Diskussion den Vorschlag, von dieser Stufe ab die Tiefsee zu rechnen.

Prof. Norbert Krebs-Wien behandelt die bewohnten und unbewohnten Areale der Alpen und zeigt deren Abhängigkeit von klimatischen, orographischen, geologischen und kulturellen Verhältnissen. Die unbewohnte Fläche beträgt in großen Teilen der Alpen drei Viertel und mehr des Gesamtareals. Die Siedelung reicht im italienischen Sprachgebiet nicht so weit hinauf wie im deutschen, was hauptsächlich von der Vorliebe der Italiener für den Maisbau herrührt. Die Siedelungsgrenze ist neuerdings vielfach bergabwärts verschoben worden durch Aufkaufen von Waldhöfen seitens der Großgrundbesitzer und durch die Auflassung von Bergwerken und Glashütten. Manches Hinaufschieben der Grenze unter dem Einfluß des Fremdenverkehrs vermag diesen Verlust nicht auszugleichen.

Dr. O. Stolz-Innsbruck zeigt die Entwicklung der bayrisch-tirolischen Landesgrenze aus dem ursprünglichen Grenzstreifen. An manchen Stellen ist die genaue Festlegung erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts erfolgt.

Die Vorträge von Prof. Sölch-Graz über die Geomorphologie des steirischen Randgebirges und von Dr. Distel-München: 'Zur Entstehung des alpinen Taltrogs' ruhen so sehr auf eingehenden Spezialforschungen, daß es kaum möglich ist, ihnen in dem Rahmen eines kurzen Referats gerecht zu werden. Es sei nur erwähnt, daß Distel in mehreren Punkten zu anderen Ergebnissen kommt als das große Werk von Penck und Brückner. Besonders beachtenswert scheint mir seine Deutung des amphitheatralischen Trogschlusses als Endpunkt rückschreitender Wassererosion vor dem Eintreten der großen Vereisung.

In der Diskussion sprach sich v. Drygalski gegen die Entstehung des Taltrogs durch Tiefenerosion des Gletschers aus und verwies auf die Seitenerosion durch Seitwärts- und Aufwärtsquellen des Eises, wie er es in Grönland zuerst beobachtet hat. Als ergänzender Beitrag zur Theorie der Glazialerosion ist dies sehr zu begrüßen, die Tiefenerosion des Eises aber darum zu leugnen, scheint mir einseitig.

Geh. Oberbergrat Lepsius-Darmstadt hielt einen Vortrag über 'Einheit und Ursachen der Eiszeit in den Alpen'. Lepsius leugnet das Vorkommen interglazialer Bildungen, bestreitet die Mehrheit der Vereisungen und erklärt die Eiszeit dadurch, daß die Alpen um 1300 m gehoben wurden und dann wider um ebensoviel sanken. In der Tat verblüffend einfach!

Von Einzelheiten ist mir als besonders merkwürdig die Antithese (?) aufgefallen, daß in Nordamerika einst die Gletscher bis 40° nördlicher Breite reichten, in Südamerika zwischen den Wendekreisen die Spuren der Vergletscherung nur bis 4000 m herabgehn.

Obwohl in der etwas erregten Diskussion nach einer vernichtenden

Kritik Pencks sich v. Drygalski in einigen Punkten auf die Seite von Lepsius gestellt hat, glaube ich doch nicht, daß letzterer viele Anhänger für seine Theorie gewinnen wird.

Die Berichte von Geheimrat Hahn-Königsberg über die Tätigkeit der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde Deutschlands und von Geheimrat Penck über die Beziehungen des Deutschen Geographentags zum Deutschen Ausschuß für den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht entziehn sich ihrer Natur nach der Besprechung in einem Referat und müssen von Interessenten im Original nachgelesen werden. Ein gleiches gilt von dem Vortrag Prof. Siegers-Graz über die Stellung der Geographie an den österreichischen Mittelschulen (bekanntlich = höheren Schulen in unserem Sinne). Der Vortrag von Prof. Lukas-Graz 'Kolonialgeographie an den österreichischen höhern Schulen' empfiehlt eine eingehende Behandlung von Bosnien als Kolonialland, daneben aber auch eine vergleichende Betrachtung der außereuropäischen Kolonialreiche mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonien.

Die Ständige Kommission für den erdkundlichen Unterricht vermag nichts von Erfolgen zu berichten und ist auf ihren eigenen Antrag aufgelöst worden. Überhaupt macht der schulgeographische Teil gerade keinen sehr anregenden Eindruck. Als Kuriosum sei erwähnt, daß ein österreichischer Schulmannn den Antrag stellte, der Geographentag möge sich dafür aussprechen, daß der Physiklehrer beim Unterricht in der mathematischen Geographie den Atlas verwende. Als ob solche Einzelheiten des Unterrichts auf den Geographentag gehörten! Der Antrag ist glücklicherweise zurückgezogen worden.

Prof. v. Scala-Innsbruck zeigt, daß die von Eratosthenes gefundenen Erdmaße bis in das Zeitalter der Entdeckungen maßgebend geblieben sind.

Geheimrat Prof. S. Günther-München weist in einer geistvollen Skizze hin auf den Unterschied zwischen Geschichte der Erdkunde und historischer Geographie, welch letztere die Aufgabe hat zu zeigen, wie die Erdoberfläche in einem gegebenen Zeitpunkt, verglichen mit dem heutigen Bilde, tatsächlich ausgesehen hat. An einer Reihe von Beispielen zeigt er, wie besonders Änderungen des Pflanzenkleides manche Landschaft in wenigen Jahrhunderten ganz verwandelt haben.

Der gelehrte Pater Joseph Fischer-Feldkirch macht Mitteilungen von äußerst wichtigen und ergebnisreichen Forschungen über die handschriftliche Überlieferung der Ptolemäuskarten, die er mit bewundernswürdigem Scharfsinn angestellt hat.

Prof. Passarge-Hamburg setzt den Plan zu einem physiologisch-morphologischen Atlas auseinander. Ohne die in Innsbruck vorgelegten Probeblätter entbehren aber seine Ausführungen natürlich der Anschaulichkeit.

Hosted by Google

ANZEIGEN

1) Gerhard Budde, Alte und neue Bahnen für die Pädagogik. Leipzig 1912, Otto Nemmich (Die Pädagogik der Gegenwart, herausgeg. von A. Möbusz u. H. Walsemann, Bd. 3). 215 S. Preis geb. 4,65 ℳ, im Abonnement 4 ℳ.

Ein Porträt und eine kurze biographische Skizze macht den Leser zunächst mit der Persönlichkeit des Verfassers bekannt, der an Emsigkeit des schriftstellerischen Schaffens heute wohl mit an der Spitze der pädagogischen Autoren steht und sich mit seiner zwischen einseitiger Individual- und ebenso einseitiger Sozialpädagogik die Mitte haltenden Persönlichkeitspädagogik ohne Zweifel auch um das höhere Schulwesen manche Verdienste erworben hat. Als Aufgabe des vorliegenden Buches bezeichnet der hierauf selbst zum Wort kommende Verfasser, erstens 'den noch immer nicht genug erkannten oder wenigstens nicht genug gewürdigten Einfluß klarzulegen, den der Philosoph Hegel auf die Entwicklung des gesamten Schulwesens Preußens und damit auch Deutschlands ausgeübt hat', und zu beweisen, 'daß Hegel der eigentliche Vater des alten intellektualistischen Bildungsideals ist', sodann 'einige der wichtigsten modernen pädagogischen Strömungen zu charakterisieren, die im Vordergrunde der pädagogischen Diskussion stehen', und endlich zu zeigen, wie die über die Einseitigkeit dieser Strömungen hinweg zu einer Synthese strebende Philosophie Rudolf Euckens geeignet ist, einer neuen Pädagogik die unerläßliche philosophische Grundlage zu geben.

Was der Verfasser in der Durchführung dieser seiner Absichten vorträgt, verdient zu einem großen Teile Zustimmung und ist auch nützlich zu lesen, wenn es auch auf weite Strecken hin vorwiegend den Charakter des Referats über die Äußerungen derer hat, die an den 'alten Bahnen' Kritik geübt und auf 'neue Bahnen' hingewiesen haben, übrigens auch vielfach nur frühere Darlegungen Buddes selber in längeren Auszügen widerholt; der wunde Punkt in den schulpolitischen Anschauungen des Verfassers ist auch diesmal wider vor allem die Unterschätzung des Griechischen, dem die Rolle eines fakultativen Faches zugewiesen wird, und die Überschätzung der Bewegungsfreiheit, die durch eine Differenzierung des Lehrplans in den oberen Klassen erreicht werden soll: auch auf dem Boden des Novembererlasses vom Jahre 1900 lassen sich die allgemeinen pädagogischen Forderungen durchführen, die Verfasser u. a. mit sehr zahlreichen Vertretern des humanistischen Gymnasiums durchaus gemeinsam hat, und Buddes sehr berechtigter, auch in diesem Buche widerholter Ruf nach 'Mehr Freude an der Schule!' kann in dem nicht

Hosted by Google

obligatorischen Gymnasium mit obligatorischem Griechisch ganz ebensogut befolgt werden wie in den höheren Lehranstalten, die vom Verfasser gefordert werden.

2) Adolf Matthias, Erlebtes und Zukunftsfragen aus Schulverwaltung, Unterricht und Erziehung. Ein Buch für Freunde deutscher Bildung. VII, 319 S. Berlin 1913, Weidmannsche Buchhandlung. Preis geb. 6 ℳ.

Es wird gewiß auch anderen so gehen: mir wenigstens schwebt immer, neben eigenen Arbeitsplänen, eine Reihe von Büchern vor Augen, die ich mir von dem und jenem berufenen Manne als dem besten Vertreter des betreffenden Arbeitsgebietes geschrieben wünsche, und es ist mir stets eine ganz besondere Freude, wenn der heimlich gehegte Wunsch ab und zu einmal wirklich erfüllt wird; die oft nur recht äußerlich gebrauchte Wendung, daß die Leserwelt mit einem Buche 'beschenkt' worden ist, trifft dann für mich vollauf im wahren Sinne des Wortes zu, und es ist mir eine Art von Festtag, wenn die Neuerscheinung in meine Hand gelangt.

Auch das vorliegende Werk habe ich in solcher Festtagsstimmung in die Hand genommen und durchgelesen, nicht nur weil's ein neuer 'Matthias' ist — was an sich schon eine gute Grundlage für festliche Stimmung des Lesenden bedeutet —, sondern auch, weil hier wider einmal das rechte Buch so ganz und gar und so ganz zur rechten Zeit von dem rechten Mann geschrieben und der Ertrag dem so ganz entsprechend ist.

Man tut einem solchen Buch für mein Gefühl ein Unrecht an, wenn man als Referent über seinen Inhalt berichtet und zu Einzelheiten 'Stellung nimmt'; die Mahnung, es zu lesen und auf sich wirken zu lassen, sollte der alleinige Inhalt der Anzeige sein. 'Eine Zukunftspädagogik mit so kräftiger Nahrung, daß sie schwächlichen Naturen nicht behagen würde', hat das Buch ursprünglich werden sollen; der Plan ist insofern verändert worden, als in dem 'Erlebten' eine Fülle wertvollster Mitteilungen und Beobachtungen aus des Verfassers an 'schönen und fruchtbaren Werten' so reichem Leben und Wirken hinzugekommen ist, aber die Nahrung ist kräftig geblieben, ganz entsprechend dem hohen und freien Standpunkt der lebens- und kraftvollen Persönlichkeit, von der sie uns dargeboten wird, und die Winke für die Zukunft sind über dem 'Erlebten' nicht zu kurz gekommen, sondern haben aus ihm nur gewonnen an treffsicherer Klarheit ihrer Richtung sowie an greifbarer Wirkung ihrer Form.

Seinem Untertitel nach wendet sich das Buch an einen weiten Kreis von Lesern: möchten recht viele oder besser: möchten alle Vertreter der höheren Schule neben dem überreichen Gewinn, den sie für ihren Beruf aus dem Buche ziehen können, auch in dem Sinne des Buches Leser sein, daß sie ihm als wahre 'Freunde deutscher Bildung' offenen und empfänglichen Geistes auf die hohe Warte folgen, von der aus, man darf wohl sagen: jedes Wort dieses Werkes geschrieben ist. Daß es einem der führenden Vertreter des deutschen Verlagsbuchhandels,

Hosted by Google

Herrn Dr. Ernst Vollert, zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum als Leiter der Weidmannschen Buchhandlung gewidmet ist, ist eine verdiente Ehrung des Mannes, der mit seinem Verlage schon an der ersten Planung des Buches Anteil nahm und der für die Pflege deutscher Bildung überhaupt mit weithinwirkendem Erfolge rastlos tätig ist.

3) Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff, Reden und Vorträge. 3. Aufl. Berlin 1913, Weidmannsche Buchhandlung. 416 S. Preis geb. 10 *M*.

Sechs neue Nummern sind in der vorliegenden dritten Auflage hinzugekommen zu dem schon vorher so reichen Inhalt dieses Buches, das unter dem kallimacheïschen 'Unglück, zu gelehrt zu sein', so gar nicht zu leiden hat und doch so voll ist von einer staunenswerten Fülle eines in lebendige Wirkung umgesetzten Wissens: die Skizze über die Geschichte der griechischen Religion, die aus Frankfurter Hochstiftsvorträgen des Jahres 1904 hervorgegangen ist, drei Studien zur alexandrinischen Literatur, von denen der 'Daphnis' auf einen Eröffnungsvortrag der Winterkurse des Berliner Viktorialyzeums zurückgeht, der 'Adonis' dem Bionbuche vom Jahre 1900 entnommen ist und das 'Demeterfest' mit seiner geistvollen Nebeneinanderstellung von Schillers 'Eleusinischem Fest' und dem Gedicht des — bei dieser Gelegenheit dem Verständnis der Heutigen meisterhaft nähergebrachten — Kallimachos bisher ungedruckt war, eine gleichfalls bisher ungedruckte Charakteristik Pindars und endlich der Weimarer Festvortrag über Goethes Pandora vom Jahre 1898.

Das kurze Vorwort der Neuauflage knüpft mit seinem letzten Satze an die Widmung an, die das Vorwort der ersten Auflage mit so warmempfundenen Worten über die vier Pförtner Lehrer und über den Beruf des Lehrers der höheren Schule erläutert hatte: 'Eins ist gleich geblieben, die dankbare Liebe zu meinen Lehrern, oder vielmehr sie wächst nur durch die bittere Erkenntnis, daß die Schule von heute ihresgleichen weder haben kann noch haben will.'

Frankfurt a. M. Julius Ziehen.

Karl Steinweg, Goethes Seelendramen und ihre französischen Vorlagen. Ein Beitrag zur Erklärung der Iphigenie und des Tasso sowie zur Geschichte des deutschen und des französischen Dramas. Halle a. S. Max Niemeyer 1912. VIII. 258. 7 *M*.

Seit Scherer ist uns die Bezeichnung Seelendrama für Goethes Iphigenie und Tasso geläufig. St., der schon in seinen Kompositionsstudien zu Corneille und Racine (Halle 1906, 1909) einen besonderen Scharfblick für die Form eines Kunstwerkes gezeigt hat, liefert nun den Nachweis, daß in der Tat das Seelendrama eine eigene Gattung darstellt, und zwar vornehmlich in der Gestalt des Qualdramas. Den eigenartigen künstlerischen Problemen entspricht auch eine eigene Technik. Beruht das gewöhnliche Drama auf der Intrige, so das Seelendrama auf der Häufung derjenigen Momente, die den Helden seelisch herabstimmen bis zum inneren Zusammenbruch oder zu einer Krisis, die zu seiner Widerherstellung führt. An Stelle der Katastrophe tritt der Verzicht, die Entsagung. Schöpfer dieser Gattung ist Racine, auf dessen Bedeutung


Hosted by Google

für Goethe, besonders in seinem Mithridates, St. schon früher hingewiesen hatte. Für diese Darstellung der feinsten Seelenregungen ist der Übergang zur Musik die natürliche Richtung, und in Wagners Tristan sehen wir den Gipfel dieser Entwicklung.

St. ist sich bewußt, daß das, was er in diesem Buche gibt, keine wirkliche Geschichte des Seelendramas enthält; den Einfluß der Antike will er erst später untersuchen und endlich diese Probleme auch auf anderen Gebieten der Kunst verfolgen, wie er es hier z. B. geistvoll an Rodins Bürgern von Calais tut. Denn das gerade ist die fördernde Eigenart der Steinwegschen Bücher, daß er stets von dem ganzen Kunstempfinden einer Zeit und eines schaffenden Künstlers ausgeht, und was er über die 'Verzeichnungen' im Charakter der Leonore und des Antonio, über das Prinzip der Gruppe, über das Statuarische in seiner Bedeutung für das klassische Drama sagt, gibt vielerlei Anregung. Es würde das noch mehr hervortreten, wenn andere, weniger wichtige Abschnitte gekürzt worden wären. In der Entwicklung von Tassos Charakter sehe ich trotz St. eher eine Selbstzersetzung als eine Erziehung, und auch St. deutet einmal an (S. 236), daß 'für Tasso wenig zu hoffen ist'. Doch wie dem auch sei, jedenfalls sind alle Aufstellungen von St. gründlich erwogen und verdienen die volle Aufmerksamkeit sowohl der Forscher wie der Schulmänner. Es wäre zu wünschen, daß die Germanisten den früher weniger beachteten Zusammenhängen unserer Klassiker mit der französischen Literatur noch mehr nachgingen als bisher geschehen ist.

Breslau. M. Consbruch.

Goethes Werke, vollständige Ausgabe in 40 Teilen = 20 Bänden. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen sowie einem Gesamtregister versehen von Karl Alt in Verbindung mit Emil Ermatinger, S. Kalischer, Wilhelm Niemeyer, Rudolf Pechel, Robert Riemann, Eduard Scheidemantel und Christian Waas. Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Ohne Jahr. Jeder Band brosch. 1,50 ℳ, geb. 2 ℳ.

Dreizehn Bände der Großen Goethe-Ausgabe sind bereits angezeigt worden, jetzt liegen zwei neue zur Besprechung vor. Der siebente umfaßt den siebzehnten bis neunzehnten Teil und enthält die Dichtungen: Die Leiden des jungen Werther, Wilhelm Meisters Lehrjahre, Die Wahlverwandtschaften. Karl Alt selbst hat alle drei herausgegeben und in bekannter gediegener Art die Einleitungen verfaßt, aus denen ich widerum das Wichtigste hervorhebe.

Werthers Leiden, eines der unvergänglichsten Meisterwerke Goethes, lesen wir in der zweiten Fassung; den Anlaß zur Neugestaltung sieht Alt in den künstlerischen Forderungen, die Goethe zu befriedigen gedachte. Er wollte den Charakter Werthers 'höher schrauben', das Motiv reiner herausarbeiten, damit ganz deutlich würde, daß Werther allein an sich selbst zugrunde geht. Die neuerdings ans Licht getretenen Briefe und andere Urkunden lassen erkennen, daß der Dichter doch von stärkerer Leidenschaft ergriffen war und sich schwerer losgerissen hat, als es nach seiner Darstellung erscheint.


Hosted by Google

In der Einleitung zu Wilhelm Meisters Lehrjahren berichtet Alt kurz über das unerwartete Auffinden der schmerzlich vermißten Urgestalt des Werkes durch Billeter, Professor der alten Sprachen am Gymnasium in Zürich. Da die Bestimmungen des Urheberrechts es verbieten, die im Dezember 1909 aufgefundene Schrift vor 1922 in eine Ausgabe aufzunehmen, so wird als notdürftiger Ersatz eine eingehendere Inhaltsangabe (S. VII—X) geboten. Ist es nun möglich, die Einheit des dem Bruchstücke zugrunde liegenden Planes zu erfassen und über das Ziel der Entwicklung begründete Vermutungen auszusprechen? Der Herausgeber bejaht diese Frage; denn zu den bedeutsamen Winken des Werkes treten einige bezeichnende Äußerungen Goethes. Was den Titel 'Wilhelm Meisters Theatralische Sendung' anbetrifft, so glaubt Alt die Frage, ob er ironisch zu fassen oder ernst gemeint sei, nicht mit einem glatten Ja oder Nein beantworten zu können. Mannigfache Winke deuten darauf, daß dem Dichter das Ziel vor Augen schwebte, Wilhelm sollte zum Dichter heranreifen. Obschon Goethe bei der Umarbeitung eine künstlerische Meisterschaft bewährt hat, wie von Erich Schmidt nachgewiesen worden ist, so muß man doch sagen, daß fast alles, was die Lehrjahre Frisches und Lebensvolles haben, schon der älteren Fassung angehört.

Alt geht näher auf das Verhältnis der Urgestalt zur Umarbeitung ein. Die Kindheitsgeschichte Wilhelms und die Geschichte seiner Liebe ist stark, allzu stark gekürzt worden. Die 'Bekenntnisse einer schönen Seele' sind im wesentlichen ein Werk Goethes, nicht — wie man früher wohl annahm — eine nur leicht überarbeitete Selbstbiographie der Freundin seiner Jugend. Wie der Herausgeber näher nachweist, zeigt kaum ein anderes Goethisches Werk so sehr die Spuren innigster Seelen- und Schaffensgemeinschaft mit Schiller, wie gerade Wilhelm Meisters Lehrjahre. Zwar hat die Einheitlichkeit unter der Verschiebung des Planes gelitten, und die Technik ist veraltet. Haben wir uns aber einmal mit diesen Mängeln abgefunden, so müssen wir bewundern, wie Goethe es verstanden hat, das dichterisch Wertvolle der ersten Fassung zu bewahren, einige Ausnahmen abgerechnet, und durch Umstellungen und kleine Änderungen dem neuen Zusammenhange einzufügen. Alles in allem kommt der Dichtung eine große Bedeutung in der Geschichte unseres geistigen Lebens zu. Zum Schluß legt Alt dar, welche Fäden die Wanderjahre mit den Lehrjahren verknüpfen; jene sind in der vorliegenden Ausgabe bereits erschienen, und zwar im 20. Teile (vgl. diese Zeitschrift 1912 S. 357).

In der Einleitung zu den Wahlverwandtschaften finden sich folgende Ansichten näher ausgeführt, allerdings in anderer Reihenfolge. Die Dichtung ist nicht etwa allein um der Idee willen geschaffen, sondern es verlangten auch in diesem Falle persönliche Erlebnisse und Erfahrungen nach Gestaltung, in denen dem Dichter die Idee unmittelbar lebendig wurde. 1807 traf er nämlich in Jena die Pflegetochter des Buchhändlers Frommann, Minna Herzlieb[1]), zu voller Schönheit erblüht

[1]) Sie ist am 10. Juli 1865 in Görlitz gestorben und dort auf dem Friedhofe bestattet, der eine prächtige Aussicht auf die Altstadt mit der Peterskirche


Hosted by Google

an, und 'mehr wie billig' regte sich in ihm die Leidenschaft; doch er verschloß sie tief in seinem Innern und kämpfte sie still nieder. Aus diesen Stimmungen entstand der Roman. Wie frei der Dichter ihn gestaltet hat, das beweist ein vor wenigen Jahren bekannt gewordener Brief der Frau Frommann; ihr ist beim Lesen der Wahlverwandtschaften keinen Augenblick der Gedanke an Minna gekommen, obschon sie die wechselseitige Annäherung zwischen dieser und dem Dichter 'manchmal mit Sorge belauschte'. Die Absicht Goethes ist vielfach mißverstanden, sogar so weit, daß man im Romane eine Entschuldigung des Ehebruchs sah. Zu diesem groben Irrtum hat gewiß die ausführliche Vergleichung von Vorgängen des menschlichen Lebens mit solchen der unbelebten Natur beigetragen, wie sie der Titel andeutet und wie sie in langen Gesprächen im ersten Buche erörtert wird. Alle Hauptpersonen unterliegen dem Zwange der Leidenschaft; erst in ihrem sehr verschiedenen Verhalten dabei kommt der tiefere Sinn des Romans zum Ausdruck, der nicht nur nicht eine Entschuldigung des Ehebruchs enthält, sondern im Gegenteil eine sehr strenge Verurteilung. In seiner Lebensauffassung geht der Dichter über Kant hinaus: was bei diesem nur als Sollen aufgefaßt wird, nimmt jener als tatsächlich wirkende Kraft an. Goethe glaubt an den Triumph des Sittlichen in Ottilie.

Der siebzehnte Band enthält in seinen beiden Teilen, dem neununddreißigsten und vierzigsten, die Beiträge zur Optik und zur Farbenlehre, über die ich mich aus naheliegendem Grunde kürzer fassen zu sollen glaube. Der Herausgeber Kalischer hat den polemischen Teil ausgeschieden und begründet diese Tatsache mit Goethes eigener Art und Absicht. Obschon nämlich für den Dichter die Ausarbeitung dieses Teiles nicht immer eines gewissen Reizes entbehrte, so war ihm doch im allgemeinen der wissenschaftliche Streit nichts weniger als behaglich; er begnügte sich vielmehr meist damit, seine Gedanken auszusprechen und ihre Anerkennung von der Zeit zu erwarten. Ja, Eckermann berichtet am 15. Mai 1831, Goethe habe ihm bei der Redaktion der Ausgabe letzterhand freigestellt, den polemischen Teil der Farbenlehre fortzulassen, falls der Verleger nicht über eine bestimmte Bogenzahl hinausgehen wolle (der Teil ist dann doch aufgenommen, und zwar im LIX. Bande). In seiner trefflichen, in die Tiefe gehenden Einleitung zum 39. Teile bezieht sich Kalischer vielfach auf diesen polemischen Teil, obschon er ihn ausgeschieden hat, macht jedoch das Auffinden der angeführten Stellen möglichst leicht. Er hat bekanntlich das naturwissenschaftliche Kapitel für den zweiten Band von Bielschowskys Goethebiographie verfaßt und erst dabei Gelegenheit erhalten, die Farbenlehre auch vom Gesichtspunkte der neuen Theorie der Farbenempfindungen zu beleuchten. Aus dieser Darstellung hat er einiges in seine Einleitung zum 39. Teile aufgenommen, der den didaktischen Teil der Farben-

---

in der Nähe und auf das Gebirge in der Ferne gewährt. Auf ihrem Grabsteine steht die Inschrift:

Goethes Liebe verklärte dir einst die sonnige Jugend.
Goethe-Liebe, sie schmückt dir das erlösende Grab.


Hosted by Google

lehre enthält. Der 40. bringt die Materialien zur Geschichte der Farbenlehre, die dem Dichter bis wenige Wochen vor seinem Tode ganz besonders am Herzen lag, sowie eine Reihe kleinerer Aufsätze, die seit der Ausgabe letzterhand unter dem Titel 'Nachträge zur Farbenlehre' zusammengefaßt werden. Der Herausgeber führt in der fünf Seiten umfassenden Einleitung eine Reihe wichtiger Zeugnisse für den lebhaften Beifall an, den in Weimar und Jena der Historische Teil der Farbenlehre erregte. Das Reizvolle in Goethes Darstellungsweise liegt besonders darin, daß er die Persönlichkeiten meist auf dem geschichtlichen Hintergrunde ihrer Zeit auftreten läßt, um sie dem Verständnis näher zu bringen. Die Charakteristik z. B., die er von Plato und Aristoteles entwirft, kann man trotz aller Knappheit erschöpfend nennen, und 'über die Bibel ist niemals wahrer und schöner geredet worden als durch Goethes Mund in der Geschichte der Farbenlehre'.

Was den Text betrifft, so sei daran erinnert, daß es Grundsatz der Herausgeber ist, Goethes Werke in ihrer letzten Gestalt abzudrucken, so, wie er sie der Nachwelt überliefern wollte; die Fehler der Ausgabe letzterhand, die in der Weimarer Ausgabe sich finden, werden vermieden, anderseits manche wohlbegründete Änderungen Eckermanns wider aufgenommen, die in der Cottaschen Jubiläumsausgabe beseitigt sind. Daß nicht allen in den Einleitungen dargelegten Ansichten alle Fachmänner zustimmen, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden; doch Einzelheiten in dieser Beziehung näher zu begründen, dazu ist hier nicht der Ort.

Dem siebenten Bande ist eine Abbildung von Goethes Gartenhaus in Weimar, dem siebzehnten ein Faksimile von vier Zeilen aus der eigenhändigen, im Besitze des Frankfurter Goethemuseums befindlichen Niederschrift von 'Gott und Welt' beigegeben.

Noch fünf Bände stehen aus; dann ist diese wissenschaftlich einwandfreie, dabei vorzüglich ausgestattete und sehr wohlfeile Große Goethe-Ausgabe vollendet. Möge dies Ziel bald und glücklich erreicht werden!

Görlitz. E. Stutzer.

---

1) Eduard Engel, Deutsche Meisterprosa, ein Lesebuch. Braunschweig und Berlin, G. Westermann 1913, 419 S., geb. 3,50 ℳ.

Während Engel in seiner 'Deutschen Stilkunst' vor allem zeigen will, wie nicht geschrieben werden soll, so bietet er in der vorliegenden Sammlung eine Auswahl aus der deutschen Meisterprosa zur notwendigen Ergänzung. Wir finden hier Proben von rund 180 Schriftstellern, Vertretern der Wissenschaft und Kunst, Staatsmännern und Feldherrn, Männern und Frauen von Meister Eckhart (geb. um 1250) und Heinrich Seuse (Suso, geb. 1295) an bis zu Kaiser Wilhelm II., geordnet nach der Zeitfolge. Bedeutenderen wie unseren großen Klassikern oder Bismarck und Moltke ist ein größerer Raum gewährt worden, weniger bedeutenden ein kleinerer, im Durchschnitt kommt auf jeden etwas über zwei Seiten. Bei allen ist mit ein paar Zeilen das Geburts- und Todesjahr sowie die Heimat angegeben, nächstdem auf die wichtigsten Prosaschriften und


Hosted by Google

ihre Bedeutung in stilistischer Hinsicht hingewiesen worden. Die Auswahl stimmt nicht immer mit den Hinweisen in der Stilkunst überein. So vermissen wir hier Schriftsteller, deren Stil dort rühmlich hervorgehoben worden ist, wie Tauler, Berthold von Regensburg, 'den feinen Erzähler' Sturz, Goethes Freund Merck, Staatsrechtslehrer wie Moser und Abbt, die 'für die Sprachreinheit fast musterhaften' Garve und Spalding, ferner Schleiden, Rob. Prutz, Romanschriftsteller wie Hesse, Reicke, Zahn, Luise von François, Freiin von Handel-Mazzetti, außerdem Kräpelin, Oncken, Gurlitt, Bellermann, Schillers Biographen Berger u. a. Andrerseits sind Proben aufgenommen worden von solchen, die in der deutschen Stilkunst nicht erwähnt werden, wie Joh. Georg Zimmermann, Christ. Heinr. Adler, Rud. Reichenau u. a.

Über den Stoff, den der Verfasser für seine Leser ausgewählt hat, ist zu sagen, daß er im allgemeinen den Anforderungen entspricht, die man an ein derartiges Stilmusterbuch zu stellen berechtigt ist. Es wird möglichst für Abwechslung gesorgt; dabei hat sich der Verfasser bemüht, weniger Bekanntes auszusuchen und Allzubekanntes wegzulassen; nur gewisse Meisterstücke von unvergänglichem Wert nach Inhalt und Form sind herangezogen worden, z. B. Luthers Sendschreiben vom Dolmetschen, Körners Brief an seinen Vater vom 10. März 1813, König Friedrich Wilhelms III. Aufruf 'An mein Volk'. Jedes Stück der Sammlung soll wertvoll sein, gleichviel, unter welchem Gesichtspunkt. Nirgends ist der selbe Gegenstand zweimal behandelt; häufig wird von einem Meister der Prosa ein Urteil über einen andern abgegeben, so von Storm über Mörike, von Rich. Wagner über Beethoven, von Ad. Harnack über Th. Mommsen u. a. Sachlichen Schwierigkeiten ist mehrfach durch knappe Fußnoten abgeholfen worden, entbehrliche Fremdwörter werden öfter in Klammern durch gute heimische Ausdrücke ersetzt.

Selbstverständlich war außer dem Inhalt die Schönheit der Darstellung ein bestimmender Hauptgrund bei der Auswahl. Doch zeigt sich hier Engel keineswegs als Splitterrichter; wo der unbestreitbare sachliche Wert die Aufnahme eines Stückes empfahl, wurde über einzelne Verstöße gegen die makellose Form hinweggesehen, ja sogar manches garstige und überflüssige Fremdwort geduldet. Änderungen im Ausdruck sind unterblieben. Und da nun einmal die deutsche Prosa nicht so viel klassische Vertreter hat wie die der Franzosen, so ist auch manche Probe mit aufgenommen worden, die unzweifelhafte Verstöße gegen Grammatik und Stilistik aufweist. Nur ein Übermaß an solchen Mängeln gebot die Ausschließung. So ist z. B. nichts von Ranke und Rud. Haym zugelassen worden wegen der übertriebenen Fremdwörterei, auch Lamprecht und Er. Schmidt fehlen aus diesem Grunde.

Zu tadeln ist, daß der Verfasser zu viel briefliche Mitteilungen herangezogen hat; manche Schriftsteller sind überhaupt nur mit Briefen vertreten, so Th. Körner, Fr. Gentz, M. v. Schwind, Fr. Mendelssohn, Mozart, Mörike, Klaus Groth, Freiligrath. Bei Frauen wie Goethes Mutter ist dies begreiflich, da sich diese besonders durch die schlichte, natürliche Art ihres Briefstils auszeichnen; es wäre sogar vielleicht rätlich gewesen, wenn noch mehr von ihnen zu Worte gekommen wären, wie Liselotte



von Orleans, Charlotte von Lengefeld, Eva König, Gottscheds Gattin. Auch Aphorismen, so schön und bedeutsam sie an sich sein mögen, gehören wegen ihrer Kürze nicht so zahlreich in ein Stilmusterbuch. Von J. P. Hebel hätte sich aus der reichen Fülle im Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes wohl etwas Besseres finden lassen als die fade und unwahrscheinliche Erzählung von dem einträglichen Rätselhandel. Bei G. Freytag war ein Stück aus den Bildern der deutschen Vergangenheit vorzuziehen vor einem Abschnitt über Sprache und Stil, der von Fremdlingen wie raillierender Ton, logische Konfusion, Ostentation, Affektation, Korruption usw. förmlich strotzt.

Dankenswert ist die Beigabe des Tischbeinschen Lessingbildes und der acht Abzüge handschriftlicher Aufzeichnungen von Lessing, Goethe, Schiller, H. von Kleist, J. Grimm, Bismarck, Moltke und M. v. Ebner-Eschenbach. Wünschenswert erscheint für eine neue Auflage, daß neben dem Verzeichnis der Verfasser noch eine sachliche Zusammenstellung hinzugefügt wird, damit man leicht übersehen kann, was aus jedem Gebiete vorhanden ist. Auch könnte dann bei jedem Stücke angegeben werden, aus welcher Schrift es stammt.

Eisenberg S.-A. O. Weise.

Pindars Siegeslieder. In Auswahl übertragen von Karl August Boethke. Eingeleitet von Benno von Hagen. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. 1912. 8. 3.50 ℳ. Vorrede von Carl August Boethke S. III—VI. Pindar von Benno von Hagen S. VII—XX. Olympische Lieder S. 3—36. Pythische Lieder S. 39—91. Nemeische Lieder S. 95—114. Isthmische Lieder S. 117—138.

Boethkes Auswahl von Übersetzungen Pindarischer Siegeslieder ist wohl geeignet, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, denn von allen Vorgängerinnen unterscheidet sie sich. Zunächst dadurch, daß sie ein opus posthumum ist. Wir wir aus Benno von Hagens Einleitung S. XVIII—XIX erfahren, ist der Verfasser, Karl August Boethke, zu Thorn im Frühjahr 1912, 82 Jahre alt, gestorben, kurze Zeit nach Beendigung des Manuskriptes; er hat ein ganzes Menschenleben auf diese Übersetzungen verwendet. Die Diederichsche Verlagsbuchhandlung hat es übernommen, eine Auswahl der gesamten Übersetzungen zu veröffentlichen und hat damit Benno von Hagen betraut. Seine Berechtigung zu dem Versuche dieser Übersetzungen hat Boethke schon 1858 erwiesen durch einen Aufsatz 'Pindars Ideen über das Los der Menschen' (Neue Jahrb. für Phil. u. Päd. 29. Jahrg. 80. Band. Leipzig 1859, S. 185 bis 199. Benno v. Hagen S. XIX).

Der Herausgeber hat nicht die gesamte Übersetzung. sondern nur eine Auswahl mitgeteilt, weil schon in dieser Form ein klares Bild der Pindarischen Dichtung gegeben werden könne (S. XIX), und weil manche Übersetzungen doch der letzten Feile entbehrten, und wohl noch mehr deshalb, weil man aus dem Mitgeteilten hinreichend erkennen kann, welchen Wert die ganze Arbeit Boethkes hat und wie sie von anderen Übertragungen sich sehr wesentlich unterscheidet.

Sehr wahr ist, was B. v. H. S. XX sagt: 'In unserer Zeit, wo Sport keine Modesache mehr ist, sondern Beschäftigungsdrang eines

Hosted by Google

starken Gesamtwillens, wo turnerische und athletische Jünglingsideale wider lebendige Werte und selbstverständliche Bewußtseinsinhalte werden, soll auch Pindar wider einmal zu Worte kommen.' Aus diesem Grunde möchten auch wir gerade der Jugend eine bessere Bekanntschaft mit Pindar als bisher vermitteln. Sie kennt ihn doch eigentlich nur aus Horaz Cam. IV, 2 und merkt sich den naheliegenden Schluß: Von Pindar bleibe fern! Aber gerade er wäre wohl geeignet, die besten Eigenschaften bei der Jugend anzuregen und ihr zu empfehlen. Der tiefe Ernst seines Wesens, seine wahre Religiosität, Vaterlandsliebe, vornehme Gesinnung, treues Festhalten an den alten Idealen, Verehrung von Mannesmut und Manneskraft, seine Warnung vor Eitelkeit und Anmaßung, sein aufrechtes Wesen den Großen der Welt gegenüber und auch seine Freude an männlich-kräftiger Lust machen ihn zum Erzieher unserer Jugend hervorragend geeignet. Freilich, daß wir ihn mit unsern Primanern lesen können, dazu ist wohl weniger Aussicht als jemals. Und wenn man darauf hinweist, daß es hier und dort Lehrer und auch Lesebücher gibt, die 'einiges aus Pindar' mitteilen, so wird durch diese wohl wenig mehr erreicht werden, als Befriedigung der Neugier. Daraus ergibt sich der dringende Wunsch, eine Übersetzung zu bekommen, die Pindar dem deutschen Volke wirklich nahebringen kann.

In dieser Richtung macht nun Boethke einen entschiedenen Schritt. Seine Übersetzung unterscheidet sich von allen mir bekannten zumeist in der Form. Denn während die früheren Verdeutschungen die Metra des griechischen Originals streng beizubehalten versuchten, also möglichst 'griechisch' blieben, oder aber nur lose sich an diese Metra anlehnten und sich einer gehobenen Prosa, oft mit Anwendung von Assonanzen, bedienten, hat Boethke die äußere Strophenform Pindars, mit Strophe, Gegenstrophe und Abgesang, zwar festgehalten, hat aber in den Strophen nicht griechische Versmaße angewandt, sondern solche, die bei deutschen Dichtern verbreitet sind und hat vor allen Dingen an den Ausgängen der einzelnen Zeilen durchweg Reime in Anwendung gebracht. Er bietet uns also einen gereimten Pindar (man vergleiche Schillers Aeneis in Stanzen oder die Chöre der Braut von Messina).

Daß dadurch etwas ganz Neues in Pindar hineingebracht wird, ist klar. Boethke selbst sagt, Vorrede S. VII: 'Das Vorhaben, die kunstvollen Strophen Pindars in deutschen Versformen und sogar mit Anwendung des Reimes zu übersetzen, wird sicherlich gerade den hervorragendsten Kennern des klassischen Altertums bedenklich und wunderlich, wo nicht gar ohne weiteres verwerflich erscheinen.'

Nun, wenn es B. gelungen wäre, selbst in dieser Form Pindar bei uns heimisch zu machen, — eine prinzipielle Gegnerschaft würde uns nicht hindern, ihn anzuerkennen. Wird aber dieses Ziel von ihm erreicht werden? Bei aller Anerkennung seiner Bemühungen und Leistungen können wir zu einem freudigen 'Ja' uns nicht aufschwingen.

Die Anwendung selbstgebildeter Strophen und des Reimes hat verschiedene Nachteile. Es wird dadurch die Übersetzung in sehr hohem Grade unabhängig vom wörtlichen Texte Pindars, der Ausdruck entfernt sich von dem des Originals nicht selten so weit, daß man über die

Hosted by Google

eigentliche Grundbedeutung der griechischen Worte in Ungewißheit kommen kann; der Zwang der Strophe und der des Reimes sind bisweilen so stark, daß Klarheit des Ausdrucks und Schönheit verloren geht. Die eigentümliche Knappheit des Pindarischen Ausdrucks wird um des Reimes und Verses willen verwischt, verwässert. Das in der Auswahl Gebotene ist zudem recht ungleich an Form und Inhalt, wie ja auch der Herausgeber selber zugibt, wenn er von der mangelnden letzten Überarbeitung spricht. Manche Stellen erinnern in Form und Ton an die Chöre der Braut von Messina, durch deren Vorbild Boethke vielleicht zu seiner Übersetzung geführt worden ist; andere Verse dagegen sind klapprig und hölzern zu nennen. Auch der Ausdruck ist oft stark zu bemängeln.

Neue Worte zu bilden, ist in der gegenwärtigen deutschen Sprache nicht leicht; das zeigt S. 81 das Wort: Der, ein Gast, nach Kadmos' Gassen, Schimmelroßdurchsprengten, kam. Dem Schimmelroß gesellt sich würdig S. 89: Er sieht, wie der Unholdhengst sich bäumt. Dieser Unholdhengst ist aber ein hyperboreischer Esel.

Sprachlich unhaltbar ist die Strophe S. 89:

Und so schmausen sie vergnüglich, Greisentum und Siechtum nicht
Mischt sich in den Freudenbecher, welches Menschenkraft zerbricht.

Hier dürfte wohl jeder Lehrer des Deutschen mit seiner roten Tinte ein energisches Kreuz machen. Ferner S. 107:

Wohl denn, mit willigem Rücken hin
Nehm' ich die doppelte Last und trage
Gerne die Botschaft, verkünde sie laut,
Daß ich zum fünfundzwanzigsten sage
Jubelgebet am heutigen Tage
Jubelruf zu Siegespreisen, die nach festlicher Kämpfe Recht
Jetzt Alkimidas vollendet seinem herrlichen Geschlecht.

Diese Strophe ohne Kenntnis des Pindarischen Textes zu verstehen, dürfte kaum möglich sein! Das Verständnis Pindars wird ohnehin erschwert durch die Ausdrücke, die nur der Philologe und Archäologe beherrscht, für die der Laie aber einer Erklärung bedarf; vgl. ein Beispiel statt vieler: S. 105

Dort ward sein sieggekröntes Haupt
Mit das Löwen Kraut umlaubt.

'Umlaubt' ist offenbar nur aus Reimnot statt 'umwunden' gesagt. Was ist aber des 'Löwen Kraut'? Ein unbefangener Leser könnte an leontodon taraxacum denken. Glücklicherweise bemerkt Christ zu der Stelle Nem. VI, 42 *βοτάνα λέοντος* apium nemoris Nemeae, quo leo ab Hercule interfectus pascebatur. Um so mehr sind also Unverständlichkeit des Ausdrucks und Unklarheit der Bezeichnungen zu vermeiden. Eine größere Menge von Beispielen verbietet der Raum.

Über die Auswahl, die B. v. H. aus dem Manuskript getroffen hat, soll mit ihm nicht gerechtet werden. Denn wir können ja nicht wissen, 'was er uns weise verschweigt'; dürfen aber nach seinen eigenen Äußerungen S. XIX annehmen, daß er bei der Auslese an die Worte Pindars

Hosted by Google

gedacht hat: 'Der Edle wendet das Gute nach außen.' Freilich hätten wir gern vernommen, wie Boethke die späteste der Oden Pindars, Pyth. VIII, übersetzt hat, und hätten dafür lieber auf die Mitteilung von Olymp. V verzichtet, die ja wohl allgemein als unecht angesehen wird. Oder war etwa bei der Entscheidung der Umstand bestimmend, daß Olymp. V die einzige Pindarische Ode ist, die Goethe in seiner Jugend übersetzt hat?

Vielfach sind mitten aus den Oden die Mythen fortgelassen, woran ja vielleicht auch der Zustand des Manuskripts schuldig sein mag. Doch kann man schwerlich bestreiten, daß für den Laien an den Oden gerade die Mythen das am leichtesten Verständliche und das Anziehende sind. Man denke nur an Pyth. IV und die herrliche Heldengestalt Jasons, an die wunderbare Schilderung seines Wettstreites mit Aetes u. a.

Sehr lehrreich würde es sein, wenn der Raum es gestattete, an dieser Stelle Boethkes Übersetzung der Pyth. III derjenigen gegenüberzustellen, die von Wilamowitz-Möllendorf in Reden und Vorträge 3. Aufl. S. 236 ff. aus dem selben Gedichte mitteilt. Es genüge wenigstens der Anfang:

B. Wohnt' Eckart Cheiron noch in seiner Höhle,
Gehör wohl hätt' er meinem Sang gespendet . . .
W. Wenn in seiner Höhle der fromme Kentaur
Chiron noch lebte, und wenn ich
Einen Zauber besäße, sein Herz zu rühren . . .

An dem Ausdruck 'Eckart Cheiron' wird wohl niemand Freude haben; aber weit schlimmer ist, daß bei Boethke der zweite Vers so wesentlich anderen Sinn hat als bei v. W. M.

Dem Herausgeber schulden wir Dank, daß er die Arbeit Boethkes der Vergessenheit zu entreißen versucht hat und noch mehr für seine in Form und Inhalt vortreffliche Einleitung, die sehr geeignet sein dürfte, Neulinge in die Vorkenntnisse zu Pindars Lektüre einzuweihen, auch manche Hilfsmittel zur genaueren Beschäftigung mit dem Dichter an die Hand gibt und ihn selbst und seine Zeit in erfreulicher Weise schildert.

Es ist nun einmal wahr: wer Pindar übersetzen will, muß etwas von den Eigenschaften besitzen, die der feinsinnige Horaz von einem Dichter verlangt! Ingenium cui sit, cui mens divinior atque os Magna sonaturum... Satir. I, 4, 43—44 Fleiß, Formengewandtheit, Reimtechnik genügen dazu nicht. Noch ist also die Übersetzung, die wir ersehnen, nicht geschrieben.

Halle a. S. F. Friedersdorff.

Rudolf Hirzel, Plutarch. (Das Erbe der Alten. Schriften über Wesen und Wirkung der Antike, gesammelt und herausgegeben von O. Crusius, O. Immisch, Th. Zielinski. Heft IV.) Leipzig 1912, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher). 211 S. gr. 8. 4 ℳ, geb. 5 ℳ.

Wenn Plutarch, ein Historiker, von dem die meisten Sachkenner behaupten, er sei eigentlich gar keiner, und der selbst öfter erklärt, er beabsichtige gar nicht, Geschichte zu schreiben, ein Philosoph, der in der Geschichte der Philosophie in keiner Weise Epoche gemacht hat, ein Schriftsteller, dessen Stil nicht erst in neuerer Zeit als keineswegs


Hosted by Google

mustergültig empfunden wurde, wenn ein solcher Mann so ziemlich alle Jahrhunderte hindurch nicht nur Anhänger, sondern sogar leidenschaftliche Verehrer gefunden, wenn er auf die Entwicklung der Kultur, der Literatur und sogar der Politik einen oft sehr beträchtlichen Einfluß ausgeübt hat, so wird man zunächst danach fragen, welche Eigenschaften er denn sonst besessen hat, um diesen Erfolg zu erzielen, der ihn selbst vielleicht am meisten überrascht haben würde. Da ist einmal die ungemeine Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit seiner schriftstellerischen Tätigkeit, das *ἄπειρον τῶν συνταττομένων βιβλίων*, das schon das Staunen der Alten erregte, hervorzuheben. 'Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen': so konnten schon seine Biographien die verschiedenartigsten Bedürfnisse befriedigen. Ein Zeitalter, das sich für heroische Größe begeisterte, fand bei ihm ebenso einen reichen Stoff, wie diejenigen, die sich in der Zeit der Aufklärung nicht mehr für die 'Überhelden' (Jean Paul, Levana 3, 14), sondern für einfache Menschengröße und Menschenwürde erwärmten, in Männern wie Solon, Lykurg, Aristides, Epaminondas, Agis, Arat, Philopoemen ihr Ideal dargestellt sahen. Aber auch den revolutionären Tendenzen kamen die Biographien entgegen, so im Dion, Timoleon, Cato, Brutus. So nahmen denn Fürsten und Helden ihren Plutarch mit ins Feldlager, wie schon Mark Aurel in den Markomannenkrieg, Condé, Friedrich der Große, Napoleon (auf die ägyptische Expedition), wie er ja auch in seinem Briefe an den Prinzregenten von England sich mit Themistokles vergleicht, der bei Admet Schutz sucht (nach Them. 24, falls dies nicht direkt auf Thukydides I 136 zurückgeht); so ist er für Rousseau, Schiller, Alfieri der richtige Fürstenhasser und wurde dann sogar für die Französische Revolution mit verantwortlich gemacht. Shakespeare hat nicht nur drei seiner gewaltigsten Dramen auf Biographien Plutarchs aufgebaut, sondern er bezieht sich beiläufig auch in anderen Stücken auf ihn; Racine verdankt ihm u. a. die schönste Szene seines Mithridate, Corneille seinen Sertorius und Agésilas, und unser Hans Sachs hat u. a. den 'großen Alexander', den 'Römermeister Cato' dem Volke näherzubringen gesucht.

Und nun erst die Fülle des Stoffes in den Moralia! Da behandelt er historische, allgemein philosophische, ethische, religiöse, politische, soziale, literarische, naturgeschichtliche, medizinische Fragen. Hier fanden Leute, die sich für Erziehung überhaupt und besonders auch für die der Fürsten interessieren, eine Menge vortrefflicher Winke, wie Erasmus, Guevara, Dacier, Jean Paul. Prinzen wird er dringend zur Lektüre empfohlen, sogar Prinzessinnen, z. B. von Knebel. Die griechischen Kirchenväter fanden bei ihm viele Anklänge an das Christentum und benutzten ihn ausgiebig für ihre eignen Werke, so Agathias, Nazarius, Himerius und die großen Kappadozier; ja, Theodoret rechnet ihn schon halb und halb zu den Christen. Auch in der Reformationszeit hatte man die unwillkürliche Vorstellung, daß ihm nur noch wenig gefehlt hätte, um Christ zu werden, und bekannt ist, daß der große Theologe Neander (Mendel) durch eine seiner Schriften — leider wissen wir nicht, durch welche — für das Christentum gewonnen wurde. Noch jetzt sind die Moralia darum von besonderer Wichtigkeit, weil sie uns die

Hosted by Google

Ideen, die zur Zeit des beginnenden Christentums den griechischen Geist beherrschten, deutlich erkennen lassen und so die Einwirkung der christlichen Lehren besser verstehen lehren. Dabei hat seine essayartige, durch frappierende Gleichnisse belebte Darstellung auf Männer ersten Ranges wie Montaigne und Bacon eingewirkt, die ihrer Verehrung für Plutarch stets unverhohlenen Ausdruck gegeben haben.

Aber nicht nur vielseitig war Plutarch, sondern auch ein Polyhistor im besten Sinne des Wortes, und in dieser Eigenschaft hat er dann wider auch in solchen Zeiten und bei solchen Männern Anklang gefunden, die seinen sonstigen Vorzügen kühler gegenüberstanden, so in der eigentlich byzantinischen Zeit und nachher bei den Enzyklopädisten, die in ihm eine Art Vorgänger sahen.

Dazu kommt dann weiter sein ungemein liebenswürdiges und humanes Wesen, das ihm gewissermaßen die persönliche Liebe aller derer gewann, die selbst für Humanität begeistert waren; auch trug diese Eigenschaft nicht zum wenigsten dazu bei, ihn auch in den Kreisen, die besonderen Wert auf feine Formen legten, beliebt zu machen, wie bei den Damen des französischen Hofes im 16. Jahrhundert, die den 'doulx Plutarchus' als guten Gesellschafter in Anspruch nahmen.

Wer über alle die einzelnen Phasen dieser Einwirkung Plutarchs auf die späteren Jahrhunderte ein genaues und zutreffendes Bild gewinnen will, kann keinen besseren Führer finden als Rudolf Hirzel, der auf Grund einer tiefgehenden Kenntnis des Schriftstellers, die er schon vor Jahren in seinem 'Dialog' erwiesen, und einer staunenswerten Beherrschung der Weltliteratur in diesem ebenso gelehrten wie angenehm zu lesenden Buche den Gegenstand nach allen Richtungen hin erschöpfend behandelt. Er beginnt mit einem interessanten Kapitel über Böotien und die Böotier, in dem er zeigt, wie gerade ein Teil der schätzenswertesten Eigenschaften Plutarchs aufs engste mit der Beschaffenheit seiner Heimat, übrigens auch der Nähe Delphis, zusammenhängen; dann schildert er das Leben und den Charakter seines Helden, seine schriftstellerische Tätigkeit, wobei er auch dem 'Historiker' nach Kräften zu seinem Rechte zu verhelfen sucht, und geht weiter über zur Darstellung der Wirkung, die er vom Altertum an bis auf unsere Zeit in den verschiedensten Ländern, z. B. auch in Amerika, gehabt hat. Er zeigt, wie nach einer gewissen Reaktion gegen die vermeintliche Überschätzung Plutarchs während der Zeit des Neuhumanismus und der Romantik jetzt wieder eine gerechtere Würdigung eingetreten ist; wie wohltuend berührt z. B. die Schilderung, die Mommsen (Röm. Gesch. V 251 f.) von seiner Art entwirft. Sie schließt mit den Worten: 'Es gibt mächtigere Talente und tiefere Naturen, aber schwerlich einen zweiten Schriftsteller, der mit so glücklichem Maß sich in das Notwendige mit Heiterkeit zu finden und so wie er den Stempel seines Seelenfriedens und seines Lebensglückes seinen Schriften aufzuprägen gewußt hat'. Mit ähnlicher Wärme reden auch Kenner wie v. Wilamowitz und Wendland von ihm.

So erhebt denn Hirzel im letzten Kapitel die Frage, was Plutarch für uns noch ist, was er für uns sein kann. Das werde zum Teil von der Tendenz der modernen Geschichtsschreibung abhängen. Seit längerer


Hosted by Google

Zeit tritt in ihr das Persönliche mehr in den Vordergrund und das Interesse am Individuum macht sich wider mehr geltend als früher. Das läßt hoffen, daß auch Plutarchs Biographien wider mehr Beachtung finden werden. Und wenn man andererseits den Erfolg der Schriften eines Hilty bedenkt, so erscheint es nicht ausgeschlossen, daß auch der 'Seelenarzt' Plutarch wider zu Ehren kommt.

S. 199 sagt der Verfasser: 'Wir stehen in einer Periode des Aufschwungs. Wird dieser Aufschwung Plutarchs dauern und ihn noch mehr in die Höhe und in die Weite führen?', und vorher: 'Wird dieser durch die Wissenschaft des klassischen Altertums neu erstehende Plutarch noch einmal imstande sein, nicht bloß die Philologen zu beschäftigen, sondern anregend auf ein größeres gebildetes Publikum auch in Deutschland zu wirken? . . . Die Frage hängt z. T. zusammen mit der andern, welche Wirkungen man überhaupt noch dem Altertum für die kommenden Zeiten zutraut.' Die Antwort auf diese Frage wird aber nicht zum geringsten Teile wider davon abhängen, ob die deutsche Jugend auch weiterhin fähig sein wird, sich für wahrhaft edle und geistige Bildung zu erwärmen, oder ob sie in vielfach mißverstandener Übertreibung fremden Wesens ihre einzige Befriedigung in der Betätigung des eigenen und dem maßlosen Interesse für die widerwärtigen Äußerungen des berufsmäßigen Sports zu finden gewillt ist. Wir stehen jetzt gerade auf der Grenze dieser Entscheidung.

Zum Schluß noch einige Einzelheiten. S. 116 wird das Sprichwort 'Jeder weiß am besten, wo ihn der Schuh drückt' auf Plutarch (Conjug. praec. 22, Aem. Paullus 5) zurückgeführt; das erscheint mir recht zweifelhaft, da die Veranlassung zur Entstehung eines solchen Sprichwortes doch überall zu nahe liegt, als daß man Entlehnung anzunehmen nötig hätte. Auch klingen gerade die ältesten nachweisbaren Verwendungen wenig an Plutarch an, z. B. Brant, Narrenschiff 78, 19 '*Wer lydet das jn druck syn schůch*' und 121, 20 f. '*Jeder redt, was jm eben ist und klagt sich, do jn druckt der schůch*'; vgl. auch '*je sais le mieux où le bât me blesse*' und neben '*to know where the shoe pinches*' '*is it there the saddle galls*?' — S. 100 frappiert uns der an sich gewiß sehr richtige Ausdruck 'der liebenswürdige Planudes', wenn wir gleich darauf lesen, daß er an seinen Freund, einen byzantinischen General, die Bitte richtet, er möge ihm aus der Kriegsbeute die Häute von Tieren, am liebsten, wenn es anginge, auch die von gefangenen Barbaren zuschicken, damit er daraus Pergament anfertigen und es zu einer Neuredaktion Plutarchs benutzen könne. Liebenswürdig im Sinne Plutarchs ist das jedenfalls nicht, selbst wenn es ein Scherz sein sollte. — S. 24 findet sich eine sehr gute Bemerkung über den Unterschied zwischen Philanthropie und Humanität, und S. 69 ff. ist von besonderem Interesse, daß Hirzel die einigen Biographienpaaren angehängten 'Vergleichungen', wie auch schon früher von anderer Seite geschehen ist, für unecht erklärt, da sie ganz schief angelegt und oberflächlich seien und nur dazu dienen könnten, die Eifersucht zwischen Griechen und Römern zu entflammen. Genauer auf diese Frage einzugehen, ist hier wohl nicht der geeignete Ort.

Berlin. Franz Harder.

Hosted by Google

O. Vitense, Mecklenburgische Geschichte. Sammlung Göschen 610. 1912. 143 Seiten. 90 ℳ.

Die entscheidende Frage über das Wesen einer Lokalgeschichte, neben den selbstverständlichen nach Genauigkeit und Anschaulichkeit, ist die nach ihrem Verhältnis zur größeren Geschichte, hier also zur norddeutschen und deutschen. Man kann sie, ausgehend von den allgemeineren Verhältnissen, in den weiteren Zusammenhang hineinstellen, oder auch als eine Geschichte für sich geben, indem die Beziehungen zur allgemeinen Geschichte nur leise erwähnt werden.

V. geht entschieden den zweiten Weg. Es zeigt sich dies überall; ich nenne als beliebiges Beispiel die Zeit Heinrichs II. und Albrechts des Großen, wo Dinge, die für Mecklenburg wie für Deutschland in jener Zeit so wichtig sind, wie das Verhältnis zwischen Fürsten, Städten und Ritterschaft, nur nebenher am Schlusse der Darstellung genannt werden. Vielleicht ist diese Entscheidung Vitenses gerade bei einem Lande, das so anders sich entwickelt hat als die andern deutschen Territorien, zu bedauern; er wird eben dem lokalen Geist dieser Geschichte dadurch nicht gerecht, und der ganzen Darstellung fehlt es daher an Ideen. Von dem gewählten Standpunkt aus bleibt das Buch aber eine zutreffende und im ganzen zuverlässige Darstellung der mecklenburgischen Geschichte, wohl geeignet für den Fremden, um sich zu orientieren, wie für den Einheimischen, um zu lernen.

Lübeck. Sebald Schwarz.

Andreas Zeehe, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen der Gymnasien und Realgymnasien. Zweiter Teil: Vom Beginne des Mittelalters bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges. Vierte Auflage. Laibach 1911.

Das für österreichische Gymnasien bzw. Realgymnasien mit deutscher Unterrichtssprache bestimmte und vom k. k. Ministerium genehmigte Lehrbuch enthält in seinem zweiten Teil das Pensum unserer Unterprima, nur daß die römische Kaisergeschichte fehlt. Das 286 Seiten starke Buch ist sehr klar und übersichtlich gegliedert nach Zeiträumen und Kapiteln, die wieder nach dem Schema A I 1 in ganz kleine Abschnitte zerfallen. Freilich ist so das Buch nicht eigentlich 'lesbar', worauf bei uns in Preußen infolge der Forderung der Lehrpläne, daß die Geschichtslehrbücher 'zusammenhängende Darstellung' geben, vielfach Wert gelegt wird; aber dafür ist es sicher ein gutes Lehrbuch. Allerdings müssen die österreichischen Acht- und Siebenklaßler gewaltig viel lernen, wenn sie wirklich das alles beim Examen wissen sollen, was hier gegeben wird, denn das Buch bringt sehr viele Namen und Zahlen, während bei uns eine wahre Angst davor herrscht. Positive gründliche Kenntnisse in der Geschichte bei dem Abiturientenexamen zu verlangen, gilt ja jetzt als geistlose Pedanterie! Das Buch von Zeehe ist recht sorgfältig gearbeitet und steht fast durchweg auf dem Boden der neueren Forschung! Besonders ist in diesem doch fast nur für katholische Schulen bestimmten Buch die große Objektivität anzuerkennen, mit der die religiösen Fragen behandelt werden. Die pseudo-isidorischen Dekre-

Hosted by Google

talien werden erwähnt. Hus, Luther, Gustav Adolf werden unbefangen beurteilt, die staatlichen und kirchlichen Zustände vor der Reformation erscheinen nicht in Jansenscher rosenroter Beleuchtung. Ja, man könnte fast sagen, dies katholische Lehrbuch urteilt unbefangener als manche evangelische, die aus lauter Besorgnis, nicht für objektiv gehalten zu werden und bei katholischen Schulkollegien und Anstalten etwa Anstoß zu erregen, nicht mehr wagen, die Dinge bei rechtem Namen zu nennen. Auch in anderer Beziehung verdient das Werk das Lob, und für ein Lehrbuch ist es ein Lob, sine ira et studio geschrieben zu sein; so wird die österreichische und ungarische Geschichte zwar naturgemäß ausführlicher behandelt, aber in der Beurteilung der Habsburger zeigt der Verfasser keine ausgesprochen 'österreichische' Gesinnung. Alles in allem darf das Buch als tüchtige Leistung bezeichnet werden.

Charlottenburg. Gottfried Koch.

Wygodzinski, Einführung in die Volkswirtschaftslehre. 150 S. Leipzig 1912, Quelle & Meyer. Geb. 1,25 M.

Damaschke, Geschichte der Nationalökonomie. 606 S. Jena 1912, Gustav Fischer. 4 M, geb. 5 M.

Beide Bücher bezeichnen sich als Einführungen. Das Buch von Wygodzinski gibt in leicht lesbarer Form einen Überblick über den Stoffinhalt der Volkswirtschaftslehre, gibt also keine Wirtschaftshistorie und keine Dogmenhistorie. Die schwierigen und leidenschaftlich umstrittenen Probleme, z. B. der Gegensatz von Kapital und Arbeit, werden, wie es in der Aufgabe eines solchen Buches liegt, nur berührt und offen gelassen, weder parteimäßig behandelt noch wissenschaftlich zu Ende geführt. Das Buch ist im besten Sinne des Wortes modern, insofern es offenbar von einem Manne geschrieben ist, der der kathedersozialistischen Auffassung dieser Probleme schon skeptisch gegenübersteht, wie das überhaupt der Geist der zukünftigen Zeit tun wird. Wenn etwas zu wünschen übrig bleibt, so ist es, daß der Anfänger an diesem Buche merken möge, mit welcher Leidenschaft des Erkenntnisdranges die meisten und gerade die bedeutendsten großen klassischen Werke der Nationalökonomie von Smith, Ricardo, List, Thünen, Marx, geschrieben sind und wie auch heute dieser Geisteskampf, wie kein anderer, von den Führern mit klopfenden Herzen geführt und von den Massen mit atemloser Teilnahme leidenschaftlich begleitet wird. Es ist zu wünschen, daß nach so guter Einführung der Liebhaber nationalökonomischer Probleme nun eines der großen Werke in die Hand nimmt. Da sei in erster Linie der mit Begeisterung schreibende List empfohlen.

Dagegen kann man von dem andern Buche rühmen, daß in ihm ein leidenschaftlich heißes Feuer brennt, wenn auch nicht von so großer leuchtender und wärmender Kraft wie in den großen epochemachenden Werken der nationalökonomischen Literatur. Es ist die neueste Auflage eines vielgelesenen Buches von Damaschke, dem bekannten Führer der Bodenreformer (15.—18. Tausend). Aber gerade weil dies Buch interessant geschrieben ist, ist es gefährlich. Wer dabei stehen bleibt, dieses Buch gelesen zu haben, dem ist das Buch keine Einführung, sondern

Hosted by Google

Verführung gewesen, Hinführung zum Evangelium der Bodenreform. Nach meiner bescheidenen Meinung ist sowohl das Geschichtliche wie das Gegenwärtige falsch gesehen, eben unter dem Gesichtswinkel der bodenreformerischen Lehre. Diese heißt mit den Worten Damaschkes: 'Die Grundrente soll soziales Eigentum werden.' 'Das soziale Eigentum, das in der Grundrente natürlich gegeben ist, würde die Gesamtheit reich genug machen, um aller unverschuldeten Not ein Ende zu bereiten und jedem Menschenkinde, das in diese Gesellschaft hineingeboren wird, die Möglichkeit zu geben, seine sittlichen, körperlichen und geistigen Fähigkeiten zu entwickeln.' Ist das wahr? Nach Professor Delbrücks bekannter und berühmter Berechnung des deutschen Nationalvermögens beträgt der reine Grundwert des städtischen und ländlichen Bodens ohne Bauwert ungefähr 70 Milliarden. Das macht auf den Kopf jedes Deutschen, Mann, Frau und Kind, rund 1000 ℳ. Dieser Kapitalwert ist natürlich nicht verzehrbar, sondern nur der Ertrag, der wohl nicht über 30 ℳ auf den Kopf geschätzt werden darf. Wenn nun jeder Deutsche eine Leibrente von 30 ℳ jährlich hätte — ein großer Teil dieses Wertes würde wohl schon in der Verteilungsmaschine verschwinden —, glaubt man, daß das genügen wurde, um jeder unverschuldeten Not ein Ende zu bereiten? Schon heute kostet ja jedes Schulkind der Kasse der Gesamtheit 50 ℳ und mehr. So rechnen aber die bodenreformerischen Propheten nicht, sondern sie nehmen den Bodenwert von Berlin und projizieren ihn auf die Berliner Kopfzahl. Das ergibt natürlich mehr, obwohl auch nur 150 ℳ Rente ungefähr auf den Kopf. Aber mit welchem Recht würden denn gerade die Berliner diese Rente erhalten? Heißt das die Rente abschaffen, heißt das nicht vielmehr die Berliner zu Rentnern machen auf Kosten der andern Deutschen? Denn die Berliner sind es doch auch nicht allein, die diese Werte geschaffen haben. Das hieße doch nur im Namen der Gerechtigkeit Ungerechtigkeit schaffen. Übrigens ist eine solche ungerechte Ausstreuung von Wohltaten schon heute Wirklichkeit, z. B. die Stadt Charlottenburg hat dank der ungleichen und ungerechten Verteilung der Kommunallasten ein Steuerobjekt in der Hand wie wenige andere deutsche Städte, nämlich einen unverhältnismäßig großen Teil des deutschen Privatreichtums. Sie hat ein sehr großes Steuereinkommen und kann darum in Sozialpolitik schwelgen. Sie kann auf den Kopf des Schulkindes über 100 ℳ aufwenden, wo andere Städte nur 30—50 ℳ haben. Außerdem treibt sie andere Wohltätigkeiten. Also kann man sagen, in Charlottenburg erhält der unbemittelte Bürger schon heute mehr, als er in Deutschland erhalten könnte, wenn die gesamte Grundrente über alle Deutschen verteilt würde. Er ist kraft unserer kommunalen Steuergesetze Rentier auf Kosten des übrigen Deutschlands. Neulich hörte ich folgenden Ausspruch eines Arztes: 'Am besten hat es ein Charlottenburger Säugling, aber unehelich muß er sein und syphilitisch.' Dies Wort zeigt schlagend, welchen Segen die Finanzierung der Wohlfahrt auf Kosten der Gesamtheit bringt. Sie wirkt notwendigerweise volksverderbend. Die Gesamtheit kann und darf dem privaten Reichtum so viel abnehmen als sie braucht, im Falle der Not sogar alles, aber nur widerum für vernünftige und notwendige

Hosted by Google

Zwecke der Gesamtheit, Krieg, Unterricht, nicht aber zum Geschenk an den einzelnen oder für volksverderbende Hygiene und ja nicht aus allgemeinen Grundsätzen verteilender Gerechtigkeit, die sich unlogischerweise Bodenreform nennt. Das könnt ihr nicht, und das dürft ihr nicht, Ungleichheit soll sein; so befiehlt der grausame Finger der Königin Ananke, das ist die Zahlennotwendigkeit, die das wirtschaftliche Leben der Menschen regiert. Das private Eigentum an der Grundrente ist nötig, damit die Unternehmungskraft frei sei. Denn der Boden ist das unentbehrlichste Instrument der unternehmenden, werteschaffenden Arbeit. Von der Unternehmungskraft des einzelnen aber lebt ein Volk, nicht von der Verteilungskunst und Gleichmacherei der sogenannten sozialen Gerechtigkeit.

Naumburg (Saale). Georg Wilhelm Schiele.

Prof. Dr. E. Stromer von Reichenbach, Lehrbuch der Paläontologie. II. Wirbeltiere. 325 Seiten mit 234 Abbildungen. Leipzig, B. G. Teubner, 1912. Preis geb. 10 *M*.

Der zur Doflein-Fischer'schen Sammlung 'Naturwissenschaft und Technik in Lehre und Forschung' gehörige Band schließt Reichenbachs Paläontologie, die wohl vorzugsweise dem Studierenden dienen soll, ab. Die Darstellung dieser Übersicht über die fossilen Wirbeltierreste ist keineswegs populär, jedoch dürften die S. 255 beginnenden Schlußbetrachtungen auch weitere Kreise in hohem Maße interessieren, da hier u. a. alle die Entwicklungslehre stützenden Tatsachen der Paläontologie übersichtlich zusammengestellt sind. Freilich tritt gerade bei diesen Betrachtungen die Lückenhaftigkeit unserer Kenntnisse der ehemaligen Tierwelt aufs empfindlichste in die Erscheinung, und es sind nicht gerade allzuviele sichere Ergebnisse zu verzeichnen, aus denen die allmähliche Entwicklung der Tierwelt hervorgeht, und gar über die Ursachen der Veränderungen bleibt uns die Paläontologie bis jetzt meist die Antwort schuldig.

So reich das Buch mit guten Abbildungen ausgestattet ist, zeigt es doch in bezug auf die neuesten, berühmt gewordenen Funde merkwürdige Lücken. So ist der Name Diplodocus nicht einmal im Register vertreten; die Tendagurufunde werden nur mit einer Zeile angedeutet und Jaeckels Halberstädter Funde gar nicht erwähnt. Auch bei den Ichthyosauriern hätte die Frage, ob sie lebendgebärend waren, näher erörtert werden können und auch die gegenteilige Ansicht Brancas Erwähnung verdient. Man vermißt außerdem eine Abbildung eines der 14 berühmten Exemplare mit vermeintlichen Embryonen.

Wertvoll sind die den einzelnen Abschnitten angefügten Hinweise auf neuere, nach 1890 erschienene Literatur, und zwar namentlich auf zusammenfassende Abhandlungen mit reichen, weiteren Literaturangaben. Das Buch wird im ganzen eine recht brauchbare Grundlage für eindringendere Studien abgeben.

Berlin-Lichterfelde. F. Koerber.


Hosted by Google

Brehms Tierleben. Allgemeine Kunde des Tierreichs. 4. Auflage, herausgegeben von O. zur Strassen. X. Band: Säugetiere, Bd. 1. Neubearbeitet von L. Heck. Leipzig und Wien, Bibliogr. Institut. 580 S. 8 ℳ, geb. 12 ℳ.

Die im Erscheinen begriffene vierte Auflage von Brehms Tierleben behandelt, im Gegensatz zu den früheren, das Tierreich in aufsteigender Reihenfolge, beginnend mit den Protozoen, schließend mit den Wirbeltieren. Die vier für die Säugetiere bestimmten Bände bilden somit den Abschluß des ganzen Werkes. Heck, der diesen Teil bearbeitet, ist zweifellos für eine solche Aufgabe ganz besonders geeignet. Als langjähriger Leiter des zurzeit wohl bedeutendsten zoologischen Gartens, der gerade während dieser Zeit an wissenschaftlicher Bedeutung und Reichhaltigkeit des Tierbestandes wesentlich gewonnen hat, verfügt er über vielseitige Erfahrungen auf dem Gebiete der Tierbeobachtung und Tierpflege, und als gemeinverständlicher Schriftsteller erfreut er sich seit Jahren anerkannten Rufes. So konnte man von dieser Neubearbeitung der Säugetiere das Beste erwarten, und der hier vorliegende erste Band zeugt allenthalben von Beherrschung und gründlicher Durcharbeitung des Stoffes.

Wie in den anderen Abteilungen des Werkes, so ist auch in dieser der einleitende Abschnitt, der 'Blick auf die Gesamtheit', nach der anatomisch-morphologischen Seite hin mehr ausgestaltet als in den früheren Auflagen. Während diese sich betreffs des Aufbaus des Säugetierkörpers auf einige kurze Mitteilungen, meist aus den damals maßgebenden einschlägigen Werken von Carus, Karl Vogt u. a. entnommen, beschränkten und durch Abbildungen nur Skelette darstellten, finden wir hier eine eingehendere Besprechung der Hauptorgansysteme, erläutert durch eine Reihe von vortrefflichen Bildern und eine mehrfarbige, die Lage der Eingeweide beim Hunde veranschaulichende Tafel. Auch histologische, entwicklungsgeschichtliche und vergleichend-anatomische Gesichtspunkte finden hier Berücksichtigung. Vielleicht hätten wie für Herz, Hautgebilde und Skelett so auch für Nervensystem und Sinnesorgane noch ein paar Abbildungen beigegeben werden können. Dagegen würde Referent auf die lateinischen Bezeichnungen für die einzelnen Organe und Organteile in einem Buch wie das vorliegende gern verzichten. Es sagt dem Leser, der sich über die allgemeinen Züge des Körperbaus einer Tiergruppe unterrichten will, nicht viel, daß in der anatomischen Fachliteratur die Mandel Tonsilla und die Speiseröhre Oesophagus heißt. Es ist diese Beifügung wohl eine, vielleicht unbewußte Anlehnung an den Gebrauch der lateinischen Art- und Gattungsnamen. Diese dürfen natürlich auch einem populären Werk nicht fehlen, weil sie das einzige Mittel bilden, die Identität der in verschiedenen Gegenden oft mit ganz verschiedenen Vulgärnamen bezeichneten Arten festzustellen. Das ist aber bei der anatomischen Terminologie nicht der Fall.

An die Übersicht über die Organisation schließt sich ein Abschnitt über die psychische Seite des Säugetierlebens. Hier tritt der Unterschied zwischen der neuen und den älteren Auflagen besonders stark hervor. Zu Brehms Zeiten war man noch weniger kritisch in bezug auf die psychische


Hosted by Google

Deutung tierischer Gewohnheiten als heute, und so wurde manches als Äußerung von Intelligenz gedeutet, was man heute nicht mehr mit diesem Namen belegt. Dieser Gegensatz in der Auffassung wird von Heck offen betont, und während im Text sonst allenthalben das Wort 'ich' sich auf Brehm bezieht, der Neubearbeiter von sich selbst aber in der dritten Person spricht, ist es hier umgekehrt. Heck schließt sich in bezug auf die Beurteilung der Säugetierhandlungen im wesentlichen an Wundt und Pfungst an, die die psychische Tätigkeit auch der Säugetiere wesentlich auf assoziative Vorgänge, nicht aber auf wirkliche Reflexion zurückführen. Man wird Heck in einer Zeit, wo noch immer in öffentlichen Blättern recht kritiklose Mitteilungen über sprechende Hunde und denkende Pferde auftauchen, in der Forderung schärferer Kritik beistimmen, auch wenn man, wie der Referent, der Ansicht ist, daß die Scheu vor dem Wort 'Intelligenz', den Tieren gegenüber, augenblicklich etwas zu groß ist. Heck nimmt mit Recht keinen Anstand, von 'menschlicher und tierischer Intelligenz' zu sprechen und bezieht sich bei Betonung des zwischen beiden bestehenden Unterschieds u. a. auch auf die wichtigen hirnanatomischen Arbeiten von Edinger. Diese zeigen aber, daß der Unterschied zwischen Affen- und Menschenhirn in ihrem feineren Ausbau zwar ein recht großer, aber doch wesentlich quantitativer Natur ist. Auch Heck spricht sich hier nicht im Sinne einer qualitativen Verschiedenheit in dem Sinne aus, daß die menschliche Intelligenz nicht durch Fortentwicklung aus niederen Intelligenzstufen, wie wir sie im Tierreich beobachten, hervorgegangen sein könnte. Vielleicht hat er es absichtlich vermieden, an dieser Stelle seinen Standpunkt dieser Frage gegenüber näher zu erörtern. Da aber der Streit um diesen Punkt die Psychologen noch heut in zwei Lager teilt und das Urteil eines Tierbeobachters von der Bedeutung Hecks sehr ins Gewicht fällt, so möchte Referent nicht unterlassen, ausdrücklich zu betonen, daß eine Stellungnahme zugunsten einer völligen Sonderstellung der menschlichen Intelligenz, in dem Sinne, wie z. B. Wasmann, K. C. Schneider u. a. sie annehmen, aus Hecks Worten nicht herauszulesen ist; vielmehr lassen sich seine Ausführungen durchaus mit dem Ausspruch Wundts vereinigen, der eine Entwicklung der menschlichen Psyche aus niederen Formen für 'mindestens in hohem Grade wahrscheinlich' hält, während er für die jetzt lebenden Tiere, auch die sonst höchstentwickelten, eben wegen ihrer nach anderen Richtungen hin erfolgten Spezialisierung die Fähigkeit einer weiteren psychischen Entwicklung nach Art der menschlichen nicht als wahrscheinlich ansieht. Heck geht, wie gesagt, auf diese Frage nicht ein; da seine Ausführungen aber möglicherweise in einem anderen, von ihm wohl nicht beabsichtigten Sinne verwertet werden könnten, so schien dem Referenten ein Hinweis hierauf an dieser Stelle geboten.

Bewußter und klarer als in den früheren Auflagen des Tierlebens ist in der neueren die Deszendenzlehre bei der Darstellung berücksichtigt. Das bringt naturgemäß auch ein näheres Eingehen auf die paläontologischen Befunde mit sich. Schon im einleitenden Abschnitt finden daher die ältesten bekannten Säugetierreste aus der Trias Erwähnung, deren mehrere auch in Abbildungen vorgeführt werden. Naturgemäß schließt



sich hieran die Erörterung der geographischen Verteilung der Säugetiere über die Erdoberfläche, und ein Hinweis auf die Bedeutung der Umwelt für die Ausprägung der Artcharaktere. Mit der Betonung, daß die scharfe Unterscheidung der Spezies nicht nur eine rein äußerliche Kleinkrämerei, sondern die notwendige Voraussetzung für die scharfe Erfassung und Verfolgung weiterer biologischer Probleme sei, schließt die Einleitung ab.

Wie das ganze Werk, so schlägt natürlich auch die Darstellung der Säugetiere den Weg von den primitiveren zu den spezialisierten Formen ein; sie beginnt daher mit den Monotremen. Auch darin zeigt sich wieder ein Unterschied gegen früher, daß die artenarme, aber für die allgemeine Anschauung über die Entwicklung der Säugetierklasse so wichtige Ordnung der Monotremen sehr ausführlich behandelt ist. Eibildung, Brutpflege, Embryonalentwicklung, Organisation und Lebensweise der verschiedenen Arten werden gründlich besprochen und durch Abbildungen erläutert, wobei es wieder von großer Bedeutung ist, daß eine der beiden Unterordnungen, die der Schnabeligel, seit längerer Zeit im Berliner zoologischen Garten beobachtet werden konnte. Sehr umfangreich, mehr als zehn Bogen umfassend, ist dann die Besprechung der Beuteltiere. Diese eigenartige, als ein Überrest vergangener Zeiten in die Gegenwart hineinragende Ordnung, die jetzt nur auf wenige umschriebene Erdgebiete beschränkt ist, hat sich in ihren verschiedenen Familien den verschiedensten Aufenthalts- und Ernährungsbedingungen angepaßt und bietet gerade hierdurch dem Beobachter des Tierlebens ausgiebigen Stoff. Neben der Schilderung der Lebensgewohnheiten und ihrer Bedingtheit durch den Körperbau wird auch der systematischen Gliederung der Gruppe allenthalben Beachtung geschenkt. Eine Anzahl in den Text eingefügter Tabellen erleichtert die Übersicht über die Arten und gibt, unterstützt durch die einleitenden Sätze der einzelnen Abschnitte, dem Leser einen Einblick in die der Systematik zugrunde liegenden leitenden Gedanken. Gerade dies ist ein besonderer Vorzug des Buches, im Gegensatz z. B. zu den die Vögel behandelnden Bänden. Es genügt in einem populären Werk nicht, die systematischen Gruppen zu benennen und einzelne den Laien in ihrer Bedeutung nicht verständliche Merkmale anzugeben, sondern der Leser muß wirklich ein Bild von dem systematischen Aufbau, als dem Ausdruck unserer derzeitigen Kenntnis von den verwandtschaftlichen Beziehungen gewinnen können. Dies sucht Heck auch dadurch zu erreichen, daß er zwischen die einzelnen Klassen überleitende Abschnitte einfügt, die den Zusammenhang herstellen und die Übersicht erleichtern.

Auch der nächste, die Insektenfresser behandelnde Abschnitt knüpft in den einleitenden Worten an die in der Einleitung gegebenen paläontologischen Mitteilungen an, erläutert die verhältnismäßig primitive Organisation dieser Tiere und behandelt dann die einzelnen Gruppen der Ordnung. Wenn am Schluß auch die Pelzflatterer besprochen werden, so betont Heck doch ausdrücklich, daß diese eigentlich genau genommen eine besondere Ordnung bilden, die Beziehungen nach verschiedenen Richtungen hin zeigt. Dagegen werden bei der folgenden Ordnung der Fledermäuse die nahen Beziehungen zu den Insektenfressern betont, die nur durch die Ausbildung des eigenartigen Flugapparats eine Modifikation erfahren.


Hosted by Google

Widerum führt ein überleitendes Kapitel zu den eigenartigen Säugetierordnungen, die die ältere Systematik zu der unnatürlichen Ordnung der 'Zahnarmen' zusammenfaßte, die aber jetzt in die drei Gruppen der Erdferkel, Schuppentiere und der südamerikanischen Xenarthra (Ameisenfresser, Gürteltiere, Faultiere) getrennt werden. Hier handelt es sich um zum Teil stark einseitig spezialisierte, bestimmten Lebensverhältnissen angepaßte Tiergruppen, über deren Verwandtschaftsbeziehungen wir noch wenig orientiert sind. Es bedarf kaum besonderer Hervorhebung, daß auch hier die fossilen Arten Erwähnung und zum Teil bildliche Darstellung gefunden haben.

Die äußere Ausstattung des Buches ist eine sehr reiche. Den zahlreichen Textabbildungen, von denen viele neu hergestellt wurden, und die neben Habitusbildern auch einzelne charakteristisch gestaltete Körperteile, Skelette, Schädel u. dgl. darstellen, reihen sich fünfzig, zum Teil mehrfarbige Tafeln an. Wenn nicht bei allen diesen die Farbenwiedergabe in völlig befriedigender Weise gelungen ist, so liegt dies wesentlich in Mängeln, die auch dem gegenwärtigen technischen Reproduktionsverfahren noch anhaften. Eine ganz neue Beigabe dieser Auflage bilden die zahlreichen, auf einer Anzahl der Tafeln zusammengestellten photographischen Aufnahmen.

Die neuere wissenschaftliche Literatur ist allenthalben benutzt und verwertet. Neben den aus früheren Auflagen übernommenen Anführungen aus älteren Werken fanden die neueren, grundlegenden Arbeiten von Trouessart, Lydekker, O. Thomas, M. Weber u. a. an entsprechender Stelle Berücksichtigung.

So läßt der erste den Säugetieren gewidmete Band des 'neuen Brehm' erwarten, daß die Neubearbeitung dieser Klasse eine wesentliche Bereicherung und Vertiefung des Werkes bringen und gerade dadurch dazu beitragen wird, auch den Namen des so hochverdienten, heute vielfach nicht mehr nach Gebühr gewürdigten A. E. Brehm einer weiteren Generation im Gedächtnis zu erhalten.

Berlin-Lichterfelde. R. v. Hanstein.

Ad. Harnack, Die Benutzung der Königlichen Bibliothek und die deutsche Nationalbibliothek. Berlin 1912, J. Springer. 38 S. 8. 80 ℛ︀𝔭𝔣.

Deutsche Bücherei des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig. Leipzig 1913, Börsenverein der Deutschen Buchhändler. 47 S.

Wer das Wirken Adolf Harnacks auch nur einigermaßen kennt, wird schwerlich daran zweifeln, daß es besonders triftige Gründe gewesen sein müssen, die ihn bewogen haben, über eine scheinbar so nebensächliche Angelegenheit wie die Benutzung der Kgl. Bibliothek eine ziemlich umfangreiche Broschüre zu veröffentlichen. Denn so mächtig auch der Aufschwung, den die Kgl. Bibliothek gerade in den letzten sieben Jahren — nicht zum wenigsten durch den täglich stärker anschwellenden und weit über Preußens Grenzen hinaus in Anspruch genommenen auswärtigen Leihverkehr — genommen hat, gewesen ist, so war es doch eigentlich ein Anstoß von außen, der Harnack veranlaßte,


Hosted by Google

auf die ständig wachsende Ausdehnung des ihm unterstellten Instituts öffentlich hinzuweisen. Galt es doch die Vormachtstellung, die sich die Kgl. Bibliothek dank ihren relativ großen Mitteln erst in jüngster Zeit unter den deutschen Bibliotheken erworben hat, nicht nur zu verteidigen, sondern auch für die Zukunft nach Möglichkeit sicherzustellen! Gerade weil uns Deutschen infolge unserer eigenartigen historischen Entwicklung eine vollkommene Nationalbibliothek, wie sie England und Frankreich in vorbildlicher Weise besitzen, nicht beschieden ist, erscheint es doppelt notwendig, daß die Kgl. Bibliothek, die ja schon infolge ihrer Lage und Organisation einzig hierzu prädestiniert ist, die Aufgaben einer solchen übernimmt.

Hatte vorher die Hoffnung bestanden, daß die Kgl. Bibliothek hierin (abgesehen von den ihr aus Preußen zufließenden Pflichtexemplaren) von dem gesamten Deutschen Buchhandel, ähnlich wie bei der ihr neuerdings angegliederten 'Deutschen Musiksammlung', unterstützt werden würde, so zerstob diese Hoffnung in dem selben Augenblick, als aus Leipzig im vergangenen Jahr die an sich gewiß erfreuliche Kunde kam, daß der durch seine straffe Zucht und Energie bekannte Börsenverein der Deutschen Buchhändler durch die Hochherzigkeit der Sächsischen Staatsregierung sowie der Stadt Leipzig in den Stand gesetzt wurde, ein Archiv des deutschen Schrifttums unter dem Namen 'Deutsche Bücherei' zu begründen. Nach § 2 der Satzungen, die man in der oben aufgeführten Werbeschrift des Börsenvereins nachlesen kann, und die ja auch wohl schon durch die Tageszeitungen genügende Verbreitung gefunden haben, hat die Deutsche Bücherei den Zweck, *'die gesamte vom 1. Januar 1913 an erscheinende deutsche und fremdsprachige Literatur des Inlands und die deutsche Literatur des Auslands zu sammeln, aufzubewahren, zur Verfügung zu halten und nach wissenschaftlichen Grundsätzen zu verzeichnen'*.

So hoch man auch die Bedeutung dieses Ereignisses einschätzen mag, das einen lang gehegten Wunsch des deutschen Buchhandels und in erster Linie seines Nestors Eduard Brockhaus in kaum gehoffter Weise in Erfüllung bringt und deshalb in der schon genannten Denkschrift mit überschwenglichen Worten gepriesen wird, so muß man sich doch bei ruhiger Überlegung sagen, daß diese Leipziger Gründung, die ursprünglich als Reichsbibliothek gedacht war, welchen phantastischen Gedanken man aber bald wider fallen ließ, nicht nur für immer ein Torso bleiben wird, indem ihr ebenso die gesamte Literatur der Vergangenheit, wie auch die ausländische Literatur der Zukunft fehlen wird, sondern daß auch die Kgl. Bibliothek leicht ins Hintertreffen geraten und in ihrem siegreichen Gang zur wirklichen Nationalbibliothek aufgehalten werden könnte. Eben darin liegt die Bedeutung von Harnacks Broschüre, rechtzeitig auf die seinem Institut drohende Gefahr aufmerksam gemacht und nach Kräften dahin gewirkt zu haben, daß die Kgl. Bibliothek nicht von dem ihr zukommenden Platz verdrängt wird. Wenn Harnack zum Schluß die feste Zuversicht ausspricht, 'daß die zuständigen Stellen die Kgl. Bibliothek nicht im Stiche lassen, sondern ihr die Mittel gewähren werden, die sie in den Stand setzen, ihre ideale Aufgabe, die deutsche Nationalbibliothek der Gegenwart darzustellen, bis zum letzten Punkte zu ver-

Hosted by Google

wirklichen', so müssen wir mit besonderer Dankbarkeit hervorheben, daß die Preußische Staatsregierung diesem warmen Appell ihr Ohr nicht verschlossen und für die Kgl. Bibliothek in den nächstjährigen Etat eine erhöhte Summe eingesetzt hat, wie sie in der Bibliotheksgeschichte Europas ganz vereinzelt dasteht. Unter diesen Umständen ist die Hoffnung berechtigt, daß vom 1. April 1913 an kein wichtiges deutsches Buch mehr in der Kgl. Bibliothek fehlen wird; Bücher, die wegen der auch durch den Leihverkehr bedingten oft außerordentlich gesteigerten Benutzung schnell zerlesen werden, müssen natürlich so bald als möglich durch neue Exemplare ersetzt werden, wie es sich auch empfiehlt, für alle Werke, die im Lesesaal aufgestellt werden, gleichzeitig ein Ausleihexemplar zu beschaffen, falls es sich nicht gerade um häufig neu erscheinende Handbücher oder an jeder kleineren Bibliothek erhältliche Lehrbücher handelt. Desgleichen besteht die erfreuliche Aussicht, daß verschiedene Verleger nichtpreußischer Staaten infolge des reicheren Absatzes und des gesteigerten Interesses auch frühere Bestände ihres Verlages, die bis jetzt noch nicht vertreten waren, aus freien Stücken zur Verfügung stellen. Schließlich ist es wahrscheinlich, daß die Kgl. Bibliothek ihrer schon in den letzten Jahren ununterbrochen gepflegten vornehmsten Aufgabe die Bücherschätze des 16. bis 18. Jahrhunderts durch Ankauf und Einverleibung alter Bibliotheken in umfassender Weise zu mehren, in immer steigendem Maße nachkommen kann.

Nun noch ein Wort über die Deutsche Bücherei, obwohl es natürlich unmöglich ist, an dieser Stelle auf die zahllosen, mit dieser Neugründung verbundenen Probleme (wie die Vervollkommnung des bisher von Hinrichs bearbeiteten Bibliographie, die Unterbringung der Bücher, die in Aussicht genommene Rückwärtsergänzung der Bestände usw.) auch nur flüchtig hinzuweisen. Die wesentliche Bedeutung der Bücherei für die deutsche Wissenschaft liegt darin, daß sie auch die im Ausland erscheinende deutsche Literatur, vor allen Österreichs und der Schweiz, systematisch sammeln und bibliographieren will; in dieser Hinsicht wird sie zweifellos bald einen Vorsprung vor sämtlichen deutschen Bibliotheken haben. Da sie jedoch rein als Präsenzbibliothek gedacht ist, und nicht jeder das Geld und die Zeit hat, für jedes von ihm gebrauchte Buch einen Abstecher nach Leipzig zu machen, ist dringend zu wünschen, daß die Bücherei in allen Fällen, in denen durch Vermittlung des Auskunftsbureaus der Deutschen Bibliotheken ein gesuchtes Buch nur als in ihr befindlich nachgewiesen werden kann, eine Ausnahme von der Regel macht und auch auswärtigen Benutzern ihre Unika überläßt.

Wird man unter dieser Voraussetzung der sächsischen Anstalt auf dem Gebiete der ausländischen deutschen Literatur, soweit es sich nicht um inhaltlich wichtige Erzeugnisse handelt, gern die Führung überlassen, so dürfte die Bücherei auch noch in einem weiteren Punkte dazu bestimmt sein, die Kgl. Bibliothek sowie ihre Schwesterbibliotheken, vornehmlich die in der älteren deutschen Literatur noch immer unübertroffene Münchener Hof- und Staatsbibliothek zu entlasten. Der deutsche Buchhandel pflegt sich zwar seiner von Jahr zu Jahr geradezu unheimlich wachsenden Produktion zu rühmen; darüber darf man aber


Hosted by Google

nicht vergessen, daß das Gehaltvolle und Bleibende gar zu leicht durch das Unbedeutende und nahezu Wertlose überwuchert wird. Was nun die Pflichtexemplare betrifft, so sind vorerst die Kgl. Bibliothek und alle die einzelstaatlichen Bibliotheken, denen ein Recht auf Einziehung von Pflichtexemplaren zusteht, gesetzlich zu ihrer Aufbewahrung verpflichtet, obwohl auch hierbei gewisse Einschränkungen wünschenswert sind. Niemand wird jedoch wünschen, daß die Kgl. Bibliothek, wie Harnack sehr richtig betont, die nichtpreußischen Erscheinungen des deutschen Buchhandels in gleicher Vollzähligkeit sammelt. Es ist vielmehr zu hoffen, daß sie ihren kostbaren Raum nur den Büchern zur Verfügung stellen wird, die in irgendwelcher — sei es wissenschaftlicher, künstlerischer, kultureller, politischer oder historischer — Beziehung den Anspruch darauf erheben können, der Nachwelt erhalten zu bleiben. Da aber bei jedweder Selektion Irrtümer unterlaufen können, und es niemals ganz ausgeschlossen ist, daß ein heute verachtetes Büchlein in Zukunft einmal eine nicht entfernt geahnte Bedeutung gewinnen kann, so ist es für unsere großen Bibliotheken eine überaus beruhigende Gewißheit, daß das Leipziger Unternehmen die deutsche Literatur lückenlos zu sammeln beabsichtigt.

Doch sei dem auch wie ihm wolle: außer jedem Zweifel steht, daß Harnack in der glücklichen Lage ist, sich auf kraftvoll bewiesene Leistungen der Kgl. Bibliothek zu berufen und nur das erstrebt hat, was ihrer weiteren gedeihlichen Entwicklung unbedingt erforderlich ist, während die Leipziger Gründung im besten Fall als ein vielversprechendes Programm begrüßt werden kann; hoffen wir, daß es auch wirklich bleibende Früchte trage.

Charlottenburg. Ernst Hefermehl.


Hosted by Google

Sokrates' Entwicklung

von

Joh. Ludv. Heiberg[1])

Es ist ein untrügliches Zeichen von Sokrates' Bedeutung für die Menschheit, daß fast jedes Zeitalter sich gedrungen gefühlt hat, Stellung zu ihm zu nehmen und sich eine Vorstellung von seiner 'sonderbaren' Persönlichkeit zu bilden, die ja schon zu seiner Lebzeit ein Gegenstand des Spottes der Komödien war. Kurz nach seinem Tod als Verbrecher erschienen sowohl von Platon, wie von andern seiner Freunde, Apologien für ihn, und die ganze sich schnell entfaltende 'sokratische' Literatur, in der Mitglieder aus seinem Kreise darzustellen versuchten, was sie jeder für sich seinem Umgang zu verdanken meinten, erhielt von selber einen apologetischen Charakter. Gegen diese Verherrlichung des Sokrates schrieb ein Sophist Polykrates eine Gegenschrift und gab ihr die Form einer Anklagerede des Anytos, vermutlich auf seine Veranlassung oder jedenfalls im Einverständnis mit ihm. Die Schrift erschien ungefähr zehn Jahre nach dem Tode des Sokrates, sie machte Aufsehn[2]) und ward sofort von mehreren Seiten bekämpft, u. a. von Lysias; noch im vierten Jahrhundert n. Chr. schrieb Libanios eine Entgegnung, und hieraus wie aus dem Anfang von Xenophons 'Erinnerungen' läßt sich Polykrates' Polemik rekonstruieren. Das ganze Altertum hindurch finden sich Angriffe gegen und Verteidigungen für Sokrates. Der alte Cato soll ihn z. B. in den kräftigsten Ausdrücken als staatsgefährlichen Friedensstörer[3]) verurteilt haben. Und in der neueren Zeit werden die denkbar entgegengesetztesten Auffassungen über ihn geltend gemacht. Er wird als Sophist geschildert und als der Vernichter der Sophisten, als Gottesleugner und als der Tugend frommer Hüter, als Rationalist und Schwärmer, als verstockter Individualist und als sozialer Reformer, als ein schlechter Bürger und als politischer Prophet; in der allerneusten Zeit ist er ein pythagorisierender Schulmeister für einen Geheimklub von Adepten geworden — er, der nie jemandes Lehrer gewesen ist

---

[1]) Ein Vortrag, aus dem Dänischen übersetzt von Cathr. Schroeder geb. Heiberg.

[2]) Isokrates XI 4.

[3]) Plutarch, Cato maior 23.

Hosted by Google

und immer auf Gassen und Straßen sich herumtrieb. Gegen einen Teil dieser Irrlichter hat Sören Kierkegaard eine Wehr gesetzt; aber seine eigene Auffassung von Sokrates ist in ihren beiden Phasen[1]) zu spekulativ, um ernstlich mit der geschichtlichen Überlieferung zu rechnen.

Wenn die Auffassung von Sokrates so unsicher ist, so zeigt dies freilich, daß die Überlieferung mangelhaft ist, wie sie es auch sein muß über einen Mann, der nichts Geschriebenes hinterlassen hat, und der sofort ein Gegenstand begeisterter Bewunderung ward. Es gibt wohl Historiker, die wegen der Beschaffenheit des Materials jeden Versuch einer auch nur einigermaßen sicheren Beantwortung der Frage abweisen. Aber Sokrates' geschichtlicher Einfluß ist zu groß, um das Fragen aufzugeben, und die Unsicherheit der Antwort ist doch nur quantitativ verschieden von der, die immer jeder geschichtlichen Schilderung von Personen anhaftet. Es werden immer nur einige Punkte gegeben sein, durch die die Kurven gezogen werden müssen; sind es viele, steigen die Chancen dafür, daß der Verlauf der ganzen Kurve annähernd genau bestimmt werden kann; sind es nur wenige, muß man sich damit begnügen, die Hauptrichtung festzustellen; gegen eventuelle Ausbiegungen hat man keine andre Sicherheit als die, die uns die psychologischen Grenzen für menschliche Charakterbildung überhaupt gewähren. Aber der Spielraum läßt sich doch etwas einschränken durch Hineinversetzen in die Zeit und in die geschichtlichen Voraussetzungen der einzelnen Persönlichkeit.

Sokrates ward geboren 469 als Sohn des Bildhauers Sophroniskos und der Hebamme Phainarete; er stammte aus dem Demos Alopeke, eine viertel Meile von Athen, aber er muß ein Haus in der Stadt besessen haben, wo er immer sich aufhielt. Nach allgemeiner antiker Gewohnheit muß man annehmen, daß er als Bildhauer angefangen hat, obwohl das Relief der Grazien in den Propyläen, das ihm von Pausanias' Ciceroneweisheit[2]) zugeschrieben wird, von einem älteren Namensvetter sein muß. Er gehörte jedenfalls nicht von vornherein durch Herkunft und soziale Stellung zu der guten Gesellschaft. Wenn junge Männer aus guter, zum Teil vornehmer und wohlhabender Familie wie Kritias, Alkibiades, Xenophon und Platon seinen Umgang suchten — in der Apologie 23 werden ausdrücklich 'die Söhne der Reichsten, die am meisten Muße haben', erwähnt —, so ist dies ein kräftiges Zeugnis für das Aufsehn, das er bei Athens lernbegieriger Jugend gemacht hat; noch deutlicher spricht der Umstand, daß er Zutritt gehabt hat zu Perikles' Kreise; daß er Aspasia jedenfalls persönlich gekannt hat, kann nicht bezweifelt werden.

[1]) Troels-Lund, Von Sokrates' Lehre und Persönlichkeit, Kopenh. 1878.

[2]) Pausan. I 22, 8: Das Relief ist überliefert teils in originalen Fragmenten und teils in einer treuen Kopie (im Vatikan). Der Name Sokrates ist nicht selten.


Hosted by Google

Schon in einem der frühsten sokratischen Dialoge (von Aischines von Sphettos) wird er dargestellt im Gespräch mit ihr. Platon, geboren 427, und der wahrscheinlich noch etwas jüngere Xenophon können erst mit Sokrates in Berührung getreten sein, als er gegen sechzig Jahre alt war; aber das Verhältnis zu Kritias und Alkibiades führt uns mehr als zwanzig Jahre in der Zeit zurück, und mit Aspasia kann er zwanzig-, dreißigjährig in Verbindung getreten sein.

Diese Zeitbestimmungen zeigen, daß Sokrates früh seinen Beruf aufgegeben haben muß, um an dem stark bewegten geistigen Leben teilzunehmen, das sich in Athen unter Perikles entfaltete, in den glücklichen Jahren um 450 herum, nachdem der Frieden durch den vierzigjährigen Waffenstillstand vorläufig gesichert war. Schon im Altertum hat man darüber nachgedacht, wie Sokrates ökonomisch imstande sein konnte, dies Leben zu führen, und indem man zu sehr seine spätere notorische Armut in Betracht zog, erfand man die unglaublichsten Geschichten, um zu erklären, wovon er gelebt hätte. So hat z. B. der Musikhistoriker Aristoxenos, einer von Aristoteles' Schülern, der überhaupt eine giftige Zunge hat, eine so natürliche und selbstverständliche Sache, wie daß Sokrates die Einladungen seiner reichen Freunde nicht abschlug, dahin verdreht, daß er von systematischen Geldsammlungen unter ihnen gelebt habe. Übrigens läßt Xenophon[1]) Sokrates sagen, daß es Leute genug gebe, die ihm helfen würden, wenn er in Not käme. Die Sache ist die, daß Sokrates von Anfang an, wenn auch nicht gerade vermögend, so doch einigermaßen wohlsituiert gewesen sein muß. Demetrios von Phaleron, ein verständiger und gegen Sokrates wohlgesinnter Mann, erzählt[2]), daß dieser 70 Minen (ca. 5500 ℳ) besaß, die Kriton für ihn verwaltete, und wenn man dies in die jüngeren Jahre des Sokrates verlegt, ist nichts Unglaubhaftes dabei. Aber auch wenn man diese Notiz auf sich beruhen lassen will, so beweist das Faktum, daß Sokrates in dem Peloponnesischen Kriege (bis 422) als Hoplit Kriegsdienst getan hat, daß er damals noch nicht verarmt war; zum Hoplitendienst nahm man nur in der schlimmsten Not die ganz Unbemittelten. Da Sokrates aber nie etwas verdiente, sondern seine ganze Zeit an öffentlichen Orten in philosophischen Diskussionen mit gleichgesinnten, aber bessersituierten Leuten verbrachte, mußte er allmählich sein Geld verbrauchen, wenn er auch noch so bescheiden lebte. Vor Gericht läßt Platon[3]) ihn den Richtern 1 Mine Silber anbieten (ca. 80 ℳ); nach dem Zusammenhang ist das alles, was er in barem Gelde auftreiben kann. Hiermit stimmt es gut, wenn Xenophon[4]) ihn sein ganzes Hab und Gut auf höchstens 5 Minen veranschlagen läßt. Es reicht gerade für

[1]) Oikonomikos II 8.
[2]) Plutarch, Aristeides 1.
[3]) Apologie 38 b.
[4]) Oikonom. II 3.

Hosted by Google

ein Haus der einfachsten Art (3 Minen), eine Sklavin von der selben Qualität (ein Dienstmädchen hat Xanthippe kaum entbehren können) und ein wenig Hausgerät. Diese ökonomische Sorglosigkeit erweckte Aufsehn und Unwillen. Während Aristophanes in den 'Wolken' (423) ihm in dieser Hinsicht nichts vorwerfen kann, sondern im Gegenteil seine Einfachheit anerkennt, wenn auch mit etwas ironischer Färbung (v. 412 ff.), so sagt Eupolis [1]) ihm seine Meinung in kräftigen Worten: 'Und ich hasse auch Sokrates, diesen Bettler und Quatschkopf, der alles ausspekuliert hat, aber versäumt, dafür zu sorgen, wo er was zu essen kriegen soll', und in einem Stück, das mit den 'Wolken' zusammen aufgeführt wurde, nennt ihn Ameipsias [2]) verhungert (mit dem Zusatz, daß er nie habe schmarotzen wollen) und deutet an, daß er ohne Sandalen und ohne Kappe geht — er redet ihn etwas zweideutig an: 'Du, unter wenigen der Beste und unter vielen der Törichteste.' Diese Einfachheit in der Tracht hängt übrigens kaum ausschließlich mit der Armut zusammen; es war Prinzip. Es gab viele Athener, die als Protest gegen die zunehmende Verweichlichung, oder auch nur, weil sie es nicht der Mühe wert fanden, Geld und Gedanken an ihre Kleidung zu verwenden, dem Beispiel der Spartaner in ihrer einfachen Tracht folgten. Daß 'der elende Sokrates' und seine Schüler barfuß gehn, ist eins von den Dingen, woran der junge Geck Pheidippidas (in den Wolken v. 103) am meisten Anstoß nimmt; es machte offenbar unangenehmes Aufsehn. Im Kriegszuge 431 ging er zum größten Erstaunen der andern Soldaten ohne Kappe und Schuhe in der strengsten Kälte [3]). Dieser Zug ist nur ein kleiner von den vielen Beweisen für seine kräftige Konstitution und eiserne Gesundheit, die Alkibiades in seiner Rede auf ihn in Platons 'Symposion' anführt. Daß seine Hartheit und Genügsamkeit von allen asketischen Neigungen frei war, zeigt dies selbe Werk deutlich genug. Die selben Berichte, die selbstverständlich authentisch sind, schützen ihn übrigens vor dem heutzutage nicht ungewöhnlichen Schicksal des Genies, für einen Epileptiker erklärt zu werden. Über seinen Charakter in den späteren Jahren hören wir nur Lobsprüche von begeisterten Anhängern. Aber von Aristoxenos sind einige Nachrichten erhalten, die anders lauten. Nun ist Aristoxenos zwar eine schlimme Klatschbase; aber das berechtigt uns nicht dazu, von vornherein alles, was er erzählt, zu verwerfen, besonders da er sich auf das Zeugnis seines Vaters Spintharos beruft, der Sokrates persönlich gekannt hat [4]). Spintharos erzählte, daß er selten einen Menschen getroffen habe, der es besser verstand, überzeugend zu reden, als Sokrates; dazu trug alles an ihm bei, seine Stimme, sein Gesichtsausdruck, das Ethos seiner Worte, ja selbst sein eigentümliches

[1]) Fr. 311 Mein.
[2]) Fr. 7.
[3]) Platon, Sympos. 220.
[4]) Müller, Fragm. Hist. Graec. II S. 250 ff.

Hosted by Google

Äußere; dies alles galt aber nur, wenn er nicht böse wurde; er konnte von einer maßlosen Wut gepackt werden und war dann ganz unbändig in Wort und Tat. In seiner Lebensweise war er sonst einfach und genügsam; nur in geschlechtlicher Hinsicht war er etwas gewaltsam, doch ohne daß es einen kriminellen Charakter trug (d. h. er verführte keine unschuldigen jungen Mädchen). Diese Nachrichten sind in ihrer zurückhaltenden und nüchternen Form so verschieden von Aristoxenos' eigenen boshaften Verdrehungen, daß diese sie nicht in Mißkredit zu bringen vermögen. Und es gibt vielerlei, was Spintharos' Aussage bestätigt. In einem Dialog von Phaidon, also bei einem der älteren 'Sokratiker', ward folgende Geschichte erzählt, die man ebensowenig wie ähnliche faktische Mitteilungen bei Platon (z. B. in der Apologie, im Symposion und Phaidon) als erdichtet zu betrachten Grund hat. Ein asiatischer Phrenolog, Zopyros, der Sokrates nicht kannte, hatte ihn nach Betrachtung seines Äußeren für dumm und träge und für einen Schürzenjäger erklärt; als die Anwesenden ihn auslachten, sagte Sokrates, daß der Mann ganz recht habe; er hätte Anlage zu den Lastern gehabt, die ihm Zopyros zusprach, er hätte sie aber mit Hilfe der Vernunft überwunden. Und im 'Phaidros' (230 a) läßt Platon ihn sagen, daß er trotz vielem Nachdenken noch nicht klar darüber sei, ob er ein noch zusammengesetzteres und gewaltsameres Tier sei, als Typhon (der Dämon der Vulkane), oder ein zahmeres und einfacheres Wesen mit etwas Göttlichem in sich. Auch Sokrates brutales Äußere spricht für die Richtigkeit der Mitteilungen des Spintharos. Leider darf man nichts auf die erhaltenen Sokratesporträts geben, die in mehreren, recht verschiedenen Typen vorliegen; sie können kaum authentisch sein, sondern repräsentieren nur verschiedene, mehr oder weniger geistreiche Versuche, die an und für sich unplastische Aufgabe, wie Sokrates ausgesehen haben könnte, zu lösen. Wenn auch die unsichre[1]) Nachricht wahr sein sollte, daß die Athener Sokrates' Verurteilung bald bereuten und ihm eine Ehrenstatue errichteten, gemacht von Lysippos, so kann Lysippos, der mehr als ein Menschenalter nach Sokrates' Tod geboren ist, nur nach literarischen Traditionen gearbeitet haben; auch er hat sich, wie wir, eine Vorstellung von Sokrates' Äußerem bilden müssen nach den beiden vorliegenden Schilderungen in Platons und Xenophons Symposien. Bei Platon sagt Alkibiades (215 b), Sokrates selber könne es nicht leugnen, daß er wie ein Satyr aussehe; bei Xenophon sagt Kritobulos (IV 19), wenn er nicht hübscher als Sokrates wäre, so wäre er der 'häßlichste von all den Silenen, die in den Satyrspielen auftreten', und Sokrates gibt selber eine ironische Schilderung seiner Schönheit (V 5 ff.): hervorquellende Augen, Stumpfnase mit nach oben gerichteten

[1]) Noch Aischines (I 173) und Hypereides (Fragm. 55) erwähnen seine Verurteilung, ohne anzudeuten, daß das Volk sie bereut hätte, in einem Zusammenhang, der einen Schluß ex silentio erlaubt.

Hosted by Google

Nasenlöchern, großer Mund mit dicken Lippen — ganz der Satyrtypus, den die griechische Kunst als Ausdruck für halbtierische Roheit und Lüsternheit geschaffen hat.

Daß nun Sokrates wirklich ein heftiges und leidenschaftliches Temperament gehabt hat, wird durch vieles in seinem Betragen angedeutet. Die unerschütterliche Halsstarrigkeit, womit er sein Ziel verfolgt, ohne sich um die Folgen zu kümmern, die Energie, die er einsetzt, um einen Gedanken zu Ende zu denken, so daß er oft ganz die Umgebung und alles andre über dem Problem, das ihn im Augenblick beschäftigte[1]), vergaß, seine oft blutige Ironie, die eine gute Portion Verachtung für Menschen und Institutionen in sich schließt, ist psychologisch am besten als latente Leidenschaftlichkeit zu verstehn, die sich sehr wohl in jüngeren Jahren als auffahrende Heftigkeit geäußert haben kann, die erst durch energische Arbeit an der eigenen Entwicklung zurückgedrängt und nach einer anderen Richtung geleitet worden ist. Typisch in dieser Hinsicht ist sein Auftreten vor Gericht. Nach der unzweifelhaft historischen Darstellung in der Apologie erzwingt er geradezu sein Todesurteil durch seinen Trotz, und es ist nicht nur stolzes Selbstbewußtsein, das zu Worte kommt in dem ausgesuchten Hohn, womit er die Frage nach der Strafe behandelt; leidenschaftliche Verachtung, ja Haß glüht dahinter. Zu diesem Sokrates paßt auch die Schilderung, die Alkibiades[2]) von seinem Benehmen bei dem Rückzuge von Delion gibt, wo er inmitten der allgemeinen Panik ruhig 'dahin stolziert'[3]) mit einem Blick und einer Haltung, die schon von ferne deutlich zeigen, daß er tüchtig um sich schlagen würde, wenn ihm jemand zu nahe käme. Und daß Sokrates eine stark sinnliche Natur gehabt hat, daran kann eigentlich kein Zweifel sein. Charakteristisch genug sagt Alkibiades in seiner Rede (Symp. 219e), daß seine Hoffnung, Sokrates für sich zu gewinnen, auf seiner Jugend und Schönheit beruhte, die er ihm darbot. Die Weise, in der Sokrates sowohl bei Platon als bei Xenophon fortwährend mit seiner Verliebtheit in junge Männer scherzt, zeigt, daß der Ton in seinem Kreise so gewesen ist, und hinter dem Scherz und der ironischen Form fühlt man die Leidenschaft glimmen. Wenn auch der Eros, der ihn an die Jugend knüpfte, so vergeistigt war, wie nur möglich, er hat doch seinen Ursprung in einer rein sinnlichen Schönheitsfreude, die wohl die Zügel der Vernunft nötig gehabt haben kann, um nicht über die Stränge zu schlagen, so wie die Verhältnisse damals in Athen auf diesem Gebiete waren. Daß es nicht geschehn ist, zeigt nicht nur die bekannte Geschichte des Alkibiades bei Platon[4]), an dessen Realität zu zweifeln lächerlich wäre, sondern

[1]) Bekannte Beispiele in Platons Symposion 175 und 220.

[2]) Platons Symposion 221b.

[3]) Alkibiades braucht absichtlich dies Wort, womit Aristophanes (in den 'Wolken' v. 362) Sokrates' Gang charakterisiert hatte.

[4]) Symposion 218ff.


Hosted by Google

noch mehr der Umstand, daß weder Aristophanes noch sonst irgendeiner von den Angreifern, die Wert als Quellen haben, Sokrates den geringsten Vorwurf in diesem Punkte machen. Auch nicht in bezug auf sein Verhältnis zu Frauen tut es jemand, außer eben Spintharos. Wenn Sokrates in seiner Jugend Weiberfreund gewesen ist, wofür seine Satyrfratze wohl sprechen könnte, hat er jedenfalls die Grenze für das, was nach der damaligen Moral als erlaubt galt, nicht überschritten, und das gibt ja eigentlich selbst Spintharos zu. Eine Reminiszenz von etwas Ähnlichem ist es vielleicht erlaubt, in Xenophons Bericht[1]) über Sokrates' Gespräch mit der Hetäre Theodote zu sehn, ja sogar in dem Verhältnis zu Diotima, die nach Platons Symposion seine Begriffe von Eros geklärt hat. Diese Fiktion, die zufriedenstellend zu erklären nie gelingen wollte, kann wohl wie eine Idealisierung der Rolle aussehn, die seinerzeit Frauen für Sokrates' Entwicklung gespielt haben. Nach der selben Richtung deutet übrigens in einer Schrift aus Aristoteles' Schule[2]) die Notiz, daß Sokrates wie die meisten genialen Männer 'Melancholiker' gewesen sei, (d. h. ungefähr, was wir jetzt Choleriker nennen) und, daß die 'Melancholiker' in der Regel stark sinnlich seien.

Sokrates muß spät geheiratet haben; 399 ist sein ältester Sohn noch ein junger Mensch, und er hat zwei 'Kindchen'[3]). Wenn auch die vielen Anekdoten von Xanthippe erdichtet sind, so geht aus den Schilderungen in Platons 'Phaidon'[4]) und aus Xenophon[5]) doch hervor, daß sie ein heftiges Gemüt gehabt hat. Obwohl ihr Abschied von Sokrates im 'Phaidon'[6]) sympathisch geschildert wird, hat zwischen ihnen kaum ein näheres Verhältnis bestanden, als es zu der Zeit zwischen athenischen Eheleuten zu bestehn pflegte; es wird von Xenophon[7]) einmal mit der Frage charakterisiert, die er Kritobulos an Sokrates richten läßt: 'Gibt es jemand, mit dem du weniger sprichst als mit deiner Frau?' — worauf die Antwort lautet: 'Viele jedenfalls nicht.' Daß Xanthippe, deren Name auf vornehme Familie deutet, und die nach athenischer Sitte sicher eine Mitgift ins Haus gebracht hat, Anlaß hatte, mit ihrem Manne unzufrieden zu sein, ist einleuchtend. Zeller hat in einer lustigen Abhandlung das Experiment gemacht, Sokrates von ihrem Standpunkt aus zu sehn.

Nach einem Bericht, der von Aristoxenos stammt, sollte Sokrates gleichzeitig mit Aristeides' Tochter verheiratet gewesen sein (die gut und gern seine Mutter gewesen sein konnte). Es ist, wie man schon im Altertum eingesehn hat, eine Fabel, die

---

[1]) Erinnerungen III 11.
[2]) 'Probleme' XXX.
[3]) Platons Apologie 34 d.
[4]) 60 a.
[5]) Erinnerungen II 2; Symposion II 10.
[6]) 116 b.
[7]) Oikonom. III 12.

Hosted by Google

man nicht versuchen soll durch Umdeutung oder Verbesserung der Ueberliefrung zu retten. Was Anlaß zu ihr gegeben hat, ist uns unmöglich zu sagen, und es hat auch kein sonderliches Interesse[1]). Interessanter wäre es, zu wissen, warum Sokrates geheiratet hat; aber auch hierüber können wir nicht einmal eine Vermutung haben. Nur soll bemerkt werden, daß das Normale war, jung zu heiraten, so daß es eher auffallen muß, daß Sokrates so spät heiratete, als daß er sich überhaupt verheiratete.

Als der junge Sokrates, durch seinen guten Kopf und seine geistigen Interessen getrieben, das väterliche Handwerk an den Nagel hängte, um mitzuleben in den Bewegungen seiner Zeit, waren seine Altersgenossen besonders mit philosophischen Studien beschäftigt. Anaxagoras hatte eben die ionische Naturphilosophie nach Athen gebracht, und in Perikles' Haus entsetzte er die Bürgerschaft durch seine unerhörten Äußerungen vom Bau der Welt und von der Natur der Himmelskörper; die Sonne wäre ein glühender Klumpen und der Mond eine Erde. Er machte ungeheures Aufsehn; nicht nur in Perikles' und Aspasias freisinnigem Kreise, sondern überall in Athen wurden die neuen Lehren diskutiert; das ältere Geschlecht und das breite Publikum ward aufgescheucht und stellte sich feindlich; 'über die Himmelsphänomene zu spekulieren' ward in ihren Augen gleichbedeutend mit Zeitverschwendung durch loses Gerede und luftige Phantasien und mit Atheismus[2]). Wenn Sokrates in der Apologie (26 d) voraussetzen kann, daß alle seine Richter die Lehren des Anaxagoras kennen, ist es selbstverständlich, daß er ihn seinerzeit selber studiert hat. Sokrates soll sogar eine Zeitlang Unterricht genommen haben bei einem von Anaxagoras' Schülern, Archelaos[3]). Jedenfalls deuten die Kreise, mit denen wir ihn in Verbindung finden, auf ein früheres Interesse für die Modestudien dieser Zeiten. So hat z. B. unzweifelhaft ein freundschaftliches Verhältnis bestanden zwischen ihm und dem Dichter der neuen Zeit, Euripides, dessen Dramen ja bedeutende Einflüsse der ionischen Naturphilosophie zeigen. Ueber den vielen unzuverlässigen oder nachweislich erdichteten Anekdoten von dem Verhältnis der beiden gleichaltrigen Männer darf man nämlich nicht die Andeutungen der Komödie übersehn, die bestimmt eine allgemein bekannte Freundschaft zwischen ihnen voraussetzen; es nahm in komischer Beleuchtung die Form an, daß Sokrates dem Euripides half, modern zu dichten. In der ersten Ausgabe der 'Wolken' sah man Euripides in eigner Person in Sokrates Denkhäuschen; und in den 'Fröschen' (v. 1491 ff.) wird angedeutet, daß der Umgang mit Sokrates die Tragödien des Euripides

[1]) Aus Platons 'Laches' 180 sieht man, daß Aristeides' Sohn, Lysimachos, ein guter Freund von Sokrates' Vater war, der aus dem selben Demos stammte. Die ganze Schilderung da spricht in entscheidender Weise gegen die Geschichte von Aristeides' Tochter.

[2]) Platons Apologie 18 e.

[3]) Diogenes Laërtios II 19 und andere.


Hosted by Google

verdorben habe; und andere Komödienschreiber haben ähnliche Seitenhiebe auf seine Mitarbeiterschaft[1]). Daß viele Jahre vor seinem Prozeß sich schon die populäre Meinung von Sokrates gebildet hatte, er habe zu den modern gottlosen Naturphilosophen gehört, das sagt Sokrates selber, und als Sprachrohr für die öffentliche Meinung nennt er eben die 'Wolken' des Aristophanes[2]). Die natürliche Erklärung hierfür ist, daß Aristophanes' Schilderung auf Reminiszenzen aus dieser Jugendperiode des Sokrates beruht, die der Dichter nicht nötig gefunden hat zu revidieren, da Sokrates' stadtbekannte und auffallende Persönlichkeit ein so bequemes Objekt bildete für Angriffe auf die Philosophen und Sophisten im allgemeinen. Der Mißerfolg des Stückes beruht wahrscheinlich eben darauf, daß das Publikum, das Sokrates von andern Seiten kannte, keinen Gefallen an dem Anachronismus des Dichters fand. Denn ein Anachronismus war es: 423 hatte Sokrates die Naturphilosophie verlassen, die ihn, seit er reif geworden, nicht mehr befriedigen konnte; dazu war er zu sehr ein echter Athener. Athen hat nie in irgendeiner Form einen Beitrag zur Naturforschung geliefert; seine scharfsinnigen Köpfe waren von religiösen Fragen und von Dialektik in Anspruch genommen. Wann dies altattische Wesen bei Sokrates durch den fremden Firnis durchgebrochen ist, kann nicht genau angegeben werden; aber nichts spricht dagegen, daß es geschehn ist, als er im Anfang der dreißiger Jahre stand, eine für viele Männer kritische Zeit. Sehr viel später kann es nicht geschehn sein, da wir schon 431 Alkibiades in einer Weise an Sokrates geknüpft finden, die zeigt, daß Sokrates damals schon eine Weile in seiner bekannten Manier aufgetreten sein muß.

Hilfe zum Durchbruch hat er sicher von außen her gekriegt. Wenn er erst aufmerksam geworden war auf die philosophische Literatur, so bot ihm diese auch etwas anderes als Spekulationen und Theorien von der Entstehung der Welt und von den Himmelsphänomenen. Wie Euripides, hat er sicher sich von Herakleitos[3]) stark angezogen gefühlt, und die Dialektik der Eleaten, mit denen er wahrscheinlich persönlich Bekanntschaft in Athen hat machen können, muß einen guten Schleifstein für seine eigne Begabung in dieser Richtung abgegeben haben. Dagegen hat er sich, soweit wir sehn können, abweisend verhalten gegen die Mystik der Pythagoreer und Orphiker, die sein scharfes Denken und seine Skepsis gegen übermenschliches Wissen abstoßen mußte.

Aber die Einwirkung der älteren Philosophie erklärt noch nicht die eigentümliche Form, die er (bewußt und prinzipiell) für

[1]) Diogenes Laërtios II 18.
[2]) Platons Apologie 18 b ff.
[3]) Eine Anekdote bei Diogenes Laërtios II 22 läßt Euripides den Sokrates mit Herakleitos bekannt machen und Sokrates eine Anerkennung über sein Werk aussprechen.


Hosted by Google

sein Auftreten wählte, wenn auch das Leben in Athen es sicher mit sich gebracht hat, daß da, wo die Jugend sich versammelte, eifrig über alles mögliche diskutiert wurde; das kann höchstens Sokrates als Mittel gedient haben, seine eigentümliche Methode auszuüben. Der Impuls ist anderswo zu suchen.

In der Erziehung der attischen Jugend gab es eine empfindliche Lücke. Wenn sie die Klippschule durchgemacht hatte, wurde zwar für ihre körperliche Ausbildung, aber nicht für ihre geistige gesorgt; sie waren darauf angewiesen, die Fertigkeiten und Kenntnisse, die das bürgerliche Leben verlangte, zu entwickeln als passive Zuschauer und Zuhörer bei dem öffentlichen Auftreten der Älteren. Hierin bereitete sich eine Veränderung vor. Intelligente und unternehmende 'kluge Männer' (Sophisten) zogen herum in den Städten und erboten sich, die Jugend (gegen gute Bezahlung) 'tüchtig zum Sprechen und Handeln' zu machen durch ihren Unterricht, der teils auf der in Sizilien ausgebildeten Kunstlehre der Beredsamkeit fußte, teils philosophische Themata umfaßte, überwiegend mit praktischem Zuschnitt, im Anschluß an die ältere poetische und die neuere philosophische Literatur. Diese Bewegung brachte Protagoras nach Athen, wahrscheinlich kurz nach 440; in seiner Fußspur folgte Prodikos von Keos, den Sokrates ein paarmal bei Platon[1]) als seinen Lehrer bezeichnet, woraus man jedenfalls schließen muß, daß auch Sokrates diese neue Richtung mit Interesse verfolgte; wir finden ihn auch in Verbindung mit Kallias, dessen Haus das Hauptquartier der Sophisten war, und Protagoras kennt er persönlich von seinem frühsten Aufenthalt in Athen her[2]). Gorgias hat er auch gekannt; aber dieser kam so spät nach Athen (427), daß er für Sokrates' Entwicklung keine besondere Bedeutung gehabt haben kann; Rhetorik, worin Gorgias hauptsächlich unterwies, bezeichnet Sokrates in der Apologie (17b ff.) als etwas, wozu er zu alt sei. Diese neue Bewegung, wo über alles debattiert ward, mußte bei einem wohlgeschulten Denker, wie Sokrates, eine Menge Fragen und Zweifel hervorrufen.

Es gab nun zuerst das Problem der Erziehung selber. Daß die Jugend Führung nötig hatte, war er modern genug einzusehn; er hatte es wohl an sich selbst erfahren und mit seiner scharfen und furchtlosen Kritik vieles verurteilt von dem, was er die Älteren denken und handeln sah, so wie einer tut, der aus andern Schichten kommt, mit frischen Augen. Aber in dem Auftreten der Sophisten war vieles, was ihn abstieß. Schon gleich ihr äußerer Pomp mußte ihm mit seinen einfachen Gewohnheiten und bescheidenen Lebensansprüchen zuwider sein; und daß sie sich bezahlen ließen für ihren Unterricht, widerstrebte sowohl seiner eignen Gleichgültigkeit in bezug auf Geld,

---

1) Platon, Protagoras 341a, Menon 96d u. a.
2) Platon, Protag. 310.


Hosted by Google

als seinem logischen Sinn. Nun hatte er im stillen und mit vieler Mühe sich selbst erzogen; sollten denn diese fremden, wohlweisen Männer durch einen kurzen Unterricht, dessen Umfang sich noch dazu nach der Bezahlung richtete, der Jugend zu dem verhelfen können, wozu er Jahre gebraucht hatte? Ja, wenn es sich noch um positive Kenntnisse gehandelt hätte! Aber wie sollte ein wenig Mathematik oder Astronomie oder Grammatik jemand 'tüchtig zum Handeln' machen, das hieße doch wohl: ethisch richtig zu handeln. Und was war das Entscheidende für den ethischen Wert einer Handlung? War der tapfer, der sich Gefahren aussetzte, ohne sie zu kennen, oder indem er sie unterschätzte? Nein, nur klare Überlegung und volles Bewußtsein geben einer Handlung Wert; wer ohne dies handelte, war wie die Dichter, die schöne Sachen schrieben, aber auf Anfrage den Sinn nicht erklären konnten[1]). Das, worum es sich handelte, war also eine genaue Begriffsbestimmung von Gut und Böse und von den einzelnen Tugenden. Aber hierüber gaben diese herumreisenden Tugendlehrer keine Aufklärung, ja sie hatten sich nicht einmal die Grundfrage gestellt, ob moralische Erziehung durch andre überhaupt möglich sei[2]). Er hatte selber, allein durch seine Vernunft, seine schlechten Neigungen überwunden, weil er erkannt hatte, daß sie schlecht wären; 'ich bin immer derart gewesen, daß ich keinem andern an mir gehorche als dem Vernunftgrund, der sich als der beste zeigt, wenn ich die Sache überlege'[3]). Erkenntnis ist also die wirkliche Quelle für ethisches Handeln. Aber sie ist auch ausreichend, es zu sichern; das Böse ist ja das Schädliche, und niemand tut mit Willen sich selber Schaden. Wenn man mit den Leuten über derlei Fragen redete, wußten sie gewöhnlich zuerst so überaus gut Bescheid; wenn man ihnen aber schärfer zusetzte, löste sich ihre Überlegenheit regelmäßig in Unklarheit und Verwirrung auf. Und es waren ja auch schwierige Fragen, die in ihrer Neuheit gründliche Erwägung forderten; die Dialektik ließ immer einen Zweifel übrig, ob nicht eine erneute Untersuchung oder eine bessere Logik neue Gründe und Gegengründe sollte finden können; wie gering war nicht das eigne Vermögen der unendlichen Aufgabe gegenüber. Aber wenn man auch selber seine Unwissenheit zugeben mußte, eines war doch sicher: der schlimmste Feind wirklicher Erkenntnis war nicht Unwissenheit, sondern eingebildetes Wissen. Wenn man Leute zum ethischen Handeln bringen wollte, mußte man also damit anfangen, ihre falschen Vorstellungen zu entfernen, ihnen zeigen, wie locker ihre Meinungen über ethische Fragen saßen, die richtigen wie die falschen, mußte einen leeren

---

[1]) Platons Apologie 22.
[2]) Platons 'Protagoras'.
[3]) Platons Kriton 46b; 'immer' soll natürlich mit dem Körnchen Salz verstanden werden, womit es 'immer' gemeint ist in solchen Aussagen, über das, was man 'immer' gewußt hat u. dgl.

Hosted by Google

Raum in ihnen schaffen, der, nachdem er alles verschlungen hatte, was sie so im allgemeinen aus Gewohnheit und Tradition glaubten, sie dazu zwingen konnte, selber zu versuchen, sich eine Lebensanschauung zu bauen auf festem, logischem Grund. Es war eine unendliche Aufgabe, die wohl das ganze Leben eines Mannes ausfüllen konnte; da blieb keine Zeit übrig für Politik oder Geschäfte oder Spekulationen über die 'höheren' Probleme, die sonst die Mitwelt beschäftigten. Der Mensch selber, der einzelne Mensch, wie er war — die einfachen Leute waren oft die vernünftigsten[1]) — war ein würdigerer, jedenfalls näherliegender Gegenstand für Denken und Arbeit — 'entschuldige, ich bin lernbegierig; Landschaften und Bäume pflegen mich nichts zu lehren, aber das tun die Menschen in der Stadt'[2]). Wer sich nicht, wie Protagoras, Weltweiser (Sophist) nennen mochte, sondern nur Wahrheitssucher (Philosoph), der hatte nichts zu dozieren in kunstgerechten Vorträgen für einen kleinen Kreis zahlender Schüler; in seiner Unwissenheit mußte er sich damit begnügen, auf Gassen und Straßen jeden zu fragen und mit allen zu diskutieren, um zu sehn, wie begründet ihr Wissen sei, und sie von ihren Einbildungen und Vorurteilen zu befreien; das war nichts, wofür man sich bezahlen lassen konnte; nein, er war keines Menschen Lehrer gewesen[3]).

Und war es überhaupt einem Menschen möglich, einen andern Menschen direkt zum ethischen Handeln zu erziehen? Wie konnte es denn geschehn, daß kluger und tüchtiger Männer Söhne so oft mißlungen waren; sah man nicht jeden Tag Leute gegen ihre eignen Theorien handeln und sich verkehrt betragen, wenn sie auch die richtige ethische Erkenntnis auf den Lippen trugen? Dann war diese Erkenntnis ja doch nicht 'richtig', sondern eine auswendig gelernte Litanei. Nur der einzelne selber konnte mehr daraus machen, das echte Wissen, das unfehlbar zum richtigen Handeln zwingt, und dies konnte nur durch Selbstvertiefung geschehn; kein andrer konnte mehr als einen negativen Beitrag dazu geben. Protagoras' Satz 'das Individuum ist der Maßstab für alles' hatte vielleicht seine Wahrheit auf diesem ethischen Gebiete. Und vielleicht war dies der Sinn des delphischen 'Erkenne dich selbst'; es sei unverantwortlich, sich mehr Macht und Mündigkeit andern Menschen gegenüber zuzutrauen, als die, ihr Selbstdenken zu erlösen. Diese Kunst hatte er von seiner Mutter[4]) geerbt; die professionellen Weisheitslehrer waren dann wohl im Besitz von übermenschlichen Gaben[5]). Aber wenn Protagoras' Satz auf ethischem Gebiete richtig war, so war er

[1]) Apol. 22a.
[2]) Sokrates' Antwort in 'Phaidros' 230d auf die Frage, wie es möglich ist, daß er in der nächsten Umgegend Athens ganz fremd ist.
[3]) Apol. 33.
[4]) Platon, 'Theaitetos' 149.
[5]) Apol. 20.


Hosted by Google

und überhaupt die Lehre der Sophisten von der Relativität aller Dinge in einer andern Richtung gefährlich; er verneinte ja die allgemeine Gültigkeit der Begriffe, und nahm damit den Boden weg für alles Streben nach ethischer Entwicklung, das ja gerade von einer richtigen Begriffsbestimmung abhängig war. Dieser Skepsis gegenüber mußte man festhalten, daß die Allgemeinbegriffe objektive Gültigkeit hätten, und daß der menschliche Verstand sie zu erkennen vermochte und in dieser Weise das Individuum zur ethischen Vollkommenheit führen könnte.

In dieser Positivität, in diesem festen Glauben, daß das Denken nicht auflösend sei, sondern Bedingung für richtiges Handeln, dürfen wir eine attische Eigentümlichkeit sehn. Perikles sagt in seiner berühmten Leichenrede[1]): 'Wir kultivieren Weisheit ohne Schwäche, wir meinen nicht, daß Diskutieren für das Handeln schädlich sei; schädlich ist vielmehr, zur Handlung zu schreiten, ehe man durch Räsonnement aufgeklärt ist. Wir haben die Eigentümlichkeit, daß wir, obwohl wir kühn sind, doch die Sache, auf die wir uns einlassen, gründlich durchdenken, während dies andern Leuten die Tatkraft raubt.'

Aus dieser attischen Eigentümlichkeit heraus und aus seinen persönlichen Voraussetzungen ist Sokrates' Opposition gegen die Sophisten (denen er doch in dem Protest gegen Überlieferung und Konvention so nahe stand) und die Form seines Auftretens ganz verständlich. Der bekannte delphische Orakelspruch, den Chairephon als Antwort bekam, daß Sokrates der weiseste aller Menschen sei, kann Sokrates nur im Scherz als Ausgangspunkt für seine Tätigkeit bezeichnet haben[2]). Wenn Delphi sich so aussprechen konnte, muß sein Auftreten ja schon Aufmerksamkeit in weiteren Kreisen geweckt haben, und daß er vorher in einer andern aufsehenerregenden Weise aufgetreten sein sollte als später, davon verlautet nichts. Aber darum den Bericht über das Orakel als Dichtung zu verwerfen, wäre ganz grundlos. Es ist verständlich genug, daß seine Einschärfung der menschlichen Begrenztheit im Gegensatz zu der Allwissenheit der Sophisten Delphi ansprechen mußte; dies war auch des Orakels Alpha und Omega.

Daß Sokrates mit seinem Respekt vor Wissen und Einsicht der attischen Demokratie gegenüber nicht freundlich gesinnt sein konnte, ist einleuchtend. In der Apologie[3]) sagt er den Richtern ins Gesicht, niemand, der männlich einer regierenden Demokratie gegenübertrete und Ungerechtigkeit und Ungesetzlichkeit zu verhindern suche, könne auf die Dauer mit dem Leben davonkommen, und er hat es unzweifelhaft nicht fehlen lassen an Spott über das souveräne Wählervolk, dessen Entscheidungen Weisheit waren,

[1]) Thukydides II 40.
[2]) Apol. 20a ff.
[3]) 31c.


Hosted by Google

wenn sie im Chor riefen, während niemand die unmaßgebliche Meinung des einzelnen für etwas anderes nehmen werde, als das Gerede, das es sei. Polykrates hatte ihm vorgeworfen, daß er die Institutionen des Staates verhaßt machte, indem er die Wahl der Beamten durchs Los kritisiert habe, mit der Bemerkung, daß niemand einem Schiffer, der durchs Los gewählt wäre, sein Leben anvertrauen, oder seinen Tischler oder Flötenspieler in dieser Weise wählen werde[1]. Und die ganze Apologie zeugt von sehr wenig Ehrerbietung vor der Jury. Er hatte daher auch 'keine Zeit gehabt'[2], seine Bürgerrechte und -pflichten auszuüben (abgesehn von der Wehrpflicht). Nur ein einziges Mal nahm er teil an der Verlosung für den Rat, und ward gewählt; es war in der schweren Zeit gegen Ende des Peloponnesischen Krieges, als Athen seine letzten Kräfte aufgeboten hatte. Sein Widerstand gegen den Justizmord der Feldherren nach der Schlacht bei den arginussischen Inseln hätte ihm bekanntlich beinahe das Leben gekostet. Übrigens hatte er auch die Dreißig gegen sich aufgebracht, indem er sie als schlechte Hirten kritisierte[3], die ihre Herde verminderten, und indem er sich weigerte, einen Befehl wegen eines politischen Verbrechens auszuführen[4].

Auch die Volksreligion hat er mit wenig freundlichen Augen angesehn. Es ist wohl möglich, daß Xenophon recht hat, wenn er in seinen stark apologetisch gefärbten Erinnerungen (I 1, 2) als eine allgemein bekannte Sache anführt, daß Sokrates geopfert habe, sowohl in seinem eignen Hause, als auf den öffentlichen Altären. Dafür sprechen auch die Worte, mit denen er starb (Platon, Phaidon 118 a): 'Wir sind Asklepios einen Hahn schuldig, vergiß nicht, ihm einen zu zahlen[5].' Aber hieraus läßt sich nichts schließen über seine religiösen Vorstellungen. Während Sokrates Zeugen dafür anführt, daß er die Jugend nicht verführt habe, weist er die Beschuldigung, an die Götter des Staates nicht zu glauben, mit einem rein formalen Räsonnement ab; er bringt erst Melelos zu der Äußerung, daß die Meinung der Anklage sei, Sokrates der Gottesleugnung überhaupt zu beschuldigen (sonst wäre sie auch wenig wirksam gewesen), und verwickelt ihn danach rettungslos in Widersprüche[6]. Und seine Verteidigung in diesem Punkte schließt er mit den bewußt zweideutigen Worten (35 d): 'Ich glaube, wie keiner von meinen Anklägern.' Man denkt dabei unwillkürlich an Aischylos' Protest gegen den

---

[1]) Xenophon, Erinnerungen I 2, 9; eine ähnliche Äußerung referiert Aristoteles, Rhetorik II 20.

[2]) Apol. 23b.

[3]) Xenophon, Erinnerungen I 2, 3 ff.

[4]) Apol. 32 c ff.

[5]) Es soll dem Asklepios ein bescheidenes Dankopfer gebracht werden für die Erfüllung des kurz vorher (117 c) ausgesprochenen Wunsches in bezug auf die schnelle Wirkung des Giftes; es hat jetzt seine Schuldigkeit getan.

[6]) Apologie 33 d e; 26 e.

Hosted by Google

Glauben an den Neid der Götter: 'Von den andern getrennt, habe ich meine eignen Gedanken für mich[1]).' Daß Sokrates der Beschuldigung wegen Atheismus mit der Frage begegnet: 'Glaube ich vielleicht auch nicht, wie alle andern Leute, daß Sonne und Mond Götter sind[2])?' bedeutet nichts in diesem Zusammenhange. Erstens kann Sokrates sehr wohl Sonne und Mond für göttliche Wesen angesehn haben; das tat nicht nur Platon, sondern sogar auch Aristoteles. Zweitens könnte er (oder Platon) haben feststellen wollen, daß er nicht mit Anaxagoras zusammengeworfen werden wollte, gegen den es in einem Volksbeschluß bestimmt wurde, daß es kriminell sei, die Götter zu verleugnen und Vorträge über die Himmelsphänomene zu halten[3]). Schließlich ist es ganz unwichtig für Sokrates' Auffassung des Religiösen, was er von Sonne und Mond gemeint hat. Entscheidend, um Sokrates' Stellung zur Volksreligion zu bestimmen, ist Platons Dialog 'Euthyphron', die nach seinem ganzen Charakter zu seinen früheren Arbeiten gehören muß und der Apologie nahesteht; der höhnt mit bitterm Zorn einen Repräsentanten der offiziellen Rechtgläubigkeit, der sich noch dazu rühmt, ein speziell Sachkundiger in Sachen der Religion zu sein, aber von Sokrates überführt wird, daß er weder weiß, was Frömmigkeit ist, noch wie sie sich äußern soll den Göttern gegenüber. Als einen Beweis gegen die Anklage führt Xenophon[4]) auch an, daß Sokrates an Mantik glaubte. Aber seine Beweise sind so an den Haaren herbeigezogen, daß sie das Gegenteil beweisen. Er gibt zu, daß Sokrates es als Unsinn, ja sogar als unmoralisch betrachtete, die Götter über Dinge zu befragen, die man durch 'Zählen, Messen und Wägen' erkennen konnte, und überhaupt über etwas, das man selber zustande bringen konnte, wenn man sich erst die nötige Einsicht erworben hatte. Sokrates' Äußerungen über sein 'Daimonion' (dessen Pointe er nicht erfaßt hat, wenn er es dem Sokrates sagen läßt, was er und seine Freunde tun oder lassen sollen) erklärt er aber als eine nur im Ausdruck bestehende Verschiedenheit; es bedeute das selbe, bloß korrekter ausgedrückt, wie wenn andre Leute sagten, daß Zeichen und Wahrsagungen ihre Handlungen bestimmten. Daß Sokrates Xenophon nach Delphi schickte, als er in persischen Dienst zu gehn wünschte[5]), beweist nur, daß er einen solchen Rückhalt für Xenophon nützlich fand bei einer Entscheidung, die er mit Recht als verhängnisvoll für Xenophons Verhältnis zu seinem Vaterlande betrachtete; er wirft ihm vor, daß er sich dieser Stütze beraubt habe, indem er es nicht dem Orakel überlassen habe, zu entscheiden, ob er reisen sollte oder nicht, sondern nur gefragt habe, welche Götter er um Schutz anrufen sollte, wenn er reiste. Daß

---

1) Agamemnon 727.
2) Apol. 26 d.
3) Plutarch, Perikles 32.
4) Erinnerungen I 1, 2—9.
5) Xenophon, Anabasis III 1, 5 ff.

Hosted by Google

Sokrates selber jemals das Orakel, das sich doch so anerkennend über ihn ausgesprochen hatte, gesucht haben sollte, das wagt nicht einmal Xenophon zu behaupten. Eben Sokrates' 'Daimonion' verschlingt das begrenzte Gebiet, das er nach Xenophon die Mantik noch behalten ließ: das, was der Mensch nicht selber erkennen kann. Nach Sokrates' ganzer Auffassung von der Vernunft als bestimmend für die moralische Handlung, kann diese innere Stimme in erster Linie keine ethische Bedeutung haben; sie ist eher ein praktischer Instinkt für die Folgen einer Handlung. Nach der Apologie hat das Daimonion Sokrates verboten, sich mit Politik zu beschäftigen, nach seiner Meinung mit Recht, weil er sonst ums Leben gekommen wäre, eh er seine Lebensaufgabe erfüllt hätte [1]); es hat sich seinem Auftreten vor dem Gericht nicht widersetzt, woraus er schließt, daß seine Verurteilung kein Unglück sei [2]). Anderswo [3]) verbietet es ihm, wegzugehn, und sein Bleiben verschafft ihm ein interessantes Gespräch mit zwei Sophisten. Also, die für ihn unangenehmen, nicht vorherzusehenden Folgen im großen und kleinen [4]) von allerlei Handlungen wehrt dieser Instinkt ab. Aber nach Xenophon [5]) war es eben das Resultat, die Folgen der Handlungen eines Menschen, die die Götter sich vorbehalten hatten, und weil der Mensch diese nicht voraussehen kann, muß er die Götter darüber befragen in den offiziell anerkannten Formen der Mantik; diese werden überflüssig für den, der die Gabe hat, die Sokrates in seinem Daimonion hatte.

Daß dies Irrationale für Sokrates als etwas 'Göttliches und Dämonisches' gelten mußte (Apologie 31 c), ist eine natürliche Folge seines festen Glaubens an die Vernunft als beherrschend und bestimmend für alles Menschliche. Darum wirft der Charakter dies 'Daimonion' — die Bedeutung des Wortes spielt hinüber bis ins Wunderbare oder Wunderliche — ein Licht auf sein Verhältnis zum Göttlichen. Nach Platons widerholter, ausdrücklicher Behauptung [6]) ist die innere Stimme immer negativ, nur warnend und hemmend. Xenophons gedankenlose Erklärung wird widerlegt durch die von ihm selber angeführten Beispiele. Wenn die ethische Handlung auf selbsterworbener Einsicht beruht, kann der Gott ebensowenig wie Menschen positive und direkte Hilfe bringen. Und man kann nicht einwenden, daß das Daimonion, indem es alle falschen Schritte hindert, zuletzt auf das Richtige führen muß; dies ist nur eins, aber der verkehrten Richtungen sind unendlich viele; die richtige finden kann nur das Individuum selber. Die Folgen der vernunftbestimmten ethischen Handlung für das Individuum hat dies zwar nicht in der Hand; aber sie sind im

[1]) 31 c.
[2]) 40.
[3]) Platon, Euthydemos 272; dies als Scherz aufzufassen, wäre Willkür.
[4]) Dies wird ausdrücklich in der Apologie betont.
[5]) Erinnerungen I 1, 8—9.
[6]) Apol. 31 d; Phaidros 242 c.

Hosted by Google

Grunde genommen unwesentlich, man hat nur das zu tun, was man als seine Pflicht erkannt hat[1]). Für die Götter bleibt kein andrer Platz, als der tröstliche Glaube, daß das Dasein so eingerichtet ist, daß einem Mann, der seine Pflicht tut, nie ein wirklicher Schade geschehn kann, weder hier noch jenseits[2]). Daher kann Sokrates seine Verteidigung mit den wahrscheinlich authentischen Worten schließen: es ist Zeit, daß wir gehn, ich zum Tode, ihr zum Leben; wer von uns zu dem Besseren eingeht, ist jedem unbekannt, außer Gott. Dies ruhige Balancieren, das nicht mit der kurz vorher gegebenen Ausmalung der Vorzüge des Todes stimmt — die wahrscheinlich wesentlich Platons Eigentum ist —, ist sein voller Ernst; so wenig bedeutet die Frage, ob es ein Leben nach diesem gibt, für Sokrates' ethischen Standpunkt. Aber selbst diese Bedeutung der Götter ist, näher betrachtet, recht illusorisch. Daß die Gottheit gerecht ist, hat die attische Religiosität immer betont, schon seit Solon und Aischylos. Der peinliche Widerstreit, den dies ethische Postulat für eine objektive Beobachtung des Lebens mit sich führte, existierte nicht für Sokrates; das einzig Notwendige, seine Pflicht zu erkennen und zu tun, konnte keine Lebensschickung einem Manne benehmen, und im Vergleich hiermit ist alles andre unwesentlich. Auch nicht unsere Feinde können uns wesentlichen Schaden tun[3]), daher soll man nicht Unrecht mit Unrecht vergelten[4]), wenn die Feinde auch an und für sich es verdient hätten[5]); wer es tut, erniedrigt sich selbst, indem er verrät, daß er unwesentlichen Dingen zu große Bedeutung beilegt; für den guten Mann ist es nicht der Mühe wert, sich zu rächen.

Man sieht hieraus, daß Sokrates' Auffassung von dem Verhältnis zu den Göttern untergrabend war für die antike Religion, die wesentlich im Kultus bestand, und überhaupt für alle 'äußere' Religion. Er machte nicht nur die Moral unabhängig von Göttern und Religionen, sondern jede religiöse Spekulation überhaupt war ohne Interesse für ihn; ein sokratischer Dialog, man weiß nicht von wem, hatte Zoroaster den Sokrates verhöhnen lassen, weil seine Philosophie sich nur mit dem Menschlichen befasse und das Göttliche beiseite schiebe[6]), und in Platons 'Phaidros' (229) spottet Sokrates über die klugen Köpfe, die 'mit plumper Weisheit' die Mythen kritisieren, wozu er keine Zeit habe. Daß sein Daimonion auch recht gefährlich sein mußte für den Glauben an Orakel und Wahrsagekunst, haben wir gesehn, und es ist kein Zweifel, daß Platon recht hat, wenn er die Anklage sich auf dies Daimonion als Beweis für Sokrates' Ketzerei berufen läßt[7]); daß

[1]) Dies ist das Thema für Platons 'Kriton'; siehe besonders 48; auch Apol. 28 ff.
[2]) Apol. 41 c.
[3]) Apol. 30 c.
[4]) Kriton 49.
[5]) Apol. 41 d.
[6]) Rose, Aristoteles pseudepigraphus S. 5.
[7]) Apol. 24 b, 27 c.

Hosted by Google

es von den Zeitgenossen als etwas Besonderes und Ungewöhnliches empfunden wurde, sagt Platon ausdrücklich [1]), und das selbe geht aus einigen Gesprächen in Xenophons 'Erinnerungen' [2]) hervor. Es läßt sich nicht leugnen, daß etwas Richtiges ist an dem, was Anytos vor Gericht geltend machte, daß man zwar in der Sache hätte durch die Finger sehn können und Sokrates in Ruhe lassen, aber da die Anklage nun einmal erhoben war, mußte er verurteilt werden [3]).

Und es gab allerlei, was eine ungünstige Stimmung gegen Sokrates veranlassen konnte. Erstens ist es immer eine undankbare und gefährliche Arbeit, Leuten ihre Einbildungen zu rauben und zu versuchen, sie dahin zu bringen, ihre Vernunft zu gebrauchen. Sokrates hat ganz recht, wenn er voraussagt [4]), daß er nicht der letzte sein wird, den die Erbitterung gegen dergleichen Friedensstörer vernichtet; und seine Schilderung, wie ihm sein Tun Feinde verschafft hat, ist sicher wahrheitsgetreu [5]). Sodann aber muß zugegeben werden, daß die 'Stechfliege' [6]) wirklich zuzeiten irritierend gewirkt haben kann, und noch mehr die jungen Leute, die seine Manier nachahmten [7]) Wenn ein Grünschnabel, wie der kaum zwanzigjährige Alkibiades, in einem Gespräch in Xenophons 'Erinnerungen' (I 2, 40 ff.) seinem Vormund Perikles nachweist, daß er nicht weiß, was Gesetz ist, findet man, daß seine sokratische Dialektik passend hätte mit einer Ohrfeige honoriert werden können, und es ist nicht aus der Luft gegriffen, wenn die 'Wolken' Pheidippides als Ausbeute seiner Schülerzeit bei Sokrates, das Recht, seinen Vater zu schlagen, mitbringen läßt [8]). Ganz das selbe hatte Polykrates Sokrates gegenüber geltend gemacht. Zweifellos haben mehrere oberflächliche junge Menschen aus Sokrates' Diskussionen Geringschätzung für die Alten geschöpft, und haben sich mit ihrer 'Ueberlegenheit' gebrüstet.

Ebensowenig läßt sich bestreiten, daß der Umgang mit Sokrates das Interesse vieler jungen Leute von der Körperpflege und den Leibesübungen abgebracht hat, die nun einmal in der traditionellen Erziehung eines Gentlemans einen so großen Platz einnahmen. Der Typus dieser blassen, verstudierten und zergrübelten sokratischen Jugend ist Chairephon, der fanatische [9]) Bewunderer des Sokrates, der das Orakel fragte, 'ob jemand weiser sei als Sokrates'; seine Magerkeit und fahle Gesichtsfarbe

---

[1]) Euthyphron 2 b.
[2]) I 4, 15; IV 3, 12.
[3]) Apol. 29 c.
[4]) Apol. 28 a.
[5]) Apol. 21 ff.
[6]) Apol. 30 e.
[7]) Apol. 23 c.
[8]) Wolken v. 1321 ff.
[9]) 'Ihr erinnert euch ja wohl Chairephons, wie energisch er war, wenn er sich etwas vorgenommen hatte,' Apol. 21 a: 'Enthusiast' heißt er in Platons Charmides 153 b.

Hosted by Google

waren Gegenstände des Spottes der Komödie[1]). Eupolis nennt ihn 'aus Buchsbaum', Kratinos treibt Spaß mit seinem vernachlässigten Äußern, Aristophanes versetzt ihm gelegentlich Hiebe in mehreren seiner Stücke; in den 'Wolken' ist er der erste Schüler der Denkbude; Pheidippides will nicht blaß und barfüßig werden wie er (v. 1296), und bei den Skiapoden, wo Sokrates ungewaschen Seelen bannt, kommt er und trinkt das Blut des Kamels, das der Feigling Peisandros geschlachtet hat, um einmal sein entlaufnes Männerherz widerzusehn (v. 1553 ff.).

In seiner Leichenrede bei Thukydides[2]) sagt Perikles von den Athenern: 'Wir sind die einzigen, die den Mann, der nicht an dem staatlichen Leben teilnimmt, nicht für einen ruhigen Bürger ansehn, sondern für einen unnützen.' Danach mußte Sokrates in den Augen der Zeitgenossen für sozial unnütz gelten und, insofern er die Jugend verleitete, seinen Mangel an Interesse für Politik zu teilen, sogar für schädlich. Aus Libanios[3]) sieht man, wie Polykrates gegen ihn vorgebracht hatte, daß er die Jugend auch durch seine Verachtung gegen Geld und Geschäftsleben unpraktisch und weltfremd machte. Natürlich hatte Polykrates auch nicht versäumt, seine antidemokratische Gesinnung hervorzuheben; er bringe seinen Schülern Haß gegen die Demokratie bei, Verachtung gegen die Institutionen des Staates und Neigung zur Tyrannis; nicht umsonst hätten Kritias und Alkibiades zu seinem Kreise gehört[4]). Was diese beiden betrifft, ist Xenophons Verteidigung[5]) völlig ausreichend; sie werden wohl auch gemeint sein, wenn Sokrates in der Apologie (33b) jede Verantwortung für das Tun seiner Zuhörer von sich weist. Aber, daß Sokrates' Kritik bei ihnen nicht zu Liebe und Bewunderung für die Verfassung und ihre Handhabung beigetragen hat, das ist doch wohl unzweifelhaft.

Daß man Sokrates auch sein negatives Verhältnis zu der Jugend vorgeworfen hatte, geht aus dem Dialog 'Kleitophon' hervor, wo es ihm geradezu vorgehalten wird[6]), daß er wohl tüchtig dazu sei, bei der Jugend das Interesse für Moral zu wecken, aber ihr keine positive Anleitung über ihren Inhalt geben kann, entweder, weil er ihn selber nicht kennt, oder weil er nicht will, und ganz dem selben Tadel versucht Xenophon entgegenzutreten[7]), natürlich ohne Verständnis für Sokrates' prinzipiellen Standpunkt.

Es war also für ein Autodafé Brennholz genug beisammen, wenn jemand die Lunte anlegen wollte. Und dazu war Anytos willig; die beiden andern Kläger sind ganz unbedeutend und

[1]) Die Scholien zu der Apol. 20 a.
[2]) II 40.
[3]) Declam. I 127, 134.
[4]) Libanios, Declam. I 130 ff.
[5]) Erinnerungen I 2, 12 ff.
[6]) 410 b.
[7]) Erinnerungen I 4.

Hosted by Google

wären ungefährlich gewesen, wenn jener nicht dahinter gestanden hätte. Anytos war ein rechtgläubiger Patentdemokrat, Gerber von Profession, und daß die überlieferten Berichte[1]) etwas auf sich haben, wonach Sokrates den einflußreichen und verdienten Politiker persönlich gekränkt hätte, indem er sein Handwerk verspottete und versuchte, dessen begabten Sohn 'von den Häuten' wegzubringen, darauf deutet eine merkwürdige Episode in Platons 'Menon' (90ff.). Anytos tritt da auf als ein eifriger Verteidiger der alten Erziehung, und ist empört über die Sophisten, obwohl er zu dem Zugeständnis gebracht wird, daß er sie Gott sei Dank gar nicht kenne, und als er bei Sokrates' Kritik der Erziehung nach Art der Väter zu kurz kommt, geht er rasend fort mit einer Drohung gegen Sokrates — in Athen dulde man nicht, daß von den großen Staatsmännern der Vorzeit geringschätzig geredet werde —, wozu Sokrates bemerkt, sein Zorn stamme daher, daß er sich selber getroffen fühle. Es ist sogar möglich, daß die erhaltene Notiz[2]), er habe für Alkibiades geschwärmt, glaubwürdig ist, und daß dann Eifersucht mit im Spiele war. Jedenfalls wissen wir genug von ihm, um zu verstehn, daß Sokrates ihm ein Greuel sein mußte.

Es wird aus dem Vorhergehenden klar sein, daß Sokrates in der Tat ein gefährlicher Mann für das Bestehende war, für den Staat wie für die Kirche, und daß die Selbstverteidigung dieser Mächte daher insofern berechtigt war. Etwas andres ist die juristische Frage. Wenn die Anklage, wofür vieles spricht, auf dem gegen Anaxagoras gefaßten Volksbeschluß fußte, war sie unberechtigt; Sokrates hat weder das Dasein der Götter geleugnet, noch Vorträge über Astronomie gehalten — in diesem Punkt ist die Apologie erschöpfend. Aber es gab eine allgemeiner gehaltene Klage wegen Asebeia (ungefähr: Verletzung der Staatsreligion), und die war so verschwommen und unbestimmt, daß ein geschickter Advokat Sokrates vielleicht unter sie gebracht haben könnte, wenn er ihn richtig verstanden hätte. Es ist aber überwiegend wahrscheinlich, daß Sokrates, wie die Apologie voraussetzt[3]), dem allgemeinen Unwillen gegen Sophisten und Philosophen und alles moderne Wesen, der die restaurierte Demokratie kennzeichnet, zum Opfer gefallen ist; auch eine wohlbegründete politische Antipathie, die verständlich ist so unmittelbar nach dem Schreckensregiment der Dreißig, kann auf die Richter eingewirkt haben, obwohl dies Moment in der Klage selbst nicht berührt wurde und nicht berührt werden konnte; es war politische Amnestie gegeben worden, und man gab sich redliche Mühe, sie zu halten; höchstens kann Anytos andeutungsweise diese Saiten berührt haben; die Apologie geht nicht drauf

[1]) Die Scholien zu Platons Apol. 18b, Diogenes Laertios II 38, die unter Xenophons Namen gehende Apologie 29ff.

[2]) Plutarch, Alkib. 4; Athen. XII 534.

[3]) 18b ff.



Hosted by Google

ein. Daß das Resultat ein Todesurteil wurde, stimmt mit der Verurteilung des Anaxagoras, Protagoras und Diogenes von Melos; aber die Strafe war vorderhand nicht gegeben, es konnte auch die Rede sein von einer Geldstrafe, wie Sokrates ja selbst vorschlug[1]), oder von Verbannung, was er sogar meinte erreichen zu können, wenn er wollte[2]). Wenn es der Tod wurde, ist es aller Wahrscheinlichkeit nach Sokrates' eigenem Auftreten zu verdanken; dafür spricht, daß er schuldig erklärt wurde mit geringer Majorität[3]), während das Todesurteil — nicht sehr logisch — mit einer bedeutend größeren angenommen ward[4]).

Ob der Tod für Sokrates im rechten Augenblick gekommen ist, wie die Apologie behauptet, kann niemand wissen; für die Menschheit war er ein Glück, insofern als er die tiefsten Saiten bei Platon zum Klingen gebracht und die Bahn geöffnet hat für Sokrates' Gedanken, auf denen alle Ethik und Pädagogik ruht. Und sein Einfluß auf die Freunde war 'sokratisch' genug, um zu verhindern, daß die Verzweiflung über seinen Tod sie verleitete, ihn mit einem Gotte zu verwechseln.

Geschmacksbildung

von

Heinrich Wirtz

Es ist wohl kein Fach am Gymnasium, für das von den praktischen Schulmännern die ästhetische Methode mehr gefordert würde als für den Deutschunterricht. Die Berechtigung dieser Forderung leitet sich aus dem Stoffe her, der im Deutschunterricht zur Behandlung steht: der Schüler soll mit den größten und besten Werken unserer deutschen Dichtkunst vertraut gemacht werden. Dieses künstlerische Material muß das Gefühlsleben des Schülers bereichern und steigern, seinen Sinn für Kunst und künstlerische Dinge heben, seinen Geschmack bilden, der Gedankenarbeit einen annehmbaren, gefälligen Ausdruck geben und den Schüler fähig machen, bis zu den höchsten Erlebnissen der Einfühlung in ein Kunstwerk und des Miterlebens zu gelangen. Wieweit im Deutschunterricht das ästhetische Moment gegenüber der Verstandesbildung vorwiegen soll, mag unentschieden bleiben. Ich bin weit entfernt davon, eine ästhetische Bildung auf Kosten der Wissensbildung zu fordern. Denn im Prinzip hat das Gym-

---

1) Apol. 38 b.
2) Apol. 37 c.
3) Apol. 36 a.
4) Diogenes Laërtios II 42.

Hosted by Google

nasium nicht die Aufgabe, seine Schüler zu Ästheten heranzubilden, vielmehr muß die ästhetische Erziehung hinter der Wissens- und Charakterbildung zurückstehen und kann nur einen Teil der allgemeinen Ausbildung ausmachen.

Mehr als einmal ist die Meinung vertreten worden, daß vor allem der deutsche Unterricht, der mit dem Aufstieg auf die oberen Klassen der höheren Schule sich immer mehr und ganz ausschließlich den poetischen Kunstwerken der Literatur zuwendet, der Träger der ästhetischen Bildung der Jugend sein soll. Welcher Deutschlehrer wird es sich entgehen lassen, bei der Durchnahme der Lessingschen ästhetischen Schriften über die Probleme der bildenden Kunst, über die feinen und fließenden Übergänge in den Grenzen der verschiedenen Künste sich näher auszusprechen? Gerade bei der Lektüre des Laokoon ist eine Gelegenheit geboten, daß der Schüler auf Grund eigener Anschauung urteilen lerne. Ebenso muß Goethes großer Seelen- und Geisteswandel auf seiner italienischen Reise, die Umwertung seines Denkens auf Grund der Wirkungen antiker Kunstdenkmäler widerum verständlich gemacht werden, indem der Schüler aus vorgelegten Reproduktionen der antiken Statuen und Baudenkmäler eine Vorstellung gewinnen lernt, 'daß bei den Alten die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste gewesen sei'. Das bedingt eine Digression, die sich reichlich lohnen wird.

Was sich vom deutschen Unterricht sagen läßt, gilt — allerdings in geringerem Maße — überhaupt vom sprachlichen Unterricht.

Der Ruf nach ästhetischer Bildung fand zwei starke Ausprägungen: Die einen fordern eine ästhetische Ausbildung der Jugend, die in allen Fächern der höhern Schule durchgeführt werden soll. Wenn man ihre Forderungen auf das richtige Maß reduziert, so wollen sie, daß überall da, wo der Unterricht es mit poetischen Erzeugnissen oder mit künstlerischen Bewegungen bestimmter Zeitperioden zu tun hat, auch wirklich Ästhetik getrieben, d. h. das betreffende Kunstobjekt oder die Kunstperiode dem Schüler wirklich künstlerisch nahegeführt und verständlich gemacht werde. In dieser Forderung, der meiner Ansicht nach das meiste Recht der Geltung zukommt, ist der sporadische Charakter der ästhetischen Belehrungen ohne weiteres zugegeben.

Auf der andern Seite will man eine systematische kunstgeschichtliche Belehrung den Schülern zuteil werden lassen, ja die allzu Kühnen fordern für diese Belehrungen einen neuen Unterrichtszweig, der zu den andern Fächern des höhern Schulwesens noch ergänzend hinzutritt. Aber bald mäßigten sich die meisten, die solche Wünsche hegten, zu dem Vorschlag, auf den oberen Klassen systematische Kunstgeschichte zu treiben, indem sie in jedem Tertial etwa drei Stunden eines Unterrichtsfaches auf derartige Belehrungen verwenden wollen. Es leitete sie die Einsicht, daß der Schulbetrieb höherer Lehranstalten keinen

Hosted by Google

neuen Unterrichtszweig mehr vertragen kann, der kunstgeschichtliche Unterricht also in den lehrplanmäßigen Unterrichtsstunden stattzufinden habe und sich an die Lehraufgaben der Unterrichtsfächer anschließen müsse. Aber sie waren sich noch nicht einig darüber, welchem Unterrichtszweige man diese Belehrungen anfügen sollte.

Wer den Standpunkt sporadischer Belehrung ästhetischer Bildung vertritt, dessen Meinung ist die, daß sich in allen Unterrichtszweigen Gelegenheit bietet, auf Kunstwerke, ihren Wert und ihre Wirkung zu sprechen zu kommen.

Diese sporadischen Belehrungen sind ebenso leicht wie natürlich zu geben, weil sie aus dem Unterricht herauswachsen und sich ohne Störung in die Gedankenreihen des durchgenommenen Stoffs einordnen lassen.

Gegner dieser sporadischen Belehrungen sind alle, die dem Schüler einen systematischen Aufbau der Kunstgeschichte, eine zusammenhängende Geschichte der Malerei, Architektur und Plastik geben möchten. In dieser Richtung äußert sich denn auch A. Matthaei in einem Aufsatze 'Baugeschichte und Geschichtsunterricht' (in der Zeitschrift für Vergangenheit und Gegenwart, 1911, Heft 4). Die sporadischen kunstgeschichtlichen Unterweisungen erklärt er für wirkungslos und fordert ein zusammenhängendes Ganze. Das Lehrfach, dem diese Unterweisungen zuzuordnen sind, ist die Geschichte, deren Darstellung auf den drei obersten Klassen des Gymnasiums verschiedentlich unterbrochen wird, um kunstgeschichtlichen Unterweisungen Raum zu geben.

Fraglos ist der Geschichtsunterricht am geeignetsten dafür, weil er in der Schilderung des Ablaufs der geschichtlichen Begebenheiten die meisten Anknüpfungspunkte auch für ästhetische Unterweisungen abgibt. Allerdings ist die Zeit für diese Belehrungen sehr knapp, so daß nur die notdürftigsten Daten gegeben werden können. Im Hinblick darauf will Matthaei diese Belehrungen auf die Darstellung der Baugeschichte beschränkt wissen. Das Programm, das er für die verschiedenen Klassen dem Geschichtspensum entsprechend aufstellt, ist auf diese Forderung eingestellt und sicherlich, wie sich das von einem solchen Kenner der Baustile erwarten läßt, gut ausgewählt. Es ist jedoch eine Einseitigkeit, kunstgeschichtliche Unterweisungen auf die Baukunst einzuschränken. Abgesehen davon, daß die Verbindung der Bauwerke mit der Plastik und Malerei vielfach zu eng ist, als daß man sie ganz unabhängig voneinander betrachten könnte, lehrt die Psychologie des Kunstgenießens, daß die Raumkunst unserm Anschauungs- und Gefühlsleben erst zuletzt aufgeht, dahingegen die Wirkungen der andern Künste offensichtlicher zutage liegen.

Gerade diese letzte Tatsache soll als Einwand dienen gegen die Begründung der Matthaeischen Forderungen. Er behauptet



nämlich, daß der Schüler sich mehr und leichter für die Baukunst interessiere als für die anderen Zweige der bildenden Kunst, ferner daß er für das Verständnis des ästhetischen Wertes der Werke der Malerei und Plastik nicht reif sei und bei ihm im allgemeinen die Fähigkeit, 'Künstlerpersönlichkeiten in ihrem ganzen Ringen und Schaffen zu erfassen', nicht vorhanden sei.

Mit diesem Urteil schließt Matthaei alle ästhetische Erziehung aus der Schule aus; denn warum soll der Schüler mit Kunstwerken vertraut gemacht werden, wenn er nicht reif und fähig ist, ihren künstlerischen Wert zu genießen? Es ist die Hauptforderung aller ästhetischen Erziehung, daß wirklich Ästhetik getrieben wird: Belehrungen, die nicht über das leblose und bald vergessene Material von Zahlendaten und bloßen Namen hinausgehen, vermögen ebensowenig dem Schüler zu geben, wie sie im Geschichtsunterricht nur ein äußeres Rüstzeug sein können, an denen der Schüler Anhaltspunkte für seine Erlebnisse aus dem Lauf der Weltgeschichte finden kann.

Will Matthaei nur dieses äußere Skelett der Baugeschichte dem Schüler bieten, dann habe ich nichts gegen seine Methode einzuwenden, er bleibt dann im Rahmen eines oder mehrerer Durchschnitte durch Kunstepochen und verzichtet auf alle Ästhetik.

Natürlicher erscheint es mir aber, ästhetische Gefühle an Kunstwerken und ihrer Darstellung sich auslösen zu lassen. Man kann also die kunstgeschichtlichen Belehrungen mit der ästhetischen Bildung verbinden; denn ich schätze den Wert kunstgeschichtlicher Unterweisungen, ohne daß der Schüler das Künstlerische erlebt, sehr gering ein. Vom Erlebnis hängt in ästhetischen Dingen alles ab — auch beim Schüler. Nur wenn ich letzteren zum Erlebnis bringen kann, bin ich in der Lage, ihn ästhetisch zu bilden, d. h. seinen Kunstsinn zu wecken und seinen Geschmack an schönen Dingen zu unterstützen und zu fördern.

Die großen Schwierigkeiten, dies mit Nutzen zu vollbringen, liegen ganz in der Tätigkeit dessen, der bilden will. Erste Forderung ist — auch hierin stimme ich Matthaei bei —, daß der betreffende Lehrer über die zu besprechenden Kunstepochen und Kunstwerke in sachlicher und formaler Hinsicht orientiert ist, dann aber, daß er vor allem die Fähigkeit in sich hat, ästhetisch zu genießen, um diese Genußwerte mit Begeisterung und der dem Kunstgenuß eignenden Einfühlung dem Schüler ebenfalls zu übermitteln. Diese letzte Forderung ist weit wichtiger als die erstere, da bei ihrem Vorhandensein oder Mangel der Wert ästhetischer Bildung steht und fällt. Der Lehrer ist Vermittler der Künstlerpersönlichkeit und seiner Werke an den Schüler und hat damit die Aufgabe und Pflicht übernommen, sowohl dem Kunstwerk gerecht zu werden als auch seine eigne Erlebnisfähigkeit an die jugendlichen Seelen weiterzugeben. Hierin muß er etwas vom Schriftsteller und Essaisten besitzen, welche ebenfalls eine Vermittlerrolle zwischen dem Künstler und dem Publikum einnehmen.

Hosted by Google

Gerade auf diese Vermittlerrolle kommt es bei aller ästhetischen Bildung an, und auf sie konzentrieren sich meine Ausführungen im folgenden.

Es sei noch einmal gesagt, daß an sich der Gedanke einer einheitlichen und systematisch aufgebauten Darbietung der gesamten Baugeschichte sicherlich nicht von der Hand zu weisen ist; der gute Erfolg, den Matthaei bei seinen Schülern damit zu verzeichnen hatte, berechtigt diese Methode.

Aber wenn wir auch bei Matthaei von den großen Schwierigkeiten lesen, welche selbst diese zusammengedrängte Darbietung der Baugeschichte innerhalb des Lehrplans im Anschluß an den Geschichtsunterricht hat, so kommen wir doch immer mehr zu dem Schluß, auf eine systematische Darstellung künstlerischer Epochen und ihrer Auswirkungen in der Architektur, Malerei und Plastik zugunsten einer wirklich ästhetischen Bildung zu verzichten. Tatsächlich haben alle Schriften, Probelektionen und Artikel über Schulästhetik in keinem Falle das angestrebte Ziel einer systematischen Darbietung erreichen können. Wie der ganze Lehrplan, so gibt auch kein einzelnes Fach die Zeit zu derartigen zusammenhängenden Darstellungen unserer Kunstgeschichte.

Wenden wir uns nunmehr den Mitteln zu, welche das Gymnasium hat, auf den Kunstsinn und den Geschmack der Schüler einzuwirken.

Die sprachlichen Fächer werden bei der Durchnahme der Lektüre, besonders der dichterischen Lektüre an vielen Stellen Gelegenheit finden, an ästhetische Werte anzuknüpfen und sie den Schülern zu übermitteln. Welcher Lehrer der alten Sprachen kann dessen entraten, ganz abgesehen davon, daß der Hinweis auf die Kunst der Griechen und Römer, eben weil er beim Schüler an ihm bekannte Vorstellungsreihen anknüpft, den Unterricht belebt und verschönt? Auch der neusprachliche Unterricht erhält — wie besonders die direkte Methode Walthers verspricht — immer mehr die Möglichkeit, in das zu lesende poetische Kunstwerk nacherlebend einzudringen als auch die künstlerischen Produkte der Franzosen und Engländer dem Schüler näher zu bringen.

Sonst zeigt das Bild des Stundenplans als eigentliche ästhetische Fächer nur den Zeichen- und Gesangsunterricht.

Im Gesangsunterricht sind die Pflege des Volksgesangs und gute bis ins Künstlerische gesteigerte musikalische Leistungen auf Schülerfesten anerkennenswert. Aber eine entscheidende Bedeutung in der ästhetischen Erziehung kann von diesem Unterricht auch schon im Hinblick auf die kleine Zahl der beteiligten Schüler nicht erwartet werden.

Dagegen ist dem Zeichenunterricht eine viel höhere Bedeutung zuzumessen.

Auf den Kunsterziehungstagen in Dresden 1901, in Weimar 1903, in Hamburg 1905, der Stettiner Direktorenkonferenz 1903, der sächsischen Direktorenkonferenz 1907, endlich dem inter-

Hosted by Google

nationalen Kongreß für Kunstunterricht, Zeichnen und angewandte Kunst in Dresden 1912 sind die Forderungen, die man an den Zeichenunterricht stellt, ausgesprochen, die Resultate der Reformen an Schülerzeichnungen demonstriert und mit allem Nachdruck auf die Notwendigkeit hingewiesen worden, den Schüler durch den Zeichenunterricht anzuleiten, zu sehen, was in der Natur vorgeht, was schön für das Auge und Herz ist. Wenn die Kritik an diesen Kunsterziehungstagen auf viele Utopien hinweist und oft den Vorwurf enthält, daß man weit über das Ziel hinausgegangen sei, so ist der Fortschritt auf dem Gebiete des Zeichnens nicht zu verkennen, und zweifelsohne gebührt dieser Bewegung das uneingeschränkte Lob, ein wesentliches Stück zur Hebung der ästhetischen Bildung beigetragen zu haben. Allerdings sollte man, besonders auf Schülerausstellungen, immer die Höchst- und Mindestleistungen zusammenstellen und nicht nur die ersteren ausstellen. So erhält man besser den psychologischen Tatbestand für die Leistung des Schülers und mag daran ermessen, inwieweit die Forderungen des Zeichenunterrichts das Ziel übersteigen und, wie sich der Fortschritt bemerkbar macht.

Sehenlernen ist alles — in der Natur und im Kunstgenuß. Ich habe recht gute Artikel von Zeichenlehrern gelesen, welche offenbar vieles zur Hebung der Geschmacksbildung ihrer Schüler beigetragen haben. Wer nicht recht an die Wichtigkeit des Zeichenunterrichts glauben will, der mag sich in Erinnerung rufen, was früher in diesem Fache geleistet wurde, und er wird den großen Fortschritt erkennen und eingestehen müssen.

So liegt der propädeutische Wert des Zeichnens klar zutage; der Zeichenunterricht bereitet den Schüler vor, zu sehen und seine Sinne zur Aufnahme des Schönen bereit zu halten. Daneben weckt er durch die direkten Beziehungen zum Kunstwerk im Schüler den Kunstsinn und gibt Richtungen an, in denen sich der Geschmack des einzelnen Schülers weiter entwickeln kann.

Weil nun der obligatorische Zeichenunterricht auf oberen Klassen aufhört und kein eigentlich ästhetisches Fach mehr eintritt, so müssen andere Mittel gefunden werden, den Bedürfnissen der Schüler entgegenzukommen. Denn daß solche Bedürfnisse vorliegen, zeigt schon die Gründung von dramatischen und kunsthistorischen Vereinen, zu denen die Schüler sich aus ihren eigenen Wünschen heraus zusammengeschlossen haben.

Ein sehr wirksames Mittel, in künstlerischer Hinsicht Fortschritte zu erzielen, ist der Besuch von Museen unter Leitung des Lehrers. Wie ich das verstehe, zeigt beispielsweise die Methode, die Professor Paul Brand, der jetzige Professor für Kunstgeschichte in Düsseldorf, am städtischen Gymnasium in Bonn anwandte. (Diese Methode ist in Amerika an der Tagesordnung.) In einem Tertial versammelte er Schüler der oberen Klassen, welche sich freiwillig meldeten, im akademischen Kunst-

Hosted by Google

museum und besprach dort an Hand der guten Reproduktionen der antiken Kunstwerke das ganze Gebiet der klassischen Kunst. Andere Gymnasien haben ähnliche Einrichtungen in den in der betreffenden Stadt befindlichen Museen.

Der Wert derartiger Unterweisungen leuchtet ohne weiteres ein. Die Frage nach dem 'Wie' ist dabei viel wichtiger als die nach dem 'Was'. Der Schüler darf niemals ohne Vorlagen und gute Reproduktionen über künstlerische Dinge belehrt werden. Ebenso notwendig ist es, daß der Schüler seitens des Lehrers eine Einführung in die Kunstgeschichte erhält, welche ihn über das Wesen der betreffenden Kunstgattung und künstlerischen Schaffensart orientiert. Dies wird sich — besonders im Anfang — von selbst ergeben, bis der Schüler beginnt, ästhetische Gesichtspunkte zu verstehen und anzuwenden. Denn alle ästhetische Erziehung muß die allgemeine Fähigkeit und Neigung zum ästhetischen Verhalten festigen und stärken und den Kreis der ästhetischen Gesichtspunkte und Beurteilungsweisen erweitern. Normen kann man nicht geben, weil die individuellen Unterschiede des Geschmacks nicht aus der Welt zu schaffen sind: 'Die ästhetische Erziehung darf sich nicht auf die Herstellung bestimmter, andere ausschließender Richtungen des Geschmacks einlassen, sondern muß danach trachten, eine möglichst umfassende Empfänglichkeit anzulegen.' (Külpe in der Baltischen Frauenzeitung 1907, S. 777.)

Falsche Gesichtspunkte bei der Betrachtung von Kunstwerken müssen beseitigt, eine falsche Scham soll unterdrückt werden, dabei soll der Schüler Besonnenheit und Zurückhaltung im Urteil lernen.

Dem Einwand, daß der Gymnasiast für ästhetische Fragen und die Erfassung einer Künstlerpersönlichkeit nicht reif sei, begegnen die Resultate der experimentell psychologischen Arbeiten, welche bei unwissentlichem Verfahren schon mit dem zehnten Jahre deutlich Spuren von ästhetischem Empfinden beim Kinde erkennen lassen. Auch zeigen die Aufsätze vieler Schüler schon früh manche Stellen, welche zweifelsohne einem ursprünglichen ästhetischen Erleben entsprungen sind. Die ästhetische Bildung wird vor allem das Gefühlsleben des Schülers zu treffen wissen; denn alle ästhetische Wirkung ist Gefühlswirkung, was ja schon die Tatsache zeigt, daß man ästhetisch genießen kann, ohne das betreffende Kunstwerk seinem Inhalt nach zu verstehen.

Ich gehe nunmehr dazu über, eine Methode der ästhetischen Erziehung darzulegen, von deren Anwendung ich aus eigenen Erfahrungen heraus mir viel verspreche. Die Methode entstammt der experimentellen Psychologie oder Ästhetik; ich verwandte sie in einer großen ästhetischen Untersuchung, die ich im psychologischen Institut der Bonner Universität ausgeführt habe. Die Arbeit, welche jetzt in der Zeitschrift für 'Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft' erschienen ist, hat als Titel: 'Die Aktivi-

Hosted by Google

tät im ästhetischen Verhalten'. Es gilt mir, darin zu zeigen, daß die Verhaltungsweisen des künstlerisch Schaffenden und des ästhetisch Genießenden ihrem Wesen nach gleich, wenn auch graduell verschieden sind. Ich suchte deshalb die Verhaltungsweisen von einer Anzahl von Versuchspersonen im Stadium des ästhetischen Genusses mit den Seelenkonstellationen des Künstlers im Zustand der künstlerischen Inspiration zu vergleichen.

Ohne näher auf die Anlage meiner Versuche, deren Schilderung im VIII. Bande (S. 401 ff.) der zitierten Zeitschrift zu lesen ist, einzugehen, will ich aus meinen Erfahrungen und der Literatur über Ästhetik die Gesichtspunkte gewinnen, die mir bei der Ausführung der Methode zur ästhetischen Erziehung der Gymnasialschüler behilflich sein sollen.

Wenn ich mit Schülern ästhetische Versuche mache, stelle ich mir als erste Aufgabe, die Schüler so weit vorzubereiten, daß sie überhaupt ästhetisch genießen können. Denn zu jedem ästhetischen Genießen bedarf es der ästhetischen Einstellung. Dieser psychologische Terminus ist der Ausdruck für ein allgemeines Gerichtetsein unseres ganzen Seelenvermögens auf ein künstlerisches Objekt, es bedeutet eine Konzentration der Aufmerksamkeit auf den zu erwartenden Reiz, ein Bereithalten von Gefühlskonstellationen gegenüber ästhetischen Werten, welche sich geltend machen sollen. Diese Einstellung kann ich willkürlich in mir hervorrufen, indem ich mich mit vollem Bewußtsein auf ein Kunstwerk konzentriere zu dem Zwecke, seine Schönheitswerte zu erfahren; oder aber sie ist unwillkürlich, d. h. ich werde vom Kunstobjekt überrascht und in seinen Bann gezogen. In beiden Fällen ist der Endzweck der selbe, nämlich eine Hinwendung unserer Seele auf den künstlerischen Gegenstand.

Wie wichtig diese ästhetische Einstellung ist, soll ein Beispiel aus der Schulpraxis zeigen. Die Kritik über die öden, leeren Wände unserer Schulräume, in denen wir erzogen wurden, hat dazu geführt, die Klassenzimmer mit Bildern auszustatten, welche der betreffenden Altersstufe der Schüler entspricht. Die Befürchtung, daß die Schüler durch diese Bilder zu sehr abgelenkt würden, ist nicht eingetreten, trotzdem in dieser Beziehung an einzelnen Stellen so viel getan worden ist, daß man von einer Bilderwut sprechen könnte. Aber ob eine Besserung der Geschmacksbildung beim Schüler erreicht worden ist, möchte ich anzweifeln. Man kann es erleben, daß sehr viele Schüler, darüber gefragt, was die Bilder — natürlich wenn sie nicht benannt sind — darstellten, und von wem sie wären, die Bilder nicht beachtet haben, geschweige denn, daß sie ihren künstlerischen Wert jemals empfunden hätten. Es hat ihnen an der ästhetischen Einstellung gefehlt, welche im Schüler durch den Lehrer erzeugt werden muß, falls die Bilder einen rechten Zweck verfolgen sollen. Ohne diese Einstellung ist ein ästhetisches Genießen nicht zu

Hosted by Google

denken, und es geht den Schülern wie vielen Menschen in der Natur: sie sehen und sehen doch nichts.

Meine Versuche würde ich so einrichten: Ich versammle diejenigen Schüler, welche sich freiwillig zu diesen ästhetischen Übungen melden, in einem geeigneten Zimmer. Sollte der Kreis der Beteiligten zu groß sein, dann teile ich ihn in Gruppen. Die Schüler nehmen mit mir so Platz, daß wir das Kunstwerk gut sehen können.

Alsdann mache ich die Schüler darauf aufmerksam, daß wir zusammen uns mit Kunstwerken beschäftigen wollen, daß jeder bestrebt sein soll, den Inhalt und die Form des Kunstobjekts ganz zu erfassen und sich zwanglos dem erscheinenden Gegenstande gegenüber zu verhalten. Natürlich wird darauf hingewiesen, daß jeder Schüler seine Gedanken und Gefühle ohne Scham und furchtlos vorbringen möge, daß diese Versuche ganz geheim bleiben und nur innerhalb des selben Kreises diskutiert werden. Meine Instruktion an die Schüler würde etwa folgende sein: 'Auf ein von mir gegebenes Zeichen wird sich der Vorhang heben, und Sie werden die Reproduktion eines Kunstwerkes vor sich haben. Geben Sie sich dem Eindrucke ganz hin. Wenn Sie glauben, das Kunstwerk genug betrachtet zu haben, dann protokollieren Sie, was Sie erlebt haben, ob Ihnen das Bild gefallen hat oder nicht, weshalb nicht, was besonders schön daran war, welche Vorstellungen Sie gehabt haben, was Sie dachten, wie es mit Ihrem Gefühl war, ob Sie in Stimmung gekommen sind, ob Sie den Inhalt miterlebt haben, ob Ihnen die Farben besonders gut gewählt schienen usw. . . . Schreiben Sie alles auf, soweit es Ihnen nachher noch einfällt. Das Kunstwerk wird stehen bleiben, damit Sie Ihre Erlebnisse kontrollieren können. Ich werde Ihre Protokolle bis zum nächsten Male durchsehen; dann wollen wir gemeinsam noch einmal unser ästhetisches Genießen prüfen. Anfangs wird Ihnen das Protokollieren noch Schwierigkeiten machen. Aber seien Sie nur ehrlich, und schreiben Sie nichts auf, was Sie nicht erlebt haben. Es kommt nicht darauf an, daß Sie viel erleben, sondern nur darauf, was Sie erleben.'

Der Ton, in dem diese Instruktion gegeben wird, muß sehr wohlwollend und vertraulich sein, damit die Schüler merken, daß es dem Lehrer wirklich um gemeinsame Arbeit zu tun ist.

Was das Material der Kunstobjekte angeht, so möchte ich einiges anführen. Es ist von hohem Werte, wenn bei diesen Versuchen wirkliche Kunstwerke vorgeführt werden. Ein wohlwollender Privatmann stellt vielleicht eines seiner Originale für einige Zeit zur Verfügung oder der Versuchsleiter verschafft sich aus einer Kupferstichsammlung einige gute Stiche. Ich habe in meinen Versuchen kein Originalkunstwerk benutzt, sondern nur Reproduktionen. Die 'Meister der Farbe', die 'Meisterwerke der bildenden Kunst' (beide im Seemannverlag), 'Alte Meister' herausgegeben von W. Bode und Knapp (Bong-

Hosted by Google

verlag), die großen photographischen Reproduktionen architektonischer Gebilde der Meßbildanstalt in Berlin haben den verfolgten Zweck vollständig erfüllt. Es kam trotz einer guten Schulung meiner Versuchspersonen selten vor, daß an den Reproduktionen Anstoß genommen wurde. Psychologisch erklärt diese Tatsache sich aus der Einstellung, mit der man an die Bildbetrachtung heranging. Diese Einstellung verhindert ein Abirren vom Gegenstand, drängt vielmehr zur Erfassung des selben, der Farbenwirkungen, der Leuchtvalenz, der Komposition, des Inhalts, des Stimmungszaubers usw. Der Genießende will das Bild so betrachten, als ob er das Kunstwerk selbst anschaute, ganz unabhängig von der Art der Reproduktion, in der es geboten wird. Das starke Bewußtsein, ästhetisch zu erleben, konzentriert so intensiv auf den zu erwartenden Reiz, daß beispielsweise alle technischen Fragen, alles Gedankliche wegfällt zugunsten eines vollständigen Empfindungs- und Gefühlskomplexes, dessen Einheit nirgendwo gestört erscheint. Es kommt alles darauf an, daß das zu betrachtende Bild ganz in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit fällt und das Gefühlsleben in seinem tiefsten Kern berührt wird.

Die Auswahl der Reproduktionen, welche allen Gebieten der bildenden Kunst angehören, kann ich selbstverständlich nicht im entferntesten nur andeuten. Das Aufsteigen vom leichter Erfaßbaren bis zum komplizierteren Kunstwerk ist auch hier anzuraten. Der Takt des Lehrers und die sich bald herausstellende Vorliebe der Schüler für gewisse ästhetische Werke wird diese Auswahl bestimmen.

Die Vorführung der Bilder ordne ich so, daß die wirksamsten an den Schluß der Stunde fallen, um jeder Ermüdung zu steuern und den Schülern die Versuche schätzenswert zu erhalten. Manchmal empfiehlt sich auch ein starker Wechsel z. B. von einem stimmungsvollen Landschaftsbild und einem aufstrebenden Gebäude, das durch seine Monumentalität den Genießenden in seinen Bann zwingt. Oder man kontrastiert ein Genrebildchen mit einer Statue usw. . . . Man suche die ganze Skala der Erlebnismöglichkeiten durchzugehen.

Nunmehr kommt die wichtigste und schwerste Arbeit: die abgegebenen Protokolle werden vom Lehrer durchgesehen und die Erlebniswerte zusammengestellt und geordnet. Diese Ordnung vollzieht sich, wenn möglich, nach der Folge des Erlebnisverlaufs. Sonst ordnet man nach der Stärke der Erlebnisse, nach der Art der Bildauffassung; oder aber der Lehrer stellt eine Erlebnisart eines Bildes aus den verschiedenen Protokollen zusammen, welche er in diesem Zusammenhange den Schülern an den betreffenden Bildern noch einmal demonstriert. Selbstverständlich benutzt er möglichst die Ausdrücke und Erlebnisse der Protokolle, ergänzt hier und da, kritisiert wohlwollend, wo es sich um eine falsche Bildauffassung handelt, fügt kunsttechnische und kunsthistorische Daten hinzu und gibt den Schülern auf diese Weise ein ab-

Hosted by Google

gerundetes Bild des betreffenden Kunstwerkes selbst, seines Schöpfers und der Kunstepoche, der es angehört. Manche dieser Daten werden schon aus den Erlebnissen heraus analysiert. Zur Vertiefung charakteristischer Merkmale einer Epoche, eines Künstlers, eines Stils wird die Betrachtung zusammengehöriger Bildwerke widerholt. Man kann in sich abgeschlossene Kunstkreise im Zusammenhang und historisch geordnet vorführen. Anderseits wirken Eigentümlichkeiten bestimmter Meister besonders stark durch den Kontrast.

Das Ziel muß jedenfalls immer auf möglichst starke Wirkung gestellt sein. Die Wirkung wird dadurch erhöht, daß die Schüler die vorzuführenden Bilder nicht vorher sehen, sondern erst auf das Zeichen des Lehrers hin. Dazu ist ein geeigneter Ständer am Platze, auf den die Kunstobjekte gestellt werden, vor dem ein durch einen Vorhang geschlossener Rahmen angebracht ist. Der Vorhang ist mechanisch aufziehbar, so daß das Bild in dem Rahmen als einheitliches Objekt erscheint. Ferner reguliert man das Licht so, daß die bestmöglichste Beleuchtung auf die Bilder fällt.

Natürlich wird der Lehrer anfänglich vieles erklären und auf das, worauf es ankommt, hinweisen müssen. Er wird den Schülern sagen, wie man sich auf den Kunstgenuß einstellt, wie man versucht, in das Bild hineinzukommen, d. h. sich in den künstlerischen Gegenstand einzufühlen, den Inhalt mitzuerleben, sich der Stimmung, welche in dem Kunstwerk liegt, hinzugeben, die Farbenschönheiten auf sich wirken zu lassen, das aufstrebende Gefühl gotischer Türme zu erleben, die breite Wucht gewaltiger Felsmassen oder Bauwerke zu empfinden, den feinen Zauber der Luft- und Lichttönungen aufzunehmen, die seelischen Regungen dargestellter Gestalten nachzuempfinden usf.

Wenn er bei den Schülern dieses Erlebenkönnen erreicht hat, kann er zufrieden sein. Denn für das Gymnasium gilt der Grundsatz, daß der Schüler das geben soll, was ihm gegeben wurde. Auf diese Weise sind mannigfaltige Dispositionen angelegt worden, welche sich bei größerer Reife selbständig entwickeln werden. Nur auf die Schaffung dieser Dispositionen kommt es an. Darum muß die Erreichung allgemeiner ästhetischer Werte in der ästhetischen Erziehung weit höher stehen als die Erlangung eines bestimmten Wissensstoffes und abgegrenzter Kunsturteile. Der Kunstsinn und der Geschmack werden immer differieren; der Relativismus in künstlerischen Dingen ist nicht aus der Welt zu schaffen. Darum ist es besser, allgemeine Erlebnismöglichkeiten im jungen Menschen anzulegen. Das tut man, wenn man in der geschilderten Form mit den Schülern die Bildbetrachtung vornimmt.

Ist ein Kurs mit solchen ästhetischen Experimenten bis zu dem Punkte gelangt, daß die Schüler selbständig ihre Anschauungen ästhetisch einstellen und sich am Bilde betätigen lassen


Hosted by Google

können, so gehe man noch einen Schritt weiter und frage nach dem Erlebniswert für den Betrachter selbst. Man frage etwa: 'Welche Gefühle haben Sie gehabt? Wann kam dieses oder jenes Gefühl? Wie hat das Bild auf Sie gewirkt? Haben Sie einen Ruck verspürt bei der Betrachtung? Haben Sie an den Künstler gedacht, der das geschaffen hat? Traten besondere Punkte in Ihrem Erlebnis hervor? Wie war Ihr Willensleben? Hatten Sie Phantasievorstellungen? Haben Sie kritisch zu dem Kunstwerk Stellung genommen?'

Diese Fragen dürfen nicht zu suggestiv sein, weshalb größte Vorsicht am Platze ist.

Die in diesen Fragen angedeuteten Erlebnisse sind Höchstwirkungen und enthalten ein gesteigertes Kunstempfinden. Wer an derartigen Wirkungen beim jungen Menschen zweifelt, der mag den Versuch einmal in der von mir beschriebenen Form unternehmen, und er wird sehen, daß ich nicht zuviel behauptet habe.

In meiner großen ästhetischen Untersuchung kam es mir gerade auf diese Wirkung an, und ich mußte diese ästhetischen Tatbestände ohne Fragen zu erreichen wissen. Ich wollte sehen, ob sich im Höhepunkte ästhetischen Genießens in dem genießenden Individuum eine Aktivität entwickele, welche aus dem Genuß heraus erwächst und spezifisch ästhetisch gerichtet ist. Diese Aktivität äußerte sich in einem stummen 'Ach' oder 'Wundervoll', in einem Bedürfnis nach Mitteilung, in einem Wunsche nach Verlängerung und Widerholung des Genusses, in dem starken Gefühl des eigenen Ich, in dem Erwachen des Persönlichkeitsbewußtseins, das sich aus dem Genuß zu eigener innerer Freude emporhob, in dem erhöhten Lebensgefühl, in dem Gefühl der größeren Kraft, des Kraftüberschusses, des Zuviel der Erlebnisse, der größeren Herrschaft über die eigenen Vermögen. Gerade dieses gesteigerte Lebensgefühl und das Bewußtsein der Kraft drängte aus der Anschauung des Kunstobjektes heraus zur direkten Umsetzung in Worte und Gedichte, in Improvisationen am Klavier und Nachzeichnen erlebter Eindrücke.

In diesem Stadium des ästhetischen Genießens liegen die stärksten Zusammenhänge mit dem künstlerischen Schaffen, da auch dieses in einem erhöhten Lebensgefühl, dem Gefühl des eigenen Könnens, des Kraftbewußtseins und der Herrschaft über alle Mittel zur Darstellung des Geschauten gipfelt.

Die Wesensverwandtheit dieser Aktivitäten beim Genießenden und Schaffenden läßt uns die Erreichung dieser Höhe des Genusses als Ziel erscheinen. Wenn diese erreicht wird, dann hat der Schüler die erhebenden Wirkungen der Kunst erfahren, er hat auch die Kraft gespürt, welche aus dem Kunstgenießen hervorsprießt, er ist bis zur Künstlerseele vorgedrungen und hat nacherlebt, wie es wohl dem Künstler zumute gewesen sein muß, der dieses Kunstwerk schuf.

Hosted by Google

Ich will nicht behaupten, daß dies Ziel auf der Schule erreicht werden muß und mit dieser Methode erreicht werden kann. Das ist nicht notwendig. Wenn der Schüler ein Kunstwerk richtig betrachten lernt, ist schon sehr viel gewonnen. So wird es auch nicht leicht sein, ihm klar zu machen, daß alle Kunst nur um ihrer Schönheit willen da ist und gewertet werden will, daß das Nackte aus dem Streben nach bester Darstellung des vollkommensten Menschheitsideals und aus dem Bedürfnis nach feinsten, biegsamsten und stärksten Linien, nach schönsten Licht- und Farbennuancen so häufig im Mittelpunkt alles künstlerischen Ausdrucks steht. Der Schüler muß lernen, daß die künstlerischen Werte mit ethischen nicht verwechselt und gleich beurteilt werden dürfen, daß zwar ein ethischer Inhalt zum Gegenstand der Kunstschöpfung gemacht werden darf, daß aber das Kunstwerk zunächst nur wegen der künstlerischen Form schön genannt wird.

Bei der Analyse der Vorstellungen und Gedanken, die sich für einen Schüler an die Anschauung eines Bildes anschließen, mache man den Schüler auf die Faktoren aufmerksam, die nichts mehr mit dem Kunstwerk zu tun haben und aus dem ästhetischen Genuß herausführen. So wird einer wuchernden Phantasie gesteuert, anderseits auf die Notwendigkeit der Tätigkeit unserer Einbildungskraft hingewiesen.

Der Kurs mit der von mir vorgeschlagenen Methode fällt naturgemäß außerhalb des lehrplanmäßigen Unterrichts und würde ähnlich wie die Führungen durch Museen nachmittags — zwei Stunden in der Woche — stattfinden. Der Lehrer wird aus dem Material der Protokolle die Einsicht gewinnen, ob der Kurs im ästhetischen Erleben Fortschritte macht und nach welcher Richtung. Danach kann er in seinem Material bestimmte Richtungen des Erlebnisses unterstreichen und sie in Bildern besonders zur Geltung kommen lassen. Ich würde, besonders wenn ich den Kurs in mehreren Jahren hintereinander durchführen könnte, noch dichterische Genüsse zum Vergleich hinzufügen, um dem Schüler zu zeigen, daß Kunstwirkung unabhängig von der Kunstgattung besteht, und die Schüler auffordern, auch beispielsweise im Konzert auf ihre Erlebnisse zu achten.

Abgesehen von dem Hauptwerte dieser ästhetischen Versuche, nämlich der ästhetischen Erziehung der Schüler, erhielte der Lehrer in diesen Protokollen ein gutes Stück Schulästhetik, ein psychologisches Material, wodurch der Pädagogik, der angewandten Psychologie und der Ästhetik ein Dienst erwiesen würde.

Hosted by Google

MITTEILUNGEN

Noch einmal die Frage der staatsbürgerlichen Erziehung

Im diesjährigen Aprilheft dieser Zeitschrift ist ein Aufsatz von Gustav Reinhardt-Zerbst über 'die staatsbürgerliche Erziehung und die Bürgerkunde vor den Direktorenversammlungen des Jahres 1911' erschienen, der sich mehrfach mit den Anschauungen beschäftigt, die ich in einem für die Hessen-Nassauische Direktorenversammlung gelieferten Bericht ausgesprochen habe[1]). Die nachfolgenden Bemerkungen haben nur den Zweck, einiges von dem, was der Verfasser über meine Ansichten und Wünsche äußert, richtigzustellen.

Es lag mir besonders am Herzen, die Schwierigkeiten klarzustellen, mit denen der Geschichtsunterrricht heute an höheren Lehranstalten zu ringen hat und noch mehr zu ringen haben wird, wenn, wie ich es für unumgänglich halte, am Schluß der Oberprimanerstufe mehrere Wochen auf Zusammenfassung und Ergänzung des bürgerkundlichen Lehrstoffs verwandt werden. Die Anforderungen, die an den Geschichtsunterricht gestellt werden — und mit Recht gestellt werden —, sind stetig gewachsen; die Stundenzahl aber ist nicht vermehrt, sondern auf der Oberstufe sogar verkürzt worden. In diesen Verhältnissen hat sich seit 1891 nichts geändert; und so ist zu erklären, daß die alten Klagen über mangelhaftes Wissen in politischen Dingen immer wider und in verstärktem Maße ertönen. Es ist für den Lehrer eine nicht leichte Aufgabe, das Oberprimapensum so zu erledigen, daß er wirklich den Vortrag bis auf die Gegenwart, sagen wir bis zum Jahre 1888 führt; daß er neben den Ereignissen der äußeren Politik auch die innere, die soziale und wirtschaftliche Entwicklung so zur Anschauung bringt, daß sich daraus ein Gewinn für die politische Bildung des Schülers ergibt; daß er schließlich für Rückblicke und Zusammenfassungen einige Wochen übrig behält. Er muß seine Zeit auf das genaueste einteilen; jede ausfallende Stunde ist für ihn ein Verlust. 'Unter diesen Umständen', schrieb ich, 'ist es verständlich, daß der Geschichtsunterricht seine Pflichten nicht in dem Maße erfüllen kann, wie es wünschenswert wäre; daß insbesondere die neueste Zeit nicht immer zu ihrem Rechte kommt, daß das Schlußbild unseres jetzigen Staatswesens, das von der Theorie längst

---

[1]) Unter Weglassung des amtlichen Materials und in etwas veränderter Form ist er unter dem Titel 'Die höheren Schulen und die staatsbürgerliche Erziehung' im Verlage des Waisenhauses zu Halle als besondere Broschüre erschienen.


Hosted by Google

gefordert ist, in der Praxis oft dürftig ausfällt' (mein Bericht für die erste Hessen-Nassauische Direktorenversammlung S. 17). Ähnhlich habe ich mich auch in der Debatte ausgesprochen (S. 143), und daran halte ich auch heute fest. Nun fügt freilich das Protokoll auf der selben Seite hinzu: 'er (Neubauer) behaupte, daß die Schule nicht zu nationalem Denken erziehe'. Ich muß die Verantwortung für diesen Satz, der auf Reinhardt 'wahrhaft erschreckend' gewirkt hat (S. 163), ablehnen; ich bin mir vielmehr bewußt, daß eine solche Äußerung zu meinen Anschauungen, wie sie ja auch aus meinem Bericht zu ersehen sind, im Widerspruch steht. Eine Anfrage, die ich an die beiden Herren, die damals Protokoll führten, gerichtet habe, hat kein ausreichendes Ergebnis gehabt, da die von ihnen während der Verhandlung gemachten Notizen nur zu einem Teil noch vorhanden waren. Es ist wohl möglich, daß ich im Eifer der Abwehr meinen Worten eine scharfe Form gegeben habe. Aber ein Irrtum scheint mir um so eher anzunehmen, als ich gerade an jener Stelle das Recht und die Pflicht der Schule, innerhalb der ihr gesetzten Grenzen zu politischem Denken zu erziehen, gegenüber dem verstorbenen Aly zu verteidigen hatte, der seinerseits erklärt hatte, das könne die Schule überhaupt nicht, sondern sei Sache der Familie. Mag dem jedoch sein, wie es wolle, ich bitte zweierlei zu bedenken: daß es sich bei solchen Protokollen um oft recht knappe Zusammenfassungen ausführlicher Erörterungen handelt; und daß ich die Niederschrift des Protokolls vor dem Druck nicht gesehen habe und nicht in der Lage war, es richtigzustellen. Jedenfalls muß ich bitten, wenn es sich um eine Polemik gegen meine Ansichten handelt, von dieser Stelle des Protokolls abzusehen und sich an meinen Bericht selbst zu halten; dies empfiehlt sich wohl auch ohnedies. Eine allgemeine Bemerkung darf ich wohl anknüpfen: daß es dringend wünschenswert ist, die Protokolle der Direktorenversammlungen vor dem Druck den Rednern zur Durchsicht vorzulegen; es handelt sich ja nicht um Zeitungsartikel, sondern um amtliche Drucksachen.

An einer anderen Stelle seines Aufsatzes (S. 169) beschäftigt sich Reinhardt mit den Bemerkungen, die ich über den Wert der alten Geschichte für die staatsbürgerliche Bildung gemacht habe; wer seine Ausführungen liest, muß meinen, daß ich recht gering darüber denke. Ich zitiere demgegenüber einige Stellen meines Berichts: 'Es braucht kaum hingewiesen zu werden auf die reiche Fülle politischen, sozialen und wirtschaftsgeschichtlichen Lehrstoffs, die zunächst die alten Historiker bieten ... es ist gewiß von größter Bedeutung, von der antiken Geschichte und Literatur immer wider die Brücke zu unserer Zeit zu schlagen und "Gegenwartswerte" herauszustellen ...[1]) wenn der Schüler die Leichenrede des Perikles, Platons Kriton und Apologie, einige Demosthenische Stellen, Stücke aus Herodot, einiges aus der Politik des Aristoteles liest, dann muß er für sein Staatsbewußtsein und Staatsgefühl einen starken

[1]) Das ist doch wohl das selbe, wie die von meinem Kritiker empfohlene 'Beleuchtung der Gegensätze', wodurch 'eine Sache oft erst recht klar wird' (S. 169). Trotzdem fährt er fort: 'Ich muß also auch hier Neubauer entschieden widersprechen.'

Hosted by Google

Gewinn mit sich fortnehmen . . .' In einer Anmerkung weise ich auch auf die Archäologie des Thukydides als 'auf ein glänzendes Stück antiker Staats- und Wirtschaftsgeschichte' hin. Nein, man braucht mich nicht mehr darüber zu belehren, wie bedeutungsvoll das alles ist, und was sich daraus machen läßt. Nur gegen die Ansicht wende ich mich, die immer noch gern von philologischer Seite vertreten wird, die alte Geschichte gebe die beste Einführung in die Bürgerkunde, womit dann zugleich angedeutet wird, daß man etwas Weiteres, eingehendere Belehrungen über die Einrichtungen des modernen Staats, 'Zusammenfassungen' u. dgl. eigentlich nicht brauche. Das allerdings halte ich für einen verhängnisvollen Irrtum; den Nachweis im einzelnen kann ich an dieser Stelle nicht widerholen (vgl. S. 28, 29 meines Berichts).

Anderswo (S. 17) spreche ich davon, daß ich mir manchmal, um die Zeit der Reichsgründung eingehend und nicht in den Monaten behandeln zu können, in denen der Schüler durch die Examensarbeit in Anspruch genommen ist, in folgender Weise geholfen habe: ich bin zuweilen von Ludwig XIV. sofort zur französischen Revolution übergegangen und habe das 18. Jahrhundert — etwa mit Ausnahme der Abschnitte über die Verwaltungstätigkeit der preußischen Könige, die zum Verständnis des Preußens von 1806 nötig sind — vorläufig beiseite gelassen und erst am Schlusse nachgeholt. Ich bezeichne deutlich das Ganze als einen 'Notbehelf' und erörtere selbst den 'schweren Nachteil, der mit diesem Verfahren verbunden ist'. Wenn mein Herr Kritiker gegen eine solche Umstellung der Pensen glaubte unter Nennung meines Namens polemisieren zu sollen (S. 173), so war er, denke ich, verpflichtet, nicht zu verschweigen, daß ich bereits die diesem Verfahren anhaftenden Bedenken bestimmt hervorgehoben hatte.

'Endlich sei noch eines merkwürdigen Vorschlages zur Entlastung der Oberprima gedacht,' fährt er fort, 'der ebenfalls von Neubauer ausgeht.' Es handelt sich um die Reifeprüfung in der Geschichte. Von der — ach wie oft! — festgestellten und beklagten Erfahrung ausgehend, daß die geschichtlichen Widerholungen für viele unserer Abiturienten eine außerordentlich drückende Last bedeuten, daß sie den Unterricht, der gerade in diesen letzten Schulwochen Besseres geben, der zur Ausbildung des geschichtlichen Sinnes sowie zur politischen Erziehung etwas Wesentliches beitragen könnte, in verhängnisvoller Weise behindern und belasten, habe ich mir folgende Vorschläge zu machen erlaubt: erstens, die Reifeprüfung auf das Pensum der Oberprima zu beschränken, dafür aber am Schluß der Unterprima eine Vorprüfung einzulegen; zweitens, den Abiturienten zu gestatten, gewisse Teilgebiete des geschichtlichen Pensums anzugeben, auf denen sie sich besondere Kenntnisse erworben haben. Für das erste berufe ich mich auf das Beispiel einiger Schweizer Kantone. Eine Abschaffung der geschichtlichen Reifeprüfung, wie sie z. B. von Paul Cauer vorgeschlagen worden ist, würde, wie ich glaube, sehr bedenkliche Folgen haben. Aber daß der Mittelweg, für den ich eintrete, gangbar ist, würde meines Erachtens die Praxis bald erweisen; man mache doch an einigen Anstalten den Versuch. Was den zweiten Punkt anlangt, so geht Reinhardt wider über etwas hinweg

Hosted by Google

das er doch wohl im Interesse seiner Leser hätte erwähnen müssen: nämlich daß dieses 'merkwürdige' Verfahren, auf besondere Studiengebiete des Prüflings Rücksicht zu nehmen, in der Prüfungsordnung der Studienanstalten für die weibliche Jugend bereits vorgeschrieben ist; dort wird es, wie ich höre, mit gutem Erfolg beobachtet. Die wichtigsten Einwände meines Gegners sind, daß es in der Prüfung nicht auf Einzelheiten, sondern auf 'den Gesamtüberblick und das allgemeine Verständnis' ankomme, und daß wir doch 'keine Spezialisten' ausbilden wollten. Wo steht nun bei mir geschrieben, daß der Abiturient nur in seinem besonderen Studiengebiet geprüft werden solle? Ich habe einen so unverständigen Vorschlag nirgend gemacht. Und nun unsere Primaner als Spezialisten! Welche wunderliche Übertreibung? Sollte es aber wirklich nicht wertvoll sein, wenn eine solche Bestimmung in unsrer Prüfungsordnung recht viele unsrer Schüler dazu anregte, ein hervorragendes Geschichtswerk zu lesen und sich — unter Anleitung der Lehrer — mit den Quellen für eine besonders wichtige Ereignisreihe, eine Persönlichkeit von hervorragendem geschichtlichem Einfluß, besonderer nationaler Bedeutung und sittlicher Kraft zu beschäftigen? Könnte da nicht, wenn man die richtige Auswahl träfe, neben der Weckung des historischen Interesses auch ein wertvoller Gewinn für die 'staatsbürgerliche Erziehung' herausspringen?

Aber, so fährt Reinhardt fort (S. 174), 'mit Recht verhielt sich die Versammlung ablehnend gegen diesen Vorschlag'; und schon weiter oben (S. 164) betont er, daß 'ein großer Teil seiner (Neubauers) Thesen abgelehnt wurde'. Es ist richtig, die Hessen-Nassauische Direktorenversammlung hat eine Reihe von Leitsätzen, auf die ich besonderen Wert legte, abgelehnt. Die Mehrheit der Versammlung befürchtete, bei Annahme meiner Vorschläge würden Änderungen in der Verfassung der Gymnasien nötig werden, und wies daher alles, was in diesem Sinne gedeutet werden konnte, zurück; ich glaube nicht zu irren, wenn ich dies ausspreche, da dieser Gedankengang in der Versammlung selbst und dann auch im Privatgespräch mir gegenüber mehrfach Ausdruck gefunden hat. So hat die Versammlung denn z. B. zwar in These 15a in der Theorie anerkannt, daß die Erdkunde dazu berufen sei, bei der Vermittelung bürgerkundlicher Kenntnisse mitzuwirken. Einen von mir beantragten Zusatz aber, der darauf hinwies, daß sie in der Praxis nicht in der Lage sei, dieser Aufgabe zu genügen, da sie ja auf der Oberstufe, auf die es hier in erster Linie ankomme, weder auf dem Gymnasium noch auf dem Realgymnasium über eigene Stunden verfüge, hat sie — übrigens gegen eine nicht geringe Minderheit — abgelehnt; sie hätte ja sonst die Notwendigkeit einer Änderung anerkannt. Mein Hinweis auf die Möglichkeit einer Gabelung des Primaunterrichts, wodurch vielleicht auch der Erdkunde zu ihrem — in unsrer Zeit der Weltpolitik und der weltwirtschaftlichen Beziehungen meines Erachtens unanfechtbarem — Recht gelangen könnte, machte keinen Eindruck. Ich für meine Person bin auch ferner der Überzeugung, daß die Teilung der Prima in eine mehr philologisch und eine mehr mathematisch-naturwissenschaftliche Gruppe für das Gymnasium den Weg der Zukunft bedeutet: ich glaube,


Hosted by Google

daß es auf diese Weise gelingen wird, dem Griechischen seine Herrenstellung zu erhalten und zugleich eine verstärkte Beschäftigung mit modernen und nationalen Stoffen zu ermöglichen; ich verspreche mir davon eine Entlastung der Schüler auf der einen, eine Verinnerlichung, Belebung, Vertiefung des Interesses auf der andern Seite. Daß mich die ablehnende Haltung der Kasseler Mehrheit in meinen Anschauungen nicht hat erschüttern können, brauche ich kaum zu sagen. Von andrer Seite habe ich ja auch recht viel Zustimmung geerntet. Eben, indem ich dies schreibe, lese ich in der Monatsschrift für höhere Schulen folgende Worte von Adolf Matthias, die ich bitte anführen zu dürfen: 'Wenn die Hessen-Nassauische Direktorenkonferenz Neubauer in seinen Vorschlägen nicht zugestimmt hat, so beweist das nichts gegen ihn. Die Zeit und die Entwicklung der Frage wird ihm meiner Überzeugung nach recht geben.'

Ich hätte noch mancherlei zu sagen. Gern ginge ich auf einen Punkt ein, den mein Gegner, soviel ich sehe, unerwähnt gelassen hat: die Rolle, die meiner Überzeugung nach der deutsche Unterricht in dieser Frage zu spielen hat; die Aufgabe, die ihm zufällt, durch stärkere und planmäßige Lektüre solcher Prosaschriften, die nationalen Gehalts und nationaler Empfindung voll sind, auf das Gemüt der Schüler zu wirken, es schon früh zu erfüllen mit nationalen Vorstellungen, die Persönlichkeiten selbst, welche in diesen Schriften ihr starkes nationales Empfinden und Sehnen niedergelegt haben, ihm nahezubringen. Ich glaube, daß eine solche Beeinflussung des Empfindungslebens unsrer Schüler nicht geringer zu schätzen ist als die Belehrung über politische Zustände und Einrichtungen, die sich an den Verstand wendet; beides muß Hand in Hand gehen, wenn die Wirkung erreicht werden soll, die wir wünschen.

Aber ich breche ab; es liegt mir fern, hier den Inhalt meiner Schrift im Auszug widerholen zu wollen. Nur einer etwas befremdlich klingenden Reinhardtschen Äußerung möchte ich schließlich noch Erwähnung tun. Sie lautet (S. 164): 'ich hätte in Neubauers eigenem Interesse gewünscht, er hätte sich etwas vorsichtiger ausgedrückt, denn man kommt da auf ganz merkwürdige Gedanken bezüglich der von ihm geleiteten Anstalt'. Wie denken die Leser dieser Zeitschrift über die Qualität dieser Bemerkung?

Frankfurt a. M. Friedrich Neubauer.

Erwiderung
auf Neubauers 'Noch einmal die Frage der staatsbürgerlichen Erziehung'

Durch das freundliche Entgegenkommen des Herrn Herausgebers ist mir eine Erwiderung auf die umfangreichen Ausführungen Neubauers gestattet; im Interesse des 'Sokrates' und weil ich meinen früheren Darlegungen (Aprilheft) kaum etwas Neues hinzuzufügen habe, fasse ich mich kurz und beschränke mich auf folgendes:

1. Einen Mangel geschichtlichen Wissens und politischer Bildung erkenne ich bei den früheren Schülern höherer Lehranstalten nicht in

Hosted by Google

dem Maße an, wie ihn auch Neubauer anzunehmen geneigt scheint; tritt er zuweilen unangenehm auf, so braucht die Schuld dafür nicht so ohne weiteres der Schule aufgebürdet zu werden; ich verweise dazu auf meine Ausführungen S. 162f.

2. Bei dem noch immer wachsenden Stoff und den beständig zunehmenden Anforderungen an den Geschichtsunterricht ist die Aufgabe des Geschichtslehrers äußerst schwierig; das ist eine Binsenwahrheit, die nicht erst erwiesen zu werden braucht, und die ich seit langen Jahren an mir selbst erkenne und in allen meinen Aufsätzen zum Geschichtsunterricht hervorhebe (vgl. z. B. diese Zeitschrift 1908 S. 83); trotzdem ist die Aufgabe mit den vorhandenen Mitteln befriedigend zu lösen, selbst wenn das Abiturientenexamen früh fällt, wie ich ebenfalls in langjähriger Praxis erprobt habe; es ist eben Pflicht des Lehrers, sich mit dem Pensum einzurichten und dabei auch noch eine Reihe von Stunden für zusammenfassende Belehrungen mancherlei Art frei zu halten. Dabei bin ich noch immer mit meinen Abiturienten bis zu den neuesten Vorgängen in der Welt vorgedrungen, ohne daß sie an Sicherheit des Wissens und an politischem Verständnis den Schülern anderer Anstalten nachgestanden hätten.

3. Demnach ist der von Neubauer ausgehende Vorschlag der Pensenverschiebung in Ia überflüssig; seine Annahme dürfte unheilvoll wirken, und Neubauer selbst betrachtet ihn als Notbehelf; eine Verpflichtung, dies letztere besonders hervorzuheben, ergab sich für mich aus dem Zusammenhang meiner Darstellung nicht; ich tue das aber hiermit gern, denn an meiner Kritik des Vorschlages wird damit nichts geändert.

4. Mehrwöchige zusammenfassende politische Besprechungen am Ende sind überflüssig unter der Voraussetzung, daß besonders der Geschichtsunterricht schon die Jahre vorher unter staatsbürgerlichen Gesichtspunkten erteilt ist; dies muß besonders für den Unterricht in der Alten Geschichte in IIa gelten; wenn der in bürgerkundlicher Hinsicht seine Pflicht erfüllt, dann ist die meiste Arbeit schon getan, und in Prima findet eigentlich nur Widerholung und Ergänzung statt; es bedarf also dann zum Schluß zu einer nochmaligen Zusammenfassung, die auch ich zwar nicht für durchaus nötig, wohl aber für wünschenswert halte (S. 170), sehr viel weniger Stunden, als z. B. in Neubauers Bericht (S. 21) verlangt werden (ca. sechs Wochen). Demnach halte ich allerdings die Alte Geschichte für die beste Einführung in die Bürgerkunde; ohne ihre gründliche Vorbereitung ist die Aufgabe in Prima schwer lösbar. Daß Neubauer 'recht gering' über die Alte Geschichte denke, habe ich weder behauptet, noch geht das aus meinen Ausführungen hervor; ich habe vielmehr gesagt: 'Neubauer glaubt bei aller Anerkennung des Wertes der Alten Geschichte ihre vielgerühmte Bedeutung für die Einführung in die Bürgerkunde anzweifeln zu müssen'; das hat er getan.

5. Nach dem Protokoll hat Neubauer die Äußerung getan (S. 143), daß die Schule nicht zu nationalem Denken erziehe und daß seit 1890 nichts in Beziehung auf die vorliegende Frage getan sei; diese Worte enthalten eine gröbliche Mißachtung aller der Bestrebungen, die seit Jahren


Hosted by Google

in immer steigendem Maße darauf gerichtet sind, den Unterricht zu modernisieren und besonders den Geschichtsunterricht sowie den in den alten Sprachen mit dem Inhalt zu erfüllen, der geeignet ist, tüchtige Deutsche, die ihr Vaterland kennen und lieben, zu erziehen. Und da soll man über eine solche Äußerung nicht erschrocken sein, besonders wenn man selbst zu den Mißachteten gehört? Da wäre vielleicht eine noch viel schärfere Zurückweisung am Platze gewesen, als sie von mir gebraucht ist, und die Neubauer am Schlusse seiner Ausführungen 'etwas befremdlich' klingend nennt; das Urteil über die Qualität meiner Bemerkung überlasse ich demnach getrost und mit aller Zuversicht den mit der Sache vertrauten Lesern der Zeitschrift. Nun stellt Neubauer aber in Abrede, sich in der angeführten Weise geäußert zu haben, höchstens könne er im Eifer seinen Worten eine scharfe Abwehr gegeben haben; und doch gebraucht an einer späteren Stelle der Verhandlungen (S. 147) der Vorsitzende, Geh. Rat Kaiser, noch einmal als Ansicht Neubauers die Worte, 'die deutsche Schule könne im Rahmen der jetzt bestehenden Lehrpläne die Aufgabe einer nationalen Erziehung der Jugend nicht leisten'. Indessen, wenn Neubauer jene Worte überhaupt nicht oder wenigstens nicht in der vorliegenden überaus scharfen Form gesprochen hat, dann wird natürlich auch meine daran geknüpfte Kritik und damit der bezüglich seiner Anstalt gebrauchte Ausdruck hinfällig. Im übrigen müssen aber auch die Protokolle als zur Beurteilung der Frage wertvoll mit herangezogen werden; um Irrtümer möglichst zu vermeiden, wird ja auch von zwei Herren protokolliert; trotzdem empfiehlt es sich, darin stimme ich Neubauer bei, das Protokoll vor der Drucklegung den Beteiligten vorzulegen.

6. Den Vorschlag, einen Teil der Prüfung in der Geschichte nach Ib zu verlegen, halte ich auch heute noch für merkwürdig; meinen Ausführungen darüber habe ich nichts hinzuzufügen. Daß Neubauer geschrieben habe, der Abiturient solle nur in seinem Studiengebiet geprüft werden, habe ich nicht behauptet; die Angabe aber einzelner Gebiete, wo die Abiturienten besonders bewandert wären, würde doch wohl schließlich auf eine Prüfung hauptsächlich in diesen Sondergebieten hinauslaufen, und gewiß würde dadurch eine Art von Spezialistentum schon auf der Schule erzeugt. Das lehne ich ab, darum bin ich auch gegen eine Gabelung in Prima; ob sie später mal allgemein kommt, wer weiß das; jedenfalls steht die Frage hier nicht zur Erörterung. Daß die Freigabe von Sondergebieten in der Geschichte an weiblichen Lehranstalten sich bewährt haben soll, braucht uns nicht zur Nachahmung zu reizen. Noch lege ich dagegen Verwahrung ein, als ob es gar zu schrecklich sei, wenn ein Abiturient mal ein paar Monate lang zu tüchtigem Arbeiten, selbst wenn es sich um größere Geschichtsrepetitionen handelt, gezwungen wird; das übt auch in Selbstzucht, und die ist in unserer Zeit besonders nötig.

7. Es gereicht mir zur Genugtuung, daß ich mich in meinen Ansichten über die vorliegende Frage mit der Mehrzahl der Teilnehmer an den Direktorenversammlungen nicht nur in Hessen-Nassau, sondern in der ganzen preußischen Monarchie eins weiß, während die Vorschläge,

Hosted by Google

auf die Neubauer besonderen Wert legte, zurückgewiesen wurden. Wenn Neubauer daran die Bemerkung knüpft, daß ihm in Privatgesprächen vielfach zugestimmt sei, so ändert das nichts an der Tatsache der Ablehnung; diese Ablehnung ist doch wohl geschehen in der richtigen Erkenntnis, daß es so eingreifender Änderungen, wie sie Neubauer vorschlägt, nicht bedarf, um befriedigende Resultate im Geschichtsunterricht zu erzielen. Im übrigen stimmen Neubauer und ich in so vielen Einzelheiten in der Frage der staatsbürgerlichen Erziehung überein, daß es mir eine Freude sein wird, auch fernerhin gemeinsam mit ihm an ihrer Förderung und Lösung zu arbeiten.

Zerbst. Gustav Reinhardt.

Bericht über den dritten schlesischen wissenschaftlichen Ferienkursus. Der dritte schlesische wissenschaftliche Ferienkursus, der in den Tagen vom 30. September bis 2. Oktober 1912 zu Breslau stattgefunden hat, galt den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern, nachdem sich der zweite im Herbst 1910 in den Dienst der sprachlich-historischen Fächer gestellt hatte. Der dritte gleicht seinen Vorgängern, insofern ihm eine wohlwollende Förderung durch die königlichen Behörden, insonderheit durch den Herrn Kultusminister und durch Herren Professoren der Hochschulen zuteil geworden ist, und insofern er eine rege Teilnahme bei den schlesischen Philologen fand und seinen Teilnehmern reiche Anregung gewährte. Er unterscheidet sich von ihnen insofern, als, entsprechend den zu behandelnden Fächern, neben Professoren der hiesigen Friedrich-Wilhelms-Universität auch Professoren der Technischen Hochschule sich freundlichst zur Verfügung gestellt hatten und insofern bei den Vorbereitungen zum ersten Male der in Schweidnitz auf der Hauptversammlung des Jahres 1912 eingesetzte Ausschuß zur Förderung der wissenschaftlichen Arbeit der Oberlehrer in Tätigkeit trat. Es bildete sich nach der ersten vorberatenden Sitzung ein engerer Ausschuß, dem die Herren Prof. Dr. Maschke, König-Wilhelms-Gymnasium, Oberlehrer Dr. C. G. Richter, Leiter der Realschule IV, Oberlehrer Dr. Hoppe, Realgymnasium a. Zwinger, und Oberlehrer Dr. Schütte, Matthiasgymnasium, angehörten. Diese Einrichtung hat nicht nur den Vorteil, daß dem Vorsitzenden des Schlesischen Philologenvereins die Arbeit abgenommen wurde, in mündlichem und schriftlichem Verkehr mit den in Aussicht genommenen Kursusleitern die notwendigen Vereinbarungen zu treffen, sondern vor allem auch den, daß die Ausschußmitglieder als Fachmänner auf eine besonders zweckmäßige Wahl der zu behandelnden Gegenstände hinwirken konnten. Den genannten Herren gebührt für ihr Wirken der aufrichtige Dank des Schlesischen Philologenvereins und aller Kursusteilnehmer. Die Leitung der Kurse übernahmen die Herren Universitätsprofessoren Dr. Rosen, Dr. Schäfer und Geheimrat Dr. Supan und die Herren Professoren der Technischen Hochschule Dr. Hessenberg und Dr. Stock. Es wurden von ihnen folgende Vorträge gehalten:

1. Prof. Dr. Rosen, Direktor des pflanzenphysiologischen Instituts der Kgl. Universität: Die Bedeutung der Bewegungsorgane für die Phylogenie der Pflanzen.
2. Prof. Dr. Schäfer: Elektrische Wellen und drahtlose Telegraphie.
3. Geheimrat Prof. Dr. Supan: Die Morphologie der Sudeten.
4. Prof. Dr. Hessenberg: Ziel und Methode der darstellenden Geometrie.
5. Prof. Dr. Stock, Direktor des chemischen Instituts der Technischen Hochschule: Einige neueren Probleme der anorganischen Chemie.

Die Vorlesungen 1 und 5 fanden in den Hochschulen der genannten Institute, Vorlesung 2 im Hörsaal des physikalischen Universitätsinstituts, 3 im Hörsaal des erdkundlichen Universitätsseminars, 4 in einem Hörsaal der Technischen Hochschule statt. Die

Hosted by Google

Beteiligung betrug im ganzen ca. 80 Hörer, an den einzelnen Vorlesungen nahmen 30 bis 70 Hörer teil.

Über den Inhalt der Vorlesungen 1 bis 4 haben die Herren Vortragenden die folgenden Berichte für die Veröffentlichung zur Verfügung gestellt. Der Bericht über den Vortrag 5 ist von Herrn Oberlehrer Dr. Hoppe mit Zustimmung von Herrn Prof. Dr. Stock verfaßt worden.

Prof. Dr. Rosen: Die Bedeutung der Bewegungsorgane für die Phylogenie der Pflanzen. Die alte Lehre, daß die Pflanzen von den Tieren durch den Mangel freier Ortsbewegung unterschieden wären, ist längst nicht mehr haltbar; die aktive Beweglichkeit ist vielmehr als eine Grundeigenschaft der Lebewesen überhaupt anzusehen und der Mehrzahl der niedersten Pflanzen noch eigen, während sie den höheren wenigstens in gewissen Jugendstadien erhalten geblieben und nur den allerhöchsten vollständig verloren gegangen ist. Diese Einschränkung ist eine Folge der Lebensweise der Pflanzen, besonders ihrer Ernährung mit Lösungen allein und ihres Überganges auf das Land. Bei der phylogenetischen Betrachtung müssen daher die aktiv beweglichen Pflanzen vor den passiv oder gar nicht beweglichen rangieren, und unter den ersten wider die Schwimmer (Bakterien, Flagellaten, Volvocaceen) vor den Kriechern stehen (Oscillatorien, Amöben, Mycetozoen, Diatomeen). Die Richtigkeit dieses letzteren Satzes folgt unter anderem aus dem Vorkommen schwimmender Jugendstadien bei Kriechern. Die Berücksichtigung dieser Sätze ergibt ein von dem üblichen abweichendes System der Bakterien: die Bacillaceen rücken an den Anfang, die scheinbar so einfachen Coccaceen sind als abgeleitet zu betrachten.

Das primitive Bewegungsorgan der Pflanzen und der Tiere ist die Rudergeißel. Sie findet sich bei zahllosen Einzellern und bei den Mehrzelligen an Zoosporen (Algen, Algenpilze) und an Gameten bis zu den niedersten Blütenpflanzen und bis zum Menschen herauf. Als Organe der Jugendstadien den Einwirkungen der Umgebung mehr entzogen als irgendwelche Teile der erwachsenen Metabionten, haben die Geißeln die allergrößte Bedeutung für alle phylogenetischen Deduktionen. Diese wichtige Erkenntnis hat zu der sog. Kontenlehre geführt, welche bei der systematischen Anordnung der Pflanzenfamilien der Begeißelung ihrer Schwimmerstadien entscheidenden Wert beimißt. Denn die Geißeln sind in den verschiedenen Gruppen nach Zahl, Qualität und Insertion ungleich.

Die Durchführung dieser Lehre verspricht der phylogenetischen Botanik den größten Gewinn. Schon jetzt beginnt in das Chaos des Algenreiches helles Licht zu fallen, und nicht minder ist das Pilzsystem unter dem Einfluß der Kontenlehre weit klarer und natürlicher geworden. Die Verwertung der Begeißelung für das System der Archegoniaten und für die Anschlüsse zu den Blütenpflanzen hinüber, die neuerdings von dem Vortragenden begonnen wurde, wirft auf ein weiteres schwieriges Gebiet ganz neues Licht. (Dieser Teil der Ausführungen konnte wegen Zeitmangels nicht eingehender behandelt werden.)

Wenn die Art der Begeißelung für die Systematik verwertet werden soll, so darf man aber natürlich die Frage nie außer acht lassen, ob die Begeißelung selbst nicht auch der Weiterbildung und der Anpassung unterlegen hat. Es scheint, daß solche Fälle gar nicht selten sind, daß sie aber leicht erkennbar sind. Als Weiterbildungen der Begeißelung sind z. B. zu verstehen die Geißelverlagerungen an den Spermien von Volvox, die Rückwärtsrichtung der Geißeln bei Characeen und Moosen wegen der Enge der Zugänge zum Ei und besonders die Vermehrung der Geißeln bei Vaucheria, Oedogonium, den Farnen und den zoidiogamen Blütenpflanzen. Richtig erkannt, werden solche Erscheinungen die Durchführung der Kontenlehre nicht erschweren, sondern ihr umgekehrt neue Gebiete erschließen.

Umbildung der Fortpflanzung in der phylogenetischen Entwicklung. Die Fortpflanzung ist bei den Protisten der individuelle Tod, da sie sich bei der Fortpflanzung einfach in ihre Nachkommenschaft auflösen; bei den Metabionten ist es

Hosted by Google

nur scheinbar anders: sie sind eben Sammelindividuen, und ihre einzelligen Keime verhalten sich wie die einzelligen Protisten.

Es gibt zwei Arten der Fortpflanzung, die ungeschlechtliche und die geschlechtliche; erstere ist Vermehrung, letztere Verminderung von Individuen. Diese Verminderung ist natürlich durch Mehrproduktion von Keimen wett zu machen, wenn der Bestand der Art nicht durch ihre sexuelle Fortpflanzung gefährdet werden soll. So ist es wohl zu verstehen, daß die Sexualität den niedersten Lebewesen ganz fehlt (Agame: vielleicht nur die Schizophyten), und daß erst höhere und leistungsfähigere Organismen auch geschlechtliche Fortpflanzung besitzen. Aber unter diesen haben die niederen Formen beider Reiche gewöhnlich nur ungeschlechtliche Fortpflanzung, und nur sehr selten, vielleicht nur unter ganz besonderen Bedingungen, pflanzen sie sich auch geschlechtlich fort. Wir nennen sie daher Oligogame (Flagellaten, Peridineen, Diatomeen; Amöben und andere Rhizopoden, Infusorien). Ihnen stellen wir gegenüber die Eugamen, die sich nur geschlechtlich vermehren — Endglieder verschiedener Algenreihen, wie Chlorochytrium, Chara, Fucus — und die Metagamen, bei welchen geschlechtliche und ungeschlechtliche Fortpflanzung in gewissem Rhythmus abwechseln. Sie gewinnen Generationswechsel, wenn Arbeitsteilung die beiden Fortpflanzungsarten auf verschiedene Individuen verteilt.

Die niederste Form des Generationswechsels ist die als fakultative bezeichnete: äußere Faktoren, zum Teil physikalische und chemische Kräfte, bestimmen, ob die Fortpflanzung in dieser oder jener Art eintritt. Hier kann der Experimentator die Fortpflanzung willkürlich regeln. Der obligate Generationswechsel dagegen beginnt damit, daß auf eine geschlechtliche jederzeit eine ungeschlechtliche Fortpflanzung folgt: d. h. auf den Keimverlust die Keimvermehrung, die für den Verlust den Ausgleich schafft. So keimen viele Zygoten mit mehreren Zoosporen (z. B. Oedogonium). Höher stehen die Florideen, welche auf einen Sexualakt stets die Bildung eines ganzen Haufens von Sporen folgen lassen, und an sie schließen, auf der gleichen Bahn fortschreitend, die Ascomyceten an. Man kann die Frucht der Florideen und der Ascomyceten als eine ungeschlechtliche Generation ansehen, die aber rudimentär und unselbständig bleibt.

Auch bei den Archegoniaten folgt auf jeden Sexualakt notwendigerweise ungeschlechtliche Vermehrung durch Sporenbildung. Die Mooskapsel faßt man schon seit Hofmeister mit Recht als ungeschlechtliche Generation, nicht einfach als Frucht auf; auch sie ist noch unselbständig, tendiert aber zur Emanzipation (Anthoceros, Buxbaumia). Jedenfalls ist noch fast ausnahmslos die Geschlechtspflanze, der Gametophyt, wie bei den Algen die Hauptsache, gegen die die geschlechtslose, der Sporophyt, stark zurücktritt; so gibt es viele Moose, die so gut wie nie fruchten. Bei den Farnen aber kehrt sich das Verhältnis um: der Gametophyt ist das kurzlebige, kleine und wenig gegliederte Prothallium und der Sporophyt die stattliche Farnpfanze, die bei sehr hoher Organisation viele Jahre alt werden kann. Bekanntlich bleibt die Entwicklung hier noch nicht stehen, sondern die Gametophyten (Prothallien) werden bei den Hydropterides, den Isoeten und Selaginellen noch weiter reduziert, ja sie bleiben in den Sporenhäuten eingeschlossen. Bei den Blütenpflanzen endlich geraten die Gametophyten in vollständige Abhängigkeit von den Sporophyten, so daß sie den Eindruck von Organen dieser anderen Generation machen; sind doch die Pollenschläuche und die Embryosäcke der Blütenpflanzen nichts anderes als deren Prothallien, die auf eine Minimalzahl von Zellen reduziert und in ihrer Entwicklung vollständig von der Tragpflanze — der Zoologe würde sagen von der Ammengeneration — abhängig bleiben.

Was mag die letzte Ursache dieser sonderbaren Verlagerung des Schwergewichtes im Entwicklungsrhythmus sein? Darüber kann man kaum im Zweifel sein: Die Gametophyten treten zurück, weil sie in ihrer eigentlichsten Funktion, dem Zeugungsgeschäft, obwohl sie auf dem Lande leben, auf das Wasser als Medium angewiesen sind, und diese Funktion nur erfüllen

Hosted by Google

können, wenn sie sich vor der Berührung mit der Luft zu schützen verstehen, und das tun sie, indem sie scheinbar Organe, Innenorgane, der Sporophyten werden. Die Sporophyten dagegen sind durchaus zum Landleben geeignet, auch in bezug auf ihre Fortpflanzung. Denn ihnen dient der Wind als Transportmittel für die Keime, die keine Begeißelung mehr zeigen; auf einem höheren Stadium tritt an die Stelle des unsicheren Windes die Tierwelt und übernimmt den Transport der Keime (Pollen).

So ist also die phylogenetische Entwicklung der Pflanzen durch ihren Übergang vom Wasserleben zum Landleben bedingt. Und diese wunderbare Umwälzung fand ihr treibendes Motiv wider in der Ausgestaltung der Erdoberfläche, an die alles Leben gebunden ist, der Schaffung der großen Landmassen, der Vertiefung des Meeres. Wurde dadurch das ursprüngliche Areal der Pflanzen eingeengt, so lernten sie auf dem Land eine neue Heimat gewinnen. Die erdgeschichtlichen Ereignisse waren es, die der Entwicklung der Pflanzen ihre Bahnen vorschrieben.

Prof. Dr. Schäfer hielt drei Vorlesungen über elektrische Wellen und drahtlose Telegraphie.

Im ersten Vortrage demonstrierte er Apparate zur Erzeugung kleiner elektrischer Wellen von etwa 10 cm Länge, die leicht und billig herzustellen sind. Dabei ward als Empfänger kein Cohärer, sondern ein Normalelement benutzt, das direkt Intensitäten zu messen gestattet. Ein einfach anzustellender Interferenzversuch gestattet dann sofort die Wellennatur zu beweisen. Ferner wurden die bekannten Hertzschen Versuche über Polarisation durch ein Drahtgitter gezeigt; ersetzt man das Drahtgitter durch ein solches aus dielektrischen Stäben, so hat man einen direkten Nachweis der Verschiebungsströme, deren Existenz das Fundament der Maxwellschen Theorie bildet. Ferner wurde die Theorie des Hertzschen Drahtgitters etwas genauer entwickelt, als dies gewöhnlich geschieht, und im Anschluß daran die Erzeugung elektrischer Wellen an Zylindern demonstriert.

Im zweiten Vortrage besprach der Vortragende die Methoden von Slaby, Marconi, Braun, Poulsen und Wien; die dabei auftretenden Erscheinungen wurden durch ein einfaches mechanisches Modell erläutert, damit zusammenhängend wurden die Vorgänge im gekoppelten System erörtert.

Der dritte Vortrag behandelte die Frage nach der Möglichkeit einer drahtlosen Telegraphie um die Erde herum. Es wurden die Sommerfeldschen Untersuchungen beschrieben, nach denen außer den sich durch die Luft fortpflanzenden 'Raumwellen' auch 'Oberflächenwellen' auftreten, die längs der Erdoberfläche entlang gleiten. Wellen von diesem Typus treten auch auf beim Entlanglaufen von Wellen an Drähten und bei der sogenannten totalen Reflexion. Die Vorgänge bei dieser letzteren wurden genau erörtert und durch Experimente mit elektrischen Wellen verifiziert.

Geheimrat Prof. Dr. Supan: Die Morphologie der Sudeten.

Die erste Gebirgsbildung fand im Übergang vom Kulm zur produktiven Steinkohlenformation statt. Es entstand ein Faltengebirge, an dessen Zusammensetzung sich vorzugsweise kristallinische Schiefer, Granite, altpaläozoische Schiefer und z. T. auch Sandsteine und Kulmkonglomerate beteiligten. Es war jedenfalls beträchtlich breiter als die Neusudeten und bestand eigentlich aus zwei Gebirgen, von denen das westliche nach N bis NO und das östliche nach NW strich. Dieser Gegensatz ist, wenn auch stark verdunkelt, auch heute noch erkennbar. Die Periode vom oberen Karbon bis zum Ende der Kreidezeit war durch vielfache Transgressionen und längere Festlandsperioden mit intensivster Abtragung gekennzeichnet. In dieser Zeit bildeten sich innerhalb der NW streichenden Ursudeten zwei große Mulden, die Waldenburger und die Löwenberger, in denen mächtige Sedimentmassen, vorzugsweise sandiger Natur, zur Ablagerung gelangten, und fanden innerhalb dieser Mulden gewaltige Ausbrüche von Porphyr und Melaphyr statt. So gesellten sich zu dem alten Faltengebirge zwei Tafelländer, deren Schichten der Hauptsache nach ihre horizontale Lagerung beibehalten haben. Aber in ihrer Zusammensetzung zeigen beide Mulden neben

Hosted by Google

Übereinstimmungen auch wesentliche Unterschiede, so daß die Einteilung in Westsudeten (Görlitzer Neiße und Groltauer Paß bis zur Boberdepression), Mittelsudeten (bis zur Neißedepression und dem Neudecker Paß) und Ostsudeten (bis Oder, Beczwa, March und Sazawa) schon in den früheren geologischen Schicksalen begründet ist. In der Tertiärzeit wurde endlich durch Brüche und vertikale Schollenverschiebungen aus dem alten Faltengebirge und dem jüngeren Tafelland ein neues Gebirge, die jetzigen Sudeten, geschaffen.

In den Ostsudeten wird ihr Umriß und die Richtung des Reichensteiner Gebirges und des Altvaterrückens zwar durch die Bruchstruktur bedingt, aber in der Umbiegung des letzteren an der Hohen Heide, in der Talanordnung (Marchgebiet, eigentümliche Knickungen der Täler der Oppa, Mohra und Oder) und in der westöstlichen Aufeinanderfolge einer kristallinischen und einer Sedimentzone zeigt sich noch der Einfluß der alten Faltenstruktur. Der zweite Faktor, der die heutige Oberflächenform bedingt, ist die ausgedehnte Destruktion. Das Gesenke ist zu einer typischen Fastebene abgetragen, und die Täler zwischen dem Altvater und dem Glatzer Schneeberg tragen Muldencharakter mit eingeschnittenen Jungtälern.

Das NW streichende Viereck der Mittelsudeten hat den Muldencharakter insofern noch bewahrt, als die Formationen ihrem Alter nach von außen nach innen aufeinanderfolgen und in gleicher Richtung die Maximalhöhen abnehmen. Im übrigen ist aber die Oberflächengestaltung nördlich und südlich von der Hronower Bruchlinie verschieden. In der hufeisenförmig gestalteten Nordhälfte ist der Muldencharakter im allgemeinen noch gut erkennbar, aber die zerstörenden Vorgänge haben eine tiefgreifende Störung insofern hervorgerufen, als sich nun zwischen dem kristallinischen Rand und der kretazeïschen Muldenmitte eine breite Depressionszone einschiebt, die durch einen aus Porphyr und Melaphyr bestehenden Gebirgszug (Raben- und Heidelgebirge) in eine innere und äußere Zone von verschiedener Ausbildung geschieden wird. Die Südhälfte nimmt der dreieckförmige Neißegraben ein; hier hat Senkung, aber auch starke Abtragung das Relief geschaffen.

Von den Westsudeten konnten wegen der Kürze der Zeit nur ein paar Partien Beachtung finden, vor allem die großen Umgestaltungen, die mit dem Einbruch des Hirschberger Kessels in Verbindung stehen. Unterhalb der 800 m Isohypse, die im allgemeinen die obere Steilböschung von der unteren Flachböschung scheidet, lassen sich vier Niveaus unterscheiden. In dem Weißbacher Niveau liegen die Weißbacher Felsterrasse, die isolierten Höhen des Marientales und die Vorhöhen des Riesengebirges (die Kynastzone), im Marientaler Niveau außer dem Mariental selbst die Depression zwischen der Kynastzone und dem Riesengebirge, im Stonsdorfer Niveau die Granithöhen des Hirschberger Kessels und das Queisplateau, endlich im Hirschberger Niveau die Talebenen des Zacken, der Lomnitz und des Bober. Der erste Einsturz schuf das Stonsdorfer Niveau und führte zur Auflösung des Weißbacher Niveaus, der zweite schuf das Hirschberger Niveau und führte zur Auflösung des Stonsdorfer Niveaus. Durch diese Annahme könnten auch die westliche Ablenkung des Bober, dessen einstige Fortsetzung wahrscheinlich die Katzbach war, die rätselhaften 'Opfersteine' und die sogen. 'Steine' von Schreiberhau eine Erklärung finden. Ein anderer Einsturz zerstörte die Löwenberger Mulde bis auf den Südrand, und so sind für die Ausgestaltung der Westsudeten die endogenen Vorgänge maßgebender geworden als die immerhin auch tiefgreifenden exogenen.

Prof. Dr. Hessenberg: Ziel und Methoden des Unterrichtes in darstellender Geometrie.

Die darstellende Geometrie handelt von den Mitteln der Darstellung, soweit sie geometrischen Gesetzen unterliegen. Sie ist daher auf Objekte von einfacher geometrischer Form beschränkt, im wesentlichen auf Schöpfungen des Menschen selbst, während diejenigen der Natur eine mathematisch meist nicht zu fassende Vielgestaltigkeit aufweisen. Bleibt deren Widergabe Aufgabe der Kunst, so können doch Einzelheiten wenig-

Hosted by Google

stens näherungsweise geometrisch beherrschbar sein — der gerade Stamm des Baumes, die runde Iris des Auges, die Oberfläche des Geländes einer Landschaft, der Schatten eines Gegenstandes, soweit dieser und die Lichtquelle geometrisch zu beschreiben sind —, weshalb auch der Künstler über geometrische Kenntnisse verfügen soll (oder sollte). Die Farbe — als ungeometrisches Darstellungsmittel — wird in der darstellenden Geometrie nur schematisch (zur Belebung oder Charakterisierung) benutzt; auch die Beleuchtungslehre kommt über das Schematische nicht hinaus, wenn sie nicht Kompetenzüberschreitung begeht.

Räumliche Darstellungsmittel — Relief und Modell — bilden Kapitel von geringerem Umfang; das Schwergewicht liegt auf flächenhaften Darstellungen, und zwar auf ebenen, da nur diese 'kollinear' zu sein, d. h. jede Gerade als Gerade abzubilden vermögen. Bilder auf krummen Flächen fallen wesentlich in das Gebiet der Kunst (Panorama, Deckenmalerei) oder des Kunsthandwerks (Vasenmalerei); Abbildung krummer Flächen auf die Ebene, wie der Kartograph sie benutzt, gehören in das umfassendere Gebiet der Theorie der geometrischen Verwandtschaften.

Damit ist die darstellende Geometrie teils prinzipiell, teils konventionell umschrieben als Lehre von der Projektion räumlicher Objekte von einem eigentlichen oder unendlichfernen[1]) Punkte, dem 'Auge', auf eine Ebene, die 'Tafel'; denn alle kollinearen Bildern (und nur solche) eines Objektes entstehen dergestalt aus dem Objekt selbst oder einer verkleinerten Nachbildung. Wie schon die Terminologie andeutet, ist das Projektionsverfahren eine Nachbildung des Sehvorgangs.

Ein einzelnes Bild kann den dargestellten Gegenstand nicht eindeutig bestimmen; denn das Bild P_1 eines Punktes P sagt nur, daß P irgendwo auf der Geraden AP_1 zum Auge A liegt. Wenn trotzdem Einzelbilder das Objekt zu bestimmen vermögen, so liegt das an stillschweigend oder offen hinzutretenden Annahmen oder Aussagen, beispielsweise an den eingetragenen Meereshöhen der Höhenschichtenkarte, an selbstverständlicher Rechtwinkligkeit, Vertikalität und Horizontalität der Kanten und Ebenheit der Flächen bei einem Architekturobjekt, an der vorausgesetzten Undurchsichtigkeit und daraus folgender Modellierung durch Licht und Schatten bei einer Photographie, endlich und gar nicht selten an einer verkappten zweiten Projektion, z. B. einem miteingezeichneten perspektivischen Grundriß.

Zwei Bilder bestimmen das Objekt eindeutig, es tritt sogar Überbestimmtheit ein; denn wenn P_1 das Bild von P für das Auge A_1 ist, so muß das Bild P_2 vom Auge A_2 aus auf dem Bild der Geraden P_1A_1, dem 'Kernstrahl', liegen, darf also nicht mehr willkürlich angenommen werden. Diese (im Vortrag ausführlich erörterte) Beziehung ist die wichtigste Grundlage für das Auffinden zusammengehöriger Punkte in zwei Bildern des selben Objektes. Sind Augen und Tafeln nur wenig voneinander verschieden, so vermag das Betrachten der Bilder im Stereoskop nicht nur diese Zusammengehörigkeit, sondern auch den räumlichen Eindruck direkt zu vermitteln. Andernfalls will die Kunst, eine zweifache Darstellung zu 'lesen', geübt und erlernt sein[1]). Man bedenke hierbei, daß u. a. Linien und keine Punkte gezeichnet vorliegen. Punkte, durch die mehrere darstellende Linien laufen, mögen Hauptpunkte heißen; ihre Zusammengehörigkeit wird zuerst festgestellt, und zwar mittels der Kernstrahlen, was ohne weiteres gelingt, wenn nicht mehrere Hauptpunkte dieselben Kernstrahlen

[1]) Man nennt zweckmäßig die Richtung einer Geraden g einen 'unendlichfernen' (uneigentlichen, idealen) Punkt, wobei man die Richtung als anschaulich gegebene Qualität oder, da sie allen Parallelen zu g und nur diesen gemeinsam zukommt, rein logisch als Gesamtheit aller Parallelen zu g, einschließlich g selbst, definieren kann. Diese reine Wortdefinition auf Hypothesen oder gar Schlüsse über das 'Unendliche' zu stützen, ist logisch wie pädagogisch verwerflich und stiftet lediglich Verwirrung.

[1]) Der Terminus 'Zweitafelmethode' für die Darstellung durch zwei Bilder sollte unbedingt durch 'Zweiaugenmethode' ersetzt werden, da man erstens häufig genug von zwei Augen auf eine Tafel projiziert (Stereoskop, Schattenkonstruktionen) und zweitens durch zwei verschiedene Tafeln eine eindeutige Bestimmung nur erzielt, wenn man zwei verschiedene Augen benutzt: Zwei Tafeln sind weder notwendig noch hinreichend, vielmehr nur zwei Augen.

Hosted by Google

besitzen. In diesem Fall gibt oft die Anzahl der einlaufenden Linien ein weiteres Korrespondenzkriterium ab; die Spitze einer Pyramide wird z. B. in beiden Bildern sofort zu erkennen sein. Von den Hauptpunkten aus lassen sich leicht die zusammengehörigen Linien bilden und damit weitere Punkte auffinden. Wo diese Mittel versagen, bedarf die Figur der Erläuterung durch weitere Bilder (Seitenrisse, Schnitte, Detailzeichnungen usw.) oder durch Bezeichnung entsprechender Punkte mit dem selben Buchstaben[1]). Gänzlich zweck- und sinnlos ist das Ausziehen der Kernstrahlen[2]); wo sie zur Erleichterung des Verständnisses dienlich sind, werden sie 'angerissen', im übrigen kann sie der Beschauer durch Nachkonstruieren oder lediglich durch Anvisieren im Zweifelsfalle ergänzen.

Wie schon gesagt, werden fast ausschließlich Linien gezeichnet[3]); daher wird eine Fläche durch ein Netz passend auf ihr verteilter Linien dargestellt. Ist aber anderweit bekannt oder ersichtlich, um welche Art Fläche es sich handelt, so kann Angabe ihres Konturs (Kreis bei einer Kugel; Basislinie, Spitze und etwa vorhandene Tangenten von dieser an jene beim Kegel) genügen; Flächen ohne Kontur kommen niemals in voller Ausdehnung zur Darstellung, man schneidet ein Stück von ihnen heraus und zeichnet dessen Umriß. So ist die Ebene stets durch ein Polygon, einen Kreis oder eine allgemeinere Figur gegeben. Hat man die Wahl dieser Figur frei, z. B. wenn eine isolierte Ebene zu zeichnen ist, so wählt man zweckmäßig ein Parallelogramm (Brett). Flächen, die nicht als Begrenzung eines Körpers gedacht sind, werden selbst körperhaft aufgefaßt; die dem Beschauer zugekehrte Kante eines Polygons z. B. wird mit Vorteil gleichmäßig verstärkt, als ob die Ebene eine gewisse, hier im Anschnitt sichtbar werdende Breite besäße[1]). Auch werden solche Flächenstücke als undurchsichtig behandelt.

Gänzlich veraltet ist die Darstellung der Ebene durch ihre Spuren, d. h. Schnitte mit den Tafeln. Bei praktischen Aufgaben sind die Spuren mit konstanter Bosheit unzugänglich (dies wurde an Vorlagen mit Beispielen und Gegenbeispielen gezeigt); außerdem zerstören sie jede räumliche Bildwirkung. Aufgaben, wie das Umschlagen einer Ebene in die Tafel, werden (mit größerer Freiheit in der Vermeidung von Überdeckungen oder leeren Flächen) durch Umschlagen um eine 'Hauptlinie', (d. i. eine Parallele zur Tafel) ersetzt. Auch soll das dargestellte Objekt frei im Raume gesehen werden; dem widerspricht aber die Hereinziehung der Bildebene als Konstruktionsmittel. Nur wo sie ein Bestandteil des Objektes ist (etwa das Gelände, auf dem ein Bauwerk steht, oder die Wand, auf der eine Sonnenuhr zu konstruieren ist), ist die Verwendung der Tafel (und dann auch der Spuren) angezeigt und sinngemäß.

Eine Übung von größtem Wert und fundamentaler Bedeutung ist die Untersuchung von Überschneidungen. Man gehe von zwei Linien l, m aus, die sich mit ihren Punkten P, Q im einen Bilde decken; das andere Bild lehrt — und nur dieses vermag zu lehren —, welcher der Punkte P, Q dem Beschauer des ersten Bildes näher liegt. Die zugehörige Kurve ist die überschneidende; die andere, die überschnittene, wird an der Stelle (P, Q) leicht unterbrochen. Überschneiden sich Körper, so kommt die Entscheidung über sichtbar und un-

[1]) Dieses Mittel wende man nur mit Zurückhaltung an, um die Figur nicht zu überladen. Auch empfiehlt es sich, die Bilder eines Punktes P nicht etwa mit P_1, P_2, sondern beide mit P zu bezeichnen, weil die Tafel, der die Bilder angehören, sich meist von selbst versteht, und weil in den Bildern nicht Bilder, sondern räumliche Objekte, also hier P selbst, gesehen werden sollen.

[2]) Besonders Schattenbilder werden derart oft bis zur Zerstörung der gesamten Wirkung des Schattens überladen.

[3]) Isolierte oder hervorzuhebende Punkte markiert man durch Einstiche ins Papier und Umkreisung mit dem Nullenzirkel.

[1]) Dagegen sind ungleichmäßige Verstärkungen, z. B. Verdickung des vorderen, Verjüngung des hinteren Endes einer Geraden, prinzipiell zu verwerfen: in Zentralprojektion sorgt bereits die Verjüngung der Flächen und Körper nach den Fluchtpunkten hin für intensivste Raumwirkung; Parallelprojektion dagegen ist durch das Fehlen jeglicher Verjüngung charakterisiert, ihrem Sinn widerspricht also das beanstandete Darstellungsmittel. Zudem macht es, besonders auf Kurven angewandt, zeichnerische Mühe, die in keinem Verhältnis zum Erfolg steht, und wirkt entweder brutal oder gar nicht. Gute Zeichner halten auf möglichst gleichmäßige Strichdicke innerhalb jeder Liniengattung.

Hosted by Google

sichtbar auf die Überschneidung der Umrandungen hinaus. Die Konstruktion der Verschneidung zweier Polyeder benutzt direkt die Überschneidungsstellen der Umrisse, und sie sollte erst begonnen werden, wenn man durch Feststellung der Überschneidung die ungefähre Lage der Verschneidung erkannt hat.

Verschneidungen sind besonders leicht zu zeichnen, wenn der eine Körper ein Kegel (Zylinder, Pyramide oder Prisma) ist, dessen Spitze mit dem Auge zusammenfällt. Doch soll man sich nicht, wie es häufig geschieht, auf Variationen dieses einen Themas beschränken: Man wähle nicht nur andere Körper als Kegel, sondern auch den Kegel in allgemeiner Lage. Die speziellen Lagen gegen das Auge haben, namentlich bei Körpern regelmäßiger Bauart, z. B. Architekturobjekten, den Nachteil, daß unplastische Bilder entstehen. Daß sie andererseits die Hauptabmessungen direkt darstellen, gleicht den Nachteil aus, doch wird dann die Konstruktion eines Schaubildes ('Schrägbildes') meist vorteilhaft. Dagegen sind Schaubilder wertlos, wenn die Objekte bereits in Aufriß und Grundriß allgemeine Lage haben, was nicht immer bedacht wird. — — —

Von der Möglichkeit, Schulzeichnungen auf die an der Hochschule zu leistenden Arbeiten anrechnen zu lassen (worauf ich meine Hörer stets ausdrücklich hinweise), machen heute schon manche Studierende Gebrauch, und es ist nicht uninteressant, die Extreme zu beobachten, zwischen denen diese Leistungen schwanken. Das Unerfreuliche, um es vorwegzunehmen (beispielsweise ein Stoß von über ein Dutzend Blättern, die nur das elementarste Handwerkszeug breittreten und zur Not in ihrer Gesamtheit ein einzig elementares Blatt unserer Übungen ersetzen können), liegt mehr am Unterricht als am Schüler, da aber wider mehr im historischen als persönlichen: es spiegelt den Zerfall der darstellenden Geometrie in eine extrem wissenschaftliche und eine extrem handwerksmäßige Richtung wider, einen Zerfall, an dessen Beseitigung wir seit etwa einer Generation mit größter Energie arbeiten, was Sie an der neueren Literatur gut verfolgen können. Daß dieser Arbeit der Erfolg nicht fehlt, zeigen die Höchstleistungen unter den mir vorgelegten Blättern, die dem Studierenden weit über die Hälfte der zeichnerischen Arbeit ersparen und in einem halben Semester zu unserer normalen Zweisemesterleistung zu ergänzen sind. Entnehmen wir der unerfreulichen Seite die Notwendigkeit einer regen Verständigung zwischen Hochschule und Schule, so lehrt uns die erfreuliche Seite, daß wir hierbei auf die besten Erfolge hoffen dürfen. Mögen diese, durch die knappe Zeit stark beschränkten Ausführungen einen kleinen Beitrag zu solcher Verständigung liefern.

Prof. Dr. Stock: Einige neuere Probleme der anorganischen Chemie.

In der ersten Vorlesung sprach der Vortragende über die Darstellung flüssiger Gase.

Nach einer historischen Einleitung und der Besprechung der Schwierigkeiten der Verflüssigung bei Gasen, deren kritische Temperatur sehr niedrig ist, wurden Versuche mit flüssigem Ammoniak gezeigt. Dann stellte Prof. Stock mit Hilfe von komprimierter Luft flüssige Luft her, und zahlreiche Versuche bewiesen, wie sich Quecksilber, Blei, Gummi, Schwefelkristalle, Quecksilberjodid in flüssiger Luft verändern. Das von Dewar gelöste Problem der Verflüssigung des Wasserstoffs wurde eingehend erläutert, und flüssiger Wasserstoff in dem von Olczewski angegebenen Apparat hergestellt. Auch Ozon, Sauerstoff, Stickstoff wurden in flüssiger Form vorgezeigt und ihre Eigenschaften ausführlich erläutert.

Der zweite Vortrag brachte eine Reihe von neuen und abgeänderten alten Vorlesungsversuchen. Die Siedepunktsbestimmung von Lösungen durch strömenden Dampf nach Landsberger fand eingehende Besprechung. Es wurde gezeigt, daß eine gesättigte Kalziumchloridlösung durch Einleiten von 100° warmem Wasserdampf bis auf 130° erhitzt werden kann. Neue Versuche zur Demonstration des Wärmeleitvermögens von Gasen und Metallen wurden ausgeführt und erklärt. Ein von Fredenhagen angegebener Versuch zeigte den Zuhörern, daß die Flammenfärbung durch Metalle noch mancherlei ungelöste Pro-

Hosted by Google

bleme birgt. Dann sprach Prof. Stock über Chemilumineszenz, demonstrierte das einfache Modell eines Induktionsofens zur Herstellung von Qualitätsstahl und stellte Versuche mit der Quarzquecksilberbogenlampe an. Die Darstellung von Stickoxyden und Salpetersäure aus Luft im Schönherrschen Apparat beschloß die Vorlesung.

Der dritte Vortrag behandelte das Radium und die Radioaktivität. Ausgehend von den Untersuchungen Becquerels und seiner Schüler Herrn und Frau Curie besprach Prof. Stock die quantitativen Messungen der Radioaktivität, die Herstellung des reinen Radiums und seine Stellung im periodischen System. Mehrere Versuche zeigten die Fluoreszenzwirkungen der vom Radium ausgehenden Strahlen, die Farbenveränderung des Steinsalzes und Glases, die Ionisation der Luft. Dann charakterisierte der Vortragende die α-, β- und γ-Strahlen, um sich darauf der Atomzerfallstheorie von Rutherford und speziell den Zerfallsprodukten des Radiums zuzuwenden. Am Schlusse des Vortrages hatten die Zuhörer Gelegenheit, aus nächster Nähe das Selbstleuchten der Radiumsalze und des Mesothoriums, die Strahlen im Spinthariskop, ihre Wirkung auf Diamant, Glas und den Bariumplatinzyanürschirm zu beobachten.

Das lebhafte Interesse, das die Herren Universitäts- und Hochschulprofessoren dem Unternehmen entgegenbrachten, zeigte sich an ihrer Teilnahme in den geselligen Veranstaltungen, die in einem Begrüßungsabend am 29. September und in einem gemeinsamen Essen bestanden und im Saale des Hotels Weißer Adler stattfanden. Bei dem Mahle, dem sämtliche Herren Dozenten und etwa 50 Kursusteilnehmer beiwohnten, hatte der unterzeichnete Vorsitzende des Schlesischen Philologenvereins Gelegenheit in einer Tischrede den Herren Dozenten sowie der Königlichen Staatsregierung den herzlichsten Dank der schlesischen Philologen für die Leitung und Unterstützung des diesmaligen wissenschaftlichen Ferienkursus auszusprechen. Herr Geheimrat Prof. Dr. Supan erwiderte, indem er auf den Wert hinwies, den es für die Universitätslehrer habe, mit den Lehrern der höheren Schulen in eine engere Fühlung zu kommen, und wünschte derartigen Kursen auch für die Zukunft bestes Gedeihen. — Von besonderem Werte bei solchen Ferienkursen ist auch, daß Lehrer verschiedener Schulen der Provinz Gelegenheit zum Meinungsaustausch finden, was nicht nur die Bande der Kollegialität enger knüpft, sondern jedem auch reiche Anregung für die unterrichtliche Tätigkeit gewährt. Das war auch diesmal der Fall. So hat, wie die Stimmung der treulich bis zum Schluß des Kursus ausdauernde Teilnahme zeigte, der dritte schlesische wissenschaftliche Ferienkursus reiche Anregung denen, die sich zu ihm vereinigt hatten, gewährt und wird ihnen, so hoffe ich, in freundlicher Erinnerung bleiben.

Breslau. Unruh.

Hosted by Google

ANZEIGEN

1) Kurt Lewinstein, Die Erziehungslehre Ernst Moritz Arndts. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Berlin 1912. Weidmannsche Buchhandlung. 158 S. 8. Geh. 3 ℳ.

Daß sich für E. M. Arndt neuerdings ein lebhafteres Interesse geltend macht, ist erfreulich. Trotzdem fehlt immer noch eine Gesamtausgabe seiner Werke, die allein von der vielseitigen Gedankenarbeit dieses Mannes aus einer großen Zeit ein richtiges Bild geben könnte, fehlt ebenso eine streng wissenschaftliche Biographie Arndts. Von einer Würdigung seiner Gesamtpersönlichkeit sind wir noch weit entfernt. Wohl kennen wir ihn als Dichter und Politiker genauer, sonst aber bleibt der wissenschaftlichen Kleinarbeit noch manches vorbehalten. Z. B. ist Arndts Bedeutung auf dem Gebiet der Pädagogik noch keineswegs richtig eingeschätzt, so wichtig gerade diese Seite seiner schriftstellerischen Tätigkeit ist. Vorarbeiten liegen vor, aber sie genügen nicht. Darum setzt sich L. die Aufgabe, diese Lücke auszufüllen und klarzulegen, inwieweit Arndt als pädagogischer Schriftsteller nicht nur von den großen Zeitströmungen, sondern auch von bestimmten einzelnen Pädagogen des Altertums und der Neuzeit beeinflußt ist.

Um diesen Beziehungen bis in alle Einzelheiten nachzugehen, untersucht L. in recht anregender, überzeugender Weise Arndts Verhältnis zu Rousseau, zum klassischen Altertum, zu Salzmann und zu Pestalozzi. Daß die Beziehungen Arndts zu Rousseau an den Anfang gestellt sind, erklärt sich aus der überaus nachhaltigen Einwirkung, die Rousseau wie auf alle empfänglichen Geister seiner Zeit, so auch auf Arndt geübt hat. Hat doch Arndt den 'Emile' schon in seinem 15. Lebensjahre kennen gelernt; kein Wunder, daß man bei ihm so viele Spuren der Lektüre Rousseaus findet. Darum ist dieser Teil der ganzen Untersuchung auch der umfangreichste, über 40 Seiten stark, während Arndts Verhältnis zu Pestalozzi nur knapp 8 Seiten gewidmet sind. Daran schließt sich eine Würdigung von Arndts erzieherischer Persönlichkeit, die trotz starker Einflüsse von verschiedenen Seiten durchaus temperamentvoll, eigenartig und zielbewußt ist.

L. verschließt sich nicht den Schwächen der Arndtschen Pädagogik. 'Als einen Fachmann, der seine Gedanken nach allen Seiten hin gründlich durchdacht hat und seinen Leser sicher und zuverlässig durch alle oft verborgenen Schwierigkeiten des umfassenden Gebietes der Erziehungs-


Hosted by Google

kunde hindurchführt, dürfen wir ihn nicht ansprechen.' Aber er hat doch Richtlinien zur Gesundung und Vertiefung der deutschen Erziehung gegeben, die Behandlung vieler einzelner Probleme zeugt von gründlicher Vertrautheit mit dem Wesen der deutschen Erziehungskunst, und es ist höchst anziehend, zu sehen, wie heute vielfach die von Arndt gewiesenen Wege zur Lösung dieser Probleme tatsächlich eingeschlagen werden. Dahin gehört die starke Betonung der körperlichen Erziehung, die Pflege des Sports und der Hygiene ebenso wie die Verwerfung der körperlichen Züchtigung und die Warnung vor gedankenlosen und überreichlichen Strafen. Dahin gehört vornehmlich die gerade heute so viel verlangte Charakterbildung und die Erziehung zur Selbständigkeit durch Selbsttätigkeit, und selbst die Erteilung des Unterrichts entwickelt sich heute in manchen Fächern, z. B. in der Mathematik und den Naturwissenschaften, mehr noch in den Sprachen und in der Religion, in den von Arndt gewiesenen Bahnen. Daß L. dieses besonders hervorgehoben hat, macht das Buch so lehrreich und anziehend und zeigt eben, wie wichtig heute noch Arndt als pädagogischer Schriftsteller für uns ist.

Das Buch ist mit großer Sach- und Literaturkenntnis geschrieben, wie die umfangreichen Anmerkungen am Schluß dem kundigen Leser verraten, und wird daher in der pädagogischen Welt die wohlverdiente Anerkennung finden.

2) Georg Kerschensteiner, Grundfragen der Schulorganisation. Eine Sammlung von Reden, Aufsätzen und Organisationsbeispielen. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig und Berlin 1912. B. G. Teubner. VI und 338 S. 8. Geb. 4,80 ℳ.

Die erste Auflage dieses bedeutenden Werkes ist in dieser Zeitschrift (Jahrgang LXII S. 195) kurz, die zweite ausführlicher in Jahrgang LXIV S. 629 ff. besprochen worden. Daß in so kurzer Frist eine dritte Auflage notwendig geworden ist, ist höchst erfreulich und beweist, daß die auf Erweckung sozialer Tüchtigkeit gerichteten Bestrebungen des großen Münchener Schulmanns immer mehr Anhänger finden, daß seine Stimme nicht ungehört verhallt. Wie sollte sie auch! Der müßte sich über die Erziehung des einzelnen im Volke und die Erziehung aller zum Volke niemals Gedanken gemacht haben, der nicht von der Folgerichtigkeit und Klarheit der Gedanken Kerschensteiners gepackt würde und sich getrieben fühlte, die von ihm gemachten Vorschläge für die Ausgestaltung und Reform des Volks- wie des Fortbildungsschulwesens für Knaben und Mädchen, der höheren Schulen und der Lehrerbildungsanstalten praktisch nachzuprüfen. Oder sind wir mit unsern Buchstabenschulen, mit unserer Überschätzung des Wissens, mit unserm Streben nach 'allgemeiner Bildung' noch auf dem richtigen Wege? Schaffensfreude und Arbeitslust des einzelnen wie der Gesamtheit, in praktischer Arbeitsgemeinschaft erworben und betätigt, das ist immer wider das Ziel, das K. zu zeigen nicht müde wird. Und die Schule, die so arbeitet und solchem Ziele zustrebt, ist kein eitles Wahngebilde einer schwungvollen Phantasie, keine Zukunftsschule mehr, nein, die Schule im Sinne Kerschensteiners ist Wirklichkeit geworden, hat nach harter, mühevoller Arbeit

Hosted by Google

Leben und Gestalt angenommen. In München ist im laufenden Jahre die Neugestaltung des Schulwesens in seinem Sinne zum Abschluß gekommen, und darauf beruht eben der Wert dieser dritten, gegenüber der zweiten keine wesentlichen Änderungen enthaltenden Auflage: aus den zahlreichen statistisch weitergeführten Anmerkungen (bes. 15) über das Münchener Volksschulwesen und seine Fortsetzungen, das Knaben- und Mädchenfortbildungsschulwesen läßt sich ein vollständiges Bild von dem gegenwärtigen Stande des gesamten Volksschulwesens der Stadt entnehmen. In den Anmerkungen mit ihren genauen Angaben über Lehrpläne, Stoffauswahl, Stundenverteilung, methodischen und didaktischen Winken liegt ohne Zweifel das Hauptgewicht wenigstens dieser dritten Auflage, auch nach dem Willen Kerschensteiners, denn gerade die Anmerkungen sind ergänzt und vermehrt, während die Abhandlungen unverändert geblieben sind, nur eine, allerdings sehr lesenswerte, ist neu aufgenommen (Nr. 8): 'Landwirtschaftlicher Beruf und staatsbürgerliche Erziehung'.

Eins ergibt sich aus dem Werke, besonders den Anmerkungen, mit aller Unzweideutigkeit: Durchführbar sind die Gedanken Kerschensteiners, sie sind durchgeführt in München; was aber in München durchführbar war und ist, sollte das in andern Staaten, in Preußen nicht durchführbar sein, wo es das Wohl des deutschen Volkes gilt? Mir ist der Sieg der Gedanken Kerschensteiners nicht zweifelhaft. Es kommt nur darauf an, daß sich Mitstreiter um seine Fahne scharen.

3) Mackensen, Koedukation an höheren Lehranstalten. Leipzig 1912. Quelle und Meyer. 24 S. 8. Geh. 0,80 ℳ.

Ohne Zweifel ist die Frage der Koedukation in unserer Zeit von allergrößter Wichtigkeit und ruft ein immer stärker zunehmendes Interesse wach. Das beweist schon der Umfang der am Anfang dieser Schrift zusammengestellten Literatur, beweist ferner die immer erneute Erörterung der Frage auf allen möglichen Versammlungen. Der vorliegende Aufsatz ist aus einem Vortrage hervorgegangen, den der Verf. über seine Erfahrungen mit der Koedukation am Herzoglichen Gymnasium zu Gotha gehalten hat. Der Verf. beginnt mit einer Umschau, die zeigen soll, in welchem Umfang die Koedukation bereits durchgeführt ist in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, der eigentlichen Heimat der gemeinsamen Erziehung beider Geschlechter, in Schweden, Finnland, Norwegen, Dänemark, Italien usw., während Preußen und Bayern sich starr ablehnend gegen alle Gemeinerziehung verhalten. Dagegen stellen sich andere deutschen Bundesstaaten dem System der Koedukation freundlicher gegenüber, bes. Baden, Hessen, Elsaß-Lothringen und das Königreich Sachsen. Sehr interessant ist, was M. über die Erfahrungen zusammenstellt, die man in Baden und Hessen mit der gemeinsamen Erziehung gemacht hat. Da ist doch sehr beachtenswert, daß entgegen der Erklärung der badischen Regierung der badische Philologenverein auf seiner 24. Jahresversammlung zu Konstanz auf Grund einer Umfrage in seiner Mehrheit sich keineswegs als Freund der Zusammenerziehung von Knaben und Mädchen als eines gemeinsamen Erziehungsideals bekannt hat. So un-

Hosted by Google

begründet ist das doch nicht, worauf die Resolution der badischen Philologen fußt. Um so dankenswerter ist, daß M. zum Schluß die Gründe prüft, die man für und gegen die Gemeinerziehung anzuführen pflegt. Er tut es mit großer Sachlichkeit und Unparteilichkeit. Nach der sexual-moralischen Seite erkennt er Schwierigkeiten nicht an, dagegen sind die Bedenken hygienischer, psychologischer und pädagogischer Art nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. So erscheint denn dem Verf. eine allgemeine und durchgängige Einführung der Koedukation nicht erstrebenswert, wohl aber die Zulassung von Mädchen unter bestimmten Verhältnissen und Bedingungen. Aber die Erfahrungen, die man in Deutschland mit der Koedukation gemacht hat, sind noch zu gering, ein abschließendes Urteil ist darum noch nicht möglich. Mit Recht warnt M. vor der kritiklosen Nachahmung der Einrichtungen anderer Länder, die für unsere Verhältnisse nicht passen. Es sind weitere Beobachtungen und Versuche nötig, nötig ist auch eine genaue Statistik über den Umfang der Koedukation in Deutschland. M. hat den Versuch dazu wegen der Unmöglichkeit, das Material vollständig zu beschaffen, aufgegeben. Hoffentlich holt er ihn bald nach.

4) Julius Ruska, Unterrichtsfragen auf der 83. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Karlsruhe. Leipzig 1912. Quelle und Meyer. 38 S. 8. Geh. 0,80 ℳ.

Es galt nicht etwa eine genaue Schilderung des glänzenden Verlaufs der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Karlsruhe (im September 1912) zu geben, dieser wissenschaftlichen Heerschau in allen ihren Phasen und Arbeitsgebieten, Ruska will nur die Verhandlungen der Abteilung für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht darstellen. Nur eine Ausnahme macht R. zugunsten des mit großer Spannung erwarteten Festvortrags von Fraas über die ostafrikanischen Saurier, über den er kurz berichtet. Dann folgt im Wortlaut der Vortrag von Müller über den philosophischen Unterricht an höheren Schulen mit besonderer Beziehung auf deren mathematischen und naturkundlichen Unterricht. Müller verlangt für die höheren Schulen aller Gattungen gesonderte Philosophiestunden in den Oberklassen. Also ein neues Lehrfach, trotzdem das dringendste Bedürfnis gerade Verringerung der Lehrstundenzahl und der Lehrfächerzahl ist! Wie dieser Widerspruch zu beseitigen ist, darüber weiß M. auch nichts Genaueres, er macht sich aber 'doch schon eine gewisse Vorstellung davon'. Er sieht das Heil in einer strafferen Zusammenfassung der sog. humanistischen wie der realistischen Fächer zu einer natürlichen didaktischen Einheit, in dem Einordnen des Lehrstoffs aus den verschiedenen Unterrichtsfächern unter letzte große Gesichtspunkte in dem philosophischen Erfassen der Zusammenhänge zwischen den Wissenschaften. Gegenüber diesem Vortrage treten die andern, teils im Wortlaut, teils nur dem Inhalte nach mitgeteilten Vorträge 'Über die Verwendung des Kinematographen im mathematischen Unterricht', über die Frage: 'Was ist zur Reform des biologischen Unterrichts geschehen und was hat noch zu geschehen?' sowie 'Über die neueren Fortschritte in der Methodik


Hosted by Google

des chemischen Unterrichts', so lehrreich sie auch sind, an allgemeinem Interesse und allgemeiner Bedeutung zurück. Aus dem letzten Vortrag über die 'Physik als Grundlage der allgemeinen Bildung' interessiert besonders die starke Hervorhebung der Unzulänglichkeit des bloßen Experiments. Die Diskussion, die sich an die einzelnen Vorträge anknüpfte, beweist, wie stark selbst in wichtigen Fragen die Ansichten voneinander abweichen.

Elbing. Paul Tietz.

Klein, Dr. A., Mnemotechnische Bibliothek. Heft 1—25. Leipzig 1912. Ed. Wartigs Verlag. 8. je 0,50 *M*.

Ich bin durchaus kein Feind der Mnemotechnik, sie hat mir während meiner Examenszeiten widerholt sehr gute Dienste getan, für die ich dankbar bin, und ich stehe auch gar nicht an, anzuerkennen, daß sie bei richtiger Anwendung nicht nur praktische Vorteile bietet, sondern auch anregend und geistig fördernd wirken kann, insofern, als sie den ja auch sonst in der Pädagogik geltenden Grundgedanken möglichster Verknüpfung der Einzeltatsachen konsequent auch da durchzuführen versucht, wo dies nur durch künstliche und äußerliche Mittel durchführbar ist, und die Gewöhnung an solches Aufsuchen von Beziehungen den Geist beweglich zu machen imstande ist.

Aber gerade deshalb muß ich mich gegen die vorliegenden Hefte wenden. Freilich, wenn man den beigegebenen 'Waschzetteln' — es sind gleich zwei, ein längerer und ein kürzerer — glauben soll, so liegt ein geradezu epochemachendes Werk vor. So heißt es in dem ersten:

> 'Im Laufe der letzten Jahrzehnte sind eine Reihe von mnemotechnischen Systemen aufgetaucht, deren ganze Anlage von vornherein dazu angetan war, das der Mnemonik von seiten der Lehrerwelt entgegengebrachte Vorurteil als völlig gerechtfertigt erscheinen zu lassen, da sie tatsächlich der Gedankenlosigkeit des Lernenden Vorschub leisteten. Es ist begreiflich, daß diese Systeme der Sache selbst schaden und die Mnemonik in Verruf bringen mußten. Auch nahmen sie auf den Unterricht so gut wie gar keine Rücksicht, und wo sie gelegentlich einmal etwas boten, was im Unterricht wirklich verwendbar war — allerdings immer nur willkürlich ausgewählte Geschichtszahlen —, geschah dies in geistloser Weise nach dem Prinzip der sog. phonischen Analogie. In der Mnemotechnischen Bibliothek "Ich lerne spielend: Lateinisch, Französisch, Englisch, Geschichte", die im Verlag von Ed. Wartig, Leipzig, erscheint — bis jetzt 25 Hefte — liegt nun ein Werk vor, das einzig und allein die Bedürfnisse der Schule maßgebend sein läßt. Seine (Dr. Kleins) Bibliothek vereinigt nun mit den Vorzügen der besten nach den Bestimmungen der neuen Lehrpläne erschienenen Schulgrammatiken, Geschichtslehrbücher usw., die überhaupt zum ersten Male in einem Lehrbuch behandelte Technik des Lernens. Kein Schulbuch hat bis jetzt dem Schüler eine Anleitung gegeben, wie er Gedächtnisstoff merkt und behält. — Es liegt auf der Hand, daß das neue Unternehmen berufen ist, eine klaffende Lücke im Unterrichtswesen auszufüllen und in der Tat eine notwendige Ergänzung zu jedem Lehrbuch bildet. Daß die Sammlung vor dem Forum strengster Wissenschaftlichkeit mit Ehren bestehen kann und das empfindlichste pädagogische Gewissen nicht verletzt, ergibt schon eine flüchtige Durchsicht.'

und in dem zweiten:

> 'Nebenbei gesagt, sind die Worte und Sätze mit den Ideenverbindungen so interessant, so geistreich, daß man sich beim Studieren der

Hosted by Google

Hefte noch frisch angeregt fühlt, was man der üblichen Gedächtnispaukerei nicht eben nachsagen kann.'

Wie liegen nun aber in Wirklichkeit die Dinge? Ich habe in den Heften nichts gefunden, was ich — im Prinzip — nicht schon als Primaner in einem dreistündigen Kursus, den ein Mnemotechniker im Anschluß an einen Vortrag abhielt oder später aus dem Lehrbuch von Weber-Rumpe erfahren hätte. Neu ist in den Heften nur das, daß ein innerhalb gewisser Grenzen durchaus richtiges und nützliches Prinzip zu Tode gehetzt wird. Dabei nimmt dieser Versuch, mnemotechnische Hilfen bis ins einzelste für verschiedene Fächer auszuarbeiten, gerade das, was allein für den Schüler eine gewisse geistige Beweglichkeit fördern helfen kann, das Selbstaufsuchen von Beziehungen, vorweg.

Dabei handelt es sich weiterhin noch um eine Verkennung der Aufgabe und der Grenzen für die Leistung der künstlichen mnemotechnischen Hilfsmittel. Nie und nimmer können diese dazu dienen, große Massen von Gedächtnismaterial dauernd dem Gedächtnis einzuprägen — am weitesten ist das noch bei Zahlen möglich —, sie können nur das Behalten begrenzter Stoffmassen für eine gewisse Zeit, wie es oft genug im Leben erfordert wird, erleichtern. Dauernder Besitz ist nur durch innere Verknüpfung zu erreichen, und diese fehlt in den Heften so gut wie vollständig. Und wie steht es denn nun mit dem gerühmten 'Geist' der Ideenverbindungen. Schlagen wir ein beliebiges Heft an beliebiger Stelle auf: Heft 8 S. 25 finden wir § 63: 'Fragen: quaero aliquid a (ex, de) aliquo — interrogo de aliqua ve aliquem. Frage einen **Quer**kopf; er hat seine **Id**een (aliqu**id**) **ex-t-ra** (ex, de, a) im **K**opf (aliq**uo**); frage einen wirklich **inter**essanten Menschen: ein solcher will mit **de-ra**rtigem (de aliqu**a** re) nicht **im**poniren (aliqu**em**).' Glaubt Herr Dr. Klein wirklich, daß er mit einem derartigen Zeug dem Schüler das Lernen erleichtert? In der Hälfte der Zeit, in der der Schüler die 'Zusammenhänge' versteht, hat er rein mechanisch die Vokabel gelernt. Und wie soll er denn später wider all das krause Zeug zusammenreimen, wenn das Wort rasch bereit sein soll. Ein anderes Bild (Heft 16 S. 16, 17): 'Chide chid chidden, schelten. Im en**tscheid**enden Augenblick hat er gescholten, statt daß er m**it** gest**ritten** hat. slide slid slidden, gleiten. Die Haus**leute** (sic) haben vor der Tür eine **Schlit**terbahn, auf der ich ausgeg**litten** bin.' Hier steht der Schüler — ganz abgesehen davon, daß das deutsche gleiten, glitt, geglitten als mnemonischer Anhalt vollständig ausreicht — geradezu vor der Gefahr, falsche Aussprache zu lernen, t statt d zu sprechen.

Ich glaube, es lohnt nicht, weitere Beispiele zu bringen, die wenigen genügen zu zeigen, wie hier 'Vernunft Unsinn', 'Wohltat Plage' wird.

Berlin-Schöneberg. W. Wetekamp.

---

1) †Prof. D. F. Barth, Die Bedeutung des Johannesevangeliums für das Geistesleben der Gegenwart. (Bibl. Zeit- und Streitfragen, herausgeg. von Prof. D. Kropatscheck, VII. Serie, Heft 12.) 3. Tausend. 21 S. 8. 0,50 ℳ. Edwin Runge, Gr.-Lichterfelde-Berlin 1912.

Die Schrift ist als Ergänzung zu der früher erschienenen über den Quellenwert des vierten Evangeliums gedacht. Der Verfasser, der

Hosted by Google

ein tätiger Mitarbeiter der 'Zeitfragen' war und als umsichtiger Bibelforscher galt, ist über der Drucklegung dem Leben entrissen worden. Das Gebiet, das er in der kleinen Arbeit angreift, gehört entschieden zum interessantesten der neutestamentlichen Bibelkritik. Haben doch ein Teil der Kritiker die apostolische Herkunft und den geschichtlichen Wert des Johannesevangeliums gradezu verneint, andere nur einen apostolischen Gewährsmann beibehalten, dessen Mitteilungen in weitgehender Weise verarbeitet seien. Auffallenden Standpunkt vertritt die neueste Schrift hierüber, aus dem Nachlaß des Kirchenhistorikers Overbeck herausgegeben, die das Lebensbild Jesu im vierten Evangelium als freie Erfindung eines Christen des 2. Jahrh. hinstellt. Es fragt sich in der Tat, ob man so weit wird gehen dürfen. Selbst wenn man annimmt, daß das Evangelium erst im 2. Jahrh. entstanden ist und besonders die Reden eine religionsphilosophische Konstruktion sind, so wird sich doch nicht abweisen lassen, daß in den historischen Abschnitten eine Tradition benutzt ist, die neben der synoptischen herläuft, aber allerdings bereits sehr sagenhaft erweitert ist. Es ist nicht zu bestreiten, daß solche radikalen Urteile wie das Overbecksche wenig geeignet sind, die breiteren Schichten der Positiven für die neutestamentliche Kritik zu gewinnen, obgleich diese nach unserm Urteil doch manches schöne Resultat gezeitigt hat. Da nun gerade das vierte Evangelium in positiven Kreisen in besonderem Ansehen steht, weil es die Persönlichkeit Jesu zu göttlicher Höhe hinaufhebt, so versucht man auf dieser Seite naturgemäß immer wider, diesem Evangelium einen ganz besonderen Wert für das religiöse Innenleben zuzuweisen, seine Eigenart als echt apostolisch hinzustellen. Nach Ansicht des Verfassers hat das Evangelium, das für ihn unbedingt auf Augenzeugenschaft beruht, den hohen Wert, daß es sämtliche Probleme des Lebens Jesu auf das Fundamentalproblem der Person Jesu zurückführt; es stellt also eine geniale Vereinfachung und Vertiefung gegenüber den synoptischen Berichten und auch dem Paulinismus dar. Die Kraft der Persönlichkeit Jesu liegt darin, daß er ein greifbares Produkt göttlicher Erbarmung ist, die sich der gesamten Welt erschließt. Nicht seine Wunder, nicht seine Verheißung ergreifen so, wie der Gedanke, daß in Jesu Gottes Gnade Wahrheit geworden ist, durch ihn allein also Versöhnung und Leben der Welt geschenkt werden kann. Daß dieser religiöse Gedanke für das christliche Glaubensleben auch heute noch von weitreichender Bedeutung ist, wird niemand bestreiten, selbst wenn er das Johannesevangelium nicht als apostolisch gelten läßt. Etwas anderes freilich wäre es, ob man darauf ein System der urchristlichen Dogmatik aufbauen kann.

2) Handbuch der Kirchengeschichte für Studierende, in Verbindung mit Gerhard Ficker in Kiel, Heinrich Hermelink in Thekla bei Leipzig, Erwin Preuschen in Hirschhorn, Horst Stephan in Marburg herausgegeben von Gustav Krüger in Gießen. Zweiter Teil: Das Mittelalter, bearbeitet von G. Ficker und H. Hermelink. 1912. XI u. 278 S. gr. 8. 5 ℳ, geb. 6 ℳ. Tübingen, I. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Nachdem in dieser Zeitschrift auf das Handbuch im allgemeinen hingewiesen worden ist (1912, S. 663 ff.), haben wir noch auf den

Hosted by Google

zweiten Teil einzugehen, der bisher noch ausstand und nun den ersten Band vollständig macht. Er behandelt die gerade für die Kirchengeschichte in mehr als einer Hinsicht höchst wichtige Periode des Mittelalters, und zwar hat Ficker die ältere Zeit bis zum Ende des 13. Säk., Hermelink das spätere Mittelalter bearbeitet. Bereits mit der Mitte des 15. Säk. wird dieser Zeitraum abgeschlossen, und es ist in der Tat logischer, den Übergang vom Mittelalter zur Reformation, der sich von 1450 etwa bis 1517 anbahnt, als Einleitung zur Darstellung der Reformationsgeschichte zu bringen, wie es das Handbuch im dritten Teile tut. Auch dieser zweite Teil hat sich dem Grundgedanken des Werkes angepaßt, auf knappem Raum die zur Bereicherung und Vertiefung des Wissens unentbehrlichen Tatsachen, Gesichtspunkte, Entwicklungen und literarischen Erscheinungen, nicht aber alles und jedes zu bieten, was sich jemals in der Geschichte der Kirche begeben hat. Auch hier haben wir eine Auswahl des Unentbehrlichen, das in Form zahlreicher Querschnitte, abgerundeter und zusammenfassender Überblicke geboten wird. Nicht nur als Material fürs Examen soll man das Gebotene betrachten, sondern als weitergreifende Aufschlüsse über das, was zum Verständnis der Anschauungen und Forderungen der modernen Zeit dient. Damit ist auch der Kreis derer, für die diese Kirchengeschichte bestimmt ist, weiter gefaßt, und nicht nur der gebildete Laie kann sich durch sie mit den treibenden Kräften bekannt machen, die bei den wechselvollen Ereignissen und ihrem Zusammenhang mitsprechen, sondern auch dem Religionslehrer ist hier viel Anregung geboten, wenn er einen wirkungsvollen Überblick über einzelne Zeiträume und besonders bemerkenswerte Erscheinungen nach erfolgter Besprechung geben will. Das Gebiet der mittelalterlichen Kirchengeschichte ist nicht gerade das Gebiet, das am leichtesten zu behandeln wäre. Es kommt hier viel darauf an, den richtigen Gesichtspunkt aufzuzeigen, unter dem die geschichtlichen Vorgänge, Persönlichkeiten und Zeitströmungen in ihrer Bedeutung für die Folgezeit zu betrachten sind. Da scheint uns denn die Bearbeitung durch Ficker und Hermelink schon im Einteilungsschema in recht glücklicher Weise auf die Hauptmomente, die nicht aus dem Auge zu verlieren sind, hinzuweisen. Der erste Zeitraum behandelt das frühe Mittelalter vom 8. bis zur Mitte des 11. Säk. und hat den Haupttitel 'Die Kirche unter der Vorherrschaft der weltlichen Gewalten'. Der zweite Zeitraum ist der des eigentlichen Mittelalters von der Mitte des 11. bis zum Anfang des 14. Säk. als der Zeit, in der 'die Kirche unter der Vorherrschaft des Papsttums' steht. Der dritte Zeitraum, bis zur Mitte des 15. Säk., umfaßt das späte Mittelalter, 'Die Kirche unter der Vorherrschaft der nationalen und konziliaren Gewalten'. Dies Schema verrät schon im voraus, daß in erster Linie darauf hinzuweisen ist, wie sich aus der anfangs mit der staatlichen Gewalt in Einklang stehenden Kirche langsam, aber stetig und mit streng innegehaltenem Ziel die Papstkirche losringt, die nun mit der Staatsgewalt bricht und über sie triumphiert, bis diese gewaltige Größe unter dem Vorwärtsschreiten zersetzender Momente, die sie selbst großgezogen hat, zusammenzubrechen droht und sowohl nationale Strömungen sie immer

Hosted by Google

mehr erschüttern als auch andersgeartete Weltanschauungen ein Neues anbahnen. In dies großzügige Schema sind dann die einzelnen Momente der äußeren und inneren Entwicklung, des geistigen und wissenschaftlichen Lebens mit ebenso großem Geschick und ebenfalls nach großen Gesichtspunkten eingegliedert. In der Periode des späten Mittelalters ist die Darstellung der Wissenschaft, Frömmigkeit und rechtlichen Anschauungen besonders eingehend behandelt, weil gerade hierdurch wichtige Probleme geschaffen wurden, die erst in der Neuzeit zu einer Lösung führten. Daß deshalb auch die Mystik eingehend erörtert wird, halten wir für sehr wichtig, und wir möchten der Vorrede nicht zustimmen, die eine Kürzung bei späterer Bearbeitung in Aussicht stellt. Wir sind mit dem, was das Buch bietet, völlig einverstanden und überzeugt, daß es seine Aufgabe erfüllen wird.

Da die einzelnen Teile des nun vollständigen Werkes nicht zu gleicher Zeit erschienen sind und die Literaturangaben wie auch wissenschaftlichen Ergebnisse der früher herausgegebenen Teile nicht bis zum Jahre 1912, wo der Abschluß erzielt wurde, reichen, so sollen mit dem bald erscheinenden Hauptregister auch Nachträge herauskommen [1]). Außerdem wird noch ein Ergänzungsband vorbereitet, der eine ausführliche Geschichte der kirchengeschichtlichen Überlieferung und der Kirchengeschichtsschreibung enthalten wird. Zu den beiden Bänden des Handbuchs hat der Verlag Einbanddecken zu billigem Preise herstellen lassen.

3) Friedrich Spitta, Die synoptische Grundschrift in ihrer Überlieferung durch das Lukasevangelium. Untersuchungen zum Neuen Testament, herausgeg. von Hans Windisch, Heft 1. Leipzig 1912, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. XLVIII u. 512 S. 8. 14 ℳ, geb. 15 ℳ.

Die synoptische Frage, die lange genug die neutestamentlichen Forscher zur Entwicklung mehr oder weniger scharfsinniger Ansichten angeregt hatte, schien zu einem annehmbaren Resultat gelangt zu sein, als sich die Meinung Bahn brach und bei den berufensten Kritikern Widerhall fand, daß das Markusevangelium das älteste der synoptischen Evangelien sei und eine Hauptquelle für Matthäus und Lukas darstelle. Höchstens erhob sich noch der Streit um eine mehr nebensächliche Frage, ob nämlich Markus in seiner authentischen Gestalt vorliege oder ob auch dieser schon eine mehr oder weniger eingehende Bearbeitung eines Urmarkus sei. Mit der Markushypothese schien die synoptische Frage die Lösung gefunden zu haben. Und doch war nur ein vorläufiger Ruhepunkt erreicht. Denn einerseits tauchen nun Stimmen auf, welche die Einheit des Markusevangeliums anzweifeln, und anderseits findet man, daß von den beiden andern gerade das Lukasevangelium, das sich schon nach seiner eigenen Einleitung als ein sekundäres Werk gibt und des-

---

[1]) Inzwischen erschienen: Register, nach Anleitung und unter Beihilfe des Herausgebers bearbeitet von stud. theol. August Dell. Nachträge und Berichtigungen. III u. 137 S. 3 ℳ, geb. 4 ℳ. Tübingen, I. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1913.


Hosted by Google

halb nur nebenbei in Frage zu kommen schien, zu sehr vernachlässigt worden ist. Spitta, der bei seinen neutestamentlichen Untersuchungen durchweg seine eigenen Wege geht, und in mehr als einer Frage gegen den Strom der herkömmlichen Kritik schwimmt, sucht nun, gestützt auf eine ganze Reihe früherer Einzeluntersuchungen, den Nachweis zu führen, daß 'den Synoptikern eine Schrift zugrunde liegt, die, von einigen kleinen Stücken abgesehen, ganz im Lukasevangelium enthalten ist'. Es ist dies eine sicher sehr bemerkenswerte Feststellung. Die Kritik wird sich schon des näheren damit befassen, da diese neue Ansicht von vornherein nicht bei allen Anklang finden wird. Spitta selbst täuscht sich darüber nicht, ist aber überzeugt, daß man nach unparteiischer Würdigung seiner Beweisgründe sicher nicht mehr so abweisend dastehen werde. Wo die Evangelienfrage auftaucht, also besonders auch im Religionsunterrichte der Oberklassen der Gymnasien, wo sie bei Entwicklung des Lebens Jesu nach den Synoptikern unbedingt herangezogen werden muß, ist nun auch auf die Spitta'sche Hypothese Bezug zu nehmen.

Das der evangelisch-theologischen Fakultät in Straßburg, welcher der Verfasser nun 25 Jahre angehört, gewidmete Werk bietet uns zunächst auf S. XIII—XLVIII die aus Lukas herausgeschälte Grundschrift in deutscher Übersetzung. Diese umfaßt im wesentlichen Lukas 3; 4, 1—22. 24. 31—44; 5, 12—27. 29—39; 6, 1—17. 20—49; 7, 1. 16—22. 24—35; 8, 1—10. 12—28. 30—35. 37—56; 9, 1—11. 18—21. 23—26. 28—30. 32—56; 18, 15—31. 34—43; 19, 36—44. 47—48; 20, 1—36. 39—47; 21, 1—15. 17—26. 28—33. 37—38; 22, 1—6. 14—18. 21—22. 28—40. 47. 49. 51—69; 23, 1—3. 14. 18—24. 26—36. 38. 44—48. 50—56; 24, 1. 3. 9. 36—39. 41—44. 48. 50—53. Nach dieser Zusammenstellung allein kann man sich noch kein bestimmtes Urteil bilden. Die sich anschließende Untersuchung ist deshalb dem Nachweise gewidmet, weshalb gerade diese genannten Stücke in die Grundschrift hineingehören. Da geht nun Spitta in einer überaus scharfsinnigen Weise vor. Abschnitt für Abschnitt, oft sogar Vers für Vers, betrachtet er nach Überlieferung, Stellung im Zusammenhang, Beziehung zu den Parallelberichten und auch hinsichtlich etwaiger vorgenommener Abänderungen. Wir bewundern, auch wenn uns hier und da die Ansichten des Verfassers etwas gewagt vorkommen, die strenge Sachlichkeit, mit der das durchaus nicht leichte Problem gemeistert wird; wir sehen auf Schritt und Tritt, wie der Verfasser den Stoff beherrscht. Die apokryphen Evangelien sind ebenfalls zu vergleichenden Zwecken herangezogen, die neuere Textforschung ist verwertet. Mit großer Sachkenntnis sind auch die Konjekturen über Auslassungen im fortlaufenden Texte gemacht. Spitta erhält so eine Grundschrift, die nach einem bestimmten Plane verfaßt zu sein scheint und eine abgerundete Darstellung des Lebens Jesu ergibt, die im Aufriß gegenüber der bisher zugrunde gelegten Markusdarstellung gewisse bemerkenswerte Abweichungen zeigt. Eine Entscheidung, ob Spitta in allen Punkten recht hat, müssen wir uns versagen, da hierüber berufenere Forscher zu entscheiden haben werden. Immerhin dürfen wir zugeben, daß wir ihm in vielem zustimmen könnten. Auf jeden Fall liegt hier ein eigenartiger

Hosted by Google

Versuch der Lösung der synoptischen Frage vor, der, auf gute Beobachtungen und langwieriges Studium gegründet, der Beachtung wert ist.

Spitta geht nun auch auf die Art und Weise ein, wie aus dieser Grundschrift unser heutiges Lukasevangelium geworden ist. Zwei größere Quellenstücke sind mit ihr verbunden worden, die Kindheitsgeschichte (1 u. 2) und das sog. Buch der Reden Jesu (9, 57—18, 14). Letzteres reißt die Grundschrift in zwei Teile, so daß das Gesamtbild eine Störung erfährt. Außerdem sind eine Anzahl selbständiger Perikopen eingeschoben und zu den Perikopen der Grundschrift Zusätze gemacht worden. Von ersteren haben einige überhaupt keine Parallelen in der Evangelienliteratur. Letztere gehen auf die Überlieferung Markus-Matthäus zurück und sollen, wie aus Vergleichung abgeleitet wird, auf einer älteren Markusform beruhen, die sowohl dem Markus- als dem Matthäusevangelium zugrunde liegt; dieser ältere Markus wäre nicht identisch mit der synoptischen Grundschrift, sondern soll auf eine Schrift zurückgehen, die mit der lukanischen Grundschrift eine gemeinsame Quelle hat. Was nun im besonderen die Art der Zusammenarbeitung der verschiedenen Stoffe bei Lukas betrifft, so ist diese weniger darauf aus, eine kunstvolle Verschmelzung zu einem schönen Ganzen zu erreichen, als vielmehr, wie es die Einleitung deutlich sagt, möglichst genau uns quellenmäßig das zu bieten, was über das Leben Jesu von Nazareth zu finden war. Pietätvoll hat er die ihm zu Gebote stehenden Texte fast unverändert aufgenommen und sie an Stellen, die ihm passend schienen, in die Grundschrift eingefügt, ohne besondere, das Verständnis erleichternde Überleitungen zu machen. Das zeugt von wenig schriftstellerischem Geschick. Aber gerade dadurch ist es möglich, die einzelnen Stoffe und Quellen voneinander zu scheiden. Die Grundschrift selbst, die in die Zeit vor 70 verlegt wird, hat manches Charakteristische. Jesus erscheint als Sohn Josephs, dem bei seiner Taufe kundgetan wird, daß er zum Messias und Gottessohn im Sinne des Ps. 2 auserkoren sei. Der Täufer ist Zeuge davon und erkennt in Jesus als erster den Messias. Beide Männer wirken eine Zeitlang nebeneinander, bis der Täufer ins Gefängnis wandern muß. Jesus wirkt nicht nur in Galiläa, sondern auch im Süden. Seine Selbstbezeichnung als Menschensohn nimmt keinen Bezug auf die Danielstelle, sondern soll im Sinne der Anwendung in Ps. 8, 6 der reinen Menschlichkeit Ausdruck geben. Jesus steht als Messias ganz auf jüdischem Boden, und von Heidenmission und Universalismus findet sich keine Spur. Seinen Tod beurteilt er als notwendige Folge der sich erhebenden Feindschaft und gibt keine Einzelheiten seines Leidens an. Eine Abendmahlseinsetzung findet nicht statt. Aber noch vieles andere zeigt sich unter abweichenden Gesichtspunkten.

Es wäre nun zu erörtern, in welcher Weise Markus und Matthäus die Grundschrift benutzt und verarbeitet haben. Auch dies führt Spitta scharfsinnig aus. Markus hat die Grundschrift durch Einfügung einer großen Zahl Perikopen bedeutend erweitert. Anderseits hat er aber auch Verkürzungen und Streichungen vorgenommen. Endlich hat er Perikopen umgestellt. Dadurch bekommt nun das Bild des Lebens und Wirkens Jesu einen stark veränderten Aufriß, eben den, den wir bisher nach

Hosted by Google

Markus als den ursprünglichen anzusehen gewohnt waren. Nur ist Markus ein besserer Meister der Feder als der Verfasser des Lukasevangeliums, und in seiner Zusammenarbeitung erscheint seine Darstellung als eine glatte und einheitliche; allerdings konnte er sich zur Erzielung dieses Resultats nicht sklavisch an seine Quellen binden. Wichtige Differenzen gegenüber den Angaben der Grundschrift liegen darin, daß der Täufer mit dem Auftreten Jesu vom Schauplatz abtritt, daß Jesu Wirkungsgebiet nur in Galiläa liegt, daß das letzte Mahl Jesu, welches nach der Grundschrift auf den 13. Nisan fällt und ein gewöhnliches Abendessen war, zum Passahmahle gestempelt und auf den 14. Nisan verlegt wird. Auch in theologischer Hinsicht finden sich Abweichungen. So erscheint Jesus lediglich als Sohn der Maria, sein Messiastum hat schon einen höheren Beigeschmack, die Bezeichnung als Menschensohn wird mit der Danielstelle in Verbindung gebracht, die Austeilung von Brot und Wein beim letzten Mahle, die schon Lukas in die Grundschrift hineinverflochten hatte, nimmt bereits Bezug auf den Ritus der kirchlichen Abendmahlsfeier usw. Das Matthäusevangelium ist durchweg eine Weiterbildung des Markusevangeliums. Es fügt eine große Anzahl neuer Stücke hinzu, gleichsam zum weiteren Ausbau des durch Markus Angeregten. Es hält auch die durch Markus geschaffenen Differenzen gegenüber der Grundschrift fest, ja führt sie noch weiter. Aus dieser Markus-Matthäusredaktion hat nun das Lukasevangelium einzelne Zusätze und Ergänzungen aufgenommen. Diese gehen aber, wie bereits oben erwähnt, nicht auf den kanonischen Markus, sondern eine ältere Markusform zurück. Wie auch die Abhängigkeit im einzelnen ist, so wird das kanonische Lukasevangelium wohl als das jüngste zu gelten haben. Zeitlich liegen die drei Evangelien überhaupt nicht weiter als etwa drei Jahrzehnte auseinander. Die interessante Frage, ob die Rezension der Grundschrift, die Lukas benutzt hat, zugleich auch Quelle der älteren Markusform war, entscheidet Spitta dahin, daß er der sprachlichen Verschiedenheiten wegen eine gemeinsame Quelle für unwahrscheinlich hält. Er erklärt den Zusammenhang so, daß beide auf zwei griechische Formen der ursprünglich aramäisch geschriebenen Grundschrift zurückgehen. Das ist ebenfalls ein der Beachtung wertes Resultat. Zuletzt zieht Spitta auch Verbindungslinien nach dem vierten Evangelium, über das er bereits früher eingehende Quellenuntersuchungen angestellt hat. Der Lebensaufriß Jesu ist bei Johannes zwar ein dermaßen anderer als in den synoptischen Berichten, daß eine Abhängigkeit nicht angenommen werden kann. Die synoptische Grundschrift dagegen steht der johanneischen Darstellung näher als die Bearbeitung in den kanonischen Evangelien. Wir wollen nur einiges anführen: das gemeinsame Auftreten Jesu und des Täufers, die Taufe als Deklaration des Messias auch für den Täufer, die Wirksamkeit Jesu nicht nur in Galiläa, sondern auch in Judäa, die Feier des letzten Mahles am 13. Nisan; das sind sicher auffallende Berührungspunkte. Spitta weist aber ferner auch nach, daß an gewissen Punkten auf Markus und Matthäus die johanneische Überlieferung eingewirkt hat, deren Einfluß sich in der synoptischen Grundschrift nicht finden läßt; deshalb ist die synoptische Grundschrift älter als die johanneische oder

Hosted by Google

ihr gleichaltrig (Spitta nimmt ja auch für das vierte Evangelium eine urchristliche Grundschrift an). Somit haben wir zwei Formen ältester Zeugnisse für die Geschichte Jesu.

Wir haben die Ausführungen des unermüdlichen Forschers, der uns immer, schon als wir noch selbst bei ihm im Kolleg saßen, durch seine aparten Untersuchungen sympathisch war, hier näher betrachtet, weil wir glauben, daß man mit ihnen zu rechnen hat, wenn man über Evangelienkritik reden will.

4) Die Mischna. Text, Übersetzung und ausführliche Erklärung. Mit eingehenden geschichtlichen und sprachlichen Einleitungen unter Mitwirkung hervorragender Gelehrten herausgegeben von Prof. D. Dr. G. Beer-Heidelberg und Prof. D. O. Holtzmann-Gießen. — Seder I, Traktat 1: Berakot (Gebete). Text, Übersetzung und Erklärung, nebst einem textkritischen Anhang, von D. Oskar Holtzmann (Gießen). VIII u. 106 S. gr. 8. 5 ℳ, in der Subskription 4,40 ℳ. — Seder II, Traktat 3: Pesachim (Ostern). Text, Übersetzung und Erklärung, nebst einem textkritischen Anhang, von D. Dr. Georg Beer (Heidelberg). XXIV u. 212 S. gr. 8. 10 ℳ, in der Subskription 9 ℳ. — Gießen, Verlag von Alfred Töpelmann (vorm. J. Ricker), 1912.

Wer sich mit der Geschichte Jesu und des Urchristentums befaßt und sich an der Hand der neutestamentlichen Schriften ein möglichst greifbares Bild davon machen will, wird mehr als einmal die Entdeckung machen, wie schwierig die zu Jesu und der Apostel Zeiten geltenden jüdischen Gebräuche und Anschauungen in dogmatischer und ethischer Hinsicht zu erfassen sind, und daß es nicht so einfach ist, sich eine deutliche Vorstellung von der Religiosität der Juden jener Zeit zu machen. Wer in den Oberklassen höherer Schulen darüber zu unterrichten hat, empfindet diesen Mangel doppelt schwer, da hier doch alles darauf ankommt, den Schülern einen brauchbaren Begriff von jenen Verhältnissen zu geben, unter denen das Christentum in die Welt eintritt, damit sie zu unterscheiden vermögen, was als wirklich Neues auftaucht und was seine Anknüpfungspunkte in der Vorzeit hat, was den Geist der neuen Gemeinde atmet und was noch Ausfluß des alten Bundes ist, wie vieles endlich in der neuen Anschauung und Lehre der Überlieferung widersprach, so daß Konflikte eintreten mußten. Man kennt ja nun zwar die herkömmlichen allgemeinen Erklärungen der in Frage kommenden Punkte. Aber ein glattes Urteil ließe sich doch nur dann bilden, wenn man sich auf einen authentischen Ausdruck der zeitgeschichtlichen Anschauungen beziehen könnte. Mit Auszügen und Bruchstücken ist wenig gedient; vielmehr müßte das Ganze der religiösen Überlieferung im Zusammenhange vor uns hintreten, wenn das Bild davon ein wirklich eindringliches werden soll. Wir wissen, daß es ein solches authentisches Selbstzeugnis des Judentums, das innerhalb des Rahmens des N. T. in Frage kommt, gibt, die Mischna. Aber außer den Fachgelehrten war es bis jetzt wenigen vergönnt, in den Gesamtinhalt und das Wesen dieses religiösen Werkes Einblick zu nehmen. Wohl sind in letzter Zeit Versuche gemacht worden, einzelne besonders wichtige Stücke davon in Übersetzung in weitere Kreise zu bringen. Doch eine Gesamtausgabe der Mischna, die in jeder Hinsicht wissenschaftlich verwertet werden könnte, mit ausführ-

Hosted by Google

licher historischer Einleitung in die einzelnen Traktate, mit Erklärung und notwendigen kritischen Notizen, ist bis jetzt nicht geboten worden. Diesem Bedürfnis kommt nun die Veranstaltung des Töpelmannschen Verlags in anerkennenswerter Weise entgegen.

Die Herausgeber haben sich von dem Grundsatze leiten lassen, daß es nicht nur darauf ankomme, das, was die Mischna als jüdische Anschauung und Glaubensform tatsächlich bietet, einfach darzustellen, sondern daß auch der Entstehung der Gebräuche, Einrichtungen und religiösen Überlieferung sowie ihrem Verhältnis speziell zur alttestamentlichen Übung nachgegangen werden müsse. Eine 'religions- und kulturgeschichtliche Würdigung des Judentums' soll vor allem geboten werden, um die jüdischen Religionsanschauungen und das jüdische Volkstum um die Wende des 2. zum 3. Jahrhundert, als die Mischna ihren Abschluß fand, beurteilen zu können. Daß wir dies mit Recht auf die Anschauungen und den religiösen Standpunkt der Juden zur Zeit Jesu und des Urchristentums anwenden und danach das im N. T. in Frage Kommende näher beleuchten dürfen, liegt auf der Hand, da in der kurzen Spanne Zeit von hundert Jahren keine wesentliche Modifikation des religiösen Standpunktes eingetreten ist. Der deutliche Beweis hierfür liegt darin, daß die Mischna noch unentwegt den Tempel und seinen Dienst vor Augen hat, obgleich jener schon etwa hundert Jahre in Trümmern lag. Anderseits haben wir in den neutestamentlichen und teilweise auch den urchristlichen Berichten mancherlei Material, um durch Vergleichung feststellen zu können, ob irgendeine Anschauung eine Weiterbildung erfahren hat. Es besteht eine Wechselbeziehung hinsichtlich der Ausprägung religiöser Fragen des Judentums zwischen N. T. und Mischna, und letztere ist für das Verständnis der religiösen Probleme, die uns nach dieser Seite im N. T. entgegentreten, unerläßlich. Wenn die Religion Israels die Wurzel nicht nur der Religion des späteren Judentums, sondern auch des Christentums ist, dann sind die Urkunden dieser beiden Ableger und Entwicklungen nicht eine ohne die andere zu betrachten und zu erläutern. Genau so wie wir der Entstehung der religiösen Gedanken des ersten Christentums nachgehen, muß deshalb aber auch die Entstehung und Entwicklung des Religiösen der Mischna untersucht werden. Für letzteren Zweck ist außer den Angaben der alt- und neutestamentlichen Literatur, worauf wir schon hingedeutet haben, ein reicher Stoff bei religiösen wie Profanschriftstellern vorhanden. Das wäre die religions- und kulturgeschichtliche Seite der zum Verständnis der Mischna führenden Untersuchung. Dazu kommt dann noch ein literargeschichtliches Problem, das Hand in Hand damit vorgenommen werden muß. Es handelt sich um die keineswegs nebensächliche Frage, ob die einzelnen Aufzeichnungen der Mischna von vornherein nach einem einheitlichen Plane erfolgten, oder ob sie ihre Sondergeschichte haben und hier eine Art allmählicher Kanonbildung vorliegt. So haben sich die Herausgeber und Mitarbeiter eine recht ausgedehnte Aufgabe gestellt, deren Resultate von der biblischen und religionsgeschichtlichen Forschung sicher mit Dank entgegengenommen werden. Wenn als letztes Ziel dieser doch immer nur vorbereitenden Arbeiten die zusammenhängende

Hosted by Google

Darstellung der Lehren der Mischna, sozusagen eine systematische Mischnatheologie, vorschwebt, so erhält diese Mischnaübersetzung und -erläuterung noch viel höheren Wert.

Schwierigkeiten macht die Feststellung des Mischnatextes insofern, als es vorläufig unmöglich ist, einen kritisch zuverlässigen Originaltext zu erhalten. Beim N. T. ist dies Ziel ja auch noch nicht erreicht. Was deshalb in textkritischer Hinsicht für dieses angenommen worden ist, haben die Herausgeber auch für den zugrunde zu legenden Mischnatext in Anwendung gebracht, indem zunächst ein möglichst genau durchgesehener Vulgärtext angestrebt wird. Jedem Mitarbeiter ist hierbei Spielraum gelassen, so weit zu gehen, als die ihm zu Gebote stehenden Handschriften, Übersetzungen und Drucke in Verbindung mit annehmbaren Konjekturen es gestatten.

Soviel über die allgemeinen Grundsätze der Ausgabe. Betrachten wir nun die bis jetzt erschienenen beiden Hefte nach Anlage und Inhalt. Das erste behandelt den Traktat Berakot (Gebete) aus dem ersten Seder, das zweite den Traktat Pesachim (Ostern) des zweiten Seder. Beide bringen zuerst eine einleitende ausführliche Abhandlung über Entstehung und Geschichte des im Traktat näher besprochenen Stückes sowie über literarische Fragen (Zeit, Komposition usw. des Traktats). Darauf folgt dann der festgestellte Text mit Erläuterung, und zwar in der Weise, daß der fortlaufende hebräische Text der Übersetzung gegenübergestellt und die Erklärung über die untere Hälfte der beiden Seiten gleichmäßig verteilt ist. Zuletzt kommt ein textkritischer Anhang.

Im einzelnen geht Berakot in einem Vorwort auf die Aussprache des Gottesnamens in der späteren Zeit des Judentums ein. In den Vorschriften über die Gebete kommt der Name natürlich öfters vor. Er erscheint hier in der Form יי, punktiert יְיָ, was gewöhnlich als Abkürzung für יהוה angesehen und dementsprechend nach jüdischer Sitte als אֲדֹנָי gelesen wird. Holtzmann faßt es als die Vulgärform des Gottesnamens. Dieser war offenbar nur insofern verboten auszusprechen, als man ihn nicht als Tetragrammaton aussprechen durfte. In Wirklichkeit sind uns Aussprachen des Namens überliefert, so Jahu, Jao, Jah (z. B. in Hallelujah), Aia, bei den Samaritern Jabe. Die volle Form Jahwe (Jabe) war, abgesehen von ihrem Vulgärgebrauch bei den Samaritern, lediglich dem Tempeldienst vorbehalten. Die andern oben angeführten Aussprachen sind weniger Verkürzungen, die man vorgenommen hätte, um der Profanierung des als heilig angesehenen Namens vorzubeugen, als vielmehr sind es Abschleifungen, die der Gottesname im Laufe der Jahrhunderte im Volksmunde erlitten hat. Jahu und Jah waren schon vor Abschluß des A. T. allgemein in Gebrauch. Später bürgerte sich die Form Aia ein mit Vorschlagssilbe (אִיָּה), woraus dann auch Jjjah nach neuhebräischer Schreibung wurde (אִיָּה). Weil man aber den sonst immer mit י beginnenden Namen nicht mit א anfangen lassen wollte, schrieb man nur יי und punktierte יְיָ. Der so in späterer Zeit im Volksmunde in Aufnahme gekommene Name Aia, Ajjah, Jjjah ist vermutlich der Anlaß zu der üblen Nachrede gewesen, daß die Juden Eselsanbeter seien, welche ja auch auf die Christen übertragen wurde. Daraus erst hätte sich


Hosted by Google

dann der Gebrauch entwickelt, den Gottesnamen überhaupt nicht mehr auszusprechen, um keinen Anlaß zur Lästerung zu geben, was endlich zum Verbote erhoben wurde. In der Gebetsliturgie aber erhielt sich der verkürzte Name Jeja noch, wie aus dem Traktat hervorgeht. Wir wollen nicht entscheiden, ob Holtzmanns Auffassung in allen Stücken stimmt. Die Annahme eines in der Vulgärsprache Jjjah lautenden Gottesnamens als Erklärung für den unverständlichen angeblichen Eselskult ist indessen der Beachtung und weiteren Verfolgung wert.

Die Einleitung zu Berakot verbreitet sich ausführlich über die Entstehung von Bekenntnis und Tagesgebet. Das aus Dt. 6, 4—9. 11, 13—21. Num. 15, 37—41 dreiteilig zusammengesetzte Bekenntnis, das nach Vorschrift der Mischna täglich zweimal gesprochen werden soll, das sog. Sch'ma, ist noch immer der Hauptteil der täglichen jüdischen Andacht. Von einem zweimaligen Aufsagen der drei Stücke redet der Text nicht. Diese Sitte ist, soweit sich aus spärlichen Nachrichten schließen läßt, erst seit dem vierten oder fünften Jahrzehnt des ersten christlichen Jahrhunderts in Jerusalem aufgekommen und verbreitete sich dann über die Diaspora. Zur Zeit Jesu war die Frage noch in Fluß (vgl. Mr. 12, 28—34). Zur täglichen Andacht gehört noch heute das Tagesgebet der 18 Lobsprüche, das den Schriftgelehrten Gamliel II, Josua und Akiba um 95 n. Chr. schon bekannt war. Wir besitzen eine palästinische und eine babylonische Form davon. Letztere ist wortreicher, schwächt aber einzelne Gedanken bedeutend ab. So ist z. B. die Verwünschung der Christen (הַנֹּצְרִים = Nazaraei) und Abtrünnigen, die in der palästinischen Fassung ausdrücklich betont wird, in der babylonischen unterdrückt und abgeschwächt. Das aus einem einleitenden Lobpreis, dreizehn Bitten und einem abschließenden Stücke bestehende Gebet ist nach Holtzmann zur Zeit Gamliels II (Ende des 1. Jahrh.) entstanden. Wir möchten zur Erwägung stellen, ob nicht aus dem christlichen Vaterunser, das eine merkwürdige, wenn auch sehr verkürzte, Parallele zu diesem Tagesgebet, sowohl inhaltlich als auch nach seiner Dreiteilung, bildet, auf ein bereits früher vorhandenes Gebet geschlossen werden kann, das eine Vorstufe des jüdischen Tagesgebetes gewesen wäre; Jesus hätte das Vaterunser in Gegensatz zu einem Gebete der Juden gestellt und dem selben doch in gewissem Sinne angepaßt.

Weiter geht die Einleitung auf die Gebetszeiten ein. Nach Ber. IV, 1 gab es ein dreifaches Gebet für jeden Tag, ein Morgengebet, ein Speisopfergebet und ein Abendgebet. Als Gebetsformel ist jedenfalls das eben erwähnte Achtzehnbittengebet vorausgesetzt, doch scheint sie nicht die einzige gewesen zu sein. Entsprechend der älteren Tempelsitte, zweimal im Tempel zu opfern, des Morgens ein Brandopfer und des Nachmittags ein Speisopfer, gab es auch anfänglich nur zwei Gebetszeiten, zur Zeit des Morgenopfers und zur Zeit des Speisopfers; denn die Gebete der Frommen waren gleichsam Ausdruck des Gedenkens an die im Tempel erfolgenden Gemeindopfer. Dazu kam dann später, außerhalb des Rahmens dieser Opfer, noch ein drittes Gebet, nach der Mischna des Abends zu sprechen, nach einer andern Überlieferung aber als Mittagsgebet. Das Abendgebet war die ältere Sitte.

Hosted by Google

Das Mittagsgebet ist in Act. 10, 9 vorausgesetzt (das in 3, 1 erwähnte Gebet um die neunte Stunde wäre dann das Speisopfergebet). Der Unterschied erklärt sich wohl durch die verschiedene Übung in Jerusalem und in der Diaspora. In Jerusalem nämlich bürgerte sich das Mittagsgebet ein, weil um diese Zeit die Priester nach einer Ruhepause die unterbrochenen Opfer wideraufnahmen. In der Diaspora aber hielt man die ältere Sitte des Abendgebetes fest, und nach dem Fall des Tempels hat die Mischna dies allgemein einzuführen gesucht.

Der Traktat Berakot, der, soweit die Namen der darin genannten Schriftgelehrten schließen lassen, in der Zeit etwa 130—160 n. Chr. geschrieben ist, zerfällt in drei Hauptteile (Bekenntnis, Tagesgebete, Tischgebete) und einen Anhang (Gebete in besonderen Lebenslagen), über die nun die Übersetzung und Erklärung den nötigen Aufschluß gibt. Wir werden da mit dem Joch des Gesetzes bekannt gemacht, von dem Paulus in Gal. 5, 1 spricht, mit der Menge kleiner und kleinlicher, spitzfindiger Vorschriften und normativer Lehrentscheidungen, die dem Juden wie eine Fessel in allen Verrichtungen und Lagen des Lebens anhing. Kaum wird etwas so tief in das Wesen des Gesetzesjudentums hineinblicken lassen wie dieser Traktat von den Gebeten.

Der Traktat Pesachim, zu dem wir uns nun wenden, stammt aus der Zeit nach der Zerstörung des Tempels und will, wenn auch das Passah im Heiligtum selbst nicht mehr gefeiert werden kann, wenigstens alle dabei in Betracht kommenden Riten aufzeichnen, damit der Jude dies Fest immer streng nach der Väter Weise begehe, bis er es einstmals in einem neuerstandenen Tempel wider in vollem Umfange feiern kann. Auch dieser Traktat ist das Werk mehrerer Verfasser, wie dies ja für die ganze Mischna gilt, die das Resultat einer langwierigen literarischen Entwicklung darstellt. Doch scheint gerade Pesachim von einer größeren Redaktionsarbeit nach Abschluß der Mischna (durch die Rabbi Akiba, Meïr und Juda Hannasi) verschont geblieben zu sein. Der jetzige Traktat wird aus der Zeit 180—200 n. Chr. stammen. Beer gibt uns zunächst eine Darstellung der literarischen Komposition und Form, in der er die Quellenscheidung zwischen der Mischna Akibas, Meïrs und Judas, der den Traktat im wesentlichen abgeschlossen hat, sowie einigen späteren Erweiterungen vornimmt. Nach einer Reihe anderer einleitender Bemerkungen (Verzeichnis der zitierten Mischnalehrer, Fremdwörter in Pesachim) geht er dann zu einer ausführlichen Untersuchung 'Zur Geschichte des Paschafestes' über (S. 1—109).

Das als jüdisch-partikularistisches Nationalfest heute mehr als je anzusprechende Passahfest, das so glühend der Hoffnung auf eine Wideraufrichtung des jüdischen Staates Ausdruck gibt, war schon zur Zeit Jesu das bedeutendste der großen Wallfahrtfeste und bildete den Höhepunkt des kultischen Jahreslaufs. Seine Vorgeschichte ist in Dunkel gehüllt. Immerhin läßt sich nach den uns erhaltenen alttestamentlichen Angaben (die kultischen Verordnungen in J, E, D und P, sowie Mitteilungen über stattgehabte Passahfeiern) der eigentlichen Bedeutung auf die Spur kommen, so daß sich von da aus die Wandlungen, die das Fest und sein Ritual im Laufe der Zeit genommen, beurteilen lassen.

Hosted by Google

Der Verfasser vertritt die in der kritischen Wissenschaft so ziemlich angenommene Auffassung, daß sich das Passah zunächst als ein Hirten- und Frühlingsfest aus der vorkanaanitischen Periode Israels herleite. Es war das Opfer der Erstlinge der Herde, und der Opferschmaus wurde vielleicht zu Ehren des Mondgottes als des Beförderers der Fruchtbarkeit gehalten; der in Ex. 12, 21ff. erwähnte Blutzauber ist wohl ein dem alten Feste ursprünglich fremdes Moment, das sich auf irgendeinen Frühlingsbrauch könnte zurückführen lassen. Es war ein außerjahwistisches Fest, das mit dem Jahwekult erst später zusammengebracht wurde. Zu diesem Hirtenfeste trat nach der Niederlassung in Kanaan das Mazzotfest, das mit der Gerstenernte in Zusammenhang steht und ebenfalls als Frühlingsfest gelten muß. In äußerst geschickter Darstellung, welche die Belegstellen meisterhaft benutzt, verfolgt der Verf. nun die Entwicklung der Verschmelzung der beiden Feste, die Ezechiel in seinem Reformprogramm vollzieht. Eine Beziehung auf die Legende des Auszugs aus Ägypten hat dem einen Teil des Doppelfestes, dem Passah, schon Dt. gegeben. Als eine Heilstatsache, als Erinnerungsfeier der Begründung der Theokratie, faßt P das Fest, und damit war das Moment gegeben, das noch heute für den Juden die hohe Wertschätzung der Feier in sich schließt. Der Verf. geht bei Untersuchung dieser Entwicklung zum Teil seine eigenen Wege, die den Gegenstand ganz neu beleuchtet zeigen. In einer ebenfalls höchst anziehenden Weise schildert er hierauf die Ausprägung der Festfeier in der nachexilischen und römischen Zeit. Wie es zur Zeit Jesu begangen wurde, die so ziemlich den Glanzpunkt darstellt, ist im Traktat Pesachim umfassend dargelegt. Auch nach der Zerstörung des Tempels erhielt sich die Feier, wenn auch natürlich in entsprechend abgeänderter Form. Schon vorher hatten die Diasporajuden das Passah, das seit der Zentralisation des Kultus nur am Tempel gefeiert werden sollte, als häusliches Fest gefeiert, da die Anwesenheit in Jerusalem kaum mehr durchgesetzt werden konnte. Nach der Zerstörung des Tempels, als das Opfern aufhörte, ward diese häusliche Festfeier allgemein, während zugleich in die Festliturgie die Bitte um Wideraufrichtung des Tempels und die messianische Hoffnung auf Befreiung Jerusalems aus der Gewalt der Feinde aufgenommen ward. Das Osterlamm selbst verschwand, weil man es eben nicht mehr opfern konnte, und die Hauptsache beim Feste drehte sich um den Genuß der Mazzot und der außerdem noch an den Auszug aus Ägypten erinnernden Zutaten. Das ist auch heute noch das Wichtigste beim Passahmahl; ein Stück gebratenes Fleisch an einem Knochen ist eine schwache Erinnerung an das frühere Passahlamm, und nur in ganz streng orthodoxen Kreisen wird ein Passahlamm noch geschlachtet und zubereitet. Der zu beachtende Brauch bei der Feier ist in der Passahhaggada enthalten. Eine ältere Passahsitte haben sich die Samaritaner bewahrt. Wir haben hiermit nur ganz flüchtig den Gang der Darstellung angedeutet, die in ihrem Zusammenhange ein anziehendes Bild der Ausgestaltung dieses jüdischen Hauptfestes gibt. Hervorzuheben ist jetzt noch die Anschauung des Verfassers über das Verhältnis von Passahmahl und Abendmahl Jesu.

Hosted by Google

Entgegen der herkömmlichen Meinung nimmt er an, daß das Mahl, das Jesus mit seinen Jüngern hielt, kein Passahmahl war, obgleich es die Evangelien als solches bezeichnen; selbst die Zusammenfassung aller scheinbar dafür sprechenden Momente gebe kein rechtes Bild von einer Passahfeier. Dagegen seien indirekte Beziehungen zwischen Passah und Abendmahl vorhanden, insofern sich beide als mystische Mahlzeiten darstellen, deren Teilnehmer eine Sakralgemeinschaft bilden. Weil die Synoptiker Passah und Abendmahl auf den nämlichen Zeitpunkt zusammenlegen, sind mit der Zeit ins Abendmahl Züge aus dem Passahmahl eingedrungen, und zeitweise ist auch die Abendmahlsliturgie durch die Passahliturgie beeinflußt worden. Das Abendmahl gilt deshalb auch gleichsam als christliches Passahmahl. In Wirklichkeit bilden die durch beide symbolisierten Gedanken gewaltige Gegensätze, zu denen sich die gemeinsame Wurzel der jüdischen und christlichen Religion ausgewachsen hat — Volksreligion und Weltreligion, Partikularismus und Universalismus.

Was den Traktat Pesachim nach seinem Inhalte betrifft, so führt er uns in lebendiger Weise in die Art der Passahfeier ein und zeigt uns, wie unendlich viele Vorschriften zu beachten sind, wenn das Mahl nach Vorschrift genossen werden soll. Hier lernen wir so recht den Geist des Judentums kennen, der sich an die Äußerlichkeiten anklammert, um daran seine leeren Hoffnungen von nochmals kommender Größe und Herrlichkeit anzuknüpfen, nachdem die einstige Größe und Macht dahin ist. Der Traktat schildert, wie am Vorabend alles Gesäuerte aufgespürt und entfernt wird, und zählt die Arbeiten auf, die alsdann noch getan werden dürfen. Dann gibt er genau Zeit und Art des Schlachtens an; ferner wie es zu halten ist, wenn der 14. Nisan auf einen Sabbat fällt; dann über das Braten des Lamms, über die Festgäste und etwaige unreine Kranke; über die Feier des Nachpassah für solche, die verhindert waren; endlich über das eigentliche Festmahl im Hause.

Es ist sicher ein mühevolles Werk, eine Ausgabe der Mischna in dem von dem Verlag und den Herausgebern geplanten Umfang durchzuführen. Aber wir zweifeln nicht daran, daß die Aufgabe glänzend gelöst und der biblischen wie der religionsgeschichtlichen Forschung ein wichtiges Hilfsmittel geboten werden wird. Das verbürgen uns die beiden bis jetzt erschienenen Traktate. Die Fachbibliotheken und Gelehrten werden das Werk nicht entbehren können. Wir sind aber auch der Ansicht, daß die Lehrerbibliotheken der Gymnasien und andern höheren Schulen sich ebenfalls dafür zu interessieren haben, ebenso wie diejenigen Religionslehrer, die an höheren Anstalten wissenschaftlichen Religionsunterricht erteilen. Denn oft genug weist der Stoff des Alten wie Neuen Testaments auf die Gesetzesübung des späteren Judentums hin. Da gibt es kein besseres Mittel, die Erklärungen eindringlich zu gestalten und das Verständnis anzuregen, als wenn man eben die Mischnaübersetzung mit Erklärung zur Hand nehmen und daraus vortragen kann. Gerne wollen wir deshalb auch auf die für die Anschaffung sehr günstige Subskription aufmerksam machen.

Mülhausen i. E. E. Herr.


Hosted by Google

Heinrich Meyer-Benfey, Heinrich von Kleists Leben und Werke dem deutschen Volke dargestellt. Göttingen 1911. O. Hapke. XV, 392 S. 8. geb. 4,80 ℳ.

Meyer-Benfey hat durch sein bedeutendes Buch über 'das Drama Heinrich von Kleists' die vollste Berechtigung erworben, Kleists Leben 'dem deutschen Volke darzustellen'. Vier Kleistbiographien erschienen innerhalb Jahresfrist. Keiner von den Verfassern hat so gerungen mit Kleists Ringen wie Meyer-Benfey. Die Werke des preußischen Dichters und unter ihnen besonders die Dramen, die als die 'Tinte seines Wesens' gelten müssen, markieren in erster Linie seine Entwicklung. Sie bedürfen, eigenmächtig wie sie sind, innerhalb der Biographie weniger der literarhistorischen als der ästhetischen und psychologischen Betrachtung. Danach scheint sich Meyer-Benfey gerichtet zu haben, und man erkennt hierin einen methodischen Vorzug. Wie ergebnisreich, trotz des regen letzten Jahrzehnts der Kleistphilologie, eine konsequente Analyse sein kann, beweist etwa die der 'Familie Schroffenstein'. Das Schlinggewächs der Vorurteile ist bis zur Wurzel ausgerottet. Das Gelächter der Schweizer Genossen über die Höhlenszene schiert endlich nicht mehr. Denn sie erwächst organisch aus der eigensinnigen Tragik, der sich Kleist in seinem ersten Drama hingab, sie ist Keim und Frucht zugleich. Meyer-Benfey scheint die verbitterte Weltanschauung des jungen Künstlers ein wenig zu nachgiebig zu werten, aber diese Frage gilt für ihn erst, nachdem die Tragödie eben aus jener Weltanschauung heraus verstanden worden ist. Die Verquickung der künstlerischen und psychologischen Betrachtung mit literarhistorischen Vermerken und voreiligem Abschweifen zu charakterologischem, realistischem Standpunkte, wie sie etwa Eloesser zeigt, ist von Meyer-Benfey überwunden worden. Noch Erich Schmidt hat nicht die höchste Stufe im geistigen Aufbau der Dichtung klargelegt. Eine tragedy of errors ist die 'Familie Schroffenstein' nicht eigentlich, sondern eine Schicksalstragödie des Inhalts, daß das Schicksal, blind und lächerlich, alles rationalistisch gegründete und vom Gefühl geleitete Menschenwerk verzerrt, umstößt, zur blutigen Farce macht. Brahm hatte dies erkannt, aber eine Analyse des Kunstwerkes unter dieser vereinheitlichenden Idee war er schuldig geblieben. — Oder wie lichtvoll ist der 'Robert Guiskard' dargelegt! Was will dagegen eine Studie wie die vor kurzem erschienene von Ottokar Fischer bedeuten!

Auch sonst ragt die Kleistbiographie Meyer-Benfeys methodisch hervor. Nur solche Tatsachen sind aufgenommen, 'die zu der Gesamterscheinung Kleist als notwendiges Glied hinzugehören'. Die Kleistlegenden bleiben unberücksichtigt. Zu ihnen scheint Meyer-Benfey allerdings einiges zu rechnen, was als Problem bestehen bleiben muß, was er jedenfalls auch nicht widerlegt hat. Hauptsächlich zwei Fragen, die für die Werdezeit Kleists gelten, hätten glücklicher behandelt werden können: die Liebe zu Wilhelmine von Zenge und die Würzburger Reise. Was die letztere anbetrifft, so darf Meyer-Benfey nicht meinen, daß ein Zerrbild entsteht, wenn die Ansichten von Morris und Rahmer, der sich u. a. auch Erich Schmidt, Brahm und W. Herzog anschließen, durchdringen. Der Verfasser behauptet, die Reise hätte dienstlichen Charakter gehabt; dazu sei sie um schriftstellerischer Pläne willen, die sich heraus-

Hosted by Google

bilden sollten, unternommen worden. Aber mit Recht hat W. Herzog die Geheimnistuerei als das eigentümlichste Moment in den damaligen Briefen Kleists hervorgehoben. Hätte Kleist einen Staatsauftrag, der geheimgehalten werden muß, seinen Damen gegenüber fortgesetzt mit geheimnisvoll andeutenden und verheißenden Worten im Stile kosmologischer Betrachtung umkreist? Ich halte das für ausgeschlossen. Es hätte dann nur einer entschiedenen Andeutung bedurft. Und ein nüchterner, diplomatisch schwieriger Reisezweck hätte Kleist wohl nicht so in Schwärmerei und Heiterkeit aufleben lassen, wie es sich in den Briefen zeigt. Auch die Persönlichkeit von Brockes widerspricht der Annahme Meyer-Benfeys. Sie paßt nicht zu dem Staatsauftrag; man hätte gerade Brockes Kleisten nicht mitgegeben. 'Wie unbeschreiblich beglückend ist es, einen weisen, zärtlichen Freund zu finden, da, wo wir seiner gerade recht innig bedürfen,' schreibt Kleist am 21. Aug. 1800 an die Braut. Er hätte für den Staatsauftrag einen gewandten, klugen Menschen gebraucht. Endlich drängt sich der Aufsatz aus Brockes' Tagebuch auf. Kleist unternahm in der Tat die Reise, um über die Verirrungen seiner ersten Jünglingsjahre hinauszukommen, um von einer Deformation und einer Depression befreit zu werden, die ihn bisher gehindert hatten, frei und zuversichtlich den Menschen, vor allen der Braut, vor die Augen zu treten. Daß er auf der Würzburger Reise gleichzeitig sich dem schriftstellerischen Beruf nahe gerückt fühlt, daß der Künstler ersteht, ja, daß er von vornherein auch eine Klärung dieser Bedrängnis durch die Reise erwartete, dürfte jetzt allgemein angenommen werden.

Die Würzburger Reise teilt das Verhältnis Kleists zu Wilhelmine von Zenge in zwei Abschnitte. Der erste ist bestimmt eben durch jene Depression, der zweite durch das unaufhaltsame Wachstum des ureigenen Berufs. Anfangs überwiegt der lehrhafte, später der epische Ton. Die Liebe darf nicht 'ernst und tief wie je eine' genannt werden. Daß Kleist tiefster Liebe zur Frau fähig war — wer wollte das bezweifeln! Aber ob er zu Verlobung und Ehe geschaffen, das ist schon fraglich. Jedenfalls befand er sich, als er das Verlöbnis einging, in dem unfertigsten Zustande. Er konnte natürlich nicht voraussehen, was kommen mußte. Er verlobte sich schlecht und recht, wohl mehr gerührt von der Unschuld und Anschmiegsamkeit des Mädchens als tief betroffen. Unwiderstehlich drängt es ihn auf sich selbst zurück. Es geht keine wirkliche Unrast der Liebe durch die Briefe. Freilich war Kleist viel zu edel, seiner Liebespflicht nicht voll zu genügen. Aber in seinem Verhältnis zur Braut war schließlich mehr Pflicht als Liebe. Daß die Absage Wilhelminens ihn dann in jene Stimmung versetzte, wie sie in den Briefen an Lohse herrscht, halte ich für nicht wahrscheinlich. Dabei will ich hinzufügen, daß Kleists Beziehungen zu seinen Freunden von Meyer-Benfey zu knapp behandelt worden sind.

Weit hinter sich läßt Meyer-Benfey die andern Biographen durch die methodisch doch eigentlich unerläßliche Untersuchung des Konzeptionsproblems der Novellistik Kleists. Nichts stand bisher von dem, was über die Novellen berichtet wurde, an seinem richtigen Platze. Obwohl W. Herzog zu guter Letzte der Ansicht beitritt, daß der 'Findling' und die

Hosted by Google

'Verlobung in St. Domingo' nicht in die letzte Periode fallen können, beginnt doch seine Betrachtung der Novellistik — ebenso wie bei Brahm — mit einem ästhetischen, assoziativen Räsonnement über die drei Novellen des ersten Bandes der 'Erzählungen'. Kleist tritt also sogleich als Meister hin, statt daß wir, weil es die Biographie erfordert, die Genesis erhalten. Gewiß sind die Probleme hier noch nicht endgültig gelöst, aber vorwärts zu gehen, wie es Meyer-Benfey tut, ist besser als zu verharren. Erschwerend kommt freilich die Annahme hinzu, daß Konzeption und Ausführung wie beim 'Zerbrochenen Krug' so auch bei einigen novellistischen Stücken auseinander liegen. Noch mehr: wer vermag zu enthüllen, wie weit in der Konzeption der Stoff durchkomponiert war, die Idee sich kristallisiert hatte oder wie sich die Idee über der Ausführung wandelte? Meyer-Benfey hat durch seine Untersuchungen über die Redaktionen des 'Michael Kohlhaas' den Beweis gebracht, wieviel sich durch Analyse erreichen läßt. Die Konzeption und die drei Phasen der Ausführung dieser Novelle stehen fest. Nur eins bleibt zu vermissen: von der letzten Partie, d. h. vom Ganzen aus hätte die Idee in ihrer endgültigen Bedeutung noch einmal festgestellt werden müssen. Meyer-Benfey stimmt den von mir im 'Euphorion'[1]) angestellten Untersuchungen insoweit bei, als auch ihm der 'Findling' den altertümlichsten Eindruck macht und die 'Verlobung in St. Domingo' nicht erst 1810/11 in Berlin entstanden sein kann. Mit Recht und ganz im Sinne Kleists verweist er vor allem auf den geistigen Gehalt der Novellen. Aber abweichend von meiner Ansicht rückt er den 'Findling' in die Königsberger Zeit, schließt an ihn eng den 'Zweikampf' an und läßt erst nach diesem die 'Verlobung in St. Domingo' folgen. Es ist schade, daß seiner Beweisführung in der Biographie nicht mehr Platz eingeräumt werden konnte. Jedenfalls überzeugen mich die Gründe nicht, mit denen Meyer-Benfey die Chronologie dieser Novellen bestimmt. Ich muß mich hier wegen Raummangels darauf beschränken, das Ergebnis meiner Untersuchungen als Gegenbehauptung anzuführen, hoffe aber, die Frage bald ausführlicher zu behandeln. Die wilde Erregtheit des 'Findlings' gehört in die Zeit der 'Familie Schroffenstein', die unfertige Technik stempelt ihn als die frühste epische Arbeit Kleists. Die 'Verlobung in St. Domingo' weist in ihrer Stimmung und um der Naivität ihrer äußern und innern Motivierung willen ebenfalls in die Anfängerzeit. Dies bestätigen die gehäuften, den Schweizer Aufenthalt widerspiegelnden Momente und die Technik, die noch nicht das spezifisch Novellistische spezifisch episch durchzuführen versteht, aber einen Fortschritt über den 'Findling' hinaus bedeutet. Weit ist daher der Abstand von den beiden ersten Novellen zu dem 'Erdbeben in Chili' und dem ersten Entwurf des 'Michael Kohlhaas'. Der 'Zweikampf', eine kühle und rasch hingeworfene Arbeit, könnte allenfalls in Dresden 1808 entstanden sein, wahrscheinlicher aber wird man ihn als ein Produkt der letzten Berliner Zeit anzusehen haben. Er 'schlägt' mehr noch als das große historische Ritterschauspiel 'in die romantische Gattung'. In seiner Idee tritt das Mystische, die 'Fügung

---

[1]) 8. Ergänzungsheft (1909) und Bd. XVII S. 68—95 u. S. 313—331.



des Himmels', fast so deutlich hervor wie in der 'heiligen Cäcilie'. Arnimsche Töne sind hier ebenso wie im letzten Teile des 'Michael Kohlhaas' vorhanden. Dazu scheint die Kleinarbeit der Anekdoten der 'Abendblätter' Einfluß geübt zu haben. Auch mit der Auffassung Meyer-Benfeys von der 'Marquise von O . . .' kann ich mich nicht einverstanden erklären. Wir haben es hier nicht mit einer moralischen Erzählung, sondern mit einer grandiosen Burleske zu tun.

Die Größe Kleists, die künstlerische und die menschliche, lehrt das Buch Meyer-Benfeys eindringlich. Sie ist ja doch am reinsten in den Dramen ausgeprägt, und über diese hat, ich widerhole es, keiner bisher abschließender geurteilt als Meyer-Benfey. Auch seine Darstellungsweise ist meisterhaft.

Schleusingen i. Thür. Kurt Günther.

A. Schmieder, Erleben und Gestalten. Ein Aufsatzpraktikum für höhere Schulen. Leipzig 1912, B. G. Teubner. IV u. 108 S. 8. Geh. 1,60, geb. 2 ℳ.

K. Hartmann, Schülervorträge. Leipzig 1912, B. G. Teubner. VI u. 169 S. 8. Geh. 2,40, geb. 2,80 ℳ.

Otto Schroeder, Vom papiernen Stil. 8. Auflage. Leipzig 1912, B. G. Teubner. VIII u. 101 S. 8. Geh. 2,40, geb. 3 ℳ.

Oskar Weise, Unsere Muttersprache. 8. Auflage. Leipzig 1912, B. G. Teubner. VIII u. 288 S. 8. Geb. 2,80 ℳ.

Es ist keine Frage, auf dem Gebiete des Unterrichts wird fleißig geschafft. Nicht immer wird ruhige, stille Arbeit getan. Mancher, der da am Werke ist, ist recht streitbar, geht von Waffengang zu Waffengang. Das ist nichts Seltsames. Wer Neues will, kann oft das Alte nicht ersehen. Er schmäht es gern als grundverkehrt. Ganz ohne Grund sind derartige Ketzereien selten. Was anfangs frisches, lebensvolles Tun ist, wird oft mit der Zeit zu mechanischem Betrieb. Wo immer dies eintritt, ist es durchaus heilsam, wenn frische Kräfte gegen die Erstarrung ankämpfen. Ganz besonders verdienstlich ist es, wenn sie sich gegen die Verknöcherung des Unterrichts wenden. Aber im Laufe der Zeit erstarrt nicht nur, sondern veraltet auch manches. Das und jenes überlebt sich, wird überholt. Die Weltanschauung der Menschen bildet sich um. Das Weltbild spiegelt sich jetzt in vielen Köpfen ganz anders als einst. Das Verhältnis der Menschen zueinander wandelt sich. Wir müssen uns heute oft ganz anders zueinander stellen als die Menschen von ehedem, auch zur Jugend, denn die von heute ist nicht mehr die von gestern. Alles, auch alles ist im Werden. Auch in der Schule kann es daher nicht bleiben, wie es war. Auch da muß sich ein ewiger Umwandlungsprozeß vollziehen. Wer ihn fördert, kann sich einen Gotteslohn verdienen. Ob er ihn empfängt oder nicht, hängt davon ab, wie er zu Werke geht. Ob er wohl dem gebührt, der immer erst Trümmer haben will, ehe er Neues zu schaffen beginnt? Ein herzhafter Kampf ist zwar immer auch eine Aufrüttelung, Erneuerung, Neubelebung und darum dem erwachsenen Geschlechte oft zum Segen. Mancher frische Streit ruft aber zugleich auch eine recht unheilvolle Verwirrung hervor. Das beweist u. a. auch ein Blick auf die 'großen künstlerischen

Hosted by Google

Bewegungen der letzten Jahrzehnte. Unter dem Unsegen der Verwirrung der Gemüter leiden wir heute noch. Außerdem wird in einem blinden Kampfe gegen das Alte oft manches zerschlagen, das gar nicht schlecht, manches verworfen, das gut ist. Auch das können die letzten großen künstlerischen Bewegungen bestätigen. Alle alte Kunstübung sollte auf einmal nichts mehr gelten. Es gab eine Zeit des Naturalismus, des Jugendstils. Wie steht's in unsern Tagen? Die Baukunst hat ihre rückläufige Bewegung, die Dichtkunst auch. Es gibt bedeutende Baudenkmäler und Dichtungen von heute, die es deutlich offenbaren, daß ihre Schöpfer zu Füßen alter Meister gesessen haben. Mancher glaubt infolgedessen sogar meinen zu müssen, die letzten Umwälzungen auf dem Gebiete der Kunst seien nicht viel mehr als ein Lärm um nichts gewesen. Das stimmt nun zwar ganz gewiß nicht. Sie haben uns nicht nur eine heilsame Erfrischung der Geister, sondern auch sonst noch großen, reichen Gewinn gebracht. Er ist freilich etwas teuer erkauft. Unsrer Jugend soll aber das, was sie erwerben will, erwerben muß, nicht auch wie dem erwachsenen Geschlechte sehr, zu teuer zu stehen kommen. Darum ist es ihr durchaus zu wünschen, daß es bei der Neugestaltung der Schule stets ohne eine unheilvolle Verwirrung abgehe. Denn wenn die Jugend Schaden nimmt, ist das Beste des Volkes geschädigt. Das ist darum ganz besonders verhängnisvoll, weil er nur sehr schwer wider gutzumachen ist. Es ist eine geradezu heilige Pflicht der Lehrerschaft, dafür zu sorgen, daß sich jede Umgestaltung des Schulbetriebes als eine zwar kräftige, aber doch nicht allzu hastige Entwicklung vollziehe. Wer da meint, langsame, ruhige, schonungsvolle Arbeit werde zu nichts führen, der irrt. Die Schule kann sich wie alles dem Wandel der Zeit gar nicht entziehen. Sie ändert sich auch mit ihr. Der große Umgestaltungsprozeß, dem die Schule jetzt unterworfen ist, hatte hier und da ganz im stillen schon eingesetzt, ehe die ersten Hiebe gegen ihre vermeintliche Rückständigkeit gefallen sind. Freilich gleichmäßig hat die Erneuerung nicht überall begonnen, aber das hätte auch der gewaltigste Kämpfer nicht erzwingen können. Dazu sind wir Menschen zu verschieden. Sie geht mancherorten auch recht, fast zu langsam vor sich. Es ist, als ob manche schwerfällige Natur durchaus einen kräftigen Antrieb brauchte. Deswegen bereue ich es nicht gerade, daß ich vor Jahren, als ich einen Vorläufer meiner Handreichung für den Stilunterricht hinausschickte, auch ein paar Hiebe geführt habe. Deswegen liegt es mir auch ganz fern, mit denen zu rechten, die auch einmal gegen das und jenes in der Schule blank gezogen haben. Das Schwert ist doch nur darum aus der Scheide gefahren, weil das Herz warm für die Schule geschlagen hat. Aber weil die Behütung der Jugend eine der heiligsten Pflichten der Lehrer, weil nicht alle Klugheit und Bildungsfähigkeit und nicht aller Entwicklungsdrang nur von einigen wenigen gepachtet, weil nicht alles Alte schlecht und nicht alles Neue vollkommen ist, und weil auch ruhige Arbeit ganz sicher zum Ziele führt, ist es aufs freudigste zu begrüßen, daß auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung der Kampf, so genußreich er für männliche Herzen gewesen sein mag, nachzulassen beginnt; daß die Anpassung der Schule an das


Hosted by Google

neue Leben zwar nicht weniger nachdrücklich, aber doch viel ruhiger als vorher vor sich geht; daß nicht allzu blind mehr auch gegen guten alten Brauch gewütet wird und nicht mehr wahllos ganze Gruppen von Schulmännern in Grund und Boden verdammt werden.

Freilich hier und da gärt es immer noch kräftig, besonders auf dem noch immer heißumstrittenen Gebiete des Stilunterrichts wird immer noch mancher heftige Ausfall gegen das Alte unternommen. Arno Schmieder spricht in seinem 'Aufsatzpraktikum' von Verbildung, von Erziehung zur Dummköpfigkeit, von Unfug im Aufsatzbetrieb, von Schund, der jahraus, jahrein im Aufsatz verzapft werde. Aber allzuoft greift er in seinem Buche nicht so an. Darin soll, wie er selber sagt, Kritik Nebensache sein. Ihm liegt besonders daran zu zeigen, was er mit seinen Seminaristinnen im Aufsatzunterrichte treibt, und was er dabei erreicht. Deshalb führt er uns vor eine neue Klasse, der er ein vom Wege aufgelesenes Ahornblatt zeigt, und die, um ihren Stand auszuweisen, einen Aufsatz schreiben muß, dessen Thema sich jede Schülerin, angeregt durch das Blatt, selber zu wählen hat. Die so gewonnenen Aufsätze tut er als Schablonenarbeit ab und weist zur Erzielung gehaltvoller, persönlich gefärbter Darstellungen an den Abendliedern von Paul Gerhardt, Matthias Claudius und Otto Julius Bierbaum nach, was Beobachten, und außerdem an je einem Gedichte von Jacobowski und Benzmann, was persönliches Schauen heißt. Er sucht die Schülerinnen zu scharfer Beobachtung der Außen- und ihrer Innenwelt und dabei zugleich zur Gewinnung eines harmonischen Weltbildes anzuleiten, in der Erwartung, daß die Schülerin während des fortgesetzt geförderten Wechselspiels von außen und innen die Fähigkeit zu künstlerischem Schaffen gewinne und steigere. Nur dieses soll sich in der Aufsatzstunde betätigen, und es soll und kann natürlich auch nur Selbsterlebtes gestalten. Infolgedessen darf nach Schmieder der Lehrer kein Aufsatzthema stellen. Worüber zu schreiben ist, das kann und darf nur die Schülerin entscheiden, die selbsttätig ihre Bewußtseinsinhalte in die Aufsätze eingehen lassen soll. Schmieder läßt natürlich, wie andere auch, ein Erlebnis erst dann darstellen, wenn es sich abgeklärt, wenn die Schülerin den rechten Abstand gewonnen hat. Zum Zwecke der Darstellung soll es noch einmal bewußt und willkürlich durchlebt, gleichsam aus Geist und Seele herausgestellt, von der Persönlichkeit losgelöst und von allen Seiten betrachtet werden. Alle diese Forderungen sind ja schließlich nur alte, liebe, gute Bekannte. Aber da man diese gar nicht gut genug kennen lernen kann, muß es jeden freuen, sie auch in Schmieders Buch widerzusehen. Eine ganze Anzahl von 'Skizzen' der Schülerinnen, insbesondere die 'Mein Entwicklungsgang' betitelte Reihe zeigen aus, daß sich Schmieder nicht nur zu den Forderungen bekennt, sondern daß er seine Schülerinnen zu ihrer Erfüllung auch mit gutem Erfolge anzuleiten versteht. Beides verdient rückhaltlose Anerkennung. Schmieders 'Aufsatzpraktikum' muß ein tüchtiges Buch genannt werden. Es befriedigt aber nicht alle Wünsche, fordert auch hier und da zum Widerspruch heraus. Ich hätte gern mehr darüber gelesen, wie er die Forderungen erfüllen lehrt. Ich hätte nichts vermißt, wenn

Hosted by Google

die Schülerinnen nicht immer wider von ihrem lieben Ich sprächen. Es wäre mir lieber, wenn sie sich über der Hingabe an die Sache ganz vergäßen und diese so gut wie möglich zu bewältigen und zu gestalten suchten. Nicht nur einer der 'Skizzen' gegenüber habe ich das Gefühl, daß sie nicht mehr als ein Häuflein Bausteine, aber noch lange keine ausgeführten Bauwerke seien, was sie doch trotz der Bezeichnung 'Skizzen' bis zu einem gewissen Grade sein sollen. Außerdem scheint es mir, als ob mir das Buch auf die Frage, was alles von der Jugend erlebt werden könne, eine Antwort gebe, die lange nicht alle Möglichkeiten ins Auge fasse. Wie zahlreich diese sind, geht aus der überaus gewichtigen Forderung hervor, daß der Unterricht alles, was er biete, zum Erlebnis mache, eine Forderung, die wirklich keine Ungeheuerlichkeit ist. Ein tüchtiger Lehrer kann sehr wohl auch in die in einem Werke eines griechischen Dichters beschlossene Welt seine Schüler so einführen, daß diese wirklich ein Stück des klassischen Altertums erleben. Ein tüchtiger Reisebeschreiber vermag das Leben und Treiben einer uns ganz fernen Welt doch auch so meisterlich darzustellen, daß seine Leser mit erhitzten Köpfen folgen. Nicht jeder zwar schafft das. Der Lehrer aber, dem das auch gelingt, der kann ruhig seine Zöglinge über Dinge schreiben lassen, die räumlich und zeitlich weitab liegen. Bezweifeln möchte ich es auch, ob es richtig sei zu fordern, daß die Jugend den Stoff zu jedem Aufsatz aus sich selber schöpfe. Sie soll doch fürs Leben lernen. Das zwingt aber den Menschen oft, sich mit einer ganz unerwarteten Lage abzufinden, ganz fremden Verhältnissen gerecht zu werden. Darum kann es unmöglich verkehrt sein, wenn der Lehrer von der Jugend einmal verlangt, fremden Stoff in einem Aufsatze zu bezwingen. Falsch wäre das natürlich, wenn die Forderung richtig wäre, daß jeder Aufsatz ein Kunstwerk werden solle. Aber das darf meines Erachtens auch schon darum nicht gefordert werden, weil eben die Jugend fürs Leben lernen soll. Wie oft in aller Welt verlangt dies denn von einem Menschen, wenn er sich im Kampfe ums Dasein behaupten will, z. B. ein episches Kunstwerk? Es fordert vom Menschen, wenn es ihn zu schreiben zwingt, meist ganz andere als künstlerische Fähigkeiten, die auszubilden, doch wohl nicht gut anderen als der Aufsatzstunde ganz aufgebürdet werden kann. Aber auch noch aus einem anderen Grunde kann ich die Forderung nicht für berechtigt halten. Nicht jedes Menschenkind hat zu einem Dichter das Zeug. Wer das denkt und danach seine Anforderungen an die Jugend einrichtet, wird oft Unmögliches verlangen. Es müßte denn sein, daß die mit allem Ernste nicht nur einmal aufgestellte, aber auch immer wider verworfene Behauptung, daß das Dichten in kurzer Zeit von jedermann gelernt werden könne, wirklich keine Lächerlichkeit sei. Ich gebe zu, daß viel mehr künstlerische Kräfte, als sich wirklich offenbaren, im Volke liegen, aber daß jedermann zum Künstler berufen sei, ist für mich nach den vielen Versuchen Unberufener, die oft trotz der besten Vertrautheit mit den Notwendigkeiten künstlerischen Schaffens Stümper geblieben sind, nicht mehr wahrscheinlich. Wer aber kein Dichter ist, kann kein Kunstwerk schreiben. Daher werden bald auch von den

Hosted by Google

jetzt noch sehr streitbaren Naturen auch solche Aufsätze, die jetzt als Schund verschrieen werden, in der Schule wider geduldet werden. Was ich eingewendet habe, sind meines Erachtens aber alles Dinge, über die sich bei gutem und ernstem Willen eine Verständigung wird erzielen lassen. Jedenfalls wiegen mir meine Bedenken nicht so schwer, daß sie mir meine Freude an dem Buche nähmen. Vieles, sehr vieles darin hat meinen Beifall, ich kann mich sogar zum Teil mit dem befreunden, was Schmieder über die Korrektur sagt. Es wird jeder auf seiner Seite stehen, wenn er in den Aufsätzen nicht nur auf Unzulängliches fahndet, sondern mit Freude darin auch nach dem Guten sucht. Mancher wird auch zugeben, daß es die jungen Menschen fördern hilft, wenn sie gelegentlich gemeinsam die Aufsätze beurteilen; daß das sogar sehr gute Früchte tragen kann, wenn es mit Takt geschieht, wenn insbesondere das Gute der Aufsätze betont wird und so die Schüler einander ermuntern und schätzen lernen. Ob aber wohl viele mit ihm der Meinung sind, daß die Klasse das Hauptturteil über die Arbeiten fällen solle? Dazu wird es dieser doch wohl an der Sicherheit in der Handhabung der Maßstäbe fehlen.

Während A. Schmieder meines Erachtens darin zu weit geht, daß er die Klasse das Hauptturteil über die Aufsätze abgeben läßt, so K. Hartmann darin, daß er die Schüler bei der Beurteilung eines eben von einem Kameraden dargebotenen Vortrages gar nicht herangezogen wissen will. Er hat freilich für die von ihm gewünschte schonungsvolle Behandlung der jungen Redner triftige Gründe. Den Mitschülern fehlen gewiß in der Hauptsache die Unterlagen zu einem rechten Urteil über einen Vortrag, der ihnen in der Hauptsache Neues bieten soll. Es ist auch sicher, daß die Kritiksucht unserer Tage bekämpft werden muß und beileibe nicht etwa gar schon in der Schule gepflegt werden darf. Weil ihr aber entgegengetreten werden muß, ist es vielleicht geradezu eine Notwendigkeit, die jungen Menschen so oft als möglich an den Leistungen anderer das Gute suchen zu lassen und sie so in einer der schönsten der Tugenden zu üben. Im übrigen ist K. Hartmanns Buch auch eine beachtenswerte Leistung, schon darum, weil es Arbeit auf einem Gebiete tut, das noch recht wenig bebaut ist. Er nimmt sich auch nicht viel Zeit dazu, gegen andre zu streiten, sondern setzt in der Hauptsache seine Kraft daran, die 'Schwierigkeiten, Klippen, Hemmnisse' zu überwinden, die ihm entgegenstehen. Er stellt zunächst mit Vischer die Rede der Schreibe gegenüber und gewinnt dabei die Forderung, daß ein Vortrag eine Art Zwiesprache mit dem Hörer sei. Bei der Suche nach Vorbildern lehnt er die antike Rhetorik und vollends die Prunkrede der Humanisten ab. Doch etwas Vorbildliches findet er in Humanistenkreisen: 'die stille, einfache Gelehrsamkeit, die sich mit den Stoffen ehrlich auseinandersetzt und der Wissenschaft ernstlich dienen will'. Mit besonderem Nachdruck aber weist er auf die Klassiker hin, 'die Luthers Begriff vom Dolmetschen als der Kunst, dem Mann aus dem Volk auf den Mund zu sehen, unbewußt dahin ergänzen, daß es gilt, dem Volk auch immer wider die Zunge zu lösen, ihm Beispiel und Anregung zu geben, es mit Liebe zur deutschen Sprache zu er-


Hosted by Google

füllen, vor allem der Jugend Mund und Ohr zu bilden. In Sentenzen und Reflexionen wird Goethe nicht müde zu betonen, daß Poesie und rechte Prosa nicht fürs Auge, sondern fürs Ohr gemacht sind, völlig im Einklang mit der Antike, die durchweg nur laut las: das stille, stumme Lesen, wie es bei uns die Regel ist, gilt als Ausnahme. 'Übt die Organe, das Auge und das Ohr, das ist die Grundregel, die bei uns nur oberflächlich befolgt wird, sehr im Gegensatz zu früheren Zeiten und Sitten auch deutscher Schul- und Lebenspraxis'. Da auch der Schülervortrag zum guten Teile eine selbständige und für die Klasse eine wertvolle Leistung sein soll, so will Hartmann mit den Übungen erst in der Obersekunda beginnen. Die Mittelstufe 'soll in Form des Gesprächs und der Lockfragen, durch die der Schüler in den Redefluß gebracht und sich selber überlassen wird, durch natürlichen Erzählton und zusammenfassendes Widerholen besprochenen Stoffes in zwanglosem, gutem Deutsch dem Vortrage die nötigen Unterstufen vorbauen'. Bei der Auswahl des Stoffes möchte er besonders die nationale Literatur und Kunst und Geschichte berücksichtigt sehen. Aber nicht etwa die großen, für junge Menschen zu großen Gestalten und Zusammenhänge sollen den Schülern zur Behandlung in Vorträgen zugewiesen werden. Diese sollen vielmehr nur zur Ergänzung des Unterrichts dienen. Bei der Ausarbeitung soll der Lehrer den jungen Mann anleiten, dabei aber die rechte Zurückhaltung üben, damit der Vortrag nicht Selbständigkeit vermissen lasse. Er soll dem Schüler auch dann noch an die Hand gehen, wenn vor der Darbietung des Vortrages Tongabe, Pausierung und Sprechtempo festgesetzt werden. Nachdem Hartmann seine Forderungen aufgestellt und zureichend begründet hat, weist er Quellen nach, woraus Stoff zu Schülervorträgen geschöpft werden kann, und auf Meisterreden hin, woran der Lehrer die Anforderungen an eine gute Rede studieren kann. Dem theoretischen Teile des Buches läßt er außerdem Skizzen und Themen folgen, die in der Hauptsache der deutschen Geschichte, Kultur und Kunst und der Antike entnommen sind. Es ist durchaus mit Freuden zu begrüßen, daß er nicht überall nach Stoff gesucht, sondern daß er besonders eifrig auf dem Gebiete der Kunst geschürft hat, für die der Jugend noch mehr als bisher und auch so gut wie für andere Dinge die Augen geöffnet werden müssen. Es mag sein, daß er manchmal von den jungen Menschen zuviel verlangt, daß manches Thema für diese zu schwer ist. Sonst aber ist ihm durchaus beizupflichten, auch darin, daß der Lehrer dem Schüler bei der Ausarbeitung zur Seite stehen soll. Die in unseren Tagen oft betonte Forderung, man solle die Jugend allein arbeiten und drauflosschreiben und -reden lassen, führt gewiß zu nichts. Es ist schon so: Wer etwas Tüchtiges lernen will, der muß sich zunächst einmal der Führung eines Meisters anvertrauen. Das gilt nicht nur für die, die ein Handwerk erlernen wollen. Hartmann hat sich gewiß um ein Gebiet, das noch brach lag, sehr verdient gemacht.

Otto Schroeders Buch 'Vom papiernen Stil' und Oskar Weises Werk 'Unsere Muttersprache' bedürfen keiner Einführung mehr. Für beide spricht der Umstand gut genug, daß sie jetzt schon in der achten


Hosted by Google

Auflage erscheinen. Zu Otto Schroeders temperamentvollem Buche ist nur zu bemerken, daß sich manches von dem, was es will, zur großen Freude aller Freunde unserer Muttersprache durchzusetzen begonnen hat. Besseres als das könnte zu seinem Ruhme nicht gesagt werden. Oskar Weises Darstellung des Werdens und Wesens unsrer Muttersprache gegenüber soll nur festgestellt werden, daß sie immer noch kräftig wie zuvor anzieht. Der Verfasser nimmt aufs neue für sich ein durch die Fähigkeit, selbst spröden Stoff gefällig vorzutragen, und durch das rastlose Bemühen, hinter unserem köstlichen sprachlichen Gut immer wider unser Volk mit seinem Leben und Treiben erscheinen zu lassen. Das sind auch Dinge, deren sich nicht jedes ähnliche Werk rühmen darf.

Dresden. Otto Oertel.

R. Helbing, Auswahl aus griechischen Papyri. Berlin und Leipzig 1912. Sammlung Göschen. 146 S. 16. Geb. 0,80 ℳ.

A. Laudien, Griechische Inschriften als Illustrationen zu den Schulschriftstellern. Berlin 1912, Weidmannsche Buchhandlung. 78 S. 1,40 ℳ.

A. Laudien, Griechische Papyri aus Oxyrhynchos für den Schulgebrauch ausgewählt. Berlin 1912, Weidmannsche Buchhandlung. 58 S. 1,40 ℳ.

W. Schubart, Ein Jahrtausend am Nil. Briefe aus dem Altertum verdeutscht und erklärt. Mit 7 Lichtdrucktafeln und 37 Textabbildungen. Berlin 1912, Weidmannsche Buchhandlung. LXIII, 127 S. geb. 4,50 ℳ.

Das kleine Bändchen der Sammlung Göschen, das Helbing ediert hat, bietet dem Papyrusforscher nichts Neues, ist aber für den, der sich in kurzer Zeit über die Papyrusfunde und ihre Bedeutung ein wenig orientieren will, sehr geschickt zusammengestellt. In einer alles Wesentliche kurz zusammenfassenden Einleitung werden wir unter Anführung der einschlägigen Literatur unterrichtet über die Papyrusfunde, die Publikationen, die Klassifizierung der Urkunden, über Schreibstoffe, Schrift, Datierung der Papyri, über ihre Sprache und Bedeutung für die einzelnen Zweige der Wissenschaft. Als Proben sind 34 Urkunden ausgewählt, von denen jede einzelne ein interessantes kulturgeschichtliches Dokument für das ptolemäisch-römische Ägypten ist. Die Privatbriefe bilden etwa die Hälfte; freilich war es wohl nicht gerade nötig, bei der großen Mannigfaltigkeit der erhaltenen Urkunden drei der kleinen Einladungskarten aufzunehmen; es hätte wohl eine genügt. Dadurch wäre Raum gewonnen worden für andere, wichtigere Papyri, etwa einen libellus oder die Urkunde über die Aufnahme des L. Memmius im Fayum (P. Tebt. I 33) oder auch die Edikte des Germanicus. Den einzelnen Urkunden sind Übersetzungen und erklärende Anmerkungen hinzugefügt, unter denen die sprachlichen vielleicht etwas zuviel Raum einnehmen. Doch ist das ja aus Helbings speziellen Arbeiten auf diesem Gebiete erklärlich. Nicht überall kann ich seiner Interpretation der Texte folgen, doch betrifft das nur unwesentlichere Punkte; im ganzen ist das Büchlein, das auf kleinem Raum für so wenig Geld so viel bietet, aufs wärmste zu empfehlen.

Hosted by Google

Laudien hat in den beiden Bändchen Inschriften und Papyri gesammelt, die er im griechischem Unterricht der oberen Klassen verwendet wissen möchte. An Inschriften zieht L. solche heran, die als Illustration zu Herodot, Thukydides, Xenophon, zu Sophokles Antigone, Platons Apologie und einzelnen Reden des Demosthenes dienen sollen. Teils beziehen sie sich auf das vom Autor erwähnte Ereignis selbst, teils bieten sie nur eine Parallele dazu, z. T. aus ganz anderer Zeit. Im allgemeinen wird man sich begnügen müssen mit den an erster Stelle bezeichneten Inschriften. Liest man im Herodot die Geschichte des Kleobis und Biton, so wird man gern auf die neuerdings in Delphi entdeckten Basen ihrer Statuen verweisen, deren Text freilich Laudien nach Pomtows Lesung in der Berl. phil. Wochenschrift 1911 Sp. 787 hätte geben müssen, und man wird die Gelegenheit benutzen, den Schülern allerlei Wissenswertes über die Stätte und Ausgrabungen von Delphi mitzuteilen. Bei der Lektüre des Thukydides lasse ich ebensowenig wie im Geschichtsunterricht das Faktum unerwähnt, daß wir ein Ostrakon mit dem Namen des Themistokles haben, und zeige dabei die Abbildung. Ich habe auch nichts dagegen, daß man den Schülern, erscheint es einem angebracht, einmal einen größeren Bündnisvertrag, wie etwa das Bündnis Athens mit Leontini, vorlegt. Aber nur allzu häufig scheint mir L. doch viel zu Abgelegenes heranzuziehen, was für das Verständnis des Schriftstellers wirklich nicht nötig ist. Nehmen wir z. B. die Inschriften, die Platons Apologie illustrieren sollen. Man kann ja auf den Richtereid aus Kalymnia hinweisen, vielleicht ihn auch im Wortlaut anführen, für die Speisung im Prytaneion genügt es doch aber, mit wenigen Worten zu sagen, daß diese Ehre vielen Leuten zuteil wurde, die sich um den Staat verdient gemacht hatten, und daß wir für diese Ehrung viele Zeugnisse auf Inschriften haben; die große Inschrift 57b aber mit den Schülern zu lesen, hat wirklich keinen Zweck, es fehlt dazu auch die Zeit. Ebenso wird das Verständnis Platons wohl kaum gefördert durch das Epigramm von dem Standbild des Gorgias in Olympia oder die Listen der bei Potideia Gefallenen. — Noch andere Bedenken möchte ich dem zweiten Bändchen gegenüber äußern. Da sind in vier Abschnitten (Kreisen) Papyrusurkunden aus Oxyrhynchos, hauptsächlich aus den ersten Bänden der Publikation von Grenfell und Hunt, zusammengestellt, im ersten Privatbriefe, im zweiten und dritten allerlei Urkunden des täglichen Rechtslebens und im vierten einige Texte aus dem Gebiet des Zauberwesens und der Astrologie, alles an sich sehr lesenswerte Stücke, aber doch für den Schüler zum Teil sehr schwer verständlich. Ich glaube, hätte L. die zahlreichen andern Publikationen mit herangezogen, so hätte er eine große Anzahl von interessanten Urkunden finden können, die, leichter verständlich als manche von ihm aufgenommene (z. B. N. 38), in engeren Zusammenhang mit dem Unterricht gebracht werden könnten, etwa die vorhin erwähnten Edikte des Germanicus, das des Vibius Maximus, eine *κατ᾽ οἰκίαν ἀπογραφή*, die constitutio Antonina usw.

Für beide Bändchen, die ja trotz meiner Ausstellungen dem Lehrer, dem die größeren Publikationen nicht zugänglich sind, allerlei in der

Hosted by Google

Schule gelegentlich verwendbares Material in die Hand geben, möchte ich für den Fall einer Neubearbeitung noch den Wunsch äußern, daß gleich vor den Texten Ort der Publikation, Zeit und einige andere Daten möchlichst präzis hinzugefügt und zu den einzelnen Urkunden kürzere zusammenfassende Erklärungen gegeben würden, wie es Grenfell und Hunt, Wilcken in seiner Chrestomathie und manche andere getan haben. Das würde der Brauchbarkeit der beiden Bändchen sehr zu statten kommen.

Schubart legt uns eine Sammlung von 100 amtlichen und privaten Briefen aus dem Altertum in deutscher Übersetzung vor, die uns einen Blick in das Leben und Treiben besonders auch der kleinen Leute tun lassen. Mit wenigen Ausnahmen stammen die Texte aus Ägypten; die meisten sind auf Papyrus, einige auch inschriftlich erhalten; der älteste, der auf einem Bleitäfelchen steht, gehört dem 4. Jahrh. vor, der späteste dem 7. Jahrh. n. Chr. an. Eine ausführliche Einleitung klärt über die kulturellen Zustände Ägyptens auf, die für das Verständnis der Briefe zu kennen nötig ist. Außerdem sind den einzelnen Briefen noch erklärende Bemerkungen hinzugefügt. Die Übersetzungen schließen sich ziemlich eng an die Originale an, und man bekommt daher durch sie auch einen Begriff von der Ausdrucksweise der einzelnen Briefschreiber. Das hübsch ausgestattete Buch, dem sieben vorzügliche Lichtdruckbilder von ägyptischen Landschaften und Ruinenstätten und viele kleine Abbildungen innerhalb des Textes beigegeben sind, empfiehlt sich sehr zur Anschaffung für Schülerbibliotheken und als Prämie für Schüler oberer Klassen. Von zwei Briefen, deren griechische Texte noch nicht publiziert sind, will ich den einen aus dem Jahre 215 n. Chr. zum Schluß als Probe anführen:

'Dios an seine Schwester Sophronion.

Von Dios seiner Schwester Sophronidion Freude. Vor allem bete ich für dein volles Wohlsein bei dem hiesigen Gotte; sodann auch, daß dir im Leben das Beste zuteil werde. Ich wundere mich, wieso du bis zum 8. Choiak uns keinen Brief geschickt hast, obwohl doch Tag für Tag viele Bekannte hinabgingen (vielmehr herabkamen, nämlich nach Alexandria). So antworte uns wenigstens jetzt, wenn du Lust hast, über dein Befinden und das unsres Vaters. Wir alle sind hier guten Mutes. Ich will dir aber alles erzählen, was mir in Alexandria begegnet ist. Also, als wir hier ankamen, fanden wir den Menschen nicht, den zu suchen wir hier sind, dagegen unsern Herrn den Kaiser (Caracalla) anwesend. Und er ließ Preiskämpfer auf den Sportplatz führen, und durch Gefälligkeit wurden ich und die andern fünf mit eingereiht ohne Wissen der übrigen Ringkämpfer. Als ich dorthin kam, wurde ich unter die ersten Paare der Vollkämpfer gestellt, und ich traf es schlecht, da ich vom Vollkampf nichts verstehe. Also, lange Zeit hielt ich mich gut, wurde aber endlich geworfen. Und da Gott uns fünfen wohl wollte, forderte ich Pammas heraus. Und da hierbei der Kaiser sehen wollte, ob ich Glück hätte oder wider geworfen würde, gewann ich in jeder Beziehung den Sieg. Da ich nämlich sah, daß man die, die besiegt aus dem Kampfe gingen, mit Schmutz bewarf, forderte ich

Hosted by Google

zuletzt den Pammas heraus. Was aber war unser Preis? ein Leinenkleid und hundert Goldstücke; das Kleid ist einfach. Und ich bekam eine Goldmünze und die andern fünf das Kleid. Dies am 25. Choiak. Und am 26. des selben Monats führte er (der Kaiser) die heilige Prozession im Lagaion (dem Tempel zu Ehren des Lagos, des Stammvaters der Ptolemäer), und wir machten dorthin, und ich bekam ein Unterkleid mit Silberbesatz und ein Unterkleid und Silber. Laß dich's nun nicht verdrießen, daß wir den Menschen nicht gefunden haben, denn das Glück hat uns etwas anderes gegeben. Nimm dich nur in allem in acht, Schwester; wenn Gott will, werden wir nach dem Mechir dich treffen. Es grüßt dich dein Bruder vielmals, ich grüße meinen Herrn Vater und alle, die meine Seele lieben. Bleibe glücklich, Herrin und Schwester, viele Jahre.'

Zehlendorf b. Berlin. P. Viereck.

---

1) Leo Weber, Im Banne Homers. Eindrücke und Erlebnisse einer Hellasfahrt. Leipzig 1912. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. VIII und 292 S. Geh. 5 ℳ, geb. 7 ℳ.

Mit regem Interesse und stets wachsender Teilnahme habe ich dies Buch von Anfang bis Ende durchgelesen. Mir selbst war es nicht vergönnt, da mir der Gönner gefehlt hat, eine Hellasfahrt zu unternehmen; so bot mir dies schöne Buch einigen Ersatz, indem es mir lebensvoll Land und Leute, Kunst und Natur vor die Seele zauberte, während mir nun auch 'sedenti post fornacem' all die Strapazen und Mühseligkeiten, die schneidenden Nordwinde, die kalten November- und die trüben Regentage erspart geblieben sind, die der Verfasser zu ertragen hatte. — Ganz anders hatte er sich vieles gedacht, hat es aber meistens noch viel schöner gefunden, als er es sich vorgestellt. In frischem Eindruck des Erlebten teilt er uns aus seinen Erinnerungen und den Aufzeichnungen in seinem Reisetagebuch in schwärmerischer Begeisterung und zuweilen etwas übertriebenem Entzücken seine Beobachtungen und Erlebnisse mit. Ernsten und erhebenden Schilderungen werden auch kleine Züge und Unbedeutendes in harmlosem Geplauder eingeflochten, auch manches in humoristischer, scherzend witziger Darstellung; darin zuweilen wohl — er entschuldige diese Bemerkung — etwas gesucht. Mit staunender Bewunderung und Liebe versenkt er sich in die Schönheiten der Natur, führt uns die Farbenpracht und das Farbenspiel auf den Bergen, am Himmel und auf dem Meer, die herrlichen romantischen Aussichten vor die Seele. 'Was alles an malerischen und reizenden Burgruinen an Rhein und Mosel, in Tirol es geben mag, alles das muß tief in den Schatten zurücktreten vor der unvergleichlichen Romantik dieser Ruinenstätte' (nämlich Mistrá, S. 257), und W. erhebt sich auch wohl zu einer wahrhaft poetischen Ausdrucksweise, z. B. beim Niederschauen auf die stille Bucht an der alten Thriasischen Ebene, 'wenn bei dem Scheideblick der Sonne der Abend schon die Erde wiegt und in den Schluchten der Berge ringsum die grauen Schatten der schnellen Nacht sich schon zu lagern beginnen' (S. 147). Wir begleiten ihn gern und teilen seine Gefühle und Empfindungen, wenn er mit Schmerzen sich losreißt von

Hosted by Google

der herrlichen Natur, wenn er uns in elegischer Stimmung versichert, wie bedingt und vorübergehend doch die glücklichen Momente des Lebens sind, wenn er uns einen Blick eröffnet in alte, jetzt geschwundene Pracht und Größe und meint: 'Es gibt weniges, das so ergreift wie der einsame Anblick verfallener griechischer Tempelherrlichkeit' (S. 54). Daneben aber durchströmt auch wider, unter dem weichstimmenden Eindruck einer heiteren und großen Landschaft im Frieden und der Stille des Abends, den Eudämonisten eine wahrhaft 'halkyonische' Ruhe, und das Essen und ein guter Wein, wie der 'köstliche delphische Tropfen', werden nicht vergessen. Freundlich ladet er den Leser, den er mit vertraulichem Du anredet (daran merkt man den Lehrer!) zum Mitgenuß all dieser Herrlichkeiten ein.

Jugenderinnerungen werden aufgefrischt, und herzliche Freude erfüllt den Verfasser, nun die Stätten zu sehen, die ihm aus dem Jugendunterrichte vertraut sind und auf denen einst die Geschicke von Hellas sich abgespielt haben. Aber gehören zu diesen Jugenderinnerungen für ihn nicht auch die Griechenlieder von Wilhelm Müller? Oder läßt er hier nur die an Griechenlands 'klassische Zeit' gelten, oder übergeht er sie aus Sympathie für die Türken, die wir am Anfang des Buches finden? Sonst hätte er doch wohl beim Erblicken der Insel Hydra des 'kleinen Hydrioten' gedacht und beim Weilen am Flusse Achelous, der 'sein braungelbes Wasser in starker, fast reißender Strömung dem nahen Meere zuführt', des herrlichen Gedichtes 'Achelous und das Meer', das beginnt: 'Achelous, Achelous! sag, was toben deine Wellen?'; und in dem 'übelriechenden grünlichen Wasser, das in unerkennbarer Tiefe den Boden bedeckt' (S. 207), einer Stätte, die dem Verfasser unheimlich wurde, hätten wir eine Illustration zu den Worten des Dichters: 'Fragst du auch nach Sklavenblute? In Morästen such die Spuren seiner Ströme; jeden lauen Tropfen hab' ich ausgespieen' usw.!

Beachtenswert für den Inhalt des Buches ist die Erklärung auf S. 59, daß W. mit seiner Erzählung nicht länger an solchen Orten verweilt, die auch der im Sinne Baedekers 'eilige' Reisende zu besuchen pflegt, sondern den Leser dahin führt, wo des Schönen zwar viel winkt, wohin aber trotzdem der Durchschnittsreisende kaum oder überhaupt nicht kommt. Darum hat er auch mit Recht von einer näheren Besprechung der bekannten Kunstwerke in Museen usw. abgesehen. Dagegen führt er uns manche primitiven Zustände aus dem gegenwärtigen Griechenland vor, die wenig anziehend und verlockend sind, zeigt uns Verhältnisse, in denen die einfache homerische Zeit noch fortzudauern scheint. Den Genuß des malerischen Anblicks einer kleinen mittelalterlichen Festung kann die Tatsache stören, daß hier der Dimios (der Scharfrichter) wohnt, der militärisch bewacht werden muß, um ihn vor tätlichen Angriffen zu schützen (S. 161). Er führt uns dann auch in Dörpfelds Besitz auf der Insel Leukas, die dieser für das Ithaka der Odyssee erklärt, unter Dörpfelds Leitung besuchte er Olympia, er beschreibt und würdigt das Theater in Epidaurus und schildert am Anfang seiner Fahrt sehr fesselnd die dalmatinische Küste unter geschichtlichen und politischen Nebenbetrachtungen. Von den im vorhergehenden noch nicht erwähnten,


Hosted by Google

von dem Verfasser besuchten und geschilderten Orten oder Gegenden nenne ich außer Athen, wo er lange weilte, besonders noch Mykene, Akrokorinth, Chaironeia, Eleusis, Pylos, Ithome, den Taygetos, den er im Schnee zur Winterszeit überritt, und die gewaltige Langadaschlucht. In dem Abschnitt 'Am Heiligtum der Kybele' schildert er uns seinen Aufenthalt in den Ruinen von Hierapolis und gibt uns ein interessantes Bild der geschichtlichen und kulturellen Entwicklung dieser Stadt, worüber er selbst eingehende Studien und Forschungen gemacht hat (man vgl. seine drei in den 'Nachträgen' S. 292 angeführten Abhandlungen), und mit lebhaftester Teilnahme folgen wir zum Schluß seinen Schilderungen der Trümmer auf der steilen Burghöhe von Mistrá, 'wo Goethe seinen Faust den Bund mit Helena schließen läßt' (?). Darauf werde ich an anderer Stelle noch einmal eingehender zurückkommen.

Im 'Banne Homers' hat der Verfasser die Reise unternommen, Homer hat ihn auf seinen Fahrten begleitet und ihm von neuem die Wahrheit bekundet 'Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn', und in einer gedanken- und inhaltreichen Schlußbetrachtung 'Was ist uns Hellas?' legt W. gleichsam ein Glaubensbekenntnis davon ab, als was sich ihm unter dem lebendig fortwirkenden Eindrucke der hellenischen Reise die Antike darstellt. Schön ist u. a. seine Darlegung über den Wert und die Schönheit der griechischen Sprache, während seinen Erörterungen über Religion, die teilweise in eine Polemik gegen den christlichen Glauben übergehen, nicht jeder ganz zustimmen wird.

Eine wertvolle Bereicherung des Buches sind die 29 schönen Abbildungen, die der Verfasser hauptsächlich dem Entgegenkommen des Archäologischen Instituts in Athen, insbesondere W. Dörpfelds verdankt. Eine gute Karte, die gerade die in diesem Buche zur Sprache kommenden Orte, Flüsse, Berge und Inseln enthielte, wäre sehr erwünscht gewesen, auch würde ein Register manchem willkommen sein. Indem Weber auf den Wert der Rottmannschen Landschaften aus Griechenland in der Neuen Pinakothek zu München hinweist, spricht er den Wunsch aus, daß jüngere Künstler Griechenland aufsuchen und die Herrlichkeiten des Landes uns in Gemälden übermitteln möchten.

Nicht billige ich den häufigen, unter Umständen mißverständlichen Gebrauch von *selten* in *selten schön, selten klar* u. dgl. S. 73 steht *Muse* für *Muße*, S. 154 *solche bloßen* Höflichkeitsantworten statt *solche bloße* —, den kleinen Lapsus S. 65: Fife o Clock, für einen Altphilologen verzeihlich, hat W. selbst am Anfang des Buches unter dem Verzeichnis der Abbildungen verbessert. Auch hier findet sich zuweilen der neuere Mißbrauch, am Ende eines Absatzes oder Abschnittes statt eines einfachen ehrlichen Punktes eine ganze Reihe von Punkten zu setzen, die doch keine neue Folge von Gedanken mystisch andeuten können (z. B. S. VI Z. 10, S. 245 Z. 9 und S. 255 Z. 14). Znweilen wäre wohl ein Gedankenstrich hinter dem Punkt am Platze.

Unter dem Einfluß delphischer Orakelweisheit scheint mir die Widmung zu stehen: 'Der alten und der jungen Mutter'. Wer sind die, und in welchem Verhältnis stehen sie zum Verfasser? Wieso und wodurch hat sein Direktor Leitritz in seiner 'grenzenlosen Güte' es ihm ermöglicht,

Hosted by Google

ein volles Jahr auf hellenischem Boden zu weilen? Die von ihm S. 42 und 195 gepriesenen Türken, von denen er sagt: 'Das immer stärker aufflammende nationale Bewußtsein der Türkei ist ein neues Wetterzeichen am Balkan, das den sog. Schutzmächten immer ernstlichere Verlegenheiten bereitet', haben sich im gegenwärtigen Kriege nicht bewährt. —

Doch genug. Das Buch sei bestens empfohlen, und möge auch indirekt an seinem Teil dazu beitragen, in weiteren Kreisen der Gebildeten die Liebe zur griechischen Literatur und Kunst neu zu beleben und zu fördern, zumal die Liebe und Begeisterung für unsern Homer, den schlichtesten Repräsentanten des Hellenentums, der mit der sonnigen Schönheit und Geistesharmonie antiken Wesens auch den inneren Zusammenhang zwischen Natur und Kunst erschließt, der 'nicht nur die Grundlage, sondern sozusagen ein Typus unserer Kultur' ist.

2) Otto Waser, Meisterwerke der griechischen Plastik. Eine Orientierung und ein Weg. Sechs Vorträge, mit vier Tafeln. Zürich und Leipzig 1912, Rascher & Co. 132 S. kl. 8. Br. 2 ℳ.

Der Verfasser, Dozent an der Universität Zürich, hat die vorliegenden Vorträge mit Vorführung von Projektionsbildern auf Veranlassung der Pestalozzi-Gesellschaft in Zürich gehalten. Sie geben in kurzen Zügen ein anschauliches und fesselndes Bild der Entwicklung der griechischen Plastik von den Anfängen in der archaischen Kunst, dann der ersten Blüte in dem 'strengen' oder 'hohen' Stil, darauf der zweiten Blütezeit in dem 'schönen' Stil und danach der Kunst des Hellenismus mit einem Ausblick am Schluß auf die Pflege der Kunst bei den Römern und ein letztes Ausklingen der Antike in der frühchristlichen Zeit. Vorausgeht eine Inhaltsübersicht, die als gedruckter Leitfaden mit einer vorstehenden Literaturangabe der hauptsächlichsten Hilfsmittel jedem Teilnehmer an diesem 'Volkslehrkursus' zur Verfügung gestellt wurde. Sodann ist unter jedem Vortrag angegeben, welche Werke in Lichtbildern (mit Erläuterungen) vorgeführt wurden. Die sechs Vorträge umfassen 117 Seiten; daran schließt sich noch ein Künstlerverzeichnis auf einer dreispaltigen Seite mit genauer Angabe, wo sie in diesem Buch zur Sprache kommen, und endlich auf vier zweispaltigen Seiten ein Sachregister. Zahlreiche Fußnoten weisen auf Bücher und Abhandlungen hin, wo Eingehenderes zu finden ist (darunter auch mehrere Arbeiten des Verfassers) oder woher ein Urteil oder eine Bemerkung entlehnt ist. Von Abbildungen sind am Schluß nur beigegeben in schöner Nachbildung die 1906 auf dem Boden der Banca Commerciale zu Rom gefundene herrliche Niobide, ein 'Werk der reifen Kunst mit gehaltenem Pathos', der Kopf des Laokoon und der schöne weibliche Kopf aus Pergamon in Berlin als Beispiele für höchste Steigerung des Pathos mit barocker Linienführung und für rein malerische Behandlung des Marmors, der eigenartig wundervolle semitische Frauenkopf vom Kôm-esch-Schukâfa (dem Scherbenhügel bei Alexandria) und der prächtige Gallierkopf von Giseh bei Kairo als Beispiele für alexandrinische Kunst, Widergabe von Rassetypen, flüssige und impressionistische Behandlung des Marmors, endlich der sog. Eubuleus aus Eleusis in Athen und der sog. Vergil von Mantua, ein griechisches Werk,

Hosted by Google

in sich geschlossen, mit malerischer Behandlung, und seine römische Nachbildung in nüchterner Auffassung, mit festen Formen und bestimmtem, den Kontakt mit der Außenwelt herstellendem Blick. Hinsichtlich der zahlreichen anderen hier besprochenen und s. Z. zu einem großen Teil in Lichtbildern vorgeführten Skulpturen konnte auf weit verbreitete Handbücher, wie Luckenbach, Löwy u. a., verwiesen werden, von denen es sich empfiehlt eins bei der Lektüre zur Hand zu haben.

Man kann sich denken, wie diese Vorträge die Zuhörer zu fesseln, ihnen eine lebendige Anschauung und einen dauernden Eindruck zu vermitteln, sie zu genauem Sehen und Beobachten anzuregen und zu rechtem Verständnis der Kunst überhaupt hinzuleiten vermochten; und auch wir werden durch das Buch in der schönsten, klarsten und kürzesten Weise über die Entwicklung der gesamten griechischen Plastik orientiert. In feiner und fesselnder Darlegung werden uns die charakteristischen Merkmale, Unterschiede, Fortschritte und Rückschritte in der Kunst vorgeführt, oft die Urteile anderer herangezogen, in allem aber erkennt man auch des Verfassers selbständige Studien und eigene Anschauungen. Ich habe das Schriftchen mit großem Genuß und reichem Gewinn gelesen, und ich denke, so wird es manchem ergehen. Lehrer der Prima werden es zur Orientierung für ihre Schüler gut benutzen können, auch mag es Anregung geben zur Veranstaltung ähnlicher Vorführungen in Lichtbildern.

Kassel. Fr. Heußner.

Hugo Steiger, Euripides. Seine Dichtung und seine Persönlichkeit. Das Erbe der Alten. Schriften über Wesen und Wirkung der Antike. Gesammelt und herausgegeben von O. Crusius, O. Immisch, Th. Zielinski. Heft V. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. Theodor Weicher. Leipzig 1912. VI und 124 S. Geh. 2,50 ℳ. Geb. 3,50 ℳ.

Daß in einer Schriftenserie, die 'Das Erbe der Alten' der gebildeten Welt der Gegenwart vermitteln will, Euripides nicht fehlen durfte, ist selbstverständlich: denn er ist unter den drei großen griechischen Tragikern unstreitig der modernste. Ich habe ihn in dem ihm gewidmeten Buche (S. 34) einmal mit Ibsen verglichen, weil er wie dieser überall Probleme sieht und gerade diese es sind, die ihn zur dichterischen Darstellung reizen. Steiger, der schon früher im Philologus eine Reihe ausgezeichneter Untersuchungen über einzelne Dramen des Euripides veröffentlicht hat und der sich in dieser neuen Schrift als einen ebenso guten Kenner der modernen wie der antiken dramatischen Literatur erweist, hat nun diesen Vergleich mit Ibsen geradezu zum beherrschenden Gesichtspunkt seiner Schilderung gemacht, deren Ziel es ist, 'den Menschen Euripides in seinen Dramen zu suchen'. Wie in Ibsen, so ist in Euripides 'der Genius der Aufrichtigkeit' lebendig, und der Grieche teilt mit dem Norweger den Verismus der Darstellung und die didaktische Tendenz seiner Poesie. Die gesunden Anschauungen, die Steiger S. 13 f. über die Berechtigung einer wahrhaft künstlerischen Tendenzdichtung entwickelt, verdienen gegenüber dem noch immer die literarisch-ästhetischen Kreise unserer Zeit beherrschenden bornierten Grundsatz 'l'art pour l'art' volle


Hosted by Google

Anerkennung. Im Gegensatz zu A. Dieterich, der in seinem Artikel 'Euripides' bei Pauly-Wissowa eine geistige Entwicklung des Dichters zu zeichnen versuchte, sieht Steiger von einem solchen Versuch mit unzulänglichen Mitteln ab und gruppiert die 19 erhaltenen Dramen in sieben Kapiteln folgendermaßen: I. Euripides und das Problem der Entsühnung des Orestes (Elektra, Iph. T., Orestes); II. Euripides und die Schicksalstragödie (Phönizierinnen); III. Herakles; IV. Euripides und Homer (Troerinnen, Iph. Aul., Hekabe, Andromache, Helena, Kyklops, Rhesos); V. Euripides und Athen (Herakliden, Hiketiden, Ion); VI. Die Frauentragödien (Alkestis, Medea, Hippolytos); VII. Die Bakchen. Daß Steiger die Fragmente wegen des hier mangelnden Zusammenhanges ganz aus seiner Untersuchung ausgeschlossen hat, ist zwar sehr vorsichtig, aber meines Erachtens doch ein zu weitgehender Verzicht: ein so charakteristisches Bekenntnis wie Fr. 910: Ὄλβιος ὅστις τῆς ἱστορίας ἔσχε μάθησιν usw. durfte nicht unerwähnt bleiben, wo man 'den Menschen Euripides sucht'. Der Agon zwischen dem Fürsprecher des θεωρητικὸς und πρακτικὸς βίος in der Antiope ist doch fast vollständig erhalten und über die Frage, auf welcher Seite der Dichter steht, jeder Zweifel ausgeschlossen. Auch das gegen die Gymnastik gerichtete Bruchstück des Autolykos (Fr. 282) spricht deutlich genug und hätte S. 51, 2 seine Stelle finden müssen. Und vollständig konnte der Grundsatz des Ausschlusses der Fragmente doch nicht durchgeführt werden: denn der Vers aus Bellerophontes (Fr. 292): 'Εἰ θεοί τι δρῶσιν αἰσχρόν, οὐκ εἰσὶν θεοί' stellt sich auch für Steiger (S. 9, 1) als durchgehendes Leitmotiv für die Behandlung der religiös-sittlichen Probleme bei Euripides heraus. Er wäre am besten gleich hier in der Einleitung mit dem S. 17, 2 erwähnten Thyestesfragment des Sophokles (Fr. 226) kontrastiert worden: 'Αἰσχρὸν γὰρ οὐδὲν ὧν ὑφηγοῦνται θεοί'. Denn die zwei Verse enthalten die Religiosität der beiden Dichter in nuce: Sophokles mißt die Sittlichkeit an der (hergebrachten = absoluten) Religion, Euripides die (hergebrachte) Religion an der (autonomen) Sittlichkeit.

Doch wir wollen mit dem Verfasser über sein Prinzip nicht rechten, sondern lieber seiner sachkundigen und anziehenden Führung durch die dramatische Welt des Euripides folgen. Steiger fragt immer: warum hat Euripides dieses oder jenes Stück geschrieben? Und er kommt dabei mehrfach zu dem Ergebnis, daß ein 'Entrüstungsidealismus' dem Dichter die Feder führte im Blick auf die Art, wie seine Vorgänger den entsprechenden Stoff behandelt hatten: so richtet sich die Elektra gegen das gleichnamige Stück des Sophokles, die Iphigenie T. gegen die Eumeniden, die Phönizierinnen gegen die Septem des Aischylos sowie gegen den König Ödipus des Sophokles, mit einem Wort gegen die 'Schicksalstragödie'. Über diese scheint mir noch immer eine große Unklarheit zu herrschen und so sei hier ein Wort darüber gestattet. Als der maßgebende Typus der Schicksalstragödie gilt Sophokles' König Ödipus, ein Mißverständnis, das sich seit Schillers Braut von Messina über Müllner und Grillparzer bis auf den heutigen Tag fortgeschleppt hat. In diesem Stück des Sophokles tritt nun aber merkwürdigerweise die Idee des Geschlechtsfluchs ganz zurück (E. Bruhn, Antigone[10] 1904 S. 9) zu-

Hosted by Google

gunsten des Orakelspruchs und seiner untrüglichen Erfüllung: kurz, wenn eines, so ist der König Ödipus ein Tendenzstück mit dem klar ausgesprochenen Zweck (863 ff.), die hart angegriffene Mantik zu retten, mit der für Sophokles die Religion steht und fällt (vgl. Classical Philology V 1910 S. 146 ff.). Die Idee des Geschlechtsfluchs aber hat schon Aischylos versucht aus ihrer mechanischen Form in eine organische umzubilden im Sinne der Vererbung von Charaktereigenschaften (Ag. 927: τὸ μὴ κακῶς φρονεῖν θεοῦ μέγιστον δῶρον), und dieser Prozeß setzt sich über Sophokles bis zu Euripides in steigendem Maße fort. Ihm gilt das Heraklitwort: ἦθος ἀνθρώπῳ δαίμων, 'in deiner Brust sind deines Schicksals Sterne' und in diesem Sinn ist jede echte Tragödie eine Schicksalstragödie.

Sehr schön wird, im Anschluß an v. Wilamowitz, die Umbildung des Heraklesideals aus dem Physischen ins Sittliche dargestellt, wie denn der Verfasser durchweg Euripides in erster Linie als ein 'Moralgenie' betrachtet (S. 89) und daher meine Bezeichnung 'des Dichters der griechischen Aufklärung' einseitig intellektualistisch findet. Allein demgegenüber möchte ich mich darauf berufen, daß ich unter 'Aufklärung' niemals bloß die Sophistik verstanden habe, sondern immer auch die Philosophie (eines Xenophanes, Heraklit, Anaxagoras, Diogenes von Apollonia), kurz alles, was, dem Lichte der Vernunft vertrauend, 'aus dem Dunkeln ins Helle strebt'. Daß allerdings Euripides vom Sokratismus durch seine Lehre von des Fleisches Schwäche, durch seine Unterscheidung zwischen Wissen und Tun des Guten oder Bösen sich scharf abhebt (Eurip. S. 174 ff.), ist ein Punkt, der wohl hätte hervorgehoben werden dürfen. Daß die Gesichtspunkte, unter denen der Verfasser die Euripideischen Tragödien gruppiert hat, nicht immer ganz ausreichen, zeigt z. B. die Erörterung der Andromache, die ebensogut wie zu der Homerischen Gruppe ihrer politischen Tendenz wegen in dem Kapitel 'Euripides und Athen' oder, wie S. 103 bemerkt ist, unter den 'Frauentragödien' ihre Stelle hätte finden können. Unter den letzteren ist namentlich die Alkestis vorzüglich behandelt, wobei ein treffender Vergleich mit dem entsprechenden Problem in der Geschichte des 'Armen Heinrich' und seiner Lösung bei Hartmann von Aue und Gerhard Hauptmann gezogen wird. In der Deutung der Helena bewegt sich Steiger in den Bahnen Verralls. Ich glaube, daß bei der parodistischen Ausgestaltung dieses Mythus auch die Versuche der Sophistik, die vielgeschmähte Frau zu 'retten' (Gorgias, Ἑλένης ἐγκώμιον) mitgewirkt haben. Den Rhesos ist Steiger geneigt als echt (wenn auch überarbeitet) anzusehen.

Endlich noch ein Wort über die vielumstrittenen Bakchen. Daß das Stück eine Palinodie der bisherigen Weltanschauung des Dichters enthalte, lehnt auch Steiger ab; aber er sieht mit Zielinski in dem θεομάχος Pentheus das Spiegelbild des Dichters selbst und in den Chorliedern, die das σοφίζεσθαι verwerfen, findet er den Ausdruck einer denkmüden Stimmung des Dichters, die es ihn bedauern lasse, über seinem Grübeln den Lebensgenuß versäumt zu haben. Zum Vergleich wird Ibsens 'Wenn wir Toten erwachen' herangezogen. Ich kann mich auch davon nicht überzeugen, abgesehen von der Entgleisung, die

Hosted by Google

darin liegt, daß Steiger uns glauben machen möchte, selbst 'Auerbachs Keller' habe damals für den 75jährigen Greis etwas Verlockendes gehabt (S. 119). Hier, meine ich, hat Verrall wirklich das erlösende Wort gesprochen, indem er uns die Bakchen als eine religionspsychologische Tragödie verstehen gelehrt hat; daraus erklärt sich auch die Stimmung der Chorlieder: der Dionysische Enthusiasmus und das *σοφίζεσθαι* sind in der Tat unverträglich.

Gewiß hätte Steiger über Euripides noch mehr sagen können als er gesagt hat: er hat sich absichtlich beschränkt. Diese Beschränkung, die auch auf die Anführung gelehrter Literatur fast ganz verzichtet, werden ihm namentlich die nichtphilologischen Leser danken. Jedenfalls hat er mit seinem schönen Buche das Hauptziel erreicht, dem modernen Leser den alten Dichter verständlich und lieb zu machen.

Stuttgart. Wilhelm Nestle.

---

1) Otto Kern, Nordgriechische Skizzen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1912. VI und 128 S. 8. 3 ℳ.

Von den fünf Skizzen sind vier (1, 2, 4, 5) zu verschiedener Zeit und an verschiedenen Stellen veröffentlicht worden. Die dritte ist jetzt entworfen worden, weil Freunde dem Verf. zur Veröffentlichung jener vier in Buchform geraten haben. Wir können dem Verf. dankbar sein, daß er diesen Rat befolgt hat. Die Leser begleiten ihn auf seinen Ritten und Fußwanderungen durch alle Teile Thessaliens, nach Böotien, durch die felsige Samothrake und durch die Mönchsrepublik auf der Halbinsel Acte. Er teilt die Eindrücke mit, die er auf drei im Auftrage der Berliner Akademie der Wissenschaften unternommenen Reisen von Land und Leuten empfangen hat, gibt die wissenschaftliche Ausbeute seiner und früherer Forscher Untersuchungen an und weist auf die Fragen hin, die noch ihrer Beantwortung harren. Wenn er es auch ablehnt, als Sachkenner über die religiösen Anschauungen der alten Griechen und über ihre Entwicklung zu urteilen, so ist doch die Richtigkeit seiner Mitteilungen nicht zu bezweifeln, die er macht über den Mysterienkult in Eleusis, seine Beziehungen zu den auf Samothrake gepflegten religiösen Anschauungen, seinen Einfluß auf die Kulthandlungen der christlichen, besonders der griechisch-orthodoxen Kirche.

Alles ist in einer fesselnden Sprache geschrieben, nichts zeigt den Schilderer als einen Mann, der sich seiner wissenschaftlichen Überlegenheit bewußt ist, vielmehr lernen wir ihn als einen kennen, der mit dem Erreichten nicht zufrieden ist, der sich und der Wissenschaft immer neue Aufgaben stellt. Mit Recht sucht er die Leser für das griechische Altertum zu interessieren; die griechische Kultur ist, wie es Leo kürzlich so trefflich dargestellt hat, mit der deutschen eng verbunden. Undankbare und undeutsche Gesinnung verrieten die führenden Männer, wenn sie das Verständnis für diesen Zusammenhang nicht lebendig erhalten wollten.

Treffend ist der Vergleich, den Kern am Schlusse der Gegenüberstellung der an den Olymp und an den Helikon geknüpften religiösen und ästhetischen Anschauungen anstellt. 'Der Olymp ist oft

Hosted by Google

von Wolken bedeckt, die der uralte heilige Vater da oben sammelt; im Sommer aber strahlt sein schneebedeckter Gipfel in Griechenlands reinen blauen Himmel hinauf. In ewiger Schöne hält er Wacht an Hellas' Grenzen. Ihm gleicht das Griechentum, für das wir leben und kämpfen. Es steht so fest gegründet wie der gewaltige Berg. Nur vorübergehend können es Wolken des Unverstandes und der Hoffart verdunkeln und dem Blick der Menschheit zu ihrem Schaden entziehen. In Wahrheit wird es doch unter uns wirken und seine lebendige Kraft bewahren, solange der Berg da unten steht in majestätischer Pracht, der König aller griechischen Berge.'

2) Georg Schmitz, Der Grieche in Untertertia. Ein Hilfsbuch für das Privatstudium und für den Unterricht an höheren Schulen. Leipzig, Bernhard Liebisch. 1911. XVI und 152 S. 8. Dazu Schlüssel zu Schmitz, Der Grieche in Untertertia. 104 S. 8. 2,60 ℳ.

Jede sprachliche Unterweisung bedarf zu ihrer Ergänzung vielfacher und verschiedenartiger Übungen. Aus dieser Einsicht ist das altsprachliche Unterrichtswerk von Gebhardt erwachsen. Es zerfällt bis jetzt in zwei Abteilungen; die erste enthält lateinische Ergänzungsbücher für jede der Klassen VI—U. II; die zweite soll griechische umfassen; von diesen ist zunächst das oben bezeichnete Buch erschienen. Jedem Buche ist ein sog. Schlüssel beigegeben. Das griechische Ergänzungsbuch wird als ein Hilfsbuch für das Privatstudium und für den Unterricht an höheren Schulen bezeichnet. Es soll 'vor allem den Schüler befähigen, den in der Klasse durchgenommenen Unterrichtsstoff durch häusliche (vom Verf. gesperrt) Widerholung und Ergänzung zu befestigen und zu vertiefen, eine Arbeit, welche die Eltern zum Nutzen ihrer Söhne nötigenfalls mit dem "Schlüssel" ständig überwachen können'. Auch dem 'erkrankten' Schüler soll es unter Kontrolle seiner Angehörigen die Möglichkeit bieten, das Pensum der ohne seine Schuld versäumten Unterrichtsstunden nachzuholen. Verf. hofft sogar, daß es dem, der sich 'privatim' auf den Besuch eines Gymnasiums vorbereitet, eine systematische Durcharbeitung des Lernstoffes ermöglichen werde. Endlich wünscht er, daß es auch dem Lehrer beim Unterricht selbst ersprießliche Dienste leiste.

Das Buch soll dem Lernenden und dem Lehrenden dienen. Gegen die Verbindung dieser beiden Ziele sprechen zwei Gründe: der Lehrer verliert bei dem Zwange der Benutzung die erforderliche Bewegungsfreiheit und die Ausgabe für das Lehrbuch wird verdoppelt. Dem Lernenden soll es verschiedenartige Ziele erreichen helfen; es soll die Unterweisung des Lehrers ergänzen und zum Teil oder ganz ersetzen. Für diese beiden Ziele sind ganz verschiedene Mittel nötig. Verf. hat das wohl erkannt, aber die Erklärungen, die er gibt für den Fall, daß der Schüler längere Zeit hat dem Unterricht fernbleiben müssen oder des Lehrers ganz entbehren muß, sind gänzlich unzureichend. Man darf nicht vergessen, daß das Buch zwölfjährigen Knaben dienen soll. Anderseits wird wider zu wenig Wissen vorausgesetzt. Wer das vorliegende Buch benutzen soll, muß mit den grammatischen Bezeichnungen vertraut sein. Es ist doch nicht nötig, daß in zwei Übungen das Wesen des zusammengesetzten Satzes erklärt wird, oder daß dem

Hosted by Google

Lernenden die Fragen zur Beantwortung vorgelegt werden: ‘Was versteht man unter Konjugation?’ ‘Was versteht man unter Verbalstamm?’ Die letzte Frage kommt zu spät, da schon bei der ersten die Kenntnis des Wesens des Verbalstammes vorausgesetzt wird. Wozu wird die ‚Apposition’ erklärt? (S. 25 Anm.) Übung 119: Den Relativsatz erkennt man im Deutschen an der Stellung des Verbum finitum.

Der für das Gymnasium sich privatim Vorbereitende muß, nach den Absichten des Verfassers, drei Bücher benutzen, eine Schulgrammatik, irgendein Lesebuch und dies Widerholungsbuch; aber die übliche Einrichtung der beiden zuerst genannten Bücher setzt die mündliche Unterweisung eines Lehrers voraus.

Ein anderer Mißgriff ist der, daß das Buch sich an vier verschieden gearbeitete Lesebücher anschließen soll; aber der Verf. ist in der Anlehnung nicht frei von Willkür; die Übungsbücher verbinden die Einübung des augmentum temporale mit der des syllabicum, Schmitz behandelt dieses in Stück 43, jenes erst in 124.

Ferner verlangt der Lernende ein ausreichendes Wörterverzeichnis. Was hilft es ihm, wenn S. 143 in einer Anmerkung ihm gesagt wird: ‘Das Wörterverzeichnis macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch. Sollte es nicht ausreichen (ich füge hinzu, dies ist leider der Fall), dann benutze man die Vokabularien in den griechischen Übungsbüchern von Wesener, Kaegi, Gerth oder Eichler!’

Der sprachliche Ausdruck gibt zu manchen Ausstellungen Anlaß. Ich erwähne: S. 18, Übg. 22 I: ‘Der Akzent bleibt so lange auf der Silbe stehen, wo er im nom. sing. stand, als es die Quantität der letzten Silbe gestattet.’ Die Regel ist außerdem ungenau; man denke an die in Stück 15 geübten Oxytona. ‘Was gilt über *η* oder über eine grammatische Erscheinung?’ ‘Wie erfolgt die Konjugation?’ Die Antwort soll lauten: ‘Die Konjugation erfolgt durch die Verbindung des Verbalstammes mit verschiedenen Verbalendungen’; sie ist aber nicht richtig. ‘Wie heißt *ἡ βασίλεια*?’ (S. 73, Übg. 96, C. 4); ‘wie dekliniert *τὸ κέρας*?’ (S. 56, Übg. 73, A. 3). Man liest von ‘zahmen Ölbäumen’ (Übg. 82, 84).

Folgende Fehler habe ich gefunden: Übg. 51, Zl. 6 muß das Futurum von *φεύγειν* stehen. S. 79, Übg. 106: ‘durch die Verräter’ soll nach dem Schlüssel übersetzt werden ‘*διὰ τοὺς προδότας*’. Wie soll sich der Lernende, der im Wörterverzeichnis S. 150 den Unterschied im Gebrauch von *διά* kennen lernt, diesen Widerspruch erklären? S. 44, Übg. 54, C. 5: ‘*κεναίων ἐλπίδων*’; *κενή* oder *κενεὴ ἐλπίς* liest man Plat. Protag. S. 345 C und Pind Nem. 8, 77.

Der Druck ist nicht sorgfältig überwacht. Ich spreche nicht von abgesprungenen Akzenten oder Spiritus, von ausgefallenen Punkten, von schlecht ausgeprägten Buchstaben. Diese Ungenauigkeiten fallen dem Drucker zur Last. Aber für folgende Versehen übernimmt der Verf. die Verantwortung. Das *ν ἐφελκυστικόν* ist gesetzt, wo es nicht hingehört. Der ‘Schlüssel’ hat in Übersetzungen den Artikel, wo die zu übersetzende Form ihn nicht haben darf. S. 104 (Schlüssel) werden einige Druckfehler angegeben; aber bei ‘S. 59, Z. 13 und 12 von unten’

Hosted by Google

fragt sich der Schüler vergeblich nach der Berechtigung der Berichtigung. S. 148, Übg. 82 soll der Schüler lernen: 'βάρβαρος, -ον, zahm, veredelt', bei ἄπιστος fehlt die Bedeutung 'unredlich', S. 78, Übg. 104 hört der Schüler von der 10. Muse. Übg. 100, B. 4 wird die Übersetzung von '45 Jahre alt' verlangt; der Schlüssel gibt die Antwort: '55 Jahre alt.' Übg. 50, 8 (Schlüssel) Ἀθηνεῖα für Ἀθηναῖα'.

Wenn diese Ausstellungen beseitigt werden, mag das Buch als häusliche Ergänzung des Schulunterrichts brauchbar sein.

Charlottenburg. Gotthold Sachse.

---

1) Alfred de Vigny, Une Histoire de la Terreur. Laurette ou Le Cachet Rouge. Publiées et annotées en collaboration avec G. Ost par Joseph Denis. Leipzig, B. G. Teubner, 1913. IV u. 139 S. 8. 1 ℳ, geb. 1,25 ℳ.

Vorliegendes Bändchen der von Dörr und Petry herausgegebenen Sammlung von Reformausgaben bringt je eine Erzählung aus den beiden Novellenbänden Vignys, die erste aus 'Stello', die zweite aus 'Servitude et Grandeur militaires'. Diese ist schon oft für die Schule bearbeitet worden, jene meines Wissens noch gar nicht. Es soll nicht geleugnet werden, daß die beiden hier dargebotenen Novellen die charakteristische Vignische Art zeigen: eine von innen heraus beseelte, zum Teil hinreißende Darstellung von Menschen und Ereignissen. Aber bei der Auswahl unserer Schullektüre darf leider künstlerischer oder literarischer Wert nicht allein den Ausschlag geben. Gerade wenn die Schullektüre mehr als bloße äußere Sprachkenntnisse übermitteln soll, muß sie Stoffe, wie sie unsere zweite Erzählung bietet, ablehnen. Ich wenigstens kann es mir nicht anders vorstellen, als daß die Verabreichung der herzzerreißenden Tragik von 'Laurette' in Portionen von Stunde zu Stunde jeden tieferen Eindruck verwischen müßte. Bei der ersten Erzählung aber liegt die Schwierigkeit auf einem anderen Gebiete. Wir haben es hier mit Szenen aus der Französischen Revolution zu tun. Handelte es sich nun um wirkliche Geschichtserzählung, so könnte sie so subjektiv gefärbt oder so veraltet sein wie sie wollte, besäße sie nur Wurf, Größe und Stil, so dürfte man sie ohne Bedenken reiferen Schülern vorsetzen. Der Lehrer und der 'Annotateur' würden das Veraltete oder Falsche in Kürze richtigstellen. So wird, um ein besonders naheliegendes Beispiel anzuführen, Taine trotz Aulard und Wahl seinen Platz in der Schule behaupten. Ganz anders aber liegt der Fall bei historischen Romanen und historischen Novellen oder novellistischen Darstellungen. Wer wüßte nicht, welchen unausrottbaren Wust von falschen geschichtlichen Vorstellungen wir unserer eignen, leider allzu großen, pseudohistorischen Romanschriftstellerei verdanken. Warum sollen wir diese Schäden durch Darbietung geschichtlich falsch orientierender fremdsprachlicher Erzählungen künstlich steigern? Alfred de Vignys ganz und gar einseitiger, nur vom Gefühl bestimmter Standpunkt der Revolution gegenüber bringt es nun aber mit sich, daß er vielfach geradezu historische Zerrbilder schafft. Soweit das Allgemeine.

Was die Gestaltung der Ausgabe anbetrifft, so habe ich folgendes zu bemerken: Das beigegebene Heft mit 'Notes', das allein 60 Pfennige

Hosted by Google

kostet, bietet zunächst 26 Seiten Einleitung und 42 Seiten 'Notes explicatives'. Es ist kein Zweifel, daß eine solche Einleitung viel zu ausführlich ist. Der Herausgeber, Mr. Denis, hat offenbar das Bedürfnis empfunden, gegenüber der irreführenden Darstellung Vignys eine sichere historische Grundlage zu schaffen. Auch das beweist die Richtigkeit der oben dargelegten allgemeinen Gesichtspunkte. Aber auch die Anmerkungen selbst enthalten viel zu ausführliche Daten über eine Fülle unbekannter Personen, deren Schicksal — sie fielen fast alle unter dem Messer der Guillotine — uns zwar von Herzen leid tut, die uns aber sonst nicht weiter interessieren. Und was soll man dazu sagen, wenn die zufällige Tatsache, daß die Brigg, auf der sich die Hauptvorgänge in 'Laurette' abspielen, 'Le Marat' heißt, den Erklärer dazu veranlaßt, uns auf 21 Zeilen eine kurze Biographie Marats aufzutischen? Für ganz überflüssig aber neque nostri saeculi muß ich es halten, daß uns zum Schluß noch ein 'Tableau d'exemples grammaticaux' und ein — nur französisches — 'Vocabulaire systématique' beschert wird. Die Herausgeber der Sammlung sollten diese veraltete Einrichtung abschaffen. Dagegen ist anzuerkennen, daß die Herren Ost und Denis aufmerksam und sorgfältig gearbeitet haben. Die äußere Ausstattung ist gut, einige Abbildungen tragen zur Belebung bei.

2) Mme. Eugénie Foa, Trois Histoires de Jeunes Filles für den Schulgebrauch herausgeg. von Frieda Ramdohr. Wien-Leipzig, Tempsky-Freitag, 1913. 77 S. 8. 1 ℳ.

3) Premières Lectures, für den Schulgebrauch herausgeg. von Hildegard Brandt. Ebenda, 1913.

Die 'trois histoires', deren Verfasserin die bereits im Jahre 1853 verstorbene Mme. Foa, eine in Frankreich noch jetzt sehr beliebte Jugendschriftstellerin ist, sind hier zu einem Bändchen vereinigt, das — nach der Art des Textes wie der Anmerkungen — etwa der vierten Klasse eines Lyzeums, bei gutem Schülerinnenmaterial wohl auch schon dem zweiten Semester der fünften Klasse Lesestoff bieten soll. Die Anmerkungen geben im allgemeinen die notwendigen Erklärungen und sind, ebenso wie das gesondert gedruckte Wörterbuch, sorgfältig hergestellt. Es ist nur die Frage, ob diese von Moral, Güte und Hingebung triefenden Erzählungen das gesunde Interesse zwölfjähriger Mädchen fesseln können. Ist es nicht eine künstliche Welt, in die man die Kinder führt? und sind es nicht, statt Menschen von Fleisch und Blut, sentimentale Musterwesen, für deren Schicksal sie Teilnahme empfinden sollen?

Wie ganz anders wirkt das zweite Bändchen auf uns ein! Es ist allerdings eine bunte Schüssel, die unsern französischen Abc-Schützen hier vorgesetzt wird. Aber das lieben die Kleinen gerade. Die hundertmal gehörten, aber immer wider belustigenden Streiche von Meister Reineke werden in besonders anmutiger Form erzählt. Dann folgen eine amüsante kleine Teufelsgeschichte von Victor Hugo, zwei bekannte Märchen aus Meister Charles Perraults Contes de ma Mère Loye und die ganz entzückende Kindergeschichte 'Boum-Boum' von Jules Claretie. Den Beschluß bildet eine kurze ergreifende Episode aus dem Kriege

Hosted by Google

von 1870 von einem unbekannten Verfasser. Hier werden echte Töne angeschlagen; die vernimmt jedes Kinderherz.

Die Anmerkungen hätten meines Erachtens etwas mehr Erklärungen bieten können; das Wörterbuch ist gut und vollständig. Aber was sollen die vielen Büchertitel in dem Victor Hugo gewidmeten Abschnitte der Einleitung?

4) Racine, Choix de Tragédies en deux volumes, publié par Dr. Albert Wagner. Cöthen, Otto Schulze, 1913. 192 u. 183 S. à 1,80 ℳ.

Die Legion der Schulausgaben von Racine um eine neue vermehrt! Hören wir den Prospekt: 'An Stelle von Einzelausgaben wird eine Auswahl der sechs bedeutendsten Tragödien des Dichters in den Dienst der Schule gestellt, um zu ermöglichen, die Semesterlektüre über den Umfang einer einzigen Tragödie hinaus zu erweitern, wo eine reichlichere Stundenzahl vorhanden ist. Aber auch sonst soll diese Bandausgabe den Schülern ständiger Anreiz sein zu genußreicher Privatlektüre.' Was wird geboten? Der erste Band enthält Britannicus, Mithridate und Iphigénie, der zweite Phèdre, Esther und Athalie. Schon stocke ich! Wo bleibt Andromaque? und wer möchte nicht mit Freuden dafür auf Mithridate verzichten? Nun zum erklärenden Apparat. Beiden Bänden ist eine 'Notice sur la vie et le théâtre de Racine' des alten L.-S. Auger vorgedruckt. Sie erscheint mir durchaus ungeeignet. Was der Schüler braucht, ist eine schlichte Erzählung, nicht ein geistreicher Essay mit zugespitzten Urteilen, der an sich schon gründliche Vorbereitung unter Leitung des Lehrers verlangt. Dann folgt der Text der drei Dramen mit sehr spärlich und ungleich verteilten Anmerkungen, die entweder zuwenig oder zuviel geben, und schon deshalb nicht brauchbarer werden, weil sie gegen die amtlichen Bestimmungen unter den Text gesetzt sind. Für das Privatstudium vermißt man insbesondere sachliche Einleitungen vor den einzelnen Dramen. Warum sind nicht wenigstens die kurzen, nach vielen Richtungen höchst lehrreichen Vorreden Racines selbst abgedruckt? Unter solchen Umständen fragt man mit Recht: cui bono?, zumal da wir für Schule wie Privatstudium vortreffliche billige Ausgaben haben; ich weise nur auf die kleinen in Paris bei Hachette erschienenen Bändchen (à 1 Fr.) hin, unter denen noch dazu Racine von der Meisterhand Lansons bearbeitet worden ist.

Berlin. Paul Schlesinger.

---

1) Österreichische Vaterlandskunde für die oberste Klasse der Mittelschulen. Bearb. von Andr. Zeehe, Dr. Franz Heiderich, Dr. Josef Grunzel. Vierte Auflage. Laibach 1912. v. Kleinmayr und F. Bamberg. 366 S. 8. geb. 4 ℳ.

Das Buch enthält die Geographie der österreichisch-ungarischen Monarchie von Heiderich, ihre Geschichte von Zeehe und die Bürgerkunde von Grunzel, alles in musterhafter Darstellung, klarer Disposition und trefflicher Auswahl. 96 Abbildungen, Stammtafeln, Zeittafeln tragen dazu bei, eine wirkliche Vaterlandskunde zu ermöglichen. Ich wüßte kaum ein gleichartiges Buch für das Deutsche Reich oder Preußen zu nennen; allerdings müßte dann auch erst in unseren Unterrichtsplänen, wie es in Österreich der Fall ist, Raum für Vaterlandskunde geschaffen werden, und dem stehen doch auch manche Bedenken entgegen.


Hosted by Google

2) Liselotte und Ludwig XIV. Von Dr. Michael Strich. München und Berlin. Verlag von R. Oldenbourg. 1912. 154 S. (Historische Bibliothek 25. Band.) geb. 5 ℳ.

Liselotte, wie man jetzt kurzweg die mit Ludwigs XIV. Bruder, dem Herzog von Orleans, verheiratete Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte nennt, hat, seitdem W. Menzel 1843 und Ranke 1861 Briefe von ihr mitteilten, fortdauernd das Interesse der Forscher erregt. Immer neue Schreiben von ihr sind veröffentlicht worden; und es scheint, als ob man noch nicht so bald eine ganz vollständige Übersicht über die Korrespondenz der unermüdlichen Briefschreiberin haben wird. Auch die Literatur über die wackere Dame, die am französischen Hofe ihre deutsche Art treu bewahrte, ist noch immer im Wachsen. Strich zählt 52 Publikationen auf, die sich seit 1884 mit ihr beschäftigen. Vor allem hat sowohl Franzosen wie Deutsche ihr Verhältnis zu Ludwig XIV. interessiert. Da hat nun Frau Arvède Barine die Behauptung aufgestellt, Liselotte sei leidenschaftlich in Ludwig, ihren Schwager, verliebt gewesen. Dadurch erklärt diese Autorin viele Äußerungen Liselottes, ja eigentlich ihr ganzes Seelenleben. — Dieser Meinung, die in dem amüsanten französischen Buch mit Geist und Grazie vorgetragen wird und etwas Bestechendes hat, tritt nun Strich mit dem schweren Rüstzeug deutscher wissenschaftlicher Gründlichkeit entgegen. Er weist nach, daß Liselotte Ludwig XIV., der ihr von Anfang an freundlich entgegenkam, aufrichtig zugetan war, und von 1672 bis 1682 im besten Einvernehmen mit ihm stand, ohne daß aber von einem Liebesverhältnis irgendwelche Rede sein könne. Dann trübt sich infolge von allerlei Intrigen in den Jahren von 1682 bis 1685 das Verhältnis, und bleibt bis 1701 ganz kühl. Erst nach dem Tode des Herzogs von Orleans tritt wider eine Annäherung ein, und von 1711 bis 1715 verkehren die beiden alten Leute wieder in herzlicher Freundschaft miteinander. Es ist dem Verfasser gelungen, die einzelnen Phasen des Verhältnisses klarzulegen und zu zeigen, was alles darauf Einfluß gehabt hat. Dazu finden sich in den reichhaltigen Anmerkungen wertvolle Erläuterungen der persönlichen und sachlichen Verhältnisse am französischen Hofe. Auch veröffentlicht Strich einen bisher noch nicht gedruckten französischen Brief der Herzogin von Orleans an den König. So darf das Buch als wertvoller Beitrag zur Literatur über die Zeit Ludwigs XIV. betrachtet werden.

Charlottenburg. Gottfried Koch.

---

1) Bernhard Bruhns, Allgemeine Erdkunde. Ein Hilfsbuch für den Unterricht in den obersten Klassen der höheren Schulen sowie zum Selbststudium. Mit 117 Abbildungen. Leipzig 1912. List & von Bressendorf. 190 S. 8. Kart. 2.80 ℳ.

Von den zahlreichen Lehrbüchern der allgemeinen Erdkunde, die für den Gebrauch in den obersten Klassen höherer Lehranstalten bestimmt sind, ist wohl keins so umfangreich und keins berücksichtigt und behandelt so eingehend alle Zweige dieser Wissenschaft wie das vorliegende. Bei den wenigen Stunden, die selbst an Real- und Oberrealschulen der Erdkunde zugewiesen sind, ist es aber schon unmöglich die Forderungen der Lehrpläne betreffend die allgemeine Erdkunde auch nur annähernd zu erfüllen, noch weniger ist daran zu denken, den hier


Hosted by Google

gebotenen Stoff in der Schule zu behandeln. Dessen ist auch der Verf. sich durchaus bewußt und darum hat er sein Buch mit dem doppelten Titel 'für den Unterricht in den obersten Klassen höherer Schulen sowie zum Selbststudium' versehen. Ob es richtig ist, ein Buch diesem zweifachen Zwecke dienstbar zu machen, soll hier nicht noch einmal erörtert werden. Der Verf. wünscht, daß die Schule die jungen Leute dahin bringen solle, daß sie nicht nur das Verlangen empfinden, sich selbständig weiter zu unterrichten über die mannigfaltigen und tatsächlich für jeden Gebildeten so überaus wichtigen und interessanten Fragen der allgemeinen Erdkunde, sondern daß sie auch wirklich, nachdem sie die Schule verlassen haben, durch eigenes Studium diesem Verlangen gerecht zu werden suchen. Wer das tun will, dem wird das Buch ein guter und durchaus zuverlässiger Führer sein können. Ohne Zweifel wirp, wer auch immer auf irgendeinem Gebiete helfen will das deutsche Ansehen zu fördern, nicht umhin können die Grundlagen der Wirtschafts-, Handels- und Verkehrsgeographie zu studieren, sich eingehendere Kenntnisse von den Landschaftsformen fremder Länder, von dem Einfluß der Bodenbeschaffenheit, des Klimas usw. eines Landes auf seine Bewohner, überhaupt von den allgemeinen und besonderen Lebensbedingungen der Völker besonders des deutschen zu erwerben.

Der erste, nur kurze Abschnitt gibt eine Übersicht über das Bodenrelief der Erde und, was besonders hervorgehoben werden mag, auch der Weltmeere. Es kommt hierbei dem Verf. weniger darauf an, dem Schüler der oberen Klassen viel Neues zu bieten als vielmehr darauf, die bei der früheren Besprechung der verschiedenen Länder behandelten Einzelheiten noch einmal im Zusammenhange zu betrachten und eine einheitliche Gesamtdarstellung der Oberfläche der Erde zu geben. Selbstverständlich wird dabei nur das berücksichtigt, was dem Zwecke des Buches entsprechend in geographischer beziehungsweise anthropogeographischer Hinsicht Bedeutung hat. — Der zweite Abschnitt behandelt die die Erdoberfläche umgestaltenden, von innen und von außen wirkenden Kräfte. Es werden die Ursachen der noch jetzt sich vollziehenden Niveauveränderungen dargelegt, besonders die unheimlichen Erscheinungen des Vulkanismus und der Erdbeben erörtert, und ihre Bedeutung in geographischer Beziehung klargestellt. Sodann kommen die Einwirkungen des fließenden und stehenden Wassers, des Eises und der Winde auf die fortdauernde Veränderung und Umgestaltung des Antlitzes der Erde zur Darstellung. — Soweit unterscheidet sich der Inhalt des Buches im allgemeinen nicht von seinen zahlreichen Vorgängern. Wesentlich anders erscheint es dagegen durch die beiden folgenden Abschnitte bzw. durch deren eingehendere, ausführlichere Behandlung. Während in der letzten Zeit vielfach in der Erdkunde die naturwissenschaftliche Seite vor allem betont worden ist, meint der Verf. mit Recht die in den Ländern wohnende Menschheit mehr in den Vordergrund stellen zu sollen. Darum enthält der dritte Abschnitt die Anthropogeographie und zwar zuerst die allgemeine Völkerkunde, sodann die spezielle Völkerkunde von Europa, und der vierte Abschnitt bespricht das so wichtige Gebiet der Wirtschaftskunde. Nacheinander werden die Völker Afrikas Australiens,

Hosted by Google

Amerikas und Asiens gruppenweise uns vorgeführt und so, mit den niederen Kulturstufen beginnend, die Abhängigkeit nicht nur der Kulturstufen, sondern auch der Kulturformen von den natürlichen Bedingungen klarzulegen versucht, die fortschreitende Entwicklung der Völker hervorgehoben und auf die vielfachen Übergänge, die zwischen den einzelnen Rassen bestehen, hingewiesen. Eingehender werden sodann die Völker Europas behandelt. Wie schon in den vorhergehenden Abschnitten an geeigneten Stellen die Heimat des Verf., das Königreich Sachsen, besonders berücksichtigt und seine Verhältnisse beispielsweise näher dargelegt sind, so geht auch der Abschnitt über Siedelungen und Siedelungsformen von den speziellen Verhältnissen Sachsens aus, und es werden in Verbindung damit die einschlägigen Fragen erörtert. — Von der größten Wichtigkeit ist endlich der vierte Abschnitt, der die Wirtschaftskunde behandelt. Der Verf. begnügt sich nicht damit, die verschiedenen Wirtschaftsformen, den Umfang des Handels, die hauptsächlichen Industriezweige im allgemeinen zu kennzeichnen, bietet vielmehr in einer Reihe von Tabellen zuverlässiges Zahlenmaterial, aus dem die Schlußfolgerungen gezogen werden können. In der Tat, mit Hilfe dieser Tabellen und des zugehörigen Textes kann der Schüler ein eindrucksvolles Bild von den wirtschaftlichen Verhältnissen, besonders des Deutschen Reiches, gewinnen, wenn nur die unbedingt dazu erforderliche Zeit dafür vorhanden wäre. Jedenfalls aber wird jeder Lehrer der Erdkunde das Buch als ein bequemes, zuverlässiges Hilfsmittel gern zur Hand nehmen, sowohl bei der Erwägung, welche Abschnitte des umfangreichen Gebietes der allgemeinen Erdkunde er behandeln soll, als auch bei der Darbietung und Besprechung der ausgewählten Teile. Ebenso sollte das Buch den Schülern zum Selbststudium, auch nach dem Abgange von der Schule, dringend empfohlen werden. Wenn möglich, sollte es in die Schülerbüchereien oder in die Sammlung der erdkundlichen Lehrmittel, am besten in mehreren Exemplaren, aufgenommen und seine fleißige Benutzung immer wider angeordnet werden. Solange eben der Lehrplan nicht die Möglichkeit bietet, unsere Schüler mit diesen für das praktische Leben so dringend nötigen Kenntnissen auszustatten, muß die Schule wenigstens dafür sorgen, daß die jungen Leute auf Mittel und Wege aufmerksam gemacht werden, durch die sie solche Lücken in ihrem Wissen ausfüllen können. — Zum Schluß werden noch die Grundzüge der Kartenlehre geboten.

Zur Veranschaulichung des Textes sind dem Buche mehr als 100 Abbildungen und Skizzen beigefügt, die nicht nur planmäßig ausgewählt, sondern auch durchweg sehr zweckentsprechend und gut ausgeführt sind. So haben Verfasser und Verleger alles getan, um das Werk in jeder Beziehung brauchbar zu machen. Möge der aufgewandten Mühe der rechte Erfolg nicht fehlen.

2) Paul Hambruch, Landeskunde von Schleswig-Holstein, Helgoland und der Freien und Hansestadt Hamburg. Leipzig 1912. Sammlung Göschen. 132 u. 16 S. m. Abbildungen. Geb. 0,80 ℳ.

Die Landeskunde von Schleswig-Holstein usw. zerfällt in einen allgemeinen und in einen besonderen Teil. Der erste Teil schildert die

Hosted by Google

deutsche Nordmark in ihrer Gesamtheit, während der zweite eine mehr ins einzelne gehende Heimatkunde bietet. Nachdem die allgemeinen geographischen Verhältnisse, die orographische Gliederung und die Bewässerung des Gebiete dargestellt ist, wird seine erdgeschichtliche Entwicklung, die 'als ein Abbild im kleinen von der des gesamten norddeutschen Tieflandes' bezeichnet werden kann, erörtert. Nachdem sodann das Klima, die Flora und Fauna behandelt sind, folgt ein Abriß der Geschichte des Landes und eine Schilderung seiner Bevölkerung, wobei die Sprachenverhältnisse und vor allem die Siedelungen sowie die verschiedenen Formen des Hauses vorgeführt werden. Danach werden die wirtschaftlichen Verhältnisse, Landwirtschaft, Industrie, Handel und Verkehr besprochen, wobei eingehende Angaben über die Schiffahrt und den Kaiser-Wilhelm-Kanal und seine Bedeutung gemacht werden. — Im zweiten, besonderen Teile werden merkwürdigerweise die einzelnen Kreise der Provinz geschildert, die durchaus nicht immer in sich geschlossene Gebiete sind. Auch hier sucht der Verf. die Formen und Arten der Siedelungen, der Beschäftigungen und der Wirtschaftsverhältnisse der Bewohner, sowie ihre geschichtliche Entwicklung in der Abhängigkeit vom Boden und von der näheren und weiteren Umgebung klarzulegen. Das Schlußkapitel behandelt die Freie und Hansastadt Hamburg, deren Stellung als erste Handelsstadt des europäischen Festlandes begründend dargelegt wird, teilweise gestützt auf statistische Tabellen.

3) F. Heiderich, Länderkunde der außereuropäischen Erdteile. Leipzig 1812. Sammlung Göschen. 3. Auflage. 174 S. Geb. 0,80 ℳ.

Die Bände der Sammlung Göschen, welche die verschiedenen Teile der Erdkunde zur Darstellung bringen, bilden schon eine stattliche 'geographische Bibliothek', auf die schon oft in diesen Blättern empfehlend hingewiesen worden ist. Soeben (1912) ist die Länderkunde der außereuropäischen Erdteile von Heiderich neu, d. h. in dritter Auflage, erschienen. Dieser Umstand allein läßt schon erkennen, welche günstige Aufnahme gerade dieses Bändchen gefunden hat. Die Aufgabe, den ungeheuren Stoff auf so engem Raume darzustellen, war wahrlich nicht leicht. Beschränkung auf das wirklich Wichtige und Wissenswerte, Maßhalten bei der Auswahl des Notwendigen, war eine Forderung, die auf Schritt und Tritt sich immer wider geltend machte. Wenn aber eben in der Beschränkung sich der Meister zeigt, so darf man sagen, daß die Lösung der überaus schwierigen Aufgabe dem Verf. in wahrhaft mustergültiger Weise gelungen ist. Auf nur 164 Seiten (ohne die statistischen Tabellen) wird ein durchaus klares Bild der außereuropäischen Erdteile geboten: es werden die einzelnen Landschaften hinsichtlich ihres geologisch-tektonischen Aufbaus, ihres Klimas, ihrer Flora und Fauna geschildert und ebenso ihre anthropogeographischen Verhältnisse, ihre politischen und wirtschaftlichen Zustände und Beziehungen dargelegt. Und das alles ist in geschicktester Weise zu einem echt geographischen Gesamtbilde zusammengearbeitet, daß in der Tat das Werk geradezu als ein Muster länderkundlicher Darstellung

Hosted by Google

bezeichnet werden kann. Wenn ich nicht irre, erschien die erste Auflage als einer der ersten der erdkundlichen Bände der Sammlung Göschen und ist somit vorbildlich geworden für manche der inzwischen in dieser Sammlung erschienenen Landeskunden. Möchten alle noch folgenden diesem Vorbilde nacheifern und ihm ähnlich werden.

4) Johannes Walther, Das Gesetz der Wüstenbildung in Gegenwart und Vorzeit. Mit 147 Abbildungen. XVI u. 342 S. 2. neubearbeitete Auflage. Leipzig 1912. Quelle und Meyer. Geh. 12, geb. 12,80 ℳ.

Große Gebiete der Erdoberfläche bezeichnen wir als Wüste. Ein ungeheurer fast ununterbrochner Wüstengürtel zieht sich vom Atlantischen Ozean beginnend durch das nördliche Afrika, durch Arabien und Syrien, setzt sich fort im öden Innern des Iranischen Hochlandes, nördlich davon in den Sandwüsten Turans, die vom Kaspischen Meere bis an die Gebirge von Turkestan reichen, und jenseits dieser in der teils sandigen teils steinigen Wüste Gobi, die bis an den Ostrand Zentralasiens sich erstreckt. Dazu kommen die ausgedehnten Wüsten des Innern von Australien, des südlichen Afrika, die Wüsten in Süd- und besonders in Nordamerika. Uns allen ist der Begriff der Wüste bekannt, und doch ist es sehr schwer die Eigenschaften der Wüste, die sie von andern Gebieten unterscheidenden Merkmale kurz so hervorzuheben und zusammenzufassen, daß das Bild der Wüste klar und bestimmt bezeichnet wird. Viel schwieriger aber noch ist die Frage zu beantworten, warum diese Gebiete 'Wüste' sind und ob sie zu allen Zeiten 'Wüste' gewesen sind. Diese und eine ganze Reihe damit eng zusammenhängender Fragen beantwortet Johannes Walther, der Geologe der Universität Halle, auf Grund vielfacher eigner Reisen und Beobachtungen in den Wüsten Asiens, Afrikas und Nordamerikas, in dem vorliegenden Buche, das 1912 in zweiter Auflage erschienen ist. Wenn das Werk auch vor allem die Fachmänner interessieren muß und wird, so reicht seine Bedeutung, sein Wert doch viel weiter. Nicht nur die Lehrer der Erdkunde werden die Darlegungen und Schilderungen, die eingehenden Untersuchungen und die, wie gesagt, durchweg auf eigner Anschauung beruhenden Lösungen der mannigfaltigen Fragen und Probleme der Wüstenbildung, die zugleich auch erdgeschichtliche Fragen sind, anziehen und fesseln. Keiner, der das Buch zur Hand nimmt und es aufmerksam durchliest, wird es unbefriedigt weglegen, und das um so weniger, als es auch für den Nichtfachmann durchaus verständlich, in schlichter und gerade darum so ansprechender Form geschrieben ist und da zahlreiche, zum großen Teile nach eignen Aufnahmen des Verfassers hergestellte Abbildungen den Text in trefflicher Weise veranschaulichen.

Schon der erste Hauptteil 'Das Wesen der Wüste' bietet sehr viel Interessantes, für den nicht erdkundlich vorgebildeten Leser gewiß sehr viel Neues. Man lese die Abschnitte über die Niederschläge in der Wüste, von den zeitweise die Wadis füllenden Strömen, von den vorübergehend sich bildenden Seen, von den Folgen solcher katastrophenartigen Wolkenbrüchen, die so manche geologische Erscheinungen erklären, die man früher auf ganz andre Ursachen zurückführen zu müssen meinte,

Hosted by Google

die nicht etwa Zeugen eines früher andersartigen Klimas sind, sondern unter den jetzt herrschenden klimatischen Zuständen entstehen. Man lese von den unterirdischen Wasservorräten der Wüste, ihrer Nutzbarmachung für die Ansiedlungen, von den unterirdischen von den Persern gegrabenen bis 20 km langen Stollen, durch die ganze Oasen in der dürren Wüste geschaffen wurden. Man lese von den eigenartigen Winden und Stürmen in der Wüste und ihren Begleiterscheinungen und Wirkungen, von der Besonnung und Verdunstung, von der Flora und Fauna, auch der unterirdischen Gewässer, und endlich den Abschnitt über die Kultur der Wüste — um so vorbereitet das Studium der folgenden drei Hauptteile, 'Die Abtragung in der Wüste, Die Ablagerung in der Wüste, Die Wüste der Vorzeit', zu beginnen. — Aus der reichen Fülle der interessanten Beobachtungen des Verfassers und der daraus von ihm gezogenen Folgerungen kann nur auf einiges hingewiesen werden, lediglich um dadurch anzuregen das Buch zur Hand zu nehmen: wer erst angefangen es zu lesen, wird es nicht weglegen, bis er es zu Ende gelesen hat und wird es gern wider lesen.

Vom höchsten Interesse ist der Nachweis, daß die viel verbreitete Annahme von einem Klimawechsel während der letzten vier Jahrtausende innerhalb des Wüstengürtels der alten Welt nicht aufrecht erhalten werden kann, und weiter, daß die ebenfalls bis in die neueste Zeit vertretene Behauptung, in der Wüste gäbe es keine Verwitterung, durchaus hinfällig ist. Die Zerstörungen an den Riesenbauten der Ägypter hat man vielfach als durch Erdbeben oder auch als durch Menschenhand geschehen angesehen. Klar und überzeugend wird hier dargetan, wie die Risse und Spalten in den Quadern und Bildsäulen, die hier und da ein teilweises oder völliges Zusammenstürzen der Bauwerke herbeigeführt haben, vielmehr eine Folge der Besonnung und der Verdunstung sind. Wenn auch vielleicht ein durch solche Risse zerteilter Koloß ab und zu durch ein Erdbeben herabgestürzt worden ist, die den Absturz ermöglichenden Sprünge im Gestein sind durch die Wüstensonne hervorgerufen. Daß aber solche Sprünge im Gestein entstehen infolge des Wechsels der am Tage herrschenden Wärme und der darauf in der Nacht folgenden Abkühlung, kann nach den Beobachtungen des Verf. nicht mehr als richtig gelten. Weder die Erhöhung der Temperatur des Wüstenbodens bei Sonnenaufgang, noch der Temperaturabfall bei Sonnenuntergang ist groß und rasch genug, um solche Sprünge hervorzubringen. Wohl aber findet eine schnelle und sehr starke Abkühlung der sonnendurchglühten Steine statt, wenn auf einen über 80° heißen Felsen der Regen mit 20° oder gar ein Graupelwetter mit 0° herabstürzt. Dann entstehen kleine Abkühlungsspalten und -risse, deren Vertiefung und Erweiterung durch die Natur des Gesteins, durch die Temperaturschwankungen usw. bedingt und gefördert wird. — Überraschend sind die Ausführungen über die Größe der erodierenden Wirkung des Wassers in der Wüste. Wasser und Wüste, sind das nicht sich ausschließende Begriffe? Ungeheure Schuttmassen finden sich an gewissen Stellen der Wüste angehäuft, und viele Reisende haben sich das nicht anders erklären können als durch die Annahme, ein der

Hosted by Google

heutigen Wüste fremdes Klima habe diese Wirkungen hervorgerufen. Tatsächlich aber verdanken solche Steinmeere und gewaltigen Kieslager ihre Entstehung den durch plötzlich herabstürzende Gewitterregen erzeugten rauschenden Strömen und vergänglichen Seen. So kurz nach Zeit und Raum solch schnell entstehender und schnell vergehender Wüstenfluß ist, die Wirkung seines Laufes ist genau die selbe wie die des vom Gebirge herabstürzenden Gießbaches. Bedenkt man nun, in wie umfangreichem Maße in der Wüste die aufräumende Tätigkeit des Windes, die Deflation, sich geltend macht, durch die der feine durch die Besonnung geschaffene Schutt und Sand um die größeren Gesteinsbrocken weggeschafft wird, so daß diese locker aufeinander liegen, so erklärt sich leicht die sonst wunderbar erscheinende Tatsache, wie durch einen kurzen Strichregen eine so gewaltige Schuttmasse in Bewegung gesetzt und fortgeschafft werden kann. — Die wichtigste Kraft aber in der Wüste ist die abhebende Wirkung der bewegten Luft auf die weichen oder durch Verwitterung gelockerten Teile der Felsen, also die eben erwähnte Deflation, von deren Bedeutung wir im Hinblick auf den bei uns von einer Vegetationsdecke überzogenen Boden uns keine Vorstellung machen können. Voraussetzung für diese abtragende Wirkung des Windes ist, daß, wie vorher dargetan, Besonnung und Verdunstung in der Wüste sehr starke Verwitterungsvorgänge hervorrufen, durch die Felsen zerbrochen, Steine zersplittert, harte Massen in ein Haufwerk kleiner Bruchstücke zerlegt werden, an und mit denen der Wind nun sich wirksam erweisen kann. Zu beachten ist ferner auch, mit welcher unheimlichen Gewalt der Wind oft wochenlang die Wüste durchbraust, daß er mitunter selbst handgroße Steine über den Boden bewegt, daß durch den aufgewirbelten groben Sand z. B. die Telegraphendrähte in zehn Jahren auf die Hälfte ihrer ursprünglichen Dicke abgenutzt werden u. a. m. Der Wind ist es, der die merkwürdigen Tisch- und Pilzfelsen, die Wackelsteine und ähnliche Gebilde erzeugt, der aber auch, was vielen ganz unmöglich erscheint, durch Wegtragen riesiger Mengen von Sand und andrer fein geriebener Teilchen — man denke an die ausgedehnten Lößlandschaften Chinas, deren Bestandteile vom Winde aus der Wüste zusammengetragen sind — gewaltige Hohlformen ausarbeitet, während er anderswo das aus der Wüste entfernte Gesteinsmaterial wider ablagert z. T. auf den Meeren, wie denn infolge der Erforschung der Tiefseesedimente nicht mehr daran zu zweifeln ist, daß die ungeheure Masse der in den Meeren der Gegenwart und der Vorzeit abgelagerten Tonbestandteile eine Wirkung der Deflation ist.

Die Auflagerung in der Wüste behandelt der dritte Hauptteil des Werkes. Es sei hier nur kurz auf den Abschnitt über den Wüstensand hingewiesen. Wenn auch keineswegs alle Wüsten, wie der Laie oft meint, mit Sand bedeckte Flächen sind, so enthalten doch viele große Lager trocknen Sandes, der aber nicht wie etwa im norddeutschen Flachlande den Gletschern der Eiszeit oder den Meereswellen seine Entstehung verdankt, sondern durch die eigenartigen Verwitterungs- und Transportverhältnisse des Wüstenklimas erzeugt ist und noch erzeugt wird. Nachdem der verschiedenartige Ursprung des Wüstensandes dargetan

Hosted by Google

ist, werden die Formen behandelt, unter denen der Wüstensand wandert, die von denen an unsern Meeresküsten recht verschieden sind. In der Wüste herrscht die Bogendüne, in Turkmenien Barchan genannt, allgemein, sie tritt überall auf, wo sich windgetriebener Sand aufhäuft, und alle übrigen vorkommenden Dünenformen lassen sich aus der ursprünglichen Bogendüne erklären. In anschaulicher Weise wird die Entstehung der Bogendünen dargelegt und durch die trefflichen Abbildungen recht verständlich gemacht. Wo nun in einer Wüste der Wind während der trocknen Jahreszeit ständig aus einer und der selben Richtung weht, wird der Sand wandern, bis das Meer oder auch ein vegetationsreiches Gebiet seinem Vordringen Halt gebietet. Wo dagegen die Windrichtung mit den Jahreszeiten wechselt, wandert der Sand in der einen vorwärts, in der andern zurück, und so entstehen die großen Sandmeere, die von ganz riesigen Sandmassen bedeckt sind. Sehr interessant sind dann auch die Beobachtungen, wie und wodurch am Rande der Wüste dem Wandern des Sandes endlich ein Ziel gesetzt wird.

Der letzte Hauptteil behandelt die Wüsten der Vorzeit. Dabei sind vor allem bemerkenswert die Ausführungen über die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit eines Klimawechsels in den verschiedenen geologischen Zeitabschnitten und die Folgen, die ein solcher in bezug auf Abtragung und Auflagerung in der Wüste gehabt haben muß. Es ist nicht möglich, hier auf diese und andere höchst interessante Abschnitte noch einzugehen. Die kurzen Hinweise auf den reichen Inhalt des Buches bezwecken nur recht viele zu veranlassen es zu lesen und zu studieren. Möge das auch wirklich geschehen.

5) Johann Müllner, Methodik des geographischen Unterrichts. 196 S. Wien 1912, A. Pichlers Witwe & Sohn. 3,15 ℳ.

'Nicht eine Methodik des geographischen Unterrichts überhaupt' will der Verf. des vorliegenden Werkes geben, sondern 'nur einen Weg beschreiben, der es möglich macht, den Forderungen des Lehrplanes gerecht zu werden'. Da dieser Zweck durchweg streng im Auge behalten wird, erhalten die ausführlichen, sehr ins einzelne gehenden Darlegungen einen hohen Wert: dem Anfänger im Unterrichten wird von einem durch umfassende theoretische Studien sowie durch reiche eigne Erfahrung gründlich vorbereiteten Meister erdkundlichen Unterrichts ein Weg gezeigt, auf dem das vorgeschriebene Ziel sicher erreicht werden kann. Da aber alle Darlegungen auf der Erkenntnis und Überzeugung fußen, daß es auch für den erdkundlichen Unterricht keine allein seligmachende Methode gibt, daß der Erfolg des Unterrichts nicht von dem Reichtum und der Güte der Lehrmittel, nicht von vorzüglichen Anweisungen und reichlich bemessener Zeit, sondern in erster Linie und vor allem von der Persönlichkeit des Lehrers abhängt, da diese Überzeugung überall zum Ausdruck gebracht und ihr Rechnung getragen wird, erscheint das Buch im hohen Maße geeignet, wirklich tüchtige Lehrer der Erdkunde heranzubilden. So kannst du es machen, aber es ist nicht unbedingt notwendig, daß du es so machst, das ist der Ton, der sich durch die hier gegebenen Anleitungen hindurchzieht. Daß diese so gemeint sind,

Hosted by Google

ergibt sich schon daraus, daß nur die Lehrpläne und Anweisungen für österreichische Mittelschulen zugrunde gelegt sind, die in mancher Beziehung von den unsrigen abweichen. Deshalb darf man mit dem Verf. auch nicht streiten, daß er auf den verschiedenen Stufen zuviel verlange: Der einzelne Lehrer muß eben je nach der Zeit, die ihm zu Gebote steht, und vor allem nach dem Leistungsvermögen seiner jeweiligen Schüler erwägen, inwieweit er den hier gegebenen Ratschlägen zu folgen vermag.

Von den einzelnen Abschnitten des Buches haben mich besonders interessiert der über 'die Vermittlung der geographischen Grundbegriffe' auf der Unterstufe und 'der Lehrgang auf der Oberstufe'. Diese beiden Teile des erdkundlichen Unterrichtes erscheinen mir als die schwersten, um so schwerer, da der eine meist in die Hände von praktisch noch nicht erprobten Lehrern oder noch öfter in die von Elementarlehrern oder solchen Lehrern gelegt wird, denen die gerade für diese Aufgabe so notwendige wissenschaftliche Vor- und Durchbildung fehlt. Wenn doch jeder, dem die so wichtige und schwere, aber auch so schöne und dankbare Aufgabe gestellt wird, die Kinder einzuführen in das Verständnis der Karte und des Globus, sich gründlich anleiten und vorbilden lassen möchte von so gediegenen Führern wie dem hier vorliegenden. Die zusammenfassenden und erweiternden Widerholungen in den oberen Klassen aber sind meines Erachtens darum so schwer, weil das, was auch die preußischen Lehrpläne fordern, mit der dafür bewilligten Zeit nicht nur in einem sehr ungünstigen, sondern vielmehr in gar keinem Verhältnisse steht. Nach meiner Erfahrung wird es deshalb unmöglich sein, den Stoff in solcher Weise durchzuarbeiten, wie der Verf. es darlegt. Um so wertvoller erscheinen mir aber darum gerade seine Anleitungen, weil auch der ältere und erfahrene Lehrer aus ihnen reiche Anregung schöpfen kann und wird, um die wenigen für die Erdkunde ihm zu Gebote stehenden Stunden wohl fruchtbringend zu gestalten. — Ich halte das Buch für eine wertvolle Bereicherung der Hilfsmittel für den erdkundlichen Unterricht.

Treptow a. d. Rega. Karl Schlemmer.

---

1) Heinrich Liebmann, Nichteuklidische Geometrie. Mit 39 Figuren. Zweite, neubearbeitete Auflage. Berlin und Leipzig 1912. G. J. Göschensche Verlagshandlung. 222 S. geb. 6,50 ℳ.

Da die Grundlegung und der Ausbau der Nichteuklidischen Geometrie seit dem Erscheinen der ersten Auflage des vorliegenden Buches durch eine Reihe von bedeutsamen Untersuchungen wesentlich gefördert worden ist, so hat der Verfasser für die vorliegende Neubearbeitung mehrere nicht unwichtige Änderungen vorgenommen und manche Zusätze gemacht. Besonders erwähnt seien hier: die mehrfach eingefügten axiomatischen Betrachtungen, der Hjelmslevsche Mittelliniensatz mit Anwendung auf Konstruktionen, die starke Betonung der innerhalb der Ebene nachgewiesenen Zuordnung hyperbolischer rechtwinkliger Dreiecke, die Einführung in die Untersuchungen Studys über die Geometrie der Speere des elliptischen Raumes und die Einführung der Elemente

Hosted by Google

der Relativitätstheorie mit der Konstruktion der resultierenden Geschwindigkeit. Dagegen ist diesmal die Entwicklung der hyperbolischen Geometrie aus der Lehre von den Kreisbündeln in der euklidischen Ebene sowie die Theorie der Kegelschnitte in der hyperbolischen Ebene weniger eingehend behandelt.

Der Inhalt des Buches gliedert sich in sieben Kapitel. Den Ausgangspunkt der Darstellung bildet im ersten Kapitel das Euklidische Parallelenpostulat; nach einer kurzen allgemeinen Erörterung und einigen historischen Bemerkungen werden einige Sätze behandelt, die vom Parallelenpostulat unabhängig sind. Den Hauptteil des Buches bildet die Behandlung der hyperbolischen Geometrie. Kapitel 2 bringt die hyperbolische Elementargeometrie einschließlich der Grundlagen der hyperbolischen Raumgeometrie, Kapitel 3 die hyperbolische Trigonometrie, Kapitel 4 Längen- und Inhaltsbestimmungen mit Anwendung von Integralen. Die analytische Geometrie der hyperbolischen Ebene und ihre Darstellung in der Euklidischen Ebene ist im fünften Kapitel enthalten, während im sechsten Kapitel die sphärisch-elliptische Geometrie und im Schlußkapitel die nichteuklidische Mechanik zur Darstellung gekommen ist.

Die Darstellung ist einfach und korrekt, könnte aber durch eine größere Anzahl von Figuren unterstützt werden. Daß durch zahlreiche Fußnoten auf die einschlägige Literatur hingewiesen wird, sei besonders bemerkt. Jeder, der sich über diesen Zweig der Mathematik unterrichten will, wird in dem vorliegenden Buch einen brauchbaren und zuverlässigen Führer finden.

2) Hugo Fenkner, Lehrbuch der Geometrie für den Unterricht an höheren Lehranstalten. Ausgabe A, Teil IV. Analytische Geometrie. Berlin 1912. Otto Salle. 220 S. geh. 2,40 *M*.

Erfahrungsgemäß bietet die analytische Geometrie dem Durchschnittsschüler anfangs nicht unerhebliche Schwierigkeiten, wenigstens dann, wenn sie nicht in den Mittelklassen schon durch vielfache graphische Darstellungen vorbereitet worden ist, wenn sie also als etwas ganz Neues an den Primaner herantritt. Diesem Umstande hat der Verfasser des vorliegenden Buches in weitgehendem Maße in seinem Lehrgang Rechnung getragen, indem er in den einleitenden Kapiteln mit einer großen Ausführlichkeit und Gründlichkeit vorgeht und erst allmählich zu einer kürzeren Behandlung übergeht. Diese Ausführlichkeit zeigt sich nicht bloß in der Ableitung der Sätze, sondern auch in mancherlei Erläuterungen und Ausführungen, die sonst oft dem mündlichen Unterricht überlassen werden.

Der Umfang des hier behandelten Lehrstoffes ist der selbe wie in den meisten Schulbüchern und dürfte weitgehenden Ansprüchen selbst der Realanstalten genügen. Die Gliederung ist die übliche: Punkt, Gerade, Kreis, Ellipse, Hyperbel, Parabel. Nachdem die drei letzteren Kurven in der angegebenen Reihenfolge als geometrische Örter behandelt sind, wird ihre Verwandtschaft sowohl synthetisch wie analytisch nachgewiesen. Die Diskussion der allgemeinen Gleichung zweiten Grades beschließt den theoretischen Teil.


Hosted by Google

Eine große Sorgfalt hat der Verfasser auf die Beschaffung eines geeigneten und ausreichenden Aufgabenmaterials verwendet. Der Forderung, die theoretische Erkenntnis durch möglichst viele und vielseitige Anwendungen zu befestigen und zu verstärken, trägt er teils durch die den einzelnen Paragraphen des theoretischen Textes angefügten Übungsaufgaben, teils durch die in einem Anhang zusammengestellten Aufgaben in völlig ausreichendem Maße Rechnung. Die ersteren Aufgaben sind im allgemeinen einfach gehalten und sollen zur Einübung der unmittelbar vorher abgeleiteten Sätze dienen. Die im Anhang befindlichen Aufgaben sind zusammengestellt nach den in den Jahresberichten der höheren Lehranstalten veröffentlichten Maturitätsaufgaben und sind so ausgewählt, daß die Lösung niemals zu umfangreiche und zu schwierige Rechnungen erfordert. Da diese Aufgaben genau der Gliederung des theoretischen Teiles entsprechend geordnet sind, so stellen sie eine äußerst wertvolle und bequem zu benutzende Sammlung dar.

Wird nun noch erwähnt, daß sich die Darstellung durch Korrektheit, Klarheit und Durchsichtigkeit auszeichnet, so dürften die Haupteigenschaften des Buches hervorgehoben sein. Unter den ausführlich gehaltenen Lehrbüchern der analytischen Geometrie dürfte es eins der besten sein.

3) Lackemann, Elemente der Geometrie. Für höhere Lehranstalten bearbeitet von R. Kreuschmer. I. Teil. Planimetrie mit einem Anhang über den Funktionsbegriff und Funktionen in graphischer Darstellung im Sinne der Meraner Reformvorschläge. Mit 128 teilweise farbigen Textfiguren. Zehnte, verbesserte und vermehrte Auflage. Breslau 1912. Ferdinand Hirt. 148 u. 48 S. geb. 2 ℳ.

Wenn der praktische Erfolg, den die Bestrebungen zur Reform des mathematischen Unterrichts an höheren Schulen bisher gehabt haben, beurteilt werden darf nach dem Einfluß, den die Meraner Vorschläge, d. h. die Vorschläge, die von der Unterrichtskommission Deutscher Naturforscher der Versammlung zu Meran 1905 gemacht sind, auf die neuere mathematische Schulliteratur ausgeübt hat, so ist er schon beachtenswert und im erfreulichen Wachstum begriffen. Denn die Zahl der Schulbücher, bei denen sich der Einfluß der Meraner Vorschläge geltend macht, ist in den letzten Jahren stetig gestiegen und ist bereits recht groß geworden. In den meisten dieser Bücher, besonders in den Neubearbeitungen älterer Bücher haben die Verfasser einen Mittelweg eingeschlagen, auf dem sie sowohl der alten wie der neuen Richtung Rechnung tragen. Zu der Gruppe dieser Bücher gehört auch die vorliegende Neubearbeitung der Lackemannschen Planimetrie, von der der Verfasser im Vorwort sagt, daß ihr die Reformbewegungen und die Ergebnisse der Beschlüsse und Lehrpläne der Meraner Naturforscherkommission zur Richtschnur gedient hätten. Im besonderen ist der Verfasser darauf bedacht gewesen, die im geometrischen Lehrstoff liegenden Möglichkeiten zur Entwicklung des Funktionsbegriffes schon von unten an auszunutzen. Da er aber die hierauf bezüglichen Entwicklungen nicht mit dem üblichen Lehrstoff verschmolzen, sondern davon getrennt hat, so kann das Buch auch sehr wohl von denen benutzt werden, die es vorziehen, das Hinarbeiten auf

Hosted by Google

den Funktionsbegriff noch von den unteren und mittleren Klassen fernzuhalten. Auch hinsichtlich der Art der Beweise ist auf beide Richtungen Rücksicht genommen, insofern in den Anfangspartien die Induktion unter Benutzung der Anschauung zur Ableitung von Sätzen herangezogen wird, daneben aber auch der logische Beweis, und zwar in seiner strengen euklidischen Form, zu seinem Rechte kommt.

Am Ende des Buches sind anknüpfend an bereits bekannte Lehrsätze und Beispiele aus der Planimetrie zur weiteren Einführung in das funktionale Denken veränderliche geometrische Gebilde in graphischer Darstellung als Funktionen einer veränderlichen Größe behandelt worden. In einer recht ausführlichen Darstellung werden hier, unterstützt durch äußerst saubere, auf farbigem Millimeterpapier gedruckte Zeichnungen Funktionen ersten und zweiten Grades graphisch behandelt, im besonderen auch die graphische Lösung von Gleichungen ersten und zweiten Grades mit einer und zwei Unbekannten traktiert.

Ein besonderer Vorzug des Buches besteht darin, daß es mit reichlichem Übungsmaterial ausgestattet ist. Außer den sogenannten Fundamentalaufgaben, die sich unmittelbar an behandelte Lehrsätze anschließen und die mit vollständiger Lösung, geordnet nach den Kapiteln des systematischen Lehrganges, in einem besonderen Abschnitt zusammengestellt sind, enthält das Buch eine Sammlung von Übungssätzen und Aufgaben, die so geordnet sind, daß ihre Benutzung äußerst bequem ist. Daß die Aufgaben, sofern ihre Lösung etwas schwieriger ist, mit Andeutungen zur Lösung versehen sind, mag besonders bemerkt sein. Hinsichtlich des Stoffumfanges ist zu bemerken, daß das Buch etwa den im Gymnasium zu behandelnden Stoff enthält; die in den meisten Büchern enthaltenen Anfangsgründe der neueren Geometrie haben keine Aufnahme gefunden.

Das Buch stellt ein brauchbares Hilfsmittel für den geometrischen Unterricht dar und kann bei Versuchen, die Reformgedanken in vorsichtiger und maßvoller Weise in die Tat umzusetzen, gute Dienste leisten.

Belgard a. d. Pers. Alb. Salow.

---

1) Gustav Lindau, Spalt- und Schleimpilze. Eine Einführung in ihre Kenntnis. Mit 11 Abbildungen. Sammlung Göschen. Berlin und Leipzig 1912. G. J. Göschens Verlagshandlung. 116 S. 8. geb. 0,80 ℳ.

Die Darstellung soll mehr ein Führer als ein Übermittler ausgedehnter Kenntnisse sein, sie soll anregend und fördernd wirken, aber kein Lehrbuch darstellen, sagt der Verfasser, und dem entspricht das Werk. Besonderes Interesse werden die Abschnitte über die Biologie der Bakterien, über die Bakterien als Krankheitserreger bei Menschen, Tieren und Pflanzen und über die Bekämpfung der Bakterien erwecken. Die Darstellung ist gut und leicht verständlich. Doch würde das Büchlein noch gewinnen, wenn auf Vermeidung fremdsprachlicher Fachausdrücke oder wenigstens ihre sofortige Erklärung etwas mehr Gewicht gelegt würde. Wenn z. B. S. 33 der Ausdruck 'prototrophe Formen' auftritt, muß der Nichtfachmann stutzen, und es hilft ihm wenig, daß S. 38 die Erklärung folgt.


Hosted by Google

2) J. Groß, Insekten. Sammlung Göschen, Das Tierreich V. Mit 56 Abbildungen. Berlin und Leipzig 1912. G. J. Göschens Verlagshandlung. 134 S. 8. geb. 0,80 ℳ.

In ausgezeichnet klarer Darstellung behandelt das kleine Buch die systematische Stellung, den Körperbau, die Fortpflanzung und die Entwicklung der Insekten und schließt mit einer systematischen Übersicht über die ganze Klasse. Es bietet eine Fülle von Anregung, bringt überall den Standpunkt der modernen Wissenschaft und ist dabei durchweg allgemeinverständlich, um so mehr, da fremdsprachliche Fachausdrücke sofort erklärt werden. Die Abbildungen sind gut. Aufgefallen ist mir nur, daß S. 60 bei Fig. 46 die Buchstaben vm, die den Vormagen bezeichnen sollen, nicht erkennbar sind.

Seehausen i. d. Altmark. M. Paeprer.

---

1) O. Schmeil, Leitfaden der Zoologie. Ein Hilfsbuch für den Unterricht in der Tier- und Menschenkunde an höheren Lehranstalten. Unter besonderer Berücksichtigung biologischer Verhältnisse. Mit 28 farbigen Tafeln und mit zahlreichen Textbildern. 50. Auflage. Leipzig 1912, Quelle u. Meyer. XII u. 339 u. 74 S. 8. 3,80 ℳ.

Die 50. Auflage! Also das goldene Jubiläum durfte der 'Leitfaden der Zoologie' feiern. Für seinen Verfasser fürwahr eine reiche Ernte. Wohl war die Saat gut. Ist aber der Boden heute noch der selbe wie vor zwölf Jahren? In den Ansichten auf dem Gebiete des naturwissenschaftlichen Unterrichts ist ein Wandel eingetreten zugunsten der Systematik und Morphologie. Überholt würde der Pfadfinder Schmeil von seinen Mit- und Nachläufern, wenn er die neue Saat nicht dem neuen Boden anpaßte. Gemach! Der Verfasser hat seine Schuldigkeit getan. 'Du regst und rührst ein kräftiges Beschließen, zum höchsten Dasein immerfort zu streben.' So weht es dem Leser des vorliegenden Werkes entgegen. Schmeil hat unter Wahrung der Anlage zahlreiche tiefgreifende Veränderungen vorgenommen. Durch sachliche und stilistische Verbesserungen, durch Verkürzung des Textes, Einschränkung der weitgehenden Gliederung, Vereinfachung der Darstellung, durch völlige Beseitigung der teleologischen Ausdrucksweise und der dem Texte eingestreuten Fragen und Aufgaben, durch stärkere Betonung des rein beschreibenden Moments, durch Einfügung von kurzgefaßten Charakteristiken der einzelnen Tierkreise am Schluß der Abschnitte, durch Erweiterung des Kapitels über die geographische Verbreitung der Tiere, durch Aufnahme einer großen Zahl von neuen Zeichnungen und farbigen Tafeln ist es dem Verfasser gelungen, den neuen Ansprüchen in jeder Weise gerecht zu werden. Sein Leitfaden der Zoologie steht einzig da und dürfte sich in immer wachsendem Maße die Liebe der Lehrer und Schüler erwerben. Da das Buch fünf Jahre hindurch auf der Unter- und Mittelstufe der höheren Schulen benutzt werden und wegen der Einführung der Biologie auf der Oberstufe den größeren Schülern als Nachschlagewerk dienen kann, so dürfte der dem Werk angemessene Preis keinen Hinderungsgrund mehr für seine Einführung bilden. Möge diesem neuen Leitfaden in abermals zwölf Jahren wider ein goldenes Jubiläum beschieden sein.

Hosted by Google

2) O. Schmeil, Leitfaden der Botanik. Ein Hilfsbuch für den Unterricht in der Pflanzenkunde an höheren Lehranstalten unter besonderer Berücksichtigung biologischer Verhältnisse. Mit 22 mehrfarbigen Tafeln und zahlreichen Textbildern. 49. Auflage. Leipzig 1911, Quelle u. Meyer. X u. 394 S. 8. 3,60 *M*.

Der 'Leitfaden der Botanik' ist in 49. Auflage erschienen. Diese ist ein unveränderter Abdruck der 37. Die Zahlen beweisen die Beliebtheit des Buches.

3) O. Mathuse, Bau und Lebenstätigkeit der Pflanzen, besonders der Vegetationsorgane von Blütenpflanzen. Ein Leitfaden für biologische Übungen in Prima. Leipzig 1912, Quelle u. Meyer. 73 S. 8. 1,20 *M*.

Vorliegendes Büchlein enthält eine der üblichen Gliederung von Morphologie und Physiologie entsprechende, übersichtliche Zusammenstellung der meist bekannten Versuche, die erst ein rechtes Verständnis für Bau und Leben der Pflanze ermöglichen. Jeder der 56 Versuche ist in kurzer und klarer Weise beschrieben mit Angabe des erforderlichen Materials und Feststellung des Beobachtungsergebnisses. 43 Textbilder unterstützen die Ausführungen. Der Wert des Buches liegt in seiner Verwendbarkeit für Schüler der Oberstufe. Es kann als Hilfsbuch bei eigenen Versuchen, als Aufgabensammlung bei Schulversuchen dienen. Wegen der Ermöglichung einer einheitlichen und weniger zeitraubenden Anleitung der Schüler zu selbständigen Beobachtungen dürfte es den Lehrern und wegen des warmen Interesses an diesem neuen Unterrichtsgegenstande auch den Schülern sehr willkommen sein.

Torgau. B. Lippold.

---

1) Gotthold Klee, Geschichtsbilder. 3 Bde. I. Bd. Aus der deutschen Urzeit, XII u. 348 S., zweite Auflage, II. Bd. Aus der Völkerwanderung, XII u. 400 S., zweite Ausgabe, III. Bd. Aus den Reichen der Longobarden und merowingischen Franken, XII u. 411 S., zweite Ausgabe. Gütersloh 1912. Druck und Verlag von Bertelsmann. 8. I. Bd. 3 *M*, II. Bd. 4 *M*, III. Bd. 4 *M*.

Der Verfasser sagt in der Vorrede zum ersten Bande, daß die von ihm gegebenen 'Bilder aus der älteren deutschen Geschichte' keine 'deutsche Geschichte' vorstellen wollen. Sie sollen nur die anziehendsten Abschnitte der älteren deutschen Geschichte, und auch nur, wenn ein einigermaßen genügender alter Bericht erhalten ist, vorführen. Falls es ihm zweckmäßig schien, hat er die alten Historiker selbst reden lassen. Sonst hat er die Darstellungen eines Jakob Grimm, Müllenhoff, Weinhold, Mommsen, Arnold, Freytag, Dahn u. a., dazu von Übersetzungen der antiken Quellen besonders die von Horkel benutzt. Im Vorwort zum II. und III. Bande nennt er noch eine Reihe anderer Darstellungen, aus denen er geschöpft hat. Wenn er wörtlich entlehnte, ist er, wie er versichert, stets bemüht gewesen, fremdes Eigentum als solches zu kennzeichnen. Auch bei nicht wörtlicher Benutzung hat er bisweilen seine Quelle genannt. So ist Band I Seite 302 bis 312 'mit unwesentlichen Kürzungen und Zusätzen aus der Deutschen Geschichte von Otto Kämmel entnommen'; ebenso fast der ganze zehnte und der ganze elfte Abschnitt des II. Buches aus Kaufmann, ein großer Teil des dritten Abschnittes und der fünfzehnte des III. Buches aus Dahn. (Siehe Vorwort zum

Hosted by Google

II. Bande.) Für seine Darstellung im III. Bande Seite 169 ff. gibt er auf Seite 170, Anmerkung, als seine Quelle Arnold, Fränkische Zeit an, 'ein Buch, das hier neben Brunners Deutscher Rechtsgeschichte besonders, zuweilen wörtlich, benutzt worden ist'. Der Berichterstatter hat den Eindruck gewonnen, daß es besser wäre, wenn der Verfasser nicht vereinzelt, sondern bei jedem Abschnitt zu Anfang seine Quellen angeben würde, aus denen er geschöpft hat.

Daß die eingehende Verwertung verschiedener Darstellungen zu einer Ungleichmäßigkeit der Ausführung geführt hat, gesteht der Verfasser selbst in dem Vorwort zum I. Bande zu. Bisweilen ergeben sich daraus auch Widerholungen. So wird z. B. über den Anfang der deutschen Geschichte, über Cimbern und Teutonen, Ariovist, Armin, im Band I Seite 3 und 4, ferner im Band III Seite 170 kurz und in Band I Seite 175 ff. ausführlich gehandelt.

Da der Verfasser in dem Vorwort zum I. Bande erklärt, daß er für Belehrung über kleinere Mängel und Versehen 'außerordentlich dankbar sein werde', so wird der Berichterstatter einzelne anführen, die ihm in diesem I. Bande aufgefallen sind. Die Ansichten des Verfassers über die Heimat der Arier und namentlich über die Zeit ihrer Wanderungen auf Seite 7 bis 14 des I. Bandes sind sehr anfechtbar. Es würde sich empfehlen, wenigstens die Zahlen fortzulassen. Im übrigen verweise ich namentlich auf die Werke von Schrader, Reallexikon und Ed. Meyer, Geschichte des Altertums, II. Band. — Auf Seite 23 bis 30 des I. Bandes sind mit ziemlich großer Ausführlichkeit die Namen und Stämme der alten Germanen behandelt. Es fehlen aber die Bastarner, die am weitesten östlich wohnten und der älteste germanische Volksstamm sind, von dem wir etwas nähere Kunde haben. Sie erscheinen bereits 182 ante in der Geschichte, als es sich um den Kampf Philipps V. von Mazedonien gegen die Römer handelte und spielen auch in den Kämpfen bis 168 ante, darauf 88 bis 63, ferner im Jahre 60 und 29 eine wichtige Rolle. (Vgl. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde II. Bd., namentlich S. 104—112, und Müllenhoff, Die Germania des Tacitus, zu Kapitel 1 und 46.) — I Seite 37 sagt der Verfasser von den Germanen: 'Daß sie die Jagd nicht eifrig gepflegt hätten, ist übrigens ein Irrtum des Tacitus, dem ein anderer Gewährsmann, Caesar, widerspricht, indem er an einer Stelle sagt: Auch sind sie viel auf der Jagd und an einer anderen: Ihr ganzes Leben dreht sich um Jagden und Kriegsübungen'. Die vom Verfasser hier erwähnten Nachrichten stehen in Tacitus Germ. Kapitel 15 und Caesar bel. Gall. IV, 1 und VI, 21. Es spricht aber Caesar an der ersten Stelle von den Suebi, an der zweiten von den Germani allgemein, während Tacitus an der bezeichneten Stelle von den comites handelt, also nur von den kriegerischen Gefolgsleuten. Demgemäß ist ein Widerspruch zwischen Caesar und Tacitus, bzw. ein 'Irrtum des Tacitus' nicht zu erweisen. (Siehe Tacitus Germania von Schweizer-Sidler, VI. Auflage von Schwyzer 1902, Kapitel 15, 1.) — I Seite 49 heißt es: 'Framea oder der Kurzspeer, der für gewöhnlich zum Stoß, nur im Notfall zum Wurf benutzt wurde.' Tacitus Germ. Kapitel VI kennt diese Einschränkung nicht, da er von den frameae dort sagt: ut eodem telo, prout ratio poscit,


Hosted by Google

vel comminus vel eminus pugnent. — Zu I Seite 75. Daß die Hundertschaft nicht eine neue Einteilung des Volkes der alten Germanen neben dem pagus ist, darin stimme ich dem Verfasser im Gegensatz zu anderen Vertretern bei. Seinen Zweifel betr. den Ursprung des Namens der Hundertschaft, den er in einer Anmerkung daselbst ausdrückt, möchte ich beseitigen helfen. Zwei Stellen aus der Germania des Tacitus sind hierbei besonders wichtig. Germ. Kapitel VI spricht Tacitus, daß erwählte Jünglinge mit der Reiterei zusammenkämpften und sagt von diesen: centeni ex singulis pagis sunt, idque ipsum inter suos vocantur, und Germ. Kapitel 12 spricht Tacitus von der Wahl der principes, qui iura per pagos vicosque reddunt und fügt hinzu centeni singulis ex plebe comites consilium simul et auctoritas assunt. Die Hundertschaft ist somit eine besondere Vertretung des pagus bei der Reiterei und bei dem Gericht des princeps. — I Seite 77 heißt es: 'Es versteht sich von selbst, daß bei Gelegenheit der großen Dinge, dieser feierlichen Zusammenkünfte, . . . auch festliche Gelage gehalten wurden.' Tacitus bezeugt dies ausdrücklich, indem er sagt: 'Auch über Widerversöhnung von Feinden, über Verschwägerungen, über Wahl der Fürsten, ja über Krieg und Frieden pflegt man beim Gelage zu ratschlagen.' Ich habe in meinem Buche 'Germanen und Griechen' (Wiesbaden, Kunzes Nachfolger) Seite 65 bis 67 den Nachweis geführt, daß es sich bei diesen Beratungen beim Mahle in Germania Kapitel 22 um die Vorversammlung der principes handelt. Dies hat Tacitus am Schluß des selben Kapitels mit den Worten angedeutet: Postera die retractatur . . . deliberant, dum fingere nesciunt (beim Mahle der principes), constituunt, dum errare non possunt (am folgenden Tage im großen Thing). — I Seite 78 sagt der Verfasser: 'Es fand jedes Jahr zu bestimmter, herkömmlicher Zeit, wahrscheinlich im Frühjahr, ein ordentlicher, regelmäßiger Landtag statt.' Darüber berichtet Tacitus eingehend in Germ. Kapitel 11. Daß in jedem Jahre damals nur eine gebotene bzw. ordentliche Versammlung des großen Landtags stattgefunden habe, ist nicht zu erweisen, ebensowenig, daß diese in das Frühjahr fiel. Nach der gewöhnlichen Annahme gab es jährlich eine bis drei solcher Versammlungen. (Vgl. z. B. Tacitus Germ. von Schweizer-Sidler zu dieser Stelle.) — I Seite 122 hebt der Verfasser hervor, daß bei den alten Germanen die Braut bei der Heirat 'fast immer von ihren Eltern (oder Verwandten) eine Aussteuer oder Mitgift' erhalten hat. In der ältesten Zeit war bei den Germanen der Brautkauf allein üblich. Aber bald trat die Sitte ein, daß die Braut von den Gaben des Bräutigams einen Teil in die Ehe zurückbekam. Dies ist in Tacitus Germ. Kapitel 18 mit den Worten angedeutet: invicem ipsa armorum aliquid viro offert. So hat sich allmählich die Mitgift entwickelt. Vgl. mein Buch Germanen und Griechen, Seite 88 bis 90.

Indem ich die Ausstellungen hiermit schließe, bekenne ich gerne, daß das Werk trotzdem viel Lob verdient. Der Verfasser hat mit großer Mühe und auch mit Geschick die wichtigsten Abschnitte der älteren deutschen Geschichte geschildert. Seine Voraussetzung im Vorwort zum I. Band, daß er insbesondere auf den Dank der reiferen Jugend der höheren Lehranstalten rechnet, erscheint sehr berechtigt. Es darf die


Hosted by Google

Anschaffung dieses Buches für die Schülerbibliotheken der mittleren und oberen Klassen der höheren Schulen empfohlen werden.

2) Hugo Gruber, Rund ums Jahr 1912. Jahrbuch für junge Deutsche. Mit 4 Farbentafeln, zahlreichen Vollbildern und Textillustrationen. Berlin 1912, G. Grote. XII u. 244 S. 8. geb. 3 ℳ.

Dr. Hugo Gruber, Direktor der Viktoria-Luisen-Schule und des Oberlyzeums zu Berlin-Wilmersdorf, gibt das Jahrbuch für junge Deutsche unter Mitwirkung von namhaften Vertretern heraus. Der vorliegende Band enthält achtzehn Artikel über sehr verschiedene Gegenstände, von denen hier nur folgende aufgezählt werden sollen: Was will und soll der Jungdeutschland-Bund? von Feldmarschall Freiherrn von der Goltz; Zur Frage der Jugendpflege, Die Selbständigkeit der Frau, Zeitgemäße Aufgaben für die Frau, Neues aus der Literatur, Heimgegangene Dichter, Aus Erde und Himmelskunde, vom Herausgeber; Denkmalkunst, Neue Wege im Kunstgewerbe von Professor Heinrich Werner; Goethe und Napoleon, von Professor Dr. Christian Waas; Ein Kapitel von neuerer deutscher Lyrik, von Direktor Dr. Roland Abramczyk; Schülerrudern, von Professor Wickenhagen; Denkende Maschinen, von Hans Dominik. Alle diese Artikel sind für die männliche und weibliche Jugend bestimmt. Der Herausgeber geht dabei, wie er in der Einleitung darlegt, von folgenden Grundsätzen aus. 'Die gleichmäßige Tätigkeit im Berufe kann für unsere Jugend nicht allein das Ziel des Lebens sein. Sie soll sich auch des Lebens erfreuen.' 'Der wesentliche Anteil, den geistige Tätigkeit an wahrer Lebensfreude hat, wird bestehen bleiben, mögen auch Sport und Spiel noch so sehr daran beteiligt sein. Wie es nun von bleibendem Werte ist, die Jugend zu einer verständigen Lektüre der Werke der Gegenwart dadurch anzuregen, daß man ihr führende Geister der Literatur nahebringt, ... so wird es sich auch als vorteilhaft erweisen, ihr das nicht vorzuenthalten, was Kunst und Wissenschaft Neues und für die Allgemeinheit Wertvolles bieten. Dabei ergibt sich als eine selbstverständliche Forderung, ihr auch das zu bieten, was in der Gegenwart zum Gegenstand allgemeiner Erörterungen gemacht wird.'

Da der Herausgeber in der Einleitung von der 'gleichmäßigen Tätigkeit im Berufe' der Jugend spricht und ferner die zwei Artikel 'Was will und soll der Jungdeutschland-Bund' und 'Zur Frage der Jugendpflege' vorangestellt sind, so muß der Schluß gezogen werden, daß das 'Jahrbuch für junge Deutsche' in erster Reihe für die schulentlassene Jugend bestimmt ist. Daß aber die reifere Schuljugend nicht ausgeschlossen ist, beweisen namentlich Artikel wie 'Das Schülerrudern' und teilweise auch 'Neues aus der Literatur'; letzterer beginnt mit dem Buche des Professor Dr. Johannesson 'Was sollen unsere Jungen lesen', das aus seinem für die deutsche Unterrichtsausstellung in Brüssel für höhere Lehranstalten verfaßten Verzeichnis einer Schulbücherei erwachsen ist. Für die reifere Jugend höherer Lehranstalten wird die vom Herausgeber während ihrer Erholungszeit gewünschte besondere 'geistige Tätigkeit' weniger erforderlich scheinen, da ihr diese im Unterricht und in der Schülerbibliothek eingehend geboten wird. Dagegen verdienen die Bestrebungen des Herausgebers für die schulentlassene Jugend

Hosted by Google

große Anerkennung und wirksame Unterstützung. Es wird freilich sehr darauf ankommen, genaue Richtlinien und maßvolle Grenzen einzuhalten, die der Bildung und Fassungskraft der schulentlassenen Jugend entsprechen. Die vom Herausgeber am Schlusse seiner Einleitung ausgesprochene 'selbstverständliche Forderung, der Jugend auch das zu bieten, was in der Gegenwart zum Gegenstand allgemeiner Erörterungen gemacht wird', darf nur mit weiser Beschränkung gelten. Dagegen werden sowohl bei den allgemeinen Grundsätzen als auch bei der Auswahl der Artikel die Aufgaben für die Charakterbildung der Jugend, namentlich die sittliche und patriotische Bildung, besonders betont werden müssen. Es würden z. B. Artikel über den Wert eines guten Theaters, über die soziale Frage, über echten Patriotismus, über den Wert der Arbeit, über wahres Vergnügen sehr zeitgemäß und von allgemeinem Interesse sein. Dafür könnten Artikel wie 'Die Malerei des Augenblicks' und 'Höhenwege im Algäu', deren Wert an sich nicht unterschätzt werden soll, im Jahrbuch für die deutsche Jugend fehlen.

Der Berichterstatter wünscht dem löblichen Unternehmen, das im vorliegenden Buche viel Gutes für die Jugend bringt und in den folgenden Ausgaben des Jahrbuches noch mehr vervollkommnet werden kann, den besten Erfolg. Auch die gute Ausstattung des Buches sowie die Abbildungen verdienen Anerkennung. Besonderes Lob darf den Abbildungen zu den Artikeln Denkmalkunst und Neue Wege im Kunstgewerbe von Professor Heinrich Werner zuerkannt werden.

3) Wagner, Heitere Lebensweisheit. Plauderstunden mit der Jugend. Aus dem Französischen übersetzt von C. Fuhrmann. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig 1912. Quelle und Meyer. VIII und 202 S. 8. geb. 3,20 ℳ.

Dieses Buch hat ein Vorwort vom Geheimen Oberregierungsrat Dr. J. Norrenberg erhalten. In diesem finden wir folgende Anschauungen. 'Nicht auf rein äußerliche Erziehung zur Fügsamkeit und zum Gehorsam wollen wir dabei hinstreben, sondern in erster Linie auf Anregung und Anleitung zur freudig schaffenden Anteilnahme am Leben der Gemeinschaft. Doch schwerblütig, wie wir nun einmal sind, neigen wir auch hier dazu, pädagogische Systeme aufzubauen, zu theoretisieren, zu spintisieren, und wir vergessen dabei nur zu oft die Umsetzung in frisch atmendes Leben.' 'Nur selten begegnen wir auf höheren und niederen Schulen Leuten, die wie Dr. Malten (in Arminius' Realschulroman "Die neue Laterne") sich freuen, wenn die Schüler fröhlich lachend ins Physikzimmer treten, da ja auch die Natur stets lacht, wenn sie schafft' (!) 'Zum Lebensfrühling gehört nun einmal sonniges fröhliches Lachen.' Auch den Eltern wünscht er, daß sie aus dem Buche lernen möchten, 'mit heiterem Lachen ihre Kinder zu tüchtigen, frischen, arbeitskräftigen Menschen heranzubilden'. Der Berichterstatter bekennt offen, daß ihn, den alten Schulmann, dies Vorwort mit einem gewissen Mißbehagen und auch mit etwas Mißtrauen gegen das Buch erfüllte. Zu seiner Freude wurde er aber beim Lesen des Buches angenehm überrascht. Vom 'fröhlichen Lachen' ist im Buche überhaupt nicht die Rede, sondern es werden die Kinder an geeigneten Beispielen freundlich, aber doch ernst


Hosted by Google

und wirklich in ganz trefflicher Weise belehrt, 'um tüchtig, verständig, gut, fleißig und liebenswürdig zu werden'. (Siehe S. 2 unten.) Zum Beweise wird der Berichterstatter einzelne dieser am Schluß der kleinen Erzählungen zugefügten Lehren hier folgen lassen. Die Erzählung vom Wasser und seinem Nutzen, namentlich bei den Mühlen, gibt dem Verfasser Anlaß zu folgender Ermahnung. 'Ohne Selbstzucht, Ordnung und Gehorsam seid ihr nicht stark. Wenn man eurem jungen Willen Schranken setzt, . . . so denkt nicht, daß man euch ärgern will, euren Frohsinn und euer Vergnügen dämpfen will. Nein, man will nur nicht, daß ihr eure Kraft vergeudet, wie das Wasser, das auf die Erde verschüttet wurde. Ihr sollt mit dieser Kraft haushälterisch umgehen, sie für den rechten Augenblick aufsparen.' In der folgenden Erzählung 'Wenn Feuer und Wasser übereinstimmen' gelangt der Verfasser zu folgender Lehre: 'Feuer und Wasser geben uns die gleiche Mahnung, wie jede ungezügelte Kraft sich verwandelt in verheerende Gewalt' . . . 'Merkt es euch: Gehorchen und sich beherrschen ist das oberste Gesetz.' Die dritte Geschichte 'Ein leerer Sack und ein Haufen Sand' gibt Anlaß zu folgender Nutzanwendung: 'Lernen wir verstehen, wie zwei schwache Kräfte stark werden, wenn sie sich zu gemeinsamer Arbeit vereinigen! Aus mehreren Sandsäcken können wir Schutzwälle und Bollwerke bauen.' Aus den vierzig kleinen Erzählungen soll hier nur noch die eine erwähnt werden: 'Wie aus Fäden Taue werden.' Aus dieser folgert der Verfasser den Kindern: 'Um zu großen Leistungen fähig zu werden, muß man sich im Kleinen treu bewähren. Aus dem selben Grunde nehmt euch vor kleinen bösen Anfängen in acht.' Der letzte Abschnitt handelt über 'Die Freude'. Sehr anzuerkennen sind die Vorbedingungen, die der Verfasser für diese stellt: 'Wenn man sich etwas vorzuwerfen hat, kann man sich nicht freuen, gerade so ist es, wenn man nicht gearbeitet hat. Das Vergnügen folgt der Anstrengung, der Arbeit' . . . 'Glaubt ihr, daß die Erholungspause solchen Reiz hätte, wenn die Schule mit ihrer strengen Zucht nicht wäre und in der Klasse nicht der Zwang des Stilleseins und Stillesitzens?' Mit diesen pädagogischen Grundsätzen, die sich von denen des Vorworts nicht unwesentlich unterscheiden, ist der Berichterstatter sehr einverstanden. Dabei unterschreibt er völlig den im Vorwort angeführten Satz des Quintilian: 'Wie viel besser lernt sich's doch bei einem Lehrer, den man liebt.' Nach seiner Erfahrung gewinnt aber gerade der Lehrer die Zuneigung und Liebe seiner Schüler, der bei allem Ernst im Unterricht und in der Erziehung ihnen stets sein Wohlwollen und seine Gerechtigkeit beweist und sie im Unterricht anzuregen und zu fördern versteht.

Da die Erzählungen für den kindlichen Interessenkreis bestimmt sind, so darf das Buch zur Lektüre für kleine Schüler, bei höheren Schulen für Sexta und Quinta, empfohlen werden.

4) Maximilian Schultze, Kriegsbriefe des weil. Kgl. Preuß. Generalleutnants Julius Ludwig v. Rudolphi aus den Jahren 1812 und 1813. Berlin 1913. R. Eisenschmidt. XV und 118 S. 8. Geh. 2,50 ℳ, geb. 3,40 ℳ.

Diese Kriegsbriefe sind jetzt vom Urenkel, dem Königl. Rittmeister im Ulanenregiment Kaiser Alexander III. von Rußland Nr. 1 Herrn

Hosted by Google

v. Rudolfi zu Militsch für die Veröffentlichung freundlichst zur Verfügung gestellt. In der vorliegenden Bearbeitung sind diese Briefe nicht überall wortgetreu widergegeben. Manches ist im Ausdruck und in der Form geändert, anderes auch ganz fortgelassen, wenn es jetzt für die Öffentlichkeit keine Bedeutung hat, manches, was in den Privatbriefen an die Gattin recht freimütig ausgesprochen war, ist gemildert worden. Es ist aber die besondere Eigenart des Verfassers erhalten, jedenfalls ihr kein Schaden zugefügt worden.

Da der Verfasser ein um Armee und Vaterland hochverdienter Mann war und von seinen Zeitgenossen sehr geschätzt wurde, so sind seine Briefe aus den bedeutungsvollen Kriegsjahren 1812 und 1813 als besonders interessante und teilweise sehr wertvolle Urkunden anzusehen. Der Herausgeber schildert zunächst kurz das Leben des Verfassers der Briefe von seiner Geburt 1772 bis zur Zeit des ersten Briefes. Major v. Rudolfi verließ als Kommandeur des Füsilierbataillons Nr. 5 seinen Standort Breslau am 11. April 1812, blieb noch einige Zeit in Oels und begann darauf seinen Marsch über Tilsit nach Kurland. Der Marsch durch Polen war nicht frei von Enttäuschungen, da die französische Heeresleitung für Verpflegung von Mann und Roß fast nichts vorgesehen hatte. Sein erster Brief ist in der Nähe von Tilsit am 22. Juni und 25. Juni 1812 geschrieben. Er ist besonders interessant durch den Bericht über die Revue, die Napoleon bei Insterburg über die preußischen Truppen am 18. Juni 1812 hielt, und durch das Gespräch Napoleons mit Rudolfi, sowie durch Rudolfis Urteil über Napoleon. Die folgenden Briefe aus Kurland beleuchten die militärischen Verhältnisse und Operationen, zeigen die Schwierigkeiten des Krieges und liefern auch manche bemerkenswerte Urteile über Personen. Besonders interessant ist, daß am 30. Dezember 1812, also an dem Tage, an welchem York die Konvention von Tauroggen abschloß, der Marschall Macdonald in Gegenwart von vier französischen Generalen und aller seiner Adjutanten zum Kommandeur Rudolfi, der unter Massenbach stand, sagte: 'Ce n'est que la Prusse, qui peut nous sauver.' 'Diesen Moment hatte ich also erlebt' fügt Rudolfi hinzu. In dem Befreiungskrieg 1813 hat er an den Kämpfen an der Katzbach, bei Wartenburg und bei Möckern teilgenommen und darüber berichtet. Ergreifend ist seine Schilderung des Sturmangriffs der Brigade Horn am 16. Oktober bei Möckern.

Am Rhein endeten die kriegerische Tätigkeit Rudolfis und zugleich seine Kriegsberichte an seine Frau, da er unter Beförderung zum Oberstleutnant Generalquartiermeister des neugebildeten fünften deutschen Bundeskorps wurde. Am Schluß des Buches sind die letzten Lebensschicksale Rudolfis mitgeteilt.

Dem Herausgeber gebührt wohlverdienter Dank für seine sehr sorgfältige Arbeit, ganz besonders für die sehr wertvollen Anmerkungen, in denen er wichtige Erklärungen gibt und namentlich die persönlichen Verhältnisse der im Buche genannten Offiziere mitteilt. Das Buch verdient wärmste Empfehlung.

Hosted by Google

5) Werner Josting, Erinnerungen eines kriegsfreiwilligen Gymnasiasten aus dem Jahre 1870/71. Zweite Auflage. München 1913. Becksche Verlagsbuchhandlung. IV und 150 S. 8. Geb. 2,50 ℳ.

Der jetzige Superintendent a. D. Josting in Gütersloh, der als kriegsfreiwilliger Gymnasiast, richtiger Abiturient, im VII. Armeekorps den Krieg von 1870/71 mitgemacht hat, schildert im vorliegenden Buche seine Erinnerungen, das jetzt in zweiter Auflage erschienen ist. Diese Erinnerungen geben mit Recht einen kleinen Einblick in den patriotischen Geist, von welchem die deutsche Jugend in jener Zeit beseelt war. Der Verfasser hat seine 'Erinnerungen' auf ausdrücklichen Wunsch seiner alten Lehrer niedergeschrieben und ihnen 'aus besonderem Auftrag einige Körnlein "attischen Salzes" beigemischt'. Er beginnt mit der Schilderung seines Abiturientenexamens im Sommerhalbjahr 1870. Wir lesen, daß die vier Abiturienten des Gütersloher Gymnasiums, je näher das gefürchtete Examen rückte, um so tiefer von dem Bewußtsein durchdrungen wurden, daß sie eigentlich nichts, gar nichts wußten. Ja, 'wenn sie nachts aus schwerem und ängstlichem Traume erwachten, dann war es sicher, daß sie mitten im Abiturientenexamen standen'. Darum verzichteten sie auch auf die Sommerferien, 'blieben in Gütersloh zurück, um die höchst bedenklichen und zahllosen Lücken und Mängel nach Kräften auszufüllen'. Sonst war das Leben der Primaner in Gütersloh ziemlich angenehm. In Bertels Kaffeehause war der Saal ein für allemal der Prima reserviert. Ein Schrank enthielt die langen Pfeifen und Liederbücher. Dorthin wanderte Mittwochs und Samstags die Prima. Hier dampften die langen Pfeifen, erklangen die Lieder und wurden Reden gehalten (S. 20). Bei der großen Furcht der Abiturienten vor dem Examen war es kein Wunder, daß sie nach der Kriegserklärung Frankreichs im Juli 1870 den Erlaß des preußischen Kultusministers mit unaussprechlicher Freude begrüßten, wonach mit den im vierten Semester der Prima angehörenden Gymnasiasten unmittelbar nach Schluß der Sommerferien unter Verzicht auf die schriftliche Prüfung nur die mündliche Abiturientenprüfung abgehalten werden sollte, die ausnahmsweise allein für das Zeugnis als ausreichend erklärt wurde. Alle drei, die sich zu dieser Ausnahmeprüfung unter Verpflichtung des Diensteintritts meldeten, bestanden, aber nur einer konnte den Dienst antreten, unser Verfasser, die beiden anderen wurden aus Hinderungsgründen nicht eingestellt. Im Anschluß hieran teilt der Verfasser folgendes mit. 'Die Notprüfung bestanden in Preußen im ganzen 1262 Gymnasiasten und 162 Realschüler; 1554 wurden zum Kriegsdienst einberufen, hinzukommen noch 629 Freiwillige, so daß im ganzen 2183 Schüler in den Krieg zogen. Auf den Schlachtfeldern blieben zwei Prozent der Gymnasiasten.'

Besonders erhebend ist der vom Verfasser mitgeteilte Brief seines Vaters, durch den dieser seinem Sohne den sofortigen Eintritt in die Armee gestattet (S. 15), und der Abschnitt 'Der König kommt durch', in dem die große patriotische Begeisterung geschildert wird, als König Wilhelm am 1. August während seiner Fahrt nach Frankreich 20 Minuten auf dem Bahnhof in Gütersloh hielt (S. 23—27). Aber auch die

Hosted by Google

folgende Darstellung, der Abschied von Gütersloh, der Eintritt ins Heer und die ganze Kriegstätigkeit des jungen Kriegers, wobei er auch den Südfeldzug unter General Manteuffel mitgemacht hat, ist sehr lesenswert. Nach acht Monaten ernsten Kriegsdienstes, der oft mit großen Gefahren verbunden war, kehrte unser Held wohlbehalten freudig heim zu seinem dankerfüllten alten Vater. Drei Wochen darauf bezog er die Universität, um Theologie zu studieren. Auf einer am Schluß beigefügten Karte ist der Ausmarsch und Rückmarsch recht übersichtlich dargestellt.

Das Buch darf den Schülern der mittleren und oberen Klassen aller Schulen warm empfohlen werden.

6) Adolf Saager, Blücher-Anekdoten. Ein Charakterbild des Marschalls Vorwärts. Stuttgart. Ohne Jahreszahl. Verlag von Robert Lutz. 253 S. 8. Preis brosch. 2,50 ℳ. Geb. 3,50 ℳ.

Das vorliegende Buch bildet den 13. Band der in dem selben Verlage erschienenen Anekdotenbibliothek. Es soll Blücher als Mensch und als Soldat vor uns aufleben lassen, wie er dachte, sprach und handelte. Eine Sichtung der Geschichten nach dem Gesichtspunkt, ob sie für Blücher bezeichnend sind, ist unterblieben. Ebenso ist jede Auswahl mit Rücksicht darauf ausgeschlossen, ob die Tatsachen an und für sich zur Bewunderung oder zum Tadel stimmen. 'Wir wollen die prächtige Gestalt des jugendlichen Alten von ihr selbst aus zu begreifen suchen. Wir wollen ihn durch sein Leben begleiten, an den Spieltisch wie in die Schlacht, in seinen Familienkreis wie in das Gebiet der Weltbegebenheiten.' Auf Seite 15—252 gibt der Verfasser Einzelzüge, auf Seite 255—268 das Gesamtbild.

Der Berichterstatter hat den Eindruck gewonnen, daß in dem Buche nicht immer wirkliche Anekdoten erzählt werden. Oft sind es kleine Erzählungen, die sich auf Blücher beziehen, wie schon die ersten: 'Blüchers Erziehung', 'Was ihm der Vater mitgab', 'Die goldene Freiheit'. Jedenfalls hat aber der Verfasser es verstanden, kurz und mit Geschick die einzelnen Erzählungen, mögen sie nur eine bemerkenswerte Seite von Blüchers Charakter beleuchten oder sehr markante Worte und Handlungen des Helden widergeben, einzuleiten und in das rechte Licht zu stellen. So ist ein Buch entstanden, das sehr geeignet ist, das Interesse des Lesers für diesen populären Mann noch zu stärken. Nur eins wird mancher Leser vermissen, die Angaben über die wichtigsten Quellen für die Berichte. Diese könnten bei der folgenden Auflage wenigstens allgemein in der Einleitung angegeben werden. Dies ist an sich von großem Wert, namentlich aber, wenn beim Leser Bedenken entstehen und er sich gerne näheren Aufschluß verschaffen möchte. Als Beispiel soll hier auch mit Rücksicht auf die historische Wichtigkeit die auf Seite 59—61 gebrachte Darstellung etwas näher erörtert werden, welcher der Verfasser den Titel gegeben hat 'Ein strategischer Fehler?' In dieser Erzählung wird die Notwendigkeit der Kapitulation Blüchers bei Ratkau bezweifelt. 'Nach Blüchers Rückzug auf Ratkau erklärte er Eisenhart, der ihn nach glücklicher Rettung der Kasse aufsuchte: Ich muß leider kapitulieren, weil es mir an allem fehlt und ich zu schwach bin ...

Hosted by Google

Wir sind von allen Seiten umringt. Eisenhart war hingegen der Ansicht, daß die Straße nach Hamburg noch offen sei.' Es werden darauf die großen Vorteile dieses Rückzuges nach Hamburg geschildert und zum Schluß zur Bestätigung folgende Worte Blüchers hinzugefügt, als ihm Eisenhart später seine Ansichten über den vorteilhaften (aber leider versäumten) Rückzug nach Hamburg auseinandersetzte: 'Herr! ich wollte, daß Ihn der Teufel holte — vielleicht hat Er recht!' Wenn die Sache so läge, dann hätte Blücher allerdings einen unverzeihlichen strategischen Fehler begangen. Bisher haben die Leser wenigstens zum größten Teil eine andere Auffassung gehabt. Desgleichen weiß das zuverlässige Werk von Blasendorff (Gebhard Leberecht von Blücher. Berlin Weidmann 1887) nichts von diesem angeblichen strategischen Fehler Blüchers. Dieses berichtet, daß bei Ratkau die Pferde ohne Futter, die Mannschaft ohne Nahrung waren, und daß es selbst an Schießbedarf mangelte (S. 105). Unter diesen Umständen war eine weitere Operation Blüchers unmöglich. Besonders wichtig ist aber, daß die Immediat-Untersuchungskommission, welche sich 1808 mit der Aufklärung dieser Kapitulation befaßte, auf Grund der zahlreichen eingeforderten Berichte ihr Urteil dahin abgab, daß 'dem kommandierenden General nirgend eine Verletzung seiner Pflichten gezeigt werden kann, folglich diese Kapitulation zu den seltenen gehört, die sich rechtfertigen' (S. 107).

Schon mit diesem einen Beispiel dürfte der Wunsch des Berichterstatters betreffend Angabe der wichtigsten Quellen begründet sein. Es würde das Buch, das schon jetzt wertvoll ist, dadurch sicherlich noch mehr an Bedeutung gewinnen.

7) Wilhelm Münch, Der Schneider von Breslau und andere Geschichten. Mit biographischem Nachruf von Adolf Matthias. München 1913. Becksche Verlagsbuchhandlung. XXVIII und 169 S. 8. Geb. 3,50 ℳ.

Das Buch ist nach dem Tode Münchs veröffentlicht ohne Angabe des Herausgebers. Es beginnt mit einer eingehenden wertvollen Biographie Münchs, die seine Verdienste gebührend würdigt. Diese stammt von Adolf Matthias und ist zum Teil aus der Internationalen Monatsschrift 1912 Heft 9 entlehnt. Im Jahre 1897 trat Münch mit Rücksicht auf seine Gesundheit von seinem Amt als Provinzialschulrat zurück und wurde in Berlin Honorarprofessor mit einem Lehrauftrag für Pädagogik. Neben seiner reichen pädagogischen Wirksamkeit hat er eine umfangreiche schriftstellerische Tätigkeit entwickelt, die vom Unterricht ausging, aber bald auch über das Gebiet der Schule und Pädagogik hinausschritt. In seinen letzten Lebensjahren sind die Bücher erschienen 'Gestalten vom Wege', 'Leute von ehedem, und was ihnen passiert ist' und 'Seltsame Alltagsmenschen'. Das letzte (erschienen 1910 bei Beck in München) nannte Münch sein 'letztes Aufgebot'. Es haben sich aber in seinem Nachlaß noch sieben Erzählungen befunden, die nach seinem am 25. März 1912 erfolgten Tode herausgegeben sind. Ob Münch wünschte, daß nach seinem von ihm ausdrücklich bezeichneten 'letzten Aufgebot' noch diese sieben Geschichten veröffentlicht werden sollten, erscheint demgemäß sehr zweifelhaft.

Hosted by Google

Bei der Beurteilung dieser Geschichten beginnen wir mit der bevorzugten, welche die Titelrolle erhalten hat und darum von uns etwas eingehender berücksichtigt werden soll, dem 'Schneider von Breslau'. Die ersten zwei Sätze erregen unser Interesse: 'Hoch hob Matthias Grünberger die Hand empor, wieder und wieder. Aber nicht, um andern ein Signal zu geben oder einen Befehl oder etwa eine Warnung.' Auf die Erklärung der Aufregung des Schneiders läßt der Verfasser den Leser ziemlich lange warten. Sie erfolgt erst auf Seite 17 der aus 21 Seiten bestehenden Geschichte. Zunächst erzählt er vom Werkzeug des Schneiders, seiner Werkstatt, wirft die Frage auf, ob vielleicht eine junge Dirne die Erregung des Schneiders veranlaßt hat, um sie darauf zu verneinen. Der folgende Vergleich mit anderen Handwerkern fällt für den Schneider nicht günstig aus. Auch in Gestalt und Haltung bildet Grünberger keine Ausnahme von der Regel seines Standes. Aber er hatte gern in Büchern gelesen und die Arten von Begeisterung der Zeitgenossen mitgemacht. Da beginnt die große patriotische Bewegung von 1813, wobei Breslau der Sammelplatz wird. In dieser ganzen Schilderung tritt nun die erste Handlung des Schneidermeisters ein, als Frau von Lützow bei ihm eine Uniform für Theodor Körner bestellt. Diese Arbeit und die ganze patriotische Begeisterung bringt den Schneidermeister in so große Erregung, daß er sich entschließt, auch für sich selbst eine Lützower Uniform anzufertigen und völlig eingekleidet sich zum Eintritt in dieses Freikorps zu melden. Der Tag der erfolgten Aufnahme war der schönste Tag seines Lebens. Mit einer kurzen Darstellung der Hoffnungen und Erwartungen des Schneidermeisters schließt die Geschichte.

Auch in dieser Erzählung zeigt es sich deutlich, daß Münch ein Meister in der Schilderung ist. Er hat es verstanden, den Schneidermeister trefflich zu charakterisieren, wenngleich nicht zu verkennen ist, daß einzelnes, namentlich auf den ersten Seiten, ohne Grund etwas zu sehr ausgedehnt wird. Ein besonderes Interesse des Lesers wird nur durch die patriotische Erhebung in Breslau angeregt, bei der die geringe Handlung der Erzählung besonders durch den Eintritt des Schneidermeisters in das Lützowsche Freikorps sich vollzieht. Hiermit bricht der Verfasser ab, obwohl sich ihm jetzt leicht die günstige Gelegenheit bot, die Handlung durch Taten seines Helden im Kriege zu beleben. (Vgl. Derfflinger.) — Ergreifend ist die kleine Schilderung 'Die Hyazinthen', die Frau Oldermann in jedem Jahre in wehmütiger Erinnerung an ihre verstorbenen drei Kinder kauft. — In der Erzählung 'Eine Siegerin' wird mit Geschick die treue und erfolgreiche Unterstützung geschildert, die eine sehr tatkräftige Försterstochter ihrem Bruder gewährt. — Eine ansprechende Darstellung mit trefflicher Charakteristik bietet die Erzählung 'Arme Prinzessin', in der die unglückliche Liebe dieser Prinzessin eine Rolle spielt. — In der folgenden Geschichte 'Die Erste und die Zweite' wird zuerst die Ehe eines Herrn und einer Frau geschildert, die seine Mutter, und nach ihrem Tode die Ehe des selben Herrn und einer zweiten Frau, die seine Tochter sein konnte. Beide Ehen waren unerfreulich. In dieser Erzählung fehlt das erhebende ethische Moment,


Hosted by Google

das in allen vorhergehenden eine Hauptrolle spielt, in der ersten der Patriotismus, in der zweiten die Mutterliebe, in der dritten die Bruderliebe, in der vierten die platonische Liebe. Demgemäß erweist sich die Erzählung 'Die Erste und Zweite' inhaltlich wenig wirksam. Auch die Charakteristik ist bisweilen matt und gesucht, so besonders zu Anfang, wo die Betonung der Negation doch zu weit geht. — Die sechste Geschichte, die den Titel führt 'Herrn Adrians Irrung', zeigt dem Leser einen sehr ungeschickten Liebhaber. Von drei jungen Damen erwartete die eine seine Liebeserklärung, der zweiten war sie zugedacht, die dritte empfing sie aus Mißverständnis. Daher blieb Adrian ehelos. Einen besonderen Wert wird man dieser Geschichte trotz anerkennenswerter Charakteristik nicht beimessen dürfen. — In der letzten Geschichte 'Die Märchen des Hofrats' werden vier kleine Märchen erzählt, die nach dem Tode eines einsamen Hofrats in seinen Papieren gefunden und auf ihn selbst gedeutet werden. Vielleicht dürfen diese auch ganz oder teilweise auf Münch selbst zu deuten sein. Lesenswert bleiben sie in jedem Falle.

Der Berichterstatter vermag sein Urteil über diese sieben Geschichten folgendermaßen zusammenzufassen. Leser, die viele Handlung lieben, werden von ihnen nicht befriedigt sein. Als Ersatz dafür finden wir eine gewandte Schilderung, die immer neue, bisweilen auch etwas gesuchte Anknüpfungen bringt. Treffende Lebenserfahrungen, öfters mit feinem Humor gewürzt, begleiten die Entwicklung der Gedanken, die in gewähltem Ausdruck und gewandtem Stil vorgetragen werden.

8) Emil Frank, Aus eiserner Zeit. Mit vier Bildern von Fritz Bergen. Köln. Ohne Jahreszahl. Verlag von Bachem. 165 S. 8. Geh. 2,50, geb. 3 ℳ.

Das vorliegende Buch bildet den vierzehnten Band einer 'Sammlung von Volks- und Jugendschriften mit historischem und kulturgeschichtlichem Hintergrund' und enthält eine Erzählung aus der Zeit der Freiheitskriege. Der Anfang ist ohne zwingenden Grund etwas kompliziert dargestellt. Die Erzählung beginnt mit Dierk Wiechmann, einem Bauernsohn aus der Gegend von Münster. Er hat zur Feier der Verlobung seiner Schwester von dem Baron von Laaring, bei dem er als Knecht dient, für zwei Tage Urlaub erhalten. Darauf geht die Erzählung auf den Vater Wiechmann über, greift aber zehn Jahre zurück auf jene Nacht, als seine Frau gestorben war und er fassungslos auf dem Holzblock vor dem Holzschuppen saß und alles überdachte. Mitten in der Erzählung dieser Gedanken wird auf fast zwei Seiten vom Öhm Janbernd berichtet. Dann folgen wider Mitteilungen über das weitere Leben des Vaters Wiechmann bis zum Tode seiner Frau. Noch immer 'saß er auf dem Hackklotz vor seinem Holzschuppen und wußte keinen Rat' (S. 12). Erst seine vierzehnjährige Tochter Dine bringt ihm Mut, da sie erklärt, daß sie die Führung der inneren Wirtschaft übernehmen wolle, was ihr auch zehn Jahre gut gelingt. Jetzt ist (auf S. 16) die Erzählung wider zu der am Anfang erwähnten Verlobung dieser Dine zurückgekehrt. Nunmehr tritt die Hauptperson, der Bauernsohn Dierk

Hosted by Google

Wiechmann, in den Vordergrund, dessen sehr ereignisreiches Leben im Buche spannend erzählt wird.

Bei der Rückkehr von einer Fahrt am Abend des Verlobungstages hat Dierk ein Feuer bemerkt, das nach seiner Vermutung auf dem Bauerngut seines Öhms sein dürfte. Sofort begibt er sich mit seinem älteren Bruder und einem dritten Begleiter auf den Weg dorthin. Da sie unterwegs erfahren, daß das Feuer nicht im Gehöft des Öhms wüte, so kehren der ältere Bruder und der Begleiter um, Dierk nicht. Der Leser dürfte sich wundern, daß nicht auch dieser zurückkehrt, der doch nur für zwei Tage Urlaub hat. Er geht zunächst zum Öhm, jedoch nur, um sich anzumelden und dann zum Feuer zu laufen. Da tritt eine neue Ablenkung für Dierk ein. Der älteste Sohn des Öhm ist bei den Rettungsarbeiten am Feuer verletzt und braucht einen Arzt. Ein anderer Bote ist nicht da, auch fahren konnte man zum Arzt nicht, denn 'in der Nacht konnte man zu leicht in einer Pfütze stecken bleiben'. Sogleich bietet sich Dierk an, der zufällig gerade jetzt ankommt. Bald tritt ein neues Hindernis ein. Dierk gelangt bei seinem Gang zum Arzt in einen dichten Buchenwald und vernimmt eine winselnde Stimme. Zwei dunkle Gestalten schleichen heran, aus deren leisen Worten Dierk entnimmt, daß es Wilddiebe sind, die den verfolgenden Förster unschädlich gemacht haben. Dierk überwindet und fesselt beide. Darauf löst er den an einen Baum gebundenen und arg zugerichteten Förster, den er schließlich noch tragen muß. Da er selbst verwundet ist, sinkt er schließlich um und ist erst nach 14 Tagen hergestellt. So hat er aber seinen zweitägigen Urlaub des Barons von Laaring erheblich überschritten. Bei seiner Rückkehr ist dieser sehr erregt und will den Knecht Dierk mit der Hundepeitsche züchtigen. Der Knecht ist ebenso in Erregung geraten, entreißt dem Herrn die Peitsche und erteilt ihm einige Schläge. Dieses schwere Vergehen veranlaßt Dierk, flüchtig zu werden. Nach mannigfachen Irrfahrten gelangte er in die Gegend von Wesel. In einem Gasthause lernt er einen Pferdeführer Peter kennen, der dem aus Frankreich verbannten Herzog von Enghien edle Pferde zuführen sollte, die ihm der König von England geschenkt hatte. In dessen Dienst begibt sich Dierk, gelangt so nach Ettenheim und wird dort Gartenarbeiter dieses Herzogs. Als der allgemein geliebte Herzog auf Befehl Napoleons von französischen Häschern widerrechtlich im neutralen Lande gefangen und nach Frankreich geführt wurde, folgt ihm Dierk, während Peter in Ettenheim zurückbleibt. Zufällig trifft er unterwegs den ihm aus Ettenheim bekannten Baron Grünstein, der ihm die Erschießung des Herzogs mitteilt. Jetzt fährt er mit dem Baron zurück und trifft wider zufällig in Straßburg seinen Freund Peter. Beide vereinigen sich jetzt in dem Entschluß, überall da zu sein, wo man gegen die Mörder ihres Herrn kämpft. So fochten sie zuerst im österreichischen Heere, darauf in der Schwarzen Schar des Herzogs von Braunschweig in Spanien, schließlich nach dem Aufruf König Friedrich Wilhelms III. in der preußischen Armee unter Blücher. Während der Schlacht von Groß-Görschen hat Dierk im Getümmel einen jungen Offizier herausgehauen und gerettet. Dieser wird später zufällig zu dem Bataillon des

Hosted by Google

Dierk versetzt, bringt diesem die Ernennung zum Korporal, wobei sich ergibt, daß er der Sohn des alten Baron Laaring ist. 'Na, das nenne ich aber einen Zufall', diese Worte legt der Verfasser selbst dem jungen Leutnant in den Mund. In dem Kampfe bei Möckern wird Dierk sehr schwer verwundet, bleibt liegen, wird aber noch rechtzeitig gefunden und gerettet — zufällig vom Leutnant Laaring. Im Hospital erhält Dierk das Eiserne Kreuz und reist nach erfolgter Genesung in seine Heimat. Hochbeglückt empfängt ihn sein Vater, dessen Nachfolger im Hof er jetzt wird, da der ältere Bruder im Kriege gefallen ist. Auch der alte Baron von Laaring ist versöhnt.

Es darf dem Verfasser bezeugt werden, daß er mit reicher Phantasie ein interessantes Lebensbild entworfen und in lebendiger Schilderung zur Darstellung gebracht hat. Nur hat er ziemlich oft dem Zufall eine Rolle erteilt und das Leben des westfälischen Bauernsohns etwas abenteuerlich gestaltet. Dennoch darf diese Volks- und Jugendschrift als geeignet angesehen werden, zumal der patriotische Geist, der das Buch namentlich in der zweiten Hälfte durchweht, Anerkennung verdient. Die Sprache ist dem Stoffe richtig angepaßt. Die Ausstattung ist zu loben.

9) Ad. Jos. Cüppers, Herkus Monte. Mit vier Bildern von H. Kaufmann. Köln. Ohne Jahreszahl. Verlag von Bachem. 137 S. 8. Geh. 2,50, geb. 3 ℳ.

Das bezeichnete Buch bildet den dreizehnten Band einer Sammlung von Volks- und Jugendschriften mit historischem und kulturgeschichtlichem Hintergrund. Es bringt eine Erzählung aus der Zeit der Eroberung Preußens durch den Deutschen Ritterorden und knüpft an den Namen eines sagenberühmten Heerführers der alten Preußen an, an Herkus Monte.

Mit gewinnender Wärme beginnt das Buch. Freundschaft, Religion, Vaterland, Kindes- und Elternliebe üben schon im ersten Abschnitt der Erzählung ihre wohltuende und belebende Wirkung aus. Der schwere Kampf zwischen den Ordensrittern und den alten Preußen, der zugleich ein Kampf zwischen Christentum und Heidentum war, wird im Buche in einer besonderen Episode recht spannend zur Darstellung gebracht. Der Hauptheld Herkus Monte, der im Kloster St. Moriz zu Magdeburg erzogen ist, wird nach dem Tode seines Vaters Fürst der Natangen und kämpft für die Freiheit seines Volkes gegen die Ritter vom Bartenstein. Aber er schwankt zwischen dem christlichen und heidnischen Glauben, bis er schließlich nach schweren Kämpfen mit den Rittern endgültig zum Christentum zurückkehrt und unbezwungen den Rittern sich beugt. In die Erzählung sind öfters kurze Schilderungen eingefügt, die durch ihre gewählte Sprache sich auszeichnen. Besonders wirksam ist die Schilderung des Romove, des größten Heiligtums des Volkes, das verborgen in Waldestiefen vom obersten Priester gehütet wird.

Der Inhalt des Buches ist gediegen und gewährt auch einen richtigen Einblick in die Denkungsart eines Volkes, das für seine Freiheit und den Glauben seiner Väter kämpft. Die Sprache ist ruhig und würdevoll. Die Ausstattung verdient Lob. Demgemäß darf das Werk als eine sehr geeignete Volks- und Jugendschrift bezeichnet werden.

Hosted by Google

10) Anna Hilden, Die Erbin von Ardara. Dem Englischen nacherzählt. Mit vier Bildern von M. Grengg. Köln. Ohne Jahreszahl. Verlag von Bachem. 158 S. 8. Geb. 2,50 ℳ.

Das vorliegende Buch bildet den dreißigsten Band einer illustrierten Sammlung für Mädchen. Als Hauptperson tritt Kathleen Macdermot in den Vordergrund, die sechzehnjährige Tochter eines verarmten Besitzers vom Schloß und Landgut Dermothill in Irland. Sie ist der 'Sonnenschein' der Dorfbewohner und die 'kostbarste Perle' ihrer Eltern, die durch einen ungeratenen Sohn sehr viel Kummer und Herzeleid erfahren haben. Auf Veranlassung des Lord Melton, des sehr reichen Oberbefehlshabers der englischen Armee in Indien, werden Kathleen und andere jüngere Verwandte vom Onkel Paul Fitzgerald auf sein großes Gut Stonecombe in England eingeladen. Dieser suchte nach einem Gerücht eine Erbin für das Landgut Ardara. Kathleen reist in Begleitung der Tochter eines Pächters, die sich freiwillig dazu angeboten, zu ihrem Onkel, wird von ihm und ihren drei Cousinen sehr freundlich aufgenommen und verlebt dort im vornehmen und sehr wohlhabenden Hause mit diesen und den anderen später ankommenden Verwandten bis zur Ankunft des Lord Melton eine glückliche Zeit. Darauf wird freilich dieser Aufenthalt widerholt ohne Schuld der Kathleen und ihrer Begleiterin durch ungünstige Zwischenfälle für sie recht unangenehm gestaltet. Jedoch tritt gerade dadurch der treffliche Charakter Kathleens in den Augen des Lord Melton in das beste Licht und veranlaßt ihn schließlich, ihr den Hauptzweck seiner Reise zu offenbaren. Er habe für seine Stieftochter Eva, welche seine Güter und unter diesen das einer besonderen Fürsorge bedürfende Atbara erbe, die richtige Genossin und Erzieherin gesucht und nun, so fügte er hinzu, diese in Kathleen gefunden. Falls sie und ihre Eltern damit einverstanden seien, solle Eva unter ihrer Leitung und unter ihrem Schutze bleiben. Kathleen willigt freudig ein, zumal sie es in erster Reihe dem Lord Melton verdankte, ihren lange ersehnten und vergeblich gesuchten Bruder widerzufinden. Ihn, der in Indien ein sehr tatkräftiger und wohlhabender Mann geworden war, hatte der Lord als seinen Geheimsekretär hierher gebracht. Die allgemeine Freude wird aber durch einen Brief aus der Heimat etwas getrübt, der die ernstliche Erkrankung des Vaters Macdermot mitteilt. Sogleich erfolgt die Rückreise des Geschwisterpaares. Reuevoll tritt der Sohn vor den kranken Vater und erhält Verzeihung. Die Erzählung schließt mit der Mitteilung, daß die vorhin genannte Eva sich mit dem Bruder Kathleens vermählt und, da sie mehrere Güter geerbt hat, das Gut Ardara ihrer geliebten Freundin und Schwägerin zum Geschenk macht.

Die ganze Darstellung ist lebenswahr und die Handlung in der Verkettung der Umstände gut begründet. Auch die Schilderungen sind bis in die einzelnen Züge frisch und geschickt ausgeführt. Sitten und Sprache sind die eines guten vornehmen Hauses. Ganz besonders ist der Charakter der Kathleen durch treue Elternliebe, Gottvertrauen, Freundlichkeit gegen alle Menschen, aber doch auch durch ein richtiges Maß von Willensstärke ausgezeichnet. Sie verdient mit Recht die ihr zu

Hosted by Google

Anfang beigelegte ehrenvolle Bezeichnung 'Sonnenschein ihrer Umgebung' und 'glänzendste Perle ihrer Eltern'. Daher darf das Buch für Mädchen, namentlich der oberen Klassen höherer Schulen, sehr warm empfohlen werden.

11) Richard Jahnke, Aus der Mappe eines Glücklichen. 3. Auflage. Leipzig und Berlin 1913. Teubner. 120 S. 8. Geb. in Leinwand 1,80 *M*.

Der Verfasser gibt in zwanzig kurzen Abschnitten wohlerwogene Ratschläge, wie man zur rechten Lebensweisheit und zu wahrem Lebensglück gelangen kann. Er erklärt im Nachwort in offener Bescheidenheit, daß er dies Büchlein nicht für Gelehrte und Weise geschrieben habe, und daß er keinen Anspruch darauf erhebe, tiefgründige, neue Weisheit zu bringen. Den unendlich vielen Menschen, die glücklich sein möchten, will er zeigen, daß es in ihrer Macht steht, glücklich zu werden. 'Wie ein Vater zu dem heranwachsenden Sohne, wie der ältere Freund zum jüngeren, so möchte der Verfasser zu seinem Leser reden.' 'Wenn du, lieber Leser, des einen oder anderen Rates nicht bedarfst, weil du von dem besprochenen Fehler frei bist, oder einen anderen, besseren Weg kennst, so grolle dem Verfasser nicht.' Hieraus ist deutlich zu ersehen, daß ein älterer Mann seine besten sittlichen Lebenserfahrungen jüngeren Menschen mitteilen will. Der Berichterstatter wurde beim Lesen dieser trefflichen Ratschläge lebhaft an die schönen Lehren erinnert, die im Alten Testament der alte Tobias seinem Sohne auf den Lebensweg mitgibt (Tobias Kap. 4) und die ferner Horaz namentlich in seiner zweiten Epistel des ersten Buches einem jüngeren Freunde für sein Leben erteilt. Überall gesunde Lebensweisheit älterer Männer für jüngere. Aus dem vorliegenden Buche mögen nur einzelne dieser Ratschläge, die durch die Darstellung richtig vorbereitet sind, mitgeteilt werden. 'Tu deine Pflicht und sei dir auch klar darüber, daß dein Tun — mag es noch so niedrig sein — ein notwendiges Glied ist in dem Tun der Menschheit' (S. 11). 'Wenn du dein Lebensschiff nicht glücklich zu steuern verstandest, so schilt nicht Wind und Wellen, sondern dich und deine Hand' (S. 19). 'Wie viele Freuden könnten wir erleben, wenn wir nur Herz und Sinne der Freude öffnen wollten' (S. 21). 'Denke, du seiest nur darum in der Welt, um den andern zu dienen! Du brauchst nicht bange zu sein, daß du Schaden davon hättest. So viel Eigenliebe, als gut und nützlich für dich ist, behältst du schon trotz deiner Bemühungen' (S. 27). 'Es gibt Großes genug im Menschenleben; wir können es sehen, wenn wir nur nicht durch getrübte Gläser sehen' (S. 34). 'Ärgere dich nicht über die Menschen! Entweder sind sie wirklich so schlecht und so verworfen, ... dann sind sie nicht wert, daß du .... deine Laune dir verderben läßt; oder sie sind nicht so schlecht, nun dann darfst du ihnen doch nicht unrecht tun' (S. 39). 'Blicke um dich, ob du nicht andere gewahrst, die schwerer leiden als du und dennoch nicht verzweifeln' (S. 40). 'Bist du in Wahrheit fromm, so kannst du niemand verachten, auch den nicht, der anders denkt als du, auch den Ungläubigen nicht' (S. 52). 'Den Platz im Leben, auf den

Hosted by Google

du Anspruch machen kannst und mußt, laß dir von niemand rauben!' (S. 53). Der Berichterstatter muß sich eine weitere Aufzählung versagen; jedoch dürften die angeführten Proben genügen, den hohen Wert des Buches anzudeuten.

Dem Berichterstatter hat sich beim Lesen des Buches aber auch ein Wunsch aufgedrängt. Die zwanzig kleinen Abschnitte behandeln Themata, die ohne die rechte Ordnung aufeinander folgen: 1. Erfahrung, 2. Das Rätsel des Lebens, 3. Optimismus und Pessimismus, 4. Glück und Freude, 5. Eigenliebe, 6. Größe, 7. Ruhe des Gemüts, 8. Ein Spaziergang, 9. Stolz und Bescheidenheit, 10. Der Weg durchs Leben usw. Mehrere Themata berühren sich sehr nahe und könnten miteinander verbunden werden. Jedes Thema ist an eine bzw. zwei Stellen aus Goethe angeschlossen, die als Motto überschrieben sind. Sollte dadurch etwa die vorhandene Reihenfolge und Teilung bestimmt sein, so würde es sich empfehlen, auf diese Dichterstellen zum Zwecke der präziseren Einteilung und Darstellung lieber zu verzichten. Dabei könnte einzelnes zusammengefaßt, anderes weiter ausgeführt werden. Nur nebenbei soll hier einer nicht zutreffenden Folgerung widersprochen werden. Auf S. 13 heißt es: 'Bist du ein gläubiger Christ, so glaubst du an einen Himmel, in dem es kein Leid mehr gibt; bist du es nicht, so rechnest du darauf, daß mit dem Tode alles aus sei.' Schon Homer und griechische Philosophen, die doch keine Christen waren, haben angenommen, daß mit dem Tode nicht alles aus ist.

Das treffliche Buch enthält schon jetzt so viel Gutes, daß es warm empfohlen werden darf.

12) P. Rumpert, Schawissant, der große Zauberer. Mit vier Bildern von Brockmann. Köln. Ohne Jahreszahl. Verlag von Bachem. 131 S. 8. Geb. 1,20 ℳ.

Das vorliegende Buch bildet den 56. Band von Bachems Volks- und Jugenderzählungen und enthält eine Geschichte aus den apostolischen Oblatenmissionen in Britisch-Kolumbien. Im Westen von Nordamerika erscheint die christliche Mission erst spät; jedoch sind zu Anfang des 19. Jahrhunderts dort schon einzelne Missionare tätig. In die letzte Hälfte der vierziger Jahre jenes Jahrhunderts, in der die Oblatenmission eine Anzahl Missionare in jene Gegenden sandte, fällt die Erzählung dieses Buches. Sie enthält eine eingehende Darstellung vom Leben jener Indianerstämme und schildert das allmähliche siegreiche Vordringen des Christentums. Ein einziger Missionar vermag mit seinen Worten und Werken christlicher Liebe die heidnischen Anschauungen beim Indianervolke zu überwinden und der christlichen Religion und Kultur allmählich den Weg zu bahnen. Selbst Häuptlinge beugen sich schließlich dem 'großen Geiste', den sie durch die Worte, noch mehr aber durch die gewinnenden Liebestaten des 'weißen Beters' in ergreifender Weise kennen gelernt haben.

Die ganze Darstellung ist eingehend, lebenswahr und spannend Die Sprache ist klar und geschickt.


Hosted by Google

13) Paul Keller, Ausgewählte Erzählungen. Herausgegeben von Gathmann. Paderborn. Ohne Jahreszahl. Verlag von Ferdinand Schöningh. 62 S. 8. Karton. 60 ℛ𝒻, Ganzleinenband 80 ℛ𝒻.

Das Büchlein enthält fünf kleine Erzählungen, denen der Herausgeber folgende Überschriften gegeben hat: 1. Das Köstlichste, 2. Legende, 3. Der Schultornister, 4. Eveline und 5. Der Schimmel. Diese sind folgenden Werken Paul Kellers entnommen: 1 und 5 aus In deiner Kammer, 2 und 4 aus Das Niklasschiff, 3 aus Gold und Myrrhe. In der Einleitung gibt der Herausgeber eine kurze Übersicht über das Leben und die Werke Kellers, den er den 'Neuromantiker' nennt. In den Erzählungen Das Köstlichste, Der Schultornister und Eveline spielen Kinder die Hauptrollen, in den Erzählungen Legende und Der Schimmel treten ältere Männer auf. Alle mit Ausnahme von Legende eignen sich zur Lektüre bzw. zum Erzählen für kleinere Kinder. Der Verfasser hat es verstanden, mit reicher Phantasie sich in die Kindesseele hineinzudenken und die kindliche naive Gedankenentwicklung durchzuführen. Die sentimentale Darstellung mit der schönen Charakteristik in 'Legende' dürfte für kleinere Kinder weniger verständlich sein; sie paßt mehr für ein etwas späteres Alter. Aber sie wird mit dem ernsten und gewinnenden Geist des Christentums, der diese Erzählung durchweht, sich recht wirksam erweisen.

14) Saar, Ebner-Eschenbach, Widmann, Erzählungen. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Josef Lackner. Leipzig 1913. Freytag. 86 S. 8. Karton. 85 ℛ𝒻.

Das Büchlein gehört zu Freytags Schulausgaben und Hilfsbüchern für den deutschen Unterricht. Es bringt in der verhältnismäßig sehr umfangreichen Einleitung (auf 27 Seiten, während das ganze Buch 86 Seiten hat) zunächst eine kurze Übersicht über das Leben und darauf eine genauere über die Werke der drei Verfasser Saar, Ebner und Widmann. Alle drei sind ihrer Geburt nach Österreicher, Saar und Ebner haben auch in Österreich gelebt, Widmann hat namentlich in Bern gewirkt. Übereinstimmend haben diese drei in ihren Werken den Tieren eine besondere Teilnahme gewidmet. Typische Beispiele hierfür bilden den Inhalt des vorliegenden Büchleins. Aus den Werken von Saar ist abgedruckt 'Tambi', aus den Ebners 'Krambambuli' und aus den Schriften Widmanns 'Herbsttage in den Berner Alpen'. In allen drei lieblichen Erzählungen spielt ein Hund die Hauptrolle mit seiner Liebe und Treue zu seinem Herrn, ja in Tambi beweist der Hund ihm sogar sein Mitgefühl, da er sich aufrichtet und winselnd seinem weinenden Herrn die Vorderpfoten auf die Schulter legt. So ansprechend aber diese drei Hundegeschichten auch sind, dennoch erscheinen sie dem Berichterstatter nicht ausreichend zu sein, den Stoff zu einem Hilfsbuch für den deutschen Unterricht zu bieten. Dagegen eignet sich das Büchlein, das auch durch seine korrekte und gewandte Sprache sich auszeichnet, sehr wohl für Lesebibliotheken der unteren, teilweise auch noch der mittleren Klassen. Die Lebensgeschichte der drei Dichter und die nähere Übersicht über ihre Werke nebst den beigefügten Literaturangaben würden dann freilich zum größten Teil überflüssig werden.

Hosted by Google

15) Arno Marx, Neue Geschichten aus dem Tierleben. Mit 23 Abbildungen im Text. Leipzig und Berlin 1912. Teubner. 147 S. 8. In Leinwand geb. 1,60 ℳ.

Der Verfasser erklärt im Vorwort, daß die vorliegende Sammlung neuer Geschichten aus dem Tierleben ihre Existenzberechtigung aus der Art ihrer Darstellung herleiten muß. Denn dem Leser treten nur bekannte, heimische Tiere entgegen in ihrem alltäglichen Leben und Treiben. Seine Beobachtungen dieser Tiere hat er zu bunten Lebensbildern gefügt. Die 23 Abbildungen bestehen aus einfachen Federskizzen, die als Kopfbilder, Initialen oder Schlußvignetten verwendet werden.

Der erste von den 20 Abschnitten des Buches ist betitelt 'Frühlingsnacht', enthält aber die Beobachtungen des Verfassers zum größten Teil an einem Frühlingsabend. Er hat diese in einer frischen und lebendigen Schilderung der von ihm bemerkten Vögel und Tiere vorgeführt, die so reichhaltig ist, daß beim Leser sich darüber Zweifel regen dürften, ob er alle diese Vögel und Tiere an einem Abend beobachtet hat. Jedenfalls enthält aber dieser einleitende Abschnitt eine herrliche Schilderung aus der Feder eines Mannes, der die Lebensgewohnheiten dieser Wesen genau kennt und darzustellen versteht. In den folgenden Abschnitten werden die Lebensschicksale je eines Tieres oder Vogels erzählt, wobei verschiedene Eigenschaften besonders eingehend dargestellt und daneben mit naturgetreuen Schilderungen wirksam belebt werden. Es mögen hier nur folgende erwähnt werden: Hasen, Maiwurm, Ringeltauben, Kreuzotter, Rebhühner, Rotfuchs, Kater, Dachs, Marder, Zaunkönig.

Der Verfasser hat in seinem Vorwort erklärt, daß er die bunten Lebensbilder 'mit schlichten Worten' dargestellt habe, und daß sein Zweck erreicht sei, wenn das Büchlein imstande sei, 'dem Leser Freude am tierischen Leben zu vermitteln'. Es vermag aber der Berichterstatter zu bezeugen, daß der bescheidene Verfasser mit diesem Buche mehr erreicht, als er hofft. Die Jugend, für die offenbar dieses Buch in erster Reihe geschrieben ist, wird aus den eingehenden gewinnenden Lebensbildern einerseits mehr Interesse für die Tiere entnehmen, andererseits aber recht nützliche Lehren schöpfen. Die Sprache des Buches ist klar und dem Stoffe angemessen, in Schilderungen oft auch recht gewandt. (Vgl. Frühlingsnacht.)

Das Buch darf warm empfohlen werden.

16) Hans Willy Mertens, Meine Schule. Köln. Ohne Jahreszahl. Verlag von Bachem. 80 S. 8. Geb. 2 ℳ.

Das Buch enthält 38 Gedichte, die sich auf das Schulleben allgemein, auf Schüler, Eltern oder die Natur beziehen. Sie sind mit sehr warmer Empfindung von einem Lehrer verfaßt, der seine Schüler aufrichtig liebt und seinen Beruf hoch einschätzt. Es wird dabei ein Lehrer vorausgesetzt, der in einem lieblichen Dörflein eine kleine Schülerschar von Mädchen und Knaben zu unterrichten hat. Obwohl vereinzelt sich noch kleine Mängel in der Form vorfinden, wird das von einem großen Kinderfreund stammende Buch mit seinem sehr ansprechenden Inhalt, der auch erziehend wirken kann, einen nicht geringen


Hosted by Google

Wert behalten. Ein Verslein des Buches mag hier zugefügt werden, das allgemeine Bedeutung hat (S. 52):

O karge nicht mit deiner Liebe
Und nicht mit einem guten Wort!
Wenn's heut auch ohne Segen bliebe,
Es lebt im Herzen dennoch fort.

17) Robert Streit, Das Opfer, eine historische Erzählung aus dem Zululande. Mit vier Bildern von Brockmann. Köln. Ohne Jahreszahl. Verlag von Bachem. 128 S. 8. Geb. 1,20 *M*.

Das Büchlein bringt eine Erzählung aus der heidnischen Zeit des Zululandes, in der Aberglaube und roher Fanatismus dort herrschte. Als Hauptperson tritt der große Häuptling Jobe auf, der von einer unheimlichen Furcht ergriffen wird, weil ein Ochse in seinem Viehkral eine Ahnenschlange seines Geschlechts zertreten hatte. Dem damaligen Aberglauben gemäß mußte nun ein Mensch aus der Verwandtschaft des Häuptlings sterben, nach seiner Vermutung er selbst. Sein Verdacht richtet sich schließlich gegen seine zwei Söhne, die er töten will. Jedoch wird der älteste nur verwundet und nach dem Tode des Vaters sein Nachfolger. Die rohe Gesinnung des Häuptlings Jobe wirkt so abstoßend, daß das Buch für die Jugend nicht empfohlen werden kann.

18) Laurenz Kiesgen, Nächtliche Geschichten. Mit vier Bildern von Bercht. Köln. Ohne Jahreszahl. Verlag von Bachem. 127 S. 8. Geb. 1,20 *M*.

Das Büchlein enthält folgende fünf Erzählungen: 1. Diethelms Abenteuer, 2. Plutos Bild, 3. Der blasse Heinzen, 4. Kribbli—Krabbli, 5. Heiligste Nacht. In der ersten lesen wir von den Schicksalen des Ritters Diethelm, der sein reiches Vatererbe verpraßt hat und darauf von seinem ehemaligen jetzt reichen Diener aufgenommen wird. Dieser steht mit dem Teufel im Bunde, dem er auch seinen Reichtum verdankt. Jetzt will er seinen verarmten Herrn veranlassen, seinen Glauben abzuschwören und sich auch in den Dienst des Teufels zu begeben. Ritter Diethelm sagt sich wirklich durch Handschlag von Gott los und huldigt dem Teufel, aber der Forderung, auch die heilige Jungfrau Maria zu verleugnen, widerspricht er standhaft. Jetzt erhebt der Teufel ein schreckliches Gebrüll. Aber der Ritter betet reumütig in einer Kapelle vor dem Marmorbild der heiligen Jungfrau mit dem Christuskinde im Schoße und wird auf Veranlassung der durch ein Wunder belebten Jungfrau durch das ebenso jetzt lebende Jesuskind von seiner Schuld befreit. Auch sein zufällig in der Kapelle anwesender Gläubiger erläßt ihm die großen Schulden, gerührt durch seine Standhaftigkeit und durch das Wunder, ja er stellt ihm sogar die Hand seiner schönen Tochter in Aussicht. Also der Ritter verpraßt seine schönen, von den Vätern ererbten Güter, läßt sich von seinem Diener verführen, verleugnet Gott, huldigt dem Teufel, wird aber durch ein Wunder von der Schuld und obendrein noch von seinen Schulden befreit! — Die zweite Erzählung bringt eine recht niedliche Hundegeschichte, die tadellos ist. — In der dritten Erzählung tritt ein ungetreuer Diener, der wegen Diebstahls mit

Hosted by Google

Schimpf und Schande entlassen war, namentlich aber als Hauptperson ein Einbrecher auf, der in ein Schlafgemach eindringt, dort jedoch versteckt durch das Gebet eines frommen Knaben so gerührt wird, daß er seine Verbrecherlaufbahn aufgibt. — Die vierte Erzählung besteht aus einem schönen Märchen, in welchem ein kleiner Gnom armen und unglücklichen Menschen Freude bereitet. — In der letzten Erzählung findet man wider recht abschreckende Bilder: einen herabgekommenen Vater, Gefängnis, darauf eine übelriechende Schnapshöhle, Vereinbarung mit einem Verbrecher, fürchterliche Bluttat! Der Vater wird aber schließlich durch den Einfluß der heiligsten Nacht und durch seinen braven kleinen Stiefsohn zu besseren Gedanken geführt.

Drei von diesen fünf Erzählungen sind für die Jugend nicht geeignet, weil zu viel Verwerfliches vorgeführt wird, das trotz der zum Schluß etwas gesuchten bzw. zufälligen Besserung auf Kinder ungünstig einwirken muß.

19) Wilhelm Kosch, Eichendorff-Kalender für das Jahr 1913. Ein romantisches Jahrbuch. Vierter Jahrgang. Regensburg. Habbel. 160 S. 8. Geb. 2,40 ℳ.

Der Ausdruck Kalender im Titel des Werkes und der wirklich im Anfang abgedruckte Kalender erscheinen gegenüber dem reichen und gediegenen Inhalt des Buches recht nebensächlich, ja überflüssig. Es enthält zunächst folgende wertvolle Beiträge zur Eichendorff-Literatur: Eichendorffs Beziehungen zu der volkstümlichen deutschen Romanliteratur des 17. Jahrhunderts von Hubert Rausse; Eichendorff und Gaudy von Ewald Reinhard; Neue Briefe von Eichendorff mitgeteilt vom Enkel des Dichters; Begegnungen und Gespräche mit Eichendorff und Urteile über ihn, gesammelt von Wilhelm Kosch. Ferner finden wir im Buche folgende Studien und Dichtungen: Untersuchung zu Martin Greifs 'Klagendem Lied' von Marie Speyer; Ein Jahresring in Versen, von Hubert Rausse; Gedichte von Hans Freiherrn von Hammerstein; Das Käuzchen, ein Nachtstück von Regina Treu. Ganz besonders ist aber die sehr umfangreiche Romantische Jahresrundschau von Wilhelm Kosch zu berücksichtigen, dem Herausgeber des Jahrbuches und der historisch-kritischen Eichendorff-Ausgabe. Auch sind noch mehrere Kunstbeilagen dem Buche beigefügt, darunter ein bisher unbekanntes schönes Altersporträt Eichendorffs (zu S. 16) und das Eichendorff-Denkmal zu Neustadt O.-S.

Die reichen Darbietungen erweisen sich wertvoll, vielleicht mit Ausnahme der matten Erzählung 'Das Käuzchen, ein Nachtstück', in der dazu die einzige Pointe, der Tod der älteren Schwester, ziemlich unbegründet bleibt.

20) Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagebuch des allgemeinen Wissens. Sechste Auflage. 24. Band. Jahres-Supplement 1911—1912. Leipzig und Wien 1913. Bibliographisches Institut. 1020 S. Groß 8. Geb. in Halbled. 10 ℳ.

Das ganze sehr umfassende und wertvolle Werk bedarf keiner Empfehlung mehr. Der vorliegende Band, der nur ein Supplement für ein Jahr ist, enthält eine sehr große Zahl Abbildungen im Text und Bei-

Hosted by Google

lagen (S. 1017 und 1018) und führt das ganze Werk bis zum Ausgang 1912. Die bedeutende Zahl namhafter Mitarbeiter (S. 1019 und 1020) bürgt für die Gediegenheit der Artikel dieses Supplements. Es sei hier nur auf folgende Artikel hingewiesen: Alpenstraßen, Geschosse und Geschütz, Japanische Kunst, Luftfahrt, Medizin, Verbrennungsmaschinen, Volkswirtschaftslehre. Auch die höheren Schulen werden berücksichtigt, was u. a. folgende Artikel beweisen: Gymnasialverein, Schülerheimkolonien, Schulgesundheitspflege, Jugendschriften, Jugendwandern. Im letzten Artikel wird mitgeteilt, daß vor etwa 15 Jahren die höheren Schulen von Steglitz in der Angelegenheit des Jugendwanderns einen entscheidenden Schritt getan haben. Zum Zwecke der Stärkung der körperlichen und geistigen Kräfte, sowie der kameradschaftlichen Gesinnung und der Selbstzucht bildeten sie den Wandervogel-Verein. Jetzt gibt es eine sehr große Zahl dieser Wandervögel und bereits einen Verband dieser Vereine für Deutschland.

Dieser Supplementband reiht sich würdig den andern erschienenen Bänden an.

Berlin-Steglitz. R. Petersdorff.

Paul Holzhausen, Die Deutschen in Rußland 1812. 3.—4. Auflage. (5.—8. Tausend.) Berlin 1912. Morawe u. Scheffelt. XXXII, 155 u. 262 S. gr. 8. 7 M.

In einem starken Bande von 450 Seiten Groß-Oktav schildert der durch mancherlei Schriften über die Napoleonische Zeit bekannte Verfasser Leben und Leiden der Deutschen auf der Moskauer Heerfahrt. Denn in dem Heere, das mit Napoleon nach Rußland zog, befanden sich etwa 200000 Deutsche! Höchstens ein Zehntel ist zurückgekehrt! So bietet der Gegenstand für uns ein großes Interesse. Holzhausen gibt weniger eine zusammenhängende ausführliche Geschichte des Krieges, als eine aus zahlreichen Einzelberichten von Kriegsteilnehmern zusammengesetzte farbenreiche Schilderung der einzelnen Ereignisse. Er zählt 140 deutsche 'Quellen' auf, davon 37 ungedruckte. Freilich werden von letzteren nur aus 5 ausführlichere Berichte gegeben, während von den früher gedruckten 43 Berichterstatter zu Worte kommen. Viele von den Berichten sind recht anschaulich, so der von Martens über die Schlacht von Smolensk (I 43), von Meerheim über Borodino (I 99), Roos über den Einzug in Moskau (I 109), Zech und Loßburg über die Kämpfe an der Beresina (II 99). Als treffliche Ergänzung der etwas trockenen, aber recht zuverlässigen Darstellung v. Ostens ist das Buch für Schülerbibliotheken sehr zu empfehlen.

Charlottenburg. Gottfried Koch.



Was ist das Leben?

von

Georg Wilhelm Schiele

Ein Gespräch

I

Naturforscher: Wie denn? Sie, ein Arzt, der in den modernen Naturwissenschaften gebildet worden ist, der Häckels Schüler gewesen ist, Sie behaupten, das Lebendige bestände aus oder durch Materie und Geist?

Arzt: Jawohl, das meine ich. Und Sie, der Sie ein Naturforscher sind, sollen noch von mir bekehrt werden.

N.: Sie sind also kein Monist?

A.: Nein. Es gehört allerdings Mut dazu, sich heute zu einem bewußten Dualismus zu bekennen. Denn alle Welt denkt und redet monistisch, auch die es nicht Wort haben wollen.

N.: Scheint es Ihnen denn nicht, daß der philosophische Monismus eine Notwendigkeit menschlichen Denkens ist?

A.: Es folgt allerdings aus der Einheit des menschlichen Bewußtseins das Bedürfnis, alles Denkbare schließlich in einer Einheit zusammenzufassen. Sobald man aber von diesem obersten und letzten Schlußsatz, der alles Erkennbare zusammenfaßt, fortschreitet zur Beschreibung der Welt, braucht man den Dualismus von Materie und Geist, wenn anders man die Welt richtig und vollständig begreifen und beschreiben will. Der moderne Monismus ist ein anderer als jener notwendige Monismus.

N.: Ein vollständigerer.

A.: Nein, ein unvollständigerer. Es wäre ja auch ein idealistischer Monismus denkbar. Der moderne aber ist materialistischer Monismus, ist eigentlich nur verkappter und verschämter Materialismus. Dieser ist es, der in allen Köpfen herrscht.

N.: In allen? Ich meine, nur in denen, die naturwissenschaftlich denken und arbeiten.

A.: O nein, fast auf allen Gebieten menschlichen Geisteslebens.

N.: Zum Beispiel?

A.: In der Nationalökonomie, der Lehre von der Physis des menschlichen Lebens als Massenerscheinung, wie es sich wirt-


Hosted by Google

schaftend fortpflanzt und erhält, tritt er auf unter dem Namen des Marxismus und lehrt, daß alles, was dem Menschen hier als das Werk seiner Vernunft, seiner Sittlichkeit erscheint, nur Folge sei der materiellen Bedingungen. Solche volkswirtschaftlichen Materialisten aber gibt es viele, bewußte und unbewußte.

N.: Wo noch; in der Geschichte?

A.: In dieser, der Lehre von dem handelnden Geistesleben der Menschenmassen, herrscht der selbe materialistische Monismus und will uns verleiten, den eigentlichen Inhalt der Geschichte nicht in einem Widereinander von Masse und Geist, einem Allgemeingeist, sondern in den Massenerscheinungen allein zu sehen. Darum will er von keinen Taten der Helden in der Geschichte etwas wissen. Denn die Taten der Helden, weil sie von suchendem Geist und glaubender Vernunft eingegeben werden, entziehen sich der materialistischen Deutung; dagegen die vernunftlosen Instinkte und Triebe der Massen scheinen determiniert zu sein durch das Milieu, die materiellen Umstände, also durch äußere, tote, zufällige — im Sinne des Allgemeingeistes zufällige Gewalten.

N.: Und weiter?

A.: Weiter: die reinen Geisteswissenschaften sucht dieser Materialismus zu vernichten, indem er unter dem Namen des Positivismus Historizismus sie entgeistigt, ihres eigentlichen Inhaltes beraubt, und die Schale allein, den Stoff, den toten Balg verehrt als den allein würdigen Gegenstand der Forschung. Er zieht in diese Wissenschaften ein unter dem Namen der Entwicklungsidee.

N.: Diese Entwicklungsidee ist das größte Geschenk der Naturwissenschaften an jene alten Wissenschaften des Geistes, geeignet, sie an die Bedürfnisse des modernen Geistes anzupassen.

A.: Ja, gewiß, und diese Entwicklungsidee ist so recht die Idee der Geistlosigkeit. Alles entwickelt sich aus dem Vorhergehenden, aber ohne Zweck und Ziel (telos), und auch nicht nach einem geistigem Zusammenhang (logos), etwa nach dem Gesetz des Widerspruchs, wie Hegel lehrte, zu einer sinngemäßen Objektivierung des Geistes; sondern es gilt der rein materielle, äußerlich historische Zusammenhang als die Hauptsache, der geistige Inhalt der menschlichen Idee aber als gleichgültig! Im Staat sieht dieser Geist nicht eine Schule des Volkes, ein Erziehungsinstitut zu einer größeren edleren Zukunft; — denn was ist 'größer'? was ist 'edler'? — sondern ein Instrument zur Verwirklichung des Behagens der allermeisten und folgerichtig eine Leistung nur der Gegenwart für die Gegenwart. Wehe aber dem Steuermanne, der sein Schiff auf hohem Meere nicht nach ewigen Sternen, sondern nach dem gegenwärtigen Behagen der allermeisten leiten will. Er führt es dem Untergang entgegen.

N.: Wo finden Sie noch diesen Geist?

Hosted by Google

A.: Auf dem Gebiete der Kunst nennt sich dieser Geist Naturalismus oder Ästhetizismus. Ihm gilt getreueste Widergabe der Natur besonders des Gemeinen oder auch der leeren Stimmung, *l'art pour l'art*, als Kunst. Das Allgemeingeistige dagegen, die Idee, will er verbannt aus dem Reiche der Kunst.

N.: Die Kunst, meine ich, darf nur monistisch sein, wie die Natur es ist?

A.: Sie soll eine Einheit von Stoff und Idee geben, und darum ist sie dualistisch. Ich rufe Schiller, den Kantschüler, als meinen Glaubenszeugen auf den Plan, der eine dualistische Philosophie der Kunst gibt. Er sagt: 'Nichts, was bloß die sinnliche Natur angeht, ist der Darstellung würdig.' Darstellung des Leidens — als bloßen Leidens — ist niemals Zweck der Kunst, aber als Mittel zu ihrem Zweck ist sie äußerst wichtig. Der letzte Zweck der Kunst ist die Darstellung des Übersinnlichen, und die tragische Kunst insbesondere bewirkt dies dadurch, daß sie uns die moralische Unabhängigkeit von Naturgesetzen im Zustand des Affektes versinnlicht. 'Das erste Gesetz der tragischen Kunst ist Darstellung der leidenden Natur', — also der Notwendigkeit; 'das zweite ist Darstellung des moralischen Widerstandes gegen das Leiden', also der Freiheit. Da haben wir den Schillerschen Dualismus, einen verjüngten und verschönten Sohn des Kantischen, und der ein Feind ist des monistischen Naturalismus. Also nach Schiller soll die Kunst darstellen, wie der Mensch leidet in dem Streite von Notwendigkeit und Freiheit. Das nun ist auch der ganze Inhalt des Menschenlebens überhaupt in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit. Es gibt nicht nur eine materielle Gewalt und Notwendigkeit, die das kleine Menschenleben bedrückt: die Natur, sondern auch einen Geist, der den Menschen frei macht von der Natur, der den Menschen zum Herrn, Schöpfer, Bildner, Meister der Natur, d. i. der Notwendigkeit macht — zu einem Bildner freilich, dem es einmal gelingt, vielmal auch nicht gelingt —, zu einem Kämpfer, der heute siegt, morgen aber unterliegt.

N.: Sie haben eben von der tragischen Kunst gesprochen; wollen Sie auch von der plastischen Kunst der Darstellung des Menschenleibes, von Michelangelos oder Klingers Werken z. B. behaupten, daß sie dualistisch seien.

A.: Allerdings, aber das werde ich erst klarzulegen vermögen, wenn ich den monistischen und materialistischen Irrtum da aufgejagt habe, wo er seine festeste Burg und eigentliche Heimat hat, in der Physiologie und Biologie, der Lehre vom Leben, vom Menschenleben insbesondere. Soll er besiegt und durch einen anderen philosophischen Geist ersetzt werden, so muß der Angriff hier geschehn.

N.: Der materialistische Monismus, wie Sie ihn nennen, ist entstanden aus den Fortschritten der naturwissenschaftlichen Erkenntnis und den großartigen wissenschaftlichen Entdeckungen,

Hosted by Google

die auf physiologischem Gebiete in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gelungen sind.

A.: Ja, aus einer Art Trunkenheit des menschlichen Geistes, einem Rausch über diese allerdings großartige Erweiterung der Erkenntnis. Damals meinte man das Rätsel des Lebens gelöst zu haben. Sagen Sie mir doch: Was ist das Leben?

N.: Nichts anderes als eine Entladung chemischer Spannkräfte. Leben, das ist die Chemie des Protoplasmas.

A.: Auch die wunderbarste Erscheinung des Lebens, die menschliche Psyche, glaubte man deuten zu können als eine Begleiterscheinung chemischer Vorgänge in den Ganglienzellen des Gehirns.

N.: Ohne Phosphor kein Gedanke. Das bleibt, so brutal es klingt, doch wahr.

A.: Gewiß, aber kein Gedanke stammt seinem Inhalt nach ganz aus der Materie. Hören Sie mich an. Jede Philosophie und Theorie muß sich bewähren im Handeln. Denn der Mensch ist nicht nur ein erkennendes Wesen, sondern mehr noch ein handelndes Wesen. Fragen wir also: wie bewährt sich der materialistische Monismus im Handeln. Bald wird es Ihnen auch einleuchten, wieso gerade ich, ein Arzt, zum Kritiker am Monismus geworden bin. Denn der Arzt in seiner Praxis muß die Theoreme der Physiologie am Lebendigen handelnd erproben.

N.: So tragen Sie mir bitte Ihre praktische Physiologie vor!

A.: Wenn etwa vor zwanzig Jahren Eltern den Arzt ins Haus riefen und fragten: Was können wir tun, um diesen unsern Knaben zu einem an Leib und Seele starken Menschen zu erziehen? so antwortete der Arzt: *Mens sana in corpore sano;* das heißt: ein starker Geist ist nur die Äußerung eines starken Leibes. Wollt ihr euren Sohn stark machen, so gebt ihm so viel Moleküle Eiweiß und Kohlehydrate, soundso viel Kalorien täglich. Je mehr er davon anbaut, um so stärker wird er.

N.: Etwas einseitig und unvollständig, was dieser Arzt sagt. Er muß auch noch auf die Fehler und die Hindernisse der Entwicklung achten.

A.: Richtig; er sagt also noch: Ihr müßt ihn in jeder Hinsicht unter die besten Lebensbedingungen setzen; gebt seiner Entwicklung Freiheit; schont ihn, bildet ihn nicht nach euch oder nach einem Ziel, sondern laßt ihn sich selbst ausbilden, auswachsen und ausleben. Alles, was geschehen kann, ist nur die Entwicklung der gegebenen Physis freigeben. Würde er so gesprochen haben?

N.: So ungefähr.

A.: Das hat nun die Praxis längst als einen Irrtum erwiesen. Man kann einen gesunden Menschen nicht kräftig mästen und auch nicht kräftig pflegen, am wenigsten einen jungen, einen wachsenden Menschen. Der Mensch lebt nicht von dem, was er ißt, sondern von dem, was er tut; nicht von dem,

Hosted by Google

was er zu sich nimmt, sondern von dem, was er ausgibt. Er lebt nicht von dem, was er hinunterschlingt, was der Magen verdaut, der Darm verarbeitet, das Blut assimiliert – das liegt alles noch außer ihm —, sondern von dem, was seine Muskeln verbrauchen. Diese verbrauchen nur, was das Nervensystem befiehlt.

N.: Also meinen Sie, der Mensch lebt nicht durch seine Ernährungsorgane, sondern durch seine Willensorgane. Nicht leistet er, weil er sich ernährt hat, sondern er ernährt sich, weil er vorher geleistet hat.

A.: So mein ich es: Die Leistung ist kausal das erste, die Ernährung, nämlich der Ersatz des Verbrauchten, das zweite. Darum gibt die Leistung der Ernährung das Maß und nicht umgekehrt. Wenn heutigentages die Eltern den Arzt rufen und ihn fragen: Was können wir tun, um diesen unsern Sohn an Leib und Seele fürs Leben stark zu machen, so antwortet der Arzt: Ihr müßt ihn üben, ihr müßt seine Muskulatur üben, so wird sie stark. Ihr müßt seine Ganglienzellen üben, so werden sie auch stark. Hindernisse müßt ihr ihm in den Weg stellen, damit seine junge Kraft stark werde. Sporterziehung, Willenserziehung müßt ihr mit ihm treiben.

N.: Solches Handeln, meinen Sie, paßt nicht mehr zur materiellen Weltanschauung?

A.: Nein, sondern darin steckt eine ganz andere Vernunft des Handelns, die folgendes lehrt:

Der Mensch ist nicht Materie, sondern Form.

Die Materie strömt ja nur durch den Menschen hindurch. Rein materiell angesehen ist der Mensch nicht der selbe, der er vor zehn Tagen oder zehn Jahren war. Was bleibt, ist nur die Form. Worin besteht denn eine Wassermühle? Etwa aus dem Wasser, das hindurchfließt? Doch gewiß nicht. Oder aus Holz, Stein und Eisen, woraus sie gebaut ist? Auch nicht; sondern die Art, wie Holz, Stein und Eisen zusammengefügt sind, die Form, die zweckbestimmte Form, die der Mensch ihr gegeben hat, die Idee, wonach er sie gebaut hat, das ist eigentlich die Mühle. So auch der Mensch, und alles Lebendige, ist nicht nur Kraft und Stoff, sondern Form. Kraft und Stoff gehen nur hindurch durch die Form.

N.: Sie sagen also: die Form lebt, nicht die Materie.

A.: Von einem Pferde, das in einem Distanzritt gesiegt hat, sagt man lobend: es sei in guter Form angekommen, und meint aus der bewahrten Form seine innere Qualität ablesen zu können. So ist es auch mit dem Menschen, man kann an seiner Form seine physische Qualität, an seinem nackenden Leibe die innere Kraft seiner Organe ablesen.

N.: Also sagen wir: die Funktion ist eine Leistung der Form. Der Triumph des tödlichen Messers und der Nähnadel in der Chirurgie kommt übrigens auch gerade daher, daß die



Aufgabe immer darin besteht, die zerstörte Form widerherzustellen, damit der Gebrauch sie wider erfassen kann.

A.: Nun weiter: Die Form ist nichts Gegebenes, Bleibendes, Dauerndes, sondern ändert sich beständig. Auch die scheinbar festesten Formen werden fort und fort verwandelt. Das Gehirn ist gewiß das weichste Organ des menschlichen Leibes und die Schädelkapsel wohl eines der härtesten. Welche von beiden bestimmt denn nun dem andern die Form? Etwa der Schädel dem Gehirn? Nein, unter normalen und unter den meisten pathologischen Verhältnissen ist es umgekehrt. Ein im Gehirn wachsender Abszeß wölbt in wenigen Wochen den Schädel vor. Der harte Knochen ist überall am Leibe das allerplastischste Organ, er wird gebaut und beständig verändert.

N.: Desgleichen auch die anderen Organe.

A.: Wenn es den Anschein hat, als ob die Form dauere, indem sie selbst sich gleich sich erhält, —

N.: so geschieht das nur darum, weil sie beständig in der gleichen Form sich erneuert, das geb ich zu.

A.: Die lebendige Form wird gebaut vom Gebrauch. Sie kann sich nicht allein erhalten, sondern sie entsteht und vergeht und wandelt sich durch den Gebrauch. Man braucht das Bein eines gesunden, jungen, schönen Menschen nur 14 Tage in einen Gipsverband zu legen, so sind Masse und Form, Kraft und Schönheit verschwunden, allein durch den Nichtgebrauch der Muskulatur; ja das Röntgenbild zeigt, daß auch die Knochenstruktur schon zermürbt ist. Wenn ein Mensch durch eine akute Krankheit bis zum Skelett abmagert, so ist Schönheit und Gestalt verschwunden, und drei Monate später, wenn der gewohnte Gebrauch die Materie des Leibes wider erfaßt hat, so hat sich die alte Form voll widerhergestellt mit allen persönlichen Absonderlichkeiten. Wie kommt es denn, daß wir an der Form der Hand ablesen können, was einer für einen Beruf hat, oder, was noch wunderbarer ist, daß wir an der äußern Maske des Gesichts ablesen können, ob einer Geist hat oder nicht?

N.: Ich will Ihnen antworten: daher, daß die Form ein Produkt ist des Gebrauchs, so daß wir aus dem Produkt auf die gestaltende Kraft, den Gebrauch schließen können.

A.: Das Härteste am menschlichen Leibe sind die Zähne. Sie werden im Alter zuweilen zermahlen durch den Gebrauch. Aber in der Jugend und Rüstigkeit ist es gerade umgekehrt. Da wächst ihre Härte mit dem Gebrauch. Ein Kind, das nicht kaut, bekommt kleine, weiche, schlecht stehende Zähne, die frühzeitig kariös werden und ausfallen. Ein Kind, das kräftig kaut, die Zähne gegen hartes Brot und gegeneinander antreibt, bekommt große, harte, glänzende, schön stehende Zähne, die gesund bleiben. Auch die Form des Kiefers bildet sich durch den Gebrauch. Ähnlich wie die Karies der Zähne, entsteht die Karies der Lunge, die Tuberkulose, durch einen Mindergebrauch. Es gibt eine


Hosted by Google

Thoraxform, die sog. phthisische, die man schon an sechzehnjährigen jungen Menschen sieht und von der man meint, daß sie ihren Träger zu einem frühen Tod an Lungenschwindsucht prädestiniert.

N.: Ich halte auch diese Form für etwas Gegebenes, Angeborenes, für eine unentrinnbare Prädestination.

A.: In Wahrheit ist sie nur ein Entwicklungsprodukt, entstanden aus einem Mindergebrauch der Atmungsmuskulatur, aus einer Minderzahl von Atemzügen in langen Zeiteinheiten des Wachstums, ja sie ist nur eine Haltungsanomalie, die folgt aus der gegenwärtigen Schwäche der rippenhebenden Muskulatur gegenüber dem zu tragenden Gewicht.

N.: Worin besteht dieser Mindergebrauch?

A.: Der kann äußere Ursachen oder innere haben: enge Wohnungen, kein Spielplatz oder angeborene Schwäche und zufällige Krankheit, immer gab es einen Ausfall an Bewegung, also an Gebrauch. Aber auch der Sohn der Berge und der Freiheit, der Wilddieb z. B., der wegen eines Mordes eine lange Gefängnisstrafe durchleben muß, stirbt an Tuberkulose in der Haft, und sogar schneller als der Schneider aus der Großstadt.

N.: Sie meinen also: er erkrankt und stirbt aus einem Mißverhältnis der gegebenen kräftigen, großen und schönen Form zu dem Mindergebrauch, zu dem ihn die engen Mauern und die Melancholie der Haft bestimmen?

A.: Es ist nun ein sehr großer Unterschied für den Praktiker, ob er einem jungen Menschen mit phthisischem Brustbau sagen muß: Dieser fehlerhafte Bau ist etwas Gegebenes, Unveränderliches; hüten Sie sich nur vor der hinzutretenden Infektion mit dem Tuberkelbazillus, —

N.: Der ist aber fast überall, und schließlich wird er ihm doch nicht entrinnen.

A.: — oder ob man den jungen Menschen hinweisen darf auf den Primat des menschlichen Willens und der handelnden Vernunft, indem man sagt: Die fehlerhafte Form ist zwar da, aber wie sie entstanden ist durch Mindergebrauch, so kann sie auch gebessert werden durch besseren Gebrauch, durch eisernen Willen, wenn es auch schwer ist und langsam geht. Denn der Mensch ist ein Herr aller Dinge, auch der Form seines Leibes.

N.: Da sind wir ja bei einem höchst wunderbaren, immateriellen Prinzip des Lebens angekommen. Also der Mensch will nicht so, wie er ist, sondern ist so, wie er will. Ist das aber nicht verstiegener Idealismus? Kann uns doch auch ein Ziegelstein vom Dache jeden Augenblick beweisen, daß der Gebrauch die Folge der Form ist, daß das Leben eine Folge der materiellen Umstände ist. Ein paar Glas Bier, eine Spritze Morphium beweist uns, daß, was wir für Charakter halten, eine Äußerung der Physis der Gehirnganglienzellen ist. Hat der reine



Materialismus nicht recht, so hat doch der reine Idealismus auch nicht recht.

A.: Es scheint, als wenn weder der Materialismus noch der Idealismus und also überhaupt kein Monismus das Rätsel des Lebens erklären kann. Suchen wir das Rätsel erst einmal zu beschreiben und danach zu deuten.

Das wunderbarste Phänomen des menschlichen Lebens ist das menschliche Bewußtsein, und zwar nicht so, wie wir es an unseren Nebenmenschen sehen. Dort könnten wir es uns immerhin vorstellen als eine Täuschung, einen Schein, an den physiologischen Äußerungen der Gehirnzellen, sondern so, wie es im eigenen Selbstbewußtsein uns entgegentritt. Der Ablauf der Vorstellungen scheint uns einen inneren, durch Logos, durch Vernunft, vielleicht sogar durch unseren vernünftigen Willen oder durch gewollte Vernunft geordneten Zusammenhang zu haben. Nun aber sind diese Vorstellungen zugleich abhängig von der Physis unserer Ganglienzellen, also von materiellen Umständen, und diese wider werden regiert von den Gesetzen der Kausalität, der blinden lückenlosen Notwendigkeit rein natürlichen Geschehens. Wie reimt sich das zusammen?

N.: Nun, da hat man sich ja ein Beispiel aus der Mathematik, ein Bild gesucht, um sich diese doppelte Gebundenheit klarzumachen. Man hat von einem Parallelismus zwischen dem physischen und dem psychischen Geschehen gesprochen, einer notwendigen Parallelität zwischen dem Ablauf der rein physischen materiellen Vorgänge im Gehirn und dem Ablauf der geistigen Vorgänge im Bewußtsein des Menschen. So glaubt man zwischen dem Logos hier und der mechanischen Kausalität dort eine Identität hergestellt zu haben, die alles erklärt.

A.: Das sieht aus wie eine Erklärung und ist doch keine. Denn für den materialistischen Monisten ist doch darüber kein Zweifel, daß das eigentlich Zwingende und Regierende in dem notwendigen Parallelismus der beiden Reihen nur auf der einen Seite sitzt. Von der materiellen Seite aus regiert die Kausalität, d. i. die blinde Notwendigkeit des physischen Geschehens; sie regiert auch die geistige Seite mit; und was uns als geistige Ordnung, als Logos, als Vernunft oder gar als freier, nach Vernunft wählender Wille in unserem Selbstbewußtsein erscheint, ist eben nur Schein, ein schöner, aber trügerischer Schein am Ablauf der rein materiellen Vorgänge an den Ganglienzellen des Gehirns, nichts weiter. Das Phänomen des menschlichen Geistes ist erklärt: es gibt keinen Geist!

N.: Das bedeutet, daß das Walten des menschlichen Geistes in der Geschichte nur Schein ist; denn die materiellen Umstände sind es, die die Geschichte machen. Ebenso ist Verantwortlichkeit des Menschen vor Gericht nur Schein; denn verantwortlich ist nur das Milieu, die Gesellschaft, alle und niemand! Die Ewigkeit der sittlichen Gesetze ist nur Schein. Alles ist eitel!

Hosted by Google

A.: So der materielle Monismus. Nun aber, ich widerhole es, ist der Mensch ein handelndes Wesen. Sein Ursein ist das Wollen und nicht das Erkennen. Das Allergewisseste, was er hat, der eigentliche Inhalt seines Gewissens, das, was ihm sicherer ist als alle empirische Erfahrung der Welt, der Umstände, der Naturgesetze, das Urphänomen seines Erlebens ist die Überzeugung, daß er so handeln kann oder auch anders, daß er also nicht einer blinden Notwendigkeit, Kausalität, unterworfen ist, sondern im Innersten des Handelns, im Wollen frei. Darum sage ich, der materialistische Monismus ist nicht imstande, das Urphänomen des Lebens, das Handeln des Selbstbewußtseins zu beschreiben, geschweige denn zu begreifen.

N.: Aber das Beispiel vom Parallelismus ist ja auch nur ein Bild.

A.: Suchen wir uns indes ein anderes Bild, um das Phänomen des Lebens zu beschreiben, auch ein Bild aus der Natur und nur ein Gleichnis, nichts weiter, nämlich die Pendelbewegung.

Das Pendel kommt von rechts beladen mit latenter rechtsseitiger Energie und geht hinüber auf die andere Seite. Dort entlädt es sich seiner mitgebrachten Energie, indem es Arbeit verrichtet, taucht tief hinein in diese andere Seite, und je tiefer es taucht, um so mehr belädt es sich mit linksseitiger Energie und kehrt wider zurück auf die rechte Seite, um dort Arbeit zu leisten. So auch das menschliche Leben gleicht einer Pendelbewegung zwischen einer materiellen und einer geistigen oder sittlichen Welt: Es kommt aus der materiellen Welt beladen mit materieller Energie, taucht tief hinein in die geistige Welt, indem es dort Arbeit leistet, belädt sich in dieser Arbeit mit sittlicher Energie, kehrt zurück auf die materielle Seite, um dort Arbeit zu leisten, die materielle Form durch den Gebrauch zu bestimmen usf. So ist jede der beiden Seiten einmal Ursache und einmal Wirkung, einmal Werkmeister und einmal Werk.

N.: Dies soll natürlich nur ein Sinnbild sein für das alltägliche Wunder des menschlichen Lebens, das uns jeden Augenblick anders erscheint, einmal der Geist als Beweger der Materie, ein andermal die Materie als Beweger des Geistes, eine dualistische Erklärung, weil eben, wie Sie sagen, das Leben nicht anders dargestellt werden kann.

A.: Im Leben des menschlichen Organismus sind die Äußerungen des Geistes nicht nur Folge der materiellen Bedingungen der Ernährung, des Gehirns, des Blutes usw., sondern auch umgekehrt sind widerum die geistigen Funktionen Ursache der körperlichen Gesundheit. Wenn der Körper den Geist erhält, so erhält auch widerum der Geist den Körper, seine Form im weitesten Sinne — und das Leben ist ja nichts anderes als eine Form, in der die Materie beständig wechselt. Der Idiot kann sich nicht aufrecht halten, seine Muskeln sind schwach, und er unterliegt jeder Krankheit leichter. Dagegen der geistig rüstige,


Hosted by Google

ja bedeutende, in der Übung charakterstark gewordene Mensch erhält seinen Körper und die Kraft seiner Organe. Es kommt auch die Schönheit der Form nicht aus der Materie, sondern aus dem Gebrauch der Materie, also aus dem Geist. In der Regel bildet nicht der Schädel das Gehirn, sondern das Gehirn den Schädel, und das Gehirn selber ist nicht Ursache nur des Lebens, sondern auch widerum Resultat des Lebens. Die Leistung bildet ihr Organ. Übrigens ist ja auch der Ursprung des Einzellebens, die Zeugung, immer ein Wollen, also etwas Geistiges, und zwar ein inhaltlich bestimmtes, einmaliges, unvergleichbares, nie widerkehrendes Wollen, indem zwei Menschen, die in der weiten Welt nie zum zweiten Male da sind, einander wollen. Aus der Sonderlichkeit dieses Wollens folgen die Eigenschaften des neuen Lebens.

N.: Aber der Schluß des Einzellebens, der Tod, ist immer ein Müssen, ein physisches, rein materielles Müssen.

A.: Auch nicht immer. Folgendes Erlebnis scheint mir das Gegenteil zu beweisen. Ein junges Mädchen ist im Krankenhause wegen eines Herzfehlers. Der Herzfehler ist gut kompensiert. Nach der Meinung der Ärzte kann sie demnächst wider hinausgehen und arbeiten und hat ein langes Leben noch vor sich. Da erscheint plötzlich ihre Mutter. Sie freut sich darüber unbändig. Aber nach wenigen Worten in der Unterhaltung bekommt sie Lungenödem, und nach einer Stunde steht ihr Herz still. Die Freude brach ihr Herz.

N.: Das kann Zufall sein.

A.: Ja, das kann Zufall sein. Aber erfahrene Ärzte meinen, daß es oft genug ursächlicher Zusammenhang ist zwischen dem unverhofften Ereignis und dem Tode.

N.: Dann kann also das Denken den Menschen töten.

A.: Nicht eigentlich das Denken als physischer Vorgang, sondern der Inhalt des Denkens. Wäre denn dies nicht in Wahrheit auch eine Wirkung des Geistes auf die Materie? Das Pendelwerk einer Uhr ist nicht durch den Gedanken aufzuhalten.

N.: Und jene andere Pendelbewegung?

A.: — die menschliches Leben heißt, diese Wechselwirkung zwischen Geist und Materie kann von beiden Seiten her bestimmt werden. Oft genug ist es der Geist, der Gebrauch, der den Körper tötet. Desgleichen auch im menschlichen Makrokosmos, dem menschlichen Leben als Massenerscheinung.

N.: Also auch da eine Wechselwirkung?

A.: Ja, das ist der Fehler des Materialismus sowohl in der Geschichtsauffassung wie auch in der vom Wirtschaftsleben, daß er das Menschenleben im einzelnen wie in der Masse immer ansieht als Folge der materiellen Bedingungen. Es ist ebensogut auch deren Ursache. So wie im wirtschaftlichen Kreislauf der materielle Wert, das Geld, die lebendige Arbeit unterhält und die Arbeit widerum die materielle Wirtschaft, Geld und Geldeswert herstellt, so unterhalten die materiellen Bedingungen das


Hosted by Google

sittliche Leben überhaupt, das sittliche Leben aber widerum schafft die materiellen Umstände. Das menschliche Leben ist vergleichbar nicht einem Parallelismus, sondern einer Pendelbewegung zwischen der idealen und der materiellen Welt. Das Pendel schlägt tief hinein in das Materielle, um in dieser Bewegung lebendige Kraft aufzuspeichern. Mit dieser Kraft kehrt es zurück und taucht ebensoweit hinein in die ideale Welt; je tiefer es taucht, mit um so mehr Kraft und Ausdauer kehrt es zurück und gibt die gewonnene lebendige Energie widerum in der Arbeit an die materielle Welt aus. Das Werk des Geistes besteht darin, daß er in der materiellen Welt ein neues System von Kräften, von Verkettungen des Geschehenmüssens, von Notwendigkeiten schafft, die weiter wirken; und die Wirkung der Materie besteht darin, daß sie in die Welt des Geistes eine neue Mannigfaltigkeit von Möglichem, Bausteine der Freiheit hineinträgt.

N.: Geben Sie doch einmal ein konkretes Beispiel!

A.: Z. B. Wohnungsfrage und Sittlichkeit.

N.: Der Materialist behauptet, die Sittlichkeit des Menschen ist das Produkt der materiellen Umstände seiner Existenz, insbesondere des Wohnens. Mensch, zeige mir, wie du wohnst, und ich will dir sagen, wie du sittlich sein wirst.

A.: Demgegenüber wendet der Idealist ein, daß die Sittlichkeit nicht an den Mauern hängt. Nicht die Wohnung macht den Menschen sittlich, sondern der Mensch macht die Wohnung sittlich. Es kann in den selben vier Wänden erst das Laster, danach ein sauberer Geist wohnen. Die Sittlichkeit besteht ja gerade in der Überwindung der Hindernisse; was wäre auch eine Sittlichkeit, die nur das Produkt wäre der materiellen Umstände!

N.: Wäre es so, so gäbe es überhaupt keine Sittlichkeit. Sowohl der Reichtum wie die Armut können Hindernisse der Sittlichkeit sein und müssen überwunden werden.

A.: Der Dualist aber lehrt: Das menschliche Leben gleicht einer Pendelbewegung. Die Sittlichkeit steht zu den materiellen Umständen des Wohnens im Verhältnis von Kraft und Widerstand. So ist einmal das Wohnen des Menschen eine Folge seiner sittlichen Kraft; im nächsten Augenblick aber wird das, was bisher Werk und Folge war, zur Ursache, und das materielle Wohnen wird zu einer Ursache der Kraft oder Ohnmacht menschlicher Sittlichkeit. Der Mensch ist einmal das Produkt seiner Umwelt, ein andermal der Verwandler und Schöpfer seiner Umwelt, einmal Werk und einmal Werkmeister.

Ein anderes Beispiel ist der Zusammenhang von Geist und Rasse. Was ist denn der Rassengeist; ist er physisch oder ist er geistig?

N.: Physisch ist er. Denn er ist angeboren, vererbt, entstanden in langen Reihen der Entwicklung, aus den materiellen Umständen, unter denen die Rasse lebte. So ist der Germanen-

Hosted by Google

geist entstanden aus dem Kampf mit rauhem Norden, mit Eis und Schnee und Bär und Wisent und feindlichen Stämmen. Der Not der Väter verdanken wir unser Bestes.

A.: Nun aber leben die Germanen nicht mehr in Eis und Schnee, sondern in Großstädten mit Zentralheizung und nicht mehr vom Kampf, sondern vom Handel. Wird sich da der Rassengeist erhalten lassen?

N.: Man muß es, solange es geht, versuchen; man wird ihn erhalten, solange als man die Physis der Rasse erhält, durch Sport z. B.

A.: Aber endlich muß er vergehen, wie die Umstände vergangen sind, die ihn geschaffen haben. Rasse ist also immer etwas Vergangenes und Vergehendes. Wie nun aber wird der Rassengeist erhalten? Ist es nicht durch den Gebrauch?

N.: Ja, durch den entsprechenden Gebrauch, der kriegerische Geist z. B. durch den kriegerischen Gebrauch.

A.: Als die alte Römerkultur verfiel, waren die äußeren Umstände für alle Fremdvölker gleich, z. B. für die Goten wie für die Juden. Sie machten aber davon einen sehr verschiedenen Gebrauch, die Goten und die Juden. Als das edle Gotenvolk in Süditalien verblutete, erhielt es da die Rasse oder tötete es sie?

N.: Es tötete sie.

A.: Aber es erhielt seinen Rassengeist durch den rechten Gebrauch der Umstände und schaffte so ein Beispiel in der Geschichte für die nachrückenden Germanenvölker und für den selben Rassengeist. Indem es das Blut seiner Rasse opferte, erhielt es doch seinen Rassengeist. Wenn es nun feige gehandelt hätte, hätte es dann seine Rasse besser erhalten?

N.: Sicherlich auch nicht.

A.: Also der Gebrauch ist es, der den Rassengeist erhält. Aus einem anderen Gebrauch folgt ein anderer Rassengeist und schließlich eine andere Physis der Rasse.

N.: Da haben wir ja das Problem, ob erworbene Eigenschaften vererbt werden können.

A.: Sind nicht alle vererbten Eigenschaften vorher erworben?

N.: Nein, durch Zufall angeboren und durch Auslese vererbt.

A.: Aber ein Organ, das nicht gebraucht wird, verkümmert doch; also ist es der Gebrauch, der ein Organ erhält. Jedes vorhandene Organ, so wie es ist, ist die Spur, die Erinnerung, die Mneme des Gebrauchs.

N.: Das ist ja die selbe Art wie bei Platon alle empirische Wirklichkeit schattenhaft gemacht wird als eine Widererinnerung der unsterblichen Vorbilder, der Idee. Bleiben wir aber bei diesem besonderen Falle von Rasse und Geist. Die Folge Ihrer Anschauung ist, daß der Geist hinwiderum die Rasse erhält. Es gibt also nicht nur Rassengeist, der aus der Physis der Rasse folgt und aus etwas, was früher geschaffen ist, sondern es gibt auch Geistesrasse, welche entstanden ist aus einem besonderen

Hosted by Google

Gebrauch der Umstände, aus dem Geiste also und immer von neuem entsteht. Ein Volk, welches die Umwelt kriegerisch behandelt, wird eine kriegerische, eine Heldenrasse nicht nur bleiben, sondern werden. Wenn Geist aus Rasse kommt, so geschieht das nur darum, weil vorher Rasse aus Geist gekommen ist. Das ist also Wechselwirkung und widerum Ihr Dualismus.

A.: Der Mensch ist, wie Kant sagt, ein Bürger zweier Welten, oder, wie ich sagen möchte: ein Berührungsphänomen zweier Welten. Er gleicht einer Brandung zwischen der materiellen und einer anderen Welt, der Welt des Geistes, gleicht der Meeresbrandung, die ja auch ein Berührungsphänomen ist. Es ist ein wunderbares dumpfes Gebrause, Getöne und Gebrülle in ihm von den Dingen der materiellen Welt, und es ist außerdem in ihm ein wunderbares Leuchten, Aufleuchten des Lichtes einer anderen Welt, der Welt des sehenden Geistes, der handelnden Vernunft, des zwecksetzenden Willens.

N.: Es wird Ihnen Freude machen, zu hören, wie ein Denker der Renaissancezeit den selben Gedanken gefaßt hat, Pico von Mirandula. Er meint, der Weltschöpfer habe zum Menschen gesagt:

> In die Mitte der Welt habe ich dich gesetzt, wo du am besten Umschau halten kannst, was es gibt in der Welt. Weder himmlisch noch irdisch, weder sterblich noch unsterblich bist du geschaffen, damit du dein eigner Schöpfer und Bildner seiest und dich nach deinem Wunsch und Willen entwickelst. Ganz nach deinem Sinn kannst du dich zum Tierischen, was unter dir ist, erniedrigen oder zum Göttlichem, was über dir ist, erheben. Wieweit ist Gottes unsers Vaters freigebige Güte und welch ein hohes Glück der Stand des Menschen.

*

N.: Sie haben vorhin gesagt: Der Mensch ist Form, und die Form ist gebaut durch den Gebrauch. Aber hier ist doch nicht jeder Gebrauch gemeint. Meinten Sie nur irgendwelchen Gebrauch, so brauchten wir keine dualistische Erklärung. Irgendwelcher Gebrauch kann immer auch die Folge des blinden Geschehens sein. Irgendwelcher Gebrauch ist gar kein Gebrauch, sondern nur die Folge, der Ausbruch der materiellen Bedingungen.

A.: Ganz recht, wenn ich sage: der Gebrauch erhält die Form, so meine ich nicht jeden Gebrauch, sondern den sinn- und zweckmäßigen Gebrauch.

N.: Zweckmäßigkeit, das ist nun ein Begriff, dem der Materialist und moderne Biologe besonders feindlich gesonnen ist.

A.: Und mit Recht. Denn dieser Begriff ist auch ihm feindlich. Alles, was dem Darwinisten an menschlichen Lebensformen als zweckmäßig erscheint, sucht er hinauszudeuten. Es ist der eigentliche Sinn des Darwinismus, das teleologisch Bestimmte der tierischen Form zu erklären als das Werk der blinden Aus-



lese im Kampf ums Dasein. 'Zweckmäßigkeit? Es gibt keine Zweckmäßigkeit in der Natur!'

N.: Gäbe es eine, so müßte es ja auch einen bewußten Schöpferwillen, Gotteswillen und einen freien Menschenwillen geben. Denn zu jedem wirklichen Zweck und Ziel gehört ein zwecksetzender, ziellesender Wille. Überall, wo es wirklich einen Zweck gibt, gibt es auch einen bewußten freien Willen.

A.: Darum soll es nur Zufall, notwendige Folge, blinde Auslese geben. Auch die wunderbarste Ordnung in der Entwicklung der Arten und im Ablauf der Gestirne sei nur Schein. Die Welt sei ein Chaos, aber kein Kosmos. Sagt so der materialistische Monist?

N.: Ja, so sagt er.

A.: Indem nun aber der Mensch alle Teleologie, Ziel, Zweck und Form des Geschehens leugnet, kommt er in einen wunderlichen Widerspruch mit sich selbst und seinem Handeln. Das wird vielleicht aus folgendem klar: Vor einigen Jahren war von einigen Gelehrten eine Preisfrage gestellt: Was können wir aus der Deszendenztheorie für Staat und Politik lernen? Die Antwort hätte kurz und klar lauten müssen: Nichts. Statt dessen ist ein Kubikmeter Papier bedruckt worden.

N.: Und einige Arbeiten sind sogar preisgekrönt worden.

A.: In denen etwas stehen soll, was man daraus gelernt haben will. Sagen Sie mir: was ist die Deszendenztheorie?

N.: Es ist die Lehre, wonach sich der Mensch in blinder Entwicklung aus der Tierwelt entwickelt haben soll, ohne jede teleologische Bestimmtheit, rein als zufälliges Produkt der blinden Notwendigkeit.

A.: In solcher Entwicklung gibt es kein Zweck und Ziel; darum kann man beim besten Willen keins daraus ablesen, und wenn man es dennoch tut, so täuscht man sich eben, dieses Ziel ist nur die Einbildung des Augenblicks.

N.: Kann man nicht aus der ungefähren Richtung ein Ziel ablesen?

A.: Nein, denn diese Richtung kann ja jeden Augenblick abbiegen. Selbst wenn der Darwinist von einer Höherentwicklung der Art redet, so beweist das nur seine Gedankenlosigkeit.

N.: Sie haben recht: es gibt im Darwinismus kein Höher oder Tiefer, sondern nur eine beständige Andersentwicklung der Art — Variation —.

A.: Wenn er von Höherentwicklung redet, so ist das nur ein Rest teleologischer Kinderei an ihm. In dem Höher liegt immer schon der Gedanke an ein Ziel der Entwicklung; eine Teleologie. Wollte nun etwa der politisch gestimmte Darwinist die Erhaltung seiner Art, seiner Nationalität aus der Richtung der Entwicklung ablesen, so treibt er wider Kinderei. Denn es kann sein, daß gerade der Untergang seiner Art im notwendigen Fortgang der Entwicklung liegt. Was kann also der Mensch

Hosted by Google

aus der Entwicklungslehre für sein Handeln lernen? Ganz einfach nichts. Denn für das Handeln braucht er ein Ziel. In der blinden Entwicklung aber gibt es kein Ziel.

N.: Man hat doch aber allerlei Ziele anthropologisch-politischer Entwicklung aufgestellt?

A.: Zum Teil recht dürftige Ziele, wie körperliche Tüchtigkeit, Erhaltung der Art statt sittlicher Tüchtigkeit und Erhöhung der Art. Aber auch diese Ziele stammen nicht aus der Entwicklungslehre, dem Wissen. Das Wissen gibt höchstens die Mittel, um das Ziel zu erreichen. Sondern, so dürftig sie sind, stammen sie doch aus dem Geist, aus einer Wahl und Wertung, aus dem Willen. In den selben Widerspruch kommen die Marxisten, wenn sie handeln sollen in der Politik. Also die Sozialdemokraten. Sie lehren: Alles Tun und Lassen, Denken und Wollen des Menschen ist notwendiges Produkt der Umstände, der sozialistische Arbeiter handelt so, wie er muß, und der Kapitalist handelt auch so, wie er muß. Der Sieg kommt, weil er kommen muß.

N.: Die Entwicklung muß sich vollenden.

A.: Aber wozu denn noch handeln wollen, wenn doch alles Handeln notwendig bestimmt ist. Wozu der Lärm, wenn doch alles zur rechten Zeit von selber kommt. Wozu das Geschrei über Recht und Unrecht, wo es doch gar kein Recht und Unrecht gibt, weil jeder so handelt, wie er handeln muß?

N.: Torheit und Gedankenlosigkeit!

A.: Nein: Notwendigkeit des Seins. Der Mensch ist eben ein handelndes Wesen. Er kann gar nicht ohne gewollten Zweck handeln. Er muß Zweck und Ziel für sein Handeln suchen. Diese aber kann ihm der Materialismus nie geben, und wenn er sie ihm gibt, so sagt er immer zugleich: es ist nur Kinderspielzeug, es lohnt nicht, danach zu handeln. Alles Wollen ist eitel. Woher kommt also das Telos des Handelns?

N.: Aus der Materie nicht.

A.: Sondern anderswoher nimmt der Mensch sich die Zwecke, die er braucht. Ja, die er sehr nötig braucht. Die Persönlichkeit ist das höchste Glück der Erdenkinder. Sagen Sie mir: Wie kommt der Mensch darauf, sich als ein und den selben heute und gestern und vor 30 Jahren als ein Selbstbewußtsein, eine Identität in Zeit und Raum zu betrachten. Ist es die Identität der Materie, die ihn dazu berechtigt?

N.: Sie sagen ja, daß die Materie nur durch die Menschen hindurchströmt und also beständig eine andere ist, und daß nur die Form bleibt.

A.: Also wäre es die Identität der Form?

N.: Auch die Form bleibt ja nicht: sie wird beständig umgebaut, und der Mensch von heute ist ein ganz anderer als der er war.


Hosted by Google

A.: Was ist es denn nun, was ihn zum Persönlichkeitsbewußtsein berechtigt? Es ist nur das Telos im Gebrauch der Form, der Zweckgedanke oder vielmehr der zeitliche und logische Zusammenhang der Zwecke und Ziele, die er seinem Handeln gegeben hat und in Zukunft geben will. Das allein macht ihn zu einer Identität in Zeit und Raum und zu einer Persönlichkeit. Ohne solchen Telos im Gebrauch des Leibes und Lebens, wenn er sich nur durch die Instinkte des Augenblicks führen lassen wollte, wäre er keine Persönlichkeit, sondern nur des Chaos wunderlicher Sohn.

N.: Ja eigentlich nur ein Stück der Dingwelt.

A.: Und nicht einmal ein Stück, sondern eine Reihenfolge unzusammenhängender Augenblicksphänomene. Niemals dürfte er von sich sagen: ich denke, sondern immer nur: es denkt in mir, oder vielleicht nur: es denkelt und dichtert in mir.

Damit hängt eine wunderbare Tatsache des Seelenlebens zusammen. Nämlich, der Mensch hat nur dann das volle Gefühl des Lebens, das volle Bewußtsein, wirklich zu leben, wenn er für ein Telos, einen Zweck, eine Idee lebt. Einem Menschen, der nur für den Genuß des Augenblicks lebt, kommt immer mehr das Gefühl, daß er überhaupt nicht lebt. So wird mitten im Genuß der Selbstmord aus Taedium vitae möglich.

N.: Darum sagt Goethe, man soll nicht genießen wollen.

A.: Alle Entbehrungen, Not, Sorgen sind Wonne und Lebenslust, wenn sie für einen geliebten ersehnten Zweck geschehen. Daher die Liebe zur Selbstaufopferung in der weiblichen Natur.

N.: Und die Liebe zum Abenteuer, zum Kriege, zum Märtyrertum in der männlichen Natur; wie denn blutiger Krieg der Normalzustand der männlichen Natur ist, unentbehrlich für das Wohlbefinden der einzelnen wie der Völker. Das gilt besonders auch von den Ideenkriegen, Gewissenskriegen, Religionskriegen und Revolutionen.

A.: Der größte Ekel des Lebens ist das Leben um seiner selbst willen, und der höchste Genuß des Lebens ist das Sterben im Kampf für eine heilige Idee. Der Mensch lebt nur dann, wenn er als der Verwirklicher einer Idee lebt, wenn er nicht sich auslebt, sondern etwas außer und über ihm durchlebt, wenn er als Instrument einer Idee lebt. Also kann er nicht als Materialist leben.

N.: Was ist auch der einzelne in der Masse, wenn er nur ein physisches Leben lebt. Physisch ist ein Volk oder ein Heer nur ein großer Haufen Fleisch, vergleichbar einem Strohbündel. Wenn nun die Pest oder das Feuer hineinfährt, was ist dann der einzelne Strohhalm oder Mensch anders als ein Stoffteilchen?

A.: Aber als Werkzeug einer Idee ist der einzelne mehr als die Masse, ist über der Masse, kann zum Fittich werden, dessen Schwungkraft die Massen überwältigt. So macht erst die Idee


Hosted by Google

im Geiste des einzelnen aus der Masse ein Volk und ein Heer und macht es zum Werkzeug jener Idee. Der einzelne materielle Mensch ist nur eine Maske von Fleisch, gezogen über eine Idee, einen Willen, eine Tat. Desgleichen ein Regiment Soldaten oder eine gläubige Gemeinde oder eine Schule oder ein Volk. Es ist eine Idee, angezogen und bekleidet mit einer mehr strahlenden oder mehr schmutzigen Montur, dem materiellen Leben.

N.: Glauben Sie nicht, daß es ihr eigenes Ich, ihr eigener Erfolg ist, den die meisten in der Idee lieben und suchen?

A.: Nein, wenigstens die ganz großen Männer haben immer ganz für die Idee gelebt als deren Werkzeug, obwohl sie wissen mußten, daß sie den materiellen Erfolg gar nicht erleben können. Sie sehen nur Opfer und Unglück vor sich, aber sie wollen es nicht anders.

N.: Da fällt mir Gneisenau ein und seine Poesie. In der Zeit der tiefsten Schmach und Ohnmacht Preußens legte Gneisenau dem König eine Denkschrift vor, wie man versuchen müsse, den Staat wider aufzurichten; die Geistlichen sollten von den Kanzeln nur noch über das Buch der Makkabäer, also die Erhebung gegen den Landesfeind predigen. Der König schrieb an den Rand: Als Poesie gut. Darauf antwortete ihm Gneisenau mit dem schönen Wort: Religion, Gottesfurcht, Vaterlandsliebe, Treue zum König, Liebe zur Tugend, alles das ist Poesie. Auf Poesie ist die Festigkeit der Throne gegründet. Wer diese Poesie nicht hat, hat bloß die kalte Berechnung. Mancher von uns würde bequemer, ruhiger, glücklicher im Privatstande bei seiner Familie leben, und könnte reicher und bedeutender werden, wenn er berechnen wollte, statt zu glauben und zu lieben.

A.: Ein mannhaftes Wort. Aber wir können überzeugt sein, daß Gneisenau in solchem Privatstande sich wie lebendig begraben vorkommen würde und, obwohl Ehemann und Familienvater, lieber als armer vaterlandsloser verzweifelter Flüchtling umherirren wollte, als in solcher Behaglichkeit verfaulen. So züngelt das Leben nach der Idee, wie die Flamme gierig nach dem Sauerstoff. Wir haben übrigens hierfür ein besseres und deutscheres Wort als das Wort Poesie. Das ist das Wort Glaube. Dies zeigt die innigste Verbindung von Leben und Idee an. Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet oder liebt, d. i. der Idee, und ein Nichtzweifeln an dem, was man doch nie ganz sehen kann, eben der Idee, welche ja immer unvollendet bleibt; nur daß in dem Worte Poesie widerum das Schaffen, Schöpfen, Wirken des Lebens für die Idee besser ausgesprochen ist. Denn Leben ist Handeln, ein Formen und Bilden der toten Welt nach einer Idee.

N.: Der Mensch will sehen, tasten und fühlen, um zu glauben, und was er nicht tasten und fühlen kann, das malt er sich in Bildnissen und Gleichnissen aus. Darum suchen Sie mir ein

Hosted by Google

Gleichnis für den Dualismus des menschlichen Lebens zwischen Geist und Materie.

A.: Nietzsche malt in seiner wundervollen Sprache ein geheimnisvolles Bild: Unter einem hohen Torbogen sitzt ein müder Wanderer mit einem Hündchen. Der Wanderer ist das Bewußtsein des Menschen. Über dem Torbogen steht geschrieben: Augenblick; er symbolisiert die Gegenwart und das Hündchen symbolisiert das Zufällige im Gesamtinhalt des Augenblicks. Der Wanderer schaut zurück auf einen langen sonnenbeschienenen Weg, den er gekommen ist. Das ist die Vergangenheit. Alles, was er erlebt hat, liegt klar vor ihm im Lichte der Erinnerung bis dort ganz hinten, wo es sich im Sonnendunst verliert. Der Wanderer aber wendet den Blick und schaut hinaus durch den Torbogen nach der anderen Seite, auf den Weg, den er noch zu gehen hat. Der liegt in dunklem Nebel. Es ist die Zukunft. Er weiß nur davon, daß es über Berg und Tal gehen wird, daß er viel wollen und wenig vollbringen wird, und daß eines Tages er müde auf diesem Wege zusammenbrechen und liegen bleiben wird. Zwei Zeiten stoßen sich an diesem Torbogen und die Gegenwart, das menschliche Selbstbewußtsein, ist der Berührungspunkt zwischen beiden.

N.: Das bedeutet also: Der Mensch ist ein Berührungsphänomen zwischen dem Gewordenen und dem Werdenden, zwischen Erkennen und Handeln, zwischen Notwendigkeit und Freiheit, zwischen Materie und Geist, zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen zwei Zeiten und zwei Welten.

A.: Kant hat dafür folgende Ausdrücke: Welt der Kausalität einerseits und Welt der Freiheit andererseits, sinnliche und übersinnliche Natur, oder auch nachgebildete Natur und urbildliche Natur. Letztere heißt auch bei ihm: Vorzeichnung zum Muster, intelligible Ordnung, reine Verstandeswelt, andere Welt, Natur unter der Autonomie der reinen praktischen Vernunft, des moralischen Gesetzes oder auch Reich Gottes, und bei Platon heißt die erste Abbild und die zweite Urbild.

N.: Wäre nun der Mensch kein handelndes Wesen, so wanderte er auch nicht, er schiene nur zu wandern. Der Torbogen wanderte, und es gäbe nur eine Zeit und eine Notwendigkeit. Kann der Mensch aber frei handeln, so genügt mir das Beispiel des Wanderns nicht, und ich suche ein anderes. Man könnte an den Seiler denken. Der wandert rückwärts und sieht vor sich aus seinen Fingern gleiten, was er gedreht hat, das Werk seiner Taten. Der Weg, den er noch zu gehen hat, den geht er blindlings rückwärts und hat das Auge geheftet nur auf das Werk seiner Hand. Noch besser gefiele mir der Weber, der zwar nicht wandert, aber an seinem Webstuhl sitzt und vor sich aus seinen Händen sein Werk fließen sieht, die Vergangenheit, die er geschaffen hat. Dies Werk nun aber ist nicht ein

Hosted by Google

blindes, bewußtloses Geschehen, sondern er webt nach einem Plane, einem Gedanken, einer Idee, und wenn er einmal nicht weiter kann, so hebt er das Auge über sich, dort sieht er in der Luft ein Gedankenbild, die Vorzeichnung zu einem Muster, das Spiegelbild einer Welt, die hinter seinem Kopfe liegt, das Urbild einer zukünftigen Welt und Wirklichkeit, die erst werden soll, nämlich eine Idee, und diese will er in das Werk seiner Hände hineinweben.

A.: So sitzt er am sausenden Webstuhl der Zeit und webet der Menschheit lebendiges Kleid. Dies lebendige Kleid besteht aus dem menschlichen Leib und allem, was dieser menschliche Leib an Materiellem schafft und tut, seinem Werk. Dieses Werk, genau wie das gewirkte des Wirkers oder Webers, ist in der Hauptsache nicht Stoff, sondern Form, und als Form die Verwirklichung einer Idee.

Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis, das eigentliche Wirkende, Wirkliche, der Werkmeister, ist der Geist, die Idee. Also ist alles Ideale in höherem Maße Wirklichkeit als das Materielle; jenes das Urbild, dieses das Abbild. Nun ist der Mensch, rein materiell angesehen, nur ein Stück des Webstuhls, aber der Mensch als ganzer Mensch, als wirkender angesehen, ist Geist, ist Idee. Also ist der Mensch tatsächlich zweierlei, ist Körper und Geist, Leib und Seele.

N.: Halt, nun einmal noch ganz plump materiell gefragt: Wenn Sie behaupten, daß der Mensch Leib und Seele ist, so sagen Sie doch: wann kommt denn die Seele in den Leib, bei der Geburt oder vorher irgendwann im Mutterleibe oder bei der Zeugung oder sind Eizelle und Samenzelle auch schon beseelt?

A.: Ei, das wäre eine recht materiell gedachte Seele, die nach Zeit und Raum Anfang und Grenzen hätte, das müßte ja widerum ein gasförmiger Stoff, etwas ganz und gar Materielles sein, das wäre ja nur eine Widerauferstehung des Fleisches; sondern der Geist, die Seele kommt immer von neuem oder vielleicht auch niemals zum Körper und zum Leibe. Der Geist ist eben Geist und nichts Leibliches und hat noch mehr Ähnlichkeit mit einem Satz, einer algebraischen Formel oder den zehn Geboten, als mit etwas Materiellem. So wie die Seele nichts Materielles in der Zeit ist, so ist sie auch nichts Materielles im Raum, sie wohnt nicht im Gehirn. Auch das Gehirn ist nur Instrument des Denkens. Das Denken und Dichten und Trachten wohnt noch eher in den Dingen und Zusammenhängen der Dinge außerhalb des Menschen; es ist etwas Außermaterielles, Übermaterielles, Metaphysisches, das in der geistigen Welt über dem Haupte des leiblichen Menschen wohnt.

N.: Also materiell, rein physisch angesehen, hat der Mensch tatsächlich keine Seele.

A.: Die Seele ist das Telos im Gebrauch des Leibes, der Zweckgedanke, die Idee, die ein bewußter, freier Wille seinem

Hosted by Google

Dasein gibt, das Göttliche und ewig Wunderbare, und eben nicht Materielle, das es im Leben gibt.

N.: Demnach kann auch das Fortleben des Geistes nicht ein Wideraufstehen des Fleisches sein, auch nicht ein Fortleben der kleinen unvollkommenen irdischen Persönlichkeit mit allen ihren selbstgefühlten Engigkeiten und Dürftigkeiten?

A.: Nein, sondern wir ahnen nur, daß das Beste in uns nicht an Zeit und Raum gebunden ist und darum ewig ist.

Der menschliche Leib gleicht einem herrlichen, wunderbaren Instrument, z. B. einem Blüthnerschen Flügel, oder einer Stradivarius-Geige. In ihr schlummern alle herrlichsten Melodien, die es geben kann, Beethovens und Mozarts und Wagners unendlich reiche Kunst und außerdem alle Melodien, die noch nie gespielt sind, aber einmal erdacht, ersonnen, gespielt, gehört werden können. Aber ist darum die Musik an dieses Instrument gebunden, ist sie identisch mit der Physis dieses Instruments? Stirbt das Instrument, stirbt dann auch die Musik? Oder wenn ein Fehler in diesen Mechanismus kommt, ändert dann auch die Musik ihre Gesetze?

N.: Es ist ja wohl über allen Zweifel erhaben, daß die Musik unabhängig ist von diesen Instrumenten.

A.: Ja, wenn alle Klaviere und Geigen und Orgeln der Welt verschwänden und auch das menschliche Ohr aufhörte zu hören, so gäbe es doch noch Musik. Wurde denn die Musik falsch, als Beethovens Ohren anfingen falsch zu hören?

N.: Ich verstehe Sie jetzt. So wie die Musik etwas ist, das außerhalb und über dem Instrument ist, so ist auch der menschliche Geist etwas, das über und außerhalb des menschlichen Leibes ist. Nicht meine Geige spielt, sondern ich spiele auf meiner Geige. Nicht mein Gehirn denkt, sondern ich, der Geist, denke auf meinem Gehirn. Der Geist steckt nicht im Gehirn oder im Leibe, sondern schwebt über dem Leibe in der Außenwelt, in der Überwelt, metaphysisch, nirgends im Raum und doch ist er da.

A.: Wenn auch der Leib nicht wäre, der Geist ist doch da. Bei ihm ist die eigentliche Wirklichkeit; alles Materielle ist nur Schein; soweit es lebt, eine Form, eine Erscheinung des Geistes.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Hosted by Google

Das Heiligtum der Ge und der Schauplatz des Drachenkampfes in Delphi

von

Peter Corssen

Wem es vergönnt ist, sich dem Eindruck der delphischen Landschaft in stiller Einsamkeit hinzugeben, wird seine Gedanken und Empfindungen am liebsten an der Stelle sammeln, wo die gewaltigen Phaedriaden nah zusammentretend den Eingang zu der geheimnisvollen Schlucht bilden, in der das Wasser der Kastalia entspringt. Umfangen von dem stillen Weben der Mutter Erde kommt das Gefühl der Heiligkeit des Ortes über uns, und dies Gefühl sagt uns, daß hier die Stätte sein muß, wo einst dem ahnungsvollen Herzen die Stimme der Gottheit vernehmbar wurde.

Aber sind wir berechtigt, unsere Empfindungen auf die Menschen zu übertragen, die sich in grauer Vorzeit in dem Tal des Pleistos angesiedelt haben? Jedenfalls hat der Grund zu der Blüte des delphischen Heiligtums nicht in Weltabgeschiedenheit gelegen, sondern der rege Verkehr, der hier die Reisenden vom Meer ins Innere und vom Inneren ans Meer vorbeiführte, gab den Bewohnern des Tales das Gefühl, daß sie im Mittelpunkt der Erde wohnten. Und als der schimmernde Tempel des Gottes auf gebietender Höhe sich erhob und der Platz um ihn sich mit Schatzhäusern und glänzenden Weihgeschenken füllte, da lockte dieser Reichtum und Prunk die Tausende von Pilgern aus der ganzen griechischen Welt zu den delphischen Festen, und das Staunen über die Werke menschlicher Kunst ließ die Bewunderung an der großen umgebenden Natur nicht aufkommen.

Allein die spätere Größe muß sich aus kleinen Anfängen entwickelt haben, und wo denn nun im Pleistostal der Punkt ist, an dem die Entwicklung angesetzt hat, ist eine Frage, die für die Geschichte des Ortes und für die Geschichte der Religion, die sich an diesem Ort entwickelt und ihre Strahlen in die Welt gesendet hat, eine nicht zu unterschätzende Bedeutung hat.

Die Archäologen scheinen darüber einig zu sein, daß es der heilige Bezirk ist, den sie aufgedeckt haben und zu rekonstruieren bemüht sind. Noch jüngst ist uns von dieser Seite versichert worden, wenn man den Plan des Heiligtums betrachte, so sehe man, wie sich Apollon breit zwischen die Sitze der älteren Ortsgötter eingeschoben habe, die hart am Rande seines Tempelplatzes lägen[1]). Allein wenn sie dort auf den Plan eingetragen sind, so ist damit noch nicht bewiesen, daß sie dort auch in Wirklichkeit gelegen haben. Das, was vorausgesetzt wird,

[1]) Athen. Mitteilungen XXXV 1910 S. 273.


Hosted by Google

scheint mir gerade vielmehr Gegenstand der Untersuchung werden zu müssen. Die archäologische Forschung aber ist von ihrer Vorstellung wie von einer gegebenen Tatsache ausgegangen und hat sich dann bemüht, für die Heiligtümer Plätze ausfindig zu machen.

Ich werde mich natürlich nicht vermessen, der Wissenschaft des Spatens auf ihrem eigensten Gebiete entgegenzutreten, allein zu den rein literarischen Fragen, die für die delphische Topographie von Wichtigkeit sind, wird es auch dem Philologen gestattet sein, sich zu äußern. Eine solche knüpft sich an eine viel behandelte, aber, wie mir scheint, von den Topographen nicht richtig gewürdigte Stelle in der plutarchischen Schrift De Pythiae oraculis p. 402 C. Es wird gut sein, sie im Zusammenhange zu betrachten.

Nachdem im Verlaufe des Gesprächs, in das die Schrift gekleidet ist, die Frage aufgeworfen ist, warum die Pythia ihre Orakel nicht mehr in Versen gebe, bemerkt ein Fremder, der durch den heiligen Bezirk geführt wird, daß dieser Umstand, der den Glauben an das Orakel am stärksten beeinträchtige, seinen Grund entweder darin haben müsse, daß die Pythia nicht mehr an die Stelle herankomme, an der sich das Göttliche befinde, oder daß der Hauch gänzlich erloschen und die Kraft vergangen sei: *ὡς δυοῖν ϑάτερον ἢ τῆς Πυϑίας τῷ χωρίῳ μη⟨κέτι⟩ πελαζούσης, ἐν ᾧ τὸ ϑεῖόν ἐστιν, ἢ τοῦ πνεύματος παντάπασιν ἀπεσβεσμένου καὶ τῆς δυνάμεως ἐκλελοιπυίας*[1]). Dieser Bemerkung liegt die im späteren Altertum weit verbreitete, durch keinerlei tatsächliche Beobachtung unterstützte, sondern auf einer bloßen Theorie beruhende Annahme zugrunde, daß die Pythia durch eine Ausströmung des Erdbodens in eine Ekstase versetzt werde, die sie zur Weissagung befähige[2]). Da die Pythia seit Menschengedenken ihre Orakel immer auf dem selben Flecke erteilte, so hat der erste Teil der Alternative eine lediglich formale Bedeutung, wenn man nicht hinter ihm die Voraussetzung annimmt, daß die göttliche Ausdünstung sich einen andern Ausweg gesucht habe. Die Gesellschaft, die die Unterredung hält, setzt sich nun auf den südlichen Stufen des Tempels nieder, von wo sie auf das Heiligtum der Ge und das Wasser blickt: *ἐπὶ τῶν μεσημβρινῶν καϑεζόμεϑα κρηπίδων ⟨τοῦ⟩ νεὼ, πρὸς τὸ τῆς Γῆς ἱερὸν καὶ τὸ ὕδωρ ἀποβλέποντες.*

Das ist der Satz, auf den es ankommt. Es scheint nicht Plutarchs Schuld zu sein, daß wir nun raten müssen, welches Wasser er meint, denn hinter *ὕδωρ* hat eine Handschrift eine Lücke von 12 Buchstaben (eine zweite hat die Lücke hinter *ἀποβλέποντες*), in der doch wohl der Name des Wassers gestanden hat.

---

1) Die Ergänzung von *μὴ* zu *μηκέτι*, die Paton vorgenommen hat, ist wohl notwendig.

2) Darüber hat im ganzen zutreffend Oppé, The chasm at Delphi, Journal of Hellenic Studies XXIV 1904 p. 214 ff. gehandelt. Nur irrt er, wenn er die Theorie auf Chrysipp zurückführt.

Hosted by Google

Dem Fremden erwidert einer aus der Gesellschaft, Boethos, seinem Zweifel komme auch die Gegend zu Hilfe: καὶ ὁ τόπος τῆς ἀπορίας συνεπιλαμβάνεται τῷ ξένῳ, und es wird dann weiter von dem Wasser und einem Heiligtum der Musen gesprochen, das dort gelegen habe, aber welcher Gewinn aus diesem Umstand für die Lösung der aufgestellten Frage gezogen werden könne, wird nicht direkt gesagt.

Sehen wir zunächst, wie die Archäologen sich die Sache zurecht gelegt haben.

Von der Terrasse südlich vom Apollotempel führt eine Treppe herab, an deren Fuß man Wasser schöpfen konnte (Frickenhaus A. M. XXXV 267, vgl. Pomtow, Delphica III 224). Hier hat Homolle das von Plutarch genannte Wasser und in der Nähe, an dem Felsen der Sibylle, das Heiligtum der Erde angenommen (Bull. de Corresp. Hellén. XVII 1893 S. 619). Er hat dann später auf die Wasserleitung eine Inschrift bezogen, in der die Rede von 'der Quelle' und 'der Wasserleitung' ist, und gemeint, 'die Quelle' schlechthin, ohne nähere Bestimmung, könne nur die Kassotis sein (B C H XX 1896 S. 721). Die Kassotis lag nun freilich nach Pausanias, dem einzigen, der sie nennt (X 24, 7) nördlich von dem Tempel. Aber das Wasserloch, das sich am Fuße jener Treppe südlich des Tempels findet, steht in Verbindung mit einer Wasserleitung, die unter dem Tempel durchgeht. Ist dies die Fortsetzung von der Leitung, die, wie Pausanias sagt, das Wasser von der Kassotis in den Tempel führte, so könnte man allenfalls sagen, das hier herauskommende Wasser sei das Wasser der Kassotis. Aber ob und in welcher Weise dies Wasser gesammelt wurde, darüber scheint nichts ausgemacht zu sein; wenigstens ist in den Berichten nicht davon die Rede.

An derselben Stelle wie Homolle nimmt auch Pomtow (Philol. LXXI 1912 S. 31 f.) das von Plutarch erwähnte Wasser an. Anderer Ansicht ist Frickenhaus, der es vor der SW-Ecke der großen Tempelterrasse unterhalb der Polygonalmauer ansetzt, wo er ein archaisches Brunnenhaus entdeckt zu haben glaubt (A. M. XXXV 1910 S. 264 ff.). Er hält es für wahrscheinlich, daß dies die von Stephanus Byzantius unter Δελφοὶ genannte Quelle Δέλφουσα sei, eine Angabe, von der Ulrichs für die östlich vom Stadion unterhalb einer überhangenden Felswand entspringende Quelle Kerná Gebrauch gemacht hat [1]). Allein die Angabe des Stephanus ist mir sehr verdächtig. Wie es mit seiner Kenntnis der delphischen Dinge bestellt ist, zeigt der Anfang seines Artikels, das aus pentelischem Marmor aufgeführte Adyton sei ein Werk des Agamedes und Trophonios. Das geht augenscheinlich auf den homerischen Hymnus auf Apollon zurück v. 295

αὐτὰρ ἐπ' αὐτοῖς
λάϊνον οὐδὸν ἔθηκε Τροφώνιος ἠδ' Ἀγαμήδης.

[1]) Reisen und Forschungen in Griechenland I 37.


Hosted by Google

Ich vermute daher, daß die Quelle *Δελφοῦσα* oder *Δελφοῦσσα* durch ein Mißverständnis des selben Hymnus (v. 244 ff.) von Stephanus aus Boeotien nach Delphi versetzt ist. Über Pomtows Kritik an Frickenhausens Entdeckung (Delphica III S. 60 A. 25) kann ich nicht urteilen. Aber ich wünschte, beide Herren hätten sich vergewissert, ob man denn die von ihnen angenommenen Brunnenhäuser von den Tempelstufen aus auch sehen kann. Ohne eine ausdrückliche Versicherung möchte ich es bezweifeln. Aber wenn es auch der Fall sein sollte, so kann Plutarch keins von beiden gemeint haben, weil er von fließendem Wasser spricht, und solches gab es in dem heiligen Bezirk über dem Boden überhaupt nicht.

Denn wenn wir nun auf Plutarchs Text zurückkommen, so wird die Erklärung, daß der Ort, auf den die Gesellschaft ihre Blicke gerichtet hat, zur Lösung des Problems, das sie beschäftigt, beitragen könne, so eingeleitet: *Μουσῶν γὰρ ἦν ἱερὸν ἐνταῦθα περὶ τὴν ἀναπνοὴν τοῦ νάματος.* — *ἀναπνοὴ* bezeichnet die Stelle, wo das Wasser aus dem Boden quillt, wie z. B. Plutarch, Aemilius Paulus c. 14 zeigt[1]). Pindar sagt dafür *ἄμπνευμα* Nem. I 1:

Ἄμπνευμα σεμνὸν Ἀλφεοῦ.

Hier ist das Wort wohl mit Empfindung seiner ursprünglichen Bedeutung gebraucht: der Alpheios atmet die Arethusa aus. Aber der Ausdruck ist doch schon stark individuell gefärbt. Nach dem alten Glauben atmet die Quelle oder vielmehr die Nymphe, die in ihr lebt, selber und haucht die Menschen an, die sich bei ihr niederlassen. Weil die Muse in diesem Wasser wohnte, so hatte man ihr und ihren Schwestern dort ein Heiligtum errichtet. Bei Plutarch ist dieser Glaube freilich zu einer äußerlichen Auffassung geworden. Man hatte, heißt es bei ihm unten, die Musen als Beisitzerinnen und Wächterinnen des Orakels angesiedelt wegen der poetischen Weissagung: *τὰς δὲ Μούσας ἱδρύσαντο παρέδρους τῆς μαντικῆς καὶ φύλακας αὐτοῦ παρὰ τὸ νᾶμα καὶ τὸ τῆς Γῆς ἱερόν, ἧς λέγεται τὸ μαντεῖον γενέσθαι, ⟨διὰ⟩ τὴν ἐν μέτροις καὶ μέλεσι χρησμῳδίαν*[2]). Ob dieses Musenheiligtum wirklich jemals existiert hat, ist mir nicht sicher. Plutarch scheint es nur aus einigen Versen des Simonides erschlossen zu haben, die er zitiert. Jedenfalls redet er von dem Heiligtum als etwas nicht mehr Vorhandenem, und wenn er die Musen ausdrücklich mit der poetischen Form der Orakel in Verbindung setzt, so ist seine Meinung offenbar die, daß die Orakel deswegen nicht mehr poetisch ausfallen, weil das Heiligtum der Musen und mit ihm die Musen verschwunden sind. Die Begründung ist aber darum schwach, weil die Musen hier nicht sowohl als Wächterinnen des

[1]) (*ὁ Αἰμίλιος*) *τεκμαιρόμενος τῇ χλωρότητι τῆς ὕλης ναμάτων ἔχειν ἀρχὰς διὰ βάθους ὑποφερομένων ἀναπνοὰς αὐτοῖς καὶ φρέατα πολλὰ παρὰ τὴν ὑπώρειαν ὤρυττε.*

[2]) Die notwendige Ergänzung der Präposition *διὰ* stammt von Wyttenbach.

Hosted by Google

apollinischen als vielmehr des alten Erdorakels behandelt werden und die Orakel doch unter Apollo ihre poetische Form nicht verloren, in dessen Dienst die Musen ja auch hätten übergehen müssen. Eine ernsthafte Bedeutung hat das ganze Argument überhaupt nicht, sondern es dient nur dazu, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben und, indem scheinbar der Standpunkt des Fremden anerkannt wird, in Wirklichkeit ihn dadurch zu verschieben, daß der Einfluß des Göttlichen auf das Orakel hervorgehoben wird. In diesem Sinne wird es von dem folgenden Redner Serapion aufgefaßt, der lobend anerkennt, daß so mit der Weissagung nicht die Vorsehung und das Göttliche aufgehoben werde. Darum hat auch das Argument gar nichts mit der Angabe des Pausanias zu tun, man sage, daß das unterirdisch in das Adyton des Gottes geleitete Wasser der Kassotis die Frauen zur Weissagung befähige (X 24, 7), wie Ulrichs meinte (I 100). Denn dies ist nichts anderes als eine Modifikation der oben berührten rationalistischen Theorie, daß die Pythia auf ihrem Dreifuß durch unterirdische Ausdünstungen in Ekstase versetzt würde.

Ihre Bedeutung für die delphische Topographie erhält die Auseinandersetzung Plutarchs durch seine Zitate aus Simonides. Leider sind sie in der Überlieferung entstellt, doch wird das erste im wesentlichen so zu lesen sein, wie es bei Bergk Poet. lyr. III 409 fr. 44 gegeben wird:

Ἔνθα χερνίβεσσιν ἀρύεται
Μοισᾶν καλλικόμων ὑπένερθεν ἁγνὸν ὕδωρ.

Das wird zum Belege dafür angeführt, daß man das in Frage stehende Wasser zu Spenden und zum Besprengen der Hände benutzte: *περὶ τὴν ἀναπνοὴν τοῦ νάματος, ὅθεν ἐχρῶντο πρός τε τὰς λοιβὰς ⟨καὶ τὰς χέρνιβας⟩ τῷ ὕδατι τούτῳ, ὥς φησι Σιμωνίδης.* — *καὶ τὰς χέρνιβας* ist von Reiske ergänzt. Daß etwas ausgefallen ist, beweist *τε*, und dies kann nichts anderes als *καὶ τὰς χέρνιβας* gewesen sein, weil sonst das Zitat keinen Sinn hätte. Bei Simonides ist von Spenden, so weit wir sehen, keine Rede, ein Zeichen, daß der ganze Gebrauch Plutarch nicht erst aus Simonides bekannt war. Er herrschte eben zu seiner Zeit, wie er zu Simonides' Zeit geherrscht hatte, denn das Imperfektum *ἐχρῶντο* erklärt sich durch die Beziehung auf diesen.

Das ist ausschlaggebend für die Benennung des in Frage stehenden Wassers. Wir wissen aus dem Ion des Euripides, daß für den Kultgebrauch im Tempel das Wasser der Kastalia und nicht das Wasser aus irgendeinem Brunnen innerhalb des heiligen Bezirkes diente. Mit welchem anderen Wasser wird das *περιρραντήριον*, das wir uns an seinem Haupteingang zu denken haben[1]), gefüllt gewesen sein?

[1]) Poll. Ononom. I 8 *εἴη δ' ἂν ὁ μὲν εἴσω περιρραντηρίων τόπος ἔνθεος . . ., ὁ δ' ἔξω βέβηλος.* Hippocrates, ed. Littré VI 364 De morbo sacro 1 g. E *αὐτοί τε ὅρους τοῖσι θεοῖσι τῶν ἱερῶν καὶ τῶν τεμενέων ἀποδεικνύμενοι, ὡς*



In der zweiten Stelle, die Plutarch zitiert, redete Simonides Klio an, wie es scheint, 'als die reine, von den Schöpfenden viel angeflehte Aufseherin des Weihwassers, die das duftige, liebliche Wasser im Goldgewande aus göttlicher Schlucht hervorquellen läßt'. Der Text ist hier nicht nur durch Verschreibungen, sondern auch durch eine größere Lücke entstellt. Er dürfte, von dieser abgesehen, etwa so herzustellen sein: μικρῷ δὲ περιεργότερον αὖθις ὁ Σιμωνίδης τὴν Κλειὼ προσειπὼν 'Ἁγνὰν ἐπίσκοπον χερνίβων, φησί, πολύλιστον ἀρυόντεσσιν [1]), ἃ χρυσόπεπλον [2]) . . . . εὐῶδες ἀμβροσίων ἐκ μυχῶν ἐρανὸν ὕδωρ' [3]). Die ἀμβρόσιοι μυχοὶ bezeichnen hier nicht, wie Pomtow meint (Phil. LXXI 32), das Adyton, und Pomtow hätte sich nicht auf Bergk berufen sollen, der eine Stelle in Plutarchs De def. or. gründlich mißverstanden hat, wo davon die Rede ist, daß der Raum, in den man die den Gott Befragenden setze, sich gelegentlich mit Wohlgerüchen fülle: εὐωδίας ἀναπίμπλαται καὶ πνεύματος οἵας ἂν τὰ ἥδιστα καὶ πολυτελέστατα τῶν μύρων ἀποφοράς, ὥσπερ ἐκ πηγῆς τοῦ ἀδύτου, προσβάλλοντος (p. 437 C). Hier hat Bergk (Anm. zu fr. 44) ἐκ πηγῆς wörtlich verstanden, während doch das Adyton nur im bildlichen Sinne als Quelle der wunderbaren Düfte bezeichnet wird. Es ist ein etwas vertrackter Satz, aber eben dies ist ganz deutlich. Zu πνεύματος steht προσβάλλοντος prädikativ, dazu ἀποφορὰς ('Ausdünstungen, Ausströmungen', vgl. z. B. Plut. Quaest. sympos. III A p. 647 F αἱ τῶν στεφάνων ἀποφοραί) mit dem verkürzten Satze οἵας ἂν τὰ ἥδιστα καὶ πολυτελέστατα τῶν μύρων als attributiver Bestimmung, also: der Hauch, das πνεῦμα, trägt Düfte heran, oder kurz, duftet wie das Kostbarste und Süßeste, was es an Gewürzen gibt. — Daß Plutarch von dem Wasser der Kassotis in dem Adyton irgend etwas wußte, soll erst einmal einer beweisen.

Sicher also hat Simonides an dem lebendigen Quell der Kastalia und nicht an einer künstlichen Wasserleitung mit den Musen Zwiesprach gehalten. Wie sollten auch die römischen Dichter dazu gekommen sein, die Kastalia als Musenquelle zu feiern, wenn ihnen ihre griechischen Vorbilder nicht darin vorangegangen wären?

Versetzen wir uns nun im Geiste auf die südlichen Stufen des Apollotempels, so liegt der obere Teil des Pleistostales vor unseren Augen. Der Blick schweift über die Grenzen des heiligen Bezirks in die Ferne und gleitet über einen 60 Fuß tiefen [4]), jetzt von Bäumen fast verdeckten Einschnitt hinweg, der das ganze Tal quer durchzieht. Es ist die Schlucht Pappadhia, das Bett der Kastalia, in dem sie ihre im Altertum wohl reichere Wasser-

---

ἂν μηδεὶς ὑπερβαίνῃ, ἢν μὴ ἁγνεύῃ, εἰσιόντες τε ἡμεῖς περιρραινόμεθα. Herod. I 51 καὶ περιρραντήρια δύο ἀνέθηκε (ὁ Κροῖσος).

1) So Emperius statt des überlieferten ἀραιόν τέ ἐστιν.

2) Paton statt ἀχρυσόπεπλον.

3) Es folgt λαβὸν (nicht bei Wyttenbach), mit dem ich nichts anzufangen weiß.

4) So Ulrichs a. a. O. S. 40.

Hosted by Google

menge zum Pleistos hinabführte. In die Phaedriadenschlucht, in der die Kastalia entspringt, kann die Gesellschaft Plutarchs freilich nicht hineinsehen. Aber davon spricht Plutarch auch nicht. Er sagt, sie sahen nach dem Wasser, *πρὸς τὸ ὕδωρ*. Das ist das Wasser, das von den Phaedriaden bis zum Pleistos quer durchfloß. Sie konnten auch das Wasser selbst nicht sehen, wohl aber den Lauf verfolgen, den es nahm, und an diesem ganzen Wasserlauf, nicht nur an seiner Quelle, haftete der Name Kastalia.

Es kommt noch eins hinzu. Das Wasser, von dem Plutarch spricht, wurde von einigen für die Styx gehalten. *Οὐκ ὀρθῶς οὖν*, sagt Boethos im Anschluß an die Zitate aus Simonides, *Εὔδοξος ἐπίστευσε τοῖς Στυγὸς ὕδωρ τοῦτο καλεῖσθαι ἀποφήνασι.* Es ist mir unerfindlich, wie man glauben kann, irgend jemand sei auf den Gedanken verfallen, eine künstliche Wasserleitung für die Styx zu erklären. Dagegen entsprach die Kastalia durchaus der Vorstellung, die man sich von dieser machte. Man suchte die Styx an verschiedenen Orten. So wird in dem Schiffskatalog der später Europos genannte Nebenfluß des Peneios Titaresios ein Stück davon genannt (B 155). Vor allem aber nannte man einen im nördlichen Arkadien bei dem Städtchen Nonakris in den Krathis sich ergießenden Bach das Wasser der Styx (Pausan. VIII 17, 6 u. 18, 4). Aus gewaltiger Höhe fällt dies Wasser in einer dunkeln Schlucht von einer Felswand herab, wie die Kastalia. Darum setzte man es dem abwärts rinnenden Wasser der Styx (*O* 37 *ε* 185) und seinen jähen Fluten (*Θ* 369) gleich[1]).

In derselben Richtung wie das Wasser der Kastalia und neben ihm lag das Heiligtum der Ge: *πρὸς τὸ τῆς Γῆς ἱερὸν τό τε ὕδωρ*, hieß es, waren die Blicke gerichtet und *παρὰ τὸ νᾶμα καὶ τὸ τῆς Γῆς ἱερὸν* war das Heiligtum der Musen errichtet worden.

Das Heiligtum der Ge war nicht wie das der Musen verschwunden und muß von dem Apollotempel aus deutlich sichtbar gewesen sein. Es wird in einer Baurechnung (Nr. 1267) zusammen mit einem Poseidonheiligtum erwähnt, um die beiden Längswände der Zella des Apollotempels zu unterscheiden. BCH XXVI 1903 Sp. 65 Col. III oben Z. 1: *ἐν τῶι σκέλει τῶι ποτὶ τὸ τᾶς Γᾶς ἱερόν* und Z. 11 *ἐν τῶι μακρῶι σκέλει τῶι πὸτ τῶι Ποτειδανίωι.* Diese Angabe nötigt nicht im mindesten dazu, das Heiligtum in unmittelbarer Nähe des Apollotempels anzusetzen. Das Heiligtum dient dazu, die Richtung anzugeben, nach der die bezeichnete Zellawand gewendet war, ohne daß damit etwas über die Entfernung beider voneinander ausgesagt wäre. Schon an sich ganz unwahrscheinlich wäre es, daß man, wie Pomtow annimmt (Phil. LXXI 30), die Orientierung nach einem von der Polygonalmauer durchschnittenen und hinter ihr versteckten Bezirk gegeben hätte. Da hätte es doch näher gelegen, die Säule der Naxier oder die Halle der Athener zu nehmen. Eben weil

---

[1]) Vgl. E. Curtius, Peloponnesos I 195 und 212 Anm. 18.

Hosted by Google

man die Wahl hatte, wird man die südliche Richtung lieber durch ein weiter entferntes, aber, wie Plutarch zeigt, in die Augen fallendes und in der Bedeutung dem Poteidanion entsprechendes Gebäude gewählt haben. Hierbei gewinnt der Unterschied des Kasus, *πὸτ τῶι Ποτειδανίωι* und *ποτὶ τὸ τᾶς Γᾶς ἱερόν*, auf den, wie man Bourguet, der den Text der Rechnungen im Bulletin herausgegeben und besprochen hat, gern zugeben wird, an und für sich nichts ankommt, durch die tatsächlichen Umstände eine Bedeutung, indem der Dativ die Nähe, der Akkusativ eine beliebige Entfernung bezeichnet. Poseidon hatte von je seinen Sitz auf der Höhe gehabt. Einst hatte er dort, wie man es später darstellte, allein gethront, als aber der junge Gott erschien, trat er ihm den Boden für seinen Tempel ab.

Δωροῦνται δέ σε ἀθάνατοι,
Ποσειδῶν ἁγνοῖς δαπέδοις

heißt es in dem Hymnus des Aristonoos (BCH XVII 1893 p. 561).

Die Ge blieb außerhalb des heiligen Bezirks an dem Wasser der Kastalia. Ihr Heiligtum muß von der Phaedriadenschlucht so weit entfernt gewesen sein, daß es von dem Apollotempel aus sichtbar, war. Dort lag auch, hart an dem Gymnasion, das Damatrion, von dem sich bis jetzt so wenig eine Spur wie von dem Heiligtum der Ge widergefunden hat. Die Lage des Damatrion aber braucht nicht durch Schlüsse ermittelt zu werden, sondern ist inschriftlich auf das sicherste bestimmt. In einer Bauinschrift, Nr. 3862, mit Rechnungen über Arbeiten an dem südöstlich von dem Bett der Kastalia in ihrer unmittelbaren Nähe gelegenen Gymnasion aus den Jahren 260—250, von Homolle BCH XXIII 1899 p. 566 publiciert, wird nämlich Z. 11 ein aus der Kastalia abgeleiteter Graben neben dem Damatrion (*τοῦ ὀχετοῦ τοῦ πὰρ τὸ Δαμάτριον*) und Z. 18 eine demselben benachbarte Mauer (*τοῦ τειχίου τοῦ πὸτ τῶι Δαματρίωι*) erwähnt. Demeter und Ge sind nah miteinander verwandt oder vielmehr Demeter ist eine Hypostase der Ge. Es ist nicht anzunehmen, daß ihre Heiligtümer weit voneinander entfernt waren; vielleicht aber waren sie miteinander vereinigt, wie in Patras, wo an einem Haine, der einen Tempel des Apollon und einen der Aphrodite enthielt, ein Heiligtum der Demeter lag, in welchem sich neben den Standbildern der Demeter und Kora auch ein Sitzbild der Ge befand. Vor dem Heiligtum der Demeter war eine Quelle, an der man sich zu bestimmten Zwecken und in einer besonderen Weise zur Zeit des Pausanias Orakel holte, nachdem man zu der Göttin gebetet hatte (Paus. VII 21, 11 f.). In Athen hatten an dem Aufgang zur Burg Ge Kurotrophos und Demeter Chloe ein gemeinschaftliches Heiligtum (Paus. I 22, 3).

Wenn das Heiligtum der Ge an der Kastalia lag, so muß dort auch der Schauplatz des Drachenkampfes gezeigt sein, durch den nach dem späteren, nicht unbestrittenen, Glauben Apollon

Hosted by Google

sich gewaltsam in den Besitz des Erdorakels setzte. Unsere ältesten Zeugen drücken sich über den Schauplatz nicht genauer aus. Aber wenn es in dem homerischen Hymnus auf Apollon v. 300 heißt, der Gott habe die Drachin an einer schönfließenden Quelle in der Nähe des Tempels getötet, so darf man doch den Ausdruck nicht pressen und daraus schließen, der Dichter habe sich die Quelle in seiner unmittelbaren Nähe gedacht[1]). Nennt doch Euripides (Iph. Taur. 1257) den Gott in seinem Tempel Nachbar der kastalischen Fluten. Hätte sich aber der Dichter die Quelle wirklich hart am Tempel gedacht, so würde er doch wohl nicht den Gott erst den Tempel haben bauen und dann die Schlange töten lassen.

Euripides spricht von der Grotte des Drachen (Phoin. 232). Wo gäbe es innerhalb des heiligen Bezirkes etwas, was man so bezeichnen könnte? Ich möchte mich nicht wie Frickenhaus (S. 267) damit trösten, die Höhle könne bei späteren Ausgrabungen noch ans Tageslicht kommen. Unberechtigt ist es aber auch, den Sibyllenfelsen für den Sitz des Drachen zu erklären, wie Homolle es tut (BCH XVII 1893, p. 619). Zu beachten ist ferner, daß Euripides die Grotte hochheilig nennt (*ζάθεα ἄντρα*), wie bei Simonides die *μυχοὶ ἀμβρόσιοι* heißen. Vollends unbegreiflich ist mir, wie man die Waldschlucht (*τὴν ἐν Δελφοῖς Νάπην λεγομένην*), die Hesychios unter *Τοξίου βουνὸς* als Kampfplatz bezeichnet, in der Nähe des Tempels hat finden wollen. Mit Hesychios ist eine Bemerkung in den Pindarscholien zu Pyth. VI 9 zu verbinden. Pindar selbst gebraucht an der Stelle *νάπη* für das Pleistostal im allgemeinen, wie Strabo (*πρόκειται δὲ τῆς πόλεως ἡ Κίρφις ἐκ τοῦ νοτίου μέρους, ὄρος ἀπότομον, νάπην ἀπολιπὼν μεταξύ, δι᾽ ἧς Πλεῖστος διαρρεῖ ποταμός* p. 418), und beschränkt den Ausdruck durch den Zusatz *Ἀπολλωνιακὴ* auf den heiligen Bezirk. In den Scholien wird u. a. gesagt: *τινές φασιν εἰς τρεῖς μοίρας διῃρῆσθαι τοὺς Δελφούς· καὶ τούτων ἡ μὲν λέγεται ὑπάτη, ἡ δὲ μέση, ἐν ᾗ ἔστι καὶ αὕτη ἡ καλουμένη νάπη.* Die Erklärung ist entschieden falsch und ein verunglückter Kompromiß zwischen Pindar und dem, was der Scholiast von anderer Seite erfahren hatte. Bemerkenswert ist, daß, wie Hesych *λεγομένη*, so der Scholiast *καλουμένη* zu *νάπη* hinzufügt. Wenn es eine sog. *Νάπη* in Delphi gab, so wurde das Wort schlechthin als Eigenname für einen Teil des Gebietes gebraucht, und wenn die Gewährsmänner des Scholiasten Delphi in drei Teile teilten, was der Sache durchaus entspricht, so ist für sie die *Νάπη* insbesondere gewiß die Querschlucht zwischen der Kirphis und den Phaedriaden gewesen, die von der Kastalia gebildet wird, welche Strabo mit Recht als Mittelpunkt der Stadt bezeichnet, wenn er sagt, daß die Delphier, die früher oberhalb des Heiligtums angesiedelt gewesen seien, nun hinter ihm (so wird man *ἐπ᾽ αὐτῷ* zu interpretieren haben)

[1]) So Frickenhaus A. M. XXXV 267.

Hosted by Google

rings um die Kastalia wohnten: *νῦν δ' ἐπ' αὐτῷ οἰκοῦσι περὶ τὴν κρήνην τὴν Κασταλίαν.*

Durch diese von dem Bett der Kastalia gebildete *Νάπη* denkt sich vermutlich Kallimachos in dem Hymnus auf Delos den Drachen vom Pleistos zum Schutze des Orakels am schneeigen Parnaß herankriechend, v. 90 ff.:

> *οὐ δέ τε πω τέθνηκεν ὄφις μέγας, ἀλλ' ἔτι κεῖνο*
> *θηρίον αἰνογένειον ἀπὸ Πλειστοῖο παρέρπον*
> *Παρνησὸν νιφόεντα περιστέφει ἐννέα κύκλοις.*

Die eigentliche Höhle des Drachen hat er sich demnach vielmehr an der Mündung als an der Quelle der Kastalia gedacht.

Das Bild des Kallimachos, daß der Drache mit den Windungen seines Schweifes den Parnaß umschlungen hält, kehrt bei Statius wider, der den Kampf ausdrücklich an die Kastalia verlegt, Theb. I 562ff.:

> *postquam caerulei sinuosa volumina monstri,*
> *terrigenam Pythona, deus septem orbibus atris*
> *amplexum Delphos squamisque annosa terentem*
> *robora, Castaliis dum fontibus ore trisulco*
> *fusus hiat nigro sitiens alimenta veneno,*
> *perculit absumptis numerosa in vulnera telis.*

Auch in der Schilderung des Kampfes ist eine Stelle des Kallimachos in dem Hymnus auf Apollon benutzt, wo indessen der Schauplatz nicht näher angegeben ist, v. 100ff.:

> *Πυθώ τοι κατιόντι συνήντετο δαιμόνιος θήρ,*
> *αἰνὸς ὄφις, τὸν μὲν σὺ κατήναρες ἄλλον ἐπ' ἄλλῳ*
> *βάλλων ὠκὺν ὀϊστόν.*

Ein durch Bestimmtheit ausgezeichnetes, aber sehr spätes und in bezug auf seine Herkunft nicht zu kontrollierendes Zeugnis gewährt der mittelalterliche Mythograph Albericus De deorum imag. IV, ed. Staveren Mythogr. lat. p. 902: *a longe vero Python serpens maximus erat, quem sagitta una Apollinis per medium transfigebat et erat Apollo inter duo iuga montis Parnassi sedens, de quo et fons Castalius scaturiebat.*

Hier ist die Phaedriadenschlucht so deutlich wie möglich bezeichnet. Sicher ist diese auch auf dem Vasenbilde aus der ehemaligen Hamiltonschen Sammlung gemeint, wo Leto mit ihren beiden Kindern zwischen zwei Felsen vor dem Drachen fliehend dargestellt war, der vor einer Höhle des Felsen zur Linken auf fünffach geringeltem Schweif hochaufgerichtet stand (Reinach, Répert. des vases peints II 310)[1].

Ohne Zweifel bestand, wie schon Boettiger erkannt hat[2]), zwischen diesem Vasenbilde und der später nach Rom über-

[1]) Bei Reinach ist das Bild als verdächtig bezeichnet. Darüber wird schwer zu urteilen sein, weil die Vase verschwunden ist und wir nur auf die Zeichnung Tischbeins angewiesen sind. Die Art der Darstellung scheint mir keine Berechtigung zu Zweifeln zu gewähren.

[2]) Vgl. Th. Schreiber, Apollon Pythoktonos S. 70.

Hosted by Google

führten Gruppe des Euphranor (Plin. N H XXXIV 77) ein Zusammenhang, von der eine verkleinerte Nachbildung in einer Statuette des Museo Torlonia erhalten ist[1]), in der Leto mit ihren beiden Kindern in einer ganz ähnlichen Haltung dargestellt ist.

Nach Klearchos von Soli befand sich aber auch in Delphi ein Erzbild der Leto mit Apollon auf dem Arm als eine Nachbildung des einstigen Ereignisses neben der Platane (*ὃ τῆς τότε πράξεως μίμημα γενόμενον ἀνάκειται παρὰ τὴν πλάτανον ἐν Δελφοῖς* Athen. XV c. 72 p. 701 D), also offenbar an dem dafür angesehenen Kampfplatz vor der Drachenhöhle. Die Platane war berühmt, wie die einfache Anführung mit dem Artikel zeigt. Man erzählte, wie Theophrast berichtet (Hist. plant. IV 13, 2) und wohl nach ihm Plinius (NH XVI 238), Agamemnon habe sie gepflanzt, offenbar damals, als er das Orakel befragte (Od. ϑ 80), und doch wohl vor der alten Orakelstätte. Ich halte es für sicher, daß diesen Baum Properz im Auge hat, III 3, 13:

> *cum me Castalia speculans ex arbore Phoebus*
> *sic ait aurata nixus ad antra lyra.*

Man kann doch nicht wohl sagen, wie Rothstein zu der Stelle anmerkt, Properz meine hier nicht die bekannte Quelle, weil er am Anfang des Gedichtes sagt, er habe sich im Geiste auf dem Helikon an der Hippukrene befunden. Es handelt sich doch um Visionen, nicht um Wirklichkeit, und Visionen wechseln. Und es hat doch wohl eine besondere Bedeutung, daß der Lyriker, der sich an größere Stoffe wagen will, von der Quelle, die die Epiker begeistert und aus der Ennius, wie einst Hesiod, getrunken hatte (v. 6), an die Quelle sich versetzt fühlt, an der Simonides gesungen hatte. Gerade Properz ist ja diese Anschauung vertraut, der Kallimachos und Philetas fragt, in welcher Grotte sie gedichtet und welches Wasser sie getrunken haben (III 1, 5 f.). So netzt ihm hier, wie es am Schluß heißt, nachdem Apollon und Kalliope ihn in seine Grenzen zurückgewiesen haben, diese mit dem Philetaeischen Wasser die Lippen. Auch der Elegiker Ovid bittet, daß Apollo ihm den Becher mit kastalischem Wasser kredenzen möge (Am. I 15, 35 f.).

Es ist also Glaube in Delphi gewesen, daß das alte Erdorakel sich an der Kastalia befand, und wohl auch, daß Apollon ursprünglich hier weissagte. Dieser Glaube ist bis an das Ende der heidnischen Zeit festgehalten worden. Noch im 4. Jahrh. sagt der Redner Themistius, der die rationalistische Erzählung annimmt, die bei Diodor XVI 26 und Plutarch De def. or. p. 433 C überliefert ist, wonach ein Hirt das Orakel entdeckt habe, daß dieser Hirt den mantischen Hauch der Kastalia an sich erfahren habe und daß erst später — den oder die älteren Tempel ignoriert er — der Tempel von den Alkmeoniden gebaut sei[2]).

[1]) Ebenda S. 74 ff.

[2]) Themistius, ed. Dindorf or. IV p. 53 a *καὶ Δελφῶν μὲν ἐξ ἀρχῆς Ἀμφικτύονες κτισταὶ καὶ εὑρεταὶ ἐγένοντο ποιμένος τινὸς ἐν τῷ Παρνασσῷ ἐκ*


Hosted by Google

In eigentümlicher Weise verbindet Lucan die mythologische Erzählung und die rationalistische Auffassung von der Entstehung des delphischen Orakels. Er hält an der Tatsache des Drachenkampfes fest, aber er läßt Apollon die Höhle, in der Themis damals die Herrschaft führte, zum Sitz seines Orakels wählen, weil er sich von den günstigen natürlichen Bedingungen des Bodens überzeugt, Phars. V 79 ff. (Es ist der Parnaß beschrieben, der mit doppeltem Gipfel zum Äther emporragt):

> *Ultor ibi expulsae premerent cum viscera partus*
> *matris, adhuc rudibus Paean Pythona sagittis*
> *explicuit, cum regna Themis tripodasque teneret.*
> *Ut vidit Paean vastos telluris hiatus*
> *divinam spirare fidem ventosque loquaces*
> *exhalare solum, sacris se condidit antris*
> *incubuitque adyto vates ibi factus Apollo.*

Bei Lucan fehlt eine klare Ortsanschauung, und es läßt sich nicht sagen, wo er sich die Höhle der Themis gedacht hat, oder ob er davon überhaupt eine Vorstellung gehabt hat. Er scheint angenommen zu haben, daß der Tempel später über der Grotte errichtet wurde. Denn in der folgenden Schilderung einer Befragung der Pythia zur Zeit des pharsalischen Krieges läßt er die sich sträubende Pythia zuerst in dem vorderen Teile des Tempels bleiben und erst gezwungen in die Höhle hinabsteigen (v. 159 und 162), die er sich offenbar unterirdisch denkt. Ebenso stellt Valerius Maximus I 8, 10 den Vorgang dar[1]), beide wohl nach Livius, dessen Vorstellung wir aus I 56, 10 kennen[2]). Sie hängt eng mit der oben erwähnten rationalistischen Theorie von dem delphischen Orakel zusammen und wird in Verbindung damit auch von Strabo, Plinius und Justin[3]) vorgetragen. Strabo und Plinius werden von der Lage des Apollotempels wohl einen richtigen Begriff gehabt haben, während Justin offenbar davon keine Vorstellung hat, aber von andern werden in einer ganz unmöglichen Weise die Ausströmungen auf die Kastalia zurückgeführt, so von Origenes und Servius[4]). Bei Pausanias ist an

---

Κασταλίας τῷ μαντικῷ πνεύματι κατασχομένου καὶ χρόνῳ ὕστερον ἐξεμισθώσαντο Ἀλκμαιωνίδαι τὸ ἔργον φυγόντες Ἀθήνηθεν Πεισιστρατίδας.

[1]) *antistitem Delphicae cortinae in intimam sacri specus partem coegit descendere.*

[2]) *ex infimo specu vocem redditam ferunt.*

[3]) Strabo IX p. 419 φασὶ δ' εἶναι τὸ μαντεῖον ἄντρον κοῖλον κατὰ βάθους οὐ μάλα εὐρύστομον, ἀναφέρεσθαι δ' ἐξ αὐτοῦ πνεῦμα ἐνθουσιαστικόν, ὑπερκεῖσθαι δὲ τοῦ στομίου τρίποδα ὑψηλόν, ἐφ' ὃν τὴν Πυθίαν ἀναβαίνουσαν δεχομένην τὸ πνεῦμα ἀποθεσπίζειν ἔμμετρά τε καὶ ἄμετρα. Plin. NH II 204 *alibi fatidici specus, quorum exhalatione temulenti futura praecinant, ut Delphis nobilissimo oraculo.* Iust. XXIV 6, 9 *in hoc rupis amfractu media ferme montis altitudine planities exigua est atque in ea profundum terrae foramen, quod in oracula patet, ex quo frigidus spiritus vi quadam velut vento in sublime expulsus mentes vatum in vecordiam vertit impletasque deo responsa consulentibus dare cogit.*

[4]) Origen. c. Cels VII 3 ἱστορηται περὶ τῆς Πυθίας . . . ὅτι περικαθεζομένη τὸ τῆς Κασταλίας στόμιον ἡ τοῦ Ἀπόλλωνος προφῆτις δέχεται πνεῦμα διὰ

Hosted by Google

die Stelle der Kastalia die Kassotis getreten, aber sicher hat er nur die Eigenschaft, die man ursprünglich der Kastalia beilegte, auf die Kassotis übertragen, um die topographische Unmöglichkeit zu beseitigen. Bei Ovid heißt es von Cadmus, nachdem er das Orakel von Phoebus empfangen hatte, daß er die kastalische Grotte verließ [1]). Ob Ovid dabei an den Unterschied der Zeiten gedacht hat, muß dahin gestellt bleiben. Auch bei Nonnus erscheinen bei derselben Gelegenheit die kastalische Quelle und das Orakel eng miteinander vereinigt, obwohl es nicht so klar ist, ob sie innerhalb desselben Raumes gedacht sind [2]). *Πηγὴ μαντικὴ* wird die Kastalia von Lucian genannt (Iup. Tragoed. c. 39) und Clemens Alexandrinus drückt das Verstummen des delphischen Orakels so aus: *σεσίγηται ἡ Κασταλίας πηγή* (Protr. § 11).

Es mag sein, daß diese Wendungen z. T. auf falscher Übertragung von andern Orakelstätten beruhen. Origenes z. B. könnte vielleicht in dem Gedanken an das ihm wohl besser bekannte Orakel in Daphne bei Antiochia, wo die Priester aus einer Quelle Kastalia im Namen Apollons weissagten [3]), den Namen substituiert haben. Allein wir können diese späten Zeugnisse nicht alle und keines ausschließlich aus falscher Analogie erklären. Auch liefert der Name der Quelle in Daphne sofort einen neuen Beweis, daß man der Kastalia in Delphi prophetische Kraft beilegte, denn er ist doch ohne Zweifel aus Delphi entlehnt. Daß aber der Glaube an die prophetische Kraft der Kastalia noch lebendig war, nachdem die Kastalia bereits seit vielen Jahrhunderten für die Weissagung keinerlei praktische Bedeutung mehr hatte, zeigt, wie groß diese Bedeutung einst gewesen ist.

τῶν γυναικείων κόλπων. Servius Georg. III 292 *Castalius fons est Delphis in Apollinis oraculo, qui alluit ipsam aram Dei.*

1) Ov. Met. III 14 *vix bene Castalio Cadmus descenderat antro.*

2) Nonnus, Dionysiaca IV 307ff.

ὣς φάμενος τριπόδων ἐπεκοίμισε θυιάδα φωνήν,
καὶ ῥία Παρνησσοῖο τινάσσετο Φοιβάδος ἠχοῦς
γείτονος εἰσαΐοντα καὶ ὀμφήεντι ῥεέθρῳ
Κασταλίης πάφλαζε νοήμονος ἔνθεον ὕδωρ.
εἶπε θεός, καὶ Κάδμος ἐχάζετο καὶ παρὰ νηῷ
βοῦν ἴδε.

Vgl. XIII 129ff.

3) Das Kapitel DXX *Περὶ τῆς Κασταλίας* in dem Violarium der Eudocia ist fast wörtlich abgeschrieben aus Kosmas zu Carm. LXIV S. Gregorii Nazianz., Mai Spicil. Rom. II 2, 170, auf den auch der Artikel des Suidas *Κασταλία* zurückgeht. Kosmas (s. VIII vgl. Bardenhewer, Patrologie S. 500f.) schöpft aus einem Kapitel des sog. Nonnus (Anf. des VI. Jahrh., s. Bardenhewer S. 256) zu Gregor, Mai a. a. O. p. 385, das folgendermaßen lautet: *Περὶ τῆς Κασταλίας· Ἔστι πηγὴ περὶ τὴν Ἀντιόχειαν, ἐν ᾗ ὁ Ἀπόλλων ἐφεδρεύει. ἐν ᾗ πηγῇ μαντεία τις ἐξεφέρετο κατὰ τὴν τοιάνδε ἐκροὴν τοῦ νάματος, οὐ κατὰ φωνήν· οὐ γὰρ φωνή τις ἐξεχεῖτο, ἀλλ' ἁπλοῦ ἤχου τινὸς καὶ πνεύματος ἀναδιδομένου καὶ ἐκροῆς, πρὸς ἅ τινες ἱστάμενοι καὶ νοοῦντες τὰ σύμβολα ταῦτα ἔλεγον τὰ μέλλοντα.*

Hosted by Google

ANZEIGEN

Jahrbücher der Philosophie. Eine kritische Übersicht der Philosophie der Gegenwart. Herausgegeben in Gemeinschaft mit zahlreichen Fachgenossen von Max Frischeisen-Köhler. Erster Jahrgang. Berlin 1913, Mittler. IX u. 384 S. Geh. 8 ℳ, geb. 9.50 ℳ.

Diese neue bedeutsame Veröffentlichung gibt in ihrem ersten Jahrgang zunächst eine Reihe von Untersuchungen über die Grundlagen und Methoden der Wissenschaften. In elf Abhandlungen wird die Erkenntnistheorie, die Naturphilosophie, die Psychologie, die Geschichtsphilosophie, die Soziologie und die Ästhetik behandelt.

Die Erkenntnistheorie ist in die Hände von Ernst Cassirer gelegt. Der Verfasser rückt das 'Gegenstandsproblem' in den Vordergrund. Er behandelt in vorzüglich klarer und vornehmer Sprache die Untersuchungen von Rickert, Lask, Frischeisen-Köhler, Hönigswald, Croce, den Pragmatismus, den Streit zwischen Mach und Planck, Vaihingers Philosophie des Als Ob und Külpes kritischen Realismus. Überall gelingt es ihm, den Vegetationspunkt der Untersuchungen bloßzulegen, und darin besteht der nicht unbeträchtliche Wert dieses Aufsatzes. Weniger einverstanden kann man sich mit der Kritik erklären, die von der Redaktion ebenfalls vorgesehen ist. Cassirers Maßstab ist der der Marburger Schule, für die das Problem bereits erledigt ist. Es kann daher immer nur die Frage sein, ob und inwieweit der betreffende Autor sich den Ansichten der Marburger anschließt oder nicht. Wer deren Standpunkt nicht teilt, wird sich von dieser Kritik nicht allzuviel Gewinn versprechen können.

Die Naturphilosophie wird durch einen Aufsatz von Hönigswald eingeleitet. Er bemüht sich, die Naturphilosophie der Gegenwart von der alten abzugrenzen, was ihm einwandfrei gelingt. Weniger glücklich ist der Versuch ausgefallen, das Recht der Naturphilosophie als gesonderter Wissenschaft darzutun. H. geht dann auf eine Reihe von Einzelproblemen ein, wie der absoluten Bewegung, des Raumes und der Zeit, der Messung, der Ostwaldschen Aufstellungen usw. Man vermißt in der Darstellung die Angabe der originalen Arbeiten. Was da in den Literaturvermerken gegeben wird, ist vielfach nur sekundär. Dementsprechend kommen auch die Probleme nicht mit der wünschenswerten Klarheit heraus. Der Versuch, die absolute Bewegung von der 'wirklichen' zu scheiden, ist nicht reinlich geglückt, die Stellung zur Marburger Schule ist schwankend, und vielleicht liegt hier der letzte Grund für eine gewisse Unsicherheit, die den Aufsatz durchzieht.

Hosted by Google

Zur Naturphilosophie sind auch die beiden nächsten Aufsätze zu rechnen, der von Laue über das Relativitätsprinzip und der des Herausgebers über das Zeitproblem. Laues Aufsatz bietet eine außerordentlich klare Darstellung des Relativitätsproblems von der rein mathematisch-physikalischen Seite. Er erfordert aber ein gerütteltes Maß exakter Kenntnisse, das den meisten Philosophiebeflissenen nicht zu Gebote stehen wird. Das Schema des Michelsonschen Versuchs ist sehr klar und lehrreich. Vielleicht hätte aber auf den Versuch selbst, der ja die einzige Grundlage der gesamten Überlegungen ist, genauer eingegangen werden können. Auch der Aufsatz von Frischeisen-Köhler beschäftigt sich vorwiegend mit dem Relativitätsprinzip. Seine Darstellung der eigentümlichen Schwierigkeiten dieser Lehre ist sehr instruktiv. Etwas deutlicher hätte wohl gesagt werden können, daß das ganze Prinzip für die Physik selbst ohne Bedeutung ist, da es irgendwelche Beschleunigungen nicht zu bewältigen vermag.

Ihren Abschluß findet die Naturphilosophie in einem Aufsatz von Julius Schultz über die Philosophie des Organischen. Man empfängt da einen überaus vollständigen Überblick über die mannigfaltigen Bemühungen auf diesem Gebiet. Der Verfasser steht den Mechanikern wie den Vitalisten mit erfreulicher Objektivität gegenüber. Eine gewisse überhitzte Schreibweise und gelegentliche saloppe Wendungen, die von dem ruhigen vornehmen Ton abstechen, der sonst in der neuen Zeitschrift angeschlagen wird, muß man freilich in Kauf nehmen.

Die Psychologie wird in einem Aufsatz von Cohn über die Grundfragen der Psychologie und einem von August Messer über die experimentelle Psychologie im Jahre 1911 behandelt. Cohn behandelt seine Aufgabe mit vorbildlicher Klarheit und tiefem Eindringen. Messer bringt manches, was nicht zur Sache gehört, und verweilt an andrer Stelle wider zu lange.

Der Aufsatz von Georg Mehlis über Geschichtsphilosophie erörtert besonders den Gegensatz zwischen Dilthey und Rickert. In Spanns Soziologie hätte man die Einbeziehung der ausländischen Literatur gewünscht, die gerade bei dieser Disziplin nicht übergangen werden darf. Zum Schluß gibt Emil Utitz einen Aufsatz über die Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft, der sehr geschickt den gährenden Zustand dieses Gebiets widerspiegelt. —

Das neue Jahrbuch stellt einen Versuch dar, dem immer unerträglicher werdenden Zustand der Zersplitterung in einer Wissenschaft ein Ende zu machen, deren vornehmste Aufgabe gerade die 'Funktion der Einheit' in der Weltbetrachtung ist. Bibliographische Vollständigkeit wird nicht erstrebt. Diese ist auch nicht imstande, die unleidlichen Schwierigkeiten des Auseinanderweichens der Arbeit aller zu überwinden. Einzelne Probleme, die die Gegenwart beschäftigen, sollen ausgewählt werden und dann zur kritischen Besprechung kommen. Ob diese Auswahl den Beifall des Publikums findet, wird wesentlich von den Qualitäten des Herausgebers abhängen. Der vorliegende Band empfiehlt sich in dieser Hinsicht sehr. Größere Schwierigkeiten wird die Kritik bieten und vielleicht wäre es besser gewesen, auf diese von vornherein zu

Hosted by Google

verzichten. In solchen Fällen kann sich allmählich, wenn die Redaktion lange genug in der Hand eines einsichtigen und vorurteilsfreien Mannes bleibt, ein Herkommen entwickeln, dem sich Mitarbeiter und Leser gern fügen. Ob bei der jungen Zeitschrift in diesem und anderen Punkten, z. B. dem der Heranziehung des Auslandes, schon die genügende Klarheit vorhanden ist, muß bezweifelt werden. Wie dem auch sei, die neue Zeitschrift scheint uns ein sehr aussichtsreicher Versuch zu sein, dem ein voller Erfolg und lange Lebensdauer zu wünschen ist.

Berlin. Ernst Goldbeck.

B. Kern, Humanistische Bildung und ärztlicher Beruf. Berlin, Weidmann 1913. 8. 44 S. 1 ℳ.

Dieser Vortrag ist in der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin gehalten worden, er tritt also natürlich für das Gymnasium ein und will nachweisen, daß dieses zur Vorbildungsanstalt für den ärztlichen Beruf sehr wohl geeignet ist. Ebenso gut wie andere Anstalten oder besser als diese? Diese Frage wird in der Schrift nicht beantwortet, vielmehr ausdrücklich abgelehnt (S. 3 u. S. 37f.). Der Verfasser erklärt dies für eine falsche Fragestellung, er will auf jeden Vergleich verzichten und nur fragen: was leistet das humanistische Gymnasium in der Vorbildung für den ärztlichen Beruf? Aber das setzt doch eben voraus, daß diese Leistungsfähigkeit von anderer Seite bestritten wird, daß andere Schulen den Anspruch erheben, dem Gymnasium in dieser Hinsicht überlegen zu sein. Gegen diesen Anspruch also wendet sich der Verfasser in Wirklichkeit, der von ihm abgelehnte Vergleich gibt doch seinen Ausführungen erst ihren wahren Sinn und diese selber lassen keinen Zweifel darüber, daß er seinerseits dem Gymnasium eine Vorzugsstellung einräumt. Daß es ihm aber gelingt, diese seine Überzeugung einwandfrei zu begründen, kann man leider nicht sagen. Er wird wohl recht haben, wenn er die bekannten Behauptungen, daß das Gymnasium seinen Schülern nicht den für das ärztliche Studium genügenden Vorrat an naturwissenschaftlichen Kenntnissen und die dafür ausreichende Übung im naturwissenschaftlichen Beobachten und Denken mitgebe, mit den selben Gründen zurückweist, die schon öfter hervorragende Mediziner dagegen geltend gemacht haben. Aber schon hier wird man dem Verfasser nicht zustimmen können, wenn er meint, daß gerade auf dem Gymnasium eine für das medizinische Studium besonders wichtige Fähigkeit erworben werde, die 'Fähigkeit zu unermüdlichem Denken, zu steter Erweiterung des Gesichtskreises, zu einheitlicher Verarbeitung des mannigfaltigsten wissenschaftlichen Inhalts und zu seiner durchdringenden Unterwerfung unter die geschlossene Einheit des geistigen Eigentums' (S. 6). Es ist wirklich nicht einzusehen, warum die Ausbildung dieser Fähigkeit, soweit sie überhaupt auf einer Schule erreicht werden kann, gerade auf dem Gymnasium allein möglich sein sollte. Die eben hinzugefügte Einschränkung ist den Sätzen des Verfassers gegenüber häufig notwendig, denn er liebt es, wie schon die angeführten Worte beweisen, von den Leistungen der Schule in außerordentlich hohen Ausdrücken zu sprechen. Daß für die Übung auf

Hosted by Google

mathematischem und naturwissenschaftlichem Gebiet auf dem Gymnasium genug geschieht, um der Einseitigkeit vorzubeugen, und nicht zu viel — wenigstens nach den Vorschriften der Lehrpläne —, um eine Zersplitterung zu vermeiden, darin hat er gewiß recht, wenn man aber lesen muß, daß so 'in der gleichmäßigen Durchforschung des Subjekts und des Objekts auch für den inneren Zusammenhang zwischen Natur und Geist das grundlegende Verständnis eröffnet' werde, so möchten Eingeweihte dies wohl gern etwas zurückhaltender ausgedrückt sehn.

Und wenn es noch bloß die Worte wären. Aber die Gedanken selber nehmen bei dem Verfasser mehrfach einen so hohen Flug, daß sie sich weit entfernen von dem Boden der gemeinen Wirklichkeit, mit der er es doch hier zu tun hat. Von dieser Verstiegenheit ist er da völlig frei, wo er aus den Erfahrungen seines Berufes heraus spricht. Hier, merkt man, hat er festen Boden unter sich, und hört man gern einem Manne zu, der einem anstrengenden und entsagungsvollen Beruf sein Leben lang mit dem Herzen gedient hat. Sobald er aber davon spricht, was das Gymnasium für die Vorbereitung auf diesen Beruf leistet — und diese Frage ist ihm noch wichtiger als die nach der Vorbildung für das rein wissenschaftliche Studium —, geraten wir wider in umnebelte Höhen. Was der ärztliche Beruf verlangt, faßt der Verfasser kurz in die Formel zusammen: 'Sammlung und Vereinheitlichung unseres Geistesinhalts zur fest geschlossenen Persönlichkeit' (S. 25). Natürlich wird man dagegen sofort einwenden, dies sei eine Forderung des Lebens überhaupt und nicht auf diesen Beruf beschränkt. Doch wollen wir darüber mit dem Verfasser nicht rechten, da er sehr eingehend dargelegt, was in diesem speziellen Falle damit gemeint ist. Welcher Gymnasiallehrer aber, der sich redlich bemüht und sich daher der Schranken seines Könnens bewußt ist, wird nicht erschrecken, wenn eben dies als das Ziel der Gymnasialbildung hingestellt wird (S. 4 und S. 25)? Nun ist es freilich nicht ganz so schlimm gemeint, aber eine Überschätzung der einer Schule überhaupt möglichen und der wirklichen Leistungen des Gymnasiums bleibt doch bestehen. Eine geschlossene Persönlichkeit bildet sich nur im Leben, das weiß der Verfasser. Aber das Gymnasium gibt dazu die Grundlage. Wie macht es das? Seine auf dieses Ziel gerichtete Tätigkeit gehört teils dem intellektuellen, teils dem ethischen Gebiete an. In der ersteren Hinsicht ist der humanistischen Methode eigen 'die strenge logische Schulung in der sprachlichen Grammatik, in der Mathematik und in scharfem begrifflichem Denken' (S. 4). Ist nun das, was in diesen Worten, nicht gerade sehr logisch, ausgedrückt ist, dem Gymnasium eigentümlich? Vielleicht, wenn man auf den Beitrag, den die 'sprachliche Grammatik' dazu liefert, den Ton legen will. Aber davon kann doch in diesem Zusammenhang keine Rede sein, hier kommt es doch nur auf die Übung im begrifflichen Denken überhaupt an, und daß darin Realgymnasium und Oberrealschule hinter dem Gymnasium zurückständen, wird doch niemand behaupten wollen. Bleibt das Ethische, 'die vollwertige Auffassung vorbildlicher Persönlichkeiten und geschichtlicher Begebenheiten im Leben der Nationen'. Hier wird zunächst das 'vollwertige' zu streichen sein: dies

Hosted by Google

ist auf der Schule nicht den Persönlichkeiten und noch weniger den Begebenheiten gegenüber zu erreichen. Im übrigen wird bei diesen Worten jeder zunächst an den Geschichtsunterricht denken und fragen, warum der auf dem Gymnasium notwendig mehr leisten sollte als auf anderen höheren Schulen. Ein Grund wird sich in der Tat nicht finden lassen, aber mit einem gewissen Recht hebt der Verfasser die Vorteile hervor, die das klassische Altertum in dieser Hinsicht bietet, und denkt offenbar mehr als an den Geschichtsunterricht an die griechische und lateinische Lektüre. Gegen einen Satz des Verfassers muß nun hier ganz entschieden Verwahrung eingelegt werden. Er redet (S. 21) einer Behandlung das Wort, die er, sehr mit Unrecht, die idealisierende nennt: für die Schule behalte sie ihren Wert, wenn sie auch in der Wissenschaft einer realistischen habe weichen müssen. Dies ist durchaus abzulehnen: wir stehen in der Schule in erster Linie im Dienste der Wahrheit und werden Persönlichkeiten und Zustände des klassischen Altertums so gut wie anderer Zeiten stets so darzustellen uns bemühen, wie sie sich der wissenschaftlichen Forschung zeigen. Es kann auch gar keinem Zweifel unterliegen, daß dies Verfahren auch für die Charakterbildung das einzig geeignete ist. Oder wird diese dadurch gefördert, wenn die Schüler auf der Schule alles in einem verklärenden Lichte sehen, um dann hinterher zu erfahren oder sich selber zu sagen, daß es eben menschlich hergegangen ist? Und müssen es durchaus immer 'vorbildliche' Persönlichkeiten sein? Das Wesentliche ist doch wohl, daß der Schüler bedeutende und seinem Verständnis einigermaßen erreichbare Persönlichkeiten, ihre Ziele und ihre Erfolge oder Mißerfolge und deren Gründe möglichst genau kennen lernt, in ihr Denken und Fühlen möglichst tief eindringt. Daß dafür die griechische und lateinische Lektüre einen günstigen Boden bietet, soll gewiß nicht bestritten werden, aber das Fach, dem diese geistige Beschäftigung so recht eigentlich angehört, ist doch das Deutsche; und dem sind auf den anderen höheren Schulen keine engeren Grenzen gesetzt als auf dem Gymnasium.

Man sieht: die Ausführungen des Verfassers sind teilweise recht angreifbar, und es ist wohl besser, daß dies schon aus dem Kreise der 'Freunde des humanistischen Gymnasiums' selbst heraus gesagt wird, als daß wir es erst den Gegnern überlassen, über diese Schwächen der Schrift herzufallen. Doch wollen wir uns auch das Gute nicht nehmen lassen, das sie bringt. Wenn ein Mediziner sich mit großer Entschiedenheit gegen eine Vermehrung des naturwissenschaftlichen Unterrichtstoffes erklärt (S. 10), so darf sich jeder wahre Freund des Gymnasiums dessen freuen. Ebenso, wenn er die Ansprüche der sog. Allgemeinbildung kurz und treffend zurückweist (S. 11). Sehr ernstliche Beachtung verdient in einer Zeit, in der alle möglichen bei der Jugend hervortretenden Schäden der Schule zur Last gelegt werden und die offenkundige Tatsache, daß die Eltern ihre Erziehungspflichten häufig grob vernachlässigen, verschwiegen wird, die eindringliche Mahnung, die der Verfasser auf Grund seiner in der ärztlichen Praxis gesammelten Erfahrungen an das Elternhaus richtet. Sie bezieht sich in erster Linie, wenn auch nicht allein, auf die körperliche Gesundheitspflege. Daß die

Hosted by Google

Schule da auch ihre Pflichten hat, verkennt der Verfasser nicht, er weiß aber auch, daß sie sich bemüht, sie zu erfüllen, ja daß sogar vielfach auf diesem Gebiete des Guten zu viel geschieht, und es ist außerordentlich wertvoll, daß hier ein erfahrener Arzt sich gegen diese Übertreibungen wendet und mahnt, die Schule solle ,nicht den tiefen Ernst der gymnasialen Geistesbildung überwuchern lassen durch eine körperliche Betätigung, die den Rahmen des hygienisch Notwendigen überschreitet' (S. 15). Wie steht es denn aber mit der bekannten 'Überbürdung' durch geistige Arbeit? Auch da sieht und sagt der Verfasser das Richtige. ,In der heute so populären Bekämpfung der Anforderungen des humanistischen Gymnasiums an angestrengte und andauernde Geistesarbeit machen wir uns einer Weichlichkeit schuldig, die der Charakterbildung Abbruch tut und die nationalen Leistungen auf geistigem Gebiet herabschraubt'. Sehr wahre und von echter Vaterlandsliebe eingegebene Worte. Leider ist, was hier als drohende Gefahr hingestellt wird, schon in weitem Umfang Wirklichkeit geworden.

Noch mancherlei treffende und beherzigenswerte Bemerkungen enthält die Schrift, um deren willen man ihr eine recht weite Verbreitung wünschen möchte. Neben all dem sachlich Wertvollen aber soll nicht vergessen werden das Persönliche: die innige, auf eindringendem Verständnis beruhende Liebe, die sich ein in erfolgreicher Ausübung seines Berufs ergrauter Arzt sein Leben hindurch für das Gymnasium bewahrt hat, ist das beste Zeugnis, das diesem ausgestellt werden kann, und das gibt der Schrift ihren wahren Wert.

Charlottenburg. Conr. Müller.

Heinrich Weinel, 'Jesus'. Band I der Sammlung: Die Klassiker der Religion, herausgegeben von Lic. theol. Gustav Pfannmüller. Verlag: Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Preis: brosch. 1,50 ℳ, geb. 2 ℳ.

Das Buch nimmt in der Fülle der Jesus-Literatur eine besondere Stellung ein: im wesentlichen spricht in ihm Jesus selbst; die Winke des Herausgebers in der kurzen Einleitung und in den Fußnoten haben mit Bewußtsein nur dienende Funktion, der Erzählungsstoff ist nur soweit verwertet, als er die Fassung für Worte Jesu bildet. — Warum die Bevorzugung des Wortes? Offenbar, weil es die reinste und wichtigste Erscheinungsform der Gesinnung ist, aus der es hervorfließt, und weil es die geistige Kraft ist, die am unmittelbarsten fort und fort auf die Menschen einwirkt. Dabei haben die hier zusammengestellten Worte Jesu eine zwiefache Eigentümlichkeit, der Form und der Beleuchtung nach. Weinel hat nämlich versucht, über die Textgestalt der Evangelien hinauszugehen und auf eine 'ältere, der ursprünglichen gleich oder wenigstens nahestehende Form' der Worte Jesu zurückzugehen. Außerdem hat er den chronologischen Rahmen der Evangelien völlig gesprengt und die Worte in einer sachlichen Anordnung gegeben. Die neuen Gesichtspunkte, unter denen das überlieferte Material erscheint, lassen die altehrwürdigen Perlen hell leuchten, als am ersten Tag.


Hosted by Google

Der Begriff, der das Ganze teils ausgesprochen, teils unausgesprochen beherrscht, ist der Begriff des Menschentums; 'denn alles, was Jesus sagt, enthält auch sein Ideal von Menschentum (S. 44). — Historisch mag eine solche Betrachtung, die den im 18. Jahrhundert ausgepägten Begriff des Menschentums ohne weiteres auf Jesus überträgt und den 'Erdgeruch Palästinas' zum großen Teil verflüchtigt, nicht ganz zutreffend sein. Aber die Menschen leben nicht von der Historie, sondern von dem Überhistorischen in der Historie. Und dem bahnt dies Büchlein, vielleicht gerade infolge dieser historischen Ungenauigkeit, den Weg.

Berlin-Neukölln. G. Fittbogen.

R. Heidrich, Christenlehre nach Luthers Katechismus für die Mittelstufe der höheren Schulen. Berlin 1912. J. Guttentag. XLVIII und 221 S. gr. 8. 4,50 *M*.

Das Buch bietet eine äußerst ansprechende Ausbildung der alten Form des Religionsunterrichts dar. Es behandelt seinen Gegenstand, die Einführung in die christliche Lehre nach Luthers Katechismus, als Antwort auf die drei Grundfragen: Wie wird der Mensch zum Kinde Gottes (2. Hauptstück), worin bestehen die Frömmigkeit und die Sittlichkeit des Kindes Gottes (3. u. 1. Hauptstück), und wie kommt der Mensch zum Glauben [als der 'Bedingung der Gotteskindschaft', S. 16] (4. und 5. Hauptstück). Vollständigkeit und Wohlordnung eines geschloßnen Systems sind das ersichtliche Streben des Verfassers; er setzt sich auch in gelegentlichen Bemerkungen darüber mit andern namhaften Katecheten auseinander. Aber seine wertvollste Stärke ist die Klarheit der einzelnen Lehrstücke, — wie denn der kunstvolle Aufbau des Ganzen nicht so sehr für die Förderung des Schülers als für die Befriedigung des Lehrers wesentlich ist. Alle einzelnen Abschnitte sind inhaltreich, aber einfach, klar und deutlich; in bester Weise lehrhaft. Die Form ist nicht das Frage- und Antwortspiel einer Katechese, sondern einfache, geschlossene Darlegung in kenntlicher Gliederung. Ernst und Würde der Sprache verbinden sich mit Erbaulichkeit, die sich nicht aufdrängt und desto besser wirkt. Daß mehrfach Sachen und Gedankengänge sich widerholen, erklärt sich aus einem offenbaren Streben nach Vollständigkeit jedes einzelnen Lehrstücks. Die gleiche Ausführlichkeit freilich, wie sie die 179 Seiten des Hauptteils aufweisen, wird sich der Katechismusunterricht der mittleren Klassen nicht gestatten können, er wird manches ausscheiden, manches zusammenziehen müssen. Er kann dies auch ohne wesentlichen Schaden; früherer und anderweitiger Unterricht, Kirche, Familie, Leben helfen ja die Lücken ausfüllen, und es würde gar nicht der Wirklichkeit entsprechen, wenn der Schüler der mittleren Klassen gleichsam als unbeschriebene Tafel behandelt würde. Weniger befriedigt die Darstellung der 'messianischen Weissagung', die sich allzusehr im Geleise früherer Zeiten bewegt; unter den vielen vortrefflichen Ausführungen nenne ich besonders 'Jesus als Vorbild der Frömmigkeit und Sittlichkeit' und die Abschnitte, die sich auf Vergleichung der evangelischen und der katholischen Konfession beziehen.

Hosted by Google

Dem Hauptteile des Buches ist eine 48 Seiten umfassende Beigabe vorausgeschickt, die 'eine Anweisung für den Religionsunterricht, namentlich auch für den Unterricht in der Christenlehre, und Lehrpläne für die unteren und die mittleren Klassen der höheren Schulen' enthält. Dem Hauptteile folgt ein Anhang von 41 Seiten, der die biblischen Bücher aufzählt, von der Augsburgischen Konfession die Entstehung, die Vorrede und die Schlüsse der beiden Teile, ebenso den Schlußabschnitt der 'Apologie' darbietet, Luthers Kleinen Katechismus mit Bibelsprüchen in genauem Abdruck bringt und endlich zu diesem noch den Lehrstoff über die Predigt, die Konfirmation und die Beichte hinzufügt. Notwendig waren diese Zugaben nicht; wertvoll sind darin viele als Anmerkungen gebrachte Einzelangaben gelehrter Natur. — Mit dem Buche schließt der Verfasser die Reihe seiner bekannten Hilfsbücher für den Religionsunterricht würdig ab.

Waren i. Mcklbg. R. Niemann.

O. L. Jiriczek, Die Deutsche Heldensage. 4. Aufl. Berlin u. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1913. (Sammlung Göschen Nr. 32) geb. 90 ℛ︀.

A. Zehme, Germanische Götter- und Heldensage. 2. Aufl. F. Tempsky in Wien u. G. Freytag in Leipzig 1913. geb. 2 ℳ.

Jiriczeks Buch ist ein kleines Kunstwerk, meisterhaft in der vornehmen Art der Popularisierung des schwierigen Stoffes. Er wird den Forderungen wissenschaftlicher Darstellung gerecht, ohne sich doch in Erörterungen der Einzelprobleme zu verlieren. So behält der Leser stets den Eindruck sicherer einheitlicher Entwicklung. Und dabei wird er doch durch alle einschlägigen Fragen hindurchgeführt in ruhiger Sachlichkeit. Besonders angenehm berührt die klare und besonnene Stellungnahme zwischen den verschiedenen Theorien, die nacheinander die Entstehung der Heldensage zu erklären versucht haben. Früher wollte man alles auf den Mythos zurückführen. Heute möchte man ihm am liebsten alles bestreiten. Jiriczek meidet nach Möglichkeit den gefährlichen Terminus und paßt ihn den heutigen Forderungen an, aber er läßt doch diesem nicht zu entbehrenden Erklärungsversuch sein eingeschränktes Recht. Die Zurückführung auf historische Grundlagen der Sage ist mit großer Vorsicht behandelt; immerhin möchte ich noch eher an die Einwirkung der fränkischen Sigibert-Fredegunde-Episode glauben (vgl. S. 89) als an die historische Grundlage der Rüdigersgestalt (vgl. S. 115). Mit berechtigtem Skeptizismus wehrt sich Verfasser aber gegen die Märchentheorie und verweist sie vorderhand noch auf ihr bescheidenes Altenteil. Aber all diese Streitfragen liegen zwischen den Zeilen, und kein überflüssiges Wort zieht den Leser in den Kampf der Meinungen hinein. Nur einen Satz möchte ich zum Schluß herausgreifen, der mir, so wie er jetzt dasteht, nicht ganz glücklich formuliert scheint. In dem allgemeinen Teil, der die Bildung des Epos überhaupt erörtert, heißt es (S. 18/19): 'Die breite Anlage des Epos setzt voraus, daß seine Lesung oder Vorlesung beliebig abgebrochen und fortgesetzt werden konnte. Die Vorbedingung des Epos ist also eine Schriftkultur'.


Hosted by Google

Zunächst enthält dies logische 'also' doch wohl eine petitio principii, die vorherigen Ausdrücke 'Lesung oder Vorlesung' setzen ja schon die Niederschrift voraus. Aber auch über diese formale Frage hinaus scheint mir der Satz inhaltlich doch bedenklich. Gewiß, darin gebe ich dem Verfasser vollkommen recht, für das germanische Epos kann es nicht stark genug betont werden: das Epos verdankt im Gegensatz zum epischen Lied seine Entstehung allein literarischen Einflüssen und gehört somit hinein in die Zeit der Schriftkultur. Aber die Verallgemeinerung des Satzes wäre besser vermieden. Es gibt Epen im Sinne des Verfassers auch ohne Schriftkultur. Das Lieblingsthema einer früheren Epoche der homerischen Untersuchungen spukt hier wohl noch zu stark nach. Aber der Verfasser gibt damit die sonst bei ihm so zu rühmende Vorsicht in einem, wenn auch hier nicht Ausschlag gebenden, Punkte preis.

Zehmes Buch behandelt zum Teil den selben Stoff, aber unter anderem Gesichtspunkte. Er schreibt für die Schule, in der Hauptsache wohl für den Schüler. Das soll nicht heißen, daß nicht auch der Lehrer noch hier und da aus dem fleißigen Buch lernen könnte — es ist erstaunlich, was der belesene Verfasser peinlich gewissenhaft in diesem Büchelchen zusammengetragen hat, um es für die Schule nutzbar zu machen — aber Stoffauswahl wie Sprache sind doch sichtlich auf den Schüler zugeschnitten. Von da aus ist es also in erster Linie zu beurteilen. Nun scheint mir doch, man kann des Guten manchmal zu viel tun. Haben selbst für Schülervorträge, die der Verfasser dabei vor allem im Auge hat, die altnordischen Sagen (Njalssaga, Gunnlaugssaga, Hervararsaga u. a. m.) so viel Wert? Stehen nicht dem gegenüber soviel berechtigte Wünsche für unsere eigene Literatur? Mußten für die Nibelungensage wirklich all die einzelnen Eddalieder der Reihe nach behandelt werden? Zehme selbst bemerkt doch für einige von ihnen, daß ihre Lektüre 'minder wichtig' ist (S. 123). Gewiß wird der geschickte Pädagoge immer einmal gern abseits vom betretenen Wege Blumen pflücken, und der Kenner entdeckt im unscheinbarsten Gewächs etwas Wertvolles. Aber Sammeleifer verführt leicht, und der Mahnspruch des delphischen Gottes μηδὲν ἄγαν hat trotz seiner Trivialität gelegentlich pädagogischen Wert. Ich möchte ihn auch auf die widerholt zu stark hervortretende Neigung zu superlativischen Ausdrücken beziehen. Ein Satz wie er S. 125 zur Charakterisierung des kurzen Sigurdsliedes verwandt wird, scheint mir doch überladen: 'Es stellt in hochpoetischer, herrlicher Sprache und mit dramatischer Lebendigkeit das tieftragische Geschick der Brynhild dar, deren heroische Natur und gewaltige Leidenschaft . . . in furchtbarer Schönheit geschildert wird.' S. 49 wird Baldrs draumar 'schauerlich schön' genannt. Und wenn (S. 99) Felix Dahn die Götterdämmerung 'eine unerreicht großartige, sittliche Tat des Germanentums' genannt hat, so kann man das allenfalls dem bekannten Pathos des Dichters zugute halten, in der Sache hat er doch wohl hier wie so oft, wenn er germanische Mythologie behandelt, gründlich daneben gegriffen. Für die ruhige, wissenschaftliche Betrachtuug stellt sich das Urteil jetzt doch wesentlich anders. Zehmes Behauptung: 'Dieser jüngste Tag auf einem Schlachtfelde ist echt nordische Auf-

Hosted by Google

fassung' (S. 100) würde allein schon durch den Hinblick auf die jüdischen Apokalypsen, die ja in ihrer späteren christlichen Ausgestaltung hier nachwirken, bedenklich abgeschwächt. Liegt also wirklich hier 'ein Ausdruck des germanischen Gewissens' vor? Überhaupt scheint mir die sittliche Ausbeutung der Sage, wie sie der Verfasser versucht, doch anfechtbar. Daß Thor 'nach jeder Hinsicht eine vollkommen ethische Gestalt' (S. 89) ist, klingt nicht unbedingt einleuchtend. Das Urteil, Thor war 'Beschützer der Weltordnung gegen die Vertreter des Umsturzes' (S. 81) könnte im Schüler eigentümliche Vorstellungen entwickeln. Die Egilssaga wird auf diese Weise fast zu einem Leitfaden der Ethik. Gewiß ist die gute Absicht anzuerkennen, aber sie drängt sich wohl etwas zu sehr auf. Sie führt gelegentlich auch zu wohlgemeinten Paränesen, die trotz aller Einkleidung recht deutlich durchblicken. S. 81 lesen wir: 'Die Anschauung, das Leben als ein Arbeitspensum im großen, als eine uns übertragene Pflicht zu betrachten, mit der wir uns abzufinden haben, nicht mit Seufzen, sondern mit frohem Mute, wird vortrefflich erläutert durch die Mythen von Thors Riesenkämpfen.' Ich will meine Zweifel über den praktischen Nutzen solcher sittlichen Extrakte unterdrücken, ich will gar nicht einmal untersuchen, ob wir das Recht haben, derlei Ideen aus der nordischen Sage herauszulesen, aber ist der Sage und ihrem Verständnis damit irgendwie gedient? Mir ist z. B. Hagens Gestalt in ihrer wilden, rücksichtslosen Größe lieber, als wenn sie mir als zweimal durchdestillierte Ethik in der pädagogischen Apotheke unter sauberer Aufschrift angeboten würde. Der Verfasser möge diese Offenherzigkeit verzeihen, sie trifft nicht ihn persönlich, sondern ein vielverbreitetes Prinzip, dem er sich leider — die Gründe dafür setzt er ja im Vorwort auseinander — in seinem an Anregungen so reichen Buch unterworfen hat.

Charlottenburg. H. Anz.

Alfred Gercke und Eduard Norden, Einleitung in die Altertumswissenschaft. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin 1912. B. G. Teubner. Lex. 8. Erster Band XI u. 632 S. geh. 13 ℳ, in Lwd. geb. 15 ℳ. Zweiter Band VII u. 442 S. geh. 9 ℳ, in Lwd. geb. 10,50 ℳ.

Zu meiner Freude kann ich schon die zweite Auflage der beiden ersten Bände dieses vortrefflichen Werkes anzeigen, dessen drei Bände in erster Auflage ich in der Z. f. d. Gymn. W. 1910 S. 469ff., 1911 S. 229ff. und 1912 S. 358ff. ausführlicher besprochen habe, worauf ich hier verweisen darf. Daß die erste Auflage so rasch vergriffen war, ist einmal ein Beweis für die Trefflichkeit des Werkes, anderseits für das Bedürfnis eines solchen in den studentischen Kreisen. Aber auch weit über diese hinaus hat es eine sehr günstige Aufnahme gefunden, und während es ursprünglich dazu bestimmt war, Studierenden in den Anfangssemestern ein Wegweiser zu werden, haben es auch die älteren Studenten, jüngere und ältere Lehrer, Gymnasial-, Universitäts- und andere Bibliotheken angeschafft, und ich habe von den verschiedensten Seiten die anerkennendsten Urteile darüber gehört.

Der erste Band ist um 27 Seiten gewachsen, der zweite um 7 Seiten



verkürzt worden. Größere Veränderungen und Umarbeitungen haben die Verfasser der einzelnen Artikel schon deswegen nicht vornehmen können, weil der so rasch vergriffenen ersten Auflage die zweite so bald nachfolgen mußte, doch sind sie darauf bedacht gewesen, ihre Arbeiten im einzelnen, soweit wie möglich, zu vervollkommnen und zu ergänzen. Besonders hat der Verfasser der Metrik die seinige durch größere Zusätze um etwa 10 Seiten erweitert, und ebenso hat der Abschnitt über die griechische und römische Literatur eine Erweiterung um etwa 15 Seiten gefunden. Einzelne Artikel sind umgestellt worden, indem im ersten Bande nach der Methodik jetzt zuerst die Literatur folgt und dann erst die Sprache und antike Metrik; innerhalb der Arbeit über die Sprache sind die Hauptkapitel der Grammatik dem sprachgeschichtlichen Teile vorgesetzt worden. Im zweiten Bande ist die Reihenfolge geblieben, aber der Abschnitt über die Kunst ist um etwa 24 Seiten vermindert, während Religion und Philosophie einige Erweiterung erfahren haben. In der Arbeit über griechische Kunst ist nämlich der V. Teil, der von Parallelerscheinungen in der griechischen Dichtkunst und bildenden Kunst handelte und gegen den zum Teil Widerspruch erhoben worden ist, wider ausgeschieden worden. Da die Seitenzahlen der ersten Auflage immer am oberen Rande der Seiten angegeben sind, so wird sich keine Schwierigkeit des Zitierens ergeben. Das Gesamtregister, das schon dem dritten Bande der ersten Auflage beigegeben wurde, ist jetzt jedem einzelnen Bande angefügt, natürlich mit Umänderung der Zahlen nach der neuen Auflage.

Die Ausstellung, die ich in meiner Besprechung zu dem letzten Absatz des Anhangs zu der 'Methodik' von Gercke betreffs neuerer Pädagogen gemacht habe, ist in dankenswerter Weise von dem Verf. berücksichtigt worden. Wenn in dem Vorwort zur ersten Auflage noch die Worte stehen, daß sich die Kluft zwischen Universität und Schule leider immer vergrößere, so darf ich in betreff dieser Worte nochmals auf das verweisen, was ich in der genannten Besprechung gesagt habe. Sodann wird der Einfluß Paulsens, dessen von Spranger im vorigen Jahre herausgegebene 'Gesammelte pädagogische Abhandlungen' nun weiten Kreisen zugänglich sind und in denen er so nachdrücklich die Pflicht der Philologen für weitere wissenschaftliche Studien und Arbeiten betont, günstig wirken und vor allem auch das vorliegende Werk, indem es so, wie es die Herausgeber wünschen, den Philologen in ihrem praktischen Lehrerberuf ein lieber Führer und Berater bleibt, diese Kluft, wo sie vorhanden ist, verringern und ausgleichen und den Lehrern Anregung und Stoff zu weiterer wissenschaftlicher Forschung und Betätigung bieten. Mir ist es noch jüngst bei einer Arbeit über die Sprache der homerischen Poesie in den entsprechenden Ausführungen und Literaturangaben von großem Nutzen gewesen.

Die drei Bände werden jetzt zusammen zu dem billigen Preis von 26 ℳ abgegeben, so daß jeder junge Philologe sie sich anschaffen und fleißig studieren kann. Auch von dem dritten Band wird nun, wie mit Sicherheit zu erwarten ist, in Kürze eine zweite Auflage folgen, und es sei das Werk von neuem angelegentlich empfohlen.

Hosted by Google

Von den 21 schönen Merksprüchen, die zu Anfang des ersten Bandes stehen, um den angehenden Philologen mahnend und ratend zu begleiten, und denen ich bei meiner früheren Besprechung der einzelnen Bände jedesmal einen angeschlossen habe, möchte ich jetzt noch den aus Aristoteles beifügen: *Οἰόμεθα δεῖν ἡδονὴν παραμεμεῖχθαι τῇ εὐδαιμονίᾳ, ἡδίστη δὲ τῶν κατ᾽ ἀρετὴν ἐνεργειῶν ἡ κατὰ τὴν σοφίαν ὁμολογουμένως ἐστίν. δοκεῖ γοῦν ἡ φιλοσοφία θαυμαστὰς ἡδονὰς ἔχειν καθαριότητι καὶ τῷ βεβαίῳ.*

Kassel. Fr. Heußner.

Die hellenistisch-römische Kultur, dargestellt von Fritz Baumgarten, Franz Poland, Richard Wagner. Mit 440 Abbildungen im Text, 5 bunten, 6 einfarbigen Tafeln, 4 Karten und Plänen. XIV u. 674 S. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1913. 12 *M*.

Dies stattlich auftretende Dreimännerbuch ist ein 'Nach- und Gegenstück' zu der 'hellenischen Kultur' der selben drei Verfasser, die nicht bloß von der Kritik wohlwollend beurteilt wurde, sondern auch einen so großen Leserkreis gefunden hat, daß bereits die dritte Auflage nötig wurde. Für Verleger und Verfasser bedeutet der Erfolg des ersten sicherlich einen genügenden Grund für die Schaffung dieses zweiten Buches. Der Kritiker wird zu prüfen haben, ob es seine Berechtigung in sich selbst trägt.

Das eigentliche Problema ist die Darstellung der hellenistischen Kultur. Massenhaft entsteigt dem Boden das historische Material der Papyri und der archäologischen Funde, alte Fragen beantwortend, neue stellend, *πάντα ῥεῖ*. Dennoch ist es nötig und auch schon möglich, eine zusammenfassende Übersicht unserer jetzigen Kenntnis und Auffassung dieser für uns heute Lebende so bedeutungsvollen Kulturperiode zu geben. Denn 'nicht das Hellenentum, sondern der Hellenismus ist die Grundlage unserer abendländischen Kultur geworden' (S. 74). Und die Überzeugung scheint in den Kreisen der Gebildeten sich wider ungemein zu verstärken, daß 'nur der die moderne Kultur voll verstehen könne, der die Wurzeln kennt, aus denen sie hervorgewachsen ist' (S. III). Aus dieser Überzeugung ergibt sich einmal eine Rückkehr zur alten Liebe humanistischer Jugendbildung, anderseits das Bedürfnis für solche, denen der Beruf ein Aufatmen gönnt, durch gemeinverständliche wissenschaftliche Darbietung sich in das leibhaftig näher gerückte Altertum einführen zu lassen. Besonderes Interesse findet zurzeit bei dem größeren humanistischen Laienpublikum alles, was der 'Wissenschaft des Spatens' verdankt wird und Aufschluß über bildende Kunst und Lebensführung der hellenistischen Zeit gibt. Aber auch der Historiker und der Philologe, sei es, daß er studiert oder im Schulamt tätig ist, verlangt nach einer übersichtlichen Darstellung. Auf diese Gattung der Leser hätte etwas mehr Rücksicht genommen werden können durch Hinweis auf die hauptsächlichsten von den Verfassern benutzten Darstellungen und Quellenwerke, um eigenes Versenken in Sondergebiete zu begünstigen. Es sind nur die Werke angegeben, denen die Abbildungen entnommen sind, Zitate sind — im allgemeinen natürlich mit

Hosted by Google

Recht — vermieden, höchstens für den Kenner angedeutet (wie Zielinskis Cicero S. 374). Gerade dieser Hinweis aber erregte bei einem mir befreundeten Nichtfachmanne das Verlangen nach mehr. Sehen wir also weiter zu, wie sich die Verfasser ihre Leser vorstellen! Offenbar wird Kenntnis des Griechischen nicht vorausgesetzt, die griechische Schrift ist vermieden, Wörter wie Hybris (S. 87) und Dyarchie (S. 393) werden übersetzt, während anscheinend mit einiger Kenntnis des Lateinischen gerechnet wird. Freilich werden da und dort doch weiterreichende Kenntnisse vorausgesetzt, so S. 66, wo für die Bedeutung von 'Eranosverein' auf den Wortsinn verwiesen wird, oder S. 307, wo die Leichenspiele 'von Terenz her bekannt' sein sollen, während anderseits der Vorname Decimus durch Übersetzung erklärt wird. Demnach ist das Werk nicht bloß zur Einstellung in die Schülerbibliothek der Oberklassen eines Gymnasiums geeignet, sondern auch für alle Arten höherer Lehranstalten.

Der überreiche Stoff ist mit viel Geschick ausgewählt worden, wie jeder zugeben wird, auch wenn seine besondere Aufmerksamkeit auf diese oder jene Erscheinung etwas vermißt oder an anderem gleichgültig vorübergeht. Der Anordnung nach zerfällt das Buch in drei Hauptteile: Hellenismus, römische Republik und römisches Kaisertum. Der Stoff ist unter die drei Verfasser in der selben Weise verteilt wie in der 'hellenischen Kultur': Poland stellt Staat, Leben und Götterverehrung dar, Wagner die geistige Entwicklung und die Literatur, Baumgarten die Bau- und Bildkunst. Der Titel des Buches will nicht etwa besagen, daß die Verfasser sich den Nachweis angelegen sein lassen, daß es keine selbständige römische Kultur gegeben habe; im Gegenteil, es wird vor Unterschätzung der römischen Eigenart gewarnt (S. 219). Was das Buch dadurch an Einheitlichkeit verloren hat, ist der Objektivität der Darstellung zugute gekommen. So ist zwar die 'römische' bildende Kunst rundweg als griechische Kunstbetätigung erwiesen (S. 316, 345 u. a.), für die Kaiserzeit der fesselnde Versuch gemacht, römische und griechische Literatur gemeinsam zu behandeln, anderseits jedoch z. B. Sprache und Religion vortrefflich klar und knapp in ihrer Eigenart charakterisiert. Der Zweck des Buches, 'eine Brücke zwischen Altertum und Gegenwart zu schlagen', hat auch auf den Stil eingewirkt. Beständig wird hingewiesen auf das Fortleben hellenistischer und römischer Kulturerscheinungen, vor allem aber auf parallele Bildungen sowohl der Gegenwart, als auch des Mittelalters. So gleichen die ägyptischen Tempel mittelalterlichen Klosteranlagen, die Pontifices (S. 247) 'vereinigen die Funktionen eines Kultusministeriums und eines geistlichen Konsistoriums'. Es konnte nicht ausbleiben, daß unter so vielen Vergleichen auch 'hinkende' sich befinden. Auch den (S. 249) des Umzugs der Arvalbrüder mit der Fronleichnamsprozession rechne ich dahin. Einen abgekürzten Vergleich stellt die Bezeichnung hellenistischer Beamten mit modernen Namen dar (S. 17 Kabinettssekretär, Generalintendanten usw.); seit Mommsen den römischen Leutnant auftreten und des Antiochus Kürassiere Attacke reiten ließ, hat man sich ja an diesen 'Journalistentrick' gewöhnt. Aber der tiefer Schürfende vermißt doch die

Hosted by Google

Beigabe der originalen Bezeichnung. Im übrigen trägt die Darstellung 'den schmucklosen Charakter wissenschaftlicher Schriften', liest sich aber angenehm; sehr vereinzelt ist ein salopper Ausdruck zu rügen, z. B. S. 243 'es zeigt sich der Grundsatz, daß der einzelne sehr leicht rücksichtsloser Strenge in der Bestrafung verfällt'; S. 244 Der Grundbesitz wurde nicht etwa mit Sklaven, sondern unter Heranziehen der Klienten betrieben; S. 349 Polybius schätzte und benutzte ihn fleißig; S. 395 die Verwalter der kaiserlichen Provinzen nach der militärischen und finanziellen Seite; S. 280 die unter den vom Feldherrn ernannten Präfekten stehenden Genietruppen u. dgl. Als geschmacklos empfinde ich snobistische Wendungen, durch die der Archäologe dem altfränkischen Philologen 'wohl sicher' zu imponieren hofft: S. 148 Flitzbogen; S. 174 an dieser reichen Architektur saß eine nicht minder reiche Plastik; S. 195 ihr Oheim Lykos interessierte sich späterhin für sie. Die Gefahr leitfadenartiger Trockenheit ist nicht ganz vermieden bei gewissen Partien der römischen Periode; es hätte auch dort das Mittel gute Dienste getan, das wirksam zur Belebung des Abrisses des hellenistischen Rechtes verwandt ist, die Einführung typischer Urkunden und Quellenstellen. Geschickt ist ferner das neue Material der Einladungskarten zu 'Gesellschaften' (S. 55) und der Briefe (S. 62) zu diesem Zweck benutzt.

Das sachliche Urteil ist durchweg nicht nur besonnen, sondern auch glücklich. Hervorzuheben sind die kunstkritischen Bemerkungen Baumgartens zu den Bildern, die Klarheit, mit der z. B. die Umwandlung des strengen Reliefstils ins Malerische beschrieben und beurteilt wird (S. 166). Ein großer Vorzug des Buches ist auch die ganz besonders gelungene Verbindung von Text und Bild; als einzige störende Ausnahme ist mir aufgefallen, daß S. 252 der Galliersarkophag auf den Galliersturm vom Jahre 387 bezogen ist. Das muß den Nichtkenner irreführen. Nicht ausgeglichen ist auch S. 114, wo der 'Knabe mit der Gans' als eins der Kunstwerke angegeben ist, welche die Frauen bei Herondas im Asklepiostempel bewundern, und S. 192, wo das Kunstwerk in seiner erhaltenen Gestaltung auf den 100 Jahre jüngeren Boethos zurückgeführt wird. Skeptisch wird man bleiben dürfen gegenüber der Vermutung, die Häßlichkeit der Demosthenesstatue gehe auf Benutzung der Totenmaske zurück, und gegenüber verallgemeinernden Urteilen wie (S. 195) blutige Unbarmherzigkeit habe wohl dem Geschmack der Rhodier entsprochen. Zumutungen an die Nerven sind ein allgemeines Kennzeichen barocker — also hellenistischer wie 'moderner' — Kunst, vgl. die Marsyasgruppe (S. 177) und 199 a. E. Auf die heiklen Kontroversen, besonders der älteren römischen Geschichte wird nicht eingegangen, von der 'servianischen' Verfassung z. B. (S. 242 u. 277) nur bemerkt, daß 'ihre Geschichtlichkeit heutzutage freilich vielfach angezweifelt werde' und von den Licinischen Gesetzen (S. 272) 'wenn sie wirklich das maßlose Anwachsen des Großgrundbesitzes verhindern wollten'. Diese Zurückhaltung kann mit dem Zweck des Buches, einem gebildeten, aber möglichst weiten Leserkreis Orientierung und Anschauung der antiken Kulturwelt zu übermitteln, wohl gerechtfertigt werden, angehenden und fortgeschritteneren oder fortschreiten wollenden Jüngern der Wissenschaft

Hosted by Google

wäre der Hinweis auf das Problem willkommener. Wohlabgewogen, Licht und Schatten gerecht verteilend, sind die literarischen Urteile z. B. über Cicero (S. 362ff.). Allgemeine Charakteristiken, wie z. B. die der Kaiserzeit als der Periode 'des Verfalls des Idealismus' (S. 387), wird sich der nachdenkliche Leser an der Hand der folgenden Darstellung selber einschränken und allgemeinen Aussprüchen den zugehörigen Widerspruch entgegensetzen. Wenn es also S. 86 heißt: 'daß aber die Ethik, wenn anders sie des Menschen ganzes Herz erfüllen soll, einer religiösen Grundlage nicht entbehren kann, ist eine uralte Wahrheit, die man in unserer Zeit wider einmal zu vergessen beginnt', so kann man dagegen, wenigstens für die deutsche und im besonderen deutsch-protestantische Welt, auch sagen: auf die 'man' sich wider zu besinnen beginnt.

Ein paar Hinweise auf kleinere sachliche Versehen mögen der nächsten Auflage zugute kommen. S. 100 iacta alea est heißt nicht der Ausspruch Cäsars, sondern Huttens. S. 352 der jüngere Scipio ist nicht der Adoptivsohn, sondern der filius naturalis des Aemilius Paulus. S. 96 Heines Wort: 'Es nährt (?) sich das Getriebe von Hunger und von Liebe' ist mir nicht bekannt, dagegen heißt es bei Schiller in den 'Weltweisen' von der Natur: 'Einstweilen, bis den Bau der Welt Philosophie zusammenhält, erhält sie das Getriebe durch Hunger und durch Liebe.' Mit dem Nachrechnen von Zahlen geben sich bekanntlich die wenigsten Menschen Mühe; täten sie es, so würden sie allerlei Überraschungen erleben. In dieser hellenistisch-römischen Kultur ist auf S. 270 ein as = 7,8 ₰, $2^{1}/_{2}$ aber 17,5; auf S. 302 sind 8 as = 35 ₰, S. 397 1 Mill. Sesterzen = 200 000 ℳ, 400 000 Sest. = 90 000 ℳ. S. 270 gilt ein Denar 78 ₰, S. 411 25 Denare 21,75 ℳ. Nur zum Zweck der Ausmerzung notiere ich die paar Druckfehler, die mir aufgefallen sind: S. 29 belief sich auf 200 Talenten; S. 113 Z. 11; S. 152 Z. 20; S. 168 Z. 30; S. 234 Z. 29; S. 250 Z. 4 v. u. fehlt ein Komma. Sie sind so gering an Zahl und Bedeutung wie die sachlichen Irrtümer; ihre Erwähnung stellt der Sorgfalt der Verfasser wie des Druckers das beste Zeugnis aus.

Die Austattung mit Einband, Papier, Druck, Bildern und Karten ist vorzüglich. Bei der Auswahl des reichen Bildschmuckes haben sich die Verfasser so sachkundigen Rates wie des von Studniczka und Wiegand zu erfreuen gehabt; die Technik der Reproduktion ist glänzend. Die Karte I ist bei Justus Perthes in Gotha hergestellt, II—IV ohne nähere Angabe, aber gleich klar und scharf.

Wer ein Buch, wie das vorliegende, nicht bloß einmal durchlesen, sondern benutzen will, bedarf eines sorgfältig gearbeiteten Registers. Eine Anzahl Stichproben hatten befriedigende Ergebnisse. Es fehlte das Stichwort: Licinische Gesetze und unter 'Demosthenes' die Seite 144.

Wir haben also ein ungemein sorgfältig gearbeitetes, vortrefflich ausgestattetes Werk vor uns, das zum ersten Male eine dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft entsprechende gemeinverständliche Darstellung der hellenistischen Kultur und ihrer Wechselwirkung mit

Hosted by Google

der römischen bietet. Auch der Leser, dem eine solche Zusammenstellung nicht neues Wissen zuführt, wird Genuß und Nutzen von den farbenreichen Kulturgemälden davontragen, die hier aus dem Mosaik unzähliger Einzelarbeiten mit Geschick und Geschmack zusammengefügt sind. Das Gymnasium wird gut daran tun, auszunutzen, was ihm hier geboten ist. Sicherlich wird der humanistische Erzieher nicht deswegen vom 'Klassizismus' zum 'Historismus' übergehen, weil er mit der Überzeugung von dieser Lektüre scheidet, daß auf alle Folgezeit Euripides größeren Einfluß gewonnen hat als Sophokles, Menander lebendiger ist als Aristophanes. Aber von dreierlei Stücken dieser hellenistischen Kultur braucht der Philologe im Schulamt eine recht lebendige anschauliche Kenntnis: von der Staatsverwaltung, von der Philosophie und vor allem von der hellenistischen Kunst. Ihr gegenseitiges Verhältnis und ihren gemeinsamen Ursprung aus dem Geiste der Zeit wird ihn unser Buch trefflich erkennen lassen. Diese drei Stücke gehören in den Gymnasialunterricht und darum gehört die 'hellenistisch-römische Kultur' in die Gymnasialbibliotheken.

Nachtrag: Die hellenische Kultur dargestellt von Fritz Baumgarten, Franz Poland, Richard Wagner ist soeben in dritter stark vermehrter Auflage erschienen mit 479 Abbildungen im Text, 9 bunten, 4 einfarbigen Tafeln, einem Plan und einer Karte.

Das schöne Buch hat den schönsten Erfolg verdient und gehabt. Gewiß ist zurzeit das Interesse am klassischen Altertum unter unsern Gebildeten im Steigen begriffen, aber ein Buch, das so im edelsten Sinn allgemeinverständlich und wissenschaftlich zugleich ist, wird nicht bloß das vorhandene Interesse befriedigen, sondern noch mehr Neues erwecken. Besonders gilt dies von der 'Archäologie' der antiken Kunst; die ihr gewidmeten Teile des Buches werden zuerst und zumeist gelesen. Um so mehr wird jeder Leser bedauern, daß Fritz Baumgarten das Erscheinen der dritten Auflage nicht mehr hat erleben dürfen. Fleiß, Verständnis und Geschmack in Auswahl und Darstellung haben sich in seiner Arbeit zu einer musterhaften Leistung vereinigt, die im Geschichts- wie im Schriftstellerunterricht der Gymnasien anregend und befruchtend wirken wird. Dafür folgt ihm der Dank noch übers Grab hinaus.

Es ist diese Anzeige der dritten Auflage der hellenischen Kultur im Anschluß an die Besprechung der 'Hellenistisch-römischen Kultur' um so mehr am Platze als diese rückwirkende Kraft auf die Darstellung des ersten Buches gewonnen hat, indem manche Gesichtspunkte und Beziehungen mehr betont wurden. Besonders gilt dies auch wider von den Abschnitten über die Kunst. Doch auch in den Partien, die der allgemeinen geistigen Kultur gewidmet sind, ist Zuwachs und Änderung mit Freuden festzustellen: vor allem bedeutet die schärfere Hervorkehrung aller Beziehungen zur Kultur der Gegenwart einen Gewinn für das Buch — und nicht nur für das Buch.

Duisburg, April 1913. M. Wiesenthal.


Hosted by Google

Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff, Sappho und Simonides, Untersuchungen über griechische Lyriker. Berlin 1913, Weidmann. 330 S. 8. Geh. 9 ℳ, geb. 11,60 ℳ.

Das Buch, eine Sammlung von teils neuen, teils schon gedruckten, wenn auch nicht überall wo es sich gehörte bekannten Aufsätzen, nennt sich, sehr glücklich, nach den zwei der großen Lesbierin und dem vielseitigen Keer gewidmeten Hauptstücken, denen sich ein größerer Aufsatz über Anakreon (S. 102—36) und einige kleinere anreihn, so über die Dichter mit dem Namen Stesichoros (233 ff.), die Kraniche des Ibykos (243 ff.), Pindars Paean für Abdera (246 ff.), Solons Elegie *εἰς ἑαυτόν* (257 ff.), Mimnermos und Properz (276 ff.), endlich, völlig neu, was z. T. auch von den darin geäußerten Urteilen gilt, über Horaz und die griechischen Lyriker (305—23).

Vorangeht, nach einem Vorwort, das uns den traurigen Verzicht auf Vollendung der versprochnen großen kritischen Lyrikerausgabe mitteilt, als Motto gleichsam für das ganze Buch, ein feingeschriebner Essay über 'Persönlichkeit'. Wenn Wilamowitz dabei sein geschichtsphilosophisches Credo widerholt, daß die großen Einzelmenschen die Geschichte machen, so wird er, ich bin dessen ganz sicher, die Einschränkung sich gern gefallen lassen, daß es nicht gerade nur die wenigen einzelnen sind, deren Namen die Geschichtsschreibung aufbewahrt: auch in der 'Menge' widerholt sich ja das Schauspiel der großen Geschichte in tausendfältigen Abwandlungen; und überall sind vor, neben und hinter den großen St. Bernharden, ebenbürtig, kleinere gelagert, wenn auch nicht gerade kleine. 'Aber das Mißverhältnis zwischen dem einzelnen, der auf der höchsten Stufe steht, und der ungeheuren Masse unter ihm, hat (so Wilamowitz vortrefflich S. 4) den Effekt eines qualitativen (nicht bloß graduellen) Unterschiedes.'

Den Reigen führt Frau Sappho, deren großem Verteidiger, Welcker, bezeichnenderweise das Buch gewidmet ist. Der Aufsatz gehört zu dem Schönsten und Tiefsten, was Wilamowitz geschrieben hat. Die Liebe zu Phaon (= Phaethon), der Sprung vom leukadischen Felsen (*εἰς λῆστιν κακῶν*) sowie einige Lieder und Liedfragmente der Unvergleichlichen erfahren hier, endlich einmal wider, eine des Gegenstandes würdige Behandlung. Das schließt nicht aus, daß man zuweilen andrer Meinung sein darf. Bei dem Liede *Φαίνεταί μοι κῆνος ἴσος θεοῖσιν* ist hervorzuheben die Lesung *ὤς σε γὰρ Fίδω βρόχε', ὤς με*, ferner die den Sinn jedenfalls treffende des letzten Satzes, *ἀλλὰ πὰν τολματόν, ἐπεὶ κεν ἦ τά* (für *ἐπεὶ καὶ πένητα*). Für die erforderte Anrede ist der Platz vor *ἀλλά* wie geschaffen, nicht bloß weil der Vers dort eine Lücke zeigt: hier findet ein Stimmungsumschwung, dem die Welckerische Erklärung von *ἴσος θεοῖσιν* = 'stark wie ein Gott ist offenbar der Mann' doch nicht ganz gerecht wird. Was kann *φαίνεται — ἔμμεν* anderes heißen als *μακαρίζω, ὀλβίζω*, entsprechend dem Hochzeitsruf *ὄλβιε γαμβρέ*? Die Voranstellung freilich von *φαίνεται*, dem dann, wie durchaus mit Recht Wilamowitz betont, das *τεθνάκην — φαίνομαι* der Sappho entspricht —, warum übrigens nicht

φαίνομαι, Ἄτθι;[1]) — erzeugt von vornherein einen Oberton. 'Überselig muß ich wohl den Mann dort nennen, der dir gegenüber sitzt und nahe deiner Stimme lauscht und deinem liebreizenden Lächeln, das mir allemal die Fassung raubt: so oft ich nur einen kurzen Blick auf dich werfe, versagt mir die Stimme . . ., ich scheine dem Tode nahe, Atthis! — dies ist, dies war meine Seligkeit (das γλυκύπικρον eines anderen, ohne Zweifel der Atthis geltenden Liede). ἀλλὰ πὰν τολματόν: allein, ich muß entbehren lernen, alles, auch das Schwere dieses Entbehrens ertragen lernen, denn ich muß.' In der Art, wie eben an dieser Stelle der Name der Geliebten gesprochen wird, liegt die Empfindungsreihe beschlossen, die, in einem völlig veränderten Ton, mit ἀλλά, abgeschnitten wird. Buchstäblich spricht Sappho nur von des Mannes ungetrübter Heiterkeit und ihrem Weh; aber was sie zu töten schien, ihr war es erhöhtes Leben. Das alles, durch die Situation der ihrer geliebtesten Freundin das Hochzeitslied singenden Frau den Hörern sofort verständlich, steht nur zwischen den Zeilen, es umschwebt den mit verhaltenem Pathos, wie er in Byrons 'Manfred!' hervorgestoßenen Namen der Geliebten, heiß er nun wie er wolle.

Einen fast körperlichen Schmerz bereitet es, die Besprechung der perversen Chansons de Bilitis aus den Göttinger Anzeigen hier *verbo tenus* widerabgedruckt zu sehn. Wilamowitz entschuldigt die damalige Besprechung: 'weil mir die Galle überlief'. Gut! dann hätt' es aber damit sein Bewenden haben sollen. Jetzt hat er für den raffinierten Schmutz nur weiter Reklame gemacht. Gewisse, hier musen- und gottverlaßne Historiker hat er doch nicht bekehrt; wenn sie gar hören, daß der vielleicht sehr sauber gekleidete Verfasser dieser unsaubern Chansons ein glänzendes Dichtertalent habe, so werden sie leicht auch mit größern Namen dienen können. Dem Leser aber wird, abgesehn von manchen Widerholungen, unmittelbar nach der ergreifenden Huldigung für Sappho ohne Not die Stimmung verdorben. Was 'lesbische Liebe' war, muß der Philologe wissen, die Schmutzereien eines modernen Pornographen gehn ihn nichts an.

An den ebenfalls in Welckers Spuren wandelnden, aber kräftig über ihn hinausführenden Aufsatz über Anakreon in Teos, in Abdera, in Samos und in Athen (nebenbei auch über Ibykos, Pratinas und den Anfang von Pindars Festlied für Delos, fr. 87) hängt sich ein flott geschriebner Exkurs über Pindars Paean für Abdera, leider in einem Hauptpunkte, der Deutung des κείνοις δ' ὑπέρτατον ἦλθε φέγγος auf den in einer verlornen Schlacht doch vielleicht bewiesenen Heldenmut, nicht überzeugend. Man wird den Paean von neuem behandelt finden in den Sitzungsberichten des philologischen Vereins (Dezemberheft dieser

[1]) Ist denn um die Auslautsverkürzung irgendwie herumzukommen, beispielsweise, Alc. fr. 11: . . . ὥστε θέων μηδέν' Ὀλυμπίων λῦσαι ἄτερ ϝέθεν? Es sind nicht einmal Enoplier, wie das Adoneion, sondern richtige aeolische Anderthalbmetra, wie in dem Skolion Arist. vesp. 1245. Der 'allein (die Fesseln) lösen konnte', war natürlich kein andrer als der sie geschmiedet oder geschürzt hatte; damit ist der Infinitiv legitimiert und der überlieferte Indikativ λῦσε(ν) erledigt. Das Objekt zu λῦσαι stand in dem verlornen Hauptsatz.

Hosted by Google

Zeitschrift). Ich möchte dafür hier auf ein andres kürzlich (Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1908, 328 ff.) von Wilamowitz besprochnes Gedicht eingehn, wo ich leider auch in einigen wesentlichen Punkten nicht folgen kann. Nemeen VII, auf den Aeginetenknaben Sogenes, ist in seinem mythischen Teil eine verhüllte Palinodie eines mehrere Jahre vorher in Delphi gesungnen und, wegen seiner nicht grade behutsamen Darstellung von Neoptolemos' delphischem Abenteuer, in Aegina übel aufgenommnen Paeans (Nr. 6 aus Oxyrhynchos). Nach einer Pindarischen Variation auf das Thema 'Heldenkraft lebt fort im Gedicht' heißt es, mit einem neuen Sinnspruch, *σοφοὶ δὲ μέλλοντα τριταῖον ἄνεμον ἔμαθον οὐδ᾽ ὑπὸ κέρδει βλάβεν.* Da eben von *κλυταῖς ἐπέων ἀοιδαῖς* die Rede war, könnten *σοφοί* recht wohl die Dichter sein. Also: 'die Dichter sind wetterkundige Leute, sie wissen es voraus, wenn der Wind (der öffentlichen Meinung zu ihren Ungunsten) umschlagen wird; das bedenken sie wohl und kommen daher, durch Rücksicht auf Gewinn oder Augenblickserfolg nicht verführt, auch nicht zu Schaden'. Da dies kein Gemeinplatz ist, muß eine besondre Absicht damit verbunden sein. Nun hat aber Pindar in seinem Paean sich nicht grade wetterkundig erwiesen. Ahnungslos hat der fromme priesterliche Sänger von Neoptolemos' Tötung bei dem Streit um die Fleischportionen gesungen, ja wie wir jetzt in dem Paean lesen, von Apollons Fluch über den Mörder des Priamos, und hat nun unter dem nicht vorausgesehnen Unwetter zu leiden. Mit jenem Satze hätt' er also seine Rechtfertigung unklug genug eingeleitet. Und wenn wenigstens bei dem Dichter der Odyssee, dessen gleich darauf (23) genannte *σοφία* die ja überhaupt naheliegende Deutung der *σοφοί* auf die Dichter zu stützen scheint, irgend etwas mit diesem Wetterumschwung anzufangen wäre! Was dazwischen steht, *ἀφνεὸς πενιχρός τε θανάτου πέρας ἅμα νέονται*[1]), geht erst recht die Dichter nichts an, wohl aber alle, die dem *κέρδος*, dem Mammon frönen und nicht bedenken, daß sie, wenn nicht morgen, so doch übermorgen tot sind, und daß es dann aus ist mit ihrer Herrlichkeit, wenn sie nicht auf ein Tun bedacht gewesen sind unsterblicher Lieder würdig. Damit ergibt sich erstens, daß *σοφοί* hier, wie ja oft genug bei Pindar, auf alles über den berechnenden Alltagsverstand des Philisters hinausgehende Denken zielt, das, wenn auch nicht selber dichterisch tätig, die Dichter doch zu schätzen weiß; und zweitens, daß der Einleitungsgedanke noch bis *θανάτου πέρας ἅμα νέονται* reicht. — Dem fast unverdienten Ruhm, den nach Pindars rein persönlicher Empfindung (*ἐγὼ δέ* 20) Odysseus seinem Dichter verdankt, tritt mit eleganter Wendung die Schmach gegenüber, die Aias schließlich in den Tod trieb, 'schließlich' füg ich hinzu im Sinne des Sophokles; bei Pindar folgt der selbstgewählte Tod unmittelbar der Kränkung durch die stumpfsinnige Majorität, die bei dem Streit um die Waffen ihm den Odysseus vorzog. 'Aber des Todes Woge überfällt den Ahnungslosen wie den, der ihn erwartet.' Wenn, der den Tod erwartet, Aias ist, so wird sich sogleich ergeben,

---

[1]) Ich gebe noch immer Wieselers Lesung (Christ verweist auch auf Tzetzes Chil. VII 799) den Vorzug. *ἅμα* = 'zusammen' mit Annäherung an *pariter*, wie *ἀμφότερα — ἁμᾷ* (nach Wilamowitz) O. I 104.

Hosted by Google

auf wen das 'ahnungslos' gehn mag. Wo aber die Möglichkeit einer Beziehung gegeben ist wie hier und schon oben bei arm und reich (19), da soll man gerade im Pindar froh sein, eine rein formale Zweiteilung loszuwerden. Was nun folgt, ist seit dem Altertum ebenso eifrig als vergeblich hin und her gewandt worden: es gehört ein Entschluß dazu, sich von neuem an der Sisyphusarbeit zu beteiligen. Überliefert ist *τιμὰ δὲ γίνεται, ὧν θεὸς ἁβρὸν αὔξει λόγον τεθνακότων βοαθόων*, wo man natürlich auch *αὔξῃ* und *βοαθόον* lesen kann; die Scholien geben den Konjunktiv, setzen aber, wenn auch in verschiedner Verbindung, *βοαθόων* voraus, Hermann las *λόγον — βοαθόον*, *ut iis post mortem opituletur*, und Wilamowitz, der ihm beistimmt, bezieht dies zusammen mit dem Folgenden, *τῷ* (= 'drum', überl. *τοι*) *παρὰ* (dies mit Hermann aus den Scholien für *γάρ* der Hss.), also *τῷ παρὰ μέγαν ὀμφαλὸν εὐρυκόλπου μόλον χθονός*, widerum auf Pindars unglückseligen Paean. Ich kann nur urteilen, wie vor Jahren gegen Mezger und Fraccaroli[1]): unmöglich! Apollon hat den dort gelieferten *λόγος βοηθόος* wahrlich nicht gesegnet, und Pindar kann wohl sagen, er habe des Neoptolemos Ehre nicht schmälern wollen, *τὸ δ' ἐμὸν οὔ ποτε φάσει κέαρ ἀτρόποισι Νεοπτόλεμον ἑλκύσαι ἔπεσι*, aber behaupten, eigens als Helfer und Verherrlicher des Neoptolemos damals nach Delphi gezogen zu sein, das konnt er wirklich nicht. Es wird wohl dabei bleiben müssen, daß Neoptolemos, der unvermutet in Delphi den Tod fand, zu den *τεθνακότες βοαθόοι* gehört, deren Ruhm noch jetzt Apollon hell erstrahlen läßt. Aber wer sind die *βοαθόοι*? Man hat wohl an *Αἰνείαν ἐπιόντα βοηθόον* der Ilias gedacht, aber hier die *βοαθόοι* nicht recht greifbar gefunden. Warum heißen hier die Helden, die mit dem Sohne Achills nach Delphi kamen, mit Weihegaben von der troischen Beute (41), *βοαθόοι*? Der Dichter sagt es selber kurz vorher: er denkt an alle, die *ξανθῷ Μενέλᾳ δάμαρτα κομίσαι* (28) gen Troia gesegelt waren, zu denen wie nur einer, wenn auch erst nachträglich herbeigeholt, Neoptolemos gehörte. Von ihnen hat Odysseus einen Herold ohnegleichen gefunden, Aias, der stärkste der *βοαθόοι* nächst Achill (27), von dem *τυφλὸν ἦτορ ὁμίλου* nur Schande geerntet; aber Ehre, höchst prägnant: heroische Ehren genießen, dank Apollon, die als fromme Pilger nach Delphi kamen, um dort einen unerwarteten Tod zu finden, vor allen er, den, wie nunmehr der Dichter zu melden weiß, die Vorsehung bestimmt hatte, dort *ἡροΐαισι πομπαῖς θεμισκόπον οἰκεῖν ἐόντα πολυθύτοις* (46), Neoptolemos. Jetzt redet Pindar in dem ganzen ersten, hauptsächlich Neoptolemos gewidmeten Teile seines Liedes mit keiner Silbe von seiner früheren, wie er wohl fühlt, nicht ganz mit Unrecht angefochtenen Darstellung, aber denkt freilich daran fast bei jedem Wort. Erst als er seine Erzählung vollendet und auch dem Vater des jugendlichen Siegers den ihm zukommenden Gruß entboten hat, blickt er, anfänglich mit der Ruhe eines gereinigten Gewissens, zum Schlusse freilich mit mühsam bis dahin verhaltenem Unmut, auf das unerquickliche, aber für ihn doch lehrreich gewesene Erlebnis zurück.

---

[1]) und weil ich Wilamowitz auch in der Pindarausgabe dieses Jahres nicht folge, so glaubt ich ihm diese Auseinandersetzung schuldig zu sein.


Hosted by Google

Wenn ich hier dem erfolgreichsten Pindarerklärer der letzten Jahre mehrfach mich nicht anschließen konnte, so kann ich bei den drei Simonideskapiteln, 'das Skolion an Skopas', 'Simonides als Epigrammatiker', 'Epigramme', nur dankbar bekennen, von mehr als einem Vorurteil befreit und um die nähere Bekanntschaft mit einer sehr bedeutenden 'Persönlichkeit' bereichert worden zu sein. Alle Leser des 'Protagoras' werden gut tun, und nicht bloß um Simonides willen, sich einmal diesem Führer anzuvertrauen, und wer in Zukunft 'Simonidesepigramme' zu zitieren hat — und welcher Historiker und Philologe hätte das nicht? — verbiete sich den Mund, bis er diese Untersuchungen, die eine seit Entdeckung der Steinepigramme fällige Schuld einlösen, genossen und verdaut hat.

Das grammatische Kapitel über die sprachliche Form der lesbischen Lyrik (79—101), ein polemisch-kritischer, gleich dem Abschnitt über die Dichter mit dem Namen 'Stesichoros' von kräftiger Skepsis durchtränkter Epilog zur 'Textgeschichte der griechischen Lyriker', passe, meint Wilamowitz, nicht recht in dies Buch; aber er verdirbt doch nicht die Luft, wie das Untier Bilitis, ist vielmehr eine sehr nachdenkliche Lektüre für jeden, der einmal Sappho oder überhaupt einen griechischen Lyriker zu edieren oder über ihre Sprache zu handeln hat. Vielleicht darf ich, in Anknüpfung an die Bemerkungen über die Akzentuation, von neuem die Bitte an alle Griechischlesenden richten, doch die Graves nicht mitzulesen: man wird erstaunen, wie sehr dies dazu hilft, aus dem Griechisch der Schulstube lebendiges Griechisch zu machen.

Die Metrik muß sich bei Wilamowitz schon seit Jahren mit einigen abgerißnen Tönen begnügen, ein wahres Kreuz für alle, die es noch nicht aufgegeben haben, sich daraus einen Vers zu machen. Die 'Hyperkatalexe', in Daktylepitriten, ist nach Wilamowitz 'ein Kunstwort, dessen Schall die Tatsache maskiert, daß die Ioniker nicht aufgehn' (135). Ich dächte, die Verfechter der ionischen Messung wären die einzigen, die weder von 'Anakrusis' noch von 'Hyperkatalexe' Gebrauch machten, den beiden einander würdigen Schall- und Rauchwörtern eben der früheren Metriker, die einzigen ferner, die dem Problem neunsilbiger Iambendimetra fest ins Angesicht geschaut und der Lösung einigermaßen nahegebracht haben durch Ableitung aus dem neunsilbigen Paroimiakon und durch den Versuch, die vom Dichter unzweifelhaft gewollte Entsprechung unserm Ohre glaublich zu machen:

⏓ –̋ ⏑ ⏒ – ⏒ ⏑ ⏕̋ ⏓
ὣς ἦρα ϑε - ὸς σάφα εἶπαις.
πρὸς δαιμόνων - ϑαυμαστὸν ὄλβον.

Endlich sind sie auch wohl die einzigen, die sich eine ganz klare Vorstellung gemacht haben, wie drei 'Daktylen' ein Dimetron bilden können: –́⏑ ⏑–̀ ⏑⏑–́ –̀, metrisiert: – ⏑⏑ – ⏑⏑––. 'Da hab ich nun so viel zugelernt' (aber wie lange nach dem Bakchylidesfunde, und wie viel länger nach Blassens bis heute fleißig ignorierten 'kleinen Beiträgen'!), 'daß ich das Glied –⏑⏑–⏑⏑–⏓ für einen Dimeter

Hosted by Google

halte, der als solcher den Platz eines trochaeischen Dimeters einnimmt; daß damit aber viel über die alte Ansicht hinaus gewonnen wäre, die einfach einen daktylischen Trimeter ansetzte, kann ich nicht finden.'

Ein verhängnisvoller Ausspruch! Es könnte sich hinter den Worten der Sinn verbergen, daß der Daktylus überall vierzeitig zu messen, also $3 \times 4 = 2 \times 6 =$ einem Dimetron sei. Die Rechnung wäre richtig, wenn es nur auch der Ansatz wäre. Aber wie steht es denn mit der Vierzeitigkeit des Daktylus, wenn im Gegensatz zu den marschgerecht durchstilisierten Anapaesten die Daktylenhebung überall der Auflösung in zwei Kürzen widerstrebt, und wenn überall, wo Daktylen oder ihre Vorläufer mit Iamben oder Trochaeen zusammenstehn, doppel- und einkürzige Senkungen gleichwertig sind, von

Ἐρα-σμονίδη Χαρίλα-ε
χρῆ-μά τοι γελοῖ-ον

bis zu

ναὶ φο-ρήμεθα σὺν με-λαίνᾳ

und

νυκτὶ μεγ-άνορος ἔξοχα - πλούτου?

Einfach einen 'daktylischen Trimeter', im Sinne von drei Daktylen, gibt es überhaupt nicht in der ganzen griechischen Lyrik, und wenn es das gäbe, so wären es weder Dimeter noch Trimeter, sondern Dreiheber, Anderthalbmetra, — wie *εἰ δὲ δή τιν' ἄνδρα*, die Umsetzung der asklepiadischen Trimeterhälfte, *ἤλθες ἐκ περάτων*, über deren Deutung und Messung Wilamowitz sich beharrlich ausschweigt; nur so viel erfahren wir (Berl. Sitzgsb. 1908, 338[1]), daß *ἐκ περάτων* kein Choriambus sei; aber was es denn nun ist, erfahren wir nicht. Nein, hier verhalten sich die neue und die alte Messung wie Feuer und Wasser, oder wie der Klang des Trimeters (sog. Hexameters):

κωμάσομεν || παρ' Ἀ-
πόλλωνος || Σεκυ-
ωνόθε, Μοῖσαι,

zu dem Tetrameter:

κωμάσομεν παρ', Ἀπόλλω-
νος Σεκυωνόθε, Μοῖσαι.

Zum Wesen der von Wilamowitz vertretnen 'altmodischen' Metrik gehört freilich mehr und mehr eine Gleichgültigkeit gegen die Metrenzahl, und damit gegen das Gewicht und gegen die Funktion eines Gliedes oder einer Periode. Möglich also auch, daß einmal recht nackt herauskommen sollte, wie wenig an der Zahl der Metra gelegen sei, die den 'Modernen' so unnütz schlaflose Stunden bereite. Wer die endlich erreichte Kommensurabilität der bisher geröllartig nebeneinander gelagerten Maße nicht für einen großen Gewinn hält, dem ist an der Erkenntnis des Zusammenhangs einer Strophe oder einer Periode nicht viel gelegen, und er verzichtet, unverantwortlich, in zahlreichen Fällen auf das einzige Mittel, der heillosen Vieldeutigkeit gewisser metrischer Glieder zu entrinnen.


Hosted by Google

Es sei gestattet, von dem Simonideischen Skolion (S. 164) hier eine Strophenanalyse herzusetzen. Daß die Ingredienzien des attischen Skolions darin verarbeitet sind, hat Wilamowitz früh erkannt, gesteht aber noch heute (wie 1898): 'nach welchen Gesetzen, und ob überhaupt nach einem demonstrabeln Gesetze, diese Glieder zu einer Strophe verbunden sind, kann ich nicht sagen'. Also: die Strophe hebt an mit einem ionischen Trimeter, uns am geläufigsten aus den Daktylepitriten — wir nehmen den Text der besterhaltnen Strophe —,

τοὔνεκεν οὔ | ποτ᾽ ἐγὼ τὸ | μὴ γενέσθαι.

Wegen der durchgehenden Kürze bei τό könnte man auch sagen: Choriambus mit Anaklomenon. Wie sich sogleich ergeben wird, bildet dieser ionisch-daktylepitritische Trimeter das Vorspiel, das προῳδικόν der Strophe. Es folgt nämlich als Stollenanfang ein Hexameter, dessen Widerspiel den Gegenstollen schließt. Der Stollenhexameter setzt den ionischen Rhythmus — vielleicht nur scheinbar — noch in einem Metron fort, um dann zwei Glykoneia mit Iambikon folgen zu lassen,

δυνατὸν δι-
ζήμενος κενεὰν ἐς ἄ-
πρακτον ἐλπίδα μοῖραν αἰ-
ῶνος βαλέω.

Hierauf erklingen die in attischen Liedern so beliebten aeolischen Dodranten, Dreivierteiglykoneia, das erste, wie in der Harmodiosstrophe [1]) ὅτε τὸν τύραν-, akephal, zwischen das zweite und dritte eingeklemmt, ein 'antispastisches' Metron,

πανάμωμον ἄν-
θρωπον, εὐρυεδοῦς
ὅσοι καρπὸν
αἰνύμεθα χθονός.

Wem es beliebt, mag die drei letzten Glieder zu zwei Glykoneen verbinden. Der Gegenstollen bringt zunächst einen doppelten Dodranten, den ersten dochmienartig (einmal sicher von der Form ⏑ ⏑⏑ — ⏑ —, ὃν ἂν ἀμήχανος),

ἔπειτ᾽ ὔμμιν εὑ-
ρὼν ἀπαγγελέω.

Wir erwarten vor dem bereits erwähnten Schlußhexameter noch ein Metron und einen Dodranten; hier sind sie,

πάντας δ᾽ ἐπαί-
νημι καὶ φιλέω,

und der Hexameter,

ἑκὼν ὅσ-τις ἔρδῃ
μηδὲν αἰσχρόν, ἀνάγκᾳ
δ᾽ οὐδὲ θεοὶ μάχονται,

[1]) Aristoph. Cantica p. 90; dazu U. v. Wilamowitz, Aristot. u. Athen II 317, Choriamb. Dimeter 25.

ein 'bakcheisches' Dimetron, ein 'pherekrateisches' und ein 'ithyphallisches': spannender Klauselvorklang mit den zwei volkstümlichsten Klauseln. Das Ganze, so ohrenfällig als geistreich, mochte sich, nach zwei-, dreimaligem Anhören fest eingeprägt, sofort von selber in Melodie setzen. *Q. e. d.* Hier hat also Wilamowitz in den letzten fünfzehn Jahren nichts zulernen mögen.

Dies ist aber auch der einzige tote Punkt in dem an Leben, Licht und Liebe überreichen Buche. Um so peinlicher ist es, hinzufügen zu müssen, daß die Formen der Polemik zu häufig noch die alten sind, die oft beklagten (s. Alfr. Körte, Intern. Monatsschr. 1913, 962 ff.).

Charlottenburg. Otto Schroeder.

Paul Sakmann. Jean-Jacques Rousseau. XII 198 S. Berlin 1913, Reuther u. Reichard [Die großen Erzieher. Ihre Persönlichkeit und ihre Systeme. Herausgeg. von Rudolf Lehmann, Bd. V]. Preis 3 *M*, geb. 3,80 *M*.

Auch nach der fast übergroßen Zahl von Rousseau-Büchern, die uns die letzten Jahre gebracht haben, weiß die vor drei Jahren durch ein Buch über 'Voltaires Geistesart und Gedankenwelt' auf ähnlichem Gebiet bereits rühmlich bewährte Sachkenntnis und Urteilskraft des Verfassers noch wertvolles Neues zu bringen; sehr richtig ist die Bemerkung des Vorwortes, daß die meisten 'Referate über Emile entweder zu summarisch waren oder sich zu eng und zu ängstlich an die Form banden, die Rousseau seinen fertigen Gedanken gegeben hat und in der er, wie er übrigens selbst ahnte, nicht glücklich war. Man wird ihm nur gerecht, wenn man das Starre wider flüssig macht und seine Ideen in den Prozeß der zugrunde liegenden Erlebnisse hinein verfolgt'. Die Aufgabe, die mit den letzteren Worten bezeichnet ist, ist in dem vorliegenden Buche dankenswerterweise — nicht nur für den Emile — sehr gut gelöst, und der scharfsinnigen Analyse der Lebensentwicklung Rousseaus sowie der sie begleitenden Schriften ist ein Gesamtbild entnommen, das den Geist des bei allen seinen Schwächen großen Mannes in der Tat 'wie einen Lebendigen unter Lebendigen stehen' (S. 194) läßt.

Frankfurt a. M. Julius Ziehen.

K. Ullrich, Lehrbuch der französischen Sprache für Realgymnasien und Gymnasien. II. Teil. Für die IV. Klasse der Realgymnasien und den 2. Jahreskurs an Gymnasien. Wien 1912, A. Pichlers Witwe & Sohn. 181 S. Mit 4 Bildern und einer farbigen Karte von Frankreich. Gebunden 2,40 *M*.

Die neusprachlichen Lehrbücher scheinen es mehr und mehr für nötig zu halten, im Drucke bereits die ganze Methode des Unterrichts festzulegen, während doch eigentlich die Vertrautheit mit der Arbeitsweise auf diesem Gebiet zu pädagogischem Allgemeingut geworden sein sollte. Die Übereinstimmung, die so bei Gebrauch eines solchen Lehrbuches an einer Anstalt erreicht wird, ist gewiß nicht zu unterschätzen. Nur durfte man in einem solchen Falle nicht daran denken, das von-


Hosted by Google

einander Entfernteste vereinigen zu wollen. Der neusprachliche Unterricht steht heute in seiner Entwicklung an einer Stelle, wo sich alle Anregungen der Reform leicht in enzyklopädischer Übersicht zusammenfinden; daneben gibt es aber auch schon wieder vereinzelte Ansätze, die eine Rückkehr zu früheren Unterrichtszielen bedeuten. Hierzu gehört eine stärkere Einführung in fremdsprachliche Lektüre, eine Vorbereitung, die schon bei der Behandlung der Elemente der Sprache einsetzen kann.

Hiermit ist schon im allgemeinen umschrieben, was das vorliegende Buch von K. Ullrich bietet. Es versteht sich von selbst, daß wir es mit einer sorgfältig und gründlich durchdachten Leistung zu tun haben. Selbst wenn so ein modernes, mit aller Umsicht gearbeitetes Buch an einigen Stellen beim Lehrer Bedenken auslöst, es bleibt doch immer noch besser als irgendeine der bekannten früheren Leistungen auf diesem Gebiete.

Das Buch gibt 35 Lehrstücke, zu denen noch (im Anhang) neun Gedichte und drei längere Prosastücke treten. Werden einmal unter einer Nummer zwei Stücke geboten, dann fällt dem Stück unter b meist die Aufgabe zu, durch irgendeine systematisch gehaltene Beschreibung das Material für induktive Ableitung des gerade zu besprechenden grammatischen Abschnittes zu liefern. Ohne die sorgfältige Auswahl der nebenher unter a gegebenen, meist erzählenden Abschnitte wäre ein solches Verfahren schwerlich zu billigen. Es gibt eben auch einen Fanatismus der induktiven Methode, der sich gegenüber der älteren Art nicht immer sehr hochstehend vorkommen mag. Es liegt im Charakter der eben geschilderten Stücke, daß sie wohl geeignet sind, eine Fülle von Vokabeln dem Schüler zu übermitteln; doch auch hier brauchen wir die Kreise nicht übermäßig weit auszudehnen. Es ist keine Schande, wenn einem zum erstenmal nach Frankreich reisenden Deutschen auch eine geläufigere Vokabel fehlt. Daher möchte ich auch auf die eingestreuten 'phrases de tous les jours' nicht zuviel Wert gelegt wissen; sie fänden besser in einem Anhang Platz. Auch die Grammatik würde ich geschlossen zu einem einzigen Teile vereinigen. An sich ist der grammatische Hauptteil erschöpfend und praktisch angelegt; es hat nichts zu besagen, wenn von § 15 an eine Reihe von Sachen, die sicher im ersten Jahre dagewesen sein müssen, noch einmal in systematischer Vollständigkeit zusammengestellt werden.

Der Wert des Buches liegt jedoch, neben der Auswahl von guten französischen Lesestücken in den Exercices. Daß die Frageübungen überall gleichmäßig gebracht werden, rührt daher, daß die Technik der Frage den Schülern nicht ganz leicht wird. Praktiker behaupten, daß auch für den Lehrer, besonders den die Sprache beherrschenden, die so nötige einfachste Fragestellung nicht immer leicht sei. Reichlich sind natürlich Umformungs- und Konjugationsübungen gegeben. Nicht wohl zu rechtfertigen, weil zu sehr ein mechanisches Anschauen der Sprache begünstigend, scheinen mir die Übungen, bei denen irgend etwas eingesetzt werden muß, zu sein. Praktisch sind die phrases à récapituler, die die oben genannten b-Stücke zum Teil erübrigen. Vo-

Hosted by Google

kabeln und Wortschatzübungen sind reichlich beigegeben. Anleitung zu kleinen rédactions sind hinzugefügt. Wer ältere Lehrbücher kennt, weiß, wie wenig auch nur für einfaches Nacherzählen da im Sprachstoff Möglichkeit vorhanden ist. Das Buch ist mit drei Vokabularen etwas reichlich ausgestattet; neben dem Wörterverzeichnis der Einzelstücke ist da ein alphabetisches Vokabular angebracht; das dritte ist systematischer Art, und durch besonderen Hinweis am Ende der Exercices ist seine regelmäßige Benutzung gesichert.

Man sieht, das Buch enthält eine Reihe von Einrichtungen, die man sich früher umsonst für ein Lehrbuch wünschte, und zu deren Ersatz es umständlichen Diktierens bedurfte. Zwei von den Bildern geben französische Straßenszenen, und sie vermeiden die überladende Fülle von Einzelheiten, die den sonst üblichen Unterrichtsbildern noch anhaften. Die Karte Frankreichs am Schlusse ist so gut, wie man sie heute verlangen kann.

Kattowitz O.-S. Rich. Bürger.

F. Friedrich und P. Rühlmann, Vergangenheit und Gegenwart. Zeitschrift für den Geschichtsunterricht und staatsbürgerliche Erziehung, II. Jahrg. 1912. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. IV u. 408 S. gr. 8. geh. 6 ℳ.

Wer etwa anfänglich angesichts der mehr als zahlreichen literarischen Veröffentlichungen zur Bürgerkunde beim Erscheinen von 'Vergangenheit und Gegenwart' mißtrauisch die Achseln gezuckt und sich vorsichtig zurückgehalten hat, der dürfte im Hinblick auf die vorzüglichen Beiträge auch des nunmehr abgeschlossen vorliegenden zweiten Jahrganges eines Besseren belehrt sein und sich überzeugt haben, daß wir es hier nicht mit Dutzendware zu tun haben, sondern mit einem großzügig angelegten Unternehmen, das wohl geeignet erscheint, nicht bloß als wertvolles Stück zum Rüstzeug des Lehrers, insbesondere des Geschichtslehrers zu gehören, sondern jedem gebildeten, ja jedem politisch auch nur einigermaßen interessierten Staatsbürger zur regelmäßigen Lektüre zu dienen. Mit vollem Rechte ist deshalb auch von manchen Unterrichtsverwaltungen den Lehrerkollegien die Zeitschrift zur Anschaffung empfohlen, und die Herausgeber dürfen mit Stolz und Befriedigung auf die Entwicklung ihres Werkes am Ende des zweiten Jahres zurückblicken und in seiner zunehmenden Beliebtheit einen Lohn für ihre Bemühungen finden, die hauptsächlich darauf gerichtet sind, einmal möglichst alles, was zum weiten Gebiete des Geschichtsunterrichts und der staatsbürgerlichen Erziehung gehört, durch Aufsätze zu beleuchten und aufzuhellen, sodann für diese Aufsätze auch wirklich geeignete, um nicht zu sagen erstklassige Kräfte heranzuziehen.

So entsteht ein Material, aus dem einzelne Stücke als besonders erwähnenswert hervorzuheben große Bedenken hat, da man dadurch vielleicht andern unrecht tun würde. Denn mag man einen Aufsatz lesen, der zur Aufhellung wichtiger historischer Vorgänge dient, wie 'Die Bartholomäusnacht im Lichte der Jahrhunderte' von Platzhoff, oder 'Der Dualismus zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt' von Schmitz, oder


Hosted by Google

'Die Entstehung des 70er Krieges' von Richter, oder 'Deutschlands wirtschaftliche Entwicklung seit 1870' von Meyer, oder 'Die Konvention von Tauroggen' von Thimme, oder mag man eine Abhandlung wählen, die es mit der Methodik und den Aufgaben des Geschichtsunterrichts, insbesondere mit den bürgerkundlichen Belehrungen zu tun hat, wie z. B. 'Geschichtswissenschaft und Geschichtsunterricht' von Friedrich, oder 'Die Behandlung der griechischen und römischen Geschichte an den höheren Schulen' von v. Scala, oder 'Heimatkunst und Geschichtsunterricht' von Volbehr, oder 'Der Beitrag des erdkundlichen Unterrichts zur staatsbürgerlichen Erziehung' von Hauptmann, immer wird man auf das lebhafteste gefesselt, und reich belehrt und mit neuen Anregungen versehen legt man das Buch nieder. Jedenfalls leuchtet aus allen Aufsätzen, mag der Inhalt auch noch so mannigfaltig sein, das gemeinsame Streben hervor, Beiträge zu liefern zur Erziehung eines Geschlechts, das den Erscheinungen des modernen Staates nicht verständnislos gegenübersteht, sondern durch Einsicht in die geschichtliche Entwicklung der staatlichen Einrichtungen zu ihrer Würdigung wohl befähigt ist und sich durch verständnisvolle Mitarbeit in staatserhaltendem Sinne betätigen kann.

Bei dem Streben, dies Ziel zu erreichen, liegt ja unzweifelhaft die Gefahr nahe, Forderungen aufzustellen, die von Verwirklichung weit entfernt sind und nur dazu dienen können, die zarte Pflanze bürgerkundlicher Erziehung zu ersticken. Von solchen übertriebenen Ansprüchen halten sich die Herausgeber frei, und man muß es ihnen zum besonderen Lobe anrechnen, nur Aufsätze aufgenommen zu haben, deren Tendenzen anerkennenswert sind und im ganzen als durchführbar bezeichnet werden können. Deshalb kann man auch in Einzelheiten den Aufsätzen meist zustimmen, und nur ganz selten habe ich mir bei der Lektüre ein Fragezeichen an den Rand gemacht. So stimme ich mit v. Scala über den Wert und demgemäß die Behandlung der alten Geschichte nicht ganz überein; zwar gebe ich ohne weiteres zu, daß ihre Hauptaufgabe darin besteht, das hervorzuheben und zu besonderem Verständnis zu bringen, was gleichzeitig als Grundlage oder Typus auch für die heutige Zeit betrachtet werden muß; deshalb braucht man aber noch lange nicht verächtlich über die äußeren Geschehnisse hinwegzusehen; schon wegen der Lektüre kann man darauf nicht ganz verzichten, dann aber bedarf man ihrer auch zum allgemeinen Verständnis der Entwicklung des Volkes und als eines Rahmens, in dem die kulturgeschichtlichen Äußerungen im engeren Sinne untergebracht werden; damit soll nicht etwa einer gleichmäßig genauen Behandlung aller Kriege das Wort geredet sein, wie der heiligen Kriege oder der lokalen Kämpfe, die dem großen Entscheidungskampfe um die Vorherrschaft in Griechenland vorausgehen, aber den Peloponnesischen und die Punischen Kriege z. B. muß man ebenso wie die Perserkriege in ihren wichtigen Einzelheiten auf der höheren Schule beherrschen, das sind Ereignisse von nicht nur lokaler Bedeutung, die außerdem wegen ihres nicht geringen ethischen Gehaltes in hervorragender Weise zur staatsbürgerlichen Erziehung beitragen können. Es bedarf also durchaus keines radikalen Bruches mit dem Herkommen, in der Hauptsache ist das, was in der

Hosted by Google

alten Geschichte entbehrlich erscheint, längst über Bord geworden und nur noch weniges in den dünnen Lehrbüchern geblieben, was einer nur ganz kurzen Behandlung bedarf (vgl. S. 19). — Auch einer Bemerkung Hauptmanns in seinem 'Beitrag des erdkundlichen Unterrichts zur staatsbürgerlichen Erziehung' muß ernstlich entgegengetreten werden. Er sagt nämlich (S. 45), daß das Kind im Geschichtsunterricht nichts von weltwirtschaftlichen Fragen erführe, durch die dem staatlichen Leben längst ein ganz anderer Inhalt gegeben wäre, während das Kind nur immer bei dem geschichtlich Gewordenen, also der äußeren Form des Staates festgehalten würde. Das wäre allerdings ein trauriger Geschichtsunterricht; ob ihn Hauptmann in seiner Praxis kennen gelernt hat, weiß ich nicht, jedenfalls muß ich für die höheren Lehranstalten, insbesondere für das Gymnasium den darin liegenden Vorwurf der Rückständigkeit ablehnen; hier wird der Schüler im Geschichtsunterricht darüber genügend aufgeklärt, und es bedürfte an und für sich nicht der geographischen Unterstützung; sie ist allerdings sehr willkommen und äußerst wertvoll für die Erweiterung des politischen Verständnisses, und sicherlich werden sich auch die sogenannten geographischen Repetitionen in den oberen Klassen des Gymnasiums und Realgymnasiums, die keinen besonderen Geographieunterricht mehr haben, in der angedeuteten Richtung bewegen; ich meine aber, daß man auch im Geschichtsunterricht der Volksschule kaum ganz an solchen wirtschaftlichen Erörterungen vorübergeht. — In dem Aufsatz von Richter 'Die Entstehung des 70er Krieges in der historischen Literatur' durfte die Tübinger Universitätschrift von Busch mit den eingehenden Bündnisverhandlungen nicht übergangen werden. — Einigen Behauptungen Friedemanns ('Über vorgeschichtlichen Unterricht auf höheren Schulen') gegenüber ist Zurückhaltung geboten; es stimmt z. B. nicht ganz, daß heute niemand mehr an die Herkunft der Germanen aus Asien glaube (S. 286): gerade neuerdings ist man wider zur asiatischen Theorie zurückgekehrt, nachdem man allerdings eine Zeitlang fast allgemein Europa als Urheimat der Indogermanen angenommen hatte (vgl. Kaufmann, Handb. d. deutschen Unter. V, 1, S. 49ff.). Die Frage ist sehr schwer zu entscheiden und muß doch wohl mit einem 'non liquet' beantwortet werden. Mißverstanden werden kann auch die Äußerung, daß wir in der homerischen Frage an keinen einheitlichen Dichter glauben (S. 287); zwar wird niemand die Ansicht vertreten, daß die beiden Gedichte in der vorliegenden Form von einem Dichter verfaßt seien, daß aber sowohl Ilias als auch Odyssee im großen und ganzen nach Plan und Komposition je einem Dichter zuzuschreiben sind, ist heute überwiegende Annahme, ja es läßt sich auf Grund des vorliegenden Materials nicht einmal ganz von der Hand weisen, daß beide Gedichte einem Dichter zukommen, wenn das auch nicht sehr wahrscheinlich ist. Eine kleine Spitze gegen den Unterrichtsbetrieb im Gymnasiam scheint die Bemerkung (S. 287) zu enthalten, daß zwar griechische Tempel, römische Legionssoldaten und Cäsars Brücken im Bilde gezeigt würden, nicht aber germanische Moorleichen, Baumsärge, Dolmen usf.; abgesehen davon, daß das nicht ganz stimmt (vgl. z. B. die zahlreichen Abbildungen auch zur deutschen Vorgeschichte in dem an sehr vielen Gymnasien

Hosted by Google

eingeführten trefflichen Buch von Luckenbach, Kunst u. Geschichte, Teil I am Ende und Teil II am Anfang, dazu auch von dem selben Verfasser die nicht genug zu empfehlende Programmabhandlung des Karlsruher Gymnasiums 1901 'Antike Kunstwerke im klassischen Unterrichte', worin S. 40 sogar der Mantel und der Schuh eines aus dem Moor ausgegrabenen Germanen abgebildet ist), gibt es außer den beiden angeführten Gruppen von Abbildungen noch so unendlich viele andere, auch zur deutschen Vergangenheit, die den Schülern vorgelegt werden, so daß vielleicht manchmal sogar schon des Guten zuviel getan wird.

Sehr wertvoll sind die von Zeit zu Zeit eingefügten Literaturberichte, die, in systematischer Ordnung und mit ziemlicher Ausführlichkeit abgefaßt, nicht bloß eine oberflächliche Kenntnis von dem Stande der neuesten Literatur für die einzelnen Gebiete der Geschichtswissenschaft und des Geschichtsunterrichts vermitteln, sondern einen recht klaren Einblick in die selben verschaffen; sogar die historische Belletristik ist in den Kreis der Betrachtung gezogen.

Nach alledem empfehlen wir die Lektüre von 'Vergangenheit und Gegenwart' auf das wärmste und wünschen der Zeitschrift ganz im Sinne der Herausgeber (vgl. letzte Seite) eine Verdoppelung der Abonnentenzahl.

Zerbst. G. Reinhardt.

J. Kromayer und G. Veith, Antike Schlachtfelder in Italien und Afrika. 1. Abteilung: Italien von J. Kromayer. XIV und 494 S. 8 mit 10 lithographischen Karten und 35 Abbildungen im Text. Berlin, Weidmann 1912. 20 ℳ.

Endlich ist der langerwartete dritte Band erschienen, und damit hat das einzig dastehende Werk vorläufig sein Ende erreicht. Dieser letzte Band ist wohl der wichtigste von allen und nicht zuletzt für die Schule; beschäftigt sich doch die größere Hälfte des Buches mit dem Zweiten Punischen Kriege in Italien und Afrika und Curios Feldzug in Afrika. Von den in Betracht gezogenen Örtlichkeiten kenne ich aus eigenen topographischen, an Ort und Stelle vorgenommenen Studien die meisten der im ersten Teile dieses Bandes behandelten Örtlichkeiten. Veröffentlicht habe ich davon nur die Studie über 'den letzten Feldzug des Barkiden Hasdrubal und die Schlacht am Metaurus' (Berliner Studien N. F. II 1, 1897), aber die Studien über die Schlachten am Trebia, am Trasumennus und bei Cannä waren schon weit vorgeschritten, die Pläne dazu gezeichnet, als Herr Professor Kromayer mich aufforderte, an seiner 'Expedition zur Erforschung der Schlachtfelder des Zweiten Punischen Kriegs in Italien und Afrika' teilzunehmen. Leider wurde es mir durch hier nicht näher zu erörternde Umstände unmöglich gemacht, dieser Einladung zu folgen; meine Arbeiten mußten aber so lange ruhen, bis das topographische Material von Kromayer-Veith vorlag. Dies wurde mir schon zugänglich bei der Korrektur des dritten Bandes, die ich mitgelesen habe. Hierbei fand sich mehrfach Gelegenheit, streitige Fragen zu erörtern; im allgemeinen aber konnte ich den Resultaten des Buches, jedenfalls soweit sie topographische Fragen betrafen, nur zustimmen.

Hosted by Google

Ich möchte hier hervorheben, warum dieses Werk in topographischer Hinsicht so hoch steht, das ist die schonende Behandlung der Überlieferung: Kromayer und Veith wissen, daß nur eine solche Behandlung der Überlieferung die Zustimmung der wenigen wirklichen Kenner finden kann, an dem ephemeren Beifall des großen Haufens, der dem radikalsten Kritiker stets am meisten zujubelt, ist ihnen nichts gelegen.

Nur sehr wenige Abschnitte der beiden Abteilungen des vorliegenden Bandes sind schon vorher veröffentlicht worden, erscheinen aber hier in mehr oder weniger veränderter Gestalt: Nur geringe Abweichungen von ihrer ersten Fassung im Wiener Eranos [1]) und in der Klio [2]) zeigen die Studien über 'Heirkte' und 'Eryx' im ersten Abschnitte ('Hamilkar Barkas in Sizilien'): Eine nähere Untersuchung des Monte Pellegrino bei Palermo ergab die völlige Unmöglichkeit der alten und bisher allgemein geglaubten Annahme, dieser Berg sei die Heirkte des Polybios, vor allem wegen der Hafenfrage, wegen des Mangels an Verbindungen und wegen der Uneignung für die aktive Tätigkeit einer be-
ächtlichen Armee, wozu noch eine Reihe von topographischen Wider-
üchen mit der Beschreibung des Polybios kommen. Alle erforder-
en Bedingungen fanden sich dagegen auf der südlich des natürlichen
elhafens von Isola delle Femine liegenden, vom Monte Castellaccio
chten Berggruppe der Monti Billiemi. Bei der völligen Über-
mung zwischen diesem Gelände und dem von Polybios be-
nen will es wenig bedeuten, wenn Polybios von zwei Wegen
die von der Landseite her den Berg hinaufführten, während
te den Zugang zum Plateau mindestens drei Wege vermitteln. Das
astell Heirkte selbst, das dem Berge den Namen gegeben, sucht Kro-
er wohl mit Recht am Nordausgange von Tommaso Natale, so daß
n Paß von Sferracavallo ungefähr da sperrte, wo eine italienische
Ba e westlich der Bahn auf uns herabdrohte, als wir 1896 mit Herrn Professor von Duhn den Paß in der Richtung nach Trapani durchfuhren.

Über die Örtlichkeit im allgemeinen kann beim Eryx ein solcher Zweifel wie bei der Heirkte nicht bestehen: Der Eryx ist der Monte San Giuliano mit der gleichnamigen, leider immer mehr verödenden Stadt. Die Untersuchung ergab, daß die heutige Stadt fast in ihrem ganzen Umfange von dem alten Tempelbezirk eingenommen wurde. Die Stadt Eryx dagegen lag, wie Kromayer-Veith, von älteren Beobachtern geleitet, nach den Resten einer starken Befestigung von fast quadratischer Form festgestellt haben, nordwestlich vom Tempelbezirke, dicht am Gipfel. Daß die so begrenzte Stadt manchem recht klein vorkommen mag, kann zugegeben werden, aber nicht, daß dieser einzige bisher dagegen erhobene Einwand [3]) Kromayers und Veiths Untersuchungen gegenüber als ausschlaggebend betrachtet werden dürfe. Das römische Lager end-

---

[1]) J. Kromayer, Heirkte im Wiener Eranos zur 50. Versammlung deutscher Philologen in Graz, S. 225 ff. 1909.

[2]) J. Kromayer, Eryx, die Kämpfe des Hamilkar und die Auffindung der Stadt. Klio IX, 461. 1909.

[3]) O. Puchstein in der Sitzung der Berliner Archäologischen Gesellschaft vom 2. Februar 1909.



lich setzt Kromayer mit großer Wahrscheinlichkeit in der breiten Mulde zwischen Santa Anna am Pizzo Argenteria und dem Pizzo Roccazzo an. Von diesen drei festen Punkten — Tempel, Stadt und römischem Lager — aus entwirft er ein, wenigstens in großen Zügen, durchaus greifbares Bild dieser Kämpfe, deren Ende auf diesem Terrain nur die Ermattung des einen der beiden Teile oder ein glücklicher Zufall herbeiführen konnte. 'So wird es verständlich, daß die Entscheidung von außen her gekommen ist: durch die Schlacht bei den Ägatischen Inseln; denn mit dem Ausschluß vom Meere war Hamilkar in dieser Position dem Hungertode verfallen.' — Im Anhange zu diesem wie zu jedem folgenden Abschnitte gibt Kromayer eine Übersetzung der Berichte, während die Anmerkungen zum Texte die Quellenzitate in der Ursprache bringen.

Die auf die Kämpfe um Heirkte und Eryx geschichtlich zunächst folgenden Ereignisse des Libyschen Söldnerkriegs werden von G. Veith in der zweiten Abteilung auf den S. 521—565 behandelt, entziehen sich also leider meiner Besprechung; ich möchte hier nur auf die richtige Würdigung (S. 522 ff.) aufmerksam machen, die Veith dem großen Feld-
herrn und Staatsmann Hamilkar zuteil werden läßt, der bis dahin imm
hinter seinem großen Sohn hatte zurücktreten müssen.

Im vorliegenden Bande folgt der Punische Krieg bis Ca
Leider fehlt hier von Polybianischen Darstellungen vorläufig
Hannibals Alpenübergang: Ein Sturz mit dem Wagen hat Kr. geh
sich auch für die Straße des Kleinen Sankt Bernhard die nötig
graphische Unterlage durch Autopsie zu verschaffen, wie er es
des Mont Cenis und des Mont Genèvre getan. Hoffentlich holt er
später noch einmal nach[1]). Bis dahin müssen wir uns mit dem vor-
läufigen Resultat seiner Studien (in dem 'Wissenschaftlichen Bericht üb
die Expedition'[2]) usw. begnügen, daß von den drei heutzutage überh
nur noch ernstlich in Betracht kommenden Straßen, nämlich der
den Kleinen Sankt Bernhard, der über den Mont Genèvre und der über den Mont Cenis, eben diese letztere die größte Wahrscheinlichkeit für sich habe. Diese, aus seinen literarischen Studien gewonnene Ansicht hat sich ihm denn auch durchaus auf der weiteren Bereisung bestätigt, die ihn zweimal auf die Cenisstraße führte[3]).

Bei dem italischen Feldzuge Hannibals erhebt sich gleich bei der Schlacht am Trebia wie beim Alpenübergange die Frage, haben wir Livius oder Polybios zu folgen? Denn J. Fuchsens Ansicht, die hier wie dort Übereinstimmung zwischen beiden Autoren erweisen wollte[4]), wird mit Recht zurückgewiesen: Den Vertretern der 'Rechtes-Ufer-Theorie'

---

1) Vorwort S. IX Anm. 1.

2) Anzeiger der philosophisch-historischen Klasse der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften vom 14. Oktober Nr. XIX, Wien 1908, S. 14f.

3) Vgl. auch meine Besprechung von Spenser Wilkinson, Hannibal's march through the Alps (Oxford 1911) in der Berliner Philologischen Wochenschrift 1912, Nr. 35 Sp. 1089ff.

4) J. Fuchs, Der Zweite Punische Krieg und seine Quellen nach strategisch-taktischen Gesichtspunkten. Die Jahre 219 und 218. 1894. — Hannibals Alpenübergang 1897.

Hosted by Google

(Niebuhr, Macdougall, Grundy usw.) wird zwar zugegeben, daß sie sich mit vollem Rechte auf Livius berufen können, aber zugleich auch nachgewiesen, daß ihre Rekonstruktionen künstlich sind und die militärische Kritik in hohem Maße herausfordern müssen, während, wenn wir uns die Schlacht auf dem linken Ufer geschlagen denken, die Quellennachrichten des Polybios zu dieser Annahme besser passen und in militärischer Hinsicht eine außerordentliche Einfachheit und Natürlichkeit der Operationen sich ergibt. So ist hier durch Kromayers Darstellung einerseits die Autorität des Polybios gegenüber Livius sichergestellt, auch in der Frage von Magos Hinterhalt, mit dessen Ansetzung im Rio Gerosa (S. 68, Bild 7) oder im Rio Colombo sich ein Bedenken erledigt, welches gegen diese Stelle von Polybios' Erzählung geltend gemacht worden ist[1]); aber auch von den beiden Feldherrn Scipio und Hannibal erhalten wir ein ganz anderes Bild, besonders von Scipio, der nun der Anerkennung wohl wert erscheint, die ihm gleicherweise von Polybios und Livius gespendet wird, während die Geschichtsschreiber der Neuzeit si[illegible]ihm vielfach vorenthalten wollten.

[illegible] Aus den Feststellungen über den wirklichen Hergang der kriege[illegible]n Ereignisse, wie die Untersuchung sie bisher ergeben hat, zieht [illegible]yer dann in der zweiten Beilage die Folgerungen für die Quellen- [illegible]nd die Arbeitsweise beider Schriftsteller. Es handelt sich zwar [illegible] um vier Abweichungen des Livius von Polybios, diese vier [illegible]er eine merkwürdige Ähnlichkeit miteinander, und eine Fort- [illegible]ser Beobachtungen bei Gelegenheit der folgenden Ereignisse[2]) [illegible]ie Basis und sichert die Resultate: In den genannten vier [illegible]t die Darstellung der Sachlage bei Polybios zwar richtig, seine [illegible]ücke aber sind unbestimmt oder dehnbar oder sonst leicht miß- [illegible]ändlich. Das läuft seiner präzisen Schreibart ganz zuwider; also hat er diese Ausdrücke so in seiner Quelle vorgefunden und herübergenommen. Bei Livius ist dagegen die Darstellung zwar überall klar, aber auch überall falsch; an eine direkte Benutzung des Polybios durch Livius sei jedoch kaum zu denken, sondern es schiebe sich zwischen ihn — bzw. die primären Quellen — und Livius eine schriftstellerische Individualität ganz anderer Art ein, ein Grübler und Tiftler, ja man möchte sagen ein Fälscher, bei dem er am ersten doch wohl an Coelius denken möchte.

In der Frage nach Hannibals Apenninübergang und seinem berühmten 'Zug durch die Sümpfe' hält Kromayer mit Veith und Pittaluga einen Marsch durch das obere oder untere Arnotal für völlig ausgeschlossen, und zwar aus guten topographischen, militärischen und quellenkritischen Gründen, die er eingehend darlegt: Er entscheidet sich für den Paß von Collina und das mittlere Arnotal; denn als Endpunkt dieses Marsches könne nur die vom Arno und seinen Zuflüssen überschwemmte Ebene von Pistoia in Betracht kommen, wo sich alle Be-

[1]) H. Delbrück, Geschichte der Kriegskunst I² S. 343.

[2]) Trasumennus (S. 181 ff.), Callicula (S. 244 ff.), Cannae (S. 383 ff.) und Metaurus (S. 433 ff.).


Hosted by Google

dingungen, die wir brauchen, in erwünschter Weise beisammen finden. Von den beiden gegen diese Route erhobenen Einwendungen erweist sich die eine bei der Natur gerade dieses Gebirgslandes als unhaltbar, und die andere, die sich auf die Länge des Weges bezieht, kann von einem Erklärer des Polybios und Livius nur dann aufrecht erhalten werden, wenn er sich an den Wortlaut der Stellen klammert und sich ihrer richtigen Auffassung durch den Hauptmann G. Veith (S. 128 ff.) völlig verschließt.

Von Hannibals weiterem Marsche steht nur das Ziel, die Gegend zwischen Cortona und dem Trasumennischen See, durch die Überlieferung fest. — Die Schlacht am Trasumennischen See ist sehr oft Gegenstand wissenschaftlicher Erörterungen gewesen, wie die lange Liste bei Kromayer S. 148—150 zeigt. Um in den topographischen an diese Schlacht sich knüpfenden Fragen auf Grund eigener Anschauung mitsprechen zu können, habe ich im Frühjahr 1896 von Magione aus das in Betracht kommende Terrain zu Fuß durchwandert. Mein Augenmerk war dabei hauptsächlich gerichtet auf Ermittelung des für die röm[illegible] Zeit vorauszusetzenden Zustandes des Sees, besonders bei den De[illegible] von Borghetto und Passignano, und im engsten Zusammenhange [illegible] auf Feststellung des Alters der Straßen: Montecchio—bivio [illegible] metro 37, bzw. Montecchio—Poggio Vaccaro—Kilometro 37; d[illegible] mit steht und fällt, meiner Ansicht nach, die ganze Tuoro[illegible] An diese Seite der Frage haben, so scheint es, ihre Vertrete[illegible] Grundy überhaupt nicht gedacht. Ich habe mir damals [illegible] erste Frage eine Ansicht bilden können, die aber von der G[illegible] abweicht, bei der zweiten dagegen versagten alle Mittel der Erk[illegible] bei den Anwohnern des Sees und später bei den Gelehrten in [illegible] Darum habe ich erst 1909 auf der Philologenversammlung in [illegible] gegen F. Fuchs und für J. Kromayer auf die seit dem Altertum bei Borghetto eingetretenen Veränderungen hingewiesen und erklärt, die Anhänger der Tuorotheorie setzten stillschweigend voraus, daß zur Zeit der Schlacht durch das Defilee von Borghetto eine Straße gegangen sei: Das sei aber nicht so ohne weiteres angängig, sondern es müsse die Richtigkeit dieser Voraussetzung erst erwiesen werden[1]. Diese Annahme ist nun aber im höchsten Grade unwahrscheinlich oder eigentlich geradezu ausgeschlossen, wie Kromayer auf Grund von alten und neuen Karten und amtlichem Material eingehend nachweist (S. 183ff.). Damit wäre ja eigentlich die Tuorotheorie schon erledigt, aber Kromayer zeigt noch obendrein, wie das Terrain von Tuoro in keiner Weise der Beschreibung des Polybios entspreche und wie infolge davon bei den Vertretern dieser Theorie die Schlacht vielfach ganz den in den Quellen übereinstimmend hervorgehobenen Charakter eines 'Überfalls größten Stiles' verliere, zur geordneten Feldschlacht oder gar wie bei Sadée, in schärfstem Widerspruche zu den Quellen, zu einem römischen Angriffe werde. Auch die Versuche, das Schlachtfeld über die Paßhöhe von

---

[1]) Verhandlungen der 50. Versammlung d. Philologen und Schulmänner 1909, S. 92; vgl. Berliner Philol. Wochenschrift 1911, Nr. 39 Sp. 1240.

Hosted by Google

Montecolognola hinaus zu erstrecken (Hesselbarth, Tilley, Montanari) müssen als gescheitert betrachtet werden. So ergibt die Kritik der gegnerischen Ansichten die Unmöglichkeit aller anderen Lösungen des Problems und stützt die hier voraufgeschickte positive Darstellung, die den Überfall zwischen Montigeto und Montecolognola erfolgen läßt, wo Tälchen und Strandpaß von Torricella zusammen noch am meisten dem αὐλῶν ἐπίπεδος des Polybios entsprechen (S. 172ff. mit Skizze 13 u. 14). Hoffentlich verschafft Kromayers eingehende Beweisführung seiner Ansetzung, wenn auch vielleicht nicht die allgemeine Anerkennung, so doch die Billigung seitens der Mehrzahl der topographisch geschulten Philologen, welche die französischen, deutschen und englischen Gelehrten mit ihren Vorschlägen derselben oder einer ähnlichen Lösung bisher nicht gefunden haben.

Nach der Schlacht am Trasumennus tritt die bekannte Pause in den großen Unternehmungen ein: Bis Cannae bleibt eine entscheidende Schlacht aus infolge der hinhaltenden Kriegführung des Diktators [illegible]abius Maximus, der die Italiker hindert, sich für Hannibal zu er[illegible] und diesen zwingt, in einem fortwährenden Bewegungskriege [illegible]ns die Mittel für den Unterhalt seiner Truppen zu gewinnen. [illegible]ampf spielt sich zunächst im nördlichen Apulien, dann im [illegible] Kampanien ab, von wo dann Hannibal durch Samnium wider [illegible] zurückkehrt und vor Gerunium lagert. Von diesem Be[illegible] besonders aber von dem Positionskriege bei Gerunium, [illegible]her keine rechte Vorstellung trotz der uns von Polybios [illegible]mit Ausführlichkeit und topographischen Details überlieferten [illegible], weil die feste topographische Grundlage fehlte. Einig war man [illegible] über die Lage weniger Orte, über die Ansetzung der Hauptpunkte Callicula und Gerunium und der sie verbindenden Route dagegen sehr verschiedener Ansicht. Auch hier haben die Untersuchungen Kromayers und der ihn begleitenden Offiziere Licht gebracht: Der Engpaß am Callicula ist nach ihnen der ganz ebene Durchgang zwischen dem Gebirgsland bei Borgo S. Antonio im Süden — Bergland von Caiazzo auf Karte 7a — und dem Querriegel von Vairano im Nordwesten, der in seinem mittleren Teile noch heute den lautlich dem antiken Callicula gleichzusetzenden Namen Cajevola trägt, während Kr. es dahingestellt sein lassen will, ob auch der Name Vairano durch Metathesis aus dem Polybianischen Ἐριβίανος entstanden wäre (S. 226 mit Anm. 1). Aber diese Verwandtschaft der antiken und modernen Namen, die bei anderen oft genug die einzige Stütze ihrer Hypothesen bildet, ist ihm höchstens die erfreuliche Bestätigung für das Ergebnis seiner Beweisführung, die für den Einmarsch Hannibals in Kampanien und seinen Ausmarsch die volle Übereinstimmung der Berichte des Livius und Polybios[1]) nachweist (S. 223) und damit schon die Ansicht von Holste-Voigt widerlegt, während die Hypothese Clüver-Nissen aus quellenkritischen und militärischen Gründen als unannehmbar erscheint.

[1]) Diese Übereinstimmung ist aber für die Operation Hannibals nicht vorhanden (S. 230).



Vom Callicula aus schlug Hannibal nach Kromayer nicht wider die südlich am Matese — dem alten Tiburnus- oder Tifernusgebirge[1]) — entlang führende Straße nach Apulien, sondern wahrscheinlicher die im Norden diesen großen Alpenstock umgehende Route über Venafro und Aesernia ein, die ihn auf uralten, natürlichen Verbindungswegen mit mäßigen Steigungen durch unausgesogene Gegenden nach Gerunium brachte; sie paßt auch besser zu Livius' Bericht (XXII, 8, 6), der Hannibal bis ins Paelignerland, d. h. in die Gegend von Sulmo und Corfinium kommen läßt.

Der Versuch, den Positionskrieg zwischen Hannibal und den Römern bei Gerunium im einzelnen im Terrain zu lokalisieren, ist nur für Gerione bei Larino von Jg. Raimondi[2]) gemacht worden; aber diese ganze Hypothese stützt sich nur auf die zufällige Namensähnlichkeit, ist sonst jedoch ohne jede Berechtigung (S. 258). Für Castel Dragonara waren Clüver, Vaudoncourt, Galitzin, Nissen und Weiß zwar eingetreten, hatten aber nicht versucht, die einzelnen Positionen genau zu fixieren. Das hat erst Kromayer getan, und zwar glaubt er, was für ihre [illegible] legung vor allem wichtig ist, auf dem Colle d'Armi zwischen S[illegible] Dragonara und Casalnuovo Monterotaro die Reste der alten S[illegible] funden zu haben (S. 259). Inwieweit diese ins Altertum zurüc[illegible] kann natürlich nur eine genauere archäologische Untersuchung [illegible] Spaten in der Hand lehren; aber soviel läßt sich jetzt s[illegible] Wenn wir diesen Platz als Gerunium annehmen, so fügt [illegible] Terrain den Beschreibungen der Operationen des Hanniba[illegible] in ungezwungener Weise ein (S. 260). Diese sind aber so[illegible] daß ein Terrain, welches ihnen allen bis in die kleinsten Be[illegible] zu genügen imstande ist, sich kaum zum zweiten Male finden [illegible] Von diesem Positionskriege erhalten wir zum ersten Male durch Kromayer eine anschauliche Schilderung: Mit Recht findet er in Gerunium die Brücke zu dem so überraschend verschiedenen Verlaufe des Krieges nach Cannae (S. 391), wo Hannibal nicht in der Lage ist, gegenüber den vielen kleinen, in seiner Front und in seinem Rücken operierenden Korps der Römer eine große Feldschlacht zu erzwingen und nur durch ein gemischtes politisch-militärisches System zum Ziele zu kommen hofft (S. 392). Auch für diesen Positionskrieg nach Cannae, der sich auf eine Anzahl von Kriegsschauplätzen verteilt, ist es Kromayer und Veith trotz des bekanntlich recht unzuverlässigen Quellenmaterials gelungen, wenigstens einige hervorragende Punkte, die Vorgänge im und beim Tifata (in den Jahren 215 und 214), bei Benevent (in den Jahren 214 und 212) und bei Grumentum (207) sowie die Schlacht am Metaurus mit großer Wahrscheinlichkeit zu lokalisieren.

Für diese Schlacht und die sie einleitenden Vorgänge handelt es sich zunächst um die Vorfragen, wie beschaffen ist unsere Überlieferung und wie verhält sie sich zu dem wirklichen Hergange der Ereignisse? Was die erste Frage betrifft, so vertritt nach Kromayer unsere Tradition völlig einheitlich die Anschauung, Hasdrubal habe südlich vom Metaurus

[1]) H. Nissen, Italische Landeskunde II, 786.
[2]) Jg. Raimondi, J Frentani, Camerino 1906.

Hosted by Google

in der Nähe von Sena den Römern gegenübergestanden und sein Nachtmarsch sei von da zum Metaurus hingegangen, die Schlacht also nach den Quellen auf dem rechten Ufer dieses Flusses anzusetzen. Die Liviustradition, im besonderen, hält er weder für recht gut noch — wie H. Nissen — für recht schlecht, sondern meint, mit ihr stehe es im ganzen so wie mit der aller anderen Hauptaktionen in der dritten Dekade: Um einen Kern guter, aus alter Tradition stammender Nachrichten habe sich ein Rankenwerk von späteren Ausschmückungen gewoben, ähnlich wie es bei den Berichten über die Ereignisse am Trebia, Trasumennus, Callicula, bei Gerunium, bei Cannae noch deutlich erkennbar vorliege.

In der zweiten Frage wendet er sich vor allem gegen Lehmann, der besonders klar den Gedanken ausgeführt hat, daß der wirkliche Hergang der Ereignisse mit unserer Überlieferung mehrfach im Widerspruche stehe. Zwecks Widerlegung dieser angeblichen Widersprüche der Überlieferung mit der allgemeinen militärischen Lage (S. 434) rollt Kromayer das Bild der ganzen allgemeinen Kriegslage auf (S. 435—452). Aus dieser Darlegung ergibt sich ihm gleichfalls, und zwar sowohl vom mischen wie vom karthagischen Standpunkte, daß das Schlachtfeld auf rechten Ufer zu suchen ist, und zwar bei St. Angelo, wo Pittaluga ch es bereits angesetzt hatten. Auch die von uns angenommenen ngspunkte des Nachtmarsches, die Stellungen am Cesano, werden wählt und als die unter den Umständen wahrscheinlichsten im taktischen Verlauf der Schlacht unterscheidet sich ns, weil er, vielleicht in dieser Hinsicht konsequenter Polybios folgt[1]).

dem Lokalproblem der Schlacht von Cannae hat es eine eigen- e Bewandtnis: Wer ohne gründliches Studium und richtige ätzung des Polybios von der Stazione di Canne nach Monte di Canne, dem Platze des alten Cannae, hinaufsteigt, um von da einen Überblick über das Gelände zu gewinnen, der ist rettungslos den einheimischen Führern verfallen, die ihm mit einer von Sachkenntnis ungetrübten Begeisterung die Ebene auf dem linken Ofantoufer als Schlachtfeld suggerieren; denn von hier aus sieht er den Aufidus mit seinen vielen Krümmungen zu Füßen und jenseits des Flusses die weite, unbegrenzte Ebene, die sich als Schlachtfeld dem Blicke geradezu aufdrängt, während nach der anderen Seite hin die Umschau viel mehr behindert ist. Und da kümmert es ihn wenig, daß weder Polybios noch Livius dazu passen wollen, die hier übereinstimmend berichten, die Römer hätten sich mit ihrem rechten Flügel an den Aufidus gelehnt und die Front nach Süden gehabt, während die Karthager umgekehrt sich mit ihrem linken Flügel an den Fluß gelehnt und die Front nach Norden gehabt hätten.

Schon an diesen beiden Quellenangaben nämlich, um nur die ganz klaren und unzweideutigen anzuführen, scheitern, wie Kromayer im einzelnen nachweist, alle Hypothesen, welche die Schlacht auf dem

[1]) Übrigens ist die Truppeneinzeichnung auf dem Karton f der Karte 10 von mir, Pittalugas mir handschriftlich vorliegender Schlachtplan ist davon verschieden.


Hosted by Google

linken Ufer, aber ebenso die, welche sie auf dem rechten Flußufer oberhalb Cannae ansetzen (S. 280—295). So bleibt nur die Verlegung auf das rechte Ufer unterhalb Cannae als einzige noch vorhandene Möglichkeit übrig. Diese Ansetzung war eigentlich zuerst von J. L. Strachan-Davidson in seinen Selections from Polybius [1]) vertreten worden. Ich habe mich mündlich und schriftlich in den Besprechungen der Abhandlungen von Wilms, Schwab, Schütz, Goez und von H. Delbrücks Geschichte der Kriegskunst immer wider bemüht, ihr, als der allein richtigen Ansetzung zur Anerkennung zu verhelfen; ich freue mich deswegen, daß Kromayer sie akzeptiert und nach allen Seiten hin so gesichert hat, daß es so bald wohl niemand mehr einfallen wird, eine der anderen Hypothesen zu vertreten.

Damit bin ich am Ende meiner Besprechung des Textes. Die Karten sind vom K. und K. Militärgeographischen Institut in Wien hergestellt und stehen demgemäß auf der Höhe technischer Vollendung. Da, wo wie beim Trebia, beim Trasumennus, bei Cannae, beim Metaurus die Ansichten weit auseinandergehen, sind der, meist in 1:50 000 gezeichneten Hauptkarte Kartons in 1:100000 angefügt, welche d hauptsächlichsten abweichenden Ansichten widergeben, so daß das B seinem Besitzer eine ganze Bibliothek von Spezialschriften erspar zugleich die Nachprüfung ungemein erleichert. Druck und Ausst des Buches sind gut.

Ich wünsche den Verfassern, ihr Werk möge di finden, die geeignet ist, sie für die Mühe der Herstel Werkes zu entschädigen.

Berlin-Lichterfelde. Raimund Oe

Fischer-Geistbeck, Erdkunde für höhere Schulen. Ausgabe A in 6 Te Erster Teil: Geographische Grundbegriffe. Übersicht der Länderkunde. Mitteleuropa, insbesondere das Deutsche Reich. Mit 4 Farbentafeln und 71 Abbildungen, Diagrammen und Kärtchen. 6. Aufl. 90 S. 0,70 ℳ. — Zweiter Teil: Europa ohne das Deutsche Reich. Mit 4 Farbentafeln und 58 Abbildungen, Diagrammen und Kärtchen. 6. Aufl. 96 S. 0,75 ℳ. — Dritter Teil: Die außereuropäischen Erdteile. Die Deutschen Kolonien. Mit 4 Farbentafeln und 47 Abbildungen, Diagrammen und Kärtchen. 6. Aufl. 122 S. 0,90 ℳ. — Vierter Teil: Das Deutsche Reich: Mit 4 Farbentafeln und 70 Abbildungen, Diagrammen und Kärtchen. 6. Aufl. 104 S. 0,75 ℳ. — Fünfter Teil: Länderkunde von Europa (Wiederholungskurs). Die wichtigsten Handels- und Verkehrswege der Gegenwart. Elementare mathematische Geographie. Mit 19 Abbildungen, Diagrammen und Kärtchen. 5. Aufl. 103 S. 0.75 ℳ. — Sechster Teil: Länderkunde der außereuropäischen Erdteile (Wiederholungskurs). Vergleichende Übersicht der wichtigsten Verkehrs- und Handelswege bis zur Gegenwart. Allgemeine (physische) Erdkunde. Mit 72 Abbildungen, Diagrammen und Kärtchen. 4. Aufl. 107 S. 0,80 ℳ. Berlin und München. Oldenbourg 1912 (6. Teil 1911). 8.

Wenn von dieser Erdkunde, die zum ersten Male im Jahre 1907 herauskam, jetzt schon die 4. 5. und 6. Auflage erschienen ist, so ist

[1]) Oxford 1888, S. 34ff. mit 2 Karten. Auf die taktischen Abweichungen von Strachan gehe ich nicht ein.


Hosted by Google

das der beste Beweis für ihre Brauchbarkeit. Auch die neuen Auflagen zeigen alle die Vorzüge, welche schon früher in dieser Zeitschrift (Jahrgang 1908 S. 463 ff.) hervorgehoben sind: Nicht massenhafte Anhäufung von geographischen Einzeltatsachen, sondern Zusammenfassung derselben unter weite Gesichtspunkte; entschiedene Hervorhebung des Hauptsächlichen und Allgemeinen; Anleitung der Schüler zum erdkundlichen Denken; Verständlichmachung der wirtschaftlichen und politischen Gegenwart aus den natürlichen Verhältnissen der Länder und ihrer Ausnutzung durch die Menschen; besondere Hervorhebung dessen, was die Deutschen aus ihrem eigenen Lande gemacht und auf der übrigen Erde geleistet haben; Veranschaulichung des geschriebenen Wortes durch Abbildungen, Diagramme und Kärtchen, die zur Ergänzung der gangbaren Schulatlanten dienen sollen.

Die Anordnung des Stoffes ist im allgemeinen dieselbe geblieben wie in den früheren Auflagen; nur hier und da sind Umstellungen erfolgt, die aber für das Ganze ohne wesentliche Bedeutung sind. Im einzelnen merkt man überall die bessernde Hand der Verfasser, besonders in dem Bestreben, die Zahlen für die Größe der Länder, für die Bevölkerung der Staaten und Städte, für die Volksdichtigkeit, die Produktion usw. dem neuesten Stande der Wissenschaft entsprechend anzugeben. Auch wo die Abbildungen geändert sind, ist das überall geschehen, um deren Zweck noch besser als bisher zu erreichen. Zahlreiche Kärtchen zur Veranschaulichung allgemeingeographischer Verhältnisse sind neu hinzugekommen. So sind auch diese neuen Hefte ein ausgezeichnetes Hilfsmittel für den erdkundlichen Unterricht, wie es die früheren schon an vielen Anstalten gewesen sind. Man darf dem Buche auch weiterhin eine möglichst große Verbreitung wünschen und zwar um so mehr, als der Preis für die Hefte im Verhältnis zu der hervorragenden Ausstattung ein außerordentlich mäßiger ist.

Halle a. S. O. Genest.

---

1) Rudolf Mewes, Geschichtliche Entwickelung der Prinzipien der Mechanik und Physik. Mit 15 Abbildungen. Neue, unveränderte Auflage. Leipzig. H. A. Ludwig Degener. 86 S. 8. Geh. 3 ℳ.

Als Teil eines größeren Werkes 'Theorie und Praxis der Großgasindustrie' erscheint das Heft in neuer, unveränderter Auflage. Es darf insofern das Interesse weiterer Kreise in Anspruch nehmen, als hier ein Techniker von originalem Denken es versucht hat, eine kritische Entwicklung der Prinzipien der Mechanik und Physik von eigenen Gesichtspunkten aus sichtend zu behandeln. Wer die vortrefflichen Werke, in denen die Geschichte der Prinzipien der Physik in fast vollendeter Weise dargestellt ist, genauer kennt, wird mit Recht fragen, ob hier eine Lücke auszufüllen, ob eine neue Bearbeitung vonnöten war. Der Leser, der die Geschichte der Prinzipien nicht schon durch frühere Studien kennt, wird hier kaum eine befriedigende Belehrung finden, vielmehr enthält diese Arbeit hauptsächlich eine kritische Auseinandersetzung mit der bisherigen Bewertung, welche die Leistungen der Heroen der physikalischen Wissenschaft namentlich auch durch Dühring


Hosted by Google

gefunden haben. Am Schlusse bekennt sich der Verfasser als Vollender der von Descartes, Meyer und Helmholtz aufgestellten Grundgesetze, indem er 'an sie anknüpfend und sie erweiternd das formale Kraftbetätigungsgesetz alles Naturgeschehens aus dem Aufhemmungsprinzip herleitet'.

2) Koppe-Husmann, Lehrbuch der Physik mit Einschluß der mathematischen Geographie und Chemie. Ausgabe A in einem Lehrgange. Für den Unterricht an höheren Lehranstalten, sowie zur Selbstbelehrung. 36. Auflage. Mit 528 in den Text eingedruckten Holzschnitten, einer mehrfarbigen Tafel der Spektren verschiedener Elemente und Himmelskörper und einer mehrfarbigen Sternkarte. Bearbeitet von Karl Knops. Leipzig 1912. C. D. Baedecker. 662 S. 8. Gebunden 6 ℳ.

Das bekannte und sehr verbreitete Unterrichtswerk erscheint jetzt in der 36. Auflage, ein Zeichen dafür, daß mit stetem Fleiße an der zeitgemäßen Gestaltung des alten Buches gearbeitet worden ist. Aber neue Auflagen sind, sofern sie sich von den früheren wesentlich unterscheiden, im Interesse der Eltern möglichst zu vermeiden. Der Verfasser ist dieser Forderung auch gerecht geworden, indem er den Inhalt im großen und ganzen unverändert gelassen, nur die Anordnung des Stoffes nach gewichtigen pädagogischen Rücksichten hauptsächlich in den Abschnitten über Mechanik und Elektrizität umgestaltet hat. Diesen Änderungen wird man zustimmen können, ebenso vereinzelten Umarbeitungen, wie beim Gravitationspotential, dem Stoße u. a.

Damit nun die älteren Auflagen neben der neuen ohne Schwierigkeit im Unterrichte benutzt werden können, sind die alten Nummern den geänderten Paragraphen in Klammern beigefügt. Der Druck ist durch Anwendung der Antiquaschrift klarer, die Übersichtlichkeit des Textes durch vorgedruckte Inhaltsbezeichnung als Überschriften der Paragraphen wesentlich erhöht.

3) Fr. Busch, Einfache Versuche zur Ableitung elektrischer Grundgesetze. Vierte Auflage. Mit 19 Figuren. Münster i. W., 1912. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. 40 S. 8. Geheftet 0,80 ℳ.

Dieses kleine, anspruchslose Heft hat viele Freunde unter den physikalisch interessierten Schülern gefunden, denn es zeigt der sich gern betätigenden Jugend, wie man mit den geringsten Mitteln imstande ist, sich durch eigene Experimente wohlbegründete physikalische Kenntnisse auf dem Gebiete der Reibungselektrizität zu erwerben. Papier, Siegellack und Draht bilden das hauptsächlichste Material, aus dem die zu den vielseitigen Versuchen nötigen Geräte nach genauer Angabe hergestellt werden. Unter ihnen ist besonders das Gabelelektroskop erwähnenswert, weil es auch für Unterrichtszwecke sich als recht brauchbar erwiesen hat. Die neue vorliegende vierte Auflage enthält eine Reihe neuer Versuchsanordnungen, von denen einige sogar die Jonisation der Luft durch radioaktive Substanzen mit den einfachsten Mitteln nachweisen. Das inhaltreiche Heft kann Schülern der Obertertia und Untersekunda zum Zwecke einer fruchtbaren Betätigung empfohlen werden.

Berlin-Wilmersdorf. R. Schiel.


Hosted by Google

Voigtländers Quellenbücher. R. Voigtländers Verlag, Leipzig o. J. (1912). Bd. 8: Otto Pelka, Deutsche Hausmöbel bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. 112 S. mit 139 Abbildungen. 1,30 ℳ. — Bd. 13: Paul Schneider, Vulkanausbrüche in alter und neuer Zeit. 94 S. 0,70 ℳ. — Bd. 14: Albert Neuburger, Friedrich Hoffmann über das Kohlenoxydgas und die Gegenschrift von Andreas Erdmann: 'Wie nicht Kohlenoxydgas, sondern der Teufel den Tod etlicher Menschen herbeigeführt.' 63 S. 0,50 ℳ. — Bd. 15: Kurt Woyte, Antike Quellen zur Geschichte der Germanen. 83 S. 0,70 ℳ. — Bd. 16: Horst Kohl, Deutschlands Einigungskriege 1864—71 in Briefen und Berichten der führenden Männer. Dritter Teil: Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71. 1. Abteil. Bis zur Schlacht bei Sedan. 165 S. 1,20 ℳ. — Bd. 17: Günther Roeder, Aus dem Leben der vornehmen Ägypter. Von ihnen selbst erzählt. 116 S. mit 16 Bildnissen nach Statuen, Reliefs und Malereien. 1 ℳ. — Bd. 18: Walter Fränzel, Ritter Grünembergs Pilgerfahrt ins Heilige Land 1486. 139 S. mit 24 Nachbildungen der Handzeichnungen Grünembergs. 1,20 ℳ. — Bd. 19: Karl Dieterich, Hofleben in Byzanz. 100 S. mit einem Plane des alten Kaiserpalastes zu Byzanz. 0,80 ℳ. — Bd. 20: Willy Bein, Otto von Guericke über die Luftpumpe und den Luftdruck. Aus dem dritten Buche der Magdeburgischen Versuche neu übersetzt. 96 S. mit 9 Abbildungen. 0,70 ℳ. — Bd. 21: Horst Kohl, Thomas Platter. Ein Lebensbild aus dem Jahrhundert der Reformation. 113 S. 0,90 ℳ. — Bd. 22: Horst Kohl, Die Begründung des Deutschen Reiches in Briefen und Berichten der führenden Männer. 114 S. 0,90 ℳ. — Bd. 23: Johannes Schinnerer, Die Grundzüge der gotischen Baukunst. 96 S. mit 67 Abbildungen. 1,20 ℳ. — Bd. 24: Raimund Steinert, Preußisches Soldatenleben in der friderizianischen Zeit. 117 S. 1 ℳ. — Bd. 25: Hans Wolff, Albrecht Dürers Briefe, Tagebücher und Reime. 122 S. mit 12 Abbildungen auf 7 Tafeln. 1,20 ℳ. — Bd. 26: Horst Kohl, Der Feldzug von 1812. Denkwürdigkeiten eines württembergischen Offiziers. 246 S. mit 1 Plan und 1 Übersichtskarte. 1,80 ℳ. — Bd. 27: Georg Lorenz, Der belgische Aufruhr unter der Regierung Josefs II. (1789/90). Aus Georg Forsters 'Ansichten vom Niederrhein'. 76 S. 0,70 ℳ. — Bd. 28: Hermann Jacob, Der diluviale Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Tierreiche. 80 S. mit 3 Kartenskizzen und 47 Abbildungen. 0,90 ℳ. — Bd. 29: Karl Linnebach, Karl von Raumer, Erinnerungen aus den Jahren 1813 und 1814. 106 S. mit Titelbild. 0,90 ℳ. — Bd. 30: J. Grober, Die Entdeckung der Krankheitserreger. 118 S. 0,90 ℳ.

Der rührige Verlag von R. Voigtländer hat vor kurzem eine neue Folge seiner Quellenbücher herausgegeben, die ebenso, wie die früher in dieser Zeitschrift, LXVI. Jahrg. S. 768—773, mit Worten der Anerkennung besprochenen Bändchen, fast alle Gebiete des Wissens berücksichtigen und dem Gebildeten eine unendliche Fülle des Lehrreichen in anschaulicher Form bieten. In gewissenhafter Durchführung der vom Verlage entworfenen Leitgedanken wenden auch sie sich an jeden, der an die wahren Quellen unseres Wissens herantreten will. Den reichen Inhalt der 19 Einzelbände mit wenigen, kurzen Worten zu kennzeichnen, ist nicht immer leicht. Zur Kürze mahnt indes die Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum.

Band 8 bietet uns in Wort und Bild einen lehrreichen Überblick über die Entwicklung des deutschen Hausmöbels, indem die charakteristischen Typen eines jeden Stils sachgemäß zusammengestellt werden. Der Erläuterung des bildlichen Teils, der uns 139 Abbildungen in saubersten Technik vorführt, dient eine allgemeinverständliche Ein-

Hosted by Google

führung, welche die verschiedenen Epochen: Gotik, Renaissance, Barock, Rokoko, Zopf- und Biedermeierzeit nach ihrer Eigenart würdigt und uns lehrt, welchen Wandel unserer Vorväter Hausgestühl im Laufe der Zeit durchgemacht hat. Des Verfassers lehrreiche Ausführungen, die eine geschlossene deutsche Wohnungskultur für die Zukunft erhoffen lassen, dürften nicht nur für den Fachmann von großem Werte sein, sondern wegen der zahlreichen eingestreuten kulturgeschichtlichen Betrachtungen auch einem jeden Gebildeten eine genußreiche, anregende Unterhaltung bieten.

Vulkanausbrüche aus alter und neuer Zeit schildert Paul Schneider im 13. Band. Als Quellen verwertet er mit Geschick teils die Berichte von Augenzeugen selbst, teils die zusammenfassenden Darstellungen hervorragender Gelehrter, die diese Berichte verarbeiteten. Aus dem reichen Inhalte des Büchleins seien u. a. hervorgehoben die schlichten und doch so ergreifenden Briefe des jüngeren Plinius über den Untergang von Pompeji, die anschaulichen Schilderungen des Ausbruchs des Krakatan (1883) und vor allem die geradezu aufregenden Darstellungen der Vernichtung von Martinique durch den Mont Pelée (1902), die noch in aller Gedächtnis frisch fortlebt. Um den Leser in das Verständnis der großartigen Phänomene einzuführen, hat der Herausgeber eine kurze Einführung vorangestellt, in der er das Wesentlichste über die Ausbreitung der Vulkane, die Entstehung vulkanischer Erscheinungen und einige andere Probleme des Vulkanismus in klarer und leichtfaßlicher Darstellung mitteilt.

Zwei auch unter dem Gesichtspunkte der Kulturgeschichte interessante medizinische Abhandlungen aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts veröffentlicht Albert Neuburger im 14. Bändchen unserer Sammlung: Eines berühmten Medici (Friedrich Hoffmann) gründliches Bedenken und Erdmann, Friedrich Andreä, Med. doct. et practici Gründlicher Gegensatz. Ersterer, der berühmteste Arzt seiner Zeit, faßt im Anschluß an 'eine traurige Begebenheit' die Erscheinungen bei der Kohlenoxydgasvergiftung klar zusammen und gewinnt durch eine Anzahl von Versuchen die richtige Erkenntnis der Natur des den Tod bewirkenden Giftes, während sein Gegner, gleichfalls Mediziner, mit dem Rüstzeuge theologischer Gelehrsamkeit den Nachweis zu führen sucht, wie nicht Kohlenoxydgas, sondern der Teufel den Tod etlicher Menschen herbeigeführt habe. Als Einführung dient ein kurzer geschichtlicher Überblick, aus dem man deutlich ersieht, wie wenig Zutreffendes vor Hoffmann über die Natur des Kohlenoxyds bekannt war.

Was wir mit einiger Sicherheit über unsere Vorfahren, ihr Land und ihre Sitten wissen, beschränkt sich im wesentlichen auf das, was uns Cäsar, Strabo, Pomponius Mela, Plinius und Tacitus darüber berichten. An diese antiken Quellen zur Geschichte der Germanen führt uns Kurt Woyte im 15. Bändchen unserer Sammlung heran, indem er die Nachrichten der alten Schriftsteller, übersichtlich und sachkundig geordnet, in guter und geschmackvoller Übersetzung darbietet. Eine sehr dankenswerte Zugabe sind die zahlreichen erläuternden Anmerkungen, die sich auf die verschiedensten Gebiete der Altertumskunde beziehen und eine reiche Fülle anregender Belehrung enthalten.


Hosted by Google

Band 16 und 22 bringen, wie die von uns an früherer Stelle besprochenen Bände 9 und 10, wertvolle Urkunden zur Geschichte der neuesten Zeit, des Deutsch-Französischen Kriegs 1870/71 bis zur Schlacht bei Sedan, und der Begründung des Deutschen Reichs. In beiden Veröffentlichungen läßt Horst Kohl, nachdem er durch eine knappe Einführung das Verständnis der geschichtlichen Tatsachen vorbereitet hat, die Männer selbst zu Worte kommen, welche die Geschichte jener Tage gemacht haben. Ihre Denkschriften, Berichte und Briefe sind für uns in erster Linie die klarsten Quellen geschichtlichen Erkennens. Sie dürfen aber auch einen hohen erzieherischen Wert für sich beanspruchen, insofern sie die Jugend lehren, wie schwer es war, den eisernen Ring zu schmieden, der uns zusammenhält, zu wie großem Danke sie also den Helden jener großen Zeit verpflichtet ist.

In den dunklen Erdteil und in mäßig erhellte, weitzurückliegende Jahrtausende führen uns die Urkunden zurück, deren Sinn und Verständnis uns Günther Roeder im 17. Bande der Sammlung erschließt. Nach der Zeitfolge geordnet, ziehen die Lebensbeschreibungen vornehmer Ägypter in Form von Grabschriften an dem Leser vorüber: die Großen des alten Reiches, Gaufürsten, königliche Beamten, Offiziere, Gelehrte und Priester, ab und zu auch einmal der einfache Mann aus dem Volke versichern mit rührender Selbstgefälligkeit, was für vortreffliche Menschen sie hier auf Erden gewesen sind, beteuern ihre Unschuld und rühmen sich ihrer guten Taten. Soweit diese in konventioneller Phraseologie verfaßten Inschriften von wirklichen Ereignissen berichten, sind sie auch von einem gewissen historischen Interesse. Wie diese großen Herren etwa ausgesehen haben, kann man aus den nach Statuen, Reliefs und Malereien entworfenen Bildnissen, von denen einige gelungene Reproduktionen beigefügt sind, ungefähr mutmaßen.

Wie eine Gesellschaftsreise nach Palästina im Mittelalter verlief, erfahren wir aus Ritter Grünembergs Pilgerfahrt ins Heilige Land 1486, die Johann Goldfriedrich und Walter Fränzel auf Grund der Gothaer Handschrift im 18. Bande der Quellenbücher veröffentlichen. Der Held des Buches, in seinen weltlichen und religiösen Anschauungen ein echtes Kind seiner Zeit, berichtet uns getreuherzig über alle Einzelheiten seiner Reise, die ihn, zum Teil unter großen Gefahren und Entbehrungen, von Konstanz über Venedig ins Heilige Land und zurück in 33 Wochen führte. Mit regem Geiste und offenem Blick hat er die überwältigende Fülle der Ereignisse in sich aufgenommen, sie zu Nutz und Frommen der in der Heimat zurückgebliebenen Freunde niedergeschrieben und durch manche schöne Handzeichnung veranschaulicht. Ist die Darstellung auch im allgemeinen schlicht und einfach, ganz im Geiste jener Zeit, so fehlt es doch auch nicht an einer Reihe ergreifender Szenen. Einige von ihnen lassen uns unschwer die ganze Tiefe der Erschütterung ahnen, welche an den erhabensten Stätten der Erinnerung die Seele des Erzählers erfüllte.

Ein möglichst allseitiges und buntes Bild von dem Leben am byzantinischen Kaiserhofe auf Grund der Quellen zu geben, bezweckt Karl Dieterich mit der Veröffentlichung des 19. Bandes. In der


Hosted by Google

sehr beachtenswerten Einführung weist er anschaulich nach, wie das Zeremoniell von Byzanz nicht nur für Osteuropa vorbildlich gewesen ist, sondern auch nach Süd-, West- und Mitteleuropa, auch auf das Heilige Römische Reich Deutscher Nation hinübergegriffen hat. Als Quellen kommen in der Hauptsache in Betracht das Zeremonienbuch Konstantins VII. Porphyrogenetos und das fälschlich einem gewissen Kodinos zugeschriebene Werkchen. Eine ausführliche Schilderung des Schauplatzes an der Hand eines sorgfältig entworfenen Situationsplanes beschließt die Einführung. Das festliche und private Leben am Hofe lernen wir sodann aus den Quellen selbst kennen. Wir wohnen im Geiste dynastischen Festlichkeiten bei, wie der Brautschau, dem Brautbad, dem ersten Lockenschnitt des Prinzen oder kirchlichen Veranstaltungen, wie der Fußwaschung, dem Osterfestmahl, der Weintraubenweihe u. ä. Auch über Empfang fremder Fürstlichkeiten, Besuch der Siechenhäuser und Besichtigung des Furageamtes berichten uns die Quellen mit einförmiger, behaglicher Breite.

Otto von Guericke ist den Freunden der Quellenbücher bekannt durch seinen Bericht über die Zerstörung der Stadt Magdeburg (Band 6). Im Band 20 lernen wir ihn von der Seite seiner Tätigkeit kennen und schätzen, auf die er selbst mit berechtigtem Stolze hingewiesen hat, als den ersten deutschen Ingenieur. Guericke hat, wie bekannt, die Luftpumpe erfunden und seine große Entdeckung in einem 1672 in lateinischer Sprache erschienenen Werke niedergelegt. Aus diesem hat Willy Bein das wichtigste, das dritte Buch, in seinen wesentlichsten Teilen übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen versehen. Zehn Abbildungen fördern das Verständnis der naturwissenschaftlichen Versuche. Guerickes Bedeutung für Mit- und Nachwelt würdigt der Herausgeber in einer kurzen, inhaltreichen Einführung.

Die redliche Darstellung eines bewegten Menschenlebens bereichert unter allen Umständen unser Wissen von den menschlichen Dingen. In diesem Sinne sind die Aufzeichnungen des Schweizers Thomas Platter, um deren Herausgabe im Band 21 sich Horst Kohl verdient gemacht hat, zu einem großartigen Sittenbild aus dem Jahrhundert der Reformation geworden. In schlichter Sprache berichtet uns der Sohn des Walliser Landes über die wunderbaren Fügungen seiner wechselvollen Laufbahn. Wir erfahren, wie er als Hirtenbube die Geißen hütet, wie er, von einem Bacchanten ins Reich geführt, als Schütze ein armseliges Dasein fristet, wie er sich als fahrender Schüler dem Seilerhandwerk zuwendet, durch eigne Kraft Griechisch und Hebräisch lernt und schließlich den wohlverdienten Lohn seiner Mühen in den ehrenvollen Stellungen eines Professors und berühmten Schulrektors findet. Mit reinem Herzen und offenen Augen ist unser Platter durch das Leben gewandert. Und so verdanken wir seinen liebevollen und sorgfältigen Beobachtungen eine Reihe trefflicher Schilderungen aus dem Leben der Bürger und Bauern, der Handwerker und Gelehrten, wie es sich abspielte um die Zeit, da das Licht des wahren Evangeliums von Luther und Zwingli entzündet wurde.

In das Wesen der gotischen Baukunst führt uns Johannes Schinnerer in Band 23 mit sicherer Hand ein. Hier bilden die Quellen 67 vortreffliche Abbildungen der bedeutenderen typischen Bauwerke



gotischen Stils. Sie sind gleichsam die Melodie zu dem vorausgeschickten erläuternden Texte, der sich über die wichtigsten Fragen, die das Wesen der gotischen Baukunst angehen, in klarer und leichtfaßlicher Darstellung verbreitet. Im einzelnen macht uns Verfasser näher bekannt mit dem System der Gotik, insbesondere mit den konstruktiven Elementen ihres Stils, um des weiteren die Entstehung der Gotik und die gotischen Bauwerke Frankreichs, die Hochblüte der Gotik und die gotische Baukunst in England und Deutschland, den Ausgang der Gotik und die gotische Baukunst in Italien in Form eines eingehenden geschichtlichen Überblicks zu würdigen. Das Schlußwort ist der herrschenden und siegenden Kraft der Gotik gewidmet, die, wie keine andre Kunst, das Prinzip der Einheit in der Mannigfaltigkeit zur Durchführung gebracht hat.

Anschauliche Bilder des preußischen Soldaten- und Garnisonlebens in der friderizianischen Zeit läßt Raimund Steiner in Band 24 an unserem Geiste vorüberziehen. Als Quellen dienten ihm außer Archenholz' bekannter Schrift: 'Gemälde der preußischen Armee vor und in dem Siebenjährigen Kriege' die durchweg von seltener Wahrheitsliebe zeugenden Selbstbiographien Ulrich Bräkers (des Armen Mannes im Tockenburg), des Freiherrn Friedrich von der Trenck, Karl Friedrich von Klödens und des Magister Laukhard. Aus diesen Quellen persönlichen Erlebens hat der Herausgeber mit geschickter Hand den Stoff zu einem farbenreichen und wahrheitsgetreuen Zeitbilde zusammengetragen, welches wegen seiner vielen intimen und individuellen Züge in gewissem Sinne als ein kulturhistorisches Denkmal anzusprechen ist.

Albrecht Dürer, der große Künstler, ist als solcher von berufener Feder gewürdigt worden. Daß er auch ein großer, edler Mensch gewesen ist, lehren uns seine eigenen Aufzeichnungen, von denen die denkwürdigsten im Band 25 der Quellenbücher von Hans Wolff zusammengestellt sind. Den Reigen eröffnen Auszüge aus der Familienchronik, die uns erkennen lassen, wie der Lebensgang des berühmten Künstlers überaus mühselig und beschwerlich war. Seine Briefe aus Venedig an Wilibald Pirkheimer sind zum Teil auf einen fröhlicheren Ton abgestimmt, und manches Scherzwort wird gemünzt; vor allem atmen sie innige Liebe zur Heimat. Am genauesten aber lernen wir die Eigenart Dürers wohl aus dem Tagebuch der niederländischen Reise kennen, in dem er als guter Haushalter jede Ausgabe, jede Begebenheit, jedes Erlebnis aufs gewissenhafteste gebucht hat. Eine Auswahl aus seinen Reimen bildet den Schluß der Veröffentlichung. Sie zeigt uns freilich, wie auch dieser große Geist in dem Irrtum seiner Zeitgenossen, der Meistersänger, befangen war, daß die Kenntnis einiger metrischer und prosodischer Regeln das Wesen des Dichters ausmache. Eine willkommene Beigabe zu dem lehrreichen, auch für die Beurteilung des Künstlers wertvollen Bändchen sind zwölf treffliche Abbildungen nach Dürers Werken.

In den Reihen der Kriegstagebücher, deren Wert gerade unsere Zeit besonders anerkennt, verdienen die Erinnerungen eines württembergischen Offiziers an den Feldzug von 1812 einen der allerersten Plätze. Ihr Verfasser — vermutlich ein Hauptmann von


Hosted by Google

Kurz — hat es sich, bevor er abmarschierte, zur Aufgabe gemacht, jeden Tag Wichtiges aufzuzeichnen. Auf Grund dieser Aufzeichnungen hat er in späteren Jahren die Geschichte dieses denkwürdigen Zuges, an dem die württembergischen Truppen den ehrenvollsten Anteil genommen haben, der Nachwelt überliefert. Seine Veröffentlichungen sind nicht nur für den Geschichtsforscher von hohem Werte, da sie ein wahrheitsgetreues, von sachkundiger Feder entworfenes Bild der militärischen Operation bieten, sondern sie beanspruchen auch ein tieferes, allgemein menschliches Interesse. Eine lebensvollere, packendere, tiefer ergreifende Schilderung von dem entsetzlichen Elende des Krieges ist kaum denkbar; sie findet allenfalls ihr Gegenstück in den düsteren Schlachtengemälden eines Wereschtschagin. Unter allen Umständen hat Horst Kohl recht daran getan, daß er dieses prächtige Buch dem Staube der Bibliotheken entrückt und in den Quellenbüchern zu neuem Leben erweckt hat.

Band 27 der Quellenbücher bildet Georg Forsters Darstellung des belgischen Aufruhrs unter der Regierung Josefs II. (1789 bis 1790), herausgegeben von Georg Lorenz. Der geschichtliche Vorgang selbst, eines der Vorspiele der großen Französischen Revolution, ist insofern eigenartig, als es sich um eine Auflehnung des Adels und der Geistlichkeit gegen die liberalen Reformen Josefs II. handelt, eines Fürsten, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen. Die Darstellung dieses Aufruhrs ist ein Ausschnitt aus Forsters 'Ansichten vom Niederrhein', der Frucht einer Reise, die er mit Alexander von Humboldt in den Frühlingsmonaten des Jahres 1790 unternommen hat. In klassischer, durch Klarheit und Schärfe der Darstellung ausgezeichneter Prosa geschrieben, haben 'Die Ansichten vom Niederrhein', wie die übrigen Werke Forsters, einen hohen wissenschaftlichen Wert und geben Zeugnis von seinem trefflichen Beobachtungssinn für alles Große und Eigenartige in der Natur und im Völkerleben.

Den diluvialen Menschen und seine Zeitgenossen aus dem Tierreich führt uns in Wort und Bild Karl Hermann Jacob in Band 28 trefflich vor Augen. Im ersten Teile seiner sehr klaren Einleitung bietet er uns einen kurzen Überblick über die Entwicklungsgeschichte der Erde. Ausführlicher schildert er sodann das Tertiär und das Diluvium mit seinen Eiszeiten und warmen Zwischenzeiten, seiner verschiedenen Flora und Fauna. Besonders eingehend macht er uns, wie es die Natur der Sache bedingt, mit den Ergebnissen der Forschung über den Eiszeitmenschen bekannt, wobei er die Verdienste Obermeiers und Klaatschs gebührend würdigt. Das eigentliche Quellenmaterial bildet den zweiten Teil des Bändchens. Hier lernen wir in wohlgelungenen Abbildungen die tierischen Zeitgenossen des Diluvialmenschen, wie Mammut, Rhinozeros, Renntier, Höhlenbär u. a. teils als Skelette, teils in Darstellungen des Urmenschen selbst kennen. Hier werden uns auch die Skelettreste dieser Urmenschen vom Pithekanthropos an über den Neandertaler, die Funde von Krapina, Mauer, Cro-magnon bis zu den letzten Funden von Le Moustier und Compe Capelle anschaulich vorgeführt. Das Verständnis des Dargebotenen wird in dankenswerter Weise dadurch ge-

Hosted by Google

fördert, daß jedem Bilde ein erläuternder Text beigefügt ist und daß zum Vergleiche auch Schädel von Australiern und Europäern abgebildet sind.

Die Begebenheiten der nationalen Erhebung Preußens vor 100 Jahren werden uns wider lebhaft vor Augen geführt durch Karl von Raumers Erinnerungen aus den Jahren 1813 und 1814, die Karl Linnebach als 29. Band der Quellenbücher herausgegeben hat. Dem Rufe des Königs folgend, trat von Raumer als Offizier in die schlesische Landwehr. Bald darauf ins Große Hauptquartier berufen, machte er in Blüchers Umgebung den Feldzug gegen Frankreich mit und erhielt, mit dem Eisernen Kreuze geschmückt, unter dem 4. Mai 1814 in Paris den ehrenvollen Abschied aus der Landwehr. Der Wert seiner Erinnerungen liegt weniger in der Schilderung der kriegerischen Ereignisse als im Persönlichen, in dem Einblick in das Leben der Freiwilligen, in der Zeichnung der führenden Persönlichkeiten, vor allem Gneisenaus, und nicht zuletzt in der schlichten und anspruchslosen Art und Weise, wie ein edel gesinnter, ehrlicher deutscher Mann 'das Wissenswürdigste seiner Zeit aufgezeichnet hat, um es als ein andächtiges Vermächtnis künftigen Menschen zu hinterlassen'.

Die Entdeckungsgeschichte der Krankheitserreger, eine der bedeutsamsten Tatsachenfolgen der Kulturgeschichte, lehrt uns F. Grober, der im 30. Bändchen von den Triumphen erzählt, welche die ärztliche Forschung im jahrhundertelangen Kampfe gegen die Seuchen errungen hat. Mit dem Pestbericht des Thukydides beginnend, führt er uns an der Hand der Quellen, der eigenen Darstellungen der Forscher, aus dem Altertum durchs Mittelalter bis in die neuste Zeit, um vor allem der bahnbrechenden Tätigkeit Robert Kochs rühmend zu gedenken. Der reiche Inhalt unseres Bändchens ist aber nicht nur für den Arzt von Interesse, sondern auch für den Kulturhistoriker. Spiegelt sich doch nirgends der Geist der Zeiten in Religion, Moral, Sitte und Kunst so getreu wider, wie wenn die Völker in den Schreckenszeiten der Pest und Cholera dem Massentode verfallen.

Soviel über Inhalt und Form der uns zur Besprechung vorliegenden Bände. Wie ihre Vorläufer, sind sie von tüchtigen Kräften nach dem Stande der jüngsten Forschungen gearbeitet und dürfen daher freundlicher Aufnahme von seiten der nach tieferer Erkenntnis verlangenden Leser gewiß sein. In erster Linie eignen sie sich vortrefflich zu Unterrichtszwecken, für den Lehrer der Geschichte, der Erdkunde und der Naturwissenschaften, sei es zur Belebung des Unterrichts oder zum eigenen Studium. Aber auch über Schule und Unterricht hinaus können sie zur Vervollständigung erworbener Kenntnisse wie zur Freude an solider und doch spannender Unterhaltung mit bestem Erfolge verwendet werden. Der kritische Mensch von heute begnügt sich nicht mehr mit bloßen Überlieferungen und Halbheiten. Er möchte allen Dingen zwischen Himmel und Erde auf den wirklichen Grund gehen; er will selbst untersuchen. Allen seinen Ansprüchen kommt Voigtländers Verlag mit seinen gediegenen Quellenbüchern in durchaus zufriedenstellender Weise entgegen.

Wernigerode a. H. Max Hodermann.


Hosted by Google

Schülerselbstmorde. Viel ist ja über Schülerselbstmorde geschrieben worden. Die wichtigere neuere Literatur von 1900 bis 1911 führt Hoche[1]) am Ende seines unten genannten Vortrags an, darunter freilich nicht, was O. Gerhardt in der Monatschrift für höhere Schulen 1909 geschrieben hat und das Matthias in seiner Praktischen Pädagogik 'das Beste und Gediegenste' nennt, was darüber geschrieben ist. Bei all dem vielen verdient aber Hoches kleine Abhandlung von nur acht Seiten (nach einem in der Freiburger Pädagogischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage) doch noch eine besondere Beachtung, weil sie von einem hervorragenden Psychiater und Nervenarzt geschrieben ist, durch Kürze, Klarheit und Objektivität sich auszeichnet, eine Menge sehr treffender Beobachtungen und Bemerkungen enthält und das Lehrergewissen, dem man sonst gern soviel aufbürdet, sehr entlastet. Hoche kommt zu dem Ergebnis: Die Vorwürfe gegen die höheren Schulen, als ob sie die Schuld an den Schülerselbstmorden trügen, sind nicht aufrecht zu erhalten. Soweit die Schulverhältnisse tatsächlich als Ursache in Rechnung gesetzt werden müssen, handelt es sich im wesentlichen um unvermeidliche Dinge. Von den äußeren Faktoren hat jedenfalls das moralische Klima des Elternhauses mit der Selbstmordhäufigkeit den weit engeren Zusammenhang. Der Anteil, den wir in ursächlicher Beziehung der Schule und dem Elternhause zuweisen müssen, verschwindet aber quantitativ gegenüber der Rolle, welche die geistige Persönlichkeit des Schülers selbst spielt. Die ganz überwiegende Mehrzahl der jugendlichen Selbstmörder sind solche, die entweder für die Schule oder, wohl besser gesagt, für das Leben überhaupt nicht die nötige Mitgift an seelischer Widerstandskraft mitbekommen haben.

Es empfiehlt sich, hierneben auch den Aufsatz des Mannheimer Kinderarztes Dr. Eugen Neter zu lesen über den 'Selbstmord im kindlichen und jugendlichen Alter' in seinen 'Elternbriefen über Kinderpflege und Erziehung' (München 1911). Dieser sagt S. 91: 'Das mehr oder minder deutlich bewußt werdende Gefühl allzu frühen Fertiggewordenseins und tiefinnerster Ohnmacht dem Leben gegenüber ist es, dem die Selbstmorde halbtalentierter, nervöser und wenig charakterfester Jünglinge in unserer Zeit hochgespannter Intelligenz und schwacher Willenskraft als unentrinnbares Endergebnis entspringen.'

Kassel. F. Heußner.

[1]) Schülerselbstmorde. Von Prof. Dr. A. Hoche (Freiburg i. B.), Sonderabdruck aus „Deutsche Revue", März 1913.

S. Frankfurter, Mitteilungen des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums. 13. Heft. Wien und Leipzig 1912, Carl Fromme. 116 S. 8. 1,20 ℳ.

Ein besonders reichhaltiges Heft. Außer einem Nekrolog des Herausgebers auf Johannes Vahlen und allerlei gewichtigen Stimmen zugunsten des humanistischen Gymnasiums, z. B. von dem Sozialistenführer Pernerstorfer, Prof. Waldeyer, enthält es drei ausgezeichnete Vorträge: E. Castle, Goethes Bildungsideal und das moderne Gymnasium; Henri Poincaré, les Humanités et les Sciences; William Gardner Hale (an der Universität in Chicago), Der praktische Wert der humanistischen Studien. — Wir sind den Wiener Freunden außerordentlich dankbar für diese schöne Gabe. Wenn sie doch denen in die Hände käme, die ihrer vor andern bedürfen, den Feinden und den Reformern unsers Gymnasiums! HFM.

---

gf Dem Jahresbericht einer deutschen Auslandschule, von der wir weder den Namen noch auch den Erdteil, in dem sie liegt, namhaft machen wollen, entnehmen wir folgende Zahlen, die allerlei zu denken geben.

Kinder, deren beide Eltern Deutsche sind	= 201
Kinder mit deutscher Muttersprache	= 173
Verlust:	28

Es sind also 28 Kinder mit beiderseits deutschen Eltern bereits von Jugend an Angehörige einer fremden Nationalität geworden! Noch ungünstiger wird das Verhältnis, wenn man bedenkt, daß es außerdem recht viele Kinder gibt, bei denen entweder der Vater oder die Mutter Deutsche sind. Es ist der alte Jammer: nicht überall wo ein Deutscher ist ist auch Deutschtum.

Hosted by Google

Griechische und römische Bildnisse

von

Friedrich Koepp

Sehr lebhaft ist in der letzten Zeit die Beschäftigung mit den Bildnissen des Altertums gewesen und wird es gewiß noch eine Weile bleiben, angeregt und gefördert durch das allmähliche Erscheinen des großen Bruckmannschen Tafelwerks, in dem eine unschätzbare Grundlage ikonographischer Studien geschaffen wird [1]). Aber dies monumentale Werk kann bei seiner Kostbarkeit nur an wenigen Stellen zugänglich sein, und so ist es höchst dankbar zu begrüßen, daß neuerdings zwei bescheidener auftretende Bücher einen großen Teil von dem, was seinen Inhalt ausmacht, den Freunden dieser Studien zu einem erstaunlich niedrigen Preis bieten.

Das eine der beiden Bücher will zunächst nur archäologischen Vorlesungen und Übungen dienen wie die anderen *Tabulae in usum scholarum* Johannes Lietzmanns, denen es sich als sechster Band würdig anreiht [2]). Das andere wendet sich von vornherein an einen weiteren Kreis, obgleich sein dem Reichtum des Inhalts entsprechend höherer Preis ihm vielleicht nicht die gleiche Verbreitung wie jenem gestatten wird [3]). Jedenfalls sind beide Werke unter sich verschieden genug, um einander nicht im Weg zu stehen.

Zweifaches Interesse haben die Werke der Bildniskunst, einmal als historische Denkmäler, soweit es sich um hervor-

---

[1]) Griechische und römische Porträts. Nach Auswahl und Anordnung von H. Brunn und P. Arndt, herausgegeben von F. Bruckmann (seit 1891). Bis jetzt 91 Lieferungen zu je 10 Tafeln; Register zu Tafel 1—760, in Buchform, erschienen 1909.

[2]) Antike Porträts, bearbeitet von Richard Delbrück (Taublae in usum scholarum editae sub cura Johannis Lietzmann 6). Bonn, Marcus und Weber 1912. LXXI Seiten Text und 62 Tafeln. Preis geb. 12 ℳ.

[3]) Die Bildniskunst der Griechen und Römer. 311 Tafeln mit 518 Abbildungen und 19 Textillustrationen, herausgegeben von Anton Hekler. Stuttgart, Julius Hoffmann o. J. XLVIII Seiten Einleitung, 311 Seiten mit Abbildungen, S. 313—336 Register. Preis geb. 32 ℳ. Georg Lippolds' Münchener Habilitationsschrift 'Griechische Porträtstatuen' (München, Bruckmann 1912, 109 S. mit 24 Abbildungen) war mir zu der Zeit, als ich diesen Aufsatz schrieb, noch nicht bekannt.

Hosted by Google

ragende Menschen handelt, dann als Erzeugnisse eines eigenartigen, besonders bedingten, durch die Darstellung von Individualitäten besonders gebundenen und doch auch, wie die Erfahrung lehrt, die Individualität des Künstlers gerade wider besonders herausfordernden Zweigs der Bildkunst. Unter dem ersten Gesichtspunkt sind die Bildnisse der Griechen und Römer seit Jahrhunderten betrachtet worden, und die 'Ikonographie' in diesem Sinne gehört zu den ältesten Teilen der Denkmälerkunde; unter dem anderen Gesichtspunkt sind sie nur selten und bis auf die neuste Zeit niemals eingehend und umfassend behandelt worden. Kein Abschnitt der Kunstgeschichte ist wohl auch schwerer, und für kaum einen ist das uns erhaltene Material trotz seines Reichtums unzulänglicher. Wie wenige sicher benennbare, sicher datierbare Bildnisse sind uns aus dem Altertum erhalten, wenn man absieht von der freilich endlosen Reihe der Kaiserbilder! Wieviel weniger noch lassen sich auf einen bestimmten Künstler zurückführen oder lassen gar von seiner Hand mehr als einen schwachen Schimmer erkennen!

Vornehmlich jener erste Gesichtspunkt beherrscht auch die fleißigen und überaus nützlichen Werke J. J. Bernoullis, in denen der verdiente Gelehrte allmählich das ganze Gebiet der griechischen und römischen Bildniskunst bis auf eine freilich recht empfindliche Lücke, die hoffentlich noch einmal, durch ein Werk über die hellenistischen Bildnisse, ausgefüllt wird, umspannt hat [1]).

Diese stattliche Reihe von Bänden wird für alle, die sich aus gegenständlichem Interesse mit den antiken Bildnissen befassen, auf lange Zeit nicht eine, sondern einfach die Quelle der Belehrung, das unentbehrlichste Rüstzeug der Arbeit bleiben.

Aber das wachsende formale Interesse für die Bildnisse findet hier nicht sein Genügen — am ehesten noch in dem letzten dieser Bücher, das ausschließlich dem Bildnis Alexanders des Großen gewidmet ist und den daran sich anknüpfenden kunstgeschichtlichen Fragen selbstverständlich nicht aus dem Weg gehen konnte noch wollte.

Gewiß läßt sich nicht die Geschichte der Bildniskunst aus der gesamten Geschichte der Bildkunst herauslösen, nicht eine Entwicklung jener denen klar machen, die von der Entwicklung dieser keine Vorstellung haben. Ebensogewiß kann sich aber auch der Versuch, eine Entwicklung zu erkennen, nicht auf die irgendwie benannten oder benennbaren Bildnisse beschränken, obgleich sie stets als die festen Punkte gelten müssen.

Heklers Buch läßt uns schon durch seinen Titel wissen, daß es die Bildnisse als Kunstleistungen, nicht als Dokumente der

---

[1]) Griechische Ikonographie mit Ausschluß Alexanders und der Diadochen. Zwei Bände. München, Bruckmann 1901. — Die erhaltenen Darstellungen Alexanders des Großen. Ein Nachtrag zur griechischen Ikonographie. München, Bruckmann 1905. — Römische Ikonographie. Zwei Teile in vier Bänden. Stuttgart 1882—94.


Hosted by Google

Geschichte betrachten will, und dementsprechend finden sich hier neben den Trägern berühmter Namen sehr viele unbenannte Werke. Delbrück läßt die namenlosen Bildnisse stark zurücktreten — nicht als ob er darauf verzichten wollte, durch seine Auswahl einen Entwicklungsgang der Bildniskunst anschaulich zu machen, sondern weil bei dem Zweck seines Buchs auch der andere, der sachliche Gesichtspunkt Berücksichtigung verlangte, und weil auch die kunstgeschichtliche Betrachtung bei notwendiger Beschränkung schließlich eher die namenlosen als die benannten Werke missen kann, da sich ja doch jene um diese gruppieren müssen und erst durch sie ihre Stelle erhalten.

In beiden Büchern sollen die Abbildungen die Hauptsache sein, und diese Abbildungen sind ganz vortrefflich. Delbrücks Buch verdient hier das höhere Lob, obgleich auch das andere Erstaunliches leistet. Nicht nur sind Delbrücks Bilder fast alle in größerem Maßstab gehalten, was der Wirkung zu statten kommt, sondern auch da, wo der gleiche Maßstab jede Ungerechtigkeit der Vergleichung ausschließt, wie etwa bei dem Gallienus des Thermenmuseums auf Tafel 53 bei Delbrück und 298 bei Hekler bleibt ein kleiner Vorzug auf Delbrücks Seite, dessen Tafeln zum Teil wirklich als 'Kunstblätter' gelten können und vielleicht nur in einem Fall (bei Tafel 29) nicht durchaus befriedigen, wo der starke Schatten, den der breitkrämpige Hut des sog. Euthydemos auf das Gesicht wirft, etwas hätte aufgehellt werden sollen. Bedenkt man aber, daß Delbrücks Tafeln immerhin als solche durch Lichtdruck hergestellt und auf Kunstdruckpapier gedruckt sind, während die Bilder Heklers als Autotypien hergestellt und doppelseitig mit der Buchdruckerpresse gedruckt sind, so wird man auch ihnen die höchste Anerkennung nicht versagen — zumal man für den nicht dreifachen Preis fast die achtfache Anzahl von Bildern erhält.

Zu den Vorzügen des Delbrückschen Buchs kann man auch rechnen, daß hier verhältnismäßig öfter als bei Hekler das selbe Bildnis in mehreren Ansichten erscheint, wie das mit guten Grund in dem Bruckmannschen Tafelwerk grundsätzlich der Fall ist. Andererseits finden wir bei Hekler sehr oft, bei Delbrück kaum jemals mehrere Bildnisse der selben Persönlichkeit, deren Vergleichung natürlich gerade für die kunstgeschichtliche Betrachtung sehr wertvoll ist. Daß Delbrück uns dafür auf den ersten zwölf Tafeln einige Beispiele ägyptischer Porträtkunst vorführt, ist recht dankenswert; aber zur Beurteilung der von ägyptischen Vorbildern bis auf ein paar bedeutungslose Fälle durchaus unabhängigen griechischen und römischen Porträtkunst ist dieser Ausblick keineswegs nötig, und sein Fehlen darf durchaus nicht als ein Mangel des anderen Buchs gelten.

In Bernoullis griechischer Ikonographie vermisse ich grundsätzliche Auseinandersetzungen in deren Zusammenhang manches der mit einem berühmten Namen überschriebenen, aber inhalts-

Hosted by Google

leeren Kapitel durch einen kurzen Verweis hätte erledigt werden können, die sogar vielleicht zu einer ganz anderen Anordnung des Stoffs hätten führen können: es wäre meines Erachtens ein Vorteil, wenn die griechische Ikonographie nicht mit dem Bildnis des Homer eröffnet würde, und Register könnten die 'historische Folge' der Bildnisse leicht ersetzen.

Bei einer Sammlung von Bildnissen, die vor allem die historische Entwicklung der Bildniskunst veranschaulichen will, möchte ich eine andere Anordnung natürlich nicht empfehlen; aber die verschiedene Stärke der Verankerung, die jedes Bildnis an seiner Stelle hält und die Verschiedenheit der Beweiskraft für die Kunst seiner Zeit (wie auch für das Aussehen der dargestellten Persönlichkeit) kann meiner Meinung nach gar nicht nachdrücklich genug dem Betrachter eingeprägt werden. Er soll doch nicht wie ein Dogma die Anordnung hinnehmen, sondern sich der Bedingungen ihrer Herstellung möglichst bewußt werden.

Dazu scheint mir eine Rubrizierung der Bildnisse dienlich.

Unter verschiedenen Gesichtspunkten kann man die Gesamtmasse der erhaltenen Bildnisse in je zwei sie erschöpfende Gruppen teilen, und die Verbindung der verschiedenen Einteilungsprinzipien ergibt eine Reihe von Möglichkeiten, durch die die Probleme der Ikonographie bestimmt werden. Wenn wir uns, damit die Sache nicht zu sehr kompliziert werde, mit vier Rubriken begnügen, so können die Bildnisse sein: Originalbildnisse oder Kopien, benennbar (auf Grund eines äußeren Zeugnisses) oder namenlos, Bildnisse namhafter oder beliebiger Personen, auf tatsächlicher Grundlage — nach dem Leben geschaffen — oder erfunden.

Von den sechzehn Möglichkeiten, die sich aus der Verbindung dieser vier Alternativen ergeben, scheidet die Hälfte aus Gründen, die ohne weiteres einleuchten, aus, und es bleiben acht übrig.

Die Bildnisse können sein:

1. Bezeugte Originalbildnisse namhafter Personen auf tatsächlicher Grundlage;

2. Bezeugte Kopiebildnisse namhafter Personen auf tatsächlicher Grundlage;

3. Bezeugte Originalbildnisse beliebiger Personen auf tatsächlicher Grundlage;

4. Bezeugte Kopiebildnisse beliebiger Personen auf tatsächlicher Grundlage (kommen wohl kaum in Betracht, sind aber wenigstens denkbar);

5. Bezeugte Originalbildnisse namhafter Personen ohne tatsächliche Grundlage (erfundene Bildnisse)[1]);

6. Bezeugte Kopiebildnisse namhafter Personen ohne tatsächliche Grundlage[1]);

[1]) Von beliebigen Personen sind beide Arten nicht denkbar.


Hosted by Google

7. Namenlose Kopiebildnisse namhafter Personen[1]);
8. Namenlose Originalbildnisse beliebiger Personen[2]).

'Bezeugte Originalbildnisse namhafter Personen auf tatsächlicher Grundlage' — das sind natürlich die in jeder Hinsicht wertvollsten Bildnisse. Zu dieser Gruppe gehören die Fürstenbildnisse auf den Münzen — 'Originalbildnisse' freilich wohl nur zum Teil, da unter der Hand der Stempelschneider, die für entlegenere Prägestätten arbeiteten, leicht etwas von der Ähnlichkeit des ersten gewiß 'auf tatsächlicher Grundlage' gearbeiteten Stempels verloren ging. Diese Münzbilder sind in der Tat das wichtigste Hilfsmittel der ikonographischen Forschung und mußten deshalb in kleiner Auswahl auch in den beiden vorliegenden Büchern einen Platz erhalten (Hekler S. 310 f., Delbrück Tafel 61 f.)[3]). Aber ihre Reihe beginnt ja bekanntlich erst mit den Nachfolgern Alexanders, da des großen Königs eigenes Bildnis, das erst nach seinem Tod auf Münzen der Nachfolger erscheint, von vornherein nicht durchaus den gleichen authentischen Wert in Anspruch nehmen kann. Für alle aber, die nicht Herrscher waren oder wenigstens — in der römischen Kaiserzeit — dem Herrscherhaus angehörten, und für die ganze Zeit bis auf Alexander versagt diese Quelle der Kenntnis gänzlich, und auch angesichts der zum größten Teil sehr lebensvollen Bildnisse auf den Münzen, die aber doch nur das Profilbild geben, können wir, zumal bei bedeutenden Persönlichkeiten, den Wunsch nicht unterdrücken, das Bildnis auch in Lebensgröße in voller Leiblichkeit in unserem Denkmälerbestand nachzuweisen. Dazu bieten dann wider eben die Münzen, und meist sie allein, uns die Handhabe.

Aber da die erhaltenen Marmorbildnisse sehr häufig — man kann wohl sagen: in der Regel — einen sehr wichtigen Teil des Profils, die Nase, verloren haben, und da andererseits die Fürstenbildnisse auf den Münzen zuweilen nur das Aussehen auf einer bestimmten Altersstufe bezeugen, während ein erhaltenes Marmorbildnis den selben Herrscher vielleicht in jüngern Jahren oder in höherem Alter darstellen könnte, so schließt auch das Zeugnis der Münzen oft den Zweifel nicht aus, zumal wenn eine größere Anzahl von Gliedern der selben Familie in Frage kommt, und ich möchte ein nur auf Grund der Vergleichung mit einem Münzbild benanntes Bildnis nicht ohne weiteres als ein 'bezeugtes'

---

[1]) Ob diese eine tatsächliche Grundlage haben oder nicht, ist nicht zu erkennen. Ebensowenig kann man namenlose Originalbildnisse — wenn überhaupt als solche — als die von namhaften oder beliebigen Personen sicher erkennen, höchstens einmal vermuten.

[2]) Namenlose Kopien beliebiger Personen kommen nicht in Betracht, da man von einer unbekannten Person, deren Bildnis in mehreren Exemplaren vorhanden ist, wohl stets annehmen darf, daß sie eine Berühmtheit ist.

[3]) Mehr findet man in den beiden Werken Imhoof-Blumers: 'Porträtköpfe auf antiken Münzen hellenischer und hellenisierter Völker' und 'Porträtköpfe auf römischen Münzen der Republik und der Kaiserzeit' (Leipzig, Teubner).



Bildnis gelten lassen. Und für alle Personen, für die Münzbildnisse nicht in Betracht kommen, müssen wir uns ja ohnehin nach anderen Zeugnissen umsehen.

Die Wahrscheinlichkeit, daß wir ein Bildnis unserer ersten Gruppe zurechnen dürfen, ist danach sehr gering. Um so weniger darf meines Erachtens ein Bildnis, das diesen Vorzug hat, in irgendeiner Bildnissammlung fehlen, und ich vermisse mit Verwunderung bei Delbrück die Augustusstatue von Primaporta (bei Hekler S. 170f.), der diesen Vorzug niemand absprechen kann. Denn die Namengebung sichert, außer dem Vergleich der Münzbilder, die Darstellung auf dem Panzer — übrigens nicht, wie Hekler S. XXXV ungenau sagt, eine Anspielung auf 'den siegreich beendeten Feldzug gegen die Parther' — sowie der Fundort, die Villa der Livia, und eben dieser Fundort beweist uns auch, daß es sich um ein 'Originalbildnis' — oder jedenfalls nicht um eine Dutzendkopie handelt, und daß diesem Bildnis die 'tatsächliche Grundlage' nicht fehlen kann.

Man mag andere Augustusbildnisse, mit Hilfe der Münzen mehr oder weniger sicher bestimmt, als Kunstleistungen höher einschätzen; aber man kann nicht leugnen, daß die Bürgschaft der Ähnlichkeit bei keinem anderen Bildnis gleich zuverlässig ist, und daß kein anderes ebensosicher als ein Werk der Zeit des Dargestellten und als ein gewichtiges Zeugnis für die Bildniskunst dieser Zeit angesehen werden darf. Es gibt Kaiser, deren Bildnisse ohne weiteres als Werke ihrer Zeit gelten dürfen, weil jede spätere sie darzustellen verschmähte; aber von Augustus gilt das nicht. So erscheint die Statue von Primaporta sowohl bei gegenständlicher wie bei kunstgeschichtlicher Betrachtung als ein Denkmal ersten Ranges — als einer der festen Punkte, von denen die Forschung ausgehen muß.

Schrittweise wird sie dazu kommen die Eigenart einer jeden Zeit in der Porträtbildung zu unterscheiden. Aber auch hier gilt zuweilen das Wort: 'Was Ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der Herren eigener Geist.' Ein Augustus fordert eine andere Darstellungsweise heraus als ein Nero, ein Hadrian eine andere als eine Maximin.

Aber nicht nur ist manchmal die Darstellungsweise unwillkürlich von der Art des Dargestellten, sondern auch das Maß der Ähnlichkeit von seinem Willen abhängig, wodurch die unbedingte Zuverlässigkeit gleichzeitiger Bildnisse in Frage gestellt, und eine der Hauptschwierigkeiten der Ikonographie, zumal der hellenistischen Zeit, geschaffen wird.

Das Porträt erwächst aus dem Typus. Aber die Kunst des Porträtisten wird, als sie längst über alle Mittel naturalistischer Darstellung des Modells verfügt, nicht selten durch den Willen des Auftraggebers zum Typus zurückgelenkt. Die schlichte Darstellung der Wirklichkeit wird gar nicht gewünscht. Ein Gott, dem der Herrscher sich gleichgesetzt sehen möchte, leiht dem

Hosted by Google

Bildnis seine Züge, vielleicht nach der Laune des Herrn bald dieser, bald jener Gott oder etwa der unter die Götter versetzte Ahnherr und Begründer der Dynastie. Das Streben so vieler hellenistischer Könige, dem großen Makedonenkönig ähnlich zu erscheinen, nicht immer so vergeblich, wie später bei Pompejus, ist einer der Gründe, die Alexanders Ikonographie zu einem der schwierigsten Kapitel machen[1]).

Der gewollten Steigerung zum Typischen steht ein ungewolltes Herabsinken zum Typischen gegenüber. Das kommt vornehmlich bei unserer zweiten Gruppe in Betracht: den bezeugten Kopiebildnissen namhafter Personen auf tatsächlicher Grundlage.

Zu dieser Gruppe gehört die überwiegende Menge der Bildnisse hervorragender Persönlichkeiten, und wir erkennen diese als solche oft nur an der Mehrzahl der Widerholungen ihres Bildnisses, ohne sie deshalb benennen zu können — das sind die 'namenlosen Kopiebildnisse namhafter Personen' unserer siebenten Gruppe. Unter diesen Widerholungen befindet sich möglicherweise das Original und es ist die Aufgabe der Stilkritik, es auszuschneiden oder doch seine wesentlichen Züge aus der Vergleichung der Repliken zu gewinnen. Von dieser Aufgabe sollte meines Erachtens ein Buch, das zu Lehrzwecken bestimmt ist, wie das Delbrücksche, durch die Nebeneinanderstellung mehrerer Repliken, wenigstens in einem einzigen Fall — etwa dem des Periklesporträts (Tafel 13) eine Vorstellung zu geben suchen. Die kritische Vergleichung der verschiedenen Widerholungen, von denen jede Züge ihrer Zeit in das Original hineingetragen haben kann, würde der Erkenntnis des allgemeinen Entwicklungsgangs zu statten kommen, und die echten Züge des verlorenen Originals sind hier vielleicht eher als sonst festzustellen, weil wir die Kunst der Zeit, aus der es augenscheinlich stammt, verhältnismäßig gut kennen. Daß es möglich ist, das Bildnis einem bestimmten Künstler fast mit Gewißheit zuzuweisen, nützt uns dabei wenig, da unsere Kenntnis dieses Künstlers kaum einen anderen sicheren Ausgangspunkt hat als eben dies Bildnis.

Daß dies den Perikles darstellt, sagt uns die Inschrift, der wir den Glauben um so weniger zu versagen brauchen als sie auf den Repliken verschiedener Zeit in Schriftzügen verschiedenen Alters gleichlautend widerkehrt. Aber der unverkennbare Charakter der Kunst des fünften Jahrhunderts ist uns für die Aussage der Inschrift doch eine erwünschte Bestätigung und gibt uns dazu noch die Gewißheit, daß es sich um ein Bildnis nach dem Leben handelt, ein Bildnis von der Ähnlichkeit, die eben jene Zeit verlangte.

Wenn der vatikanischen und der Londoner Replik die Inschrift fehlte, wie sie der Berliner tatsächlich fehlt, so müßte der

---

[1]) Nicht richtig scheint es mir trotzdem von einer Sammlung, wie sie Delbrück gibt, das Alexanderbildnis bis auf das der Münzen ganz auszuschließen.


Hosted by Google

Versuch der Benennung von jenem Stilcharakter ausgehen. Er würde sich dann auf den Helm berufen und ein Zeugnis heranziehen, nach dem es ein Periklesbildnis mit dem Helm gab, und würde es wohl zu der Wahrscheinlichkeit dieser Benennung bringen, schwerlich jemals zu der Gewißheit, obgleich ja dieser Mann, wenn wir Furtwängler *ex eventu* weissagen hören, durchaus kein anderer als Perikles sein kann[1]).

Wie bei zwei plastischen oder gemalten Bildnissen uns zuweilen die Gleichheit der stilistischen Behandlung eine Ähnlichkeit der Dargestellten vortäuscht oder doch größer erscheinen läßt, so wird auch hier vielleicht weniger der wirkliche Perikles als der Perikles des Thukydides in dem Bildnis des Kresilas wider erkannt.

Die Erfahrung des Lebens macht uns mißtrauisch gegen die Zuversicht, die den geistigen Menschen von den Zügen ablesen will, und wenn auch manchmal der geniale Blick eines großen Künstlers innere Werte auf die Oberfläche zu locken versteht, die dem gewöhnlichen Auge verborgen blieben, so zeigt doch auch die Porträtkunst der Widersprüche genug zwischen dem inneren und dem äußeren Menschen.

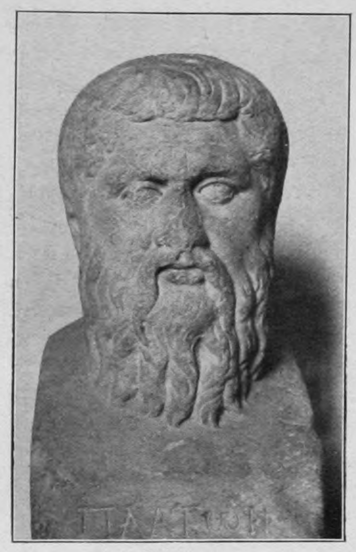
Wer würde es gewagt haben, ohne das Zeugnis der Inschrift auf der Berliner Herme den morosen Kopf des sog. Zenon im Vatikan (Delbrück Tafel 15, Hekler S. 22) uns als das Bildnis des göttlichen Platon vorzustellen! Und auch die glänzendste Entdeckung, durch die in den letzen Jahren unsere Kenntnis griechischer Bildnisse bereichert worden ist, Studniczkas Nachweisung des Aristotelesporträts (Delbrück Taf. 19, Hekler S. 87 f.) wäre nicht erfolgt ohne die Inschrift auf der Büste des Fulvius Ursinus.

Aber gerade diese beiden Beispiele sind auch geeignet, vor allzugroßem Zutrauen zu inschriftlicher Benennung zu warnen. Auf die Inschrift der uns nur in Zeichnung erhaltenen Büste des Ursinus würde niemand etwas geben, wenn es nicht gewiß wäre, daß Ursinus sie nicht gefälscht haben kann, weil seine Vorstellung vom Aussehen des Aristoteles nachweislich eine ganz andere war. Kann aber die Inschrift eine moderne Fälschung nicht sein, so braucht sie darum immer noch nicht zuverlässig zu sein. Indessen verbürgt uns die Mehrzahl der Repliken das Bildnis eines berühmten Mannes, Barttracht und Stil widersprechen nicht der zeitlichen Ansetzung, und daß unsere Vorstellung von dem Philosophen, nachdem sie erst von dem Zwang des 'Aristoteles' Spada befreit war, schon in der Richtung gegangen war, in der wir nun dies Bildnis finden, gibt uns den Mut, die Inschrift nicht nur für antik, sondern auch für richtig zu halten.

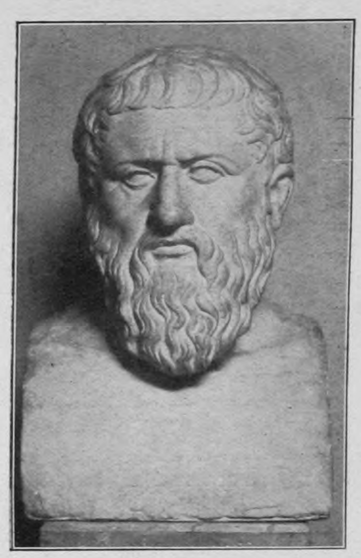
Auf der vatikanischen Replik des Platon hingegen lesen wir zwar die Inschrift Zenon. Aber diese Inschrift, schon früher

[1]) Meisterwerke S. 271 f.





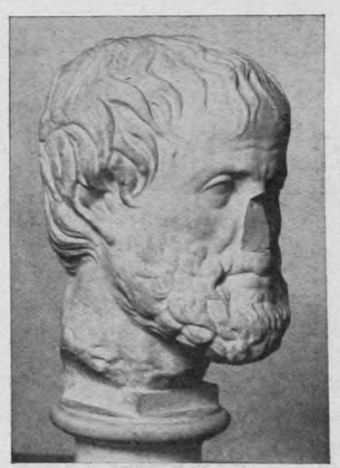
Platon
Berlin



Platon
Rom



Zeichnung des Fulvius Ursinus



Aristoteles
Wien

Sokrates. Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen. N. F. I, 10.

Hosted by Google

Hosted by Google

nicht ohne Verdacht angesehen — weniger wohl aus epigraphischen Gründen als weil ein in mehreren Repliken erhaltenes Bildnis für den Stoiker Zenon, an den freilich nicht allein gedacht zu werden brauchte, ein anderes Aussehen bezeugte — die Inschrift muß heute für falsch gelten, da die Benennung der Berliner Herme durch die stilistische Betrachtung gestützt wird, die in diesem Fall sogar den Namen des Künstlers zu nennen gestattete.

Aber auch eine zweifellos antike Inschrift hat auf blinden Glauben keinen Anspruch. Denn der Wunsch der hellenistischen und römischen Zeit, in den Bibliotheken die Bildnisse aller literarischen Größen der Vorzeit vereinigt zu sehen, wird zu mancher willkürlichen Taufe geführt haben, wie der Ehrgeiz der Sammler zur Fälschung der Künstlerinschriften führte. Wenn ein so getauftes Bildnis der stilistischen Betrachtung Züge zeigt, die in die Zeit des angeblich Dargestellten zurückweisen, dann werden wir uns leicht täuschen lassen, und auch wenn solche Züge fehlen, werden wir das noch nicht als Beweis ansehen dürfen, daß die Benennung willkürlich und falsch ist, obgleich das Mißtrauen sich regen wird. Ein Bildnis des fünften oder vierten Jahrhunderts sah in einer Kopie des zweiten Jahrhunderts vor Christus natürlich anders aus als in einer des zweiten Jahrhunderts nach Christus, anders in der Kopie eines tüchtigen Künstlers und in der eines Stümpers, und der Fall ist wenigstens denkbar, daß es im Lauf der Überlieferung alle Kennzeichen der Zeit des Originals verloren haben könnte.

Das ist es, was die kunstgeschichtliche, wie auch die ikonographische Verwertung der in Kopien erhaltenen Bildnisse so schwer macht — um so schwerer, je häufiger und je länger die Kopien verlangt wurden. Aber mag auch die einzelne Kopie selbst des berühmtesten Bildnisses an kunstgeschichtlichen Wert gegen ein datierbares Originalbildnis einer beliebigen Person zurückstehen, so sind doch die ganzen Reihen der Kopien gerade auch für die kunstgeschichtliche Betrachtung vom allergrößten Wert.

Die inschriftliche Benennung eines Porträts kann gefälscht sein. Aber es kann auch eine echte Inschrift in neuerer Zeit willkürlich mit einem namenlos überlieferten Bildnis verbunden oder in alter Zeit willkürlich einem namenlosen Bildnis angeheftet sein. Endlich kann die Inschrift alt und ursprünglich zugehörig sein und dennoch für das Aussehen des von ihr Genannten nichts beweisen, weil das Bildnis, zu dem sie gehört, erfunden ist. Jenes selbe Bedürfnis, das zu willkürlicher Benennung überlieferter Bildnisse geführt hat, gab auch Anlaß nicht überlieferte Bildnisse zu erfinden. Denn groß war die Zahl literarischer Berühmtheiten, über deren Aussehen es eine authentische Überlieferung nicht gab und nicht geben konnte.

Delbrück hat solche Bildnisse von seiner Sammlung aus-

Hosted by Google

geschlossen. Aber in der Geschichte der antiken Bildniskunst verlangen sie einen Platz, verdienen sogar einen Ehrenplatz.

Das berühmteste Beispiel ist der in so vielen Repliken erhaltene Kopf des Homer (Hekler S. 117f.), der den blinden uralten Sänger mit allen Mitteln der hellenistischen Wirklichkeitskunst so überzeugend darstellt. Daß einer so späten Zeit zuerst die Aufgabe gestellt worden sein soll, ein Bildnis Homers zu schaffen, ist sehr unwahrscheinlich, und in der Tat hat man einem gleichfalls in mehreren Widerholungen vorhandenen Bildnis, das den Stil einer sehr viel älteren Zeit zeigt und die Blindheit auf andere Weise — durch geschlossene Augenlider — auszudrücken sucht (Hekler S. 8f.), neuerdings nicht unwahrscheinlich auch den Namen Homer gegeben. Beide Schöpfungen wären völlig unabhängig voneinander, beide natürlich ohne 'tatsächliche Grundlage', aber die eine wie die andere beruhend auf der Kenntnis und Erfassung der natürlichen Erscheinung, wie sie einer jeden Zeit besaß und verstand.

Der erfundene 'Typus' befremdet uns weniger in einer Zeit, da das Bildnis überhaupt sich erst aus dem Typischen losringt; aber er ist erst recht mit der schärfsten Naturbeobachtung und dem stärksten Naturalismus vereinbar, und von dieser Seite kann kein Bedenken kommen gegen den neuerdings gemachten Vorschlag, auch jenen einst 'Seneca' genannten Kopf (Hekler S. 118 bis 20) als ein in hellenistischer Zeit erfundenes Bildnis eines Dichters der griechischen Frühzeit anzusehen. Den Ruhm des Dargestellten beweist die Zahl der Widerholungen des Kopfs — Bernoulli (Gr. Ikonogr. II S. 160f.) zählte ihrer mehr als dreißig. Den Dichter ließ der Efeukranz der einen Replik erkennen. Der Stil darf uns nicht hindern, ihn außerhalb des hellenistischen Kreises zu suchen. Die Deutung aber muß sich mit der Zusammenstellung des Kopfs mit einem anderen in der albanischen Doppelherme vertragen, und das kann man für die als Archilochos oder Hipponax nicht zugeben, wenn der andere wirklich Menander ist. Dann würde man sich doch eher wider zu der Benennung Philemon gedrängt sehen, zu der das hohe Alter des Dargestellten gut passen würde, da Philemon fast hundert Jahre alt wurde. Die 'Unsterblichkeit' des spät Gestorbenen müßten wir freilich nach der Zahl der Bildnisse höher einschätzen als wir sonst zu tun geneigt wären. Das mag in der Tat ein Bedenken gegen die Deutung sein, das aber auch bei Hipponax und Archilochos Geltung behielte. Dagegen dürften wir nach dem früher Gesagten aus der Empfindung, daß der Mann gewiß nicht wie ein Komödiendichter aussieht, ein Bedenken nicht herleiten — so wenig als Buechelers malitiöses Wort, mit dem er einst am Schluß seiner Vorlesung, in der jener Kopf nach Diltheys Vorschlag als Kallimachos angesehen wurde, das Katheder verließ: 'Meine Herren: ich habe noch nie einen besseren Bibliothekar gesehen', selbst wenn es begründet wäre, in die Wagschale fallen

Hosted by Google

könnte. Von dem erfundenen Bildnis können wir verlangen, daß es zu der Vorstellung von dem Dargestellten paßt, nicht zu der unseren freilich, sondern zu der des Altertums oder vielmehr der Zeit in der das Bildnis entstand; von einem Porträt nach dem Leben können wir das nicht verlangen.

Wer sah Wildenbruch den Dichter an? Wer erkennt heute am Aussehen den großen Künstler? Eher noch den kleinen! Und auch 'der Gelehrte' begegnet uns öfter in den 'Fliegenden Blättern' als im Leben. Aber wie dieser Typus des Gelehrten uns an einen der Größten des Stands erinnert, so waren gewiß auch die Züge der erfundenen Bildnisse des Altertums nicht aus der Luft gegriffen, sondern beobachtet, und deshalb war die Zeit einer scharfen Naturbeobachtung eher berufen, einen unsterblichen Typus, wie es das hellenistische Homerbild ist, zu schaffen als die Zeit, die kaum verlernt hatte, nur das 'Typische' zu sehen.

Die von Bernoulli aufgezählten Repliken des 'Pseudo-Seneca' stammen, wie es scheint, fast alle aus Italien, nur von einer wird Herkunft aus Griechenland behauptet; eine wurde in Köln gefunden. Dieses Kölner Exemplar ist eine Terrakottabüste, der Kopf aus Herkulanum, eine von den sechs Repliken, die sich im Museum zu Neapel finden, ist von Erz, die übrigen sind von Marmor.

Natürlich sind die Unterschiede der Repliken nicht gering, und es wäre lehrreich, einmal alle in Abbildungen vereinigt zu sehen. Das wird das Bruckmannsche Porträtwerk vermutlich leisten; von Heklers Buch war es nicht zu verlangen, und es ist schon dankenswert, daß hier drei Exemplare abgebildet sind und darunter das für die Deutung so wichtige mit dem Efeukranz (S. 118). Bei Delbrück fehlt der Kopf ganz, woraus wohl zu schließen ist, daß er ihn zu den 'Idealporträts' zählt[1]).

Methodische Betrachtungen von der Art der hier vorgetragenen hätte man wohl in den Einleitungen der beiden Bücher, zumal in dem für Lehrzwecke bestimmten, erwarten dürfen, und sie hätten meines Erachtens auf Auswahl und Anordnungen der Bilder Einfluß üben sollen. Aber es wäre unbillig, hier nur von dem zu sprechen, was der Text etwa vermissen läßt und nicht von dem, was er bietet.

Deshalb seien den Einleitungen beider Bücher noch einige Worte gewidmet.

---

[1]) Dagegen traut Delbrück offenbar dem Heraklit von Gortyn 'tatsächliche Grundlage' zu, da er ihm Tafel 14 eingeräumt hat, — schwerlich mit Recht, selbst wenn wir wirklich das Vorbild der abstoßenden kretischen Statue bis ins fünfte Jahrhundert hinaufrücken dürfen. Was Kekule für das Herodotbildnis ermittelt hat (*Γενεθλιακόν* zum Bullmannstage (1899) S. 31f.) ist von weitreichender Bedeutung und dürfte auch hier in Betracht kommen. Bei der kretischen Statue konnte wohl auf Lippolds Veröffentlichung in den Athenischen Mitteilungen (XXXVI 1911 Tafel IV S. 153f.) noch nicht verwiesen werden. (Vgl. jetzt auch das S. 561, 3 angeführte Buch S. 46.)


Hosted by Google

In Delbrücks 'Vorbemerkungen' findet man wertvolle Winke über die verschiedenen Anlässe der Porträtbildung, die auch einen beachtenswerten Gesichtspunkt der Rubrizierung abgeben könnten, und über die Bedingungen der Datierung und Benennung, während in den 'Bemerkungen zu den Tafeln' eine sehr anregende, auf reicher Kenntnis ruhende Skizze der Porträtentwicklung gegeben wird, deren einzelne Züge man an einem größeren Material, als es die Tafeln bieten, nachzuprüfen haben wird; schließlich bietet die 'Beschreibung der Tafeln' neben tatsächlichen Angaben und Literaturnachweisen manche neue Bemerkung, wie zum Beispiel die sehr erwägenswerte Deutung des durch seine nachträglich angebrachten Locken so merkwürdigen pergamenischen Marmorkopfs, den Winter (Altertümer von Pergamon VII Tafel XXXI f. Nr. 130) für Attalos I hielt, Delbrück lieber Seleukos Nikator nennen möchte (Tafel 27).

Hekler bietet in dem 'Register zu den Tafeln' auf S. 313—25 nur ganz knappe Literaturangaben, seine Einleitung aber gibt in ihren vier Hauptabschnitten (IV–VII S. VIII—XLVII) eingehender als die Delbrücks eine Darstellung des Entwicklungsgangs der griechischen und römischen Porträtkunst. Auch in dem Periklesbildnis 'triumphiert noch über den Drang zum Persönlich-Charakteristischen' 'der Drang nach dem Typisch-Schönen', der bis dahin nur 'vereinzelte Spuren individueller Charakteristik' zuließ — mir scheint freilich der ausgezeichnete Kopf der Villa Albani (Taf. 2) weniger 'typisch' als der Perikles. Zur selben Zeit entstand das 'mit dem lebendigen Bild des Dichters höchstens durch eine schon verblaßte Überlieferung über seine körperliche Erscheinung zusammenhängende' Porträt des Anakreon (Taf. 6) und jener schon erwähnte ältere Homerkopf (S. 570), 'der erste schüchterne Versuch zu einem jener Idealbildnisse' (Taf. 8 f.). Als ein Zeugnis einer etwa gleichzeitigen realistischen Richtung wird die Gemme des Dexamenos hervorgehoben (Abb. 1), die auch bei Delbrück nicht fehlt (Taf. 58, 1). Hier ist der Wirksamkeit des Demetrios von Alopeke gedacht, in dem sich jene Richtung verkörpert zu haben scheint, von dem aber leider noch kein Werk mit Sicherheit nachgewiesen werden konnte. Des neuen Versuchs, durch das angebliche Bildnis des Timotheos (Taf. 90 f.) des Demetrios Art zu veranschaulichen, scheint Hekler absichtlich nicht zu gedenken, während er den Versuch, ihm den von Treu entdeckten Frauenkopf des Britischen Museums (Delbrück Taf. 2, 1) als seine 'Lysimache' zuzuweisen, ernstlich erwogen haben will.

Das Euripidesbildnis (Taf. 10) auf Demetrios zurückzuführen soll man sich durch die naheliegende Vergleichung des Künstlers mit dem Dichter, der auch die Menschen darstellte 'wie sie sind', nicht verleiten lassen.

In der Doppelherme des Herodot und Thukydides (Taf. 15) sehen wir mit dem erfundenen Bildnis (s. oben S. 571, 1) des Halikarnassiers das nach dem Leben gearbeitete Bild des Atheners

Hosted by Google

zusammengestellt. Aber 'die gefurchte hohe Stirne, die forschenden Augen, die angestrengte geistige Arbeit verraten und trefflich zum Bilde des pragmatischen Geschichtsschreibers passen', sind doch keine Bürgschaft des nach dem Leben geschaffenen Porträts, wie andererseits nicht aus dem Herodotbild ohne weiteres herausgelesen ward, daß es 'auf physignomische Treue keinen Anspruch hat'.

Das erfundene Bildnis hält in der Art der Behandlung mit dem auf realer Grundlage Schritt, und diese Art der Behandlung ist mehr und mehr auf das 'Persönlich-Charakteristische' gerichtet. 'Nicht mehr gilt harmonische Schönheit und Ebenmaß als höchstes Ideal: 'der Bildhauer soll die Tätigkeit der Seele in seinen Gestalten zum Ausdruck bringen' — so lautet die ästhetische Forderung, wie sie Sokrates formuliert hat'. Und niemals war diese Forderung mehr geboten, als da es galt, das Bildnis des Sokrates selbst zu schaffen, dessen Geschichte hauptsächlich Kekule aufzuhellen gesucht hat (Taf. 19 ff.). Sehr verschiedene Künstler hat dieses Problem gereizt und sehr verschiedenen Stempel tragen die Bildnisse, jedes in seiner Art interessant. Der große Prophet des Sokrates hingegen begegnet uns, wie wir sahen, leider nur in dem mehr als nüchternen Bildnis des Silanion. Aber wir sind dennoch froh, einmal eine Künstlerpersönlichkeit gerade im Bildnis deutlicher zum Ausdruck kommen zu sehen (Taf. 22 f.). Hätte doch nur daneben auch etwa der Künstler, der das Bildnis des Antisthenes (Taf. 28) schuf, uns Platons Züge überliefert!

Dem vierten Jahrhundert gehören die ersten Bildnisse an, die uns die ganze Gestalt geben[1]), und wieviel Charakteristik — dem Leben abgelauscht oder der Vorstellung angepaßt — liegt auch in der Körperhaltung, eines Sophokles (Taf. 52), eines Aischines (Taf. 53), eines Demosthenes (Taf. 56)!

Mit Demosthenes schließt der erste Abschnitt, und die Bewunderung für dies Bildnis drängt dem Verfasser den berühmtesten Namen der Zeit auf die Lippen, der mit besser gesichertem Rechte am Anfang des zweiten Abschnittes steht, wo Alexanders und seiner Verbildlichung zu gedenken ist. Aber wenn mit Alexander ein neuer Abschnitt in der Bildniskunst beginnen soll, so sind es die anders gearteten Aufgaben, die mit dem Aufkommen der Monarchie sich herandrängen, sind es die anderen Hilfsmittel der Forschung, die sich darbieten, durch die der Einschnitt gerechtfertigt wird, nicht eine wesentlich andere Art der künstlerischen Gestaltung. Das beweisen die Widersprüche, in die sich Hekler hier verstrickt, indem er der 'geradezu antiindividuellen athenischen Demokratie' die neue Zeit gegenüberstellt, in der 'das Individuum auch für weitere Kreise zu vermehrter Bedeutung gelangt', während doch das Demosthenes-

[1]) Vgl. hierzu das Lippoldsche Buch (oben S. 561, 3).


Hosted by Google

bildnis an individueller Charakteristik nichts zu wünschen übrig läßt, und bei den Alexanderbildnissen gerade umgekehrt 'Neigung zum Typischen' mit Recht gefunden wird.

Gewiß mit Recht will Hekler die Grenzen der Alexander-Ikonographie weit gezogen sehen (S. XVIII) und räumt neben dem pergamenischen Kopf in Konstantinopel (Taf. 59) und dem Dresselschen Kopf in Dresden (Taf. 60) auch der Statue in München (Taf. 61), dem Kapitolinischen Kopf (Taf. 62a), dem Erbacher Kopf und seiner athenischen Replik (Taf. 63), endlich der Statue aus Magnesia am Sipylos (Taf. 64) bereitwillig einen Platz ein. Bei den beiden erstgenannten Bildnissen findet er die meiste formale Verwandtschaft mit dem Lysippischen Apoxyomenos und läßt hinter sie die Herme des Louvre (Taf. 62b) meines Erachtens allzusehr zurücktreten — gewiß nicht als künstlerische Leistung, wohl aber als ikonographisches Beweisstück, indem er dem pergamenischen Kopf die 'ikonographische Bestätigung' durch das Goldmedaillon von Abukir geben läßt.

Mit dem Hinweis auf das mir besonders am Herzen liegende, endgültig und allseitig gewiß niemals lösbare und in den letzten Jahren vielleicht allzuoft erörterte, dennoch von Delbrück, wie mir scheint, nicht mit Recht ganz ausgeschlossene Problem des Alexanderbildnisses schließe ich meine Betrachtungen. Denn dieser Aufsatz, der eigentlich nur eine Anzeige sein sollte, würde ungebührlichen Raum in Anspruch nehmen, wenn er der Geschichte der Bildniskunst, die Hekler uns erzählt, bis zum Schluß berichtend folgen wollte. Das Gesagte wird auch genügen, um zu zeigen, daß hier etwas geboten wird, als Skizze bei Delbrück, erheblich ausführlicher bei Hekler, was weder in Bruckmanns Tafelwerk noch in Bernoullis bändereicher Ikonographie, noch sonst irgendwo zurzeit zu finden ist.

Was ist das Leben?

von

Georg Wilhelm Schiele

Ein Gespräch

II

N.: Sie sagen also: Das Lebendige ist nicht Materie, sondern Form; die Form wird gebaut und erhalten vom Gebrauch, d. i. vom Geist, aber nicht von jedem Gebrauch, sondern vom zweckmäßigen, sinngemäßen, geistgemäßen Gebrauch. Aber das scheint mir noch ein Zweck ohne Inhalt zu sein. Welches ist die rechte Form, welches der rechte Gebrauch der Form und welches der rechte Geist im Gebrauch der Form?

Hosted by Google

A.: Es liegt ein wunderbares Licht über diesen Dingen, das auch dem einfachen Menschengeist sichtbar ist, das ist das Licht der Schönheit. An dieses wollen wir uns zunächst halten. Gesund ist, was schön ist, und schön, was gesund ist.

N.: Man kann also aus der Schönheit allemal die Gesundheit und Richtigkeit der Form ablesen.

A.: Darum sprechen die Griechen von der Kalokagathie als einer Einheit, weil die Schönheit der Form allemal auch die Tüchtigkeit der Form offenbart, weil selbst auf sittlichem Gebiete schön ist, was recht ist, und recht ist, was schön ist.

N.: Hier nun möchte ich Sie daran erinnern, daß Sie mir noch eine Erklärung schuldig sind darüber, daß Sie auch die plastische Kunst, die Kunst Klingers und Michelangelos, für dualistischer Natur halten. Ich meine, was diese Kunst uns zu geben hat, ist die Schönheit des menschlichen Leibes und nichts als die Schönheit.

A.: Nun wohl. Man hat von Michelangelos Kunst gesagt sie sei eine life communicating art, eine Leben übertragende, Kraft übertragende, Willenskraft übetragende Kunst. In allen diesen Gestalten tobt und wogt in gewaltigen Affekten ein fast übermenschliches Wollen. Seht her, ihr Menschen, rufen diese Gestalten uns zu; so könnt ihr sein und so werdet ihr sein, wenn ihr wollen könnt wie wir wollen. Füllet ihr eurn Leib mit Faulheit und Gemeinheit, so werdet ihr die edle Form zerstören. Füllet ihr euren Leib mit Edelmut und hohem Sinn, so werdet ihr eure Form verwandeln und edeln. An uns seht ihr die ewig gesuchte, nie ganz erreichte Übereinstimmung von Idee der Menschheit und Form der Menschheit.

N.: Also durch die Schönheit menschlichen Leibes leuchtet uns entgegen das Ewige im Menschen.

A.: Das Ewige im Menschsein ist es auch, was die größten Künstler immer mit ihrer Kunst gesucht haben und suchen werden.

Doch nicht die Form allein ist schön, sondern zur vollen Schönheit gehört auch der schöne Gebrauch. Ein edles Pferd, wie es vor uns steht, ist schön. Noch schöner aber ist es in der Bewegung und am allerschönsten, wenn es den Reiter auf dem Rücken trägt, wenn es den Kopf hebt, die Nüstern bläht, mit dem Schweif schlägt und am ganzen Körper vor Mut und Aufregung bebt, weil es im Begriffe ist, ein Hindernis zu nehmen. So auch der junge Mensch ist schön, wie er vor uns steht, schöner aber in der Bewegung, im Sprung und im Spiel. Zu menschlicher Schönheit gehört aber noch, daß sie nicht Selbstzweck ist, daß sie ihrer selbst nicht bewußt ist; Schönheit, die sich zur Schau stellt, ist Eitelkeit und wirkt hohl und häßlich, abschreckend wie eine Maske an Stelle eines lebendigen Antlitzes.

N.: Also zur schönen Form gehört der schöne Inhalt: das ist der rechte Gebrauch der Schönheit, und das ist nicht nur


Hosted by Google

ein schöner Gebrauch, sondern auch ein guter Gebrauch *(kalos kai agathos)*, eine edle Idee des Gebrauchs.

A.: Ganz schön ist der junge Mensch erst, wenn er für eine große Idee in den Kampf, in die Schlacht geht und seine junge Schönheit darangibt. Theodor Körner und Friesen waren schön.

N.: Also ist der gesundeste, schönste, zweckmäßigste Gebrauch des Leibes, des Lebens der, der zugleich der idealste, der geistigste ist, und wenn es das Sterben selber wäre. Das Leben ist nicht dazu da, erhalten zu werden, sondern schön und recht verbraucht zu werden.

A.: Die jungen Krieger, welche sich drängten, nach Südwest in den Krieg zu gehen, wußten demnach besser, was Leben ist, als diejenigen, die beim Tennisspiel blieben.

N.: Ich kann Ihnen dazu ein Widerspiel aus dem Altertum geben.

Der letzte Held Griechenlands war Philopoemen, der sein Vaterland gegen die Fremdherrschaft Roms verteidigte. In seiner Jugend lebte er für den Sport, die Gymnastik, wie man damals sagte. Das war der übliche Inhalt des Jünglingslebens in jener schlaff gewordenen Griechenkultur. Nun aber lebte in ihm noch der wahre kriegerische Geist, und mit dem Ahnungsvermögen der Jugend fühlte er mitten im Frieden seine Bestimmung voraus, ein Kriegsmann zu werden. Er fragte also seine Erzieher: ob der Sport auch die beste Erziehung für den Krieg sei. Für den Krieg? Nein, sagten sie. Denn Krieg und Sport sind, wenn auch ähnlich, so doch nicht gleich. Im Kriege heißt es Strapazen aushalten, hungern, dursten, frieren und ausdauern. In der Gymnastik dagegen wird der Körper in die beste Form gebracht, um die einmalige Höchstleistung zu leisten. Beim Sport ist der Leib Selbstzweck, beim Krieg nur Mittel zum Zweck. Also ist die Tüchtigkeit im Kriege eine andere als die im Sport. Von nun an ließ er den Sport und übte sich für den Krieg. So wurde er der letzte Held Griechenlands.

A.: Ihr Beispiel lehrt, daß auch die griechische Kalokagathie nicht eine der Form nur des Leibes, sondern eine des Gebrauchs und des Geistes war.

Nun aber lassen Sie uns, ehe wir weiter bergan gehen, noch einen kurzen Blick auf das Gegenteil des Schönen, Gesunden und Rechten werfen, nämlich auf das Kranke, Häßliche und Unrechte; ob es auch etwas zu sagen hat. Was ist das Kranke?

N.: Das Gesunde oder, wie der Mediziner sagt, das Physiologische, ist das Gelingen der Form, das Kranke oder Pathologische ist das Mißlingen der Form. Rein kausal, materiell angesehen, gibt es keinen Unterschied zwischen Gelingen und Mißlingen. Das Physiologische ist der Spezialfall des Pathologischen und das Gesundsein nur der Ausnahmefall des Krankseins. Das Leben ist nur der Anfang des Sterbens, das Lebendige nur ein Zufall in der unbelebten anorganischen Natur.

Hosted by Google

A.: Dagegen teleologisch angesehen ist das Pathologische der Ausnahmefall des Physiologischen, das Kranksein nur ein Mißlingen des Gesundseins. Wenn die monistischen materialistischen Gelehrten der Psychiatrie als Sachverständige vor Gericht treten, so kommen sie in Verlegenheit, wenn sie gefragt werden, ob dieser Mensch Willensfreiheit bei seiner Tat gehabt habe. Denn eigentlich müßten sie nach ihrer philosophischen Lehre antworten: Nein, es gibt keine Willensfreiheit. Da helfen sie sich nun auf folgende Weise. Sie bestimmen die Willensfreiheit negativ, als einen Zustand, wo der Täter sich nicht in einem Zustand von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistestätigkeit befand, durch welchen die freie Willensbestimmung ausgeschlossen war.

N.: Sie definieren also das Physiologische durch das Pathologische als seine Ausnahme.

A.: Und haben dafür noch eine kürzere Formel: ein freier Wille ist ein gesunder Wille und ein durch krankmachende Umstände gehemmter Wille ist ein unfreier Wille.

N.: So reden sie freilich nicht mehr rein kausal, rein wissenschaftlich in ihrem Sinn, sondern teleologisch.

A.: Hier wird Krankheit bestimmt aus dem Mißlingen des Willens. Der Mensch ist gesund, wenn er so ist, wie er will. Er gilt als krank, wenn er so will, wie er ist. In einem gotischen Dom scheint das Schwere, Materielle, der Stein, diese seine materielle Natur abgelegt zu haben und zum reinen Spielzeug und Werkzeug des Geistes, der Idee geworden zu sein. So auch im Lebendigen, wenn es gesund und schön ist, gibt sich alles Materielle als stummen, gefälligen Diener des Gebrauchs, der Funktion, der Idee. In dem Augenblick, wo es sich der Idee versagt und nur seinen eigenen Gesetzen zu gehorchen beginnt, beginnt das Pathologische, das Kranksein, die Häßlichkeit, die Gemeinheit, der Untergang des Lebendigen.

N.: So die bösartigen Geschwülste, weil ihre Zellen über die vom Zweck bestimmte Form hinauswuchern, vernichten das Leben. In der Physiologie, dem Ablauf des Lebens, ist also die Materie so wenig der Befehlshaber des Gebrauchs, daß im Gegenteil die Gesundheit nur so lange vollkommen ist, als die Materie zum reinen selbstlosen Instrument geworden ist ohne jeden Eigenklang; sowie sie aber ihre Gesetze der Funktion, dem Gebrauch aufdrängt, beginnt die Unvollkommenheit, das Schnarren des Instruments, das Kranksein, der Verfall.

A.: Wir würden nun freilich die Wirklichkeit schlecht beschrieben haben, wenn wir gesagt hätten: Die Form wird gebaut vom Geist; in der Meinung, als ob dies immer gelingen müsse; der Mensch braucht nur schön sein zu wollen, so ist er schön. Der Mensch braucht nur gut sein zu wollen, so ist er gut. Ach nein, darum eben nennen wir uns Dualisten und nicht Idealisten,

Hosted by Google

weil wir anerkennen, daß die tote Masse ihre eigenen Gesetze hat und sich dem formenden Geist versagen kann. Die Widerstände sind zu schwer, als daß sie immer überwunden werden könnten. Krankheit, Häßlichkeit, Lasterhaftigkeit, Sündhaftigkeit sind das Mißlingen der Form. Nur die Form, die gelingt, ist das reine Gebild des Geistes. Aber ganz reine Formen gibt es nicht. Kant schon hat es uns gesagt, daß in dieser Welt der Wirklichkeit nichts vollkommen schön und vollkommen gut ist, als allein ein guter Wille. Mißlungene Formen sind die Regel. Jedes Menschenleben ist nur ein recht unvollkommenes Kunstwerk und mißlingt zum Ende gänzlich, indem es stirbt. Die Vollkommenheit liegt immer nur im Versuch, in der Idee, und doch gibt sie dem Leben seinen Inhalt. Das Leben ist eben, wie Nietzsche sagt, ein Versuch, ein Essay, ein Experiment des Geistes.

N.: Also Gesundheit und Schönheit sind nicht Selbstzweck des Lebens, sondern nur Zugabe des rechten Zielens. Nun aber komme ich wider auf meine erste Frage zurück. Das Ziel Telos muß einen Inhalt haben, sonst wäre Telos kein Ziel, sondern widerum nur ein Zufallsprodukt, ein Effekt, ein Resultat. Welches also ist der rechte Inhalt für Telos?

A.: Für den Inhalt des Telos hat die Philosophie der Alten schon das rechte Wort gefunden: es heißt Logos. Logos ist der Geist, ist das selbe, was Kant die praktische Vernunft nennt, und was aus dem Kantischen ins Deutsche übersetzt die Vernunft des Handelns heißt. Dieser Logos ist immer mehr als die sinnliche Erfahrung.

N.: Ist erweiterte Erkenntnis!

A.: Ja, und ist doch zugleich und eben darum das genaue Gegenteil des sinnlichen Erkennens, ist Glaube im Sinne der Schrift, Wille zum Unerfaßbaren, zum Urbild, zur Idee.

N.: Luther übersetzt Logos mit dem Wort: Im Anfang war das Wort.

A.: Aber ich meine, das ist keine glückliche Übersetzung. Das deutsche Wort 'Wort' bedeutet zu sehr Form ohne Inhalt.

N.: Besser wäre gewesen: Der Ursprung ist der Geist. Oder sollen wir uns an Faust halten? Der sagt: ich kann das Wort so hoch nicht schätzen; ich hab's: im Anfang war die Tat.

A.: Aber nun widerum die Tat nicht als triebmäßiges Geschehen, sondern die Vernunft der Tat, die praktische Vernunft, die Vernunft des Handelns, der Glaube in der Tat, also der Geist, der da handelt.

N.: Mich packt noch einmal der Zweifel. Wir reden hier immer von einer Idee, wonach der Mensch handelt. Hat denn der Mensch überhaupt ein freies Handeln? Ist er denn in solchem Maße ein Herr seines Handelns, daß er imstande wäre, einen Glauben, eine Idee zu verwirklichen; die Materie der Zeit und des Raumes zu kneten, zu hämmern, zu meißeln, bis sie die Form seines Gedankens annimmt?

Hosted by Google

A.: Damit kommen wir erst in den tiefsten Kern und in das Allerheiligste der dualistischen Philosophie hinein, in den ewigen Widerspruch von Notwendigkeit und Freiheit. Denn wenn der Mensch keinen freien Willen hat, so gibt es auch keinen vernünftigen Dualismus. Es hat von jeher monistische Philosophen gegeben, welche diesen Dualismus geleugnet haben. Sie haben gelehrt, daß das menschliche Handeln im voraus bestimmt sei und der Mensch eben keine Freiheit der Wahl habe. Es hat auch widerum zweierlei Determinismus gegeben: einen idealistischen Determinismus und einen materialistischen. Der erstere behauptet, daß die Notwendigkeit, die den menschlichen Willen beherrscht, etwas Geistiges ist: der Wille Gottes (Prädestination). Der letztere behauptet, daß die waltende Notwendigkeit im Kausalzusammenhang des Ablaufs der materiellen Vorgänge und deren lückenlosen Gesetzen liege. Mit dem ersteren brauchen wir nicht zu streiten, denn ihn gibt es beinahe nicht mehr; aber die materialistischen Deterministen sind die Tyrannen der öffentlichen Meinung. Und doch strafen sie ihr eignes Lehren tagtäglich Lügen.

N.: Wieso?

A.: Durch ihr eigenes alltägliches Handeln. Nehmen wir als Beispiel einen monistischen Professor, der selbstbefriedigt in seiner Studierstube sitzt. Er hat eben ein großes Werk vollendet über den Monismus, den materialistischen natürlich. Er trägt darin den physiologischen und ökonomischen und den historischen Materialismus vor, welche alle gemeinsam haben, daß sie den Geist, den Logos leugnen. Alles Normale, Gesunde ist nach ihm nur ein Spezialfall des Pathologischen, das Sittliche nur der Ausnahmefall des Unsittlichen, die Moralität ein Spezialfall der allgemeinen Moral insanity, d. i. der notwendigen Abhängigkeit von Zeugung, Geburt und materiellen Bedingungen der Existenz. Genie ist eine Abart des Wahnsinns. Warum nicht? Alles Geistige, weil es nur ein Schein ist am Befinden der Ganglienzellen, ist ja nur ein Wahn. Jeder Mensch ist ein geborener Verbrecher, der bloß dann nicht zum Verbrecher wird, wenn er keine Gelegenheit dazu erlebt. Alles Lebendige insgesamt aber ist determiniert von einer blinden Notwendigkeit.

Und indem er selbstgefällig seinen Namen über diese Arbeit setzt, kommt sein Sohn aus der Schule und ist zum zweiten Male durch das Einjährige gefallen, so daß seine Karriere gefährdet ist, und zwar nicht aus Dummheit, sondern aus Faulheit, und noch mehr aus Liederlichkeit. Sagt der Vater nun: Mein Sohn, du konntest nicht anders handeln, dein Handeln ist durch die Physis deiner Ganglienzellen und das Milieu deiner Existenz determiniert. Daß du bei Tage gebummelt und gelumpt und bei Nacht schmutzige Romane gelesen hast, statt zu arbeiten, das mußte so sein, und darum ist es recht so .....? Nein, er sagt: W e n n d u w o l l t e s t, d u k o n n t e s t a n d e r s. Nun trage die

Hosted by Google

Folgen deiner Handlungen in dem Bewußtsein, daß sie deine eigenen Taten sind, von dir so gewollt.

Der Mensch kann gar nicht anders handeln, als in der Überzeugung von der Freiheit des Willens. Und wenn er es zehnmal verleugnete: das Gewisseste, was er hat, sein Gewissen, sagt ihm doch immer wieder ganz klar: Wenn auch alles dir hinderlich war, alle äußeren Umstände, wenn es auch nie so gelingen konnte, wie du es wolltest: dein Wollen war frei, aber du hast nicht gewollt. Es gibt nichts, worüber der Mensch so unmittelbar sichere Erkenntnis hätte, als die (gute oder schlechte) Richtung seines Wollens. Und der Mensch will immer: er ist ja nicht ein erkennendes Wesen, sondern ein handelndes Wesen, nicht ein bescheidenes Uhrwerk wissenschaftlicher Erkenntnis, sondern ein herrschender, schaffender, wertender Wille.

Niemand ist tiefer in die Erkenntnis dieser zentralen Wahrheit, die das Wesen des menschlichen Lebens überhaupt ausmacht, hineingestiegen, als Kant in der Kritik der praktischen Vernunft (Vernunft des Handelns) seinem eigentlichen Hauptwerk. Er sagt uns auch, wieso und warum der Mensch diese unerschütterliche Überzeugung von der Freiheit seines Wollens hat, wie er immer wider dazu kommt. Nun kommen wir auch endlich zur Antwort auf Ihre Frage. Wie lautet sie doch?

N.: Welches ist der Inhalt des Telos? Sie antworteten vorhin: Dieser Inhalt heißt Logos. Aber das ist ja nur ein Name. Welches ist dann widerum der Inhalt des Logos. Ist es irgendein Geist?

A.: Nicht irgendein Geist, sondern der Geist, der objektive Geist. Er gibt einen objektiven Inhalt des Logos, einen außermenschlichen, übermenschlichen, objektiven Geist, der sich dem menschlichen Geiste aufdrängt in der Form des Sittengesetzes. Dieses Sittengesetz ist ein ewiges, unabänderliches Ideal dessen, was geschehen soll. An diesem 'du sollst', dieser Erkenntnis, die sich dem menschlichen Geiste überwältigend aufdrängt, dessen was sein soll, wird sich der Mensch klar: ich kann, und wenn ich nicht hiernach handele, so ist es, weil ich nicht will. Ich kann danach handeln, wenn auch mein Handeln vielleicht nicht gelingt, wenn ich auch darüber zugrunde gehe; ich kann also und habe einen freien Willen. Kant hat das in die kurze Formel gebracht: Du kannst, denn du sollst.

N.: Der kategorische Imperativ.

A.: Ins Deutsche übersetzt Gottes unumstößliches Gebot. Die Sache ist wichtig genug, um sie mit Kants eigenen Worten darzustellen.

'Angenommen, es wird einem Menschen gesagt: Du sollst bei Todesstrafe deiner sündhaften Neigung nicht folgen, so gehorcht er. Angenommen, es wird ihm gesagt: Du sollst bei Todesstrafe gegen deinen Freund falsch Zeugnis reden, so gehorcht er nicht. Vielleicht getraut er sich nicht mit Sicherheit

Hosted by Google

zu sagen, ob er es tun werde oder nicht, aber daß er so handeln kann, muß er zugeben: er urteilt also, daß er etwas kann, weil er sich bewußt ist, daß er es soll, und erkennt in sich die Freiheit, die ihm sonst ohne das moralische Gesetz (Gewissen) unbekannt geblieben wäre.'

So entsteht die Überzeugung des Menschen von der Freiheit seines Wollens. Der Mensch weiß auch, daß das Sittengesetz, die Erkenntnis von dem, was gut und böse ist, sich ihm nur als Erkenntnis aufdrängt, daß er sein Wollen dieser Erkenntnis versagen kann. Der Mensch ist also nach zwei Seiten frei, erstens frei gegenüber der materiellen Welt, denn er kann ihr gegenüber seinen Willen zur geistigen Welt, zum Ideal behaupten, ob er nun Erfolg habe oder nicht, und zweitens nach der geistigen Welt, der sittlichen Welt hin frei; denn er kann sich dem Ideal versagen und sich zum Instrument der materiellen Welt, des Instinkts, der Sinnlichkeit machen. Darum sagt Kant: 'Im Wert über die Tierwelt erhebt den Menschen nicht das, daß er Vernunft hat, sofern er sie nur dazu braucht, wozu das Tier den Instinkt hat, sondern er hat die Vernunft außerdem noch zu einem höheren Berufe, nämlich auch das, was an sich gut und böse ist, zu überlegen. Freiheit des Handelns aus sittlicher Vernunft macht den Menschen erst zum Menschen, aber im Gebrauch der Vernunft zur Glückseligkeit (zur Selbsterhaltung) ist der Mensch nur Tier.'

Der Mensch hat also dreierlei Verhältnis zur Wirklichkeit: erstens er erkennt, was ist, zweitens er erschließt, was sein kann, und drittens er ist sich bewußt dessen, was sein soll. Er ist also ein erkennendes Wesen und ein handelndes Wesen und ein wertendes Wesen. Seine Vernunft sagt zu ihm: Das weist du; das kannst du; das sollst du. Die ersten beiden in eins zusammengezogen ist sein Wissen, das letztere ist sein Gewissen. Erst beides zusammen macht die ganze menschliche Vernunft. Nun aber ist das Gewissen das Gewisseste und hat eigentlich ganz allein Gewißheit, während im Wissen der Zweifel wohnt, denn das Wissen ist immer unvollständig und trügerisch. Dagegen das Gewissen nie.

N.: Also das Wissen verbindet den Menschen mit der realen Welt, der Erdenwelt.

A.: Das Gewissen aber verbindet ihn mit der idealen Welt, der Welt des Geistes, der Gotteswelt.

N.: Also kommen wir wider auf den selben Ausdruck wie oben: der Mensch ist ein Berührungsphänomen zweier Welten, einer geistigen und einer materiellen, sein Selbstbewußtsein ist das Aufleuchten der geistigen über die materielle Welt.

A.: Der freie Wille in seinem Handeln ist das Kampfgetöse des ewigen Streites beider Welten. Sein Leiden, Stöhnen und Seufzen, Klagen ist das Pathos, die Passion des Gottessohnes, die Leidenschaft in diesem Streit.


Hosted by Google

Nun reden wir zum Schluß einmal die Sprache der Bibel. Ihre Gleichnisse kommen der wahren Wirklichkeit des menschlichen Lebens am nächsten; sie lehren die richtige Physiologie und Biologie.

Es gibt ein Reich Gottes und darin einen herrschenden Gottesgeist, den wir nur ahnen durch die Gesetzestafeln, die er uns gegeben hat; es gibt ein Reich der Welt, zu dem wir Menschen physisch gehören. Aber wir sind mehr als Kinder dieser Welt, wir gehören hinaus aus dieser Welt, sollen erlöst werden von dieser Welt. Nicht, daß uns die Tat gelänge, nur das Wollen kann uns gelingen. Und die Kraft, die uns das Gelingen macht, ist der Glaube an jenes Reich Gottes (an den Geist Gottes, an das Ideal, an den Heiligen Geist) und an das Vorbild der Menschheit, wie sie in ihrer Verklärung sein soll, an den Menschensohn als den eingeborenen Sohn Gottes. Menschenkinder sind wir und Gottessöhne, Kinder Gottes sollen wir sein, was uns doch nie ganz gelingen kann. Darum hat uns Gott seinen Sohn offenbart, daß er uns ein Vorbild sei. Ob Christus als physischer Mensch gelebt hat, das wird niemals vollkommen gewiß sein, denn in der historischen Wissenschaft der Menschen gibt es keine vollkommene Gewißheit; ob er auferstanden und gen Himmel gefahren ist, kann niemals wissenschaftlich belegt werden; selbst wenn es eine wissenschaftliche Deputation aus eigenem Ansehen bezeugte, so wäre nichts bewiesen. Denn ein übersinnlicher Vorgang kann nicht sinnlich wahrgenommen werden. Könnte er das, so wäre er ja kein rein geistiges Geschehen mehr. Aber daß Christus Gottes Sohn ist, gleicherweise wie wir Gottes Kinder sein sollen, unser Retter, Helfer und Bruder, eine Offenbarung göttlichen Geistes in dieser Welt, davon kann sich jeder mit dem Auge des Geistes, dem klarsten, selbstgewissesten Organ, das er hat, überzeugen . . ., mit seinem Gewissen. Denn Christus ist so, wie wir sein sollen. Wir können wenigstens versuchen, so zu sein, und tun wir das, so ist das Göttliche gegenwärtig, verwirklicht in dieser unserer materiellen Welt der Zeit und des Raumes. Der Logos, der Geist, wird Fleisch und wohnet unter uns. Alles Vergängliche, Materielle ist nur ein Gleichnis von dem, was sein soll, aber die Gleichnisse, Symbole, Dogmen der Bibel lehren uns noch am besten die wahre Wirklichkeit des menschlichen Lebens erkennen, sie geben eine dualistische Physiologie, die am besten beschreibt das ewige und alltägliche Wunder, welches menschliches Leben heißt, welches Wunder in dem Selbstbewußtsein eines frei handelnden Willens besteht. Doch ist dieser Wille nur in der Form frei, im Inhalt bestimmt durch sein Gewissen, das ihm eine übermaterielle, übermenschliche Gewißheit kündigt. Solches Wunder ist nur anschaubar und nicht erklärbar.

Hosted by Google

ANZEIGEN

Die bildenden Künste. Eine Einführung in das Verständnis ihrer Werke. 3. Auflage der Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte, von Alwin Schultz, neubearbeitet von Rudolf Bernouilli. Freytag und Tempsky, Leipzig und Wien. 1912. 8. 249 S. geb. 6 ℳ.

Für die Kunst und ihre Werke Interesse und Verständnis zu entwickeln, ist das Ziel dieses Buches. Ein zweifacher Weg kann zu einem solchen Ziele führen: entweder man stellt sich auf den Standpunkt des Beschauers und geht von dem fertigen Werke aus, ein Verfahren, das leicht ins Ästhetisieren sich zu verlieren droht, oder man stellt sich auf die Seite des Künstlers und geht von dem entstehenden Werke aus, was leicht zu einer einseitig kunstgeschichtlichen Auffassung führen kann. In unserem Buche hat der Verfasser versucht, auf einem Mittelwege beides zu vereinen, aber man kann doch sagen, daß das letztere vorwiegt. Die speziellen Kapitel über die Technik der einzelnen Künste, ihre Mittel, die Künste selbst, endlich die Entwicklungsgeschichte der verschiedenen Künste sind recht lehrreich, z. B. ist das Verständnis für die Abhängigkeit eines Kunstzweiges vom Material und der verschiedenen Richtungen in ihm von den verschiedenen Materialien wichtig. Es scheint mir aber doch, daß das vorliegende Buch in der Betonung des rein Technischen etwas weit geht. Was über die Technik der Marmorplastik und des Metallgusses gesagt wird, ist ja gewiß recht interessant, weit wichtiger wäre aber doch wohl eine Gegenüberstellung der ästhetischen Wirkung beider Materialien. Man vergleiche nur die Einleitung in dem Heft 'Griechische Bildwerke' (Sammlung Langewiesche), um zu sehen, wie feine Anregungen sich nach dieser Richtung hin geben lassen. Es sind ja nun auch manche hübsche Bemerkungen jener Art durch das Buch verstreut, aber z. T. gehen sie nicht weit genug, z. T. bleibt die ästhetische Betrachtung zu sehr an der Oberfläche. Die für das Verständnis der malerischen Stile so wesentliche Scheidung in Farben-, Licht- und Konturmalerei findet der Kundige auch in diesem Buche angedeutet, für den Neuling (und für den soll das Buch doch sein) ist das alles viel zu wenig betont. Nicht einmal auf Rembrandt wird unter diesem Gesichtspunkte gehörig hingewiesen. Noch mehr versagt das Werk vielfach, wenn es sich um die Zeichnung des geistigen und Kulturgehaltes einer Epoche handelt, der in der Kunst der Zeit seinen Ausdruck findet. So wird z. B. nach einigen, übrigens treffenden, allgemeinen Bemerkungen über die Entwicklung der Baukunst das Monumentale der alten orientalischen Architektur zwar hervor-

Hosted by Google

gehoben, aber zu der Ergründung des tieferen Sinnes, der jenem Drange nach Monumentalität zugrunde liegt, dringt der Verfasser nicht vor. Und doch ist gerade diese quantitative Maßlosigkeit jener Kunstgebilde ein Beweis für den starken Drang, über das Naturwirkliche hinauszugehen, und das in einer Zeit, als die geistige Gebundenheit noch keinen anderen Weg dazu wies als den einer unnatürlichen Steigerung der Maße. Hier wie auch anderswo werden Fragen des letzten Wesens aller Kunst berührt, aber man hat das Gefühl, daß der Verfasser einem vertiefenden Eindringen ausweicht. So besonders auch auf S. 10 (oben), wo von dem Gegensatze zwischen Kunstwerk und Wirklichkeit und von der künstlerischen Auffassung leider nur andeutungsweise die Rede ist. Äußerungen wie die folgenden (auf S. 165) sollten eigentlich nicht vorkommen. Es heißt da: 'Es gibt etwas, was den Künstler über die Kunst hinauswachsen läßt. Das ist das Wunderbare, was besonders bei der Malerei zum Ausdruck kommt: Es gibt Bilder die eine Seele haben; die nicht durch ihren Kunstwert, ihre technische Ausführung, sondern durch ihre Innerlichkeit uns mächtig ergreifen; die uns einen Eindruck machen, der nicht auf ästhetischer, sondern auf psychologischer Grundlage beruht. So greift die Malerei über das Gebiet der Kunst hinaus, sie wird ein Stück Menschheitsreligion.' Ich weiß nicht, ob der Leser sich etwas recht Klares hierbei denken kann. Was heißt in diesem Zusammenhange eigentlich 'Kunst'? Und die Gegenüberstellung des ästhetischen und des psychologischen Eindrucks muß bestimmt irreführend wirken. Der Verfasser scheint an den Gegensatz mehr sensorisch und mehr imaginativ wirkender Gemälde zu denken (vgl. dazu den trefflichen Aufsatz von R. Müller-Freienfels, Individuelle Verschiedenheiten in der Kunst, im 50. Bde. der Zeitschr. für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane), aber will er wirklich der Richtung eines Böcklin der eines Liebermann oder Manet gegenüber (um Extreme zu nennen) unbedingt den Vorzug geben? Auf etwas anderes aber kann, genau betrachtet, die Stellungnahme des Verfassers wohl nicht hinauslaufen.

Die obigen Einwendungen verlieren freilich an Bedeutung, wenn man bedenkt, daß der Durchschnittsleser Anregungen jener Art nicht zu sehr vermißt, ja, nicht einmal immer hohen Wert auf sie legt, wenn er sie vorfindet. Im allgemeinen wird dieser an dem Buche einen interessanten und zuverlässigen Führer finden. Ein solcher kann es insbesondere auch unseren reiferen Schülern sein. Sehr zu billigen ist das Streben des Verfassers, alles Dogmatische und Apodiktische zu meiden, auf die Relativität aller Kunstwerte hinzuführen. Den Geschmack der Zeiten verstehen zu lehren, hat er sich nicht ohne Erfolg zur Aufgabe gesetzt. Auch als Nachschlagewerk, namentlich in kunsttechnischen Fragen, ist das Buch recht brauchbar. Die 160 Bilder, die es enthält, scheinen mir glücklich gewählt. So darf man auch der III. Auflage weite Verbreitung wünschen.

Paderborn. J. Bathe.


Hosted by Google

1) Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht. Leipzig 1913.
Adalbert Stifter: Der Hochwald. Gebunden 1,10 M = 1 K 30 h. Herausgegeben von Dr. Rudolf Latzke. — Stifter: Der Hagestolz. Gebunden 1,30 M = 1 K 50 h. Herausgegeben von dem selben — Johann Gottfried Herder: Briefe. Gebunden 1,30 M = 1 K 50 h. Herausgegeben von dem selben. — Herder: Aus dem Journal meiner Reise im Jahre 1769. Gebunden 75 ₰ = 90 h Herausgegeben von dem selben. — Ernst Zahn, Verena Stadler. Gebunden 1 M = 1 K 20 h. Herausgegeben von Dr. Ernst Jenny.

In dem ersten Teile der der Erzählung 'Der Hochwald' vorangestellten Einleitung lernen wir die äußeren Umstände in der Lebensgeschichte Adalbert Stifters, des Böhmerwalddichters, kennen, tun hier und da einen Blick in seine Dichterwerkstatt und werden mi iseinen Hauptwerken bekannt gemacht. Es folgt die Angabe des Inhalts, die meines Erachtens in derartigen Ausgaben nicht berechtigt ist. Mit dem Inhalte des Schriftstücks sich bekannt zu machen ist eben Sache des Lesers, und nur da, wo zum besseren Verständnisse einige Angaben, sei es aus der Vorfabel sei es zu dem Stücke selbst, sich als wünschenswert erweisen, mögen sie angefügt werden. Weiter wird über die Entstehung der Erzählung, soweit vorhandene Dokumente eine solche zu geben ermöglichen, und über die zwei Urmotive, aus denen sie entstanden ist, das pseudo-historische und das heimatlich-dichterische, die beide im Erlebten wurzeln, berichtet. Gerade dieser Teil der trefflichen Einleitung darf wegen des gründlichen Nachweises, welche literarische Einflüsse auf die Handlung unserer Erzählung gewirkt haben, als durchaus gelungen bezeichnet werden; interessant ist auch der Nachweis, wie hier in Stifter der Übergang vom Romantiker zum Realisten sich zu vollziehen beginnt, dann wie Grillparzer, Rousseau, Cooper ihm nicht nur im allgemeinen, sondern besonders letzterer, zur Darstellung bestimmter Situationen, Örtlichkeiten und Motive Anregung gegeben haben. Der folgende Abschnitt, der Komposition, Stil und Sprache behandelt, hebt das Charakteristische, den ruhigen Fortschritt der Handlung, die Beziehungen dieser zu dem Vorschreiten der Jahreszeiten, sodann in der Darstellung den noch immer in süßlicher Sentimentalität zum Ausdruck kommenden Einfluß der Romantik, endlich die Kunst des Dichters in Schilderungen und Bildern hervor. Von sprachlichen Besonderheiten werden einzelne angemerkt; doch genügt dies für den norddeutschen Leser bzw. Schüler nicht, dem Wendungen fremd sind wie S. 36 es ahnt einen Unglückliches an S. 109 weil sie ihr erbarmte S. 117 um ihn nur gewöhnen zu können, den — Anblick, und Ausdrücke wie S. 49 gereutet; hier hätte eine kurze Erklärung stehen sollen. — Der Schluß der Einleitung spricht von der beifälligen Aufnahme der 'Studien' und der 'Bunten Steine' und deren Nachwirkung auf weitere literarische Erscheinungen.

Der selben Feder entstammt die Ausgabe 'Der Hagestolz', deren Einleitung sich nach den selben Gesichtspunkten — Lebensgeschichte des Verfassers, Inhaltsangabe, Entstehungsgeschichte, Motive, Formales — entwickelt und die ebenfalls den Herausgeber als mit den Anforderungen seiner Aufgabe wohl vertraut erweist. Auch hier ist der

Hosted by Google

bedeutendste Teil der, welcher von der Entstehungsgeschichte und den Motiven handelt; aber auch hier wäre ein Hinweis auf sprachliche Erscheinungen, die dem Norddeutschen fern liegen, erwünscht gewesen, so S. 69 Lasten — das S. 70 als Berglasten bezeichnet wird — 92 Ranft, 99 hatte auf den Wunsch des Oheims vergessen. S. 117 Flirrwelt, 132 Verrückung.

Die unter 'Herders Briefen' getroffene Auswahl enthält manches interessante Stück, das nicht nur einen wertvollen Beitrag zur Charakteristik des Verfassers, sondern auch der Empfänger liefert. Unter diesen finden sich manche der bedeutendsten Männer jener Zeit, Lessing, Hamann, Nicolai, Heyne, Gleim; am zahlreichsten sind Briefe an seine Braut und Frau und an die Kinder. Die Einleitung, gleichlautend mit der in der Ausgabe von Lessings Briefen durch den selben Herausgeber, hebt die große Rolle, welche im achtzehnten Jahrhundert der Brief für die Gedankenmitteilung gespielt hat, hervor und bezeichnet gerade Herders Briefe darum als besonders wertvoll, weil dieser, der eine große Scheu vor gedruckten Selbsterkenntnissen hatte, in ihnen solche unverhüllt ablegt und somit uns in den Stand setzt, eine klare Vorstellung von seiner Persönlichkeit, die wir nur schwer aus seinen Werken gewinnen, zu bekommen. Interessant ist in Brief 7 das Urteil über 'Minna von Barnhelm' und das über englische Literatur, in Brief 26 die Schilderung der Ankunft in Weimar, das Urteil über Wieland, in 30 die Darstellung der Weimarer Verhältnisse. Für S. 43 vorprangen, S. 72 Besemen, S. 89 Krümme, war dem Schüler eine Erklärung zu geben, auf die Unebenheiten und Schwerfälligkeiten des Stils S. 29 Zeile 1—3, S. 72 unten, 73 oben, 85 Mitte, hinzuweisen. Druckfehler sind zu verbessern S. 31, 35, 42, 44, 70, 113.

'Herders Reisejournal' enthält manche ansprechenden Gedanken über die verschiedenartigsten Gebiete menschlichen Seins, über das eigene Leben des Verfassers, über philosophische Probleme, über Reformen für Riga und ganz Livland, politische 'Seeträume', die Kultur Frankreichs; aber bei aller Fülle von Ideen, die den Verfasser bewegten, dem Einblick auch, den das Büchlein in dessen Inneres gewährt, muß doch die Frage erhoben werden, ob es in eine Sammlung von Schulausgaben gehört. Für den Schüler gibt es eben Näherliegendes, das ihm eine schmackhaftere und wertvollere Kost bietet.

Die Novelle 'Verena Stadler' von Ernst Zahn ist wohl geeignet, in eine für den Schulgebrauch bestimmte Sammlung aufgenommen zu werden, da sie den Verfasser in seinem eigensten Elemente, in der Darstellung eines Menschenkindes des Alltags zeigt, das weit davon entfernt, etwas Außerordentliches zu sein oder sein zu wollen, in seinem kleinen Dasein vor eine Aufgabe gestellt wird, die nicht leicht und selbstverständlich ist, das aber die sittlichen Anforderungen dieser Aufgabe in Treue erfüllt. Zum Verständnis der Gattung, unter welche diese Erzählung fällt, gibt in der Einleitung der Herausgeber eine kurze Übersicht über 'Die alpine Dorfgeschichte der Schweiz', deren Entwicklung er unter Nennung der bedeutendsten Namen auf diesem Gebiete und unter Hervorhebung des Charakteristischen der verschiedenen Schrift-

Hosted by Google

steller verfolgt. Die nächsten Abschnitte sind dann Ernst Zahn gewidmet, zunächst seinem 'Leben und Schaffen', dann den 'Gestalten und Motiven' seiner Schöpfungen und seiner 'Sprache und Phantasie'. Eine Würdigung der Novelle selbst 'Verena Stadler' schließt die Einleitung, deren in klarer und knapper Form gehaltene Ausführungen die Wahl gerade dieses Schriftstücks rechtfertigen. Sprachlich wäre es wünschenswert gewesen, einige Wendungen, die wohl dem Sprachgefühle des Herausgebers, eines Deutsch-Österreichers, nicht fremd sind, wohl aber dem des Norddeutschen, anzumerken und zu erklären.

2) Neuere Dichter für die studierende Jugend; herausgegeben von Dr. A. Bernt und Dr. J. Tschinkel. Wien und Leipzig 1913. Manzsche k. und k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung.

Der Oberhof. Aus dem Roman „Münchhausen“ von Karl Immermann. Mit einer Einführung von Prof. Dr. Werner Dentjen. Gebunden 2 K 40 h = 2 ℳ. — Sappho. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Franz Grillparzer. Mit einer Einführung von Direktor Dr. Alois Bernt. Gebunden 80 h = 70 ₰. — Das goldene Vließ. Dramatisches Gedicht in drei Abteilungen von Franz Grillparzer. Mit einer Einführung von Prof. Dr. phil. h. c. Karl Berger. Gebunden 1 K 30 h = 1,10 ℳ. — Des Meeres und der Liebe Wellen. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Franz Grillparzer. Mit einer Einführung von Dr. Albrecht Keller. Gebunden 90 h = 75 ₰. — Der zerbrochene Krug. Ein Lustspiel von Heinrich von Kleist. Mit einer Einführung von Univ.-Doz. Dr. Sp. Wukadinović. Gebunden 90 h = 75 ₰. — Das Käthchen von Heilbronn oder die Feuerprobe. Ein großes historisches Ritterschauspiel von Heinrich von Kleist. Mit einer Einführung von Studienrat Prof. Dr. Gotthold Klee. Gebunden 90 h = 75 ₰. — Maria Magdalena. Ein bürgerliches Trauerspiel in drei Akten von Friedrich Hebbel. Mit einer Einführung von Gymnasialdirektor Dr. Arnold Zehme. Gebunden 90 h = 75 ₰. Deutsche Lyrik seit 1850. Ausgewählt und mit einer Einführung herausgegeben von Dr. Heinrich Spiero. Gebunden 1 K 40 h = 1,20 ℳ.

Die 'Einführung' in Immermanns 'Oberhof' enthält eine knappe, die wesentlichsten Ereignisse in des Verfassers Leben erwähnende Biographie, beleuchtet kritisch sein Schaffen als Lyriker, Dramatiker und Epiker und wendet sich dann einer eingehenden Besprechung des 'Münchhausen', der Vorläufer dieses Romans sowie der Quellen zu dem darin eingeflochtenen 'Oberhof' zu. Eine ästhetische Würdigung beider folgt. Sehr ansprechend ist die Charakteristik der Personen des Romans, von denen allen das Goethesche Wort gilt: 'Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte; ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind'; interessant auch, was über die Schilderung von Land und Leuten darin gesagt wird, sowie der kurze Hinweis auf die Aufnahme, welche der 'Oberhof' gefunden hat, und die Nachwirkung in weiteren literarischen Erzeugnissen. Daß unter der 'studierenden Jugend', für welche die Sammlung bestimmt ist, die Schüler höherer Lehranstalten verstanden werden sollen, nicht Universitätsstudenten — was der norddeutschen Auffassung entsprechen würde —, beweist die Anfügung von Themen zu Aufsatz und freier Rede über Immermanns 'Oberhof'; aber für diese Leser im besonderen wäre die Erklärung einiger Worte wünschenswert gewesen, wie S. 13 Schabhals, 19 absprechen, 23 hindurchworgen,

Hosted by Google

35 seines Ortes, 49 auslaufen, 111 erstoppeln, 156 sich geirrt fühlen, 355 es reflektiert mich nicht.

Grillparzers 'Sappho' erörtert in der 'Einführung' zunächst in knappen Worten den Grund, weshalb das deutsche Wesen, das nur in der Tiefe und Kraft des Stoffes sein Genüge findet, jahrhundertelang bemüht gewesen ist, der Klarheit griechischer Dichtung und bildender Kunst, die bei der Einfachheit des Gehaltes ganz auf die Schönheit der Form angelegt war, sich zu nähern; schildert dann die literarischen Strömungen in dem vormärzlichen Wien und Grillparzers Stellung zu den führenden Geistern der deutschen Literatur sowie die Wandlung, welche in dem Dichter der 'Ahnfrau' während eines Jahres, bis zur Herausgabe der 'Sappho', sich vollzog, und erwähnt kurz die Anregungen, die ihm zur Gestaltung der Fabel und zur Fassung des Problems dieser Tragödie heimische und fremde Literatur bot. Das Problem selbst, die innere Entwicklung der Handlung, endlich die Kunst des Dichters, die ein klassisches Werk geschaffen hat, werden in ebenso gründlicher wie ansprechender Weise dargelegt; auch die zur Vertiefung in die Lektüre angefügten Themen sind trefflich geeignet, dem Zwecke der Sammlung zu dienen.

Es folgt des selben Verfassers tragische Trilogie 'Das goldene Vließ', deren 'Entstehung' der erste Teil der angefügten Erläuterungen behandelt. Gerade in Wien begegnete man auf dem Theater schon seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in vielerlei Gestalten 'der sagenberühmten Kindermörderin Medea', im Trauerspiel, in der Oper, im Melodrama; der Stoff also war Grillparzer daher bekannt, aber erst ein Zufall ließ in ihm den Plan reifen, ihn dramatisch zu bearbeiten, und veranlaßte ihn zu eingehenden Studien der älteren Überlieferungen der Argonauten, und Medeasage. Die Zeit der Abfassung der Trilogie und deren erster Aufführung, die Sage selbst, deren Umgestaltung durch Grillparzer werden in zweckentsprechender Weise von dem Herausgeber behandelt, während der den Aufbau der Trilogie behandelnde Abschnitt, der gleichbedeutend mit einer Inhaltsangabe ist, hätte kürzer behandelt werden sollen; s. o. zu Stifter 'Der Hochwald'. In betreff der Sprache wird Bulthaupts treffliche Charakteristik herangezogen.

Das letzte altklassische Drama Grillparzers 'Des Meeres und der Liebe Wellen' ist nicht mit der an dem Verfasser sonst gewohnten Schnelligkeit in rascher Folge der Akte geschrieben worden. Die Gründe hierfür setzt der Herausgeber in dem ersten Teile der Erläuterungen auseinander; er geht dann zur 'Geschichte des Stoffes' über, der im klassischen Altertum, im deutschen Volksliede, in Schillers Ballade 'Hero und Leander' Ausgestaltungen erfahren hat, und weist nach, daß Grillparzers Drama κατ' ἐξοχὴν eine Tragödie der Liebe zu nennen ist, und zwar 'die Liebestragödie des Weibes, das selbst in der Stunde der Scham und Schmach nur für den Geliebten zittert'. Lehrreich sind die Betrachtungen über den Unterschied dieser Liebe von der einer Sappho, einer Jungfrau von Orleans, einer Julia; interessant auch der Hinweis, daß aus dem Stücke die eigenen Schmerzen des Dichters darüber, daß er, dem mehrfach das Glück der Liebe winkte,

Hosted by Google

doch niemals imstande war es festzuhalten, sich herauslesen lassen. Die Bedeutung und die Kraft des Monologs der Hero im dritten Aufzuge konnte stärker hervorgehoben werden.

Die 'Einführung' in Heinrich von Kleists Lustspiel 'Der zerbrochene Krug' behandelt im ersten Teile knapp und treffend die Frage nach dem Ursprunge der Komödie, die, in der Volksseele geboren, zunächst dem Komischen in seiner gröbsten Form huldigte, dann das Volkstümliche mehr und mehr abstreifte und es sich endlich zur Aufgabe machte, die Unzulänglichkeiten des menschlichen Charakters zu schildern. Zu letzterer Art gehört das vorliegende Stück, dessen Entstehung, Aufbau, Zeit der Handlung in den folgenden Abschnitten dargelegt wird. Eingehend wird die mit echt volkstümlichen Ausdrücken angefüllte Sprache charakterisiert und in dem Schlusse ein Blick auf die wechselnden Schicksale geworfen, welche dem Stücke auf der Bühne bereitet wurden, bis die 'Meininger' ihm eine bleibende Stätte darauf schufen.

Über die Entstehung und die Schicksale des Schauspiels 'Das Käthchen von Heilbronn' berichtet der erste Abschnitt der 'Einführung', der zweite über die Quellen und die Einflüsse, die auf die Gestaltung dieses deutschen Märchendramas sich geltend gemacht haben. Der folgende Abschnitt konnte in seinem ersten Teile, der Inhaltsangabe, aus den oben angeführten Gründen fehlen, während die Beleuchtung der Charaktere und die ästhetische Bewertung des Stücks an ihrem Platze sind. Für Stil, Sprache und Vers — letzteren ganz besonders in diesem Stücke, wo Prosa und dichterische Form vielfach wechseln — war eine eingehendere Behandlung zu wünschen, auch deshalb, weil nicht jedem Leser die Ausgabe der 'Hermannsschlacht', auf welche in dieser Beziehung verwiesen, wird, zur Hand ist. Die erklärenden Anmerkungen sind ausreichend.

Ob Hebbels bürgerliches Trauerspiel 'Maria Magdalena' geeignet ist, in eine Sammlung für die studierende Jugend, d. h. Schüler höherer Lehranstalten, aufgenommen zu werden, darüber dürften sich Zweifel erheben, unbeschadet der Vorzüge des Stücks, der spannenden Handlung, des sachgemäßen Aufbaus, des wahrhaft tragischen Geschicks, das sich darin vollzieht, unbeschadet auch seiner Bedeutung als eines 'Grundsteins' der neuen Kunst und bei aller Anerkennung des Fortschritts, der darin in bezug auf die Entwicklung des Dichters sich offenbart. Diese Jugend von etwa 17 Jahren wird die Absicht des Dichters, zu zeigen, 'daß diese engherzige bürgerliche Moral unmoralisch ist und durch ihre eigensinnige Starrheit sich selbst zugrunde richtet', trotz der Erläuterungen, die der Ausgabe angefügt sind, kaum als Hauptsache verstehen lernen. Für den Schüler ist jedenfalls das Thema, das ihm gewisse Schattenseiten der modernen Kultur vorführt, in hohem Grade bedenklich, und dem Lehrer, der bei der Klassenlektüre eingehend die Motive des Fortschritts der Handlung bei jedem Drama zu behandeln hat, wird eine gar heikle Aufgabe zugemutet, ein gleiches auch bei diesem Stücke zu tun.

Hosted by Google

Die 'Deutsche Lyrik seit 1850' bietet auf 180 Seiten Proben von Gedichten aus dieser Zeit, und zwar von 120 Dichtern. Da ist dem einzelnen nur ein knapper Raum vergönnt, oft nur für ein einziges Gedicht, welches denn auch dem Leser nicht gestattet, die Eigenart des Verfassers wirklich kennen zu lernen und über ihn ein Urteil sich zu bilden. Die angefügte 'Einführung' charakterisiert knapp die in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vorherrschende politische Lyrik und geht dann über zu einer Darstellung der weiteren Entwicklung dieser Dichtungsgattung, die den Realismus, den Pessimismus, den Impressionismus, den politischen wie literarischen Kampf, den Sozialismus zur Grundlage hat und zum Ausdruck bringt. Die Vertreter der verschiedenen Richtungen werden genannt.

3) Quellen. Bücher zur Freude und zur Förderung. Herausgegeben von Heinrich Wolgast. Verlag der Jugendblätter (C. Schnell) München. Preis 25 ℔.

Gullivers Reise nach Liliput von Jonathan Swift, bearbeitet von Martin Vogt. — Gullivers Reise nach Brobdingnag, von demselben, bearbeitet von Martin Vogt. — Robinson Crusoe von Daniel de Foe, bearbeitet von Paul Lang. — Die Nibelungen von Friedrich von Hebbel. 1. Der gehörnte Siegfried. Siegfrieds Tod; 2. Kriemhilds Rache. — Balladen. Aus neueren Dichtern.

Die 'Quellen' benannten Bücher geben in gutem Druck und ansprechender Ausstattung bei sehr billigem Preise teils im Original, teils in geschickter Bearbeitung bekannte Jugendschriften ohne weitere Erläuterungen. Die 'Balladen' sind eine sehr ansprechende Sammlung von teils ernsten und kernigen, teils gemütvoll-humoristischen Poesien, deren Verfasser zu den bekanntesten und gefeiertsten Dichtern — Hebbel, Mörike, Storm, Fontane, Keller, C. F. Meyer usw. — gehören.

Naumburg a. S. F. Thümen.

Eine Mithrasliturgie, erläutert von Albrecht Dieterich. 2. Aufl. Leipzig u. Berlin 1910. Teubner. 248 S. 8. 6 ℳ.

Unter den Trümmern religions-philosophischer Systeme des griechisch-römischen Heidentums beanspruchen die namentlich seit Cumonts epochemachenden Forschungen[1]) unserer Kenntnis erschlossenen Mithrasdenkmäler unser besonderes Interesse. Wirft doch die Religion dieses iranischen Lichtgottes auf die letzten Zeiten des absterbenden Heidentums in seinem dunkeln und unbewußten Drange nach einem persönlichen Gotte den Schimmer einer sittlich-ernsten u. edleren Gottesverehrung, die wie ein Licht in trüber Zeit, nachdem die griechisch-römische Götterwelt mit einem vollständigen Bankerott geendigt hatte, noch einmal aufleuchtet, um schließlich zu erbleichen vor der Sonne des Christentums.

Leider waren wir über den dogmatischen Inhalt der Mithrasreligion seither im unklaren, da wir fast ausschließlich auf die Denkmäler der

[1]) Cumont, Textes et monuments de Mithra. Deutsch von Georg Gehrich. Leipzig. Teubner.

Hosted by Google

Mithräen angewiesen waren und uns der Schlüssel zu der fremdartigen Symbolik vollständig fehlte. Wir ermangelten bisher zu genauerem Verständnis der Vorgänge bei einem Mithrasgottesdienst der Kenntnis der sakralen Aktionen und der Gebetsformeln, die während der Feier rezitiert oder gesungen wurden; wir besaßen überhaupt keine Liturgien antiker Kulte; kein Text war uns erhalten, abgesehen von ein paar ärmlichen Bruchstücken und den hymnischen Gebeten der Orphika, der in ungestörter Folge mehrerer Sätze die Gebetsformel irgendeiner Religion des klassischen Altertums uns überliefert hätte. Die Mysterien des Mithras bildeten keine Ausnahme. 'Erst wenn ein glücklicher Zufall uns eines Tages irgendein mithrisches Missale in die Hände spielen würde, meint Cumont, würden wir mit seiner Hilfe die alten Bräuche studieren und im Geist der Feier des Gottesdienstes beiwohnen können.'

Ein solches Missale existierte zwar schon, als Cumont diese Zeilen schrieb, aber er verwarf es als ziemlich wertlos für die Kenntnis der Mithrasmysterien, wohl aus dem Grunde, weil er noch keinen hergestellten Text von ihm verwenden konnte. Diesen Text veröffentlicht, übersetzt und mit Anmerkungen versehen zu haben, ist das große Verdienst Albrecht Dieterichs. Unter dünner magischer Schuttschicht lag er seither in einem Pariser Zauberpapyrus verborgen und wurde von Dieterich zuerst als Liturgie, die bei einem Mithrasgottesdienst verwendet wurde, gedeutet. Das Buch ist nun in 2. Aufl., nach dem frühen Tode des Verfassers von seinem Freunde Richard Wünsch mit Nachträgen versehen, herausgegeben worden.

Es handelt sich also um eine Liturgie, ein Wort, mit dem man ein Ganzes von Handlungen und Gebeten zu bezeichnen pflegt, die im Dienste einer Gottheit vorgeschrieben sind, es ist also das bei dem Gottesdienst zu befolgende Ritual, bestimmt dazu, in einem Mithrasmysterium benutzt zu werden.

Cumont hatte sich bei seiner Geringschätzung des Zauberpapyrus, den er wegen seiner ägyptischen Anschauungen, die er widergibt, auf den Osiris- und Serapiskult beziehen mochte, wesentlich gestoßen an den zahlreichen sinnlosen, oft hebräisch klingenden Zauberworten (*ἄσημα ὀνόματα*), die in den Text verwoben sind; er meinte, der Autor dieses Gallimatias triple habe nur eine sehr oberflächliche Kenntnis der Mithrasmysterien gehabt oder der Name des Mithras sei nur an die Spitze des Textes gesetzt worden, um ihm beim Pöbel Geltung zu verschaffen. Bezüglich der voces mysticae meint D. (der Herausg. hat sie durch kleinen Druck ausgeschieden), sie seien nur die schwarze Brühe, die der Zaubermeister über den gestohlenen Braten ausgegossen habe, um ihn seinem Gesindel schmackhaft zu machen. Wie heute aus Bibel und Gesangbuch Zauberer ihre Sprache machen oder das Vaterunser herhalten muß für Zauberaktionen, so hätten jene Magier aus den liturgischen Texten der ihnen zugänglichen Kulte den geistigen, den religiösen Inhalt ihrer Gebete und Anrufungen gedeckt. Der Verfasser begründet damit eine Ansicht, die er schon in seiner ersten Arbeit: Papyrus magica Musei Lugdunensis Batavi denuo edid. A. D. entwickelt hatte, daß in diesen Trümmerhaufen mit ihrem Unsinn und Hokuspokus Goldkörner alter, religiöser Vor-


Hosted by Google

stellungen verschüttet lägen und daß die Zauberformeln z. T. umgeformt seien aus wirklichen Gebeten und Hymnen der Religionen und Mysterien des Altertums.

Die Liturgie behandelt in kunstreicher, gewaltiger Sprache die Weihe des höchsten Grades eines Mithrasjüngers, eines 'Adlers', zur Seligkeit; sie ist der *ἀπαθανατισμός*, das Unsterblichkeitssakrament des Adlers[1]) und schildert uns, wie der Initiant beim Empfang der Weihe sich zu benehmen habe, welche Illusionen er bei den einzelnen Akten des Rituals in sich erzeugen soll und zeichnet den Weg, den die Seele des Gläubigen zu wandeln hat, bis sie geläutert und gereinigt von den Schlacken der Sterblichkeit nach der Not des Leibeslebens zu neuem Leben und zu ihrer Widergeburt aus dem Lichte gelangt.

Nach den Einleitungsworten, die eine Segensformel zu dem Text darstellen, der sich als eine Offenbarung des Mithras erweist, folgen verschiedene Gebete mit ihren dem Mithrasglauben eigentümlichen visionären Vorstellungen. Der gnädige Ratschluß Gottes läßt die die Weihe Empfangenden von der Erde emporsteigen, erhöht ihn, der sterblich gezeugt ist aus sterblichem Mutterleib, 'denn ich soll schauen mit meinen unsterblichen Augen, sterblich gezeugt, erhöht von allmächtiger Kraft und unvergänglicher Hand mit unsterblichem Geiste den unsterblichen Aion, den Himmelspförtner, durch heilige Weihen gereinigt, ich der N. N., Sohn des N. N., nach Gottes unabänderlichem Ratschluß'. Der Geist muß Finsternis und Schmutz des irdischen Leibes abtun, eingedenk seines himmlischen Ursprungs, zu dem er zurückkehren soll. Indem der Heilige Geist *(τὸ ἱερὸν πνεῦμα)* in den Betenden einzieht, wird er in die Höhe gehoben zur Luftreligion, zuerst zu Helios, der als *μεσίτης* (Mittler) den Auffahrenden dem höchsten Gotte melden soll, hierauf zu der Planeten- und Fixsternregion[2]), über der Mithras, der höchste Gott, selber thront. Das letzte Gebet an Mithras, während dessen der Geist in die Höhe, in Lust und Freude des Schauens steigt, lautet: 'Herr, wieder geboren verscheide ich, indem ich erhöhet werde, und da ich erhöhet bin, sterbe ich; durch die Geburt, die das Leben zeugt, geboren, werde ich in den Tod erlöst und gehe den Weg, wie du gestiftest hast, wie du zum Gesetze gemacht hast und geschaffen hast das Sakrament.' 'Die gewaltige, kunstreiche Sprache der Liturgie, meint der Verfasser, trägt, wenn das Fremde fortgeschnitten ist, den Beweis in sich, daß diese buntprächtige starkreligiöse Dichtung die Mißachtung nicht verdient, die ihr Cumont zuteil werden läßt.' Die sprachliche und sachliche Deutung des griechischen Textes ist ohne Zweifel von dem Verfasser mit einem Aufwand großer Gelehr-

---

[1]) Unter den verschiedenen Stufen, die der Myste zu durchlaufen hatte, war die höchste die der Väter (patres). Dieterich hat in den Bonner Jahrbüchern 1902 S. 37 nachgewiesen, daß in gewissen Gegenden die Mysten ersten Grades auch den Namen Adler führten.

[2]) Die Welt, durch die der Myste seinen Aufstieg nimmt, zuerst durch die sublunare Welt, dann die Luftregion um die Erde, dann die ätherische Region, dann die Planeten- und Fixsternwelt, entspricht der stoisch-peripatetischen Anschauung; 'es lassen sich mehrfach stoische Termini in dem Papyrustexte nachweisen. Der Einfluß der Stoa auf die religiösen Gebilde hellenistischer Zeit in Ägypten wird immer häufiger und deutlicher erkannt'. S. 80 ff.

Hosted by Google

samkeit und großen Scharfsinnes gegeben worden; dabei ist er vorsichtig genug, zuzugeben, daß bei dem Herausheben der echten Liturgie aus dem Zauberbuche mancherlei Fehlgriffe im einzelnen unvermeidbar sind.

Was uns bei der Lektüre der Liturgie besonders frappieren muß, das sind die in ihr enthaltenen Analogien mit der altchristlichen Taufliturgie und die Ähnlichkeit mit der liturgischen Bildersprache des alten Christentums.

Die Erleuchtung, die Widergeburt und die Gotteskindschaft sind hier wie dort die sakramentalen Bilder, die überall widerkehren. Der Verfasser betont aber ausdrücklich, um etwaigen Befürchtungen für ein dem Christentum ungünstiges Abhängigkeitsverhältnis von vornherein entgegenzutreten, er denke gar nicht daran, ‘die Möglichkeit der Einwirkung christlicher Anschauungen auf diejenigen unseres Textes’ in Abrede stellen zu wollen. S. 69 Anm.

So ist das Wesentliche auch dieser Liturgie, für die wir nach Analogie des christlichen Sprachgebrauchs auch die Bezeichnung Sakrament (*μυστήριον*) einsetzen können, daß der Gläubige in ihr und durch sie in ein bestimmtes Verhältnis zu seinem Gott tritt durch ein bestimmtes sakrales Tun und bestimmte sakrale Formeln. Sie soll nichts anderes sein als das sakramentale Abbild der Seele, der Erlangung der Unsterblichkeit, die der Mithrasgläubige mit dem wirklichen Ende seines irdischen Lebens zu erreichen hoffte. Der Myste der Mithrasliturgie, dem die Unsterblichkeit und die Vereinigung mit Gott sakramental zuteil wird, kehrt ins irdische Leben zurück, dessen gewiß, daß ihm einst, wenn er gestorben, wirklich die Unsterblichkeit gehören und er eins mit Mithras sein wird als sein Kind.

Denn nur erst dann, wenn dieses Erdenleben der Begnadeten zu Ende ist, wird der sakramental vorgebildete Akt zur Tatsache. So spiegeln die Worte der Liturgie *ἐξάφες ὃ ἔχεις καὶ τότε λήψει* gib von dir, was du hast, dann wirst du empfangen, S. 84, ‘eine Perle, die nicht immer auf dem Kehricht des Zauberers gelegen hat’, auch eine dem Christentum geläufige Lehre wider. Vgl. Matth. 16,25, Marc. 8,35 und das Goethesche Wort: Und solang du dies nicht hast, dieses Stirb und Werde, bist du nur ein trüber Gast hier auf dieser Erde[1]).

Was die Abfassungszeit der Liturgie anlangt, so setzt Dieterich die Entstehung in die Zeit zwischen 100 und 150 nach Christi Geburt, ihren Gebrauch im Kult zwischen 150 und 200; um 200 ihre Annexion durch die Zauberer und von da an Weiterüberlieferung in ihren Kreisen; um 300 Herstellung der Handschrift, die wir besitzen. Es ist unmöglich, im einzelnen auf die gelehrten und anregenden Betrachtungen einzugehen, die der Verfasser an die Erläuterung des Textes geknüpft hat. Besonders anziehend sind die zusammenfassenden Bemerkungen S. 85ff. über den Verlauf der heiligen Handlung, deren Agende der Verfasser aus dem krausen Hokuspokus eines Magiers entziffert hat. Daß

---

[1]) Nach einem Nachtrag freilich, von Dieterichs Hand selbst noch herrührend (2. Aufl. S. 220), dürfen wir — leider! — in diesem schönen Satze kaum noch eine mithräische Vorstellung erblicken.


Hosted by Google

auch Lichteffekte bei der Inszenierung des sakralen Dramas eine Rolle gespielt haben müssen, geht aus Lampenfunden in verschiedenen Mithräen hervor. Die heilige Handlung wurde von Musik begleitet; die Erscheinung des lichtbestrahlten Gottes wurde von Schellengetön angezeigt: das war das Letzte und Höchste auch in unsrer Liturgie.

Der Verfasser hat sich nicht damit begnügt, den Text des Unsterblichkeitssakraments nach seiner Stellung im Mithraskult und nach den Bedeutungen seiner Sätze zu erläutern. In einer zweiten, größeren Hälfte behandelt er die liturgischen Bilder des Mithrasmysteriums.

Ausgehend von den Bildern, in denen die Mithrasliturgie die Vereinigung des Menschen mit Gott gestaltet und aufgefaßt hat — des letzten Zwecks aller Mysterien und Sakramente — und gestützt auf die Ansicht, daß diese Bilder ursprünglich einmal der eigentlichste Ausdruck sinnlich-konkreter Vorstellungen gewesen sind, wagt er den Versuch, die religiösen Gedanken des Textes zu analysieren, das heißt, die in den Aktionsanweisungen, vor allem in den Gebeten verwendeten Bilder des Verhältnisses des Menschen zur Gottheit (z. B. die Liebesvereinigung des Menschen mit dem Gotte, die Widergeburt des der Gottheit sich weihenden Menschen, die Gotteskindschaft) in ihrem eigentlichen Sinn und Zusammenhang aufzuzeichnen. Als letztes Ziel seiner Untersuchungen auf diesem Gebiete erschien ihm eine wissenschaftliche Formenlehre religiöser Liturgien überhaupt.

Seine Absicht, den Teil über die liturgischen Bilder des Mithrasmysteriums abzutrennen und neu bearbeitet seinem Buch über Volksreligion zuzuweisen, ist durch den frühen Tod des Verfassers vereitelt worden. So erklärt sich, daß dieser Teil unverändert in die 2. Auflage übernommen worden ist.

Wir empfehlen das Buch auf das wärmste, enthält doch auch dieser zweite Teil eine Fülle neuer und anregender Gedanken, die auf ein Gebiet hinweisen, auf dem noch wenige Vorarbeiten vorliegen und das doch mit zu dem reizvollsten der vergleichenden Religionsgeschichte gehört.

Bensheim. Rudolf Glaser.

Lucian aus Samosata Timon, Ausgabe für den Schulgebrauch von Dr. Fr. Pichlmayr. München. Kellerers Verlag. 51 S. 8°. Pr. 0,80 *M*.

Daß das Bestreben von Pichlmayr, Lucian für die Schule verwertbar zu machen, Erfolg hat, halte ich für sehr erfreulich. 'Traum' und 'Charon' sind schon in dritter Auflage erschienen, jetzt hat er auch den Timon hinzugefügt, der wegen der Mannigfaltigkeit der Szenerie ja besonders interessant ist und auch mit seiner moralischen Tendenz ans Herz der Schüler greift. Besondere wissenschaftliche Arbeit ist in dem Bändchen nicht enthalten und sollte es auch nicht; aber es ist ein tadelloser Abdruck der Schrift mit hübschen Typen, für den dem Verlage alle Anerkennung gebührt. Daß der Herausgeber durch reichliche Aushilfen die Übersetzung erleichtert hat, kann ich persönlich nur billigen, da ich einen Gewinn darin erblicke, wenn es dem Schüler ermöglicht


Hosted by Google

wird, große Stücke zu lesen, so daß er in der Lage ist, wirklich den Zusammenhang zu übersehen und nicht dauernd an einzelnen Seiten oder gar Sätzen haftet. Über die Richtigkeit oder Zweckmäßigkeit einzelner Anmerkungen wie zu S. 6[10] ὅς 'der du = so daß du' oder zu S. 8 ἵνα . . εἴπω 'um . . . von . . . zu reden' kann man mit dem Herausgeber natürlich rechten.

Rostock i. M. Helm.

Henricus F. Soveri, De ludorum memoria praecipue Tertullianea capita selecta scripsit. Helsingforsiae 1912. Offic. soc. litt. Fennicae. 163 S.

Der merkwürdige, zuerst auf ein weites Gebiet hinweisende, dann durch zwei Zusätze eingeschränkte Titel läßt nicht auf den ersten Blick genau erraten, was uns in der Abhandlung geboten wird. Die Praefatio belehrt aber darüber, daß der Vf. aus den Schriften Tertullians alle Nachrichten über das römische Leben ausgehoben hat und aus dieser Fülle nun die auf die Spiele bezüglichen vorlegt, und zwar in der Form von Erläuterungen zu der Schrift *de spectaculis*. Damit sind auch die Mängel gegeben, die der Arbeit naturgemäß anhaften müssen: es ist weder eine erschöpfende Abhandlung über die Spiele, da sie diese trotz Herbeiziehung auch anderen Materials im wesentlichen doch nur im Spiegel eines Schriftstellers zeigt, noch ist es ein vollständiger Kommentar zu der genannten Schrift, da nur ein begrenzter Stoff berücksichtigt wird. Die erstere Einschränkung würde gleich von Anfang an deutlicher hervortreten, wenn das kurze Kapitel über Tertullians Schrift *de spectaculis* statt an das Ende der Abhandlung an den Anfang gestellt worden wäre, zumal sich der Vf. auch in der Disposition seiner Arbeit im allgemeinen an die dort gebotene Reihenfolge gehalten hat. Die Arten der Spiele, die zur Sprache kommen, sind die Zirkusspiele, die theatralischen Aufführungen, die Gladiatorenkämpfe und Tierhetzen und endlich die Agone, und zwar wird in eigenen Kapiteln behandelt der Ursprung, die Namen der Spiele, die Beschaffenheit der Lokale, wo sie abgehalten wurden, und die Art der Durchführung. Es ist hier also viel Disparates aneinandergereiht, was durch den gemeinsamen Namen *ludi* nur äußerlich und lose zusammengehalten wird. In der Ausführung zeigt sich das löbliche Bestreben, alles Einschlägige bis ins Einzelne genau zu besprechen und durch Heranziehung anderweitiger Nachrichten zu erklären, wobei in strittigen Fragen die Entscheidung zumeist mit richtigem Urteil gefällt wird. Da sich der Vf. jedoch die nötige Sachkenntnis offenbar vielfach ad hoc aus einigen Handbüchern zu verschaffen suchte, kommt gelegentlich auch ein starkes Mißverständnis vor; vgl. das S. 152f. über den Caestus Gesagte. Auch kritische Fragen werden, wenn nötig, behandelt. Der Vorschlag S. 80, an Stelle des rätselhaften *apulias* (de spect. XX [I 21. 17]) das der Bedeutung nach allerdings nicht unpassende *subsellia* einzusetzen, wird aus diplomatischen Gründen wohl keinen Beifall finden.

Die Schriften der Kirchenväter sind bekanntlich eine Fundgrube für die Kenntnis der Verhältnisse ihrer Zeit und in dieser Richtung noch



immer nicht in genügendem Maße ausgebeutet. Ein Unternehmen in dieser Richtung ist daher zu begrüßen und es wäre zu wünschen, daß in ähnlicher Weise allmählich alle griechischen und lateinischen Kirchenschriftsteller ausgeschöpft würden. Zur Erhöhung der Brauchbarkeit solcher Einzeluntersuchungen als Vorarbeiten für zusammenfassende Werke dient am besten ein ausführlicher Index. In dem vorliegenden Falle entspricht er nicht ganz den Anforderungen, da er manche Lücke zeigt. Das Latein der korrekt gedruckten Abhandlung ist recht lesbar; unlateinisch ist das Adjektiv *italianus* am Schlusse der Praefatio. Beigegeben sind zwei übersichtliche Tabellen der Spiele des 1.—4. Jahrh. und eine Tafel mit den bekannten Darstellungen des römischen Zirkus, der von Tertullian ausführlich beschrieben wird.

Innsbruck. Julius Jüthner.

Passows Wörterbuch der griechischen Sprache, völlig neu bearbeitet von Wilhelm Crönert. 2. Lieferung *αἱματοσπόδητος — ἄλφιτον*. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1913. Gr. 8. 160 Halbseiten. Subskriptionspreis 2,80 *M*.

Die neue Lieferung bringt folgende Mitteilung über die Mitarbeiter: ‘Als dauernde Mitarbeiter sind vom 8. Bogen an Herr Privatdozent Dr. Paul Maas in Berlin und Herr Dr. Karl Mittelhaus in Breslau dem Herausgeber zur Seite getreten. Die Korrektur wird außer von diesen noch von den Herren Privatdozenten Dr. Wolf Aly in Freiburg i. B. und von Dr. Ernst Fraenkel in Kiel gelesen, wobei jener vornehmlich das Ionische, dieser das Etymologische berücksichtigt. Mit der genauen Durcharbeitung noch hinzugenommener Sprachquellen, wie des Polybius und des Strabo, ist außer Herrn Dr. Mittelhaus noch Herr Dr. Alfred Häckert in Münster i. W. beschäftigt.’ Dem Unternehmen wäre zu wünschen, daß ihm auch die überaus reichen Materialien zum griechischen Sprachgebrauch zugute kämen, die Herr Professor Dr. August Brinkmann (Bonn) mit Bienenfleiß zusammengetragen, bisher aber noch nicht veröffentlicht hat.

Es sei gestattet, hier noch eine zweite Notiz abzudrucken, die sich an die ganzen gebildeten Kreise Deutschlands wendet. U. v. Wilamowitz schreibt in seinem Bericht über die erste Lieferung des Crönertschen Lexikons (Literar. Zentralblatt 1913, 2), nachdem er zunächst die Vortrefflichkeit des erscheinenden Lexikons betont hat: ‘. . . Das zweite ist, daß sich die Welt der Verpflichtung bewußt wird, nun das Ihre zu tun, damit das Ende [des vorliegenden Werkes] so glücklich werde wie der Anfang. Also gekauft muß das Werk werden, und da könnten die Regierungen recht wohl helfen, indem sie auf eine größere Zahl von Exemplaren subskribierten, mit denen sie den Bibliotheken der höheren Schulen ein unentbehrliches Hilfsmittel zuführen würden. Unterstützung der weiteren Vorbereitung und Ausarbeitung aus öffentlichen Mitteln wird nicht leicht zu bewirken sein, allein es gibt doch an manchen Orten Stiftungen, die sich freier bewegen können, es gibt auch wohl Männer und Frauen in Deutschland, die Einsicht, guten Willen und

Hosted by Google

Mittel genug besitzen, um dazu etwas beizutragen, daß der Herausgeber sich Helfer werben kann, um an mehreren Buchstaben zugleich Ausarbeitung und Druck zu beginnen . . .' Ich möchte hinzufügen, es gibt neben den Regierungen auch eine stattliche Anzahl reicher Städte, die für ihre höheren Lehranstalten dies Lexikon kaufen sollten; es gibt auch einen organisierten Oberlehrerstand, der hier Gelegenseit sich zu betätigen finden könnte.

Im ganzen entspricht die vorliegende zweite Lieferung der vorhergegangenen. Über die Gesamtanlage des Werkes und die allgemeinen Gesichtspunkte, die für den Herausgeber maßgebend gewesen sind, habe ich daher nur wenig Neues hinzuzufügen; man vergleiche darüber meine Erörterungen in dieser Zeitschrift S. 272 ds. Js. Gleichwohl möchte ich auf einige Punkte hier nochmals eingehen. Schon das vorhergehende Mal hatte ich erwähnt, daß Cr. *ἀεροδρόμος* vor *ἀεροδρομέω* gesetzt hat. Dergleichen Beispiele lassen sich nun leicht häufen: *αἰσχροποιός* vor *αἰσχροποιέω*, *ἀκατάληπτος* vor *ἀκαταληπτέω*, ebenso *ἀκατάστατος*, *ἀκράχαλος*, *ἀκριβολόγος*, *ἀκροβόλος* u. v. a. Dazu kann man auch stellen Fälle wie *ἄκανος* vor *ἀκανίζειν*, *ἄκαρις* vor *ἀκαριάω* u. dgl. Ähnlicher Art sind die Voranstellung von *ἀκεσφόρος* vor *ἀκεσφορία*, von *ἀκατάλληλος* vor *ἀκαταλληλία*, *ἄκορον* vor *ἀκορίτης* usw. Solche Abweichungen von der alphabetischen Folge sind offenbar der Etymologie zuliebe gemacht; oft ist die Umkehrung durch ein 'davon' begründet. Wortfolgen wie die genannten wirken aber innerhalb der im allgemeinen streng alphabetischen Anordnung doch nur als unliebsame Überraschung für den Benutzer; um so mehr, wenn man anderseits auch wider in ähnlichen Fällen die streng alphabetische Folge findet, z. B. *αἰσχρολογέω* vor *αἰσχρολόγος*, *αἰσχροπαγέω* vor *αἰσχροπάγος*, *ἀκαρπέω* vor *ἄκαρπος*, *ἀκριδοφαγέω* vor *ἀκριδοφάγος* u. a. Es könnte sein, daß der Verf. die Chronologie der überlieferten Formen in jedem Falle hat entscheiden lassen. Das scheint mir aber zu weit zu gehen. Im Interesse des Benutzers läge zweifellos ein streng einheitliches Dispositionsprinzip, sei es das alphabetische, sei es das etymologische. Am praktischsten würde es sein (vgl. S. 277), für jede Wortfamilie an einer Stelle das Stemma der Verwandtschaften zu geben und jedes dieser Worte im übrigen an seinem Platz in der alphabetischen Folge zu behandeln. — Fehlten in der ersten Lieferung Quantitätsangaben überhaupt (soweit ich beobachtete), so finden sich hier einzelne: am Schluß des Artikels *ἀίω* wird angegeben *ᾰ* ep., Sappho, Pi. Ae., *ᾰ* u. hfgr. *ᾱ* So., *ᾱ* Eu. Hec. 174[1]; am Schluß von *ἀκάμαντος* steht: —◡◡◡ wie *ἀθάνατος*, ◡◡◡◡ So. E. 164[1]; ferner sind *ἀκεᾱνοί*, *ἀκονῑτί* und *ἀκόνῑτον*, *ἀκρᾱσία*, *ἀκρᾰσίᾱ*, *ἀκρᾱτίζειν* usw., *ἀκύμαντος (ῡ)*, *ἀκῡρής* usw. in der hier widergegebenen Weise bezeichnet. Es wäre zu wünschen, daß die Quantitätenangabe nicht zu den seltenen Ausnahmen gehörte. — Dankenswert, aber leider gleichfalls recht spärlich sind Bemerkungen wie zu *ἀκοίτης* 'im ält. Hex. (auch Ap. Rh.) stets am Versende' und zu *ἄκοιτις* 'am Versende, seit Hes. (th. 608, 953) stellenw. im Innern'.

Die Zahl der neuen Artikel ist in dieser Lieferung erheblich geringer als in der vorigen: etwa 450 gegen 700; dafür sind leider die


Hosted by Google

Wortgruppenartikel hier zahlreicher als dort. Unter den neuen Artikeln fallen als besonders eigenartig ein paar lateinische auf, die zweifellos mit gutem Recht in einem griechischen Wörterbuch ihre Stelle haben und deren Vorhandensein ein ehrendes Zeugnis für den Sammelfleiß des Herausgebers ist. Acronoma saxa als Eigennamen nennt Cicero ad Att. XIII 40; aclydes (von Nonius als iacula brevia erklärt) erwähnt Vergil Aen. VII 730 (cf. Val. Fl. VI 99) — A. Walde, lat. etym. Wörterbuch zweifelt freilich, ob dies Wort auf das Griechische *(ἀγκυλίς)* zurückgeht —; von einer Art des nitrum (Natron) schreibt Plinius 31, 106: halmyraga vocant; Soranus gynaec. II 1, 14 spricht von acrudum balneum, wo acrudum von Rose als acroclum = acrotolum = *ἀκρόθολον* gedeutet wird; Vegetius mulomed. VI 1, 2 nennt acrocolephium, das im lateinischen Wörterbuch von Georges (7. Aufl.) als junger Blatttrieb (Dierbach) oder als Schwarte, Speckschnitt vom Schweine (Schuch) erklärt wird; Apuleius herb. 24 gebraucht das Wort aloïtica (von aloē = *ἀλόη*); schließlich das Corpus Glossariorum latinorum kennt (III 553) acdefis neben *ἀκαλήφη* (Nessel) und (II 521) alutarin (= alut-*άριον*) zu aluta (Alaunleder). Unter den übrigen neuen Stichwörtern finden wir aus Plinius 37, 139 *αἱμαχάτης* (Blutachat), die *αἰσχροσεμνία* des Vergil bei Ausonius 360, die *αἰριπόλιοι* (?) *δμωαί* aus Simonides 235 gemäß Bergk (wo Schneidewin *ἐριπόλιοι* las), die *ἀκλαγγεῖς* (?) *κύνες* aus Aeschylus Prom. 803 (Dindf.), wo man bis zu Dindorf *ἀκραγεῖς* las; aus Theocrit I 56 *αἰολίχον* (= *ἀπατηλόν* schol.) *τὸ θάημα* als Variante zu *αἰπολικόν;* aus dem Alten Testament (Jer. 49, 16) *ἀλαζοσύνη* (Prahlerei) für das im gesamten Griechisch und auch im Neuen Testament häufige *ἀλαζονεία*. Die Inschriften haben wider einige neue Stichwörter ergeben, z. B. *αἰνόδακρος* J. G. XII 7. 115, *αἰωνόβιος* Dittenberger Inscr. Orient. 96 — an dies Wort sind aus Inschriften und Papyri sechs neue Zusammensetzungen mit *αἰωνο-* angegliedert —, *ἀκιδόω* in der Form *βέλη ἠκιδωμένα* J. Gr. II 807, *ἀκρογείσιον* aus J. Gr. II 167 usw. Die Papyri haben gleichfalls manches neue Stichwort beigesteuert, wie z. B. *αἱμέθειρος* (geschrieben *εμεθειρε*) Londoner Zauberpap. L. 603, *αἰνολόγος* Oxyrh. pap. III 465, *ἀκοιλάντως* (ohne Abzug) Berl. Urk. 606, *ἄκριθος* Oxyrh. pap. I 101 usw. Daß auch Philodem unter den neuen Wörtern zu belegen ist (z. B. *ἀκάνθιος*), fällt kaum noch auf. Recht reichlich haben ferner die Kirchenschriftsteller, die Byzantiner und namentlich wider die Lexikographen neues Material beigesteuert; doch will es mir scheinen, als ob die letztgenannten, und unter diesen Hesych, diesmal nicht die Rolle spielen wie in der ersten Lieferung. Die Frage, inwieweit das Zufall sei, ist berechtigt. Nun ist aus Hesych nicht aufgenommen *αἰξωνεύεσθαι· κατηγορεῖν, αἰολωτίας· ποικίλ' ἔχων ὦτα* (Dindorf las *αἰολοπίας* bzw. *αἰολωπίας*), *αἰσείεις* (d. h. *ᾀσείεις*)*· ἀστικῶς ἔχεις, ἀκακαλλές· ἄνθος ναρκίσσου. Κρῆτες.* Die Beispiele ließen sich leicht häufen. Daß bloße Versehen vorliegen, ist kaum wahrscheinlich. Die in dieser Lieferung berücksichtigten Glossen aus Hesych zeigen mit ihrer Umgebung zumeist etymologische Verwandtschaft. Der Verf. scheint also im Heranziehen dieses Materials wählerischer geworden zu sein. Die Behauptung, daß nicht das ganze Material der

Hosted by Google

Lexikographen für ein sich Grenzen steckendes Lexikon von Wichtigkeit ist, erhalte ich aufrecht; wo dagegen eine Notiz zeitlich oder sonst irgendwie festgelegt werden kann, bekommt sie Wert. Ein schönes Beispiel dafür ist bei P. Cauer (Grundfragen der Homerkritik[2] S. 42 f.) zu finden: Ilias III 453 ist überliefert *οὐ μὲν γὰρ φιλότητί γ' ἐκεύθανον, εἴ τις ἴδοιτο.* 'Der Gedanke ist klar; nur *ἄν* fehlt in 453 ("aus Liebe würden sie ihn nicht verborgen haben"), und die Form *ἐκεύθανον* ist unmöglich. Wie zu *πεύθομαι πυνθάνομαι*, zu *φεύγω φυγγάνω*, zu *τεύξομαι τυγχάνω* gehört, so müßte als Nebenform von *κεύθω κυνθάνω* gefordert werden — wenn es nicht bei Hesychios (*κυνθάνει· κρύπτει*) überliefert wäre. Setzt man es ein, so bleibt doch psychologisch zu fragen, durch welche Ablenkung jemand dazu gebracht worden sein soll, statt einer so natürlichen Form eine so abnorme zu schreiben; und der logische Mangel, im Ausdruck der Bedingtheit, bleibt auch. Beidem zugleich wird abgeholfen, wenn wir die Korrektur annehmen, die Heyne im Kommentar empfiehlt, Düntzer allein unter allen Neueren zu würdigen gewußt hat: *ἔκευθον ἄν.* Aus Versehen hat ein Schreiber die benachbarten Silben *ον* und *αν* vertauscht. Wer einer so schlagenden ... Verbesserung ... zustimmt, der muß, da alle unsere Exemplare den Fehler haben, weiter den Schluß ziehen, daß sie alle von der Niederschrift dessen herstammen, der persönlich diesen Fehler begangen hat. Damit wird er in eine sehr frühe Zeit hinaufgerückt ..., wozu es dann stimmt, daß *ἐκεύθανον· ἔκρυπτον* sich auch unter den Glossen des Hesychios befindet.' Gehört diese Glosse Hesychs auch nicht zu dem Sprachmaterial vorliegender Lieferung, so illustriert sie doch aufs beste meine Ansicht.

Die Frage nach der Vollständigkeit der Benutzung des Hesych läßt sich dahin erweitern, ob Crönerts Lexikon überhaupt innerhalb der gewählten Grenzen den Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann. Eine Nachprüfung dieser Frage müßte sich so weit erstrecken, wie die Arbeit des Herausgebers selbst; das ist für ein Referat aber geradezu ein Ding der Unmöglichkeit. Wir beschränken uns im wesentlichen auf Herwerden Lexicon suppletorium, Brugmann-Thumb Griechische Grammatik und Thumb Griechische Dialekte. Im Vergleich zu diesen hat Cr. prinzipiell alle ungriechischen Wörter beiseite gelassen, die bei griechischen Autoren sich gelegentlich finden, wie z. B. *αἰράριον* (aerarium) C. J. G. 1033 u. 1034 (= J. Gr. III 812), *αἶσαρ* etruskisch = *θεός* Dio Cass. 56, 29, 5, *ἀκεκαλλίδα* (aqua calida?) Papyrus magic. Leid. 14, 7, *ἀκῇ⟨δε⟩* (*ἀκκῇδε*? = accede) *τὸ πρόσελθε σημαίνει* Lyd. d. mens. I 25, *ἀκκῇσσος* (accensus) inschriftl. (vgl. Lydus de mag. I 13), *ἀκόαι* (aquae, Wilamowitz) Dittenberger Syll. [2]804, 10, *ἄκουα* (= aqua) Lyd. d. mens. IV 46, *ἀκουμβίζειν* (vgl. accumbere) Ps. Codin. ed. Preg. p. 275, 14 usw. Es läßt sich darüber streiten, ob derartige Bildungen in ein griechisches Lexikon gehören oder nicht. Da der Verfasser sie ablehnt, soll ihre Aufnahme hier nicht verlangt werden. Ferner vermißt man bei Cr. das Wort *ἀκονάδιον*, das Herwerden bringt und als 'instrumentum chirurgicum in cod. Laur. 74, 2' erklärt. Ob das Wort in dem Codex Randglosse ist oder was sonst, geht aus Herwerdens Angabe nicht hervor. Wahrscheinlich gehört

Hosted by Google

das Wort nicht in den Kreis der von Cr. zur Bearbeitung gewählten antiken Autoren. Ernstlicher zu erwägen dagegen wäre, ob Cr. mit Herw. nicht auch Endungen und Suffixe von Wörtern als Stichwörter aufnehmen sollte. Ich finde Artikel wie $\overline{\text{αινειν}}$, $\overline{\text{αις}}$ (aeol = $\overline{\text{ας}}$), $\overline{\text{αισι}}$, ($\overline{\text{οισι}}$) u. dgl. an sich orientierend und im Rahmen eines Lexikons durchaus dankenswert. An Einzelheiten wäre etwa folgendes zu erwähnen: bei Cr. fehlt aus Herwerden *αἰνίαρχος* 'summus Aenianum magistratus in Hypatiae titulo Griech. Dial.-Inschr. 1431 b 15' und das zugehörige Verbum *αἰνιαρχεῖν* 1432 a, *αἱρεσεομάχος* (Philo Mos. I 5) als Nebenform zu *αἱρεσιομάχος*, *ἀίσιτος* J. Gr. II 329, 11; 478, 18, *ἄισμα* (für *ἀίστωμα*) Anthol. app. Par. Did. III 181, 1, cyprisch, *αἰτάρ* (aus *αἶτα ἄρ*) neben *αὐτάρ* — falls hier nicht ein bloßes Versehen des Steinmetzen vorliegt (Thumb Handbch. d. gr. Dial. S. 297), *αἰταρτητόν* neben *αἰθερτητόν*; es fehlt *αἰτνίζειν* 'verbum siculum? B. A. 375, 14 v. *Αἰτναῖον πῦρ*', *αἴγερον*: '*ἐν τῷ αἰχέρῳ ἀμπέλων ἡμιμ[όριον]* Inscr. mytilen. ap. Hoffmann Nr. 90', *ἀκαιρί* Greek Papyri in the Brit. Mus. (Kenyon) II 162, *ἀκινοκράτωρ* Pap. magic. Leid. I 200, *ἀκορβαί* (= *ἀκορϝαί*) lakon., *ἀκρόθις* neben *ἀκροθίνιον* Inscr. delph. saec. V a. Chr. Dittenbg. Syll. [2] 438 u. dgl. m. Nach Brugmann-Thumbs Grammatik hätte bei Cr. berücksichtigt sein können *ἀκρητόχολος* (Hippokrates), das unsichere *ἀλθήσκω* (Hippokr.) neben *ἀλθίσκω*, nach Thumbs Dialekten *λακροθίνια* neben *ἀκροθίνια*. Diese vermißten Worte sind hier aber nicht aufgezählt, um gegen den Verfasser deswegen eine Anklage zu erheben. Vollständigkeit der Stichwörter ist überhaupt nicht zu erreichen, ja nicht einmal das höchste Ziel eines Lexikons. Im großen Ganzen gibt Cr's Lexikon ein getreues Bild von dem augenblicklichen Stand unserer Kenntnis der griechischen Sprache: Werke wie die genannten sind fast restlos in sein Lexikon aufgegangen. Das ergibt eine Nachprüfung der Stichwörter; das ergibt nicht weniger die Nachprüfung der Einzelheiten jedes Artikels.

Beginnen wir die genauere Nachprüfung der einzelnen Artikel wider mit der alten Passowschen Ausgabe, so fühlt man sich versucht, die entsprechenden Artikel der beiden Bearbeitungen miteinander zu kollationieren, um den Passowschen Artikel als 'Kern' aus dem Crönertschen herauszuschälen und die Zusätze der Neubearbeitung zu erhalten. Aber der erste Versuch lehrt sofort, dies Verfahren ist undurchführbar: Crönert hat von Grund auf neu gebaut. Wo Passow sich mit allgemeinen Belegen wie 'Tragiker' u. dgl. begnügte, hat Cr. fast immer bestimmte Stellen angeführt, hat die Belege zeitlich nach vorwärts und rückwärts möglichst vervollständigt, hat die Bedeutungsnuancen oft genauer unterschieden; kurz, wollte man hier ein Bild von dem Mehr der Neubearbeitung entwerfen, so müßte man sie fast ganz ausschreiben. Auch hier kann es nun nicht die Aufgabe des Rezensenten sein, nachzuspüren, ob und wo sich kleine Lücken und Unebenheiten zeigen, sondern das tatsächlich Geleistete in seiner Bedeutung zu würdigen. So habe ich, um aus dem geradezu unerschöpflichen Material einige Stichproben zu nehmen, den sechsten und siebenten Druckbogen dieser Lieferung (*αἱματοσπόδητος* bis *ἀκρασία*) auf die neu hinzugefügten Nebenformen hin untersucht. Das Resultat ist für Cr. ein äußerst günstiges. Hier ein paar Tatsachen

Hosted by Google

zum Beweise: Bei den häufig zu belegenden Verben hatte auch Passow im Kopf der einzelnen Artikel die bemerkenswerten Formen zusammengestellt, also von *αἱρέω* beispielsweise *αἱρήσω, ἑλῶ, ᾕρησα, εἷλον, ἀραίρηκα, ᾕρηκα, αἱρήσομαι, ἡρησάμην, εἱλόμην, ἀραίρημαι, ᾕρημαι, ἡρέθην, αἱρετός*. Crönert fügt zu diesen Formen, die er z. T. mit wichtigen neuen Belegen versieht, außerdem hinzu kretisch *αἰλέω*, äolisch *ἀγρέω*, späte Mischform *εἷλα* Nov. Test. Kaibel Epigr. 314, kretisch *ἀφέλαι* Dial. Inschr. 4940 (2.—1. Jahrh.), *εἵρηκα* jungattisch und Koine wie *εἵρημαι* und *εἱρέθην* (Mayser 127), *ἀφαιλήσομαι* kretisch Dial. Inschr. 5024, *ἀφήλετο* Epidaur., Mischform *εἱλάμην* später oft (Philipp A. P. IX 56 Nov. Test. Pap.), *αἰλεθῇ* kretisch Dial. In. 4491, *ἁρέθη* dorisch, *ἑλετός* I 409. Ähnlich verhält es sich bei *αἰσθάνομαι*: neben *αἰσθήσομαι* führt Cr. *αἰσθησοῦμαι* aus Dialex. 9, 2 an, ferner *αἰσθηθήσομαι* LXX, Js. 33, 11 Zaub. Pap., *αἰσθανθήσομαι* LXX, Job. 40, 18. Marcellin, *ἠσθάνθην* schol. Soph. O. R. 422. schol. Theocr. 5, 120 usw., Nebenform *αἴσθομαι* (spärlich) LXX, Ael., Fronto, Kirchenschriftsteller. Zu *ἀκούω* fügt Cr. neu hinzu *ἀκήκουκα* Herodas 5, 49, *ἠκουκέναι* Oxyrh. II 237 (186 n. Chr.), *ἀκάκοα* dorisch Oxyrh. III 410 (4. Jahrh. v. Chr.), *ἀκηκόειν* Lycurg 15, Plato Crat. 384 b. Im ganzen habe ich auf den zwei Druckbogen 178 neu hinzugefügte Formen gefunden. Die meisten der selben sind aber nicht Flexionsformen, sondern neue Worte, die neben den von Passow behandelten im Gebrauch waren. So gibt es neben *αἴσθησις* im Ionischen *αἰσθησίη* (Aret. 68), neben *αἰτιολογέω* bei den Kirchenschriftstellern auch *αἰτιολόγημα*, neben *ἀκανθολόγος* auch *ἀκανθοβλάσθος* bei den Kirchenschriftstellern, *ἀκανθολάβος* Paul. Aeg. VI 32, neben *ἄκανος* auch *ἄκαν* Vet. Test. 4 Reg. 14, 9, LXX; neben *ἀκέρατος* auch *ἀκέραστος* schol. Nic. th. 260, neben *ἀκεραύνωτος* auch *ἀκέραυνος* Ae. f. 17, neben *ἄκινος* auch *ἄκονος* Diosc. III 43 usw. Wichtiger als eine Aufzählung in alphabetischer Folge ist vielleicht eine Übersicht, woher die neuen Funde stammen: die ganze griechische Literatur, soweit sie in vorliegendem Werk überhaupt verarbeitet ist, hat Material beigesteuert, Homer zu *αἱρέω ἑλετός* (I 409), zu *αἰσχύνω ἠσχῦμένος* als varia lectio neben *ἠσχυμμένος* (Σ 180), Hesiod *αἴνημι* als Nebenform zu *αἰνέω* (op. 683), Pindar *αἴτημι* als Nebenform zu *αἰτέω* (frg. 155), Bacchylides *αἰολοπρύμνοις* (I 114), Aeschylus *ἀκέραυνος* als Nebenform zu *ἀκεραύνωτος* (frg. 17) und neben *ἀκόρητος* das metrisch verlangte *ἀκόρετος*, Sophokles (frg. 958) *κινάκης* als Nebenform zu *ἀκινάκης* und *ἀκορέστατος* (O. C. 120) zu dem aeschyleischen *ἀκόρετος*, Plato *ἀκρατία* als varia lectio zu *ἀκρασία*, Aristoteles (*Π* III 14) *αἰσιμνητειά* (= *αἱρετὴ τυραννίς*). Von den späteren Autoren führe ich nur ganz vereinzelte an. Theophrast (hp. VI 4, 6) braucht *ἄκαρνα* statt *ἄκορνα*, Philo (II 245) *αἴνησις* statt *αἴνεσις* — vielleicht nur varia lectio —, Pausanias (I 43, 3) bringt das megarische *αἰσύμνιον* für *βουλευτήριον*, Nonnus (X 207) *ἀκερσικόμης* und (X 29, XII 134) *ἀκερσίκομος* als Nebenformen zu *ἀκερσεκόμης*. Das Corpus Glossariorum Latinorum hat zum bisherigen Bestand beigesteuert *ἀκανθολαβίς* (II 212) zu dem gleichfalls neu berücksichtigten *ἀκανθολάβος* des Paulus Aeg. (VI 32), *ἀκανθυλίς* (III 360) als varia lectio von *ἀκανθυλλίς* und *ἀκάνθυλλος* (III 319). Zu

Hosted by Google

ἀκαλανθίς bringen die Anecdota Bekkeri die Nebenform ἀκάλανθος. Das Alte Testament ergab ἄκαν (s. oben), die Septuaginta αἴσθομαι und αἰσθανθήσομαι (s. oben), Eusebius praepar. αἰτιολογισμός und ἀκατάμαχος, die Kirchenschriftsteller dazu αἰτιολόγημα (s. oben) und ἀκανθοβλάστος (s. oben). Inschriftliches Material: thessalisches ἄγγερσις für αἵρεσις J. Gr. IX 2. 504 — von Cr. nur unter αἵρεσις, nicht unter den Wörtern mit ἀγγ — angeführt, dorisch ἀών neben αἰών J. Gr. XIV 644 (4.—3. Jahrh. v. Chr.), aus Amorgos (1. Jahrh. v. Chr.) ἀκαταμέμ[πτως] J. Gr. XII 7. 230; arkadisches αἰρολογημέναις (3. Jahrh. v. Chr.) zu αἶρα (Lolch) Dittenberger Syll. 939; ἀφέλαι und αἰλεθῇ (s. oben), Collitz-Bechtel Dial. Inschr. 4940 u. 4491; αἰπεινής als Nebenform zu αἰπεινός Kaibel epigr. 1069. Endlich neue Formen aus den Papyri: αἰσθηθήσομαι (s. oben), ἀκεκαλλίς als Nebenform von ἀκακαλλίς — nur hier von Cr. angeführt — Wiener Zauberpap.; ἀκαταναγκαστικῶς Corpus Papyr. Raineri I 31 (2. Jahrh. n. Chr.); ἄκισκλος als Deminutivum zu ἀκίς Berl. Urkunden 1028 · 2. (2. Jahrh. n. Chr.). Diese Proben geben ein anschauliches Bild von der reichen Fülle neuer Formen, die in vorliegender Bearbeitung zum alten Bestand hinzugefügt sind.

Es würde diesmal zu weit führen, wollte ich noch auf die Sammlung und Sichtung der Belegstellen für die einzelnen Stichwörter eingehen. Das mag einer der folgenden Besprechungen vorbehalten bleiben. Jetzt nur so viel, daß auch in dieser Beziehung viel geleistet ist, wenn allerdings auch hier unbedingte Vollständigkeit nicht zu erreichen war. So hätten aus Herwerdens Lex. suppl. zu den vorhandenen Belegen noch etwa folgende hinzugefügt werden können: zu αἰνόλυκος Orac. Sibyll. ap. Zos. II 3, 14, zu αἴνω Herondas IV 46 (αἴνων), zu ὁ αἴξ Herond. VIII 25 u. 67, Lucian v. 74, 4, Clem. Al. Prot. 11 P., zu αἱρεῖν aus Collitz-Bechtel Griech. Dial. Insch. 3505, 24 αἱρήθη (falls Crönerts 'ἀρέθη dor.' nicht diese inschriftliche Form meint), zu αἰσχρός, die Bedeutung ignobilis, zu αἰτία auch ἐν αἰτίαις ποιεῖσθαι reos facere Plut. Philop. 21, zu αἰών auch αἰῶνι παραδιδόναι τινά aeternae memoriae tradere aliquem Jos. B. J. I 419, zu ἀκάθεκτος auch Philo agr. 18, zu ἀκεύει Leges Gortyn. II 17, zu ἀκληρούχητος auch ἀκληρώχητος 'in marmore Oxon. p. 16 dorice', ἀκουμένους Plut. mor. p. 50 C für ἀλισκομένους, zu ἀκρατίζεσθαι Sophron fr. 34 (Ahr.), zu ἄκρατος die Verbindung mit ἁρμονία Plut. mor. p. 657 D, schließlich zu ἄκρατος auch ἀκρατικῶς ἔχειν Philo liber 12 med.

Düsseldorf. Arthur Laudien.

---

1) Auteurs Français: Un Cœur simple, Noce normande, Vogage en Bretagne par Gustave Flaubert, herausgegeben und erklärt von Wershoven. Trier 1911. Verlagsbuchhandlung von Jacob Lintz. 80 S. 8. geb. 0,80 ℳ.

Es ist verdienstlich, daß Wershoven hier unseren Schülern und namentlich unseren Schülerinnen — denn die den meisten Raum einnehmende Erzählung 'Un Cœur simple' ist ja wohl wesentlich auf Leserinnen berechnet — einen Einblick in die Eigenart Flauberts bietet.

Hosted by Google

Flaubert leitet bekanntlich den französischen Roman aus den Pfaden der Romantik in die des Naturalismus über, sucht im Roman ein objektives, unpersönliches Gebilde hinzustellen, ein dem Leben unmittelbar entnommenes Begebnis zu entrollen.

Das 'Cœur simple' ist das Herz der Dienerin Felicitas, um die alle Bürgerinnen von Pont-l'Évêque Frau Aubain ein halbes Jahrhundert hindurch beneiden. Felicitas hat ihren Herzensroman gehabt. Ein Bauernbursche hatte ihr die Ehe versprochen, dann aber, um die Mittel in die Hand zu bekommen, sich vom Militärdienst zu befreien, eine alte reiche Witwe vorgezogen. Und so nahm Felicitas aus Verzweiflung die erste sich bietende Stellung als Dienerin an und widmete, ihrem Leid hingegeben, all ihre Sorgfalt und Liebe der unliebenswürdigen Herrin und deren Angehörigen, denen sie sogar mit persönlicher Gefahr das Leben rettet. Später, als aus ihrer eignen Familie das letzte Überbleibsel, ein in Amerika lebender Neffe, das Zeitliche gesegnet hatte und die Herrin gleichfalls dahingegangen war, übertrug sich ihre Anhänglichkeit auf den im Hause gehaltenen Papagei, den sie nach dem Tode ausstopfen läßt und beim Herannahen ihres eigenen letzten Stündleins über sich zum Himmel aufschwebend zu erblicken vermeint.

Man sieht, eine überaus rührende Geschichte einfacher, uninteressanter Menschen, die aber mit großer Kunst erzählt ist.

Der zweite Teil, die 'Noce normande', schildert die Hochzeit des Landarztes Charles Bovary mit der Gutsbesitzerstochter Emma Rouault, eine Episode aus jenem weitaus bedeutendsten Roman Flauberts 'Madame Bovary', in dem uns der Dichter die sich unverstanden wähnende und mit ihrem kleinen Wirkungskreis unzufriedene Frau schildert, die dann voll ungestillter Sehnsucht nach dem großen Leben und seinen Genüssen sich den Tod gibt.

In dem dritten Teil endlich, dem 'Vogage en Bretagne' mit seinen fünf Abschnitten: *Château de Clisson*, *Enterrement à Carnac, En route*, *Le Château de la Roche-Maurice* und *Saint-Malo* entrollt uns der Dichter das auch den Franzosen so fremdartig anmutende Leben der Nordprovinzen in seinen verschiedenen Erscheinungsformen. Ob freilich dieser Teil mit seinem vorwiegend beschreibenden Inhalt bei unserer Schuljugend eine gute Aufnahme finden wird, möchte ich namentlich auch in Anbetracht des fast jeder modernen Lektüre eigentümlichen ungewöhnlichen Wortschatzes bezweifeln. Allerdings bieten da die zumeist französisch, stellenweise aber auch deutsch abgefaßten Bemerkungen am Schluß des Bändchens nicht zu unterschätzende Hilfe.

2) Auteurs Français: Comédies par Molière, Brueys, Marivaux, Picard, Musset, herausgegeben von Wershoven. Trier 1911. Verlagsbuchhandlung von Jacob Lintz. 137 S. 8. geb. 1,30 *M*.

Unter den hier zusammengestellten Komödien hat die erste vermutlich nur der Vollständigkeit zuliebe eine Stätte gefunden, der Vollständigkeit, meine ich, in der Übersicht über eine etwa zweihundertjährige Entwicklung des französischen Lustspiels. Molière, Brueys, Marivaux, Picard, Musset, es sind nicht alle, bei weitem auch nicht alle bedeutenden,


Hosted by Google

aber doch immerhin die typischsten mit unter den Komödiendichtern Frankreichs. Und auch die gewählten Stücke selbst sind typisch für den einzelnen, nur nicht gerade die 'Précieuses ridicules' für Molière. Aber da es vielfach als das einzige von Molière unseren Schülern geboten wird, mag es auch hier hingehen. Der 'Avocat Patelin' ist gewiß um seiner selbst willen zu begrüßen in der naiven, originellen, unverwüstlichen Komik, die ihm Brueys aus dem Mittelalter zu retten verstanden hat. Marivaux' 'L'Épreuve' ist ganz dazu angetan, den feinen Kenner und Zeichner des weiblichen Herzens mit all der Geziertheit seiner Sprache und der Unnatürlichkeit des Gebarens seiner Personen zu zeigen. Daß aber diese Lektüre gerade einer deutschen Jugend gefallen wird, möchte ich bezweifeln. Und den gleichen Zweifel möchte ich Picards 'Monsieur Musard' gegenüber äußern. Doch hat Wershoven diese wie jene Komödie vermutlich wegen ihrer Kürze anderen bedeutenderen derselben Autoren für seine Sammlung vorgezogen. Einen erfreulichen Abschluß bildet Mussets Kabinetsstückchen 'Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée', das charakteristisch wie irgendeines sonst für die Kompositionsweise des Dichters doch zugleich auch das höchste Interesse des Schülers und wohl noch mehr der Schülerin zu erwecken und bis zu Ende wachzuhalten imstande ist.

3) Auteurs Français: Balzac et Mérimée, Nouvelles, herausgegeben und erklärt von Wershoven. Trier 1912. Verlagsbuchhandlung von Jacob Lintz. 104 S. 8 geb. 0,90 *M*.

Dieses Bändchen enthält fünf Erzählungen von den beiden auf dem Titel genannten Autoren, drei von Balzac und zwei von Mérimée. Der Zahl nach steht also Balzac voran, nicht aber in der Qualität des Gebotenen. Ganz besonders ungünstig gewählt scheint mir die erste Erzählung 'Adieu', eine Episode aus dem russischen Feldzug der Großen Armee, die stellenweise etwas mystisch und unklar, nicht den großen Psychologen, sondern mehr den Schlachtenschilderer in Balzac enthüllt, der aber doch durch viele andere Darsteller jener packenden Katastrophe der französischen Geschichte in den Schatten gestellt wird. Ein wenig mehr zu seinem Rechte kommt der französische Romancier in 'Le Réquisitionnaire (der Ausgehobene)', einer höchst aufregenden, in die große Revolution hineinspielenden Erzählung, wie sie dem Fremden am besten jene merkwürdige Volkserhebung darlegt, die den Franzosen fast aller politischen Richtungen allzeit ein nie versiegender Born herzbewegender, gemüterschütternder Schilderungen geworden ist. 'La Loutre die (Fischotter)', eine aus dem großen politischen Leben in das harmlosere Alltagsdasein herabführende Erzählung, schildert uns äußerst unterhaltend die Durchtriebenheit eines Bettlers auf dem Lande, der einen Pariser, wie schon soviele andere sich überlegen dünkende Großstädter vor ihm, gründlich übers Ohr haut und ihm sein Geld abnimmt durch die Aussicht auf den mit seiner Hilfe vorzunehmenden überaus aufregenden Fang einer Fischotter, einen Fang, der, soweit Menschen sich erinnern, in diesen Gegenden noch nie vorgekommen ist und natürlich auch jetzt nicht gelingt.


Hosted by Google

Es folgen nun die schon bei Renger und wohl auch in anderen Sammlungen seit Jahrzehnten veröffentlichten Meistererzählungen Prosper Mérimées, des Lieblingsschriftstellers der Kaiserin Eugenie: das kriegerische 'Enlèvement de la Redoute' und das Familiendrama 'Mateo Falcone', das uns das korsische Leben in allen seinen Eigentümlichkeiten und namentlich das feste Zusammenstehen der Bevölkerung gegenüber der französischen Regierung vorführt, jenes Zusammenstehen, dessen Preisgabe durch den kleinen Fortunato dem eignen Vater die todbringende Waffe in die Hand zwingt. Mateo Falcone wird lieber kinderlos, als daß er einen Sohn den seinen nennt, der einen Stammesgenossen verraten hat.

Unter den meist französisch gehaltenen Bemerkungen, die größtenteils vortrefflich sind, nimmt man mit besonderem Wohlgefallen die kurze, aber doch ausreichende Charakterisierung Balzacs wahr, des *grand maître du roman réaliste qui explique toute l'activité humaine d'abord par l'instinct, exsuite par l'influence du milieu extérieur* und die Mérimées, von dem mit Recht gesagt wird: *Il a l'art du récit rapide et impersonnel, une sorte de pathétique contenu sans exclamations ni effusions. Aucun écrivain n'est aussi rigoureusement objectif; personne ne s'est plus rapproché que lui du réalisme classique.*

4) Auteurs Français: Contes de Provence, ausgewählt und erklärt von Wershoven. Trier 1912. Verlagsbuchhandlung von Jacob Lintz. 98 S. 8. geb. 1 *M*.

Daß der Herausgeber dieses Bändchens unserer Schuljugend die provenzalische Welt in ihren verschiedensten Lebensäußerungen zugänglich macht, daß er sie uns in ihrer politischen Betätigung, im Kleinstadtgetriebe, im Landleben, daß er uns in ihr Jäger und Frachtfuhrleute, biedere Handwerker und andererseits wider grimme Kriegsleute vorführt, das sichert ihm gewiß unseren Dank. Nur scheint mir, als ob aus der Masse des hier zu Gebote stehenden Materials nicht überall die schätzenswertesten Erzeugnisse geboten worden sind. So zeigt sich beispielsweise Paul Arène in der Erzählung 'Les Abeilles' ganz gewiß nicht von der vorteilhaftesten Seite, und wenn Wershoven es darauf angelegt hätte, die neuerdings aufgetauchte Theorie von der Überlegenheit Arènes über Daudet ad absurdum zu führen, hätte er nicht leicht ein geeigneteres Stück wählen können. Von Alfred Capus allerdings hätte der Herausgeber nicht viel Besseres zu bieten vermocht, es sei denn, daß er einen seiner witzigen Dialoge seiner Sammlung einverleibt hätte. Von Alphonse Daudet stand ja dem Bearbeiter gewiß ein umfangreiches Material zur Verfügung, aber da er nur das auf die Provence Bezügliche berücksichtigen wollte, mußte er sich beschränken; und diese Beschränkung sei ihm vor allem mit Bezug auf die Taraskonerzählungen, die uns Deutschen doch nur in homöopathischen Dosen dargereicht zu munden pflegen, zum Lobe angerechnet. Im übrigen wird uns ja in dem Bändchen mehr gegeben, als wir nach der Titelangabe anzunehmen berechtigt sind; denn es kommen zu den dort aufgeführten Mistral, Roumanille, Daudet, Arène, Le Goffic und Aicard noch


Hosted by Google

Clovis Hugues, Alexandre Dumas père, Mariéton, de Flandreysy, Léon Gautier und der schon genannte Capus hinzu. Auch läßt uns die Sammlungsbezeichnung 'Contes de Provence' nicht ohne weiteres auf die Légendes Provençales und die im *Appendice* abgedruckten zwei Gedichte 'Août en Provence' und 'Noël en Provence' schließen, die uns in dankenswerter Weise einen Einblick in andere literarische Gattungen gewähren. Die *Notes*, von S. 73 bis S. 98 reichend, sind im allgemeinen ausreichend und verständlich. Erwünscht wäre am Schluß eine genaue Karte für das verhältnismäßig kleine Gebiet, das der Herausgeber mit seiner Sammlung umfaßt.

Frankfurt a. M. Max Banner.

La Littérature française illustrée (Collection moderne de Classiques). Publiée par P. Crouzet. Paris, H. Didier.

Unter diesem Titel veröffentlicht Prof. Crouzet, Mitverfasser der kürzlich hier (S. 61) besprochenen Literaturgeschichte, eine Sammlung von Schulausgaben französischer Schriftsteller. Für unsern Klassengebrauch sind ja im allgemeinen die französischen Schulausgaben weniger geeignet, weil sie einerseits bei den französischen Schülern manches als selbstverständlich und bekannt voraussetzen können, was für unsere einer Erklärung bedarf, anderseits manche Erklärungen ästhetischer und stilistischer Art geben, die wir lieber dem Lehrer überlassen. Jedenfalls aber ist die Sammlung von Crouzet für Lehrer von Interesse und empfehlenswert. Bis jetzt sind zwölf Bände erschienen: sieben Theaterstücke (Cid, Polyeucte, Andromaque, Britannicus, Précieuses ridicules, Femmes savantes, Misanthrope) und fünf Morceaux choisis (Montesquieu, Rousseau, Balzac, La Bruyère, Chateaubriand). Die Anmerkungen berücksichtigen ohne gelehrten Apparat die Ergebnisse der Forschung, vermerken die Abweichungen vom heutigen Sprachgebrauch und fassen sie in kurzen Regeln zusammen, verweisen häufig auf stilistische und künstlerische Schönheiten des Textes und auf den Wert und die Allgemeingültigkeit der Gedanken, erinnern an das aktuelle Interesse für die heutige Zeit (bei Molière z. B. an die Frauenbewegung), geben Anregungen und Themata für kleine Aufsätze. Ein besonderer Vorzug der Ausgaben sind die zahlreichen Abbildungen; sie sollen dazu mitwirken, daß der Leser sich leichter in die damalige Zeit oder an die Örtlichkeiten versetzen kann. Den Theaterstücken sind durchschnittlich 14, den Morceaux 40 Abbildungen beigegeben. Jedem Werk geht voraus eine kürzere oder längere Biographie des Verfassers (Molière 6, Rousseau 57 Seiten), eine Notice über das Werk und eine ausführliche Erläuterung einer charakteristischen Hauptstelle als Probe und Muster für die Erklärung. Der Preis ist niedrig; die Theaterstücke kosten jedes 1 Fr., die andern Bände 2—3 Fr.

Noch ein Wort über den Band Chateaubriand, eine für Lehrer sehr empfehlenswerte Ausgabe. Die zahlreichen in den letzten Jahren in Frankreich erschienenen Werke über Chateaubriand und die Schulausgaben seiner Werke zeigen die außerordentliche Wertschätzung, welche

Hosted by Google

dieser bei uns vernachlässigte Schriftsteller dort neuerdings genießt. Der Band (Preis 3 Fr.) gibt auf 550 Seiten, mit 41 Abbildungen, eine Auswahl aus sämtlichen Werken; jedem geht eine Einleitung voraus und die Auszüge sind durch Inhaltsangaben miteinander verbunden, so daß der Leser eine Übersicht über das Ganze erhält. Die Werke sind chronologisch geordnet. Eine Ausnahme bilden die Mémoires d'outre-tombe: da diese das Leben des Schriftstellers und die Entstehung und Veröffentlichung seiner Werke erzählen, so hat der Herausgeber den glücklichen Gedanken gehabt, die Auszüge daraus über den ganzen Band nach der Reihenfolge der Ereignisse zu verteilen. So beginnt der Band, nach einer kurzen Biographie, mit der Jugendgeschichte aus den Mémoires (26 Seiten), worauf Stücke aus Voyage en Amérique und dem Essai sur les Révolutions folgen; dann wird die Lebensgeschichte nach den Mémoires fortgeführt bis zum Erscheinen von Atala, Génie du Christianisme und René, aus welchen 82 Seiten mitgeteilt werden usw. Aus dem Itinéraire erhalten wir 45 Seiten, aus den Martyrs 55, aus den Natchez 40, aus den politischen, polemischen und historischen Schriften 70, aus den Mémoires im ganzen 125 Seiten. Die Abbildungdn zeigen Porträts von Chateaubriand, seine Wohnungen, sein Grab, Zeitgenossen, Titelbilder von Erstausgaben, im Text geschilderte Örtlichkeiten (Combourg, Neapel, Parthenon, Jerusalem, Alhambra u. a.).

Losheim (Bz. Trier). F. J. Wershoven.

---

1) Carl Tanera, Die Befreiungskriege 1813 bis 1815. Neubearbeitet von K. Freiherr von Lupin. Mit fünfzehn Vollbildern von Ernst Zimmer und vier Karten. 2. Jubiläumsausgabe. München 1913. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. VIII und 392 S. 8. Geb. 3,50 ℳ.

Die im Jahre 1891 erschienene erste Auflage dieses Buches ist vom Hauptmann z. D. Tanera verfaßt und hat sich einer sehr günstigen Aufnahme im Publikum erfreut. Dazu trägt namentlich die sehr anziehende Darstellungsweise bei, die Kriegsgeschichte fesselnd erzählt oder auch erzählen läßt. Die patriotische Grundlage mit den unsäglichen Leiden, dann aber mit der großartigen Erhebung, der beispiellosen Opferwilligkeit, dem glänzenden Heldenmut und den erhebenden Siegen eines großen Volkes geben diesem volkstümlichen Buche einen besonderen Reiz.

Auch der neue Herausgeber Freiherr von Lupin ist als ehemaliger Oberstleutnant ein geeigneter Fachmann für diese Aufgabe. Er erklärt in seinem Geleitwort zur vorliegenden Jubiläumsausgabe, daß er bei der Durchsicht den volkstümlichen Charakter des Buches zu wahren gesucht habe. So habe er selbst einzelne Berichte über Vorgänge, welche die neueste Geschichtsforschung in das Reich der Legende verweise, beibehalten, da sie den Geist der damaligen Zeit kennzeichnen. Am Schluß dieses Geleitworts fügt er recht erhebende und beherzigenswerte Worte hinzu: 'Die Kriege von 1813—15 . . . haben Preußen das geschichtliche Recht und die geistige Kraft zur Erringung der führenden Stellung in Deutschland gegeben. Sie waren das Vorspiel


Hosted by Google

zum Kriege 1870/71, der uns die deutsche Einigkeit (? wohl Einheit) gebracht hat. Solange wir diese als hohes Gut bewahren und sittliche Mächte unser Volk beherrschen, werden wir unüberwindlich sein.'

Der neue Herausgeber hat einzelne Kürzungen und Berichtigungen vorgenommen. Er könnte in den Kürzungen noch etwas weiter gehen, als es geschehen ist. Der Berichterstatter will hier noch einzelnen Wünschen Ausdruck geben.

Auf S. 4 wird von den Mitteln gesprochen, mit denen Napoleon gegen England und Rußland vorging: 'Daher konnte man England nur durch Untergrabung seines Handels vermittels der Kontinentalsperre schädigen. Gegen Rußland aber war ein Angriffskrieg möglich, und Napoleon beschloß, ihn zu wagen.' Es könnte hier ebenso kurz zugefügt werden, daß Napoleons weiterer Plan dahin ging, nach Niederwerfung Rußlands 1812 weiter nach Asien vorzudringen und England in Indien empfindlich zu treffen. Siehe Ludwig Häusser, Deutsche Geschichte, dritte Aufl. III. Bd. S. 550: 'Der Weg nach Moskau war ja der Weg nach Indien. Alexander der Große, sagte er, hat einen ebenso weiten Weg nach dem Ganges gehabt, wie ich von Moskau. Ich habe seit St. Jean d'Acre daran gedacht.' — Auf S. 6 heißt es, die Antworten des Königs von Preußen an Yorck 'blieben aus'. Genauer müßte es heißen: 'blieben aus oder waren unbestimmt'. Dem dritten Boten Yorcks, dem Major Seydlitz, hat der König in einer persönlichen Audienz geantwortet: 'nicht über die Schnur hauen' und darauf: 'nach den Umständen'. — Auf S. 44 und 45 und S. 182 ist die Stärke der drei Armeen der Verbündeten zu Anfang des Krieges von 1813 und Ende Dezember 1813 nicht völlig zutreffend angegeben. Vgl. R. Friederich, Die Befreiungskriege 1813—15 II. u. III. Bd. Auf S. 298 ist richtig hervorgehoben, daß Blücher zum Fürsten von Wahlstatt erhoben wurde. Es würde sich empfehlen, dabei die Auszeichnungen der anderen bedeutenden preußischen Führer, namentlich des Generals Yorck, nicht zu übergehen, der besonders in den Vordergrund getreten war und das höchste Interesse des Lesers gewonnen hat.

Das empfehlenswerte Buch, das hauptsächlich Kriegsgeschichte erzählt, ist auch für Schüler- und Volksbibliotheken geeignet.

2) W. von Voß, Die Völkerschlacht bei Leipzig. Mit 28 Abbildungen. Bielefeld und Leipzig. Velhagen und Klasings Volksbücher Nr. 52. 34 S. 4. Geh. 60 ℛ︀.

Die bei Velhagen und Klasing erschienenen Volksbücher liefern eine reiche Quelle der Belehrung auf vielen Gebieten des Wissens und der Kunst. Das vorliegende Bändchen ist von einem Generalmajor z. D. verfaßt, der also in der Lage ist, über einen hervorragenden Akt der Kriegsgeschichte als Fachmann ein sachgemäßes und klares Bild zu entwerfen. Er beginnt in der Einleitung mit der Katastrophe der Großen Armee Napoleons 1812 und schildert die folgenden Ereignisse in ganz kurzen Zügen, um darauf die Kämpfe der Entscheidungsschlacht bei Leipzig am 16., 18. und 19. eingehend darzustellen. Jeder, der für eine

Hosted by Google

nähere Schilderung dieser Schlacht Interesse hat, wird durch die übersichtliche Darstellung des Büchleins ein klares Bild gewinnen.

Napoleon hat in dieser großen Schlacht außer seinen Franzosen noch Polen, Italiener, Spanier und namentlich auch Deutsche aus dem Rheinbund, d. h. aus West- und Süddeutschland verwandt. Der König von Sachsen hat sogar noch beim Beginn des dritten Schlachttages 'völlig verblendet' jede Unterhandlung mit den Verbündeten abgewiesen. So hatte Napoleon Metternich gegenüber auch von seinen Verlusten in Rußland gesagt, daß 'nahezu die Hälfte davon Deutsche gewesen seien'. (Friederich, Befreiungskriege III. Bd., S. 22). Auf der anderen Seite hatte der Kronprinz von Schweden, dessen zurückhaltende Kriegführung bekannt ist, während des Kampfes am dritten Schlachttage bei Leipzig seine Schweden 'bereitstellen lassen, um — sie den verbündeten Monarchen in Parade vorzuführen'. Jeder deutsche Patriot wird dem schönen Schlußgedanken des Verfassers aus vollem Herzen beistimmen: 'Seit auf Leipzigs blutgetränkten Gefilden des großen Schlachtenkaisers Adler . . . in den Staub sanken, hat keines Feindes Fuß mehr des Vaterlandes heiligen Boden entweiht. Und so wird es bleiben, solange das deutsche Volk einig und stark, in unerschütterlicher Treue um seinen Kaiser geschart, seine Wehr scharf erhält, bereit, Gut und Blut einzusetzen fürs Vaterland.' Die Abbildungen verdienen wegen ihrer sauberen und klaren Ausführung Anerkennung. Abbildungen von einzelnen Momenten des Schlachtgetümmels haben weniger Wert, namentlich in kleinem Maßstabe. Abbildungen von Personen, Gebäuden, Denkmälern, die sich im Büchlein in größerer Zahl befinden, sind für Belehrung vorzuziehen.

Berlin-Steglitz. R. Petersdorff.

Erich Marcks, Bismarck. Eine Biographie. Erster Band: Bismarcks Jugend 1815—1848. 15. Auflage, mit zwei Bildnissen. Stuttgart u. Berlin 1910, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. XII u. 476 S. 8. 7,50 ℳ, geb. 9,50 ℳ.

Dem Referenten, der in dieser Zeitschrift, Jahrgang LVIII S. 243 ff. u. LIX S. 298 ff., Oskar Klein-Hattingens Werk „Bismarck und seine Welt" besprochen hat, ist es eine Genugtuung, hier auf Marcks' Bismarck hinweisen zu können. Kann man sich doch kaum einen größeren Gegensatz als den denken, der zwischen diesen beiden Arbeiten besteht. Dort Klein, der freisinnige Parteimann, der von der hohen Warte seiner Partei herab Bismarck kritisiert, hier der bescheidene Historiker Marcks, der sich, mit keiner Parteibrille ausgerüstet, die Entwicklung des Menschen und Staatsmannes Bismarck zu verstehen bemüht und in emsiger, hingebender Weise jede Spur dieser Entwicklung, soweit sie noch zu erkennen ist, verfolgt, jede mögliche Einwirkung der Umwelt auf seinen Helden prüfend untersucht und so vor unseren Augen ein Bismarckbild erstehen läßt, wie es treuer und klarer heute schwerlich gezeichnet werden kann. Dort ein Zerrbild, entworfen von einem Manne, der sich anmaßt, als unfehlbarer Richter von einem nach seiner Meinung erhabenen und

Hosted by Google

unanfechtbaren Standpunkt aus über alles, was in Betracht kommt, urteilen zu können, der es aber nicht vermocht hat, eine unbefangene Prüfung des einschlägigen Materials vorzunehmen, ehe er der staunenden Welt seinen Urteilsspruch verkündet, sondern nur mit großem Eifer die Akten nach Anklagematerial durchsucht, blind aber alle entlastenden Momente übersieht, hier ein objektiver Forscher, der jedes Zeugnis aufzuspüren sucht, das nur irgendeinen Lichtstrahl auf das allmähliche Wachstum seines Helden werfen kann. Besonders schroff tritt der Gegensatz in dem Ergebnis der beiden verschiedenen Arbeitsmethoden bei der Beurteilung des Bismarckschen Gemütslebens in die Erscheinung. Klein sieht nur die kalte Außenseite Bismarcks, und so urteilt er 'ein Armer an Gemüt', 'ein Mensch von armem und unedlem Gemütsleben' (II 2, 173 u. 177). Ich glaube, wenn jetzt Klein das Werk von Marcks liest, muß ihn das Gefühl der Scham anwandeln, daß er derartig geurteilt hat. Denn ein Wahrheitsucher ist ja Klein, soweit seine Parteiverblendung das zuläßt, und hier muß er den vorgeführten Tatsachen gegenüber seinen Irrtum einsehen. Freilich — er hätte ihn schon vorher einsehen können, wenn er mit einiger Unbefangenheit Bismarcks Briefe gelesen hätte.

Gewiß, wenig Liebe hat den Knaben Otto in seiner Jugend umgeben; rechte, echte Mutterliebe hat ihn nicht beglückt, er wächst in erkältender Umgebung heran, und ich glaube, daß dadurch die Grundlage zu seiner verschlossenen, abweisenden Außenseite gelegt worden ist. Aber wie deutlich tritt in Marcks' Darstellung hervor, wie sehnsüchtig der Jüngling und noch mehr der heranwachsende Mann nach Liebe und nach einer das Herz ausfüllenden Religion ausschaut, wie der äußerlich stolze, selbstsichere, scheinbar kühle Mensch im Innersten ein tiefes Gemütsleben birgt und von Schwermut und religiösen Zweifeln gequält wird. Allein schon das Verhältnis Bismarcks zu Moritz von Blanckenburg und dessen Gattin, das uns Marcks liebevoll und eingehend hauptsächlich auf Grund der Briefe schildert, und der tiefe Eindruck, den der Tod der Marie von Blanckenburg auf Bismarck machte, der Frau, die ihn vielleicht zuerst in seiner ganzen Gemütsanlage und geistigen Größe erkannt hat, ist eine glänzende Widerlegung der maßlosen, ungerechten Beurteilung Kleins. Ein edleres Freundschaftsverhältnis als das zwischen Bismarck und Moritz von Blanckenburg wird es schwerlich jemals gegeben haben. Wie überhaupt der gemütsrohe Bismarck alle tief angelegten Menschen in seinen Bann zieht! Freilich zu der Art von Gemütsmenschen, deren Gefühle leicht über die Lippen sprudeln, gehörte unser Bismarck nicht. Vielleicht kennzeichnet den tapferen, verwegenen und doch gemütstiefen Mann am besten sein Kraftwort: In ergebenem Gottvertrauen setz' die Sporen ein und laß das wilde Roß des Lebens mit dir fliegen über Stock und Block, gefaßt darauf, den Hals zu brechen, aber furchtlos, da du doch einmal scheiden mußt von allem, was dir auf Erden teuer ist, und doch nicht auf ewig!

Statt einzelnes aus dem Werke vorzuführen, scheint es mir ratsamer, einige Bemerkungen aus dem interessanten Vorwort mitzuteilen, die uns zeigen, worum es dem Verfasser zu tun ist, welches Ziel er


Hosted by Google

sich gesteckt hat und wie das Buch entstanden ist. Wir erkennen dabei zugleich seine im Gegensatz zu Klein-Hattingen wohltuend wirkende Bescheidenheit.

Zunächst erklärt der Verfasser, weshalb er es gewagt habe, schon jetzt über Bismarck zu schreiben. Wir Heutigen könnten nicht warten, bis spätere Geschlechter einmal allseitige archivalische Kunde von ihm hätten, auch nicht auf den abklärenden Einfluß, den die wachsende Entfernung auf das Urteil haben würde. Wir verlangten, schon jetzt von ihm zu reden; denn wie gesinnt auch jemand wäre, an dieser Gestalt könne keiner vorbei. Vor den Entfernteren hätten die Näherstehenden auch Vorteile im Nachempfinden und im Verständnis, auch wüßten wir bereits viel von Bismarck, mehr wohl, als irgendeine andere Vorzeit von den Gewaltigen gewußt hätte, die unmittelbar vor ihr gelebt hätten. Sodann präzisiert er seine Aufgabe dahin, daß er eine Biographie schreiben wolle, als deren Mittelpunkt und Hauptsache immer Bismarck selbst, sein Werden und seine unablässigen Wandlungen stehen sollten, sein Handeln und die Einwirkung seiner Taten und seines Daseins auf Volk und Zeit. Im ersten Bande würde naturgemäß vollends das Persönliche überwiegen. Bisher hätte eine wirkliche Darstellung von Bismarcks Jugend nicht gegeben werden können, da der Stoff gar zu ärmlich gewesen sei. 'Ich habe gewünscht, ihn (den Stoff) zu bereichern, soweit das heute schon — oder muß man für diesen Abschnitt sagen: heute noch? — möglich schien, und aus diesem Stoff einen Bau zu errichten . . . Es sind noch nicht die Zeiten der großen Taten, aber in ihnen erwächst der große Mensch, und nur aus ihnen ist er verständlich.' Es wird dann die Erklärung gegeben, weshalb der Verfasser das Buch der Erinnerung an Fürst Herbert Bismarck gewidmet hat, wie ihm erst dieser die Möglichkeit verschafft hätte, das nötige Material zu sammeln, wie er mit ihm so vieles besprochen habe, wie 'das viel zu frühe Versiegen dieser starken, lebendigsten Quelle ein unersetzlicher Verlust' sei. Dankbar erkennt er auch die wertvolle Unterstützung an, die er bei den andern Verwandten des großen Staatsmannes gefunden, wie er überhaupt von vielen Seiten durch Herbeischaffungen von Schriftstücken usw. gefördert worden sei. Doch betont Marcks dabei: 'Verantwortlich bin nur ich allein, für den Stoff wie vollends für dessen Bearbeitung und Beurteilung, der ich, nach bestem Gewissen als Historiker, nachgegangen bin, nicht mit innerlicher Kühle, die nie ein Verständiger vom Historiker verlangt hat, vielmehr mit aller Wärme des persönlichsten Anteils, der Empfindung wie der Phantasie, mit aller Wärme aber auch aller Wahrhaftigkeit des Verstehens und, soweit ich es vermöchte, mit der Gerechtigkeit, die die Seele aller geschichtlichen Erfassung ist. Ich bin nie beeinflußt und nie beengt worden: aber ohne jene Hilfe wäre mein Buch undenkbar gewesen.'

Wie sehr ist sich Marcks der menschlichen Begrenzung der historischen Unparteilichkeit bewußt, der Unwahrhaftigkeit des sine ira et studio, und wie bescheiden gesteht er das ein! Der Wahrheitsucher Klein wähnt, hoch über seinem Stoffe zu schweben, und steckt im dicksten Parteinebel. Da nun Selbsterkenntnis der erste Schritt zur Wahrheit ist

Hosted by Google

und das aufrichtige Streben nach dieser auch Marcks besitzt, so können wir ihm schon aus diesem Grunde mehr als Klein vertrauen.

Obwohl Marcks' Arbeit minutiös ins einzelne eindringt, so ermüdet sie doch den Leser nicht, sondern sie bietet eine erfrischende Lektüre. Nur die Schilderung der Patrimonialgerichtsreform dürfte wohl für manchen zu breit sein. Ich möchte sie freilich dennoch nicht missen, da sie ein wichtiges Dokument für die Selbständigkeit des reifenden Staatsmannes im politischen Denken ist.

Es ist ein köstliches Buch, das uns Marcks geschenkt hat, eine reife Frucht deutschen Forscherfleißes und trefflicher Darstellungskunst. Bei ihm könnte man zu Recht die viel mißbrauchte Empfehlung aussprechen, daß es in keiner gebildeten deutschen Familie fehlen dürfte. Die überaus schnelle Aufeinanderfolge der Auflagen scheint ja auch die Verwirklichung dieses Wunsches nicht ganz in das Reich des Unmöglichen zu rücken. Mit Spannung kann man dem zweiten Bande entgegensehen, dessen Erscheinen, wie ich erfahre, im Herbst des Jahres 1913 zu erwarten ist.

Sangerhausen. J. Froboese.

---

1) Dr. Heinrich Schnell, Aufgaben zur graphischen Darstellung für den mathematischen Unterricht. Braunschweig 1913. Friedrich Vieweg & Sohn. VIII u. 43 S. m. 32 Abbildgn. gr. 8. 1,60 *M*.

In dem sehr schön ausgestatteten Büchlein entwickelt S. auf 43 Seiten seine Gedanken über Einführung und Anwendung der graphischen Darstellung von Funktionen. Er hat vollkommen recht, wenn er solche Übungen für den Unterricht fordert und, um ihnen Platz zu schaffen, andere 'gekünstelte' ausmerzen will; leider sagt er nicht, welche er damit meint, und einige von ihm behandelte (z. B. Füllung eines Behälters durch zwei Röhren) gehören gerade zu den recht gekünstelten. S. überschätzt aber die Bedeutung des graphischen Verfahrens nach dem Vorgang von Felix Klein und dem Muster der Lesserschen Bücher. Es kann nie Selbstzweck sein, sondern immer nur Mittel zu dem Zwecke, den Ablauf von Funktionen zu veranschaulichen; sobald man den Gedanken verliert, daß der Funktionsbegriff auch selbständig erfaßt werden kann, und das Verfahren übertreibt, entartet es zur Spielerei. Dagegen unterschätzt wohl S. die Schwierigkeiten, die die graphische Darstellung den Schülern bereitet; 'spielend', wie er sich ausdrückt, wird man auch mit ihrer Hilfe nicht den Differentialquotienten klar machen.

Das Stoffgebiet ist ungefähr das gleiche wie in ähnlichen Sammlungen, es ist im allgemeinen recht geschickt zugeschnitten und durch einige neue Gebiete erweitert. Die Theorie der Polarkoordinaten könnte ohne Schaden fallen, da sie außer Zusammenhang mit dem übrigen steht. Ebenso verspreche ich mir nur geringen Nutzen von den an sich ja sehr interessanten Darstellungen der Reihen. Dafür hätte ich gern den Kreis der Beispiele, die zur Einführung der Methode dienen, erweitert. S. benutzt dazu ausschließlich Bewegungsaufgaben; damit

Hosted by Google

aber wird die vielseitige Verwendbarkeit des Verfahrens zur leichten Veranschaulichung unübersichtlicher Zahlentabellen nicht klar, auf der gerade seine Bedeutung für zahlreiche Wissenszweige beruht. Den Zusammenhang zwischen der linearen Funktion einer Veränderlichen und der zugehörigen Gleichung finde ich nicht angegeben, den zwischen Funktion und Gleichung zweiten Grades nicht scharf genug herausgearbeitet; beides wäre für das Verständnis der graphischen Auflösung von Gleichungen höheren Grades wünschenswert gewesen. Von diesen Schwächen abgesehen ist der Aufbau der Theorie geschickt, die Auswahl der Aufgaben interessant; nur läßt der Ton der Darstellung an manchen Stellen nicht recht erkennen, an welchen Leserkreis sich der Verfasser eigentlich wenden will: Der Lehrer wird öfters die Breite der Darstellung und andererseits das Fehlen der Ergebnisse bedauern, und der Schüler statt bloßer Andeutungen genauere Angaben wünschen.

2) P. Crantz, Aufgaben aus der Trigonometrie, Stereometrie und analytischen Geometrie und über größte und kleinste Werte. B. G. Teubner 1913. IV u. 94 S. gr. 8. geb. 1,40 ℳ.

Neben dem eisernen Bestande aller solcher Aufgabensammlungen enthält das Buch in allen Teilen eine große Reihe originell ausgedachter und geschickt behandelter Aufgaben, die eine reiche pädagogische Erfahrung verraten. Besonders hübsch ersonnen und angemessen zugeschnitten sind die mannigfaltigen Anwendungen. Der Verfasser wird zwar bei ihnen dem Vorwurf nicht entgehen, er habe mit gewissen vereinfachenden Annahmen den wirklichen Verhältnissen Zwang angetan. Ich meine aber, solche Stilisierung der Aufgaben ist gerade notwendig, denn ohne sie erstickt der mathematische Kern zu leicht unter dem Wuste von allerlei gleichgültigem Beiwerk. Die Sammlung ist darum ein wertvolles Hilfsmittel für den Lehrer an höheren Schulen und für den einzelnen Schüler, der sich selbst fortbilden will. Als Übungsbuch zum allgemeinen Schulgebrauch könnte ich sie weniger empfehlen, weil durch Kapitelüberschriften, einzelne Anweisungen und methodische Gruppierung die Lösung oft zu stark angedeutet wird. (Das Verfahren zu Beginn der Trigonometrie, wo sogar nach den einzelnen Funktionen getrennt wird, würde ich übrigens auch dem Lehrer nicht empfehlen.)

C.'s Absicht, die Aufgaben nicht zu schwierig zu gestalten, ist durchaus zu begrüßen. Er hat sie auch mit sicherem pädagogischen Takte durchgeführt, soweit allgemeine Werte in Betracht kommen. Dagegen kann ich seiner Behauptung, auch die bestimmten Zahlenergebnisse seien einfach, nur mit großer Einschränkung zustimmen: die Fälle, in denen Potenzen von drei- und vierstelligen Zahlen verlangt werden und nach längeren Berechnungen Wurzeln nicht aufgehen, sind doch zu häufig. Solcher Ballast, der dem Schüler die Lust nimmt, ohne ihn zu bilden, verschwindet besser bei künftigen Auflagen. Aus dem gleichen Grunde wird es sich empfehlen, später immer denjenigen Näherungswert von π anzugeben, für den die Aufgabe abgefaßt ist.

Die Wahl der Stoffgebiete ist im allgemeinen sehr glücklich und bietet auch dem ältern Lehrer viel Anregung. Sehr erfreulich finde ich es,

Hosted by Google

daß bei der analytischen Geometrie durch manche Konstruktionsaufgaben dem Überwuchern der reinen Rechnung gesteuert wird. Ich vermisse jedoch manches, was mir für die mathematische Bildung notwendig erscheint, z. B. größte und kleinste Werte goniometrischer Ausdrücke, die zur Vertiefung der Funktionsvorstellung und als Vorübung für den vierten Teil des Buches dienen können, und (abgesehen von einigen Andeutungen beim Kreise) die Bestimmung geometrischer Örter auf analytischem Wege, durch die doch gerade Zweck und Charakter der analytischen Geometrie besonders deutlich hervortreten.

Gar zu knapp sind die trigonometrischen Dreiecksberechnungen (§ 7, 9, 10) gehalten. Ein Vergleich mit der Aufgabensammlung von Lieber & Lühmann zeigt am besten, wieviel hier fehlt. An dieser Stelle springt auch am deutlichsten eine Schwäche der Form ins Auge, in der die meisten Aufgaben auftreten. C. verbindet im Wortlaut die allgemeinen und die bestimmten Zahlenwerte. Ich würde es vorziehen, wenn der Text nur allgemeine Werte enthielte. Die numerischen könnten dann, am besten immer in Auswahl, am Ende zugesetzt werden. In vielen Fällen sind sie vollständig überflüssig. Wenn, wider nach dem Vorbild von Lieber & Lühmann, die Dreiecksberechnungen durch drei typische Buchstaben angegeben werden, so haben auf einer Seite hundert Platz, wo jetzt nur zehn stehen; bestimmte Zahlenwerte kann sich jeder Benutzer aus einem zu dem Zwecke konstruierten Dreieck selber beschaffen. Übungen aber im Aufschlagen von Logarithmen sollten in einer modernen Sammlung überhaupt fehlen: die füllen doch nur Zeilen, aber keine Lücken aus.

Auch dem sprachlichen Ausdruck fehlt öfters noch die künstlerische Vollendung. Manche Aufgaben werden erst klar, nachdem man einige dem Wortlaut nach ebenso mögliche Irrwege verlassen hat, und oft stört unnötige Breite und Häufung von Relativsätzen. Wenn solche Schönheitsfehler beseitigt und manche Aufgaben, die sich kaum im Ausdruck unterscheiden, in eine zusammengezogen werden, so wird das wertvolle Buch bedeutend gewinnen.

Wiesbaden. Fritz Walther.

---

1) Unger, Fr., Der Rechenunterricht auf allen Stufen (unter Ausschluß der ersten drei Schuljahre). Leipzig 1912, Julius Klinkhardt. IV und 418 S. 5 *M*.

Der Umfang des Buches mag zunächst erschrecken und von der Beschäftigung mit dem Werke zurückhalten. Sehr mit Unrecht, da es wohl das Beste ist, was z. Z. auf diesem Gebiet gelesen werden kann. Das Beste dem Umfang nach, da es über die Gebiete des gewöhnlichen Schulunterrichts eine sehr klare und eingehende Unterweisung für alle kaufmännischen Rechnungsarten gibt, z. B. in einem Kapitel von nahezu 60 Seiten ganz vortrefflich über die Rechnungen zur Reichsversicherungsordnung orientiert. Der Leser wird hier wie in den vorhergehenden Abschnitten über die Fachausdrücke und die Grundgedanken der Rechnungsart ebenso gründlich unterrichtet, wie durch zahlreiche, wohl ge-


Hosted by Google

wählte, z. T. ausführlich durchgerechnete Beispiele zur Sicherheit in der Anwendung geführt. Die ersten Kapitel behandeln das Gebiet des auf öffentlichen Schulen Gelehrten. In ihnen ist 'alles das zu finden, was im Rechenunterricht gebraucht wird und Bürgerrecht erlangt hat; Methodisches, Lösungswege, geschäftliche Formen, Sachliches, Kritisches. An die allgemeinen Methoden werden stets die Rechenvorteile angeschlossen'. Diese Worte der Vorrede versprechen nicht zuviel. Der Lehrer des Rechnens, der diese Kapitel durcharbeitet, wird sich im sicheren Besitz eines Wissens befinden, das ihn befähigt, seinen Unterricht einheitlich und großzügig anzulegen, den Schülern Rechenfertigkeit und Verständnis der Operationen zu übermitteln und gleichzeitig die zweite Aufgabe dieses Unterrichts an höheren Schulen zu lösen, ihn zu einer Propädeutik des arithmetischen Unterrichts zu gestalten.

2) Thaer, A. und Rouwolf, R., Rechenbuch für höhere Schulen. Breslau 1912. F. Hirt. 200 S. — geb. 2,40 ℳ.

Neben der größeren, in drei Heften und einem für Tertia bestimmten Ergänzungsheft lassen die Herausgeber jetzt diese gekürzte Ausgabe ihres Rechenbuchs in einem Bande erscheinen, die sich vermutlich bald einbürgern und ihrer älteren Schwester gelegentlich Konkurrenz machen wird. Der Stoff ist in der Richtung gewählt, daß er ausreicht, alle Anforderungen der preußischen Lehrpläne zu befriedigen. In jedem Abschnitt ist er in zwei Gruppen geteilt, so daß die Aufgaben der ersten Gruppe in erster Linie für das Kopfrechnen, die der zweiten für die schriftlichen Übungen in Betracht kommen. An einigen Stellen ist zwischen die Aufgaben ein Abschnitt eingestreut, der die Darlegungen des Lehrers zusammenfassen soll. Meisterhaft in seiner Klarheit, Kürze und Präzision ist da vor allem der 25. Abschnitt über Entstehung, Darstellung und Arten der Brüche.

Das Werkchen kann auf das beste empfohlen werden.

3) Heilermann-Dickmann, Lehr- und Übungsbuch für den Unterricht in der Algebra an den höheren Schulen. Neu bearbeitet von K. Knops. II. Teil. 7. Aufl. Essen 1913, G. D. Baedeker. IV und 218 S. geb. 2,80 ℳ.

Von diesem Lehrbuch hat dem Berichterstatter der erste Teil nicht vorgelegen. Er kennt eine ältere Auflage des Ganzen, deren Vergleichung mit der vorliegenden Neubearbeitung ergibt, daß das Buch seine Gestalt entsprechend den neuen Anforderungen an den mathematischen Unterricht ziemlich stark verändert hat. Wie es jetzt sich zeigt, kann es aber wohl als eine praktische und realistische Unterlage für den Unterricht bezeichnet werden. Einen soliden Grund hatten der Verfasser und der erste Bearbeiter, deren Namen einen guten Klang haben, gewiß gelegt, und der jetzige Herausgeber hat sein Bestes getan, seinen Pflegekindern die erworbene Bedeutung zu erhalten. Alle Stichproben über die Behandlung einzelner Punkte, die der Berichterstatter als schwierig kennt, sind zu seiner vollen Befriedigung aus-

Hosted by Google

gefallen. Die den einzelnen Abschnitten beigefügten Aufgaben sind sachgemäß, z. T. eigenartig und vermögen das Interesse der Schüler wohl anzuregen. Der Stoff ist so umgrenzt, daß er auch für realistische Lehranstalten ausreicht, falls sie nicht einseitig über das für die höhere Schule Verlangte hinauszugehen trachten.

4) Bauer, W. und v. Hauxleben, E., Lehrbuch der Mathematik für Gymnasien. Unterstufe der Planimetrie von E. v. Hauxleben, X und 158 S. geb. 3 ℳ. — Oberstufe der Geometrie von E. v. Hauxleben, XII und 308 S. geb. 4,20 ℳ. — Unterstufe der Arithmetik von W. Bauer, X und 256 S. geb. 3,60 ℳ. — Oberstufe der Arithmetik von W. Bauer, VIII und 164 S. geb. 2,40 ℳ. Braunschweig 1912, Fr. Vieweg und Sohn.

Das neue Unternehmen macht einen recht guten Eindruck, der bei näherer Beschäftigung sich noch verstärkt. Es gehört zu den mathematischen Lehrbüchern, die die Gedanken der Meraner Vorschläge berücksichtigen, ohne den Gang der Entwicklung so fest mit ihnen zu verweben, daß ein diesen abgeneigter Lehrer seine Benutzung ablehnen müßte. Das wäre nun an sich kein Vorzug, da dann auch ein den Reformen zugeneigter nicht auf seine Rechnung kommen würde. Indessen ist diese Schwierigkeit hier geschickt vermieden. Die funktionalen Betrachtungen und die graphischen Darstellungen erscheinen keineswegs als ein äußerlich der Darstellung angefügter Zierat, sie bilden vielmehr durchaus einen das ganze Werk durchziehenden einheitlichen Leitfaden, aber die Betrachtungen sind doch so gehalten, daß sie nicht ausschließlich auf diesen einen Leitfaden aufgereiht sind, so daß dieser auch etwas zurückgedrängt werden kann.

In der Auswahl des Stoffes treten einige Eigentümlichkeiten hervor. Bei der Arithmetik vor allem die sehr ausführliche Behandlung der Kombinatorik. Die Verfasser rechtfertigen dies damit, daß ihre unterrichtlichen Erfahrungen sie von der Notwendigkeit einer anschaulichen Behandlung gerade dieses Zweiges des mathematischen Unterrichtsstoffes überzeugt hätten. Und in der anschaulichen Behandlung mag in der Tat die Rechtfertigung liegen. Eine für Gymnasien ungewöhnlich ausführliche Behandlung findet auch die sphärische Trigonometrie. Ihr sind nicht weniger als 56 von den 308 Seiten der Oberstufe der Geometrie gewidmet. Aber auch hier wird man nach der Durchsicht des Abschnitts den Verfassern recht geben. Es ist die Anwendung der Formeln in den Aufgaben aus der Astronomie, die den Schülern große Schwierigkeiten bereitet, deren Fortschaffung das Lehrbuch daher versucht hat. Und, soweit man das ohne Erprobung im Unterricht sagen kann, mit Erfolg versucht hat. Diese Darlegungen zu lesen ist ein Genuß, den die Betrachtung der sehr geschickt gezeichneten Figuren noch erhöht. Die Verfasser haben, hier wie an vielen anderen Stellen des geometrischen Teils, mit viel Glück bunte Farben benutzt, um die Durchsichtigkeit und Klarheit der Figuren für den Neuling zu erhöhen. Der Berichterstatter ist kein unbedingter Anhänger dieses Hilfsmittels, aber an vielen Stellen springen die Vorteile in diesem Buch doch so ins Auge, daß er beim

Hosted by Google

eigenen Unterricht sich mancher ihm hier gewordenen Aufklärung zu bedienen gedenkt.

Eine eigenartige Leistung bildet endlich die Ableitung der stereometrischen Formeln. Die Verfasser können mit Recht die Einheitlichkeit ihrer Ableitungen gegenüber der Buntscheckigkeit der gebräuchlichen betonen.

Daß die analytische Geometrie durchweg in der Form von Aufgaben behandelt ist, wird man ohne weiteres billigen. Der Unterricht selbst verfährt gewiß schon jetzt an vielen Stellen so, wenn auch das ihm zugrunde gelegte Lehrbuch davon nicht unmittelbare Kunde gibt.

Ein Übelstand bleibt — der hohe Preis. Mahlers Hauptsätze der Mathematik kosteten einst — inzwischen hat der Preis sich freilich auch erhöht — 2,80 ℳ für die ganze Zeit des gymnasialen Mathematikunterrichts. Allerdings macht das Lehrbuch durch die Fülle der beigefügten Aufgaben eine besondere Aufgabensammlung überflüssig.

Berlin-Pankow. Max Nath †.

O. Kleinschmidt, Die Singvögel der Heimat. 86 farbige Tafeln mit systematisch-biologischem Text nebst Abbildung der wichtigsten Eier- und Nestertypen, letztere meist nach Naturaufnahmen in Schwarzdruck. Leipzig 1913, Quelle und Meyer. 5,40 ℳ.

Aus der Hochflut ornithologischer Veröffentlichungen der letzten 10—20 Jahre, die für das erfreulich gesteigerte Interesse an der Vogelwelt ein eindrucksvolles Zeugnis ablegen, hebt sich für den Kenner ohne weiteres Kleinschmidts letzte Publikation in Buchform heraus: Die Singvögel der Heimat. — Seit den Zeiten Joh. Friedr. Naumanns, eines der großen Klassiker deutscher Ornithologie, dessen umfangreiches Werk nur noch antiquarisch für sehr hohen Preis — oder in der vielspältigen Neuausgabe von Prof. Hennicke — zu haben ist, besitzen wir kein deutsches Vogelbuch, dessen Verfasser anerkannt sachkundiger Darsteller und meisterhafter Illustrator in einer Person wäre, wie das beim Kleinschmidtschen Buch der Fall ist. Wer die Vogelabbildungen des Verfassers schon aus seinen früheren Veröffentlichungen kennt, besonders aus seiner Zoographia infinita, der weiß, wie sich in ihnen zuverlässigste Naturtreue mit künstlerischem Geschmack verbindet. Leider ist bei einigen — aber doch eben nur ein paar — Tafeln die Farbengebung der Reproduktion nicht ganz so glücklich gelungen, wie sie die Originalzeichnung aufgewiesen hat. Das ist jedoch gegenüber der Darstellung der Körperform im allgemeinen sowie der einzelnen Teile so belanglos, daß die Vögel nach ihrer Gestalt auch im Schwarzbild ohne Schwierigkeit sofort richtig erkannt werden. Wo der Illustrator nicht das nackte Vogelbild gibt, sondern den Vogel im biologischen Verhältnis zu seiner natürlichen Umgebung darstellt, wie in fast allen Fällen, ist diese nicht in breiter, den abgebildeten Vogel nur beeinträchtigender Ausführung dargestellt, sondern nur andeutungsweise, wodurch vielfach eine geradezu künstlerische Wirkung erzielt wird. Wie stark Klein-

Hosted by Google

schmidt dem biologischen Einflußpunkt auch bei den Abbildungen Rechnung getragen hat und den Vogel in die Wirklichkeit seiner Umgebung hineinzukomponieren verstanden hat, dafür finden wir in den Einzelbildern der vier Schwalbenarten ein besonders deutliches Beispiel. Man denke sich einmal diese Schwalben in der gewöhnlichen Weise ohne alle 'biologische Beigabe' neben einander abgebildet und man wird sofort ermessen können, wie außerordentlich durch lebensvolle Natürlichkeit, also leichte Erkennbarkeit, die Kleinschmidtschen Abbildungen sich empfehlen. Auch die beiden Tafeln, welche die 'wichtigsten 50 Eiertypen' enthalten, sind willkommen, wenngleich die Farbengebung der Eier hinter der der Vögel etwas zurücksteht. Endlich bietet das Buch auf 14 Tafeln eine Anzahl photographischer Aufnahmen von verschiedensten Nesterformen als treffliches Anschauungsmaterial.

Liegt unbestreitbar der Hauptwert des Kleinschmidtschen Werkchens in seinen Illustrationen, so darf sich ihnen doch der Text als angemessener zur Seite stellen. Bei der Vortrefflichkeit der Bilder darf er kurz sein. Ein bestimmtes, bei der Beschreibung jeder Art wiederkehrendes Schema sorgt dafür, daß trotz aller Knappheit doch alle für die Beschreibung erheblichen Gesichtspunkte ausreichende Berücksichtigung finden. Scharf ist das Wesentliche herausgehoben. Die etymologische Erklärung der für die richtige Betonung mit Akzent versehenen wissenschaftlchen Namen wird jeder Anfänger angenehm empfinden. Kleine Fußnoten enthalten wichtige Beiträge zur Systematik und Biologie, die, wenn sie auch öfters mehr den schon in der Vogelkunde etwas Bewanderten interessieren, doch keinesfalls als bloßer wissenschaftlicher Ballast anzusprechen sind. Daß Kleinschmidt in der Nomenklatur 'Namenänderungen dem Hausgebrauch ausliefert, die erst in der neuesten wissenschaftlichen Fachliteratur durchgeführt sind' und auch althergebrachte deutsche Bezeichnungen einigemal eigenmächtig verändert (z. B. für 'Sommer-' bzw. 'Wintergoldhähnchen' die Namen 'Augenstreif' bezw. 'Gemeines Goldhähnchen' setzt), ist eine viel zu geringfügige Sonderbarkeit, als daß diese die Vorzüge seines Buches irgendwie herabzusetzen vermöchte. Unsere Jugend wird, soweit sie nur einigermaßen ein liebevolles Auge für die Vogelwelt besitzt, durch Kleinschmidts Buch leicht und sicher zur Kenntnis unser Singvögel — und eben damit zu begeistertem Vogelschutz angeleitet werden.

Naumburg a. S. C. Lindner.

---

1) Karl Gast: Liederbuch für die Vorschulen höherer Lehranstalten mit einer Übungsschule von Dr. Hugo Löbmann in Leipzig. Ausgabe A. Trowitzsch und Sohn in Berlin. 50 𝒫𝒻, kartoniert 60 𝒫𝒻.

Das schön ausgestattete und zu einem billigen Preise hergestellte Buch wird seinen Zweck, Lust zum Singen in der Jugend unsrer Vorschulen zu erwecken, sicherlich erfüllen. Darin befindet sich die größte Anzahl der uns bekannten Kinderlieder in verständiger Stufenfolge. Daran schließen sich bekannte Spiellieder für die Jugend (26)


Hosted by Google

und zuletzt folgt auf 10 Seiten (68—78) noch eine kurze Gesanglehre für das kindliche Alter. Alles in allem wird das Büchlein unserer Jugend helle Freude bereiten, vorausgesetzt, daß es in der Hand eines verständigen Lehrers ist.

2) Aloys Meister: 'Gesangschule für höhere Lehranstalten'. Erster Teil: Lehraufgaben für Sexta. 98 S. 0,90 ℳ. Zweiter Teil: Lehraufgaben für Quinta. Leipzig und Frankfurt, Kesselringsche Hofbuchhandlung (E. v. Mayer) 1911. 135 S. 1,30 ℳ. — Vierstimmiges Chorbuch. Sammlung gemischter Chöre für Gymnasien usw. Ebendaselbst 1912. 410 S. geb. 2,50 ℳ.

In dem vorliegenden Lehrbuche erhalten wir widerum eine Gabe, die uns der neue Lehrplan für den Gesangsunterricht beschert hat. Wir übertreiben nicht, wenn wir behaupten: Seit dem Erscheinen des Lehrplans und der neuen Prüfungsordnung ist ein gewaltiger Umschwung auf dem Gebiete des Gesangunterrichts eingetreten. Überall rührt und regt es sich, und die Leistungen werden entschieden besser. Die beiden ersten, vortrefflich ausgestatteten Bändchen der Sammlung dienen dem Anfangsunterricht in Sexta und Quinta. Sie geben dem Lehrer ein reiches und schönes Material an die Hand, das sich vortrefflich in der Praxis verwerten läßt. Die methodischen Bemerkungen sind zwischen die einzelnen Lieder eingestreut und nehmen in ihrer knappen Fassung dem Schüler nicht die Lust am Gesang. Eine längere theoretische Unterweisung wäre bedenklich. Besonders dankenswert erscheint der 'Quellennachweis der Lieder'. Zu erwägen ist, ob nicht in Zukunft die beiden Bändchen in ein einziges zusammengearbeitet werden können. In seinem Hauptwerk, dem Chorbuch, widmet der Verfasser den ersten Abschnitt dem Choral und geistlichen Volksliede. Hier können wir seinen Geschmack nicht teilen. Wie kann man das entzückende Weihnachtslied 'Freut euch, ihr lieben Christen' so verballhornisieren? Das Lied ist für den Schülerchor in Magdeburg geschrieben und soll so bleiben, wie es Leonhart Schröter geschrieben hat. Im dritten Takt ist die Tonfolge verändert und die Harmonieänderung bei 'Es singen uns die Engel' ist monströs, ebenso die Änderung des Schlusses. Sehr bedenklich erscheinen uns auch Tonfolge und Harmonie in 'Zu Betlehem geboren'. Das kraftvolle Lied 'Wie schön leuchtet' dürfte nicht in dem weichlichen Satze von Graun geboten werden, sondern besser in dem kongenialen Satze von H. Schein 1627. Die Weise ist sicherlich nicht von unserm westfälischen Landsmann Ph. Nikolai. Der Text von 'Ich will dich lieben' ist am Schluß durch den Zusatz 'vor Liebe' entstellt. Die jetzt in fast allen Gesangbüchern gebräuchliche Melodie in D-Dur ist viel wirkungsvoller als die des Verfassers. Bei Nr. 29 fehlt der Zusatz, daß der Text von Luther herrührt. Der Tonsatz wird dem Inhalt nicht gerecht. In dem folgenden Abschnitt 'Kunstlieder' hat der Verfasser sich mehr an das Überlieferte gehalten. Die Motette 'Der Herr ist mein Hirt' ist für Männerchor geschrieben, eine Transposition ist nicht tunlich, das selbe gilt von der Motette 'Herr unser Gott'. Statt des Neukommschen 'Herr es freue sich' empfehlen wir

Hosted by Google

das klassische Salve fac regem von K. Löwe. Ungern vermisse ich die Motette von Prätorius 'Geboren ist Immanuel' und 'Ich weiß, daß mein Erlöser lebt' von Michael Bach. Auch die achtstimmige Motette 'Jauchzet dem Herrn' von Mendelssohn dürfte nicht fehlen. In den historischen Liedern hätten wir gern etwas mehr von den niederländischen außer dem 'Berg op Zoom' gesehen. Der 'lustige Schweizerbu' unter den Volksliedern eignet sich besser zum Sologesang unter Begleitung der Guitarre.

Die neue Harmonisierung von 'Die Blümelein, sie schlafen' ist nicht glücklich und steht hinter anderen zurück. Wozu überhaupt die vielen neuen Harmonien zu älteren, von trefflichen Meistern harmonisierten Tonstücken?

Unter den Kunstliedern (Stücke älterer Meister) findet sich viel kostbares Gut. Nr. 132 'Herzlich tut mich erfreuen' konnte fehlen. Um so mehr erfreut sind wir über die prächtige Melodie von Gastoldi, die jetzt vielfach unsere Gesangbücher mit dem Text 'In dir ist Freude' schmückt. Auch die zweite 'Amor im Nachen' ist ein wahrer Schatz. Warum das Mendelssohnsche 'O wunderbares, tiefes Schweigen' aus dem ursprünglichen C-Dur in H-Dur transponiert ist, kann ich nicht einsehen — das Ablesen wird dem jungen Sänger erschwert — noch weniger die Transposition von der 'Nachtigall' des selben Meisters in Ges-Dur. Hauptmannns 'Heidenröslein' bleibt hinter der Volksmelodie erheblich zurück.

Das Buch beweist, daß der Verfasser bestrebt gewesen, neben älterem Gut, das sich in den Chorbüchern fand, wirklich Neues zu bringen. Dies ist ihm z. T. sicherlich gelungen. Insofern bezeichnet seine Arbeit einen Fortschritt. Wieviel von dem kostbaren Gut älterer Meister sich dauernd behaupten wird, kann nur die Zeit erweisen. Unsere Ausstellungen bezogen sich auf Einzelheiten. Zweifellos vermag das Buch mit seinem reichen Inhalt dem Schulgesange gute Dienste zu erweisen.

3) Voice training for choirs and schools by Cyril Bradley Rootham, H. A. Mus. D. Organist and Choirmaster, St. John's College, Cambridge. Cambridge at the University Press 1912. S. 110. Pr. 1 sh. 60 p.

Das Buch hat für einen deutschen Musiklehrer ein ganz besonderes Interesse. Wir alle leben wohl in dem Vorurteil, daß an den englischen Colleges dem Gesange nicht die Wichtigkeit beigelegt wird wie an unsern höheren Schulen. Es scheint uns aber so, als ob der kirchliche Charakter, der früher im lutherischen Deutschland den höheren Schulen eigen war und sie zu einer ganz außerordentlichen Wertschätzung der Musik veranlaßte, wie wir sie heute nicht mehr kennen, in England den Schulen verblieben ist. Die Schulchöre werden vielfach kirchlichen Dienst tun müssen, wie wir es nur vereinzelt noch in Deutschland haben. Sonst würden wir nicht verstehen können, wie man Schülern solche Leistungen zumuten kann. Die Thomaner in Leipzig und die Kreuzschüler in Dresden mögen die Übungen des Verfassers bewältigen

Hosted by Google

können, der Durchschnitt unserer Schüler ist weit davon entfernt. In einer verständig geschriebenen methodischen Einleitung von 45 Seiten behandelt der Verfasser alle Fragen, die im Vordergrunde des Gesangunterrichts stehen. Der Frage gegenüber, ob alle singen können, verhält er sich kritisch: some boys have poor voices; others cannot sing at all. Die Dauer einer Singstunde darf nicht 40 Minuten übersteigen, bei uns nicht 45. Zur Begleitung empfiehlt er das Pianoforte, nicht das Harmonium. Recht so! Er empfiehlt ferner ein System von Förderungen begabterer Chorschüler, wie es in Leipzig u. a. O. längst besteht. Daß die englische Sprache sich ebenso gut wie andere Sprachen zum Gesang eignet, steht dem Verfasser fest (S. 31). Wir möchten doch der vokalreichen schwedischen und italienischen Sprache den Vorzug geben. Interessante Bemerkungen finden sich S. 41 über die Seltenheit guter Männerstimmen an den höheren Schulen Englands und deren hoher Bezahlung (600—1800 ℳ). Man darf aus dieser gelegentlichen Bemerkung schließen, daß in England ganz andere Mittel für guten Gesang in den Kirchen zur Verfügung stehen als bei uns.

Die 78 exercises, die uns durch alle Dur- und Molltonarten Intervalle, Zeitmaße, Notenwerte, Phrasierung und Ausdruck hindurchführen, bedeuten für den, der sie beherrscht, nichts anderes als das Zeugnis, daß er seine musikalische Bildung auf diesem Gebiet zum Abschluß gebracht hat. Auf den Seiten 72 bis 110 folgen schließlich noch Sologesangsproben aus Purcells Libertine, Händels Samson, von Mozart 'laudate dominum'. Den Beschluß bildet eine sechsstimmige Komposition für gemischten Chor (vier Sopran- und zwei Baß- oder Tenorstimmen). Das Werk ist, wie eine Fußnote sagt, das älteste Beispiel eines mehrstimmigen Gesanges und stammt etwa aus dem Jahre 1226. Der Text lautet: summer is acoming in, loud now sing cuckoo.

Fassen wir unser Urteil zusammen, so lautet es: Jedes Volk möge seine musikalische Eigenart behalten und wir schätzen die des englischen Volkes, aber unsern deutschen Schülern steht ein unendlich mannigfaltigeres und reichhaltigeres Material zur Einführung in die edle Gesangeskunst zur Verfügung, und wir müssen bei vielfacher Berührung mit der englischen musikalischen Erziehung doch unsere eigenen Wege gehen.

Hamm (W). Hermann Eickhoff.

G. Fittbogen, Das Deutschtum im Ausland in unsern Schulen. Leipzig, B. G. Teubner 1913. IV u. 43 S. gr. 8. 60 ₰.

Wenn Treitschke recht hat, daß die Zukunft Deutschlands am letzten Ende davon abhängt, wie viele Menschen dermaleinst Deutsch sprechen werden, dann ist die Erhaltung des Deutschtums im Auslande für uns von allergrößter Wichtigkeit. Niemand wird jedoch behaupten, daß der großen Masse unsers Volks die Bedeutung dieser Frage bereits voll zum Bewußtsein gekommen sei. Selbst bei den Gebildeten stößt man noch allzuoft


Hosted by Google

auf krasse Unwissenheit. Kein Wunder also, wenn die Forderung, schon durch Belehrung in der Schule diesem Mangel abzuhelfen, immer nachdrücklicher erhoben wird. Also ein neues Lehrfach? Dessen bedarf es nicht. In einer verdienstlichen Abhandlung zeigt Fittbogen, wie die Kunde vom Auslandsdeutschtum sich dem deutschen, geschichtlichen und erdkundlichen Unterricht zunächst in den höheren Schulen bequem einfügen läßt. Für das Deutsche könnte nach des Verfassers Ansicht auf der Unter- und Mittelstufe ein geeignetes Lesebuch Gutes wirken. An solchen fehlt es indessen, wenigstens innerhalb des Deutschen Reichs. In die oberen Klassen gehört ein Überblick über die Ausdehnung des deutschen Sprachgebiets, und ebenso muß der Literaturunterricht, wenn etwa von Lenau oder Grillparzer, von G. Keller oder C. F. Meyer die Rede ist, den Wert und die Einheit der gesamtdeutschen Kultur dem Schüler zum Bewußtsein bringen. Diese Deutschkunde erfährt ihre Vertiefung im Geschichtsunterricht. Auch hier deckt der Verfasser manche Lücken in unsern Lehrbüchern auf, vor allem vermißt er durchgängig einen Hinweis auf die wichtigsten deutschen Diasporagebiete in Rußland, Ungarn, Nordamerika und Südbrasilien. Etwas besser ist's schon um die Erdkunde bestellt. In verschiedenen neueren Leitfäden wird hier doch dem Auslandsdeutschtum erhöhte Beachtung geschenkt, am meisten vielleicht in dem Lehrbuch von Steinhauff-Schmidt. Doch auch da ist noch manches auszusetzen. Fittbogens Verbesserungsvorschläge S. 22ff. werden hoffentlich nicht ohne Beachtung bleiben. Zuletzt empfiehlt der Verfasser solange wenigstens das Stoffgebiet, auf das er hinweist, für den Schüler noch den Reiz der Neuheit besitzt, auch einmal eine Vertretungsstunde oder eine Festrede zu benutzen, um das Verständnis für die Bedeutung des Deutschtums im Auslande zu wecken. Eine solche am Sedantag gehaltene Schulrede über die Siebenbürger Sachsen und die Aufzählung der markantesten Darstellungen über die Deutschen in den einzelnen Ländern — als Grundstock für eine Bibliothek — bilden den Abschluß des kleinen Heftchens, dem recht viele Leser zu wünschen sind. Auch wer mit den vorgetragenen Gedanken bereits vertraut war und vielleicht auch schon versucht hat, sie für den Unterricht fruchtbar zu machen, wird von der Lektüre der Fittbogenschen Ausführungen nicht ohne Nutzen scheiden. F. Speier.

---

1) Ludwig Stelz, Entstehung und Entwicklung des Menschen bis zur Geburt und Regeln für das Geschlechtsleben der reiferen Jugend. Mit 18 Tafeln. Leipzig, Joh. Ambr. Barth. 74 S. 3 ℳ.

Ein vorzügliches kleines Buch, das den verwickelten Stoff — die Entwicklung des Kindes im Mutterleibe — kurz und klar darstellt. Allein schon die 115 Figuren, die in vierfarbigem Druck ausgeführt und sehr geschickt schematisiert sind, geben ein anschauliches Bild der sonst kaum verständlichen Vorgänge; dadurch dürfte das Werkchen allen ähnlichen überlegen sein. — Auch der Text ist knapp und verständlich, und man muß ihm unbedingt Beifall zollen, — soweit er sich auf das Naturwissenschaftliche bezieht. Geteilt werden die Meinungen sein über die andern Teile des Buches. Wie schon der Titel sagt, stellt es sich auch pädagogische Ziele, ja es wendet sich teils an die Jugend, teils an die Erzieher. Dadurch bekommt es notwendig etwas Unebenes. Mindestens hätte wohl die Frage: „Was soll die sexuelle Aufklärung geben?" in die Vorrede gehört, wo sie auch bereits gestreift ist.

Es wird aber viele Eltern geben, die in Dingen der sexuellen Aufklärung anderer Meinung sind als der Verfasser (und als der Schreiber des Geleitwortes, Herr Dr. Walter in Frankfurt). Mag man auch zugeben, daß solche Dinge durch rein naturwissenschaftliche — sagen wir nüchterne — Behandlung an „Pikanterie" verlieren, so werden (und sollen!) sie doch stets etwas Mysteriöses behalten. Das Mysteriöse, Heilige aber wird sicher besser zu geeigneter Stunde von verständnisvollen Eltern übermittelt, als zwischen dem Pythogoras und den Gebirgen Spaniens vor versammeltem Kriegsvolk. Wann ist überhaupt die

Hosted by Google

Jugend — nein, der einzelne Junge „reif“ für solche Dinge wie Zeugung und Geburt? Ohne Zweifel sehr verschieden; und auf manchen dürfte die unzeitige Mitteilung wie ein Explosionsstoff wirken. Nun gar meiner Tochter, solange sie auf der Schule ist, eine Unterweisung zu geben, wie der Tripper und der Schanker beim Manne und beim Weibe verläuft, trage ich doch ein klein wenig Bedenken. Alle gutgemeinten Warnungen und Winke dürften den Schaden nicht ausgleichen, den die Seele unserer Kinder durch solche ihnen unverdauliche Kost erleiden kann. Nein, nicht in die Hände der Jugend möchte ich dies sonst treffliche Buch legen, wohl aber in die Hände jeder werdenden Mutter, jedes „werdenden Vaters“ und vor allem in die Hände des Lehrers.

2) R. Paasch, 'Gesundheit und Lebensklugheit.' Ärztliche Betrachtungen und Anregungen. Quelle & Meyer in Leipzig, 1913. 100 S. 8. 1 ℳ.

Das Büchlein bringt eine Fülle guter Winke, wie man sein Leben gesund — und weise führen könne. Es „möchte eine Anleitung geben, unsern seelischen Funktionen auch auf dem Gebiet diätetischer Fürsorge die Vorherrschaft zu sichern und den Begriff 'Gesundheit' in höherem Sinne fassen, als es der Tagesbrauch mit sich bringt.“ In Anlehnung an Hufelands 'Makrobiotik' und Feuchterslebens 'Diätetik der Seele' betont der Verfasser neben den hygienischen Gesichtspunkten die ethischen und entspricht damit den Forderungen, die die heutige ärztliche Wissenschaft wider stellt — wie zu Hufelands Zeiten. Denn weit mehr als vor einem Menschenalter muß der Arzt heute, auf den Ergebnissen der modernen Psychologie fußend, psychotherapeutisch, d. h. auch erzieherisch wirken. Wenn man also auch bei manchen Stellen dieses Werkchens meinen könnte, daß sie nur in losem Zusammenhang stehen mit der Gesundheit (des Leibes), so wird man doch dem Arzt die Berechtigung nicht absprechen können, alle Gebiete des Lebens aus ärztlich-pädagogischem Gesichtspunkt zu betrachten. Dem Nichtmediziner wird vieles neu sein; ein medizinischer Leser wird sich freuen an der maßvoll abwägenden Art, mit der der Verfasser, aller Einseitigkeit abhold, ärztliche Fragen einem größeren Leserkreise nahebringt.

Erziehern wie zu Erziehenden, besonders aber denen, die sich selbst erziehen wollen, kann das Buch als kluger Berater von Nutzen sein.

Naumburg a. S. Raim. Jebens.

Karl Tittel, Kriegsspiele. Anleitung zu Felddienstübungen der Jugend. Mit 21 Abbildungen auf 9 Tafeln und einer beigelegten Winkertafel. Leipzig und Berlin 1912. B. G. Teubner. VIII und 77 S. kl. 8. kart. 1,20 ℳ.

In ähnlicher Weise wie das Buch von Schäfer 'Geländespiele' bietet auch das vorliegende erprobte Vorschläge über Anlage und Durchführung von Geländespielen. Es beruht auf den Erfahrungen, die der Verfasser bei zahlreichen Kriegsspielen mit Schülern des Nikolaigymnasiums in Leipzig gemacht hat. Verfasser weiß sehr wohl, daß sich für Kriegsspiele keine allgemeingültigen Regeln aufstellen lassen, daß vielmehr der Erfindungsgabe und dem Geschick des Leiters ein großer Spielraum bleiben wird und muß. Nichtsdestoweniger wird mancher, der die Jugend aus der stickigen Stadtluft hinaus in die freie Natur führen möchte, es ihm danken, daß er ihm Maßnahmen an die Hand gibt, die sich anderswo seit längerer Zeit bewährt haben. Das Buch gliedert sich in drei Teile. Im ersten Teile 'Anlage der Kriegsspiele' werden die Anforderungen an Leiter und Führer, die Wahl von Ort und Zeit, die Einteilung der Mannschaften und andere vorbereitende Maßnahmen besprochen. Auch werden für die Besprechung am Schlusse der Übung die erforderlichen Gesichtspunkte angegeben. Der zweite Teil 'Felddienstordnung', der vorzugsweise für die Hand der Mannschaften bestimmt ist, enthält eine Zusammenstellung von Spielregeln, Winke für die Ausrüstung und Verpflegung, eine Dienstanweisung für Führer, eine Anleitung zu Meldungen, das Wichtigste

Hosted by Google

über Aufklärung und Sicherung, Vorposten, Marsch, Kampf und Entscheidung sowie über das Weitergeben von Meldungen, über Schiedsrichter, Unterhändler, Andeutung durch Fähnchen. Der dritte Teil bildet eine Sammlung von 30 Übungsbeispielen, die zum großen Teil praktisch erprobt sind. Außerdem ist eine vom Hauptmann Bauer in Regensburg zusammengestellte Winkertafel beigegeben.

Das Büchlein, dessen Wert noch die knappe und klare Darstellnng und die prächtigen Abbildungen erhöhen, gibt also, wie diese Übersicht zeigt, auf alle Fragen, die das Kriegsspiel betreffen, Auskunft. Es ist somit eine wertvolle Bereicherung unserer Kriegs- oder Geländespielliteratur und trägt an seinem Teile dazu bei, unsere Jugend zu festen, markigen und wehrtüchtigen Männern heranzubilden.

Halle a. a. S. O. Reinecke.

Berichtigung

Im 'Bericht über den dritten schlesischen wissenschaftlichen Ferienkursus' (Sokrates 1913)

S. 393, Sp. 2, Z. 6 von unten lies: Hörsälen statt: Hochschulen.

S. 401, Sp. 2, Z. 6—7 von unten lies: ausdauernden Teilnehmer statt: ausdauernde Teilnahme.

Auf S. 401, Sp. 1 letzte, und Sp. 2 erste Z. sind die Präpositionen 'an' und 'in' umzustellen.

---

os Nach dem Muster unsrer 'Religionsgeschichtlichen Volksbücher' erscheinen seit einiger Zeit bei Gyldendal in Kopenhagen Religionshistoriske Smaaskrifter. Zur Kennzeichnung ihrer wissenschaftlichen und schriftstellerischen Höhe genügt es, die Titel einiger Schriften zu nennen, deren Verfasser in Deutschland kaum minder bekannt sind als in ihrer Heimat:

I 1 Harald Hœffding, Religion og Videnskal.
3 Joh. Ludv. Heiberg, Religion og Moral (2. Aufl.).
6 Fr. Poulson, Kristusbilledet i. D. förste Kristent.
11/12 Martin Nilsson (Lund), Primitiv Religion.
II 4 Andr. Bj. Drachmann, Paulus.

Angekündigt sind:

5 Fr. Buhl, Muhammedanismen som Verdens religion.
6 Sam Wide, de graesk-orient. Mysterie religioner.

Der Preis für das Einzelheft beträgt 1 Kr. 25 Oere.

Hosted by Google

Agnostos Theos

von

Ernst von Dobschütz

Unter den zahlreichen wertvollen Beiträgen, welche die Neutestamentliche Forschung in letzter Zeit von seiten der klassischen Philologie empfangen hat, nimmt ohne Zweifel Nordens neuestes Werk[1]) eine besonders hervorragende Stelle ein. Wie so oft, ist es der Untertitel, der die wahre Bedeutung des Buches anzeigt. Untersuchungen zur Formengeschichte religiöser Rede, das ist es, was dies höchst anregende Buch, ein schönes Denkmal für den allzufrüh der Forschung entrissenen Franz Skutsch, bietet. Was es mit dem unbekannten Gott auf einer Altarinschrift zu Athen auf sich hat, ob Paulus sie las und daran anknüpfte, oder (wie Norden wahrscheinlich machen möchte) ein Bearbeiter der Apostelgeschichte dies Motiv nur literarisch aus Apollonius' Schrift περὶ θυσιῶν übernahm — bei allem Scharfsinn ist der Beweis hierfür nicht erbracht —, ist nebensächlich gegenüber der großen Frage, ob sich für bestimmte Klassen religiöser Rede bestimmte Formgesetze nachweisen lassen und wie deren Wirken zu erklären ist. N. hat zwei Beispiele mit sicherer Hand herausgegriffen: die Areopagrede Act. 17 als Muster einer Missionsrede, den sog. Jubel- (bez. Heilands-)ruf Luk. 10_{21-22}, Matth. $11_{25-27}{}_{(30)}$ als Typus prophetischer Selbstankündigung; letzterer mehr anhangsweise behandelt, ist das wichtigere. Auf die Behandlung dieser beiden Beispiele konzentriert sich das Interesse, so unendlich viel das Buch auch sonst bietet.

Die ersten 140 Seiten gelten der Analyse der Areopagrede. N. stellt sie mit dem 1. Poimandrestraktat, der 33. Salomo-Ode, dem Kerygma Petri und der Barnabaspredigt in den sog. Clementinen zusammen, um zuerst das jüdisch-christliche Grundmotiv festzulegen, dann die stoischen Begleitmotive (Gottheit bedürfnislos, Begreifen der Gottheit als Betasten, Nähe der Gottheit, von der Gottheit bewegt werden, Gottheit unsichtbar und doch offenbar) aufzuweisen. Die Hauptsache aber, die Anknüpfung an die Altarinschrift ἀγνώστῳ θεῷ will N. aus Apollonius herleiten, für

[1]) Eduard Norden, Agnostos Theos. Untersuchungen zur Formengeschichte religiöser Rede ... Leipzig, B. G. Teubner, 1913. IX. 410 S. 8^0.

Hosted by Google

dessen Schrift „Über die Opfer“ er auf einem sehr komplizierten Wege dies Motiv postuliert: Bei Philostrat spricht Apollonius bei einer Nilfahrt gelegentlich von Athen, wo selbst unbekannten Dämonen Altäre errichtet sind; daraus gewinnt N. ein Bild von dem Auftreten des Apollonius zu Athen, das dem bekannten Bilde in Act. 17: Paulus auf dem Areopag, allerdings auffallend ähnlich sieht — schade nur, daß es nur mit Hilfe dieses Bildes zustande zu bringen war. Daß Act. 17 der Singular ἀγνώστῳ θεῷ steht, wird nicht nur aus der monotheistischen Tendenz des Schriftstellers, sondern zugleich durch den Einfluß eines alten gnostischen Mythus vom unerkannten Urgott erklärt. Zum Schluß hebt N. den Begriff der μετάνοια als den besonderen, alttestamentlich-jüdischen Einschlag der christlichen Missionspredigt heraus.

Der zweite Teil S. 141—308 steuert in drei Abschnitten: Hellenica, Iudaica, Christiana auf das Logion Matth. 11 hin. Von der als Parodie religiöser Gebetsrede glänzend erklärten Messala-Ode des Horaz ausgehend, arbeitet er zunächst die griechischen Prädikationsarten: Du-Stil, Er-Stil, Partizipial- und Relativstile heraus; sucht dann die Form mit solennem Du bist, Ich bin, Er ist als ungriechisch-orientalisch und bei dem Partipizialstil den Gebrauch des Artikels als Kennzeichen des orientalisch beeinflußten Hellenismus zu erweisen, um dann diese Stilarten bis nach Babylon und nach Ägypten zurückzuführen und die späteren Mischungen stilgeschichtlich zu beleuchten; schließlich unternimmt er es, bei Paulus Röm. 11_{86} (vgl. I. Kor. 8_{6}, Kol. 1_{16}, Eph. 4_{5}, Heb. 20_{10}) den Gebrauch einer stoischen Allmachtsformel nachzuweisen, liturgische Stellen seiner Briefe und das sog. Apostolische Symbol auf ihren stilistischen Bau hin zu analysieren, um endlich an jenem Logion Matth. 11_{25-30}, das als Herrenwort abgelehnt wird, die Probe auf die Mischung all dieser Elemente zu machen: es zeigt einen Typus, der nicht nur in Sirach 51 und 24, sondern auch in den Hermetica, den Selbstprädikationen früher, besonders samaritanischer Gnostiker, in der 33. Salomo-Ode und im 4. Evangelium vertreten ist und nicht nur von Celsus verspottet, sondern nach Norden auch von Paulus Röm. 2_{17} ff. bekämpft wird, wobei jedoch N. nicht die einen Anhauch von Jesus verratende christliche Besonderheit des Logions verkennt.

Acht Anhänge, die Komposition der Apostelgeschichte (besonders die Mischung von Wirbericht und Referat in 3. Person), den gewählten Attizismus in Act. 17 (als Beleg der Benutzung einer athenischen Schrift des Apollonius), Echtheit und Chronologie der Apolloniusbriefe (mit wichtigen Mitteilungen von Cichorius über Prokonsulatjahre), die Allmachtsformel (mit δι' ὅν und δι' οὗ, jenes griechisch, dieses jüdisch, und dem Dreiklang), Unterschied im Satzparallelismus bei Griechen und Semiten (mit besonderer Berücksichtigung der Umstilisierung durch Lukas), die Stellung des Verbums, die Lexis eiromene, d. h. künstlich volkstümliche Rede- und Schreibweise (im Mythos des Protagoras,

Hosted by Google

in Ennius' Euhemerus u. a.), endlich stilistische Beobachtungen zum N. T. bietend, entlasten die Hauptdarstellung.

Es ist schwer, in solcher Skizze auch nur annähernd einen Eindruck von dem Reichtum des Inhalts und der Kunst des Aufbaus dieses Agnostos Theos zu geben: jede Seite bietet den Genuß vielseitiger Belehrung, die man um so dankbarer hinnimmt, als N. selbst bemüht ist von allen zu lernen und jedem zu geben, was ihm zukommt; geradezu bewundernswert ist bei der Stofffülle die klare Linienführung: N. zeigt neben dem feinen Gehör für den Rhythmus einen künstlerisch gestaltenden Formsinn, der mich in hohem Maße an Frz. Skutschs Meisterhand erinnert. Von der enormen Belesenheit und überraschenden Kombinationskraft abgesehen, ist dies Werk durch zwei Vorzüge seines Autors vor vielen ähnlichen ausgezeichnet: N. hat bei aller Betonung des formelhaft-typischen ein feines Empfinden für das Echt-Individuelle, das Lebendig-Wahre (z. B. S. 160), auch da, wo es sich in überlieferte Formen kleidet; er weiß, daß man nicht überall sofort auf literarische Zusammenhänge schließen darf — und er hat erfaßt, daß das Christentum im Judentum wurzelt und seinen ursprünglichen Ausdruck in semitischer Denk- und Redeform fand: daher die feine Dreiteilung des zweiten Hauptteils.

Das ist gerade das am meisten Fesselnde an diesen so vieles bietenden Ausführungen: der Versuch, die prachtvolle Harmonie zu begreifen, zu der sich die von wenigen erreichte ernste Großartigkeit und elementare Kraft der alttestamentlichen Propheten und Psalmisten mit der feierlichen Erhabenheit heraklitisch-stoischer Erbauungsrede in christlicher Predigt vereinen (S. 125 f.). Die Konvergenz jüdischer und stoischer Gedanken und Sprechweise war längst beobachtet; Huidekoper wollte die Stoa auf jüdische Einflüsse zurückführen (jetzt redet man von dem semitischen Einschlag bei Posidonius); andere dachten umgekehrt an stoische Einflüsse auf die Rabbiner; das Richtige wird sein, daß zwei selbständige Entwicklungen (vielleicht nicht ohne gelegentliche wechselseitige Beeinflussung) auf das gleiche oder doch ein verwandtes Ziel tendieren und so gegenseitig aufnahmefähig werden. Bei den großen christlichen Predigern des 5. Jahrhunderts ist der Zusammenklang als das, was ihre Rede so eindrucksvoll macht, auch schon längst beobachtet worden; auch für das 2. Jahrhundert ist er klar. N. ist überzeugt, ihn schon bei Paulus und sogar dem Verfasser der ältesten Sammlung von Herrenworten (Q) nachweisen zu können. Es ist nicht leicht, sich dem Zauber seiner glänzenden Beweisführung zu entziehen; und doch glaube ich, daß die Hauptthesen nicht wirklich erwiesen sind.

Dies Urteil beruht nicht auf theologischer Voreingenommenheit: ich glaube gezeigt zu haben, daß ich, wenn einer, für das Formale, auch die Macht der Formel Verständnis habe; z. B. darf ich für I. Kor. 15 auf mein Ostern und Pfingsten verweisen; das Johannes-Evangelium trage ich seit zwölf Jahren auf Grund einer

Hosted by Google

bis ins einzelne gehenden Analyse seiner Parallelismen und Dreiklänge vor, dabei auch den Ich-Ton, Wir-Ton, Sohn-Ton usw. unterscheidend, und ich verspreche mir davon eine weit fruchtbarere Förderung der Kritik, als sie Wellhausen und Schwarz mit ihrer mechanischen Zerteilung gebracht haben; vgl. einstweilen Z. n. t. W. VIII 1907, 1—8; ich schreibe neutestamentliche Texte meist kolometrisch — wie es übrigens die Synopse von Wright für die griechischen und die Vulgataausgabe von Wordsworth und White für die lateinischen Evangelien tun. Nicht minder bin ich offen für die Einflüsse, die das Christentum von den verschiedenen Seiten erfahren hat, wenn ich auch dem methodelosen Häufen von allerlei Parallelen, wie es auf diesem Gebiete oft beliebt wird, abhold bin (vgl. meinen Vortrag über den gegenwärtigen Stand der neutestamentlichen Exegese 1906) und vor allem die Neigung bekämpfe, aus Wortanklängen gleich Sachgleichungen, aus Analogien gleich Abhängigkeiten, und natürlich zu ungunsten christlicher Originalität, zu machen, wobei oft genug Paulus in der Sprache der Mysterien reden muß und die Mysteriengedanken in Worten des Paulus ausgedrückt werden, damit beide recht verwandt erscheinen; N. streift die Gefahr nur einmal S. 77, wo er bewußtermaßen das Logion metagraphiert, um das Stichwort ἄγνωστος hineinzubringen, dessen Fehlen eben charakteristisch ist. Daß mir bei alledem Nordens Beweis nicht einleuchtet, muß doch an diesem liegen: ich halte wie er die Reden der Apostelgeschichte für Kompositionen des Autors; ob dieser dazu Anregungen aus griechischer Literatur benutzte, ist sachlich gleichgültig: er konnte alle Gedanken, er konnte auch diese Form von sich aus finden. „Wer diese Rede komponieren konnte, wühlte nicht unter Mosaikstiften, sondern schöpfte aus dem Vollen und aus langer Vertrautheit mit all den Gedanken, die er hier angeschlagen hat," sagt Harnack in einer durch Nordens Buch angeregten Studie über die Rede des Paulus in Athen (Texte u. Unters. 39, 1 S. 23). Bewiesen ist jedenfalls die Benutzung des Apollonius nicht: es hängen da zu viele Zwischenglieder in der Luft. Noch weniger erwiesen ist für mich, daß das Logion Matth. 11 von hellenistischen Formeln abhängt: es klappt doch meist nur sehr notdürftig mit den Kongruenzen, und nur mit Hilfe verschiedentlicher Umstellungen. Ob das Wort Jesu zuzutrauen sei oder nicht, ist meinem Dafürhalten nach ein Geschmacksurteil: weder Paulus' herbe Kritik jüdischer Propagandisten noch Celsus' Spott über samaritanische „Heilande" mit ihrer Selbstanpreisung treffen dies Wort des Sanftmütigen und von Herzen Demütigen, der aber doch den Menschen etwas zu bringen hat, was sie bei keinem sonst finden. Hier ist, sowenig N. das will, über der formalen Ähnlichkeit der sachliche Unterschied wirklich verkannt. Daß der, welcher sich als Gottes Sohn schlechthin weiß, von Gott als Vater, von sich als Sohn redet, ist doch auch nur natürlich und muß nicht aus der hermetischen Ge-

Hosted by Google

heimtradition hergeleitet werden. Wenn die absolute Ausdrucksweise: der Vater, der Sohn, sich je einmal in den beiden Hauptquellen Mc und Q findet, daneben oft bei Joh., so erscheint es mir methodisch falsch, überall Johanneisierung oder Gemeindetheologie anzunehmen; ich finde hier eine *αὐτοφωνία* Jesu erhalten, die selten, nur in gehobenen Momenten einsetzte, während das 4. Evangelium sie nach seiner Art stereotyp gebraucht.

Die Hauptsache scheint mir: so scharfsinnig und sicher Norden gewisse Formgesetze religiöser Rede nachgewiesen hat, er ist doch einen Schritt über das Maß hinausgegangen, indem er sich verleiten ließ, daraufhin literarische Abhängigkeiten zu konstruieren, sie als Beweise fingierender Komposition zu fassen: das heißt aber das Gesetz mit einer Erklärungsmöglichkeit bzw. einer Anwendungsart verwechseln. Aus 'Formengeschichte religiöser Rede' wird unter der Hand 'Theorie literarischer Nachahmung'. Man versteht, daß dem von der hellenistischen und spätlateinischen Literatur mit ihrer rhetorischen Schulung, ihrem Kultus der *εἴδη* und ihrer *μίμησις* Kommenden diese Erklärung sich unwillkürlich aufdrängt; aber sie ist nicht die einzige, nicht einmal die nächstliegende. Ehe die Theorie der literarischen Komposition zu Worte kommt, hat die Psychologie der Rede einzusetzen, und diese wird zeigen, daß auch bei wirklicher Missionsrede, bei echtem Prophetenspruch gewisse Formen von selbst sich einstellen. Hier hat vielleicht der Theologe mehr praktische Erfahrung und daher mehr Wirklichkeitssinn. Sowenig der Nachweis, daß in den Märtyrerakten gewisse Schemata immer widerkehren, dahin ausgedehnt werden darf, alle Märtyrerakten für literarische Kunstprodukte und demgemäß alle Martyrien für ungeschichtlich zu erklären, sowenig geht es an, alle Beispiele altchristlicher Missionspredigt als literarische Nachwirkungen älterer Typen in Anspruch zu nehmen. Man hat den sog. I. Klemensbrief so erklären wollen, daß der Verf. fertige Predigten und das große Kirchengebet seiner Gemeinde einfach aneinanderfüge: richtiger ist gewiß die andere Erklärung, daß der Verf. beim Schreiben seiner für Korinth bestimmten Epistel unwillkürlich immer wider in den ihm gewohnten Predigt- und Gebetston fällt. Es gibt Menschen, die von dem einmal gefundenen Ausdruck nicht wider loskommen können und daher immer in Gefahr stehen, sich selbst zu widerholen; so gibt es Formen, die sich von selbst einstellen, wo immer ein bestimmter Gedanke nach Ausdruck sucht. Norden spricht selbst S. 215 von den formalen Völkergedanken. Der Menschengeist ist beschränkt und verfügt nur über einen begrenzten Formenschatz; das lehrt besonders eindrucksvoll die Kunstgeschichte, die auch die größten Meister im Banne ikonographischer Typen zeigt; es trifft aber auf die Kunst der Rede und der Schriftstellerei ebenso zu wie auf die darstellenden Künste. Jeder Beitrag zur Kenntnis dieses Formenschatzes ist auf das dankbarste zu begrüßen.

Hosted by Google

Es ist unnötig zu sagen, welche Fülle von anregenden Gedanken und Untersuchungen für Philologen und Theologen hier überall abfallen: dort steht, alles überragend, die Gestalt des Posidonius, dessen Nachlaß hier durch vielerlei Kombinationen bereichert wird; von Heraklit geht es bis zu Ausonius; Griechen und Römer werden konfrontiert; aus jungen Vergil-Scholien wird klassisches Gold und hellenistisches Silber zutage gefördert. Hier wird Paulus mit Sap. Sal., Lukas mit Esra und Nehemia zusammengebracht, ein griechisches Stück Henoch aus der Proseuche Joseph widergewonnen usf. Nicht in allem kann ich zustimmen (manches hat N. selbst in Nachträgen verbessert): so gewiß N. recht hat, wenn er in dem Logion gegen Harnack die Viergliedrigkeit der 2. Strophe verteidigt — leider hat er seine frühere Verteidigung der Hauptüberlieferung in bezug auf das Präsens aufgegeben — sowenig verstehe ich, daß er den Bau der 2×3 Zeilen in der 3. Strophe, den schon Brandt und Holtzmann deutlich machten, verkennt; ebensowenig, daß er Joh. 1_3 *ὃ γέγονεν* zum vorigen zieht, während diese Worte offenbar der Ring sind, der V. 4 an das vorige anhängt. 1. Kor. 1_{25} wird der Parallelismus noch schärfer, wenn man mit Tertullian u. a. auch das 1. *ἐστίν* streicht. Bei Matth. 6_{22-23} (S. 358) liegt ein höchst eigenartiger Vierzeilerbau vor, der genau so in dem folgenden Spruch Matth. 6_{24} widerkehrt (wörtlich so bei Luk. 16_{13}): Thesis, doppelseitige Ausführung, Thesis widerholt als Nutzanwendung. Die *βασίλειοι παῖδες* in dem Prodikoszitat bei Clemens Alex. (S. 193) gehen auf ein Wort wie Matth. 17_{25} f. zurück. Baldenspergers Johannesjünger sind sowenig allgemein zugegeben (S. 396), daß man besser sagt: allgemein abgelehnt. S. 222 Orient und Okzident bedeuten etwas ganz anderes in kultur- und religionsgeschichtlicher als in kirchengeschichtlicher Terminologie; dort liegt die Grenze am Bosporus, hier in Illyricum.

Hosted by Google

Goethes nationales Erwachen

(Ein Rückblick i. J. 1913)

von

Richard Groeper

Daß Goethe ein Deutscher war, kann im Ernst niemand bestreiten. Nach Rasse und Denkart gehört er auf den Boden unseres Vaterlandes. Er wurzelt in ihm durch die Tradition seines Geschlechts und durch seine Muttersprache, ja er ist der Erfüller deutschen Geisteslebens im achtzehnten Jahrhundert, in ähnlichem Umfange wie Luther im sechzehnten. Urdeutsch war auch schon der fränkisch unbeholfene Rat Goethe in seinem engherzigen Gelehrtentum und fast philiströsen Patrizierstreben, und Frau Rat weist weder nach Süden noch nach Norden, sie paßt so ganz ins Binnenland hinein, an den deutschen Herd, dort schafft sie jugendfroh mit Herz und Hand, reich begabt mit Mutterwitz und Mutterblick. Da sollte der Sohn aus anderm Holz geschnitzt sein! Er war ein deutsches Kind, ein deutscher Junge, ein deutscher Jüngling und ein deutscher Student. Französische Mode hat wohl an seinem Kleid gezupft und seinen literarischen Geschmack temperiert, aber sein Herz wußte nichts von diesen Künsten. Sofern dieser Eigenmensch in seinem Werden überhaupt einer 'Richtung' verfiel, war nur Herder der Lenker der Dinge, dieser deutscheste unter den Klassikern und der Testamentsvollstrecker des Germanen Shakespeare. Er öffnete auch nur der Quelle den Weg, die, aus dem Innern des jungen Dichters hervorbrechend, nach außen wollte. Der deutsche Goethe setzt mit Bewußtsein in Straßburg ein, und bis Weimar hin ist es immer der selbe kernige Saft, der den poetischen Knospen, Blüten und Früchten Nahrung gibt, so viel Städte, Menschen und Bücher auch in den Gesichtskreis des empfänglichen Genius kommen. Der 'Elpenor' und die naturwissenschaftlichen Interessen von 1780 ab weiten, ohne die Grundrichtung der Persönlichkeit bestimmend zu ändern, den Umkreis der Tätigkeit, und das südliche Italien gräzisiert nicht etwa den schönheitstrunkenen Sohn des rauhen Nordens, sondern legt das unzerstörbare Bewußtsein der Künstlerschaft in ihn. Zur Fülle des Inhalts kommt die große Ruhe der Form. So deutsch 'Iphigenie' und 'Tasso' sind, allmählich drängt sich bei Goethe gegenüber der Nationalliteratur die Weltliteratur in den Vordergrund. Aus der Zersplitterung reißt ihn erst wider Schiller zu einem echt dichterischen, aber auch echt deutschen Bekenntnis ('Hermann und Dorothea') heraus, das schließlich noch 'Faust I' in sich schließt.

Je mehr sich die Weimarer Runde (Herder, Schiller, Herzogin Amalie, Wieland) lichtete, um so mehr fühlte sich der einsame Goethe als der Alleine, um so mehr empfand er die Natur als



das Alleine. In dieser Einheitlichkeit, auf die sein Auge eingestellt war, blieb auch nur Raum für eine Menschheit, hinter der die einzelne Volksindividualität fast verschwand oder höchstens als Annäherungsgrad an das allgemeine Ideal in Betracht kam. Seit er das Wunderland der Kunst geschaut hatte, wollte er immer dringlicher die Welt zur Vollkommenheit der Humanität führen. So sagt 'Bakis' von Homer:

> 'Ewig wird er euch sein der eine, der sich in viele
> Teilt, und einer jedoch, ewig der einzige bleibt.
> Findet in einem die vielen, empfindet die vielen wie einen,
> Und ihr habt den Beginn, habet das Ende der Kunst,'

so geht Goethe an den 'Westöstlichen Diwan' heran, um nach Herders, F. Schlegels und Hammers begeisterndem Vorgang die innere Einheit orientaler und okzidentaler Denkweise zu dokumentieren.

Während der Vierundsechzigjährige an diesem Kulturideal in stillem Sinnen arbeitete, tobte der kriegerische Geist der Erhebung gegen den Tyrannen Napoleon durch die deutschen Lande. Hier prallten die schärfsten Gegensätze aufeinander: auf der einen Seite die kulturelle Einigung der gesamten Menschheit, auf der andern Seite das blutige Schwert, das zwischen zwei Kulturvölkern entscheiden soll. Nur wenige konnten wissen, auf welche Seite sich der größte Deutsche seiner Zeit schlagen werde. Als Preußen, Russen und Franzosen sich im Frühjahr 1813 in Weimar zu schaffen machten, war Goethe in Teplitz und sah dort die geistigen Führer der Freiheitsbewegung, Stein und Arndt, von Angesicht zu Angesicht. Seine Nation zu bekennen, war Goethe stets ein leichtes. Aber von der nationalen Gesinnung bis zum Patriotismus ist, namentlich für einen Greis, ein gewaltiger Sprung nötig. Dem Dichter fehlte dazu die Elastizität. Das Zeitliche gehörte jetzt nicht zu seinem Geist. Unverstanden trennten sich die drei. Seiner Haltung gab der Große noch am 14. März 1830 Eckermann gegenüber recht: 'Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen! — das wäre meine Art gewesen! — Aus dem Biwak heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen! Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner.'

Der hellblickende Menschenkenner kannte auch sich recht gut. Politische Gedichte waren zunächst als 'Produkte eines gewissen Zeitzustandes' nicht nach seinem Geschmack. Und hier handelte es sich um Napoleon! Den Glauben an seine allbezwingende Persönlichkeit mochte der Dichter nicht aufgeben. Als man in Weimar vor der Beseitigung des Throns durch den Korsen zitterte, gewann wohl auch einmal bei Goethe aus Liebe zum Herzog das persönliche Moment in Form lauter Entrüstung die Oberhand, sonst sah er doch in dem siegreichen Feldzuge des Erbfeindes trotz allem Kanonendonner und Blutvergießen

Hosted by Google

eine Kulturmission, von der er eine Erfüllung seines gegenwärtigen Humanitätsideals erwartete. Bezeichnend ist, daß der Dichter bereits im 'Vorspiel von 1807' zum Widereinzug des Fürstenhauses in Weimar nach der verlorenen Schlacht bei Jena nicht die gepanzerte Faust gegen den französischen Unterdrücker klirren ließ, sondern nach seiner Art 'den Mut des reinen Lebens' zum richtigen Genuß des Friedens predigte[1]).

'Wer das Rechte kann, der soll es wollen;
Wer das Rechte will, der sollt' es können,
Und ein jeder kann's, der sich bescheidet,
Schöpfer seines Glücks zu sein im kleinen' (V. 124—127).

So hallte es in der Poetenseele wider, die von Politik nichts wissen wollte. Der Patriotismus mußte der Weltanschauung zum Opfer fallen.

Darin trat natürlich durch die persönliche Begegnung Goethes und Napoleons 1808 keine Änderung ein. Jetzt erschien ihm der Kampf gegen den Weltriesen erst recht als eine Utopie kleinlicher Patrioten, die sich am Wortschwall begeisterten, weil ihnen die Genialität im Kopfe und das Mark in den Knochen fehlte. Ihm lag eben nach den abschreckenden Szenen der französischen Revolution nur an der Sicherung des Friedens zum Segen des intellektuellen und künstlerischen Fortschritts. Für die Menschheit und den Menschen schlug sein Herz. Alles Völkische prallte an seinem Wesen ab, er hatte nur Verständnis für die Leiden Napoleons, insofern sich ihm die Welt widersetzte, Kleist hingegen sah die innere Not und das quälende Joch der deutschen Volksseele. Sein Kriegsgesang forderte daher eine zweite Hermannsschlacht, Goethe dichtete auf die Aufforderung, dem siegreichen Preußenkönig zur feierlichen Rückkehr nach Berlin eine Huldigung darzubringen, 'Des Epimenides Erwachen'. Kleists Zeichen war der Kampf, Goethes, namentlich als er sich den Siebzig näherte, die ruhige Betrachtung. Zum Haß war er zu alt. 'Wie hätte ich', heißt es bei Eckermann, 'die Waffen ergreifen können ohne Haß! Und wie hätte ich hassen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereignis mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der Letzte geblieben; allein es fand mich als einen, der bereits über die ersten Sechzig hinaus war. Auch können wir dem Vaterlande nicht alle auf gleiche Weise dienen, sondern jeder tut sein Bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben.' Goethe mußte auf seinem Platze bleiben, vor dem Sturze Napoleons und nach seinem Sturze. Der Dichter des 'Faust' verlangte die Tat. In der 'Rechenschaft' von 1810 steht:

'Einer wollte mich erneuen,
Macht' es schlecht, verzeih' mir Gott!
Achselzucken, Kümmereien!
Und er hieß ein Patriot.

[1]) Pniower in der Jubiläumsausgabe Bd. 9 S. 410.

Hosted by Google

Ich verfluchte das Gewäsche,
Rannte meinen alten Lauf.
Narre! wenn es brennt, so lösche,
Hat's gebrannt, bau' wider auf!'

Das gleiche Programm, bezeichnend für Goethes Weltanschauung und Politik, findet sich auch in 'Paläophron und Neoterpe' 1800, im 'Vorspiel von 1807' und gleich darauf in der 'Pandora'. Er wartete den Erfolg ab. Der aber zeigte sich da, wo man ihn nicht erwartet hatte, bei den Gegnern Napoleons.

Dem mußte Rechnung getragen werden. Goethe hatte über Napoleon nichts zurückzunehmen, dessen überragende Größe stand für ihn fest. Daß er nationaler Dichter sei, bedurfte keiner Bestätigung, nur für den Patrioten blieb die ausdrückliche Anerkennung des politischen Deutschland übrig, mit der er im Banne seiner Weltanschauung und des Genies des Korsen gezögert hatte. Diese Schuld trug Goethe ab. Er überzeugte sich, daß die Begeisterung der führenden Männer mehr als bloßes 'Gewäsch' war, daß eiserner Wille und starkes Können als ihre Träger dahinter standen. Eine Regeneration des Volkes war erfolgt, ähnlich der Verjüngung seiner Dichterkraft, wie sie sich eben im 'Westöstlichen Diwan' offenbart hatte. In der zusammenfallenden Erneuerung seines eigenen Wesens und seines Volkes ahnte er die Erfüllung seiner Kulturwünsche und die Möglichkeit für Deutschland, mit jeder geistig-sittlichen Macht der Welt in Wettbewerb zu treten. Dies freudige Bewußtsein der glücklich erreichten Einheit mit seiner Nation, zu der es ohne sein eigentliches Zutun gekommen war, muß den Dichter bewegt haben, als er Ifflands Auftrag für das Festspiel erhielt. Die patriotische Tat konnte jetzt nur darin bestehen, der Überzeugung von der Größe des Freiheitskampfes Ausdruck zu geben. Er war dankbar — so schreibt er am 14. Juni 1814 an den Direktor des Berliner Nationaltheaters — der Nation bezeugen zu können, wie er Leid und Freude mit ihr empfunden habe und empfinde. Der junge Goethe entlud sich, als er den lieben Deutschen des 18. Jahrhunderts die Wahrheit sagen wollte, des 'Götz', eines Ritters des 16. Jahrhunderts, d. h. er mied die Aktualität schon mit 22 Jahren, aber jetzt, wo er sich im Mystifizieren und Prophetisieren gefiel, schweifte er noch viel weiter in die Ferne, nach Griechenland zur Höhe der Menschheit, und hüllte alles in den durchsichtigen Schleier des Symbols. Wäre damals Napoleon von ihm verherrlicht worden, die Handlung hätte auch in der schönen Heimat der großen Menschen gespielt. Das verlangte die künstlerische Objektivität des abgeklärten Dichters. Höchstens der breiten Masse des Publikums war dieser Weg unverständlich, die Gebildeten und die Hofgesellschaft, ob in Weimar oder Berlin, waren für die visionäre Symbolik aus der antiken Sagenwelt reif, von Goethe dazu erzogen.

Mit dem Seher Epimenides hat die eigentliche Fabel des

Hosted by Google

Stücks vorerst nichts zu tun. Es spielt sich zunächst Not und Tod vor unsern Augen ab. Die Dämonen des Kriegs, der List und der Unterdrückung schließen, trotz ihres gegenseitigen Hasses, den einträchtigen Bund, die Welt erbeben zu lassen. Der erste böse Geist spricht:

> 'Ein brennend Meer
> Soll allen Horizont umrauchen
> Und sich der Sterne zitternd Heer
> Im Blute meiner Flammen tauchen' (V. 160—163).

Auf den Ruinen zeigen sich die Gegenspieler: Liebe, Glaube, Hoffnung. Liebe und Glaube werden vom dritten Dämon hinterlistig in Fesseln geschlagen, nur an der Hoffnung bricht seine Macht. Gute Genien aber befreien nach hartem Kampf Liebe und Glauben.

Sinnfällig ist das Wesen der Zeit in der Allegorie ausgesprochen. Es handelt sich in den Bildern um die Unterjochung und Errettung der deutschen Volksseele. Getreu dem Friedensbedürfnis des Dichters bleibt der Krieg auch im Festspiel ein verabscheuungswerter böser Geist. Liebe und Glaube sind die sittlichen Mächte der Erneuerung, die stärkste aber ist die Hoffnung. Durch Leid und Demütigung geht's zum Siege.

Dieser Kern der Dichtung ist von der Epimenidesepisode umrahmt. Zu Beginn des Ganzen naht er uns in beschaulichem Genießen, wie ihn Natur und Kunst erhebt, und wie er sich eins weiß mit König und Volk. In der Zeit der Bedrängnis fällt er in Schlaf, aus dem es erst nach der Befreiung von Liebe und Glauben ein Erwachen gibt. Die Ordnung wird von dem 'Jugendfürsten', dem allegorisierten Blücher, widerhergestellt. Neu ersteht die Welt. Mag auch Epimenides über die verträumten Ruhestunden klagen, es ist der Wille der Götter. Glaube, Liebe und Hoffnung grüßen die von Epimenides entschleierte Einigkeit. Ein Jubelchor macht den Beschluß.

Man sieht, in diesem Rahmen steckt das patriotische Bekenntnis Goethes, darin stehen auch die einzelnen historischen Fakta, die dem Dichter erwähnenswert schienen. Epimenides vor dem Schlaf ist Goethe in der Zeit seiner Jugend. Das Zwischenspiel drückt die Teilnahmlosigkeit des Patrioten Goethe während der Erhebung aus, der erwachende Epimenides ist der Goethe, zu dem das deutsche Volk in seiner Größe überzeugend gesprochen hat.

> 'Doch schäm' ich mich der Ruhestunden,
> Mit euch zu leiden, war Gewinn.'

Er hatte nicht mitgelitten. Das Vaterland hatte dadurch verloren, aber der Dichter gewonnen. Tönt es doch aus dem Munde der Priester:

> 'Tadle nicht der Götter Willen,
> Wenn du manches Jahr gewannst:
> Sie bewahrten dich im stillen,
> Daß du rein empfinden kannst.'


Hosted by Google

Er war der Fahne seiner Dichterpersönlichkeit treu geblieben. Darum bedeutete seine Anerkennung der deutschen Erfolge als ein ungetrübtes Urteil so viel. Er fühlte sich jetzt auch äußerlich wider als Glied dieser tüchtigen Nation, zu der er innerlich seit dem 'Götz' gehört hatte, und hielt sein Volk zum Höchsten berufen. Es war persönlichste Kunst, was der Dichter hier bot, ein Glückwunsch an sein Volk.

Dabei mußten die großen Ereignisse in den Hintergrund treten. Was davon erwähnt wird, geht meist Napoleon und die andern Fürsten an. Auf ihn weisen gleich die vorausgeschickten Stanzen, die erst 1816 zugedichtet wurden, ferner V. 141f., 170ff. und 877ff. Die Verse 645ff. deuten auf die Entente zwischen Rußland, England und Deutschland gegen Frankreich. Die Worte 881—86, erst für die Weimarer Aufführung gedichtet, gelten der Herzogin Luise, 887 Karl August, obwohl sie ursprünglich auf Kaiser Franz gemünzt waren, 896ff. zielen auf das Weimarer Herzogspaar, die entsprechende Änderung in der ersten Fassung war für den Preußenkönig bestimmt; 930f. gemahnen an das Potsdamer Bündnis am Sarkophag Friedrichs des Großen, und mit 977 ist der zweiten Einnahme von Paris gedacht.

Zu diesen wert- und wirkungsvollen Momenten kommt als entscheidender Punkt die Kunst der Sprache. Die Stanzen zu Beginn der Szene, die Verse der Hoffnung auf der Höhe der Handlung und der Schlußchor sind an Klang und Gehalt der echte Goethe. Sinnig tragen die guten Geister in ihrer Reinheit und Natürlichkeit Züge deutschen Wesens, die Dämonen mit ihren pomphaften Phrasen und ihrer schlangenhaften Tücke lassen welschen Tand durchblicken. Wie sonnig-heiter tänzeln die Genien daher, wie unheimlich-finster huschen die bösen Geister über die Bühne! Der Schmerz und der Jubel, alles greift in die Seele.

Wem das Verständnis für diese Goethekunst fehlte, dem gab die Musik genug Feierlichkeit, ist doch das Ganze ein Singspiel, eine Gelegenheitsdichtung, wie sie des Dichters Feder seinen Gönnern zuliebe oft verfaßte. Zum Ersatz für den fehlenden aktuellen Patriotismus birgt das Bühnenbild eine Fülle von Schönheit. Der 'ganze Raum der Schöpfung' wird durchmessen. An Kulissen, Kostümen und Requisiten wird nichts gespart. Die Welt wird zum Chaos, aus den Ruinen blüht wider Leben, duftende Zypressen winden sich zum Licht empor, der grünende Wald deckt die Szene. Das ist Kunst.

Trägt man alles zusammen, so gab Goethe in jener Zeit das, was er überhaupt geben konnte. Auch dieses Werk will an seinem Schöpfer gemessen sein. Es war ein künstlerisches Bekenntnis seiner Bekehrung in nationalen Fragen, eine Apologie des Patriotismus, wie er ihn verstand. In den einleitenden Stanzen steht:

> 'Der Dichter sucht das Schicksal zu entbinden,
> Das, wogenhaft und schrecklich ungestaltet,
> Nicht Maß, noch Ziel, noch Richte weiß zu finden.'

Hosted by Google

Den Kanonendonner noch einmal an den Bühnenwänden entlang rollen zu lassen, reizte seine Muse nicht. Nicht das Schicksal widerholen, sondern entbinden! Aus dem Chaos des Weltbrandes, der die heiligsten Güter der Menschheit bedrohte, wollte Goethe der Wahrheit zum Licht helfen, die ihn und sein Volk anging. Wenn trotzdem die Dichtung bei ihrer Feuertaufe nicht zündete und auch wir heute von ihr freudigere Begeisterung erwarten, als sie die Verse tatsächlich bieten, so liegt das an uns. Zur Aufführung in einer Freilichtbühne vor großen Volksmassen war das Festspiel nicht bestimmt. Es steckt in ihm ein Stück Entwicklungsgeschichte unseres ersten Dichters und will als solches verstanden sein. Goethe schrieb nur für sich und für die, die sich um sein Lebenswerk bemühen.

Wenn man gerade in unsern Tagen die Aufnahme des 'Epimenides' mit der von Hauptmanns Jahrhundertfestspiel vergleicht, so ist man kurzsichtig. Das Witzblatt mag allenfalls daraus Kapital schlagen, der Sehende hat sich an die Sache zu halten. Die Situation des deutschen Volkes 1813 und 1913 hat doch eine gewaltige Verschiebung erfahren. Goethe hatte ein Gelegenheitsspiel festlichen Charakters zu dem Sieg in einem Kampfe zu machen, dessen Endergebnis zum mindesten zweifelhaft war, und der auch vom Gegner noch einmal entfacht wurde. Hauptmann überblickte die nachhaltige Wirkung der Siegestaten und ihre Steigerung im Verlauf einer hundertjährigen Geschichte. Das Werk unseres angeblichen 'Größten' sollte eine Erinnerungsfeier großen Stils sein, zu der die Scharen zusammenströmen, um die Weihe der großen Taten unserer Vorfahren zu erleben. Das Verdienst Goethes, die bestellte poetische Leistung mit dem eigenen Erlebnis neuerwachten nationalen Bewußtseins ausgestattet und damit zur Höhe einer dichterischen Tat erhoben zu haben, stach dem Epigonen in die Augen. Er wählte nicht das Symbol, sondern die wirkliche Geschichte, er mied die große Form und schrieb eine Puppenfarce. Der künstlerischen Absicht nach untadelig, nur hätte es eines modernen Shakespeare bedurft, um in dieser Aufmachung der dichterische Zeuge einer tatenreichen Zeit zu sein. Die Kraft versiegte hier in Ansätzen und kleinlichen demokratischen Seitenhieben. Partei, aber kein Vaterland; Richtung, aber keine Kunst! Schon ist das Festspiel ein bloßes Buch geworden, durch das Goethes 'Epimenides' wider auflebt. Das allein wird die Literaturgeschichte dereinst als Verdienst dieses Hauptmannwerkes zu buchen haben.

Hosted by Google

Über die Gefahren des Sports[1]

von

F. Schenck

Den Anlaß zu meinem Vortrage hat eine Bemerkung über die Nachteile sportlicher Übertreibungen gegeben, die ich in einer akademischen Rede über die Physiologie der Übung und Ermüdung[2]) gemacht habe; sowohl der allzufrüh verstorbene Direktor Aly als auch Herr Direktor Dr. Knabe haben mir die Anregung gegeben, hierüber an dieser Stelle einiges mehr zu sagen, und ich komme dieser Anregung gerne nach.

Um nicht mißverstanden zu werden, hebe ich zunächst hervor, daß ich ein Freund des Sportes bin aus den allbekannten hygienischen und pädagogischen Gründen, und daß ich mit Freuden das stetig zunehmende Interesse für Leibesübungen auf unseren Schulen begrüße. Aber im gutgemeinten Übereifer kommen Übertreibungen vor, vor denen gewarnt werden muß. Nun ist ja bekannt, daß bei Leibesübungen durch Überanstrengung Schaden entstehen kann, daß z. B. dabei Herzschwäche auftreten kann, die manchmal sogar den Tod zur Folge hat, und anderes mehr, und es mag daher überflüssig erscheinen, über diese allbekannten und im Turnunterricht auf der Schule leicht zu vermeidenden Dinge noch ein Wort zu verlieren. Aber es kommt mir hier darauf an, zu zeigen, warum auch weniger anstrengende Leibesübungen, die bei weitem noch nicht lebensgefährlich sind, doch Verminderung der Leistungsfähigkeit, insbesondere der geistigen Leistungsfähigkeit zur Folge haben können und insofern den Schulinteressen widersprechen. Denn eine Verminderung der Anforderungen an die geistige Leistungsfähigkeit der Schüler darf unter keinen Umständen — Sie werden mir darin zustimmen — zugunsten von hygienisch unnötigen Kraftleistungen erfolgen.

Die durch anstrengende Tätigkeit verursachte Herabsetzung des Leistungsvermögens nennen wir Ermüdung; ihr Wesen ist aufgeklärt besonders durch Untersuchungen an Muskeln, bei denen sie sich subjektiv wahrnehmbar als Ermüdungsgefühl und Ermüdungsschmerz äußert, aber auch leicht objektiv nachzuweisen ist: der ermüdete Muskel ist weniger erregbar, er verkürzt sich schwächer und langsamer als der unermüdete.

Aus dem, was wir über die chemische Ursache der Muskelarbeit wissen, läßt sich nun eine der Ursachen der Ermüdung schon erschließen. In analoger Weise, wie der Betrieb einer Dampfmaschine bedingt ist durch die Kesselfeuerung, wird die

---

[1]) Vortrag, gehalten in der 52. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Marburg 1913.

[2]) F. Schenck, Physiolog. d. Übung u. Ermüdung. Rektoratsrede. Marburg bei Elwert. 1911.


Hosted by Google

Muskelarbeit hervorgebracht durch Verbrennungsvorgänge im Muskel, die darin bestehen, daß die als Nahrung aufgenommenen Brennstoffe mit dem eingeatmeten Sauerstoff chemische Verbindungen eingehen. Schon im ruhenden Muskel vollzieht sich die Verbrennung; bei Arbeit wird sie gesteigert, und zwar bei anstrengender Arbeit auf das 4—5fache des Ruhebetrages. Demnach muß das Leistungsvermögen eines Muskels abnehmen, wenn ihm zu wenig Brennstoffe und Sauerstoff zugeführt werden. Brennstoffe stehen allerdings wenigstens bei gut genährtem Körper auch dem ermüdeten Muskel noch hinreichend zur Verfügung, aber zu Sauerstoffmangel kann es kommen, wenn dem arbeitenden Muskel durch die zugehörigen Blutgefäße weniger Sauerstoff zugeführt wird, als nötig ist. Daß Sauerstoffmangel lähmend auf den Muskel wirkt, ist experimentell erwiesen.

Würde die Ermüdung nur darauf beruhen, daß der Sauerstoffmangel eine verminderte Intensität der Verbrennung ohne qualitative Änderung bewirkte, so würde sie keine bedenkliche Folgen haben. Denn sie würde dann sofort behoben sein, wenn die Beanspruchung des Muskels so weit herabgesetzt würde, wie der Sauerstoffzufuhr entspräche; insbesondere würden dann, wenn es nicht zu einem allgemeinen Sauerstoffmangel käme, andere Organe, als der arbeitende Muskel selbst, nicht in Mitleidenschaft gezogen werden. Aber der Sauerstoffmangel hat noch eine qualitative Änderung der Verbrennungsvorgänge zur Folge, die bedenklichere Wirkungen entfaltet. Hierauf ist daher bei den folgenden Erörterungen besonderes Gewicht zu legen.

Bei der Verbrennung entstehen Verbrennungsprodukte, und diese wirken nachgewiesenerweise wie lähmende Gifte, und zwar nicht nur am Orte ihrer Entstehung, d. i. in unserem speziellen Falle der arbeitende Muskel, sondern auch auf andere Organe, denen sie durch den Blutstrom zugeführt werden können, nachdem sie vom Muskel ins Blut gelangt sind. In den anderen Organen bewirken sie Lähmungen, die der Ermüdungslähmung wesensgleich ist. Wir nennen diese Verbrennungsprodukte daher Ermüdungsstoffe, und die Erholung des Muskels wie auch des ganzen Körpers erfordert eine Entgiftung von diesen Stoffen; je schneller die Entgiftung, desto schneller auch die Erholung.

Das am meisten bekannte Verbrennungsprodukt ist die Kohlensäure, die durch chemische Verbindung des Sauerstoffs mit dem in den Brennstoffen enthaltenen Kohlenstoff entsteht. Obwohl diese, wie aus Versuchen unter künstlich gesetzten Versuchsbedingungen hervorgeht, lähmend wirkt, wenn sie im Übermaß in unserem Körper angehäuft wird, so kommt sie doch unter gewöhnlichen Verhältnissen als Ermüdungsstoff nicht so sehr in Betracht, weil der Körper sich schnell von der Kohlensäure entgiftet: sie entweicht schnell aus dem arbeitenden Muskel in das durchfließende Blut, wird von diesem zu den Lungen transportiert,

Hosted by Google

geht wegen ihrer großen Flüchtigkeit leicht in die Lungenluft über und wird bei der Ausatmung ausgehaucht.

Wichtiger sind daher für unsere Erörterungen andere Verbrennungsprodukte, von denen der Körper sich nicht so rasch entgiften kann. Nach den darüber vorliegenden Erfahrungen entstehen diese aber bei mäßiger Muskelarbeit in nur unerheblichen Mengen, vielleicht noch gar nicht, sondern sie werden in erheblichen Mengen erst gebildet bei der anstrengenden Arbeit, die auch zu Sauerstoffmangel führt. Es ist daher statthaft, sie als Produkte einer durch Sauerstoffmangel bedingten unvollständigen Verbrennung anzusehen; dafür spricht auch ihre chemische Natur, soweit diese erkannt ist. Am besten bekannt hinsichtlich ihrer chemischen Natur und ihrer Wirkung ist von diesen Stoffen die bei Sauerstoffmangel im Muskel entstehende Fleischmilchsäure; außer dieser gibt es wohl aber noch andere derartige Ermüdungsstoffe, denen allen, soweit unsere Kenntnisse reichen, der chemische Charakter der Säure zukommt. Da nun Säure, künstlich in die Blutbahn eines Tieres eingeführt, analoge Wirkungen hervorruft wie Ermüdung, so sehen wir letztere als eine Säurevergiftung an, und zwar als endogene Säurevergiftung, weil die giftige Säure bei der Ermüdung im Körper selbst entsteht. Den Vorgang, der bei unvollständiger Verbrennung zum Entstehen dieser Stoffe führt, wollen wir als Ermüdungsstoffwechsel von der bei nicht ermüdender Arbeit sich vollziehenden vollständigeren Verbrennung unterscheiden.

Die Entgiftung des Körpers von diesen Säuren und die Erholung von der Nachwirkung dieser Stoffe geht, wie gesagt nicht sehr schnell vor sich; sie kann sich nach angestrengtester Muskelarbeit über mehrere Tage erstrecken.

Diese Entgiftung von den nicht flüchtigen Ermüdungsstoffen vollzieht sich zum Teil analog wie diejenige von der Kohlensäure, durch Ausscheidung: die Stoffe werden von dem ermüdeten Organ an das Blut abgegeben und dann hauptsächlich durch die Nieren im Harn ausgeschieden. Es spricht aber manches dafür, daß zum Teil die Entgiftung auch so erfolgt, daß bei nachträglicher genügender Sauerstoffzufuhr die Ermüdungsstoffe noch weiter verbrennen und dabei die weniger schädliche und schneller entfernbare Kohlensäure liefern, aber auch diese nachträgliche vollständigere Verbrennung vollzieht sich langsam.

Was hier nun über Muskelermüdung und ihre Folgen gesagt ist, gilt auch für die Ermüdung anderer Organe, also auch für die Ermüdung des Nervensystems.

Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß nach neueren Angaben Weichardts manche der Ermüdungsstoffe den von Bakterien erzeugten Toxinen verwandt sind; diese Stoffe hat man auch unwirksam zu machen und die Ermüdung zu bekämpfen versucht durch entsprechende Antitoxine, jedoch sind die Angaben hierüber noch zweifelhaft und kommen wohl auch für die



Schulpraxis nicht in Betracht, da es doch wohl richtiger ist, bei den Übungen es gar nicht zum wirksamen Auftreten der Ermüdungsstoffe kommen zu lassen.

Für die Zwecke der Schule kommt hier als Wichtigstes in Betracht, daß Ermüdung eines Organes durch Vermittlung der im Blute kreisenden Ermüdungsstoffe Schädigungen anderer Organe zur Folge haben kann. So ist zu erklären, daß durch angestrengte Muskelübungen die geistigen Leistungen, denen ja Erregung gewisser Bezirke des Großhirns zugrunde liegt, vermindert sein können; so kommt es auch, daß nach geistiger Anstrengung, die mit Ermüdung jener Großhirnrindenbezirke verknüpft ist, mangelndes Leistungsvermögen der Muskeln besteht. Grundfalsch ist daher die noch weit verbreitete Ansicht, daß geistige Erholung bei Leibesübungen statthabe.

Daß die Ermüdungsstoffe im Blute tatsächlich die in Rede stehende Wirkung haben, ist auch experimentell erwiesen. Mosso, der das Blut eines abgehetzten, erschöpften Tieres in die Adern eines anderen ausgeruhten einspritzte, rief dadurch bei letzterem die charakteristischen Erscheinungen der allgemeinen Ermüdung hervor.

Da nun die durch die Übung bezweckte Steigerung der Leistungsfähigkeit eines Organes auch erreicht wird, wenn man die Übungen nicht bis zum Eintritt des Ermüdungsstoffwechsels steigert, so muß die Forderung aufgestellt werden: Bei den Übungen, zumal bei den Leibesübungen muß das Eintreten des Ermüdungsstoffwechsels vermieden werden; besonders gilt das, wenn unmittelbar nach Leibesübung noch geistige Arbeit geleistet werden soll, ohne daß mehrere Stunden völliger Ruhe oder Schlaf eingeschaltet werden können — der Schlaf ist für die Entgiftung besonders günstig. Fragt sich also weiter, ob wir bei Muskelübungen ein einfaches Merkmal haben, an dem wir das Eintreten des Ermüdungsstoffwechsels erkennen.

Ein solches Kennzeichen gibt es: es ist die Atemnot, die bei starker Muskelanstrengung eintritt und die auch noch anhält, selbst wenn die Muskeln wider ruhen. Denn diese Atemnot ist, wie Zuntz und Geppert nachgewiesen haben, bewirkt durch die Ermüdungsstoffe im Blute. Die rhythmischen Muskelerregungen, die den Atembewegungen zugrunde liegen, werden veranlaßt von einer Stelle im Zentralnervensystem aus, die wir Atemzentrum nennen. Bei normaler ruhiger Atmung wird die Erregung des Atemzentrums bewirkt durch die Kohlensäure im Blute, die auf das Zentrum als Reiz wirkt. Man hatte nun früher angenommen, daß die Atemnot bei Muskelanstrengung darauf beruhe, daß mehr Kohlensäure gebildet, mithin auch im Blute enthalten sei, aber Zuntz und Geppert wiesen nach, daß während dieser Atemnot der Kohlensäuregehalt des Blutes nicht höher, sondern sogar niedriger ist als in der Ruhe. Dieser Befund führte zu Überlegungen und Versuchen, die ergaben, daß gewisse nicht flüchtige

Hosted by Google

Stoffwechselprodukte der Muskeln, die saueren Charakter haben, — das sind eben unsere Ermüdungsstoffe —, wenn sie durchs Blut dem Atemzentrum zugetragen werden, dort starke Erregung bewirken, bevor sie dann bei längerer stärkerer Einwirkung auch hier Lähmung erzeugen.

Grundsätzlich sollten daher bei Leibesübungen Anstrengungen vermieden werden, die zu Atemnot führen. Weil aber in der Praxis der Turnstunde es vielleicht zu schwer werden würde, immer so genau auf diesen Grundsatz zu achten, so pflichte ich denjenigen ganz bei, die die Forderung erheben, daß der Turnunterricht nur an Nachmittagen erfolgen soll, auf die sonst keine Stunden mit geistiger Arbeit gelegt werden. Da freilich gegenwärtig diese Forderung aus schultechnischen Gründen, d. h. wegen Mangel an Unterrichtsmitteln und an Lehrkräften, nicht erfüllt werden zu können scheint, so sollte wenigstens das Verbot von solch anstrengenden Übungen, wie z. B. Dauerlauf oder gar Wettlauf u. a., erlassen werden in den Turnstunden, die kurz vor, oder gleich nach, oder zwischen Stunden mit geistiger Arbeit gelegt sind.

Sportliche Übungen, die so getrieben werden, daß Atemnot vermieden wird, lassen auch eine viel größere Ausdauer zu. Ich kann darüber auf Grund eigener Erfahrung sprechen. Ich treibe einen Sport, der oft recht große Anforderung an Ausdauer stellt, nämlich den alpinen Sport. Ich achte aber bei Bergbesteigungen darauf, so zu gehen, daß ich nie Atemnot bekomme, also noch immer bei geschlossenem Munde atmen kann. Und da habe ich gelegentlich beobachtet, daß ich im Anfang einer Tour hinter anderen Touristen zurückblieb, sie aber später überholte, weil ich in meinem langsamen, aber gleichmäßig beibehaltenen Tempo weitergehen konnte, ohne überhaupt das Bedürfnis nach Ruhepausen zu haben, und daß ich schließlich auch kaum ermüdet war.

Aber auch bei mäßiger Arbeit, die nicht zu Atemnot führt, kann eine erhebliche Ansammlung von Ermüdungsstoffen im Blute statthaben, falls solche Übungen sich auf zu lange Zeit ausdehnen. In der Zeiteinheit mögen sich da nur Spuren von Ermüdungsstoffen bilden, daher noch keine Atemnot, aber im Laufe der Zeit häufen sie sich, und die Atemnot tritt dann trotzdem nicht auf, weil die Erregbarkeit des Atemzentrums sich allmählich an die langsam sich verstärkenden Atemreize anpaßt, — gerade so wie ja auch die Erregbarkeit des Auges sich an einen langsam zunehmenden Lichtreiz so anpaßt, daß keine Blendung durch Überreizung eintritt, während bei momentaner Einwirkung eines starken Lichtreizes das Auge stark geblendet wird. Bei so langsamer Anhäufung der Ermüdungsstoffe äußert sich die Ermüdung mehr in dem allgemeinen Ermüdungsgefühl.

Solch langsame Anhäufung der Ermüdungsstoffe kommt nun ja wohl bei den gewöhnlichen Leibesübungen auf der Schule, die sich immer nur über kürzere Zeit erstrecken, kaum in Betracht, sie spielt eine Rolle höchstens bei Dauermärschen, also bei Schüler-

Hosted by Google

wanderungen. Für solche Wanderungen trete ich warm ein, ich glaube aber ihren Hauptzweck darin zu sehen, daß der Schüler geistige Anregung mannigfacher Art erhält; als körperliche Übungen kommen sie ja mit in Betracht, treten aber meines Erachtens doch hinter das regelmäßige Turnen und die Turnspiele zurück. Mithin meine ich, man solle bei Wanderungen die körperlichen Leistungen nicht so hoch treiben, daß die Frische zur Aufnahme der geistigen Eindrücke verloren geht. Es ist nicht angängig, für solche Wanderungen in Kürze allgemeine physiologische Grundsätze aufzustellen, weil im einzelnen die Verhältnisse zu verschieden sind; Alter der Schüler, Verschiedenheit der Körperkonstitution bei gleichem Alter, Verschiedenheit der Geländebeschaffenheit, Temperatur, Luftfeuchtigkeit und andere bekannte Dinge kommen in Betracht. Nur sollten da die körperlichen Anforderungen der Leistungsfähigkeit der Schüler mit schwacher Konstitution angepaßt werden, so daß nicht etwa der körperlich Schwache, dem die Auffrischung am meisten not tut, zurückbleiben und dann vielleicht sogar noch die Schule besuchen muß, während seine kräftigeren Kameraden, die ja schon, durch ihren gesunden Bewegungsdrang angetrieben, ohnehin schulfreien Stunden sich Erfrischung verschaffen werden, sich im Freien tummeln dürfen. Aber auf eins möchte ich noch hinweisen: Bei mehrtägiger Wanderung muß auch darauf Bedacht genommen werden, daß der für die Entgiftung so förderliche Schlaf nicht zu kurz kommt. Vermieden werden muß daher längere nächtliche schlafraubende Eisenbahnfahrt; vermieden werden müssen auch Quartiere mit unvollkommener Schlafgelegenheit.

Wegen der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit habe ich die Lehre von den physiologischen Ursachen der nachteiligen Folgen solcher Leibesübungen, die meist als ganz unbedenklich angesehen werden, nur kurz entwickeln und die Folgerungen für die Praxis nur andeuten können, aber gerade diese Folgerungen wird im einzelnen jeder leicht ziehen können, der die Grundsätze der Physiologie der Ermüdung kennt.

Zum Schlusse noch zwei kurze Hinweise, die mir angebracht erscheinen, um zu zeigen, daß Leibesübungen allein nicht zur Gesunderhaltung und Kräftigung unserer Schuljugend ausreichen.

Den ersten Hinweis glaube ich an der Hand eines Beispiels schnell klarmachen zu können durch den Satz: Die Entstehung der Kurzsichtigkeit, die ja ein typisches Schulgebrechen ist, kann durch den elegantesten großen Aufschwung nicht verhindert werden. Und entsprechendes gilt von anderen Schulgebrechen. Die Verhältnisse, unter denen der Schüler arbeitet, entsprechen vielfach noch nicht den Forderungen der Hygiene. Nicht als ob ich damit dem Lehrer den Vorwurf der Nichtachtung hygienischer Grundsätze machen wollte; die Finanzpolitik der Schulpatrone und die Verhältnisse, unter denen der Schüler zu Hause arbeitet, spielen da auch ihre Rolle.

Hosted by Google

Und zweitens: Die ganze moderne Lebensführung, zumal in Großstädten, wirkt erschlaffend und verweichlichend, und wenn sich der Schüler zu sehr den geistig und körperlich ermüdenden großstädtischen Genüssen hingibt, vielleicht auch schon zu früh seinen Körper durch Alkoholgenuß oder gar Schlimmeres schwächt, dann nutzt der Sport nichts, sondern schadet nur. Und wenn dann der Schüler nichts leistet, wird von „Überbürdung“ gesprochen. Ich sage Ihnen damit nichts Neues; ich wende mich an andere. Auch die Angehörigen der Schüler müssen manches bedenken und beachten, damit die Leibesübungen nicht schädlich, sondern nützlich wirken sollen.

Die Abfassungszeit der Septimiusode

(Hor. c. II 6)

von

Paul Hoppe

Den Ausdruck Cantabrum indoctum ferre iuga nostra hat schon Porphyrio richtig erklärt . . apparet Cantabros . . . illo adhuc tempore indomitos fuisse. Mehr kann man aus ihm nicht entnehmen; er ist viel zu allgemein gehalten, als daß er nur auf den Kantabrerkrieg des Augustus (26/25) bezogen werden könnte. Ja diese Beziehung erscheint überhaupt ausgeschlossen durch die beiden andern hier genannten Ziele. Denn wenn Septimius — er ist der Träger solcher Pläne, nicht Horaz, der gar nicht in die Ferne will — Lust hätte, mit dem Freunde an jener Expedition des Augustus sich zu beteiligen, was sollten sie dann in Gades oder an den Syrten? Weder der eine noch der andre dieser Orte hat mit einem Kampfe gegen das nordspanische Volk etwas zu tun. Sondern es sind offenbar alle drei Ziele zur beliebigen Auswahl nebeneinander gestellt, von denen jedes in seiner Art die Abenteuerlust und den Tatendrang eines jungen Mannes reizen konnte, Gades als Ende der Welt, Kantabrien und Afrika, weil es in dem einen wie dem andern Lande Stämme gab, die sich dem römischen Joche nicht beugen mochten, dort den vetus hostis (c. III 8, 21), der schon Cäsars Legaten in Gallien bekämpft hatte (bell. Gall. III 26, dazu Lucan VI 258/59), hier die Gaetulae urbes, genus insuperabile bello Et Numidae infreni — — et inhospita Syrtis, Verg. Aen. IV 51. Es ist klar, daß jene von H. genannten Orte in der Vorstellung ihrer Zeit eine Rolle gespielt haben müssen, wie dies mit den entsprechenden Zielen Catulls der Fall ist, c. 11, 2—12; aber die Widerspenstigkeit jener freiheitsliebenden Stämme gegen Roms Herrschaft erstreckt sich über einen zu weiten Zeitraum und ist hier nicht deutlich genug gezeichnet, um daraus einen Schluß auf die Zeit des Gedichtes zu ziehen. Wenn dagegen H. gleich mit den


Hosted by Google

nächsten Worten jene abenteuerlichen Pläne abweist mit der Erklärung, er sei müde maris et viarum militiaeque, so ist damit ein bestimmtes Datum gegeben; er weist hier hin auf die Zeit, wo er unter Brutus am Bürgerkriege teilgenommen hat. Und da in diesem Zusammenhange die genannten drei Mühseligkeiten charakteristische Merkmale sind sowohl der ihm angesonnenen, geplanten Fahrten als derer, die er schon hinter sich hat, so geht aus dieser Doppelbeziehung auch ganz klar hervor, was sie bedeuten: die Meerfahrt, die er auf dem Wege nach Gades durchmachen müßte, hat er bei seiner Heimkehr von Philippi zur Genüge gekostet, die viae und die militia, die er bei einer Expedition gegen spanische oder mauretanische Stämme ertragen müßte, hat er unter Brutus in Thrazien, Mazedonien, Asien, saepe tempus in ultimum deductus (c. II 7, 1), reichlich kennen gelernt. In diesem von zwei Seiten beleuchteten Zusammenhange können also die viae nur Märsche sein; auch seine Stellung zwischen mare und militia zeigt, daß diese Bedeutung das Markante des Wortes ist. Somit kann man diese viae nicht mit Kießling und anderen auch auf Horazens Reisen mit Maecenas beziehen. Nicht nur standen diese Fahrten an Beschwerlichkeit jenen Wegen bedeutend nach, sondern sie fallen überhaupt aus der hier gezeichneten Sphäre heraus.

Mit der Ablehnung von Septimius' Vorschlägen hat nun auch H. zugleich sein eignes Ziel angegeben; er will nach Tibur, um dort einen Sitz zu finden für sein Alter, und ebenso sehnt er sich aus ganzer Seele danach, in Tibur ein Ende zu finden seiner Wegemüdigkeit. Dieser Zusammenhang geht aus einer unbefangenen, auch von den meisten Erklärern angenommenen Deutung des Textes hervor, wonach lasso als adi. relat. seine Ergänzung in den unmittelbar daneben stehenden Genitiven maris, viarum, militiae hat und zu modus in dem selben Verhältnisse steht wie senectae zu sedes. Aber ist modus überhaupt richtig? Es ist einstimmig überliefert und hat keine Variante gefunden bis auf Peerlkamp, der dafür domus einsetzte. Nur an sich, aus der engsten Umgebung heraus betrachtet, wieviel feiner und schärfer steht da modus (Ende, Ziel) neben lasso (Ermüdung), wie hausbacken dagegen domus, wirkungsloser auch deshalb, weil das bedeutungsverwandte sedes unmittelbar vorausgegangen ist. Aber nun herausgehoben und in den Zusammenhang des ganzen Gedichtes gerückt, ist da modus richtig? Nein, sagt Kießling; denn dann würde H. sich Tibur als Ende der Wegemüdigkeit, somit als Beginn frischen, neuen Lebens ersehnen, und das hat nach seiner Meinung keinen Sinn. Tatsächlich kann dieser Text keine andre Bedeutung haben als die von Kießling darin gesehene, aber sinnlos ist jener Gedanke weder in sich noch im Hinblick auf das Gedicht; er wird erst sinnlos von einem Standpunkte aus, wie ihn K. dem Gedichte gegenüber einnimmt. K. hat die ganze Ode orientiert nach senectus am Anfange und sepulcrum am Schlusse, und wenn somit H. von Todesgedanken erfüllt ist, dann ist es allerdings ohne Sinn, wenn er in Tibur das Ende der Wegemüdigkeit, somit den Beginn frischen, neuen Lebens ersehnt. So aber, wie K. das Ziel des Gedichtes konstruiert hat, ist es gar nicht; H. denkt nicht hauptsächlich daran, zu


Hosted by Google

sterben, sondern erst will er leben. Denn das ist wohl klar: nicht deshalb lacht ihm Tarent so freundlich, nicht dazu malt er sich seine Reize aus, um hinzugehn und sich dort begraben zu lassen, sondern erst will er mit dem Freunde leben dort, will auf jenen gesegneten Höhen auch beglückt sein, will für immer dort sitzen bis zu Alter und Tod. Und so hat denn auch Porphyrio, der ebenfalls modus las — modum pro fine dixit, bemerkt er —, einfach und richtig die Konsequenz aus dem Texte gezogen, wenn er erklärt: optat ergo sibi post labores maris et viarum et militiae in reliqua aetate Tiburis secessum. Senectus ist also in diesem Prothysteron nicht das Primäre, sondern nur der letzte Teil des noch kommenden Lebens; der Umgetriebene wünscht sich einen Boden, auf dem er ein für allemal leben, wo er bis zu Alter und Tod bleiben will. Dann kann aber das Gefühl der Wegemüdigkeit noch nicht durch ein jahrelanges, ruhiges Dasein verloren gegangen, sondern die Erinnerung an jene Fahrten und Mühen muß noch frisch sein. Das Gedicht muß dann in jüngere Jahre des Horaz fallen.

Hierfür sprechen auch noch andere Gründe. Wäre H. bei Abfassung der Ode bereits im Besitze des Sabinergutes, dann wäre es wunderbar, daß er, in diesem Zusammenhange, es gar nicht erwähnt, vor allem gar nichts davon sagt, warum er es aufgeben will. Als Grund für den Ortswechsel sieht Kießling den Umstand an, 'daß es sich zum dauernden Ruhesitz des Alters nicht eignet, so köstlich auch die Villeggiatur in der ländlichen Zurückgezogenheit dem Besitzer dünkt'. Aber es handelt sich, wie schon gesagt, nicht nur um einen Alterssitz, und zweitens ist mit der Bezeichnung Villeggiatur die Bedeutung jenes Tusculums nicht erschöpft. H. hat dort nicht bloß Erholung gefunden und die Schönheiten der Sabinerberge gekostet: es war seine Burg, wo er das Rauschen der Welt nicht hörte, aber die Stimme der Muse vernahm; auf jenem Boden sind viele seiner Dichtungen, hohen wie niedern Stiles, gewachsen, und es war für ihn der Besitz, der ihn nährte. Wie kann er dann jetzt, bei dem Wunsche nach einem Sitze, das, was mit seiner Existenz so eng verbunden gewesen, was Jahre hindurch Quell von Leben und Dichtung für ihn gewesen war, so behandeln, als ob es nie vorhanden gewesen wäre? Und das Sabinergut war, vom Besitzwerte abgesehen, nur als schöner Erdenwinkel betrachtet, von Tarent gar nicht so sehr verschieden: dicas adductum propius frondere Tarentum, so rühmt H. die Stätte, die für ihn dulces latebrae war (epist. I 16, 11 und 15). Wozu hätte er dann den Wunsch haben sollen, Tarent dafür einzutauschen, oder was hätte ihn gehindert, jenen Sitz bis an das Ende seines Lebens zu behalten?

Aber man nehme einmal mit Kießling an, daß Horaz, seit fünf oder sechs Jahren Besitzer des Sabinerhofs[1]), sich von ihm wegsehnt,

[1]) Diese Datierung, die Jahre 27/26, gewann Kießling durch einen Vergleich von II 6 mit III 5. Da der Schluß der Regulusode ersichtlich eine Reminiszenz an die in II 6 genannten Orte Tarent und Venafrum enthält, so läßt K. III 5 in frischer Erinnerung an II 6 gedichtet sein. In Erinnerung wohl; aber wo ist der Beweis für die frische Erinnerung? Steht etwa z. B. die Lolliusode, IV 9, mit ihrem unverkennbar an III 2 anklingenden Schlusse der zweiten Römerode zeitlich nahe?


Hosted by Google

weil er ihm als dauernder Ruhesitz des Alters nicht geeignet erscheint. Dann kam für die Wahl eines solchen zunächst Tibur in Betracht, das sowohl jenem Hofe als der Hauptstadt unfern lag, dessen Reize der Dichter zu allen Zeiten geliebt und gelobt hat, mit dem der Bewohner des Digentiatales durch persönliche Beziehungen verknüpft war (vgl. z. B. c. I 7 und 18). Dieser Ort war also als Alterssitz für H. geschaffen wie kein zweiter. Dann ist es sehr auffallend, daß er diesen nächstliegenden Gedanken fallen läßt um des fernerliegenden willen, daß er seine Blicke nach Tarent richtet. Denn K.s Hinweis, daß Tibur der Wohnsitz der römischen Großen war, zu denen Horaz nicht gehörte, paßt mehr für den jüngeren als für den älteren Dichter. Dieser war durch jenen Besitz nicht nur gegen Armut geschützt, sondern das Gut, dessen Bestand an Vieh, Äckern, Weide und Forst von einem Schaffer und acht Knechten bedienstet wurde, gab seinem unverheirateten Herrn auch die Möglichkeit, sich zu dehnen und zu strecken. Er nahm, wie c. III 4, 22 ff. zeigt, zeitweise Aufenthalt in Tibur, in Präneste, in Bajä, seiner Erholung wegen, aber auch, um sich zu neuem Schaffen anzuregen; die genannten Orte nennt er ja als Stätten seiner Muse. Zudem hatte der Dichter der Jamben und Satiren einen angesehenen Namen in der literarischen Welt und der Vertraute Mäcens eine vielbeneidete gesellschaftliche Stellung. Für diesen in mehr als einer Hinsicht sicher auf den Füßen stehenden Mann war also der Gedanke, vom Sabinertal nach dem nahen, ihm vertrauten Tibur überzusiedeln, nicht so aussichtslos, wie es hier erscheint. Dagegen den auf sich Gestellten, den aufstrebenden Anfänger, der zwar Wünsche und Verse, aber wenig Mittel hatte, den konnte zwar der Gedanke, sich dort ein Heim zu gründen, wo sein lyrischer Vorgänger Catull einen Musensitz gehabt hatte, locken, mußte aber, vorläufig wenigstens, der fromme Wunsch bleiben, der er im Gedichte ist; für diesen Horaz lag es nahe, sich mit der weniger teuren Provinzstadt zu bescheiden. Und nun umgekehrt, vom Gedichte aus gesehen, ist es da irgendwie wahrscheinlich, daß der Mann, der hier mit der Ungunst der Parzen rechnet, bereits die Zeit hinter sich hat, wo er voll Freude und Dankbarkeit bekannte, ihm hätten die Götter seine Wünsche mehr als reichlich erfüllt (sat. II 6, 3/4), oder wo er sich glücklich prieß, daß ihm die Parze nicht gelogen, daß sie ihm einen Besitz geschenkt habe, der ihn zufrieden stellte (c. II 16 Schluß)? Nein, vielmehr hat, wer die Ode unbefangen auf sich wirken läßt, den Eindruck: das ist nicht die Sprache eines Gesättigten, sondern eines, der noch nicht gekostet hat, nicht eines ehedem über alle Erwartung Beglückten (vgl. satis beatus unicis Sabinis, c. II 18, 14 und satis superque me benignitas tua ditavit, epod. 1, 31), sondern eines noch Schwimmenden und Ringenden, der nach einem Porte sucht.

Nun weisen allerdings Horazens Gedichte an anderer Stelle einen Zusammenhang auf, der seit Franke (fasti Horat. p. 139) mehrfach gegen einen frühen Ansatz der Ode ins Feld geführt worden ist. H. hat tatsächlich einmal den Wunsch ausgesprochen, in Tibur oder Tarent zu leben, zu einer Zeit, wo er das Sabinergut längst besaß, in der um d. J. 21 verfaßten Epistel I 7: mihi iam non regia Roma, Sed vacuum


Hosted by Google

Tibur placet aut imbelle Tarentum (V. 44/45). Aber hier handelt es sich nicht darum, daß der Dichter von seinem Hofe weggeht, weil es ihm dort nicht gefällt, also etwa, weil er ihm als dauernder Ruhesitz nicht geeignet erscheint — hat er sich doch eben dort, von wo er den Brief schreibt, von einer Krankheit erholt, vgl. V. 1—4 —, sondern in der rauschenden Haupt- und Residenzstadt Rom und dort jederzeit Mäcenas zur Verfügung zu sein, behagt ihm nicht. Auch deutet der Ausdruck mihi placet (vgl. seu mihi placuere Tibur, Praeneste, Baiae III 4, 23) nur auf einen vorübergehenden Aufenthalt, einen von der Art, wie er ihn eben jetzt am Meere nehmen will (V. 11), in Velia oder Tarent (Kießl.), und einen solchen Aufenthalt wählt sich H. jetzt, weder von Sehnsucht getrieben noch von einer Parze Gunst abhängig, sondern sehr ruhig und selbstsicher, ganz nach seinem Gusto. Zudem gibt er hier ganz genau den Grund an, warum er dem einen Orte (Roma) den andern (Tibur, Tarent) vorzieht: er ist nicht mehr jung und kräftig genug, um das Leben im unruhvollen Rom und den Dienst um Mäcenas auszuhalten (V. 25—28). Um so mehr müßte man erwarten, daß er da, wo er einen Sitz für immer sucht, einen Grund angäbe, warum er von seinem bisherigen Asyl fort will. Und da er dies nicht einmal andeutungsweise tut, so kann man auch aus einer Gegenüberstellung von Epistel und Ode nur schließen: in der letzteren handelt es sich nicht um die Übersiedlung von einem Mannessitz nach einem Greisensitz, sondern um Gewinnung eines Sitzes überhaupt, um das erstmalige Erringen eines solchen; man wird wider auf die Erklärung Porphyrios zurückgeführt.

Ein anderes Bedenken gegen einen frühen Ansatz des Gedichtes ist in der Bezeichnung vates (V. 24) gesehen worden. Wie konnte, so fragt Schütz, H. sich ohne Arroganz in so früher Zeit einen vates nennen, während er höchstens das erste Buch der Satiren herausgegeben hatte? Ähnlich urteilt Kießling: die Ode ist verfaßt, als H. sich bereits als Dichter in höherem Stile, als vates, fühlen durfte, somit nach den Epoden. Aber diese Erwägungen sind von einem Standpunkte hergenommen, der die Produktion des Dichters als fertig überschaut; sie rechnen nicht mit einer erst im Flusse befindlichen Tätigkeit und zu wenig mit dem dichterischen Subjekt. Wer wollte es einem jungen Dichter verbieten oder verargen, sich in einem Gedichte Sänger zu nennen, auch wenn er noch keinen Band Lyrik veröffentlicht hat? Sondern jedem Dichter, also auch Horaz, muß das Recht zugestanden werden, sich Dichter oder auch Sänger zu nennen von dem Augenblicke an, wo er sich als solcher fühlt. Und das dürfte schon der junge Horaz getan haben. In den Wirren des Perusinischen Krieges stellt er sich, nicht viel anders als später in den Römeroden[1], als Rater und Mahner vor seine Volksgenossen und führt ihnen ihre ruhmreiche, ihm so vertraute Vergangenheit zu Gemüte (epod. 16, 2—8); er ruft der brudermörderischen Stadt ein furchtbares 'Wehe!' zu, ahnenden Geistes und mit der Stimme des

[1]) Hierzu vgl. Wilamowitz, Sappho und Simonides (Berlin 1913), S. 313 und Anmerkung.


Hosted by Google

Propheten (11—14), und das Ziel, zu dem er glückliche Fahrt prophezeit, stellt er auf einen ethischen Boden: jenes Land, wo Milch und Honig fließt, ist den Gerechten des Volkes bestimmt, nach göttlicher Vorhersehung. Was fehlte diesem Seher, wie er sich am Schlusse nennt, noch zum Sänger? Oder ist das etwa keine Dichtung höhern Stils? Nein, wer eine so starke innere Spannung besitzt, wer für sein Dichten ein so hohes und ernstes Ziel nimmt, als Warner und Weiser zu seinem Volke zu reden, der kann sich nicht als einen Dichter von alltäglichem Schlage gefühlt haben[1]). Und wer ihn dann arrogant nennen wollte, der müßte es genau in dem selben Maße arrogant finden, daß es der Jugendliche überhaupt wagte, sich auf das Piedestal eines öffentlichen Mahners und Anklägers zu stellen, der denn seine innere Bewegung auch in Worten voll rücksichtsloser Schärfe und heißen Zornes entlud (Epod. 7). Und als er jetzt dem Freunde sein Herz ausschüttete, da dürfte er wohl auch hierbei, bei diesem Sapphischen Liede[2]), wider gefühlt haben, daß er zur Sangeskunst berufen sei. Und schließlich ist ja diese Selbstbezeichnung nicht bloß gewählt in Hinsicht auf vergangene oder gegenwärtige Leistungen, sondern auch in der Absicht auf künftige; sie hat an der Zukunftsmusik des ganzen Gedichtes ihren Teil. Denn die hier ausgesprochenen Wünsche und Pläne kommen zwar aus dem Munde des lassus maris, viarum, militiae, aber auch aus der Seele des vates; Horaz sehnt sich nach einer Heimat, aber nach einer Dichterheimat, nach einem schönen Fleck Erde, wo er als vates leben kann. Dies Wort kann also nicht aus dem Gedichte herausgesetzt und nun aus ihm ein Zeitpunkt fixiert werden, von dem alles Übrige zeitlich abhängig würde, sondern umgekehrt ist es: die Befristung dieser Angabe ist von dem Gesamtzusammenhange des Gedichtes abhängig zu machen, muß vor allem im Einklange stehen mit jenem in Strophe zwei enthaltenen Datum, das den chronologischen Angelpunkt des Gedichtes bildet. Dieser selbst wie eine ganze Reihe von Indizien weisen darauf hin, daß das Gedicht geschrieben ist, bevor Horaz das Sabinergut erhielt. Daß er jetzt bereits zur Umgebung des Maecenas gehörte, ist nicht sehr wahrscheinlich. Denn damit war er in einen sich stets erweiternden Kreis von Dichtern und vornehmen, einflußreichen Männern getreten, wie er im Iter Brundisinum und besonders in der Schlußsatire des ersten Buches (um 35 abgeschlossen) hervortritt. H. zählt jetzt Dichter wie Vergil, Varius, Plotius, Valgius und außer Maecenas vornehme Literaten wie Pollio, die Messalas, Servius, Furnius u. a. zu Gönnern und Freunden. Wie hätte er da auf die Idee kommen sollen, alle diese noch nicht lange geknüpften Fäden abzureißen, einen Weg, der ihn ständig aufwärts führte, zu verlassen und seitab zu gehen, nach Tarent? Und der resignierte Gedanke, fortan nur den einen am Busen

[1]) Der Begriff vates drängt sich fast von selbst dem Leser der ersten Epoden auf, und so schreibt denn auch Leo: hoc commune habent carmina VII et XVI, ut vates in publica causa populum adloquatur tamquam arbiter ductorque (De Horatio et Archilocho, Gött. 1900, S. 9).

[2]) Im Metrum und im Eingange, vgl. besonders V. 3/4, ist es beeinflußt von dem bereits genannten elften Liede Catulls.


Hosted by Google

zu halten, stimmt wenig für jemanden, der durch den Verkehr mit vertrauten, gleichgestimmten Freunden und mächtigen Gönnern erwärmt und gehoben wird, er deutet vielmehr auf eine Isoliertheit hin, die widerum zusammentrifft mit dem Gefühl von Heimatlosigkeit, das aus dem Gedichte spricht. Und kaum wird man die Stimmung der Ode besser widergeben können als mit den Worten Rosenbergs: 'Heimweh, Ermattung und Resignation geben dem Dichter die gedämpften Farben und lassen ihn die landschaftlichen Reize seines Ruhesitzes in der Ahnung schon genießen.'

Nur möchte ich nicht mit Rosenberg das Gedicht als einen Ausblick in die Zukunft ansehen, den der Dichter unmittelbar nach der Schlacht bei Philippi getan hat, sondern bin, im Verfolg des oben Gesagten, der Ansicht, daß Horaz zwar die Unrast jener bösen Kriegszeit noch nicht lange hinter sich hat, aber doch aus der Stimmung des decisis humilis pennis (epist. II 2, 50) schon heraus ist und seine Flügel bereits geregt hat; daß er deshalb, weil er seinen Dichterberuf klar erkannt hat, Wünsche und Pläne hegt, wie er ihm einen geeigneten Boden schaffen könne, Wünsche (wie sie auch das hoc erat in votis, sat. II 6 Anfng. erkennen läßt), die ihn über Vergil und Varius zu Maecenas und mit der Erringung des Sabinums auch schließlich zum Ziele geführt haben. Dann dürfte die Ode in die Zeit der ersten Epoden, in das Jahr 40 oder 39 fallen [1]).

---

[1]) Eine kurze Begründung dieses Ansatzes habe ich in der 17. Auflage der Nauckschen Oden gegeben; in gleichem Sinne hat sich kürzlich geäußert O. Rößner, Jhrgng. 1912 dieser Ztschft. S. 508. Im Zusammenhange hiermit sei erinnert an einen bemerkenswerten Gedanken von Lehrs (Ausg. S. LXXIX), wonach H. nach der Rückkehr in die Heimat zunächst lyrische Gedichte gemacht habe und sein satirisches Talent erst in die freie Bahn gebracht worden sei, als er, mit Maecenas bekannt geworden, das Gefühl einer Stellung und einer Sicherheit gewonnen habe. Dadurch sei dann die Odendichtung (richtiger wohl: lyrische Dichtung) zunächst in den Hintergrund getreten.

Hosted by Google

MITTEILUNGEN

Vom Deutschen Germanistenverband in Marburg.

Ein Vorspiel der heurigen Philologenversammlung bildete die erste öffentliche Tagung des von Frankfurt a. M. aus gegründeten Germanistenverbandes. Den Zuhörern ward eine stattliche Reihe von Leitsätzen in die Hand gegeben, die mehr fern verdämmernde Ziele als betretbare Wege erkennen ließen. Der Verschwommenheit der Ziele haben nun leider die beiden ersten Redner, Friedrich Kluge aus Freiburg und Claudius Bójunga aus Frankfurt, nicht abgeholfen, was indes der Wirkung bei dem großenteils hochgestimmten Publikum keinen Abbruch tat. Festgestellt sei nur, daß keiner der Redner an eine wirkliche Hebung geistigen Lebens zu denken schien, von der Hebung eines Könnens in Sprach- und Literaturbeherrschung keiner auch nur mit einem Worte geredet hat. Deutschkunde heißt die Losung, also Vermehrung eines, von Laut- und Wortgeschichte abgesehen, auch ohne gelehrte Germanisten, zu Hause in Gesprächen oder aus Büchern und Bildern, und unterwegs auf Reisen und Wanderungen, bequem erreichbaren, aber in ziemlichem Umfange doch auch auf unsern Schulen, im Geschichts-, im Geographie- und im evangelischen Religionsunterricht, vermittelten Wissens.

Der einzige Redner, der schlicht, ernst und sachlich, also deutsch redete, war Dr. Karl Dietz, Oberrealschuldirektor in Bremen. In seinen Thesen forderte er, aus kameradschaftlichen Gründen scheint es, Vermehrung der deutschen Unterrichtsstunden überhaupt; begründet hat er seine Forderung, und zwar gut begründet, nur für seine 'Oberrealschule', die jüngste der drei Schulformen. Anstatt nun den stellenweise nicht mit Unrecht gescholtenen deutschen Unterricht sofort überall quantitativ zu vermehren,

Getretner Quark
Wird breit, nicht stark,

sorge man für höhere Anforderungen an die Lehrer des Deutschen. Hier zu allererst ist der Hebel anzusetzen. Alldeutsche Begehrlichkeit und aus Pedanterie und Romantik gemischte Reden bedeuten noch keine Hebung des deutschen Geisteslebens. Hier bleibt also dem Freunde einer wahren, vollends einer deutschen Kultur, im Sinne Treitschkes und Bismarcks, einstweilen nur übrig, gegen den Strom zu schwimmen.

O. S.



Σ 'Der Anfang.' Durch die Blätter gehen Mitteilungen aus dem Oktoberheft der Schülerzeitschrift 'Der Anfang'. Ein Herbert Blumenthal soll dort ausführen, daß das 'große, reiche, gewaltige Triebleben' der Jugend vom Publikum totgeschwiegen, von den Geboten der 'Moral' unterdrückt worden sei. Dagegen gelte es zu protestieren:

'Darum sind wir so unentwegt positiv, wo es um jugendliche Erotik geht, so frei von Bedenken, so skrupellos; wir übernehmen die Erotik mit allem Drum und Dran an Unkultur in Bausch und Bogen, und wer da nicht mitgeht, verfällt der Mißachtung als ein Quietist, ein Totschweiger, ein Feigling, ein Krüppel. Wir veranstalten Sommers und Winters unsere Feste, die nur von uns und für uns sind, wir machen den Tanz deutlich erotisch, wir flirten und lieben, wo wir nur können. Wir überstürzen uns in Veranstaltungen und schaffen fortwährend neue Gelegenheiten zur erotischen Geselligkeit der Jugend. Und weil wir deutlich fühlen, es geht hier um das Prinzip, um die Sache selbst, so nehmen wir Dinge in Kauf, gegen die wir uns sonst empören: die Häßlichkeit in allen ihren Formen. Den Aufenthalt in stickigen, schwülen, barbarisch dekorierten Sälen; barbarische, unserm innersten Wesen ganz fremde Tänze, in denen wir direkt mit unserm Leib der Roheit und Häßlichkeit dienen; Musik, von der unser besseres Teil nichts weiß, deren unser künstlerisches Gewissen, wäre es zugegen, sich schämen müßte; eine gemachte Unsentimentalität und ein Draufgängertum, von denen unsere Seele nichts weiß. Für alles, was uns sonst empören oder krank machen würde, haben wir auf einmal kein Organ mehr; denn es geht mehr um unsere Erotik und also um ein heiliges Gut.'

Man möchte diesen Herbert für einen 'gerißnen Jungen' halten, der sich einen Spaß daraus machte, zu sehn, ob seine Genossen und das große Publikum, vor das er wohl zum ersten Male hintritt, ihn ernst nehmen, oder ob sie den Schalk wittern, der sie alle nur zum besten hat. Es wäre kein allzufeiner Spaß, aber er könnte immer luftreinigend wirken. Ist es aber Ernst, dann bedeutet freilich dieser 'Anfang' so etwas wie den Anfang vom Ende, dann wüßten wir endlich wohl alle, wohin 'körperliche Ertüchtigung' führt, wenn man dabei das geistige Leben mehr und mehr verkommen läßt.

Von der Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft (Pauly-Wissowa) befindet sich ein drittes Supplement in Vorbereitung. Die Herren Fachgenossen werden freundlichst gebeten, den Herausgeber, Prof. Kroll in Breslau 16, Hobrechtufer 12, auf Lücken in den bisher erschienenen Bänden nach Möglichkeit aufmerksam zu machen. — Bloße Verbesserungen von Druckfehlern und Nachträge inzwischen erschienener Literatur sollen in dem Supplementheft nicht berücksichtigt werden.

Hosted by Google

ANZEIGEN

1) D. Dr. Hermann Cremer, Biblisch-theologisches Wörterbuch der neutestamentlichen Gräzität. Zehnte, völlig durchgearbeitete und vielfach veränderte Auflage, herausgegeben von D. Dr. Julius Kögel, a. o. Prof. der Theol. an der Univ. Greifswald. Gr. 8. Lieferung 1—3, pro Lfg. 4 ℳ. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. 1911, 1912.

Das Cremersche Wörterbuch ist so bekannt und hat auch in allen wissenschaftlichen Kreisen, die einen weniger positiven Standpunkt als der Verfasser vertreten, solchen Anklang gefunden, daß eine Empfehlung als nicht nötig erscheinen könnte. Wenn wir trotzdem in eine genauere Besprechung eintreten, so ist dies nicht allein durch das Erscheinen der neuen, vielfach veränderten Auflage begründet, sondern auch deshalb angebracht, weil das Wörterbuch an dieser Stelle seine Würdigung bis jetzt nicht gefunden hat.

Was dem Verfasser bei Herausgabe seines Wörterbuchs vorgeschwebt hat, läßt sich am besten aus seiner Vorrede zur dritten Auflage (1883) entnehmen. Ein gewöhnliches Wörterbuch, das lediglich bei jedem Worte die verschiedenen Bedeutungen und die Stellen, an denen es vorkommt, registriert, sollte es nicht sein; aber auch keine biblische Theologie in lexikalischer Gestalt. Der Titel heißt nicht 'Wörterbuch zum N. T.' oder 'Biblisch-theologisches Wörterbuch zum N. T.'. Vielmehr drückt er aus, daß das Werk in das Verständnis des neutestamentlichen Griechisch einführen will durch Aufweisung des Wegs, auf welchem sich aus dem bereits vorhandenen Sprachgute die neutestamentlichen Begriffe und Wendungen herausentwickelt haben. Diese Entwicklung ist aber, weil sie, auf alttestamentlichen Voraussetzungen fußend, eine neue Gottes- und Weltanschauung in sich schließt, eine biblisch-theologische. Sie bedient sich der Ausdrücke der griechischen Weltsprache, deutet sie aber um, gibt ihnen neuen Inhalt, bildet neue Formen, um die neuen und eigentümlichen Begriffe zu bezeichnen, und so entsteht die neutestamentliche Gräzität. Das Erfassen und Verstehen der Sprache ist die Voraussetzung für eine biblische Theologie des N. T. Nach den durch diese Tatsachen gegebenen Richtlinien konnte das Wörterbuch nicht unterschiedlos alles und jedes bringen, was an griechischen Wortbildungen im N. T. vorkommt, sondern ihm waren vor allem die Ausdrücke des geistigen, sittlichen und religiösen Lebens vorbehalten, die unter dem Einfluß der religiösen Entwicklung einen neuen Inhalt bekommen hatten, der sie vom Profangriechisch unterschied. Hier

Hosted by Google

galt es, zunächst die Begriffssphäre, innerhalb deren sich der Profangebrauch bewegte, festzustellen, um dann zu zeigen, wie sich die neutestamentliche Vorstellung davon unterscheidet oder wie sie damit verwandt ist und wo die Anknüpfungspunkte liegen. Da nun die neutestamentliche Gräzität eine Vorstufe in dem Griechisch der LXX hat, das bereits für die alttestamentlichen Begriffe eine Reihe von Wörtern neu ausgeprägt hatte, so war eine Durcharbeitung der alttestamentlichen Gräzität nötig, um sie der neutestamentlichen gegenüberzustellen. Damit ist das Wörterbuch zugleich auch ein Wörterbuch der LXX. Weniger war auf Philo und Josephus einzugehen, da diese die neutestamentliche Ausdrucksweise bei weitem nicht so stark beeinflußt haben, wie man zu glauben geneigt ist. Dagegen war die nachbiblische Literatur der Synagoge in weiterem Maße heranzuziehen, weil das Christentum auch Begriffe der jüdischen Schulsprache verwertet.

Diese vom Verfasser gezeichneten Richtlinien sind bis heute unentwegt verfolgt worden, und im großen Ganzen hat die Wissenschaft sie gebilligt. Kam auch bei Erörterung der neutestamentlichen Belegstellen die persönliche dogmatische Stellung Cremers zum Ausdruck, so hat das Werk dennoch auch bei anders Gerichteten Anklang gefunden, weil es eben in den Geist der neutestamentlichen Gräzität und in ihr Begriffsgebiet in wirklich gründlicher Weise einführte und die Entwicklung einwandfrei darbot. Wäre das Werk unbrauchbar und der ihm zugrunde liegende Gedanke irrig gewesen, dann hätte es wohl schwerlich innerhalb einer verhältnismäßig kurzen Zeit zehn Auflagen erlebt. Deshalb bewegt sich auch die Neubearbeitung ganz in den von Anfang an beschrittenen Bahnen. Cremer selbst hat sie nicht mehr vorbereiten können, da der Tod seiner Arbeit ein Ziel gesetzt hat. Aber der neue Herausgeber steht dogmatisch und theoretisch ganz auf Cremers Standpunkt; das geht aus seiner Vorrede zur neuen Auflage hervor. Er hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht, hat den gesamten Text und alle Zitate verglichen, und vor allem hat er die Ergebnisse neuerer Untersuchungen verwerten und einarbeiten müssen. Die Anzahl der behandelten voces ist nicht mehr sonderlich vermehrt worden, nachdem Cremer selbst schon umfangreiche Ergänzungen vorgenommen hatte. Ergaben sich so notwendige Erweiterungen des Textes, so hat der Herausgeber dies durch Kürzung, wo es anging, ausgeglichen., womit der bisherige Umfang des Werkes ungefähr beibehalten wurde. Die neue Auflage soll in Lieferungen erscheinen und in etwa zwei Jahren vollständig sein. Bis jetzt sind 3 Lieferungen erschienen.

Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. Es sei nur allgemein hervorgehoben, daß, entsprechend der Aufgabe des Wörterbuches, das herkömmliche Schema der Lexikographie verlassen ist. Stets sind die zu dem gleichen Stammbegriff gehörigen Ausdrücke zusammengestellt und zugleich sämtliche in Betracht kommenden Derivata behandelt. Die Erläuterung der Einzelartikel beschränkt sich nicht einfach auf eine statistische Zusammenstellung der verschiedenen Bedeutungen und der Belegstellen, sondern bemüht sich, in möglichst zusammenhängender Darstellung die Entwicklung der Bedeutung des

Hosted by Google

neutestamentlichen Wortes aus der Profangräzität über die verschiedenen Zwischenglieder zu verfolgen. Daß natürlich nicht jedes im N. T. vorkommende Wort aufgenommen ist, braucht wohl nicht besonders betont zu werden, da alle Wörter, die keine biblisch-theologische Entwicklung durchgemacht haben, oder solche, die lediglich Profangriechisch sind, ausfallen konnten; ein Wörterbuch der griechischen Sprache gibt über diese ja jede Auskunft. Auf die dogmatisch umstrittene Deutung gewisser Fundamentalbegriffe brauchen wir hier nicht näher einzugehen, da jeder, der dies Wörterbuch benutzt, doch in der Regel darüber orientiert ist und eine Polemik außerhalb des Rahmens dieser Besprechung liegt.

Das Werk, das hoffentlich regelmäßig fortschreitet, ist vor allem auch den Religionslehrern an höheren Schulen zum Gebrauch bei der Lektüre des N. T. zu empfehlen. Es orientiert schnell über das Eigentümliche des neutestamentlichen Ausdrucks und bietet alles Nötige, um Schülern, die zunächst nur das klassische Griechisch kennen, den Einblick in die teilweise sehr stark abweichenden neuen Gedankengänge zu erschließen. Ohne sprachgeschichtliche und biblisch-theologische Erklärung kommt man nicht aus, wenn die Lektüre des N. T. sowohl anregend als anziehend sein soll.

2) Dr. Heinrich Ebeling, Griechisch-deutsches Wörterbuch zum Neuen Testamente. Mit Nachweis der Abweichungen des neutestamentlichen Sprachgebrauchs vom Attischen und mit Hinweis auf seine Übereinstimmung mit dem hellenistischen Griechisch. VI u. 428 S. gr. 8. 8 ℳ, geb. 9 ℳ. Hannover und Leipzig, Hahnsche Buchhandlung, 1913.

Dies Wörterbuch ist eine von dem oben angeführten Cremerschen biblisch-theologischen Wörterbuch durchaus verschiedene Arbeit, rein lexikographischer Art. Wenn Cremer ein besonderes Wörterbuch zum N. T. verwirft, sofern es nicht versuche, die Begriffswelt der neutestamentlichen Autoren mit der Gedankenwelt, in der sie stehen und von der sie abhängig sind, in Verbindung zu bringen und auch eine Entwicklung der Begriffe zu geben, so können wir ihm insofern zustimmen, als ein Wörterbuch, das die biblisch-theologische Seite des N. T. berücksichtigt, tatsächlich vom herkömmlichen Lexikonschema abweichen muß. Aber ein Spezialwörterbuch möchten wir trotzdem nicht verwerfen. Kommen doch eine Menge Wörter vor, die keine biblisch-theologisshe Entwicklung durchgemacht haben, die sich aber vom klassischen Griechisch bedeutend unterscheiden und deshalb, falls die Etymologie nicht ohne weiteres klar liegt, in einem größeren Lexikon nachzuschlagen wären, das auch das hellenistische Griechisch berücksichtigte. Ein Speziallexikon, das aus dem philologischen Stoffe nur das bringt, was für das Verständnis des neutestamentlichen Textes erforderlich ist, erleichtert das Nachschlagen entschieden. Wer natürlich das Biblisch-Theologische näher ins Auge fassen will, muß ein biblisch-theologisches Wörterbuch noch außerdem zu Rate ziehen, da dies Gebiet im vorliegenden Wörterbuche nur gestreift werden konnte. Auch möchten



wir hinter manche biblisch-theologische Andeutung ein Fragezeichen setzen.

Das Wörterbuch, das wir für den Schulgebrauch sehr wohl empfehlen können, ist vom Verfasser in lexikographischer Hinsicht mit der nämlichen Gründlichkeit verfaßt, die auch dessen bekanntes Homerwörterbuch auszeichnet. Es gibt die nötigen etymologischen Aufklärungen, den Nachweis gleichen oder ähnlichen Sprachgebrauchs bei Profanschriftstellern oder im Verkehr des täglichen Lebens, ferner die hebräischen Worte, die in LXX durch das griechische Stichwort wiedergegeben sind, dann die Abweichungen vom attischen Sprachgebrauch. Die Stellen, an denen ein Wort vorkommt, sind möglichst vollzählig angeführt, und wo eine neutestamentliche Stelle auf eine alttestamentliche zurückgeht, ist die letztere ebenfalls erwähnt. Über die Anlage im einzelnen orientiert die Vorrede.

Mülhausen i. Els. E. Herr.

---

1) Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten von Paldamus (neu herausg. v. Winneberger). Frankfurt a. M. (Diesterweg) 1912. Vorstufe: Oktava XXI, 247. Geb. 2 ℳ. Erster Teil: Septima XXII, 313. 2,60 ℳ. Herausg. v. W. Lindemuth.

2) Deutsches Lesebuch für Vorschulen höherer Lehranstalten. (Zugleich Vorstufe zu Evers u. Walz.) Leipzig (Teubner) 1912. Zweiter Teil: 1. Vorschulklasse. Ausg. A für Schlesien. — Ausg. A für die Rheinprovinz. Herausg. v. Kühne und Vorwerk. 2. Aufl. VIII, 230. 2,50 ℳ.

Herausgeber von Vorschullesebüchern haben es jetzt leichter als früher, wirklich gute Lesestücke und Gedichte zu bieten, die doch nicht über das kindliche Verständnis hinausgehen. Haben doch jetzt auch Dichter für Kinder Brauchbares geschrieben: Baumbach, Trojan, Seidel finden sich neben den bekannten älteren Namen. Beide Herausgeber haben von diesem Vorteil reichlich Gebrauch gemacht. Sein eignes Gedicht dürfte Lindemuth aus dieser Gesellschaft wohl herauslassen; es ist zu unbedeutend, in der Form teilweise schlecht. Beide Bücher bringen vieles, was dem Leben des Kindes entnommen ist, ich glaube des Guten zuviel; das Lesebuch sollte nicht so oft zu dem Kinde hinabsteigen, sondern es mehr zu sich emporziehen. Auch das — übrigens allen neueren Lesebüchern gemeinsame — Betonen der Großstadt halte ich für keinen unbedingten Vorzug. Man verfällt hier in den allgemeinen Fehler der Pädagogik unserer Tage, in der Richtung zuviel zu tun, wo sonst zuwenig geschah. Die recht netten Randleisten auf allen Seiten der Paldamusschen Bücher lenken doch wohl die Aufmerksamkeit ab. Da sind die bunten Bilder des andern Buches schon besser, sie stören immer nur auf einer Seite den Hauptzweck. Die Scheidung nach Provinzen (Evers) ist irreführend; es handelt sich um Anhänge von je 32 S., die recht Gutes für die betr. Landschaft bringen. Hoffentlich ist Zeit zur Behandlung da! Beide Lesebücher haben übrigens Anhänge für Rechtschreibung und Grammatik mit zahlreichen Beispielen und Übungen. Auf einen Vergleich der beiden kann verzichtet werden. Die Wahl eines Lesebuches für eine Schule wird sich doch nicht nach dem Vorschulteile richten.


Hosted by Google

3) Evers-Walz, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Neu herausgeg. v. Walz u. Kühne. Leipzig (Teubner) 1913. 1. Teil: Sexta. 5. Aufl. Ausg. A für evangelische Anstalten. Ausg. B für paritätische Anstalten. XVI, 285. 2 ℳ. 2. Teil: Quinta. 4. Aufl. XVI, 336. 2,40 ℳ. 3. Teil: Quarta. 4. Aufl. Ausg. A, Ausg. B (wie 1). XVI, 368. 2,40 ℳ.

In einem ausführlichen Vorworte zu Teil I—III sagen die Verfasser so viel Gutes über die Umgestaltung des Buches gemäß den 'Bestimmungen' und den 'Forderungen der Zeit nach einer vertieften künstlerischen und staatsbürgerlichen Erziehung der Jugend', daß dem Besprecher nicht mehr viel übrig bleibt. Wer die Lesebücher kennen lernen will, lese das Vorwort, und er wird mit ihren Vorzügen bekannt werden. Worin diese tatsächlich liegen, mag eine zwanglose Auswahl aus dem wirklich reichen und gediegenen Inhalte zeigen. Die Scheidung zwischen 'paritätischen' und 'evangelischen' Quintanern ist zu meiner Freude — in der 4. Aufl. wenigstens — noch nicht durchgeführt und im Sextanerbuch beschränkt sie sich auf den betreffenden Zusatz im Titel. Auch den Quartanern bietet man fast das selbe. Hoffentlich beschwert sich kein 'paritätischer' über die Zumutung, aus Luthers Tischreden etwas zu lesen, und kein evangelischer über die Vorenthaltung der schönen Stücke 'Götz von Berlichingen' und 'Luise Henriette', wofür er mit der für die 'paritätischen' Quartaner ungeeigneten Darstellung des Reichstags zu Worms aus Köstlins Luther vorliebnehmen muß. Die Auswahl von Erzählungen und Darstellungen aus der Geschichte ist in allen drei Teilen vortrefflich. In I finden sich von neueren Schriftstellern Rosegger, Freytag, W. H. Riehl, von weniger bekannten älteren Sebastian Franck, Musäus. Einen Fortschritt gegenüber vielen älteren Büchern bedeutet hier die Auswahl aus der neueren vaterländischen Geschichte: Einhard, Alexis, Arndt, L. Richter kommen zu Wort; erfreulicherweise werden auch Bismarck einige Stücke gewidmet. Selbst Zeppelin und die Helden vom Takufort sind nicht vergessen. Auch unter den Gedichten finden sich neben dem bekannten eisernen Bestand weniger bekannte von älteren Verfassern wie Hans Sachs, etwas aus dem Wunderhorn, während bereits Seidel, Trojan, Storm, Hebbel und Greif in den literarischen Gesichtskreis des Sextaners treten. In Quinta kommen Otto Ernst, Fontane und Liliencron, in Quarta Arno Holz ('So einer war auch er'), Julius Bierbaum (Abendlied), A. de Nora ('Freiwillige vor') hinzu. (Das Gedicht eines zwölfjährigen Schülers regt hoffentlich nicht allzuviele Quartaner zum Dichten an!) Auch hier fehlt es natürlich nicht an guten älteren Sachen; von seltneren Gaben sei Grimmelshausens 'Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall' erwähnt. Mit solcher Auswahl kann man schon die Kleinen unmerklich in unsere reiche, jahrhundertealte Literatur einführen. Auch die Prosateile von II u. III sind entsprechend gestaltet. Aus den deutschen Volksbüchern, z. T. in Gustav Schwabs meisterhafter Bearbeitung, wird da den Quintanern mancherlei geboten. Besonders ist hier auch die Neugestaltung der Auswahl aus den alten Sagen zu rühmen. Zobeltitz' Ullsteinbuch findet dabei bereits Verwendung. Schön zu lesen sind die Erzählungen im Quartanerlesebuch, ich erwähne z. B. Achleitner, Die Wartezeit. Auch die Abschnitte aus der deutschen Ge-



schichte scheinen mir besonders glücklich gewählt. Vielleicht könnte immer noch mehr klassische Literatur wirklicher Künstler an die Stelle von Abschnitten aus geschichtlichen Lehrbüchern treten. Vielfach geschieht es ja; ich brauche nur Namen wie Roth, Rotteck, Peter, Moltke, Schiller, F. v. Köppen, Kügelgen zu nennen. Eine so frische Kriegsgeschichte wie 'Todesritt' von M. von La Roche muß jeden rechten deutschen Jungen zur Nacheiferung begeistern. Selbstverständlich weisen die naturwissenschaftlichen und erdkundlichen Abschnitte noch mehr der modernen Namen auf: Francé, Maeterlinck, Bölsche, Esmarch, Lagerlöf kommen hier neben Goethe, Arndt, Bismarck und Moltke zu Wort.

Verständig zurückhaltend sind die Verfasser mit Anmerkungen gewesen; die wenigen sind vortrefflich. Jedem Bande ist ein vorzüglicher Anhang über Zeichensetzung und ein Verzeichnis empfehlenswerter Jugendbücher beigefügt. Einige Gedichte der vorigen Teile sind zum Zwecke der Widerholung wider abgedruckt.

4) Lesebuch für die höheren Schulen Deutschlands. Herausgeg. v. Prof. Dr. Alfred Puls, Direktor des Kgl. Gymnasiums zu Husum. 4. Teil: Prosalesebuch für die Untertertia der Vollanstalten oder Klasse III der Realschulen. 3. Aufl. Gotha (Thienemann) 1913. 8. XIV, 344.

Beinahe altmodisch erscheint demgegenüber das Pulssche Lesebuch, aber gerade das soll gerühmt werden. Für den 'dauerhaften Einband' bedankt sich der Herausgeber bei seinem Verlage, und ich möchte mich diesem Danke von ganzem Herzen anschließen. Möchten noch mehr Buchhandlungen solche Einbände (dunkelgrün!) wählen, die für rauhe Tertianerhände geeigneter sind als die jetzt beliebten in zarten Farbentönen. Außerdem ist er mit seiner einfachen Eichenverzierung noch schön. Dem Herausgeber aber sei gedankt für seinen mutigen Entschluß, dem Drängen nach bürgerkundlichen Stücken nicht nachzugeben. Auch ich halte solche für verfrüht und meine mit dem Herausgeber, daß die Bürgerkunde zur Genüge an geschichtlichem Stoff behandelt werden kann. Die mir bekannten Versuche, in modernen Lesebüchern eigne (oft selbst verfaßte) Stücke rein bürgerkundlichen Inhalts zu bieten, beweisen nur die Richtigkeit der hier geübten Zurückhaltung. Der Geschmack und das Verständnis der Tertianer richten sich nun einmal nicht ohne weiteres nach den 'Bestimmungen' und 'neuzeitlichen Forderungen'. Auf gute geschichtliche Prosa wird denn auch der Hauptwert gelegt. Mit den ebenfalls gut ausgewählten Sagen und Lesestücken kulturgeschichtlichen Inhalts füllt sie fast 200 Seiten. Märchen, Erzählungen, erdkundliche und naturkundliche Stücke der anderen Teile zeigen, daß der Verfasser neben gutem Alten auch gediegenes Neues mit großem Geschick auszuwählen versteht. Der grammatische Anhang ist recht reichhaltig und zu den zusammenfassenden erweiternden Widerholungen auf dieser Stufe sehr geeignet. Ein knappes erklärendes Wörterverzeichnis erhöht die Brauchbarkeit des Buches für Privatlektüre wissensdurstiger Schüler. Eine besondere Gedichtsammlung muß natürlich daneben benutzt werden, und das erhöht die Ausgabe gegenüber andern Lesebüchern (der Prosateil kostet 2,80 ℳ), daß es aber möglich ist, zeigt die Tatsache der 3. Aufl.

Hosted by Google

5) Die Dichter der Befreiungskriege. Eine Erinnerungsgabe. Herausgegeben von Kiehne, Frankfurt a. M. (Diesterweg) 1913. 8. XIII, 224 S. Geb. 1,80 ℳ.

Das Büchlein bringt mehr, als sein Titel verspricht. Nicht nur die bekannten Dichtungen der Zeit werden abgedruckt (daß ähnliche Werke sich 'fast nur auf Gedichte von Arndt, Schenkendorf, Rückert und Körner beschränken', ist übrigens stark übertrieben), sondern auch Gedichte späterer Zeit, die den gleichen Stoff behandeln. Eine Anzahl von zeitgenössischen Prosastücken und solchen späterer guter Schriftsteller (Raabe, Freytag, Weitbrecht, E. Engel) vervollständigen das, was in Versen, nach der Zeit, nicht nach den Verfassern geordnet, gegeben wird. Die geschichtliche Einleitung ist nicht bedeutend. Einem Ereignis wie der Franz. Revolution kann man unter der tendenziösen Überschrift 'Wider Gesetz und Recht' nicht gerecht werden, auch nicht für den gewählten beschränkten Gesichtskreis. Der Baseler Friede hätte gerade für diesen gewürdigt werden müssen als das Ereignis, welches dem nördlichen Deutschland seine für die Literatur so wertvolle Ruhe in den bedrängten Zeiten verleiht. Zum Verständnis der folgenden Prosaabschnitte und Dichtwerke aber ist die geschichtliche Einleitung recht brauchbar, zumal auch sie schon mit zeitgenössischen Aussprüchen durchwoben wird und die Lebensbeschreibungen der bekanntesten Freiheitsdichter einschließt. Für den großen Leserkreis, für den das volkstümliche Buch doch offenbar berechnet ist, scheint mir der Preis etwas zu hoch. Für Volks- und Schülerbibliotheken und zu Preisen bei vaterländischen Festen wird es sich gut eignen.

Cassel. Karl Heinze.

Richard Laqueur, Polybius. Leipzig-Berlin (B. G. Teubner) 1913. VII und 308 S. gr. 8. 10 ℳ.

Der Verfasser bezeichnet sein Werk als ein Buch, das von Anfang bis Ende neue Forschungen vorlege und deshalb eigentlich keines Geleitwortes bedürfe, da es in den Anregungen und Resultaten, die es bringe, für sich selbst sprechen müsse. Beabsichtigt wird nichts Geringeres als der Nachweis, daß unter der Feder des Polybius in immer widerholten Umformungen der Text entstand, den wir in den Handschriften lesen, ja daß sich letzten Endes fünf Auflagen des Werkes rekonstruieren lassen, welche ebenso vielen geistigen Entwicklungsstufen des Autors entsprechen. Der Eindruck, den man bei der Lektüre von der schriftstellerischen Eigenart und Fähigkeit des Polybius, dem L. auf S. 233 'Schärfe des Geistes' zuerkennt, gewinnt, ist naturgemäß kein erhebender. Denn was soll man schließlich zu einem Historiker sagen, der, selbst wenn das überarbeitete Werk zur Zeit seines Todes noch nicht zur Edierung reif war, so viel 'Flickstücke, Ersatzstücke, öde Zusatzstücke, lächerliche Flicken, Lückenbüßer, unlogisch eingefügte Einschübe, stilistische Monstra, Entgleisungen und Verzerrungen, unsinnige Abfolgen, ins Gegenteil verkehrte und auf den Kopf gestellte Dinge neben bewußten Fälschungen' zu Papier gebracht hat, ohne es vielleicht bisweilen recht zu merken? Doch sehen wir uns zunächst nach der geistigen Entwicklung des Polybius um, wie sie sich nach Laqueur S. 261—278

Hosted by Google

darstellt. Der erste Entwurf des Geschichtswerkes zeigt den Polybius noch ganz in dem Bann der Rhetorenschule: er wurde nach 167 in Rom niedergeschrieben und sollte aufzeigen, wie Rom in nicht ganz 50 Jahren, d. h. von 216—167, die Welt erobert habe. Die Geschichte von 180 ab kannte P. vielleicht aus eigener Anschauung, für den Hannibalischen Krieg war er auf Fabius Pictor als Quelle angewiesen, den er vermutlich nur in seine Sprache umgoß und rhetorisch bearbeitete. Dieser erste Entwurf lag wohl zwischen 160 und 155 vollendet vor, wurde — das dürfen wir wohl annehmen — auch publiziert und verschaffte dem Autor die Freundschaft vieler vornehmer Römer, insbesondere die des Scipio. Zu einer Erweiterung dieser 1. Auflage führte die Erschließung dreier Quellen, nämlich der Lacinischen Inschrift, der Scipionenquelle und des Philinos. Besonders die zweite Quelle widersprach in grundsätzlichen Dingen der ersten Relation durchaus. So ist denn auch P. an der Verkoppelung der beiden gescheitert (vgl. S. 264). Das Werk des Philinos führte nur zu einer quantitativen Erweiterung. P. entwarf eine Darstellung der Geschichte Roms im sizilischen Kriege und schickte sie als weiteres Vorwort voraus: der Hannibalische Krieg von 218 an wurde nun miteingeschlossen. Der rhetorische Standpunkt des Ganzen blieb unverändert. Diese zweite Auflage wurde sicher veröffentlicht: sie ist von Livius benutzt worden. Der Beginn der Krisis mit Karthago führte zur Gestaltung der 3. Auflage, die durch drei Elemente charakterisiert wird, nämlich durch die Leugnung der Rom kompromittierenden Bestimmungen des Hasdrubalvertrages und des gesamten Philinosvertrages, durch die Einlage der Keltenkriege und die systematische Untersuchung der römisch-karthagischen Beziehungen. Dazu tritt formell die Bezeichnung *προκατασκευή* für die Einleitung und dementsprechend die Bildung der beiden *προεκθέσεις*. Die neue Auflage ist eine weitere Korruption des Polybianischen Werkes, die der moralischen Kraft des Autors kein gutes Zeugnis ausstellt: er hat sich in den Dienst der römischen Auffassung gestellt und ihr zuliebe gelogen. Die typische Verwertung des Begriffes *ἀρχαί* (= origines) macht es wahrscheinlich, daß für dieses Stadium des Werkes Cato als Quelle benutzt wurde. Das rhetorische Element verstummt, der sachliche Historiker in modernem Sinne tritt auf den Plan. Der Fall von Korinth 146 führte zu einer 4. Auflage, da P. seine Stellung zu Rom energisch revidiert hatte. Die römische Geschichte wurde über 167 bis 146 verlängert; eine neue Konzeption des sardinischen Problems wurde gegeben, um darzutun, daß Karthago von Rom vergewaltigt sei und die Welt von ihrer Besiegerin nicht viel zu erwarten habe. Der griechische Nationalstolz wurde dadurch gerettet, daß erklärt wurde, in der Welt herrsche die *τύχη*. Diese, nicht das römische *πολίτευμα* (3. A.) habe Rom zu seinen Siegen verholfen. Für die philosophischen Betrachtungen sind Demetrios von Phaleron und Dikaiarch als Quellen anzusetzen. Vor 140 war die 4. A. kaum vollendet.

Das Wesen der 5. A. endlich wird durch zwei Namen bestimmt, Panaitios und Timaios. Von dem Stoiker Panaitios lernte Polybios das Prinzip der Gesetzmäßigkeit des historischen Geschehens im Gegensatz zu

Hosted by Google

der τύχη (4. A.) kennen und erkannte, daß der Pragmatismus eine weltgeschichtliche Komposition verlange. Von dem Historiker Timaios lernte er die Rubrizierung der Ereignisse nach Olympiaden und trug nun alles nach, was in der Epoche geschehen war, ohne mit Rom Berührung zu haben. Das bedeutete vor allem die Ansetzung eines neuen Anfanges des ganzen Werkes: statt 216 (Cannae) bzw. 218 (2. A.) wurde nun 220, ein Moment von weltgeschichtlicher Bedeutung auf den verschiedensten Gebieten der οἰκουμένη, angesetzt. Natürlich hat auch der nüchterne Standpunkt der 5. A. zu mancherlei Korrekturen in den schon vorhandenen Partien geführt: so ist z. B. aus dem genialen Hannibal ein nüchterner Durchschnittsmensch geworden.

Ich muß gestehen, daß ich bei der Lektüre des Buches die Überzeugung gewonnen habe, daß Laqueur eine bewundernswerte Arbeit geleistet und mit seiner Überarbeitungstheorie das Richtige gefunden hat. Die meisten der von ihm aufgewiesenen Widersprüche in unserm Text sind da und nicht hinwegzudisputieren, wie man sich auch drehen und wenden mag. Gewiß hat er an einigen Stellen über das Ziel hinausgeschossen, und manches, was er als Dublette angesprochen hat, wird sich wohl, wie Kallenberg richtig bemerkt, als Epanalepsis erklären lassen (vgl. Berliner Philologische Wochenschrift 1913, Nr. 16). Es ist aber nichts natürlicher, als daß ein Entdecker mehr entdeckt als seine Nachprüfer: Homer sagt ja schon: ἐφέλκεται ἄνδρα σίδηρος! Gegen den Vorwurf der bewußten Fälschung und der Lüge möchte ich den armen Polybius, der schon schlecht genug wegkommt, aber doch in Schutz nehmen, indem ich besonders auf Kap. 14 im ersten Buche verweise. Mögen diese Worte geschrieben sein, wann sie wollen, mir scheinen sie jedenfalls den Stempel der Aufrichtigkeit zu tragen. Wie Polybius von Fabius und Philinos sagt, wenn er ihnen Unstimmigkeiten nachweist: ἑκόντας μὲν οὖν ἐψεῦσθαι τοὺς ἄνδρας οὐχ ὑπολαμβάνω στοχαζόμενος ἐκ τοῦ βίου καὶ τῆς αἱρέσεως αὐτῶν. δοκοῦσι δέ μοι πεπονθέναι τι παραπλήσιον τοῖς ἐρῶσι, so war dort Polybius in seiner römisch orientierten Auflage sicher auch ein ἐρῶν, der es für richtig hielt, συμμισεῖν τοῖς φίλοις τοὺς ἐχθροὺς καὶ συναγαπᾶν τοὺς φίλους. Man mag ihm als dem Historiker viel Ungeschicklichkeiten nachweisen, sollte ihm aber als dem Menschen nicht auch noch den Dolus anhängen.

Was das Buch noch weiter bietet an Rekonstruktionsversuchen des Textes der einzelnen Auflagen, ist für mich zumeist nicht diskutabel. Ich fürchte, daß dem Verfasser dabei doch das passiert ist, wovor er auf S. 36 ausdrücklich warnt: er hat das Gras wachsen hören wollen. Diese Umstellungen einzelner Partien, diese Zerreißungen von Kapiteln, diese Ausscheidungen der Dubletten, dieses Bestimmenwollen der Fugen in dem Gebäude und alles, was sonst noch damit zusammenhängt, geht mir wider den Strich und ist mir zu künstlich. Mag sein, daß in einem einzelnen Falle das Richtige getroffen ist — Laqueur verfügt unzweifelhaft über ein ungewöhnliches Maß von philologischem und historischem Scharfsinn —, zur Herstellung der alten Texte in ihren verschiedenen Fassungen reichen nach meinem Gefühle unsere Indizien nicht aus: und was sollen wir letzten


Hosted by Google

Endes mit dem neuen Gebäude, bei dem Kitt und Mörtel aus luftigen Hypothesen bestehen, angesichts dessen wir im besten Falle sagen können: vielleicht ist es so ähnlich gewesen?

Zur Prüfung der Art der Textrekonstruktion wolle man beispielsweise das 6. Kap., 'Die sardinische Frage' überschrieben, einmal genauer ansehen. Dort heißt es auf S. 176 und 177 so: 'Das sardinische Problem wurde *αἰτία τοῦ πολέμου* in der vierten Auflage; es trat damit als zweites Element neben die Sizilische Frage, welche in der dritten Auflage alleinige Kriegsursache war. Die beiden ersten Auflagen kannten statt dessen nur die saguntinische Frage, wogegen wenigstens in der zweiten Auflage Sizilien schon insofern eine Rolle spielte, als damit der Vorstoß Hamilkars gegen Spanien motiviert war. Das Material zu diesen neuen Ursachen, die als solche rein der Phantasie des Polybius ihren Ursprung verdanken, entnahm der Autor seinem Exkurs über die Vorgeschichte Roms, welchen er in der zweiten Auflage einlegte. Dieser gab am Ende des Sizilischen Krieges einen Hinweis auf den Söldneraufstand und schloß an den Lutatiusfrieden ein Referat über das sardinische Unternehmen an in der von uns rekonstruierten ursprünglichen Gestalt. Als dann in der dritten Auflage Sizilien Kriegsursache wurde, schloß der Autor an die Darstellung der eben mit dem Sizilischen Krieg schließenden Vorgeschichte das Stück I 65, 8—9 an, worauf II 1, 5 folgte. Dieser Zustand blieb auch noch in der vierten Auflage erhalten, nur daß das sardinische Problem, welches aber noch immer bei I 63, 3 stand, damals umgedeutet wurde und seine zweite durch den Einschub von 83, 8—10 erweiterte Fassung erhielt; im übrigen aber folgte auch damals noch I 65, 8—9 auf dessen Darstellung. Dieses Verhältnis wurde erst in der fünften Auflage umgeändert, welche den neuen Text herstellen ließ, der uns erhalten ist.' Die ursprüngliche Fassung lesen wir auf S. 163/164 mit folgenden Worten[1]: *ἐγένετό τις ἀμφισβήτησις ἐξ ἀμφοῖν διά τινας τοιαύτας αἰτίας. τῶν Καρχηδονίων τοὺς πλέοντας ἐξ Ἰταλίας εἰς Λιβύην καὶ χορηγοῦντας τοῖς πολεμίοις καταγόντων ὡς αὐτοὺς καὶ σχεδὸν ἀθροισθέντων τούτων εἰς τὴν φυλακὴν εἰς τοὺς πεντακοσίους ἠγανάκτησαν οἱ Ῥωμαῖοι. μετὰ δὲ ταῦτα || τῶν μὲν ἐν τῇ Σαρδόνι μισθοφόρων ἐπισπωμένων αὐτοὺς ἐπ || εβάλοντο πλεῖν ἐπὶ τὴν προειρημένην νῆσον· τῶν δὲ Καρχηδονίων ἀγανακτούντων, ὡς αὐτοῖς καθηκούσης μᾶλλον τῆς τῶν Σαρδῴων δυναστείας, καὶ παρασκευαζομένων μεταπορεύεσθαι τοὺς ἀποστήσαντας αὐτῶν τὴν νῆσον, λαβόμενοι τῆς ἀφορμῆς ταύτης οἱ Ῥωμαῖοι πόλεμον ἐψηφίσαντο πρὸς τοὺς Καρχηδονίους, φάσκοντες αὐτοὺς οὐκ ἐπὶ Σαρδονίους ἀλλ' ἐπὶ σφᾶς ποιεῖσθαι τὴν παρασκευήν. οἱ δὲ παραδόξως διαπεφευγότες τὸν προειρημένον πόλεμον, κατὰ πάντα τρόπον ἀφυῶς διακείμενοι κατὰ τὸ παρὸν πρὸς τὸ πάλιν ἀναλαμβάνειν τὴν πρὸς Ῥωμαίους ἀπέχθειαν, εἴξαντες τοῖς καιροῖς οὐ μόνον ἀπέστησαν τῆς Σαρδόνος, ἀλλὰ καὶ χίλια τάλαντα καὶ διακόσια προσέθηκαν τοῖς Ῥωμαίοις ἐφ' ᾧ μὴ κατὰ τὸ παρὸν ἀναδέξασθαι τὸν πόλεμον.* Hierzu vergleiche man ferner S. 281, 283 ff. Das Wort *ἐπεβάλοντο* soll nun in der

[1]) Die senkrechten Striche deuten die Einschubstellen an.

Hosted by Google

vierten Auflage zerschnitten sein. Hinter dem Bestandteil *ἐπ* wurde dann eingeschoben: *(ἐπ)ισπωμένων αὐτοὺς ἐπὶ τὴν νῆσον οὐχ ὑπήκουσαν· τῶν δ' Ἰτυκαίων ἐγχειριζόντων σφᾶς οὐ προσεδέξαντο* als neuer Abschluß der Geschichte, während *Ῥωμαῖοι δὲ κατὰ τὸν καιρὸν τοῦτον ὑπὸ τῶν ἐκ τῆς Σαρδόνος αὐτομολησάντων μισθοφόρων πρὸς σφᾶς ἐκκληθέντες ἐπ* als neuer Kopf für die Fortsetzung daran anschloß. Trotz der auf S. 163 gegebenen sprachlichen Begründung über *ἐπισπᾶσθαι*, das P. regelmäßig ohne lokale Präpositionalverbindung gebrauche, wird es doch manchem ein Schütteln des Kopfes erregen, wenn er 'sofort den Sprung von einem *ἐπ* zu dem andern machen' soll! Das ist ein philologisches Reiterkunststück, wie es im Buche steht, und es ist natürlich nicht unmöglich. Ist es aber darum auch wahrscheinlich oder gar überzeugend?

Wenn der Verfasser in der Vorrede sagt, es sei das Ziel seiner Schrift, den uns überkommenen Polybiustext aus der Geschichte des Autors heraus zu erklären, so ist ihm das, wie schon angedeutet, soweit ich sehe, zum größten Teil gelungen. Wenn er aber erklärt, als letztes Ziel schwebe es ihm vor, eine Ausgabe der gesamten drei ersten Bücher in ihren verschiedenen Auflagen vorzulegen, so muß ich sagen, daß ich mir davon geringen oder gar keinen Erfolg verspreche.

Alles in allem ist das Buch trotzdem für die Polybiusforschung epochemachend und eine außerordentliche Leistung.

Berlin. H. Gillischewski.

Rud. Friederich, Der Feldzug 1814. Mit 17 Bildnissen und 15 Karten. Berlin 1913. Mittler und Sohn. X und 347 S. 8. Geh. 5 *M*, in Leinw. geb. 6,50 *M*, in Hlbfrz. 7,50 *M*.

Das vorliegende Buch bildet den dritten Band des vierbändigen Werkes 'Die Befreiungskriege 1813—1815', von dem nunmehr die drei ersten Bände erschienen sind. Für jeden der vier Bände gilt der vorhin im Titel angegebene Preis. Der vierte Band soll noch im Jahre 1913 erscheinen. Der Verfasser ist Generalmajor und Chef der Kriegsgeschichtlichen Abteilung II des Großen Generalstabes. Er hat im dritten Bande die Ereignisse in folgenden acht Kapiteln dargestellt: I. Lage beider Parteien bei Beginn des Feldzuges 1814, II. Der Einmarsch in Frankreich, III. Brienne und La Rothière, IV. Champaubert, Montmirail, Bauchamps, V. Montmereau, Troyes und Bar sur Aube, VI. Craonne und Laon, VII. Arcis sur Aube, VIII. Paris. Rückblick.

Unter der großen Zahl von Werken, die zur hundertjährigen Wiederkehr der Freiheitskriege erschienen sind, nimmt das besprochene Buch einen hervorragenden Platz ein. Der dritte Band beginnt mit einer eingehenden Schilderung der Verhältnisse beim Schluß des Jahres 1813 und zu Anfang 1814, die dem Leser ein klares und anschauliches Bild über beide Parteien gewährt. Nach der Schlacht von Leipzig wurde Deutschland allmählich bis zum Rhein von dem Feinde befreit. Seit dem 6. November 1813 war Frankfurt der Sitz des Großen Haupt-


Hosted by Google

quartiers der Verbündeten. Nach den traurigen Erfahrungen während der Napoleonischen Zeit hätte man annehmen müssen, daß die siegreichen Verbündeten nunmehr die günstige Gelegenheit ergreifen und in energischer Verfolgung dem geschlagenen Gegner die Möglichkeit zu neuen Rüstungen nehmen würden. Die überaus ungünstige Lage Napoleons hat der Verfasser in klarer und sehr überzeugender Darstellung geschildert.

Trotzdem blieben die Heere der Verbündeten nach sehr langsamem Marsche am Rhein stehen, und zu Frankfurt begannen sogar Verhandlungen mit Napoleon. Man muß heutzutage staunen, daß damals von den Verbündeten die Friedensverhandlungen begonnen und Napoleon so überaus günstige Bedingungen angeboten wurden. Nach glänzendem Siege und trotz erdrückender Überlegenheit ihrer Heere wurden zu Frankfurt Frankreich die Grenzen von Campoformio und Luneville, d. h. Rhein, Alpen und Pyrenäen, gewährt. Der Berichterstatter erinnert sich hier gerne der ähnlichen Darstellung in der Deutschen Geschichte von Ludwig Häusser. Zwar drang Blücher mit seinem Generalstabschef Gneisenau darauf, den Krieg schleunigst schon im November 1813 nach Frankreich hineinzutragen. Aber der preußische König, der Staatskanzler Hardenberg und selbst der erste militärische Berater, General von dem Knesebeck, und namentlich die österreichischen Berater waren dagegen. Gleichwohl wurde beschlossen, daß durch die Friedensunterhandlungen die militärischen Operationen nicht unterbrochen werden sollten. Nach längeren Verhandlungen kam der Operationsplan Schwarzenbergs im Kriegsrat zur Annahme, nach dem die Hauptarmee weiter links über den Rhein in Frankreich eindringen sollte, um der Armee Wellingtons und dem österreichisch-italienischen Heere die Hand zu reichen, während das Heer Bülows nach Holland und Blücher in der Mitte über den Rhein vorrücken sollten. Als Marschziel war für die Armee Schwarzenbergs das Plateau von Langres bestimmt, weil man, befangen von den mliitärgeographischen Anschauungen des 18. Jahrhunderts, fälschlich glaubte, von dieser bescheidenen Anhöhe einen wesentlichen Einfluß auf die Entscheidung des Krieges ausüben zu können. Der Verfasser urteilt mit Recht, daß dieser Operationsplan vor einer ernsthaften militärischen Kritik nicht bestehen könne. Erstens ließ man dem Feind die kostbare Zeit von sechs Wochen, seine Kräfte zu sammeln und zu stärken, zweitens wählte man nicht den nächsten Weg, sondern namentlich für die Hauptarmee im Süden einen großen Umweg, wobei außerdem die militärische Bedeutung des Plateaus von Langres ganz falsch gewertet war. Der Berichterstatter fügt noch hinzu, daß diese Operationsbasis für die drei Heere der Verbündeten viel zu ausgedehnt war. Hätte Napoleon damals wirklich so große Streitkräfte besessen, wie die meisten Verbündeten bei ihrem zaghaften Vorgehen es befürchteten, so hätte die weite Entfernung der drei Armeen voneinander diesen leicht verhängnisvoll werden können. Man vergleiche damit die kurze Operationsbasis der drei großen deutschen Heere beim Eindringen in Frankreich im Jahre 1870!

Die ausweichende Antwort, die Napoleon auf die Anerbietungen



der Verbündeten in seiner Verblendung gab, sowie namentlich die Nachrichten von seinen großen Rüstungen stärkten bei ihnen den Entschluß, den gefaßten Kriegsplan zur Durchführung zu bringen. Besonders wertvoll ist die vom Verfasser mitgeteilte, sehr eingehende Gliederung und Stärke der drei Heere der Verbündeten, sowie der Streitkräfte Frankreichs beim Beginn dieses Kriegsjahres.

Von den drei Heeren der Verbündeten war die Nordarmee zuerst vorgerückt und hatte bald Holland erobert. Darauf war die Hauptarmee im Dezember bei Basel über den Rhein gegangen und hatte ohne erheblichen Widerstand im Januar das Plateau von Langres, d. h. das in Frankfurt vorläufig bestimmte Endziel erreicht. Blücher hat erst am 25. Dezember vom Oberfeldherrn Schwarzenberg die Aufforderung erhalten, den Rhein zu überschreiten und war in drei Abteilungen in der Neujahrsnacht, er selbst mit dem Yorckschen Korps bei Caub, über den Rhein gegangen. Er hatte die Hauptkräfte der Franzosen vor sich und das Korps Macdonald in seiner rechten Flanke. Da der französische Oberfeldherr Marmont sich zurückzog, folgte ihm Blücher, erreichte so schließlich den Anschluß an die Hauptarmee, ja überholte sie sogar.

Da begannen im Hauptquartier der großen Armee auf dem Plateau von Langres, wo sich die drei Monarchen und der Oberfeldherr befanden, von neuem wichtige Verhandlungen. Der Kaiser Alexander hatte zu Frankfurt sich dazu bewegen lassen, die Vorschläge Metternichs anzunehmen und Napoleon sogar die Grenzen Rhein, Alpen, Pyrenäen zuzugestehen. Durch die darauf folgenden Ereignisse, durch die Briefe Gneisenaus und die Beratungen mit Stein war er aber jetzt zu der festen Überzeugung gekommen, daß es das Richtige wäre, auf dem nächsten Wege und möglichst schnell auf Paris loszurücken und den Krieg mit der Entthronung Napoleons zu beendigen. Diesen bestimmten Forderungen widersprach am meisten Österreich, sowohl der Kaiser Franz, als auch Schwarzenberg und Metternich. Letzterer brachte jetzt zu der militärischen Frage noch eine politische, da er in einer Denkschrift die Notwendigkeit darlegte, bevor man den Krieg fortsetze, darüber sich genau zu verständigen, welche Grenzen und welche Regierungsform man Frankreich nach herbeigeführtem Frieden zugestehen wolle. Metternich gab sogar im Namen seines Monarchen die Erklärung, daß 'die österreichischen Truppen keinen Schritt weiter vorrücken würden', bevor nicht die angegebenen Forderungen erfüllt wären. Der Kaiser Alexander entgegnete ohne Zögern, daß er nötigenfalls den Krieg allein fortsetzen würde, und König Friedrich Wilhelm antwortete auf die Frage des Zaren, wozu er entschlossen sei, daß er ihn nicht verlassen werde. So lag ein offenbarer Konflikt vor, der schwere Folgen hätte haben können. Welche Ansicht war die richtige?

Der Verfasser meint, die Geschichtschreibung habe sich fast ausschließlich auf die Seite des Kaisers von Rußland gestellt. Jedoch sei der österreichische Standpunkt sehr wohl verständlich. Er gibt dafür folgende Gründe an (S. 86ff.): 1. 'Hätte Alexander bei den Verhandlungen zu Frankfurt diesen Standpunkt eingenommen und dementsprechend die Vorschläge Blüchers und Gneisenaus mit der ganzen Wucht seiner


Hosted by Google

Persönlichkeit unterstützt, so könnte ihm die Nachwelt die Anerkennung nicht versagen, der einzige unter den verbündeten Monarchen gewesen zu sein, der die Verhältnisse richtig erfaßt und die zweckmäßigsten Mittel zur Herbeiführung eines raschen und günstigen Friedens angegeben zu haben ..... Wenn er jetzt mit neuen Plänen hervortrat, so widersprach dies vollkommen allen bisherigen Vereinbarungen und war durchaus geeignet, ... ihm selbst den Vorwurf des Wankelmuts zuzuziehen.' 2. 'Daß Österreich nicht Lust hatte, den Krieg weiter fortzusetzen, nachdem es seine eigenen, längst feststehenden Absichten der Verwirklichung nahe sah, ist begreiflich, noch begreiflicher aber, daß es, bevor es die Forderungen des Zaren bewilligte, eine Festlegung der politischen Ziele und Absichten der Koalition durch neue Verträge verlangte.' Diese Gründe scheinen mir die abweichende Ansicht des Verfassers nicht genügend zu beweisen. Wenn der Zar Alexander sich bei den Beratungen in Frankfurt, wo man die Schwäche Frankreichs noch nicht genau kannte, der behutsamen Ansicht Österreichs anschloß, auf dem Plateau von Langres aber, durch neue Erfahrungeu belehrt und durch Blücher, Gneisenau und Arndt genauer unterrichtet, zu einem neuen Entschluß kam, so darf man ihm dafür durchaus nicht den Vorwurf des Wankelmuts machen. Auch ist er ja zu Langres und Chatillon tatsächlich der einzige unter den verbündeten Monarchen gewesen, auf den die beiden vorhin vom Verfasser angegebenen Vorbedingungen zur Anerkennung der Nachwelt zutreffen. Dazu hat sich sein Entschluß als sehr zweckmäßig erwiesen, während die durch verschiedene nicht einwandfreie Gründe veranlaßte Zurückhaltung der österreichischen Politik und Kriegführung sich nicht bewährt hat. Mit der damaligen Erklärung Österreichs, daß es seine Fortsetzung des Krieges von der vorherigen genauen Verständigung über die künftigen Grenzen und die Regierungsform Frankreichs abhängig mache, hat es seine Position auch nicht gestärkt, da es sich damals zunächst um die schleunige Lösung der militärischen Aufgaben handelte, während die politischen Fragen keine Beschleunigung notwendig machten, sondern während der folgenden militärischen Operationen beraten und erledigt werden konnten. So einigte man sich tatsächlich. Die Operationen wurden dem Wunsche des Zaren gemäß ohne Unterbrechung fortgesetzt und darauf wurde am 5. Februar der Kongreß von Chatillon eröffnet.

In den folgenden Kämpfen, zuerst bei Brienne, bildet wie immer Blücher die treibende Kraft, während der Oberfeldherr, der österreichische General Schwarzenberg, wie der Verfasser (S. 87) sagt, 'nur mit Widerwillen an die Fortsetzung der Bewegungen herantrat'. Ebenso hebt der Verfasser (S. 99 u. 100) hervor, daß am 31. Januar, also am Tage vor La Rothière, 125 000 Mann der Verbündeten eine Aufstellung hatten, 'aus der sie bei zweckmäßigen Anordnungen mit Leichtigkeit zu einem konzentrischen Angriff auf die 40 000 Mann zählende Armee Napoleons geführt werden konnten. Entzog sich der Kaiser nicht noch in letzter Stunde diesem Angriff, so konnte er einer vernichtenden Niederlage kaum entgehen und der Krieg mit einem Schlage beendet werden.' Er fügt hinzu, daß dies geschehen wäre, wenn dem Oberfeldherrn Schwarzen-

Hosted by Google

berg 'nicht durch die Politik seines kaiserlichen Herrn die Hände gebunden gewesen wären'. Diese Politik habe nicht gestattet, Napoleon zu vernichten. Ja Metternich hat sogar vertraulich an Schwarzenberg über den Kampf von Brienne geschrieben: 'Ich bin etwas traurig, daß es für Blücher nicht eine kleine Niederlage gegeben hat.' Auf Betreiben der Monarchen mußte am 1. Februar bei La Rothière zum Angriff geschritten werden. Da verzichtet Schwarzenberg darauf, selbst das Heer zum Siege zu führen, sondern er überträgt für diesen entscheidenden Tag das Oberkommando an Blücher. 'Er stellt diesem aber nicht etwa die Gesamtkraft der Armee, sondern nur die Korps Gyulai und Kronprinz von Württemberg zur Verfügung. Damit war eine große Vernichtungsschlacht von vornherein unmöglich gemacht.' Was Blücher leisten konnte, hat er in seinem glänzenden Siege bei La Rothière erreicht, aber einerseits fehlten ihm zur Ausnutzung des Sieges frische Truppen, und andererseits ging der Oberbefehl am folgenden Tage wider an Schwarzenberg zurück, 'der hierin nur so weit ging, als es die politischen Interessen Österreichs zuließen'.

Ähnlich gestalteten sich die Verhandlungen, die am 5. Februar 1814 zu Chatileon begannen. Der Kaiser Alexander, der gut beraten war, trat entschieden für das energische Vordringen nach Paris und für die Absetzung Napoleons, 'das größte Beispiel der Gerechtigkeit', ein und war daher bestimmt gegen die Absicht, mit Napoleon einen Waffenstillstand abzuschließen, der ihm die Möglichkeit zu weiteren Rüstungen gab und den Krieg nur viel weiter hinauszog. Metternich dagegen erklärte, da Frankreich den alten Grenzen zustimme und den Verbündeten die Neuordnung Europas überlasse, so sei der Zweck des Krieges erreicht. Österreich werde sich der 'Diktatur Rußlands' nicht beugen, sein Heer zurückziehen und lieber mit Napoleon einen Separatfrieden schließen, als in die Fortsetzung eines zwecklosen Krieges willigen. Es widerholte sich hier also der Gegensatz von Langres, und auch hier siegte die unerschütterliche Ansicht Alexanders mit der erneuten Weigerung König Friedrich Wilhelms, sich von Rußland zu trennen. (S. 160 u. 161.)

So war die österreichische Politik allerdings 'konsequent' gewesen, wie der Verfasser sie in ihrer Verteidigung auf S. 86 bezeichnet, indessen leider nur konsequent in der Verhinderung einer energischen Kriegführung. Während der Verfasser aber bei der Schilderung der Verhandlungen zu Langres auf S. 86 das Urteil ausspricht, daß 'der österreichische Standpunkt sehr wohl verständlich war', und der Kaiser Alexander 'moralisch wenigstens zu dem Versuche verpflichtet war, den Krieg auf dem Wege friedlicher Verhandlungen zu beenden', erklärt er S. 161 nur noch, daß Österreich den Forderungen Alexanders gegenüber formell im Recht war. Er schließt jedoch unmittelbar daran folgendes Urteil an, in dem der Berichterstatter ihm aus vollster Überzeugung beistimmt: 'Nichtsdestoweniger war sein (Österreichs) Beharren auf dem alten Standpunkte falsch und kurzsichtig, weil man hierbei von einer völlig unrichtigen Einschätzung Napoleons ausging und gänzlich verkannte, daß der Kaiser überhaupt nicht der Mann war, mit dem sich


Hosted by Google

ein dauerhafter Frieden abschließen ließ . . . Kaiser Alexander hatte also recht, wenn er den Sturz Napoleons als die Vorbedingung eines dauerhaften Völkerfriedens ansah und jede Vereinbarung verabscheute, die nicht diesen zur Voraussetzung hatte . . . Wenn Kaiser Alexander im Rate der Verbündeten derjenige war, der diesen Gedanken immer wieder in Erinnerung brachte, so oft er Gefahr lief, verdunkelt oder verleugnet zu werden, so hat er allein dadurch schon den Dank der Mit- und Nachwelt verdient.' Hiermit hat der Verfasser seine Verteidigung der österreichischen Politik und die Bemängelung des Standpunktes des Kaisers Alexander (S. 85 ff.) gänzlich preisgegeben, wofür man ihm vollen Beifall zollen darf.

Die kriegerischen Operationen gingen darauf zunächst im Sinne der österreichischen Politik weiter. Blücher wurde unmittelbar nach seinem Siege von La Rothière durch weiten Abmarsch nach Vitry entfernt. 'Daß Schwarzenberg (zugunsten der partikularen Interessen der österreichischen Heeresleitung) den Wunsch hegte, den durch sein ewiges Vorwärtsdrängen lästig gewordenen General aus der Nähe des Großen Hauptquartiers, vor allem aus der Nähe des Zaren zu entfernen, ist begreiflich.' Aber gerade Blücher ist es in erster Reihe unter den Feldherren zu verdanken, daß der ganze Feldzug von 1814 einen glücklichen Ausgang nahm.

Der Berichterstatter muß es sich versagen, die weiteren einzelnen Ereignisse zu berühren. Er verweist auf die sehr fesselnde Darstellung des Buches selbst. Durch klare und übersichtliche Schilderung zeichnet das Buch sich aus. Ganz besonders hervorzuheben ist die Darstellung der militärischen Verhältnisse und Operationen, die dem Werke einen hervorragenden Wert verleiht. Auch Ausdruck und Stil, sowie Ausstattung sind sehr anerkennenswert. Das wertvolle Buch darf sehr empfohlen werden.

Berlin-Steglitz. R. Petersdorff.

---

1) Timerding, Die Fallgesetze. 48 S. mit 20 Figuren und einem Bildnis Galileis.

2) Meth, Theorie der Planetenbewegung. 60 S. mit 17 Figuren und einer Tafel.

Mathematische Bibliothek. Herausgegeben von Lietzmann und Witting. Leipzig, B. G. Teubner. V u. VIII. Preis f. d. Bändchen 0,80 *M*.

Daß die sehr verdienstliche 'mathematische Bibliothek' neben rein mathematischen Problemen auch Themen der mathematischen Physik behandelt, wird alle Freunde angewandter Mathematik befriedigen. Der Zweck der Bibliothek, Stoffe tiefer zu durchdringen, die auf der höheren Schule zwar behandelt, aber notgedrungen nicht ausgeschöpft werden können, ist in den beiden vorliegenden Bändchen in durchaus erfreulicher Weise erreicht. Durch die historische Betrachtungsweise wird die Darstellung zwar etwas breiter, aber dafür auch wesentlich anregender. Dem Leser werden auch die falschen Wege nicht vorenthalten, die auch

Hosted by Google

die großen Pfadfinder erst gehen mußten, ehe sie die gerade Straße durch das Gestrüpp menschlicher Unwissenheit anlegen und taghell beleuchten konnten. Daß außerdem auch die geometrische Betrachtungsweise neben der rechnerischen zu ihrem Recht kommt, ist sicherlich mit Dank aufzunehmen. Das Heft über die Fallgesetze ist durch eine treffliche Widergabe des in den Uffizien befindlichen Galileiporträts von Sustermans geschmückt.

Meths Theorie der Planetenbewegung behandelt auch die Zeitgleichung und stellt sie in der angehängten Tafel sehr anschaulich dar als algebraische Summe ihrer beiden Komponenten. Auch die Doppelsternbahnen werden im Anschluß an die Lehre von der Gravitation behandelt. — Beide Schriften können fortgeschritteneren Schülern der obersten Klasse zum privaten Studium warm empfohlen werden.

3) A. Nippoldt, Erdmagnetismus, Erdstrom und Polarlicht. 2. Aufl. 143 S. mit 7 Taf. u. 16 Fig. Nr. 175 der 'Sammlung Göschen', Leipzig, G. J. Göschen, 1912. — Preis geb. 0,80 ℳ.

Die kleine Schrift ist eine treffliche Monographie, die das in den physikalischen Lehrbüchern sehr kurz behandelte Gebiet auf Grund authentischer Daten und unter reichlicher Benutzung von Tabellen und graphischen Darstellungen eingehend behandelt. Es wird auch gezeigt, wie das Rätsel des Erdmagnetismus und seines Zusammenhanges mit Erdströmen und Polarlichtern im letzten Jahrzehnt durch die Kathodenstrahl- oder Ionentheorie wesentlich aufgehellt werden konnte, ein Fortschritt, der hauptsächlich den Arbeiten von Schuster, Lenard, Störmer und Birkeland zu verdanken ist.

4) A. Marcuse, Astronomie in ihrer Bedeutung für das praktische Leben. 99 S. mit 26 Abb. Aus der Sammlung 'Aus Natur und Geisteswelt'. Leipzig, Teubner, 1912. — Preis geb. 1,25 ℳ.

Aus volkstümlichen Hochschullehrerkursen hervorgegangen, geht das Büchlein die verschiedenen Gebiete des praktischen Lebens durch, für die die Sternkunde eine Bedeutung erlangt hat, vorzugsweise natürlich die See- und Luftschiffahrt. Die zum Verständnis dieser Bedeutung nötigen Kenntnisse aus der mathematischen Geographie und Instrumentenkunde werden kurz entwickelt. Im letzten Abschnitt werden die zuerst in der Astronomie bemerkten Fehler der Sinneswahrnehmung als Beziehungen zur medizinischen Wissenschaft ziemlich ausführlich behandelt. Was die hier eingeschalteten Figuren 24 und 26 (leuchtende Nachtwolken und Zirruswolken) bezwecken, ist allerdings nicht zu ergründen.

Berlin-Lichterfelde. Felix Koerber.

---

1) P. G. Schäfer, Geländespiele. Den Söhnen unseres Vaterlandes zugedacht. Dritte Auflage. Mit 22 Abbildungen im Text. Leipzig und Berlin 1912, B. G. Teubner. 107 S. kl. 8. kart. 0,80 ℳ.

Wenn jeder Turner, wie Jahn es wollte, zum Wehrmann reifen soll, ohne verdrillt zu werden, so müssen dem planmäßigen Betriebe



des Gerätturnens und der volkstümlichen Übungen die Geländespiele ergänzend an die Seite treten. Denn sie wollen die Jugend zur Wehrtüchtigkeit erziehen, während Turnen und Spiel nur die formale Kraft für den Heeresdienst erzeugt. Darum stimme ich dem Verf. bei, wenn er den Turnlehrern und Turnwarten rät, im Sinne Jahns zu handeln und an einigen Nachmittagen, schönen Abenden, Sonntagen oder sonst günstigen Zeiten mit den Jungmannschaften im Alter von 14 bis 18 Jahren vom Turnplatze abzumarschieren oder mit der Bahn eine kurze Strecke in ein geeignetes Gelände zu fahren, um draußen die jungen Leute durch Erziehung zu scharfem Gesicht, feinem Gehör, Ortssinn, selbständigem Entschluß, vor allem aber zu echter Freude am deutschen Marsch, am Sturmlaufen, an selbstgesuchter Anstrengung und Entbehrung wehrhaft zu machen. Und wer wissen will, wie solche Geländespiele zu betreiben sind, dem sei das vorliegende Buch, das als achter Band in die Sammlung der Kleinen Schriften des Zentralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele aufgenommen ist, aufs angelegentlichste empfohlen. Es ist aus der Erfahrung hervorgegangen und bringt unter Mitarbeit urteilsfähiger Schüler in 26 Abschnitten alle möglichen Formen der Geländespiele zur Darstellung, und zwar in der Weise, daß zunächst über die praktische Ausführung einer Form ein Bericht gegeben wird, dem dann der Verf. die Erörterung folgen läßt. Die Erörterung gibt ihm Gelegenheit, beherzigenswerte methodische Winke und Richtlinien für die Kritik solcher Übungen zu geben. Die Geländespiele beginnen mit den einfachsten Übungen, dem Ledig-gang nach einem Richtungspunkte im Gelände, dem Last- und Dauermarsch, dem Führen einer Marschkolonne nach der Karte und steigern sich allmählich bis zur Erstürmung und Verteidigung von Dorfeingängen, zum Überfall auf eine Marschkolonne, Umgehung einer festen Stellung u. dgl. Die Darstellung ist lebhaft und nie langweilig, gewürzt mit Reminiszenzen aus Geschichte und Leben und illustriert durch treffliche Abbildungen. Alles in allem ein Buch, das in der Literatur der Kriegs- und Geländespiele seinen Platz behaupten wird.

2) H. Raydt, Fröhlich Wandern. Leipzig und Berlin 1912. 2. Aufl. 1913. B. G. Teubner, 90 S. Geh. 0,80 ℳ, bei Sammelbestellungen entsprechend billiger.

Der um die Förderung eines gesunden Volkslebens verdiente Verf. hat, wie er selbst gesteht, den Reiz fröhlichen Wanderns in seinem Leben oft in tiefster Seele dankbar empfunden, und darum möchte er, daß das frische fröhliche Wandern allen, ob jung, ob alt, zur lieben Gewohnheit und im ganzen Reiche zur allgemeinen Volkssitte werde. So schildert er denn in dieser Schrift in anmutigem Plauderton seine eigenen Wanderungen, die er in seiner Kindheit, Jugend und Manneszeit unternommen hat, um darzutun, welche Poesie im Wandern liegt, welch heilsamen Einfluß es sowohl in gesundheitlicher wie erziehlicher Hinsicht ausübt, wie durch das Wandern Lebensfreude und frohe Geselligkeit geweckt wird. Daran knüpft er praktische Winke und Ratschläge zur Vorbereitung und Durchführung von Wanderungen und

Hosted by Google

gedenkt schließlich mit Anerkennung der vielen Vereine und Einrichtungen zur Förderung des Wanderns. Möge das liebenswürdige Büchlein, dessen Darstellung durch reiche Gaben der Wanderpoesie gewürzt und mit vielen Abbildungen aus dem Wanderleben geschmückt ist, recht vielen in die Hände kommen. Seinen Zweck wird es sicher nicht verfehlen!

Der ersten Auflage ist wider Erwarten schnell die zweite gefolgt, ein Beweis, wie sehr der Verf. mit seinem Büchlein den Freunden des Wanderns aus der Seele gesprochen hat. Die zweite Auflage, die durch eine Reihe neuer Bilder und mancherlei textliche Zusätze eine Bereicherung erfahren hat, wird ohne Zweifel den Kreis der Wanderfreunde noch vergrößern. Denn wer bisher der Wanderei unserer Jugend gleichgültig oder gar mißtrauisch gegenübergestanden hat, der wird sicherlich, wenn er die prächtigen Bilder sieht und die frischen, zu Herzen gehenden Ausführungen des Verfassers liest, eines Bessern belehrt werden und, falls er noch ein wenig Lebensfreude besitzt, selber zum Wanderstab greifen und Gottes schöne Natur aufsuchen. Singt doch der 'Thüringer Wandersmann' Aug. Trinius mit Recht:

'Von allen Freuden dieser Welt,
Die uns ein Gott gegeben,
Das Wandern uns das Herz erhält.
Ja, wandern, das heißt leben!'

Freuen wir uns der Ausbreitung der Wanderbewegung! Denn 'es wächst hier ein neues Geschlecht heran, das für die deutsche Zukunft viel Gutes verspricht'!

3) Wilh. Gräve, Wanderbuch für Schülerfahrten. I. Teil Sauer- und Siegerland, Ardeygebirge, Eifel, Siebengebirge und Taunus. Köln 1912, Hermann und Friedrich Schaffstein. XII und 159 S. kl. 8. 2 ℳ.

Das Buch ist etwas ganz Neues auf dem Gebiete der Reiseliteratur. Es ist ein Wanderbuch für Schüler, freilich wohl meist für Schüler höherer Lehranstalten, die auch auf Wanderungen nicht gern gewisse Bequemlichkeiten entbehren. Diese will es davor bewahren, daß sie ziel- und planlos ihre Reisen und Wanderungen antreten, nicht richtig auswählen, an den schönsten Punkten achtlos vorübergehen und sich überanstrengen, um ans Ziel zu gelangen. Zu diesem Zweck hat der Verfasser, selbst ein erprobter Wanderer, die schönsten Punkte des Siegerlandes und der Gebirge des Rheins herausgegriffen und sie zu zwanzig drei- bis achttägigen Wanderfahrten vereinigt, und zwar so, daß diese Wanderungen an jedem Abend in einem Ort enden, wo eine Schülerherberge vorhanden ist. Die einzuschlagenden Wege werden unter sorgfältiger Beachtung der Wegweiser und Wegzeichen kurz und genau beschrieben, wobei auf Sehenswertes ohne lange geschichtliche Belehrungen hingewiesen wird; zwei beigegebene treffliche Karten, in welche die Wege eingezeichnet sind, erleichtern die Benutzung des Buches. Während ein Liederanhang mit 38 der beliebtesten Wander- und Gesellschaftslieder dazu dient, die Stimmung auf dem Marsche wie am Abend zu beleben, sorgt ein als zweiter Anhang angefügter Hotel-


Hosted by Google

nachweis dafür, daß auch Erwachsene das Buch mit großem Nutzen gebrauchen können. So kann das sorgfältig ausgearbeitete, preiswerte Buch allen Wanderlustigen, die diese Gegenden kennen lernen wollen, aufs wärmste empfohlen werden.

4) F. Eckardt, Deutsches Wanderjahrbuch. Zweiter Jahrgang 1912. Mit 35 Abbildungen. Leipzig und Berlin 1912, B. G. Teubner. VI u. 160 S. kl. 8. Steif geheftet 1,40 *M*.

Daß das im Jahre 1911 begründete Wanderjahrbuch bei der steigenden Entwicklung des Wanderns einem Bedürfnis entsprach, beweist der Umstand, daß die erste Deutsche Tagung für Jugendwandern in Dresden, die von den bedeutendsten Jugendwanderorganisationen beschickt war, die Wanderauskunftsstelle des Zentralausschusses als Mittel- und Sammelpunkt des deutschen Jugendwanderns und ihr Organ, das Deutsche Wanderjahrbuch, als Sammelstelle der Erfahrungen und Bestrebungen anerkannt hat. Als solche erweist sich auch der zweite Jahrgang. Es dürfte wohl kaum eine wichtigere Wanderorganisation in deutschen Landen geben, die in dem Büchlein nicht mit ihren Erfahrungen oder Ziffern zu Worte gekommen ist. Der vorliegende zweite Band schließt sich in Anlage und Aufbau möglichst genau an den ersten an; auch er ist in fünf Teile gegliedert. Der erste Teil handelt vom Wandern im allgemeinen und enthält Wanderklänge, Aussprüche zur Würdigung des Wanderns, die Wanderliteratur des Jahres 1911 und eine Angabe von Hilfsbüchern für das Wandern; der zweite Teil bringt Anregungen und Neuerungen, wobei das Für und Wider zu Worte kommt; der dritte Teil schildert auf Fahrten und Wanderungen Erlebtes und Empfundenes; im vierten Teil erhalten wir Bericht über Stand und Förderung des Jugendwanderns im Jahre 1911; der fünfte Teil gibt nähere Auskunft über Zweck, Einrichtung und bisherige Tätigkeit der Auskunftsstelle für Jugendwandern. Das Buch, dem noch 35 prächtige Abbildungen beigegeben sind, enthält eine derartige Fülle von Stoff, daß jeder Leser zu seinem Rechte kommt. Für den Leiter von Wanderungen ist es unentbehrlich, jedem andern wird es die Lust zum Wandern wecken und stärken. Daher sollte es in keiner Vereins-, Schul-, Stadt- und Volksbücherei fehlen.

Halle a. S. O. Reinecke.


Hosted by Google

Uhland in seinen Briefen[1] vom Jahre 1816 bis zum Jahre 1833

von

Ludwig Zürn

Während die Verhandlungen über den von der Regierung den Landständen vorgelegten Verfassungsentwurf noch im Gange waren, starb der König Friedrich am 30. Oktober 1816. Es folgte ihm sein Sohn Wilhelm I. Auf diesen setzte das Volk die größten Hoffnungen. Aber auch unter seiner Regierung kam es zunächst zu keiner Verständigung. Als dem wider einberufenen Landtag abermals ein Verfassungsentwurf vorgelegt wurde, wurde dieser, trotzdem er viel Gutes enthielt, ebenso verworfen wie der vorhergehende, ebenso ein Ultimatum, das der König dem Landtag vorlegte: man zog es vor, wie bei der Abstimmung Freiherr von Varnbüler erklärte, das württembergische Volk auch unter der Regierung des neuen Königs ohne Verfassung zu sehen als demselben für künftige Zeiten das Recht, seine von seinen Voreltern ererbte Verfassung zu reklamieren, zu vergeben. Am 6. Dezember wurde die Ständeversammlung vertagt, ohne daß man zu einer Einigung gekommen war. Uhland verfolgte, während er sich seinem 'Advokatengeschäft' nach wie vor wider seines Herzens Drang widmete, die Verhandlungen über den von der Regierung vorgelegten neuen Verfassungsentwurf mit dem größten Eifer. Die Backnanger scheinen ihn zum Abgeordneten gewünscht zu haben. Er hatte aber abgewinkt, da er erst am 26. April 1817 30 Jahre alt werde, also das Alter erreiche, in dem er zum Abgeordneten gewählt werden könne, und da er nicht wünsche,

---

[1]) Uhlands Briefwechsel. Herausgegeben von Julius Hartmann. Zweiter Teil. XII u. 454 S. 8. Stuttgart 1912. J. G. Cotta. M. 7.50. — Zu gleicher Zeit veröffentlichte der Schwäbische Schillerverein Marbach Stuttgart, dem wir die Herausgabe auch dieses zweiten Bandes des Uhlandschen Briefwechsels verdanken, seinen sechzehnten Rechenschaftsbericht (über das Jahr 1911/12, 62 S. 8. Marbach a. N. 1912. A. Remppis). Dieser enthält außer dem Mitgliederverzeichnis und den Berichten und Satzungen des Vereins höchst wertvolle Beiträge zur Mörikeliteratur (Ungedrucktes von Eduard Mörike), die Abhandlungen 'Mörikes Verehrung im Grimmschen Kreise' (von Reinhold Steig), 'Mörikes Jugendgedicht 'Die Liebe zum Vaterlande' (von Werner Richter), 'Eduard Mörike und Bernhard Gugler' (von Otto Güntter).
Die obige Abhandlung schließt sich an die im vorhergehenden Jahrgang 1912 S. 394ff. veröffentlichte Abhandlung 'Der junge Uhland in seinen Briefen' an.


Hosted by Google

daß die Repräsentantenstelle bis dorthin unbesetzt bleibe (an Karl Mayer 24. Jan. 1817, S. 28). Dafür war er einstweilen für das gute 'alte Recht' tätig. Er veröffentlichte nicht nur in einem Hefte gesammelt seine 'Vaterländischen Gedichte' (S. 34), die er im Gegensatz zu denen verfaßt hatte, 'die uns (Württenberger) mit Hintansetzung unserer Geschichte, unserer Eigentümlichkeiten, wie solche jeder Volksstamm hat und haben soll, aus dem Blauen herab und nach individuellen Systemen umgestalten und wohl gar beglücken wollen' (an Varnhagen 3. Nov. 1816, S. 21), er gab auch ein 'Votum' gegen die Errichtung zweier Kammern, d. h. gegen die Errichtung einer Adelskammer heraus, da Wangenheim die Idee von zwei Kammern in den Verfassungsentwurf gebracht hatte und alles daran setzte, diese Idee zu verwirklichen (S. 34). Man sagte, daß der König, wie er nur ungern zur Vertagung der Stände geschritten sei (S. 27), auch nicht für die Idee von zwei Kammern eingenommen sei, 'was ein großes Glück wäre' (an die Eltern 30. Dez. 1816, S. 26). Dem König traute man allgemein guten Willen zu; er werde den Verfassungsentwurf des Geheimrats, den dieser mit dem König während der Vertagung der Stände durchberiet, wohl keineswegs als sein Ultimatum hingeben, die Sache werde sich an der Beharrlichkeit der Stände brechen müssen (S. 30). Auf den 1. März 1817 sollten die Stände wieder einberufen und ihnen der Geheimratsentwurf mitgeteilt werden. 'Es liegt alles daran, daß die Ständeversammlung bis dorthin bestmöglich ausgerüstet dastehe, um die Ehre, die sie sich durch standhaftes Beharren die zwei Jahre her ungetrübt erhalten hat, auch jetzt im Augenblick der Entscheidung zu behaupten' (an K. Mayer 24. Jan. 1817, S. 29). Das Volk versprach sich von dem Verfassungsentwurf wenig (S. 30) und hielt mit seiner Stimmung auch gegenüber dem König nicht zurück. Als dieser mit der Königin zum erstenmal wider im Theater erschien, waren die Beifallsbezeugungen sehr gemäßigt, und Uhland schrieb an seine Eltern am 9. Februar 1817 (S. 30): 'Ob es mir gleich für den König und seine Frau für ihre Personen leid tat, so fand ich doch hierin einen richtigen Takt des Publikums. Der König kann hierdurch aufmerksam gemacht worden sein, daß man von ihm die Hauptsache noch erwartet, wohingegen ein allzu lebhafter Zuruf von gewissen Leuten als ein Zeichen unbedingter Zufriedenheit hätte gedeutet werden mögen.' Als am 3. März 1817 der Landtag wider eröffnet und der geheimrätliche Verfassungsentwurf den Ständen vom Justizminister vorgelegt worden war, schrieb Uhland noch an demselben Tage an seine Eltern (S. 31): 'Dieser Entwurf ist über alle Erwartung schlecht ausgefallen: zwei Kammern, keine Kasse, kein Ausschuß![1]) Die Stände müssen ihn verwerfen.' 'Es soll in

---

[1]) Der württembergische Landtag war im 18. Jahrhundert nur noch selten berufen worden. Seine Macht war auf die beiden Ausschüsse übergegangen, von denen der kleine Ausschuß beständig tagte und die Einnahmen der landwirtschaftlichen Steuerkasse nach seinem Ermessen erhob und verwandte.

Hosted by Google

der heutigen Versammlung wie auf einem polnischen Reichstag hergegangen sein.' 'Jetzt speisen die Stände und der Geheimrat beim König; es mag eine schöne Vertraulichkeit sein.' Uhland bringt selbst die Abreise des Freiherrn vom Stein mit dieser Beschaffenheit des Entwurfs in Beziehung. 'Ohne Zweifel wollte er (Stein) mit einem solchen Verfassungswerke nichts zu tun haben' (S. 31). Im Juni wurde der Landtag wider aufgelöst, und die Verfassungsangelegenheit blieb einstweilen unerledigt.

Daß in dieser bewegten Zeit sich bei Uhland die Muse der Dichtkunst nur selten einstellte, ist nicht zu verwundern. Zwar schrieb er am 28. März 1816 (S. 8) an Kerner, ein Drama 'Herzog Ernst' liege ihm ziemlich klar in den Gedanken; auch über einen 'Konradin' habe er nachgedacht; auch einen dramatischen Schwank 'Die Weiber von Weinsberg' habe er angefangen. Sofort jedoch setzte er hinzu: 'Aber alles dieses erdrücken die Prozeßakten', wohl auch, dürfen wir annehmen, die leidenschaftliche Teilnahme an den landständischen Kämpfen und der Unmut über die Dinge in Deutschland überhaupt. Er ist überzeugt, daß Deutschland von oben herab, von den Kongressen und Bundestagen als Verhandlungen der Kabinette wenig mehr zu erwarten habe, daß hingegen, wenn erst jeder Volksstamm zum Selbstgefühl erwacht und zu einer Begründung gelangt sei, hieraus auch die Kraft des Ganzen hervorg ehen werde (an Varnhagen 3.Nov. 1816, S. 21). Und doch fand er immer noch die Stimmung zum Dichten. Einige der vaterländischen Gedichte, z. B. das Gedicht an die Landstände, gehören dieser Zeit an. Von den dramatischen Entwürfen wurde 'Ernst, Herzog von Schwaben' ausgeführt und erschien 1817 und zwei Jahre darauf ein zweites Drama 'Ludwig der Baier'. Als am 9. Jan. 1819 die Königin starb, gab er seiner Verehrung für diese edle Fürstin, die sich als eine überaus wohltätige Landesmutter gezeigt hatte, Ausdruck in dem Gedichte 'Katharina'. Auch verzeichnet er mit Befriedigung, daß seine Gedichte fast Jahr für Jahr neue Auflagen erleben und er zu jeder neuen Auflage immer wider etwas Neues, z. B. das Fragment 'Fortunat und seine Söhne', das unterdessen entstanden war, beisteuern konte. Auch sammelte er Stoff zu seiner Monographie über Walther von der Vogelweide.

Seine damalige Lage war ihm allmählich unleidlich geworden, und er gab sich alle Mühe, aus ihr herauszukommen. Im März 1817 wurde er vom Senate der Universität Tübingen für eine außerordentliche Lehrstelle als Privatlehrer der Rechte vorgeschlagen. Aber der Vater fürchtete, Wangenheim werde keine Rücksicht auf ihn nehmen, da sein letztes, mit großem Beifall aufgenommenes Gedicht (Den Landständen) kein Empfehlungsschreiben sei (S. 33). Und sein Votum gegen zwei Kammern, das er um diese Zeit veröffentlichte, diente sicherlich auch nicht dazu, Wangenheim für ihn zu gewinnen. Schrieb doch sein Oheim um diese Zeit an seine Kinder: 'Bei gegenwärtiger stürmischer

Hosted by Google

Zeit bin ich um meinen lieben feurigen Neffen ängstlich besorgt. Daß ihn doch seine wahren Freunde bei Zeit warnen; denn er wird gewiß scharf beobachtet' (S. 38). Die Stelle eines Universitätsjustitiars anzunehmen, riet ihm der Vater ab (S. 47), und als ihm die Stelle eines Professors für deutsche Literatur in Tübingen angeboten wurde, schrieb er an seine Eltern (17. Dezember 1817, S. 51): 'Was die Professorstelle für deutsche Literatur anbelangt, so steht mir in Hinsicht derselben der nämliche Grundsatz entgegen, der mich von jeder Bewerbung bei der neuen Organisation abhalten müßte: vor Herstellung eines Rechtszustandes in unserem Lande auf jede Stelle zu verzichten, welche mit einer Verpflichtung auf den Namen des gegenwärtigen Königs verbunden wäre.' Aus demselben Grunde schlug er auch die Stelle eines Sekretariatsadjunkten bei der Universität in Tübingen aus. So blieb ihm nichts übrig, als sich außerhalb Württembergs nach einer Stelle an einer Universität oder höheren Schule umzusehen; auch seine Freunde waren für ihn in dieser Richtung tätig. Am 19. September 1818 (S. 72) schrieb er an Varnhagen: 'Ich kann in den Fall kommen, und er ist vielleicht nahe, daß ich Württemberg verlassen muß. Es ist mir schon angekündigt, daß ich nach einer neuen Einrichtung nicht mehr hier als Advokat praktizieren kann. Das Advokatengeschäft habe ich, wie Du weißt, nie aus Neigung getrieben. Im beständigen Widerstreit mit meiner Natur verzehrt es mich innerlich, ohne mir auch nur äußerlich eine erträgliche Existenz zu verschaffen. Es sollte mir bloß eine Auskunft sein, mich so lange unabhängig zu erhalten, bis andere öffentliche Verhältnisse eintreten würden. Diese habe ich längst vergeblich abgewartet, und ferneres Warten würde mich verderben. Durch sehr feste Bande bin ich an mein Vaterland geknüpft, und es ist nur die Notwendigkeit, die mich losreißt. Zeigt mir ein Mittel, meiner Grundsätze unbeschadet zu bleiben, ich werde es mit Freuden ergreifen. Einstweilen aber darf ich nicht versäumen, mich um ein Unterkommen auswärts umzusehen.' Auch an Professor und Kirchenrat Paulus in Heidelberg schrieb er (S. 87f.), es sei ihm eine baldige Veränderung seiner Lage wünschenswert. Er fragte bei ihm an, ob er in Frankfurt a. M. am dortigen Gymnasium, an einer Bibliothek, einem Archiv, einer Kanzlei im Fach der deutschen Literatur und Theorie der schönen Wissenschaften vielleicht eine Stelle finden könne. Aber alle seine und seiner Freunde Bemühungen um eine Lehrstelle hier sowie in Basel, Karlsruhe, Freiburg i. B., Heidelberg, Bonn waren erfolglos. Der einzige Trost in dieser Lage war für ihn die begeisterte Aufnahme seines Dramas 'Ernst, Herzog von Schwaben' in Stuttgart (S. 117).

Da brachten die Wahlen für den Landtag 1819 eine Wendung. Das Oberamt Tübingen wollte Uhland zum Abgeordneten haben, und er erklärte sich bereit, die Wahl anzunehmen. Die Mutter freute sich zwar über seinen Patriotismus, meinte aber doch, es

Hosted by Google

sei widerum ein Opfer (Brief des Vaters vom 21. Juni 1819, S. 128), und der Vater schrieb ihm (24. Juni, S. 130): 'Württemberg müßte sich vor ganz Deutschland schämen, wenn Du nicht als Repräsentant gewählt würdest.' Am 30. Juni erfolgte seine Wahl (S. 133), und froh schaute er in die Zukunft. Er hatte soeben von Cotta für die zweite Auflage seiner Gedichte 800 Gulden Honorar erhalten und schrieb an den Vater zwei Tage vor seiner Wahl (S. 133): 'Damit kann ich mich nun doch ordentlich für den Landtag ausrüsten'. Er wurde beauftragt, die Dankadresse an den König aufzusetzen (S. 135); auch befand er sich unter den Landständedeputierten, die dem König zur Überreichung der Adresse vorgestellt wurden. Der Präsident hielt eine Rede, die vom König erwidert wurde. Dieser äußerte, daß er der einzige deutsche Fürst sei, der den Weg des Vertrages betrete, daß er den Abgeordneten dazu die Hand biete und daß der Tag, an dem er den Vertrag unterzeichne, der schönste seines Lebens sein werde. 'Der König ließ sich die einzelnen Mitglieder vorstellen und sprach mit jedem einiges. Zu mir: er habe mir noch für ein Gedicht ("Katharina") zu danken. Ich antwortete: es habe meine tiefste Empfindung ausgesprochen. Worauf er weiter äußerte: er hoffe, wenn wir in den Meinungen verschieden seien, so werden wir es nicht in den Gefühlen sein' (an die Eltern 25. Juli 1819, S. 138). Die Verhandlungen der Stände über die Verfassung nahmen ihren raschen Fortgang. Nicht wenig mochte dazu die Besorgnis vor einer Einmischung des Bundestages beitragen. Am 19. März war Kotzebue durch den Studenten Sand ermordet worden. Im August fand die Ministerkonferenz in Karlsbad statt, welche die freiheitlichen Regungen unterdrücken sollte, und am 4. August berichtete der Vater Uhland seinem Sohne (S. 140), daß acht Tage lang die Immediatkommission zur Untersuchung politischer Verbindungen in Tübingen gewesen sei, daß aber nichts herausgekommen sei. 'Die Württemberger, die hier studieren, wollen gewiß keine Republik, sondern dereinst gute Dienste, und die Ausländer, die nicht miteinander harmonieren, denken gewiß ebenso solid.' 'Beständige Sitzungen, in der letzteren Zeit vor- und nachmittags, ließen kaum die nötige Muße zur Vorbereitung,' schreibt Uhland an seine Eltern am 19. September (S. 146). 'Gestern abend sind wir nun fertig geworden, und unsere Arbeit ging noch gestern an die Königliche Kommission ab. Der kommissarische Entwurf hat freilich nicht viele Änderungen erhalten. Zwei Kammern sind geblieben; ich habe, wie Sie aus der Zeitung ersehen werden, auch noch einen Schuß dagegen getan. Die Meinung, daß man in diesem Punkte nichts ausrichte, war übrigens in der Versammlung fast allgemein. Von diesem Punkt abgesehen, muß man gestehen, daß der Entwurf viel Gutes enthält und bei näherer Prüfung gewinnt, statt daß der frühere königliche Entwurf hin und wider bloßen Schein gab . . . Auf den Mittwoch erwartet man die Ant-

Hosted by Google

wort vom Könige, und dann wird wahrscheinlich am Ende der Woche die Unterschrift des Vertrags erfolgen. Wenn nun freilich nicht jedem gerechten Wunsche entsprochen ist, so wird doch wider ein Zustand der Ordnung und des Rechts in altherkömmlichem Wege des Vertrages hergestellt. Der Himmel gebe seinen Segen dazu!' Dies Vertragsverhältnis zwischen Regenten und Volk zählt er auch in einem Brief an Amtspfleger Schütz in Tübingen unter das viele Gute, das in der neuen Verfassung enthalten sei (24. September 1819, S. 149). Von seiten der Landstände hatte man allen Grund, mit dem Abschluß der Arbeit zu eilen. Schrieb doch Uhland in dem soeben genannten Brief an seine Eltern: 'Der König wird, wie man hört, künftige Woche zum Kongreß nach Warschau reisen. Um so besser, daß die Verfassung vorher unterschrieben wird.' Man fürchtete eben, der König könnte dort durch die Kabinette von Wien, Berlin und Petersburg in einem für die Verfassung ungünstigen Sinne beeinflußt werden. Offenbar aus Besorgnis vor solcher Einwirkung nahmen die Stände am 26. September 1819 die neue Verfassung, trotzdem sie weniger liberale Zugeständnisse enthielt als die früher vorgelegte, einmütig an. Uhland begründete seine Zustimmung mit den Worten: 'Der König hat seine Zustimmung gegeben, wir geben die unsere. Ich kann ja oder nein sagen. Ich sage ja! Mancher wird manches vermissen, aber das Wesentliche besteht, vor allem jener Urfels unseres alten Rechtes, der Vertrag. Nochmals ja!' Nach der glücklichen Beendigung des Verfassungswerkes hielt er es für seine 'Pflicht', 'einige wohlgemeinte Abschiedsworte an diejenigen, durch deren Vertrauen er zu der ehrenvollen Stelle eines Abgeordneten berufen worden war, zu richten'. Er tat dies in einer Zuschrift an seine 'Kommittenten' am 8. Oktober (S. 151). Nach einigen einleitenden Worten über die Aufgaben einer Verfassung führte er aus, daß, wenn die neue Verfassung nicht jeden Anspruch befriedige, ja der König selbst erklärt habe, daß sie, wie jedes menschliche Werk, ihre Unvollkommenheiten an sich trage und daß man nur redlich darauf hinarbeiten solle, diese Mängel im Lauf der Zeit zu verbessern und die Keime des Guten, die in ihr lägen, zur Entwicklung zu bringen. Sie zeichne sich vor allen neueren Verfassungen schon dadurch aus, daß sie im Wege eines freien Vertrags zwischen dem Regenten und dem Volke errichtet worden sei. Sie enthalte die wichtigsten Rechte des Volkes, die wesentlichsten Bedingungen der Freiheit. Vieles Gute aus der alten Verfassung sei in ihr wider aufgelebt. Dann zählt er die hauptsächlichsten, durch die neue Verfassung verbürgten Rechte des Volkes auf und schließt 'mit dem ernsthaften Wunsche, daß dieselbe, sowie sie durch freies und glückliches Einverständnis zustande gekommen sei, so auch durch ferneres Zusammenwirken des Königs und seines getreuen Volkes zum allgemeinen Wohl angewendet und ausgebildet, auch gegen jede Störung von außen

Hosted by Google

unerschütterlich behauptet werde'. Bezeichnend für die Stimmung Uhlands war, daß er bei den Worten 'des Königs' das Beiwort 'verehrten', das er ursprünglich gesetzt hatte, wider ausgestrichen hatte, wie er auch vorhen nach den Worten 'ja der der König selbst' die Worte 'in seiner Rede vom Throne mit edler Aufrichtigkeit' wider getilgt hatte. Im ganzen Lande herrschte großer Jubel über die glückliche Vollendung des Verfassungswerkes. Am 25. Oktober meldete der Vater Uhland seinem Sohne (S. 153), ein eigener Bote werde ihm die Invitation der Tübinger Bürgerschaft zur Feier des Verfassungsvertrages auf nächsten Donnerstag überbringen. Am 28. Oktober fand diese Feier statt. Wie wir aus einem Briefe, den Onkel Gotthold Uhland an seine Kinder nach Stuttgart richtete, erfahren, begann sie um 9 Uhr mit der Abholung der vier Abgeordneten durch eine Abordnung des Magistrats aufs Rathaus; hier hielt der Bürgermeister vom 'Känzele' herab eine Rede; dann folgte ein Gottesdienst mit einer 'kraftlosen' Predigt Steudels; 1 Uhr begann das Festessen der Vornehmen mit den Abgeordneten im 'Trauben', andere Partien aßen in anderen Gasthöfen; abends war Konzert im katholischen Konvikt. 'Auf die Nacht' führte der Onkel, wie er weiter berichtet, Luisen und Lotten auf den Ball im 'Trauben' (S. 153f.). Die Eltern waren natürlich über diese Ehrung des Sohnes sehr erfreut. 'Es war für uns eine wahre Elternfreude, dich hier ohne all dein und unser Zutun so allgemein geehrt zu sehen, und es wird dieser Tag mir, solange ich noch lebe, immer in angenehmem Andenken bleiben,' schreibt der Vater einige Tage nachher an den Sohn (S. 154). Dieser selbst hatte Eile, nach Stuttgart zurückzukehren; denn am folgenden Tag wurde zur Feier der Vollendung des Verfassungswerkes im Hoftheater sein Trauerspiel 'Ernst, Herzog von Schwaben' aufgeführt (vgl. den eben genannten Brief des Vaters). In dem ebenfalls von ihm gedichteten Prologe, der vor der Aufführung des Dramas von einem Schauspieler vorgetragen wurde, feierte er den Fürsten, der, 'vom eignen Geist bewegt', 'hochherzig' seinem Volke die Hand gereicht 'zum freien Bund der Ordnung und des Rechts', die Rechte des Fürsten und des Volkes, die 'erworben sind, wie sich Ulm' und Reb' umschlingen', und das Volk, das 'für des Heiligtums Verteidigung freudig einsteht mit Gut und Blut'. Der Vater wunderte sich, wohl wegen des Freimuts, der aus dem Prologe sprach, daß der Prolog die Zensur passiert habe (S. 154). Von Uhland stammen wohl auch die Umschriften der Verfassungsdenkmünze, auf der das Bild des Königs tragenden Seite die Worte: 'Furchtlos und trew', auf der andern Seite der Denkspruch des Volkes: 'Allweg beständig'. Auch die landständische Dankadresse verfaßte er. Hier heißt es u. a.: 'Worte der besten Vorbedeutung umgeben das Bild. Sicher im Sturm der Zeiten wird die Verfassung stehen, wo "furchtlos und treu" der König, "allweg beständig" das Volk ist.' Stadt und Amt Böblingen widmeten ihrem Abgeordneten

Hosted by Google

Fr. Schott als 'Zeichen der Dankbarkeit und der Freude über das hergestellte Recht' einen silbernen Becher. Uhland verfaßte die Inschrift:

Billig wird mit einem Becher
Dieser wackre Mann beschenkt,
Weil er als des Landes Sprecher
Klaren Wein hat eingeschenkt (S. 198).

Auf Grund der neuen Verfassung trat am 20. Januar 1820 der erste verfassungsmäßige württembergische Landtag zusammen. Uhland war im vorhergehenden Monat von der Stadt Tübingen zum Abgeordneten gewählt worden und gehörte dem Landtag bis zum Jahr 1826 an. Er erhielt von der Stadt ein Halstuch mit gesticktem Stadtwappen. Autenrieth, der als Vizekanzler der Universität ebenfalls Mitglied des Landtags war, fragte bei Uhlands Eltern an, ob Uhland das Halstuch nicht in der ersten Sitzung so anziehen werde, daß das gestickte Stadtwappen sichtbar sei; er würde es sodann nachmachen und auch den Abgeordneten von Göppingen dazu veranlassen (Brief der Eltern an Uhland 7. Januar 1820, S. 160). Ob Uhland diesem Wunsche wohl nachkam? Wir bezweifeln es, so wie wir ihn kennen. Von seiner Tätigkeit auf diesem Landtag erfahren wir in seinen Briefen nicht eben viel. Man müßte da schon die Protokolle der Verhandlungen lesen, um zu sehen, mit welcher Gewissenhaftigkeit und Geschäftskenntnis er an den Beratungen sich beteiligte und nach der Vertagung des Landtags (9. Juli 1824) als Mitglied des ständischen Ausschusses tätig war und mit welchem Mannesmut er für die Sicherung und Erweiterung bürgerlicher Freiheit, für den Schutz von Recht und Gesetz, für einen gesunden Fortschritt eintrat, vor allem die Zensur als eine verfassungswidrige Einrichtung bekämpfte, die Unabhängigkeit der Gerichte verlangte und die Notwendigkeit eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuches betonte, hierin seiner Zeit weit vorauseilend. War er doch so pflichteifrig, daß er selbst an seinem Hochzeitstage, am 29. Mai 1820, bis 2 Uhr im Ständehaus blieb und nach der Trauung, die um 3 Uhr stattfand, noch einmal auf kurze Zeit dahin zurückkehrte. Daß er während all der Jahre seiner Mitgliedschaft nur eine einzige Sitzung wegen Unwohlseins versäumte, berichtete später seine Witwe in der von ihr verfaßten Biographie ihres Mannes. Aus dem Briefwechsel erfahren wir, daß die Zinngießer in Tübingen ihm eine Petition ans Herz legten, in der sie um Schutz nachsuchten 'gegen die Pfuscher auf den neuwürttembergischen Orten, die ihnen in der erwerblosen Zeit und bei dem durch das Einreißen des Porzellans herabgesunkenen Verkehr großen Schaden zufügen' (10. April 1821, S. 189). Bekanntlich wurde der nach seinem Tode so gefeierte Nationalökonom Friedrich List aus Reutlingen, der Mitglied des Landtages war, wegen einer im Auftrag seiner Wähler an den Landtag gerichteten Petition, in der er in sehr freimütiger Weise für Ver-

Hosted by Google

besserung der Rechtspflege, der Finanzen und der Verwaltung eintrat, von der Mehrheit aus der Kammer ausgeschlossen, so sehr sich auch Uhland und seine Gesinnungsgenossen widersetzten, und in eine Kriminaluntersuchung verwickelt. Im April 1822 durch den Eßlinger Gerichtshof zu Festungshaft verurteilt, auf dem Asperg längere Zeit in Haft gehalten, dann mit einem Paß ins Ausland entlassen, schickte er von Aarau aus Uhland einen offenen Protest zur Mitteilung an die Kammer. Uhland sprach ihm in einem Brief vom 23. Dezember 1823 (S. 219) sein aufrichtiges Bedauern aus, seinem Wunsche nicht nachkommen zu können. Er halte nach wie vor das gegen ihn ergangene Straferkenntnis für ungerecht und scheue sich nicht, das offen auszusprechen. Aber als Abgeordneter habe er kein verfassungsmäßiges Mittel in Händen, Richtersprüche zu entkräften; stände ihm ein solches zu Gebote, so würde er es hier unaufgefordert anwenden.

Eine Widerwahl in den zweiten Landtag lehnte Uhland ab. 'Von der politischen Debatte zog es ihn wieder in die stille Häuslichkeit seines Studierzimmers' (Gihr). Am 16. Januar 1820, an dem Tag nach dem Zusammentritt des ersten verfassungsmäßigen Landtages, hatte er sich mit Emilie Vischer, der Tochter eines Kaufmanns aus Calw, verlobt. Niemand war hierüber mehr erfreut als die Eltern, besonders die Mutter. 'Gottlob, daß, was entzwischen in meinem Innern höchster Wunsch war, nun Wirklichkeit geworden,' schrieb sie dem Sohn hochbeglückt (19. Januar 1820, S. 161). Auch die Tübinger nahmen an dem Glück der Eltern innigen Anteil. Am 24. Januar (S. 162) berichtet der Vater dem Sohne von den vielen Glückwünschen, die die Eltern erhalten hätten. 'Sogar beim Hanskarle, bei welchem der Pedell Payer in einer großen Gesellschaft von Bürgern ein Glas Bier trank, wurde viel darüber gesprochen und war eine große Freude darüber, besonders auch in der Rücksicht geäußert, weil Du nun gewiß im Lande bleiben werdest.' Die Vermählung fand, wie bereits erwähnt, am 29. Mai des selben Jahres statt. Seine Gattin schuf ihm die schönste Häuslichkeit, die freilich für die nächsten sechs Jahre durch seine landständische Tätigkeit stark beeinträchtigt wurde. Am 23. Juni schrieb er an die Eltern: 'Seit Dienstag kann ich nun wider freier atmen und befinde mich recht behaglich in meinem Hauswesen. Übrigens bin ich vorderhand hierher gebannt, da immer sechs Mitglieder der landständischen Kommission auf dem Platz sein sollen. Dagegen hoffe ich, in der ersten Woche des Juli auf einige Wochen Urlaub zu erhalten, welcher zu einer Reise mit meiner lieben Frau entweder in die Rheingegend oder an den Bodensee und in die Schweiz benutzt werden soll' (S. 176). Wirklich ward im Juli die Reise in die Schweiz angetreten. Im Juli des folgenden Jahres besuchten beide den Rhein; sie fuhren bis Köln und auf dem Rückweg den Neckar hinauf bis Neckarsteinach. Bei Kerner in

Hosted by Google

Weinsberg wurde eine Nacht zugebracht (Uhland an die Eltern 30. Juli 1821, S. 191). Im Sommer 1822 weilte die Gattin in Liebenzell zur Kur. Uhland besuchte sie hier und von hier aus einen Teil des Schwarzwaldes bis Baden (Brief an die Gattin 25. Juli 1822, S. 203f.). Im Juni 1823 machte er allein eine Reise in die Schweiz (S. 210). An die Gattin schickte er Reiseberichte. So schrieb er ihr von St. Gallen aus von seinem Besuch auf dem Freudenberg bei St. Gallen: 'Im Buche fand ich unsere Namen vom 10. Juli 1820. Lebhaft erinnerte ich mich jenes schönen Tages, an dem wir den Mittag in Arbon, das ich vor mir sah, und den Abend auf diesem Freudenberge zugebracht, und so viel Schönes erwartete uns noch auf unserer Reise!' Sein Hauptziel war St. Gallen, dies wollte er aufsuchen, 'um sich hier in die alten Handschriften zu vertiefen'. Von St. Gallen ging er über Vögelisegg, Bregenz, Lindau nach Eppishausen zu dem Freiherrn Joseph von Laßberg, den er schon auf der Hinreise besucht hatte.

Seine wissenschaftliche Tätigkeit hatte diese Jahre über nicht geruht. Die Bekanntschaft mit dem Freiherrn von Laßberg stammte vom April 1820. Gleiches lebhaftes Interesse für das deutsche Altertum, besonders seine Dichtung, hatte sie zusammengeführt. Uhland schrieb dem Freiherrn, der unermüdlich war im Sammeln altdeutscher Literaturschätze, am 20. April 1820, er bereite eine Schrift zum Druck vor, in der er den Meister Walther von der Vogelweide hauptsächlich aus seinen eigenen Liedern darzustellen versucht habe, und bat ihn um Belege über den Ursprung Walthers, wenn er etwa solche besitze, die in den ihm bekannten Handschriften vorkämen. Er sei zu dieser Bitte veranlaßt worden durch Laßbergs Liedersaal, in dessen Vorrede er eine Galerie von Minnesängern des Thurgaus und der benachbarten Gegend aufgestellt, und er glaube, dieses Zusammentreffen in demselben Ideenkreis werde ihn entschuldigen, wenn er sich die Freiheit nehme, sich als Unbekannter mit dieser Zuschrift an ihn zu wenden. Der Briefwechsel, der damit eingeleitet war, wurde von Jahr zu Jahr immer inniger, und die anfängliche Anrede Uhlands 'Hochwohlgeborener Freiherr, Hochzuverehrender Herr!' machte nach wenigen Jahren der Anrede 'Verehrtester Freund!' Platz (vgl. S. 220). Laßberg übersandte dem Freunde die Bände seines Liedersaals, wie sie erschienen, und ging ihm auch sonst mit der größten Bereitwilligkeit an die Hand, so oft dieser um Aufschluß über ältere deutsche Dichtungen und ihre Fundorte bat, wie Uhland seinerseits nicht verfehlte, über seine eigenen Studien dem Freiherrn Mitteilungen zu machen. Dazu gesellten sich im Laufe der Zeit Besuche Uhlands in Eppishausen und später in Meersburg, wo der gastfreie, gemütsvolle Freiherr Freunde des deutschen Altertums gern empfing. Der Briefwechsel zeigt uns, wie gründlich und ausgedehnt Uhlands Studien über die ältere deutsche Dichtung schon in den zwanziger

Hosted by Google

Jahren waren. Am 8. April 1822 übersandte er Laßberg seine 'soeben unter der Presse hervorgegangene Schrift über Walther von der Vogelweide', deren Beendigung durch den 'Drang der landständischen Geschäfte' so lang aufgehalten worden war (Brief Uhlands an Laßberg 23. April 1820 und 17. Mai 1821, S. 169 und 189), und teilte ihm zugleich seine Absicht mit, 'eine Darstellung der gesamten Poesie des 12. und 13. Jahrhunderts zu entwerfen, die, durchaus auf Quellenstudium gegründet, doch von allem gelehrten Apparat entkleidet, das poetische Leben jener Zeit in klaren Bildern entfalten solle' (S. 200). Er habe sich zu diesem Zweck neuerlich an die Aventurendichter gemacht und glaube, nach Betrachtung der Dichter, welche nach welschen Vorbildern gedichtet haben, 'mit gehellterem Blicke' zu den Dichtungen aus dem einheimischen Heldenkreise zurückkehren zu können. So bereitete Uhland in der Stille die großen Werke vor, die zum Teil erst nach seinem Tode bekannt gemacht wurden, seine umfassenden Studien über die ältere deutsche Literatur, über deutsche Mythologie und deutsche Heldensage, über das deutsche Volkslied. Im Jahre 1828 veröffentlichte er die kulturhistorische Abhandlung 'Zur Geschichte der Freischießen' als Einleitung zu Hallings Ausgabe des 'Glückhaften Schiffs' von Fischart. Fouqué hatte ihm jenen 'edelbegeisterten und musterbegabten Jüngling', der in Tübingen seine theologischen Studien fortsetzen wollte, empfohlen, und Uhland hatte sich seiner und seiner Bemühungen um Fischart selbst gegen Lachmann aufs wärmste angenommen. Auch die Reisen, die er fast jedes Jahr unternahm, dienten seinen wissenschaftlichen Zwecken. So unternahm er im Jahr 1827 eine Reise nach München, Salzburg, Tirol (S. 270f.), und im Herbst des folgenden Jahres kam er auf der Suche nach 'alten Druckblättern und Volksliedern' nach Augsburg und Nürnberg und suchte auf der Rückreise Wolframs von Eschenbach Heimat und Grabstätte auf (Brief Uhlands an Laßberg 28. November 1828, S. 287). Im Oktober 1830 reiste er über Freudenstadt, Triberg, Freiburg nach Basel, um auf der dortigen Bibliothek Studien zu machen. Sein Reisebericht an die Gattin (S. 339f.) ist auch insofern interessant, als er uns ein Bild von der damaligen Art zu reisen gibt. Er dehnte seine Reise bis Augsburg aus, nach Liederdrucken suchend (Brief an Laßberg vom 20. Januar 1831, S. 347).

Nach Vollendung der Verfassung war für Uhland der Grund weggefallen, der ihn nach seiner widerholten Erklärung bis dahin gehindert hatte, ein Amt anzunehmen. Dazu kam, daß er seit dem Jahre 1826 seine landständische Tätigkeit eingestellt hatte. Am 24. Juli 1827 bewarb er sich um die Lehrstelle für deutsche Literatur an der Universität in Tübingen unter Berufung darauf, daß der akademische Senat ihn ohne irgendein Ansuchen von seiner Seite schon im Jahre 1818 für diese Stelle in Vorschlag gebracht habe (S. 268). Die Eltern waren über den Schritt ihres

Hosted by Google

Sohnes sehr erfreut (S. 269). Das Gesuch wurde vom Ministerium aus etatrechtlichen Gründen 'einstweilen ad acta' gelegt. Erst im November 1829 wurde der akademische Senat vom Ministerium zum Bericht aufgefordert. Der Senat schlug Gustav Schwab und Uhland vor. Da Gustav Schwab verzichtete, so erfolgte am 29. Dezember 1829 die Ernennung Uhlands zum außerordentlichen Professor der deutschen Sprache und Literatur und zum Mitglied der philosophischen Fakultät (S. 269). Gustav Schwab schrieb über die bevorstehende Lehrtätigkeit seines Freundes an Boisserée: 'Ich habe noch gar nicht daran denken können, daß ich ihn verliere, so sehr freue ich mich, daß ihn unsere Jugend gewinnt' (S. 428). In Wirklichkeit trat Uhland sein Amt erst am 3. Mai des folgenden Jahres an, nachdem er, zur Freude der Eltern, mit seiner Gattin im April nach Tübingen übergesiedelt war. Er las über die Geschichte der deutschen Dichtung vom 13.—16. Jahrhundert (S. 365) und hielt außerdem ein Stilistikum (S. 338); später las er über germanische und romanische Sagengeschichte, widerholt über das Nibelungenlied. Der Oheim Gotthold berichtete seinen Kindern in Stuttgart: 'Louis erste Lektion hat jedermann in hohem Grade befriedigt. Mit allem Anstand und Unbefangenheit, angenehmer Tenorstimme, ohne auch nur ein einziges Mal in der Rede anzustoßen, ohne ein Wort ändern oder widerholen zu müssen, perorierte er auf die interessanteste Art die gemessene Stunde. Bis 400 Zuhörer waren wie begeistert und bildeten beim Abgehen Spaliere, durch die er frei passieren konnte. Abends 8 Uhr bekam er im Schloßhof (im Schloßgebäude wohnte Uhland vorübergehend) ein hier noch nie gehabtes Ständchen ohne Instrumente von drei abgeteilten Chören von jungen Männerstimmen. Einige Kantaten von hiesigen Dichtern und einige seiner eigenen Gedichte, von Silcher in Musik gesetzt, sollen vortrefflich ausgefallen sein' (S. 329).

Aber nicht lange erfreute sich Uhland der ihm so sehr zusagenden gelehrten Beschäftigung. Die Julirevolution hatte das stockende politische Leben wider in Fluß gebracht. Uhland konnte sich der mächtigen Bewegung, die auch durch seine schwäbische Heimat ging, nicht entziehen. Trotzdem er voraussah, daß in die Pläne, die er sich für eine stille wissenschaftliche Tätigkeit entworfen hatte, ein gewaltiger Riß kommen werde, glaubte er doch, daß man 'in einer strengen Zeit' nicht zu sehr der eigenen Neigung nachgeben dürfe, wie er am 30. Dezember 1831 an Frau Pistorius in Stuttgart schrieb. Im Sommer vorher hatte er in einem Zwischenraum von kaum drei Monaten seine beiden Eltern, zuerst die Mutter, dann den Vater, verloren. Der Wahlkampf scheint dies Mal besonders heftig gewesen zu sein, wie aus dem Briefwechsel aus der zweiten Hälfte dieses Jahres hervorgeht. Verschiedene Städte und Ämter wollten Uhland zum Abgeordneten haben. Er entschied sich für Stuttgart. Hier freilich hatte er gegen sich Feuerlein, den Oberbürgermeister der Stadt,

Hosted by Google

der diese schon früher vertreten hatte, und er hätte es gern vermieden, mit diesem 'ihm befreundeten und als ehemaliger Kollege in der Kammer von ihm geschätzten Manne in Konkurrenz zu treten', wie er am 18. Dezember an das Stuttgarter Wahlkomitee schrieb (S. 391). Aber dies antwortete ihm am folgenden Tage, Feuerlein habe das Wohlgefallen der aristokratischen Partei erhalten, und diese verschmähe kein Mittel, ihm den Sieg zu verschaffen; nur mit dem Namen 'Uhland' sei die Erringung und Behauptung der bürgerlicheu Selbständigkeit möglich (S. 395), und in dem selben Sinn schrieb Gustav Schwab von Stuttgart aus an Uhland an dem selben Tag, bei einem großen Teil der Bevölkerung scheine eine unüberwindliche Abneigung gegen Feuerlein zu herrschen, der als Kandidat eines gewalttätigen und nach oben servilen Stadtrates gelte (S. 395). Das stimmt genau überein mit dem, was Schwab schon am 24. Oktober dem Freunde aus Stuttgart nach Tübingen gemeldet hatte, daß die Obermeister der Zünfte sich in einer Versammlung einmütig für seine Wahl erklärt hätten, zumal nachdem Kaufmann Meyderlein dessen patriotische Gedichte aus der Tasche gezogen und besonders durch das Lied: 'Wo je bei altem guten Wein der Württemberger zecht' entschiedenen Eindruck auf die Herren gemacht habe, und daß, als am Tage vorher von Kaufleuten der Fabrikant Jobst lebhaft zu Feuerleins Gunsten gesprochen habe, nur der Konditor Ludwig auf seine Seite getreten sei (S. 381). So wurde Uhland Anfang Januar 1832 von Stuttgart zum Abgeordneten gewählt. Die Anhänger der Regierung nannten später diesen nur kurzlebigen Landtag spottweise den vergeblichen, weil er keine erklecklichen Resultate aufzuweisen gehabt habe, aber mit Unrecht. Denn er hatte der ihm rechtlich zukommenden Stellung nichts vergeben (Gihr, Uhlands Leben, S. 269). Die Opposition, zu der auch Uhland gehörte, war sich ihrer Aufgabe vollauf bewußt und verstand auch ihre Meinung, trotzdem sie in der Minderheit war, zur Geltung zu bringen. Wie früher Kotzebues Ermordung, so gab im Mai dieses Jahres das Hambacher Volksfest dem Bundestag die gewünschte Gelegenheit zu neuen reaktionären Maßregeln, die vor allem gegen die Verfassung und die Rechte der Volksvertretung gerichtet waren. Paul Pfizer, ein Freund Uhlands, stellte in dem Landtag einen Antrag gegen die sechs Beschlüsse des Bundestags. Darauf erfolgte ein Reskript des Geheimrats, das forderte, der Landtag solle den Antrag 'mit verdientem Unwillen' verwerfen. Uhland verfaßte nun als Berichterstatter der staatsrechtlichen Kommission eine Adresse gegen dieses Reskript, und die Kammer nahm die Adresse, wenn auch mit einigen Abschwächungen, mit 53 gegen 31 Stimmen an. Die Regierung antwortete mit der Auflösung der Kammer und der Anordnung neuer Wahlen. Der neue Landtag wurde auf den 20. Mai 1833 einberufen. Uhland war wider von der Stadt Stuttgart gewählt worden, da Obertribunalpräsident Bolley, der

Hosted by Google

die gleiche Stimmenzahl hatte, zurückgetreten war. Aber jetzt wurde ihm der Urlaub, der ihm einige Monate vorher ohne Zögern gewährt worden war, von der Regierung verweigert (S. 440). Daraufhin kündigte Uhland in einer Eingabe an den König am 16. Mai (S. 440) den an der Universität bekleideten Staatsdienst auf. Als das Ministerium bei ihm anfragte, ob er seine Dienstentlassung gleich bald zu erhalten wünsche, kam er beim König am 19. Mai um seine alsbaldige Entlassung ein (S. 440). Hierauf ward ihm vom König die Entlassung sofort und 'sehr gerne' bewilligt (S. 441). So war Uhlands Lehrtätigkeit nur von kurzer Dauer gewesen. Der Zufall hatte es gewollt, daß er erst wenige Tage vor der Urlaubsverweigerung unter obligatem Pauken- und Trompetenschall die bis dahin aufgeschobene feierliche Antrittsrede hielt, so daß, wie er später lachend zu Franz Pfeiffer sagte, 'das Aufblasen für ihn zugleich das Abblasen gewesen sei'. Am 3. Juni veranstaltete die Stuttgarter Bürgerschaft ein großes Gastmahl im Burkschen Saal, bei dem der Apotheker Beck einen Trinkspruch auf den 'furchtlosen, mutigen Abgeordneten Dr. Uhland' ausbrachte, worauf dieser in einer kurzen Erwiderung erklärte, er habe nur nach seinem Gewissen gehandelt (S. 441). Auch in diesem Landtage rechtfertigte Uhland die Hoffnungen, die man auf ihn setzte, und wenn der Rechtskonsulent Walz in Stuttgart als Abgeordneter von Gaildorf am 7. Mai in einem Briefe an ihn geschrieben hatte (S. 438), 'er freue sich, bald wider mit ihm in den Reihen der Vaterlandsfreunde gegen Mißbrauch und Gewalt zu kämpfen', so täuschte er sich in Uhland nicht. Freilich in den Briefen erfahren wir über die Verhandlungen dieses Landtages und Uhlands Beteiligung an denselben so gut wie nichts, und wir müssen schon zu anderen Quellen unsere Zuflucht nehmen. Aus dem vielen sei nur eines hervorgehoben, weil es bezeichnend für Uhlands Gesinnung ist, die Worte, die er sprach, als er entschieden für die Freiheit der Presse eintrat. Nachdem er in seiner Rede darauf hingewiesen hatte, daß, da die Tore des Bundespalastes gemeinschaftlichen Vorstellungen über öffentliche Angelegenheiten verschlossen seien und so dem Geiste des deutschen Volkes jedes gemeinsame, gesetzliche Organ genommen sei, nur vereinzelt noch in den minder mächtigen Staaten der ständische Organismus bestehe und so die schwächeren Schultern die Träger der großen Volksrechte seien, fuhr er fort, mit prophetischem Geiste die Zukunft voraussagend: 'Ermüden wir dennoch nicht, unsere ehrenvolle Bürde, das künftige Eigentum des gesamten Deutschlands, einer helleren Zukunft entgegenzutragen! Rechte und Freiheiten, die in unserer Pflege mühsam gedeihen, können, wenn wir sie nur treulich schirmen und furchtlos verteidigen, einst noch von größeren Volksvertretungen und in der Mitte selbständiger Bundesstaaten von einer deutschen Nationalvertretung zu voller und segensreicher Entfaltung gebracht werden. Die Frage von der Preß-

Hosted by Google

freiheit ist geeignet, alle übrigen Fragen, welche die freie Entwicklung des Volksgeistes angehen, zu vertreten und in sich aufzunehmen. Unterliegen wir aber auch im Kampfe für sie, einem Kampfe der geistigen, der moralischen Kraft gegen die mechanische, so werde ich doch niemals das Vertrauen aufgeben, daß der ureigene Geist eines großen reichbegabten Volkes einst noch diesem die würdige Stellung erringen werde, die ihm nicht bloß von Monarchen dieser Erde verheißen, sondern von einer höheren Macht angewiesen ist' (Gihr, Uhlands Leben, S. 286). Am 19. Dezember 1833 ward die Ständeversammlung vertagt. Uhland kehrte jetzt wider zu seiner stillen wissenschaftlichen Tätigkeit nach Tübingen zurück. Vor seiner Abreise ehrten ihn seine Stuttgarter Wähler durch Überreichung eines kostbaren silbernen Pokals (S. 450).

Herodots Berichte über Athen im Lichte der neueren Funde auf der Akropolis

von

E. Schmolling

Dem Scharfblick des Griechen Kavvadias und unseres Landsmannes Dörpfeld verdanken wir außer anderen Entdeckungen auf griechischem Boden auch die Auffindung des dorischen Tempels auf der Mitte des Burgfelsens von Athen, in dem wohl alle Forscher einen Athenatempel und fast alle das Hekatompedon wider erkannt haben. Das Jahr 1885 brachte uns diesen bedeutsamen Fund, und damit wurde der Anstoß dazu gegeben, daß die griechische Regierung während der folgenden Jahre bis 1890 die gründliche Durchforschung der ganzen Burgfläche gestattete. Der Ertrag dieser Grabung waren viele Inschriften und Vasen, die Bestimmung der alten pelasgischen Mauer rings um die Burg, des alten und des neuen Burgtors, kleinerer Tempel und so reicher Überreste des Hekatompedons, daß die Höhe des Tempels, Form und Schmuck der Giebelfelder, die Erweiterung des ganzen Gebäudes durch einen Säulenkranz, und die damit verbundene Vergrößerung des Tempels nebst Dach und Giebeln klar in die Erscheinung traten.

Fast noch wunderbarer war es, daß neben dem zum Teil so gut erhaltenen Parthenon sich Grundmauern eines ganz ähnlichen Tempels fanden, die den Parthenon nach Osten, Süden und Westen ein wenig überragen und also bestimmt gewesen sind, einen Tempel zu tragen, der länger und schmäler als der


Hosted by Google

Parthenon selbst sein sollte. Dieser nie vollendete Tempel wurde von A. Michaelis der Vorparthenon genannt, und ist auf dem Plan bei Luckenbach, 'Akropolis von Athen'[2] 1905 S. 2 schwarz gehalten, wie alle jetzt noch erhaltenen oder sicher vorauszusetzenden Bauten, die schon vor den Perserkriegen gestanden haben müssen[1]).

Der Parthenon wurde nach übereinstimmender Ansicht erst in den Jahren 447—432 aufgeführt.

Der Tempel der Athena Polias, der mit dem Erechtheustempel eng verbunden war (weshalb auch beide zusammen Erechtheion genannt zu werden pflegen), wurde mitten in der Zeit des Peloponnesischen Krieges, in den Jahren 420—407, erbaut. Ob an der Stelle des Erechtheion um 480 schon ein älteres Erechtheion stand, oder das neu aufgedeckte Hekatompedon damals der einzige Athenatempel war, das ist eine noch immer heiß umstrittene Frage, auf die wir weiterhin zurückkommen müssen. Auf dem Plan konnte dieser Tempel schon deshalb nicht schwarz angelegt werden, weil über die Form und Ausdehnung, die er etwa vor 480 hatte, gar nichts überliefert oder aufgedeckt worden ist.

Werfen wir noch einmal einen Blick auf unseren Plan der Akropolis vor den Perserkriegen, bestimmter vor 480. Das Erechtheion des Philokles, der Parthenon des Iktinos und Kallikrates und die Propyläen des Mnesikles standen noch nicht. Die Burgfläche wurde noch begrenzt durch die gewundene Mauer, welche die Pelasger gebaut haben sollen. Unterbrochen wurde die Mauer im SW durch eine überdeckte Torhalle, durch die man von SW nach NO die Burg betrat. Die südwestliche wie die nordöstliche Giebelseite dieser Halle wurde gestützt durch schmale Mauern an den Ecken und durch zwei dorische Säulen in der Mitte. Am Nordrande der Burgfläche waren noch Reste oder auch wohlerhaltene Teile des alten Königspalastes sichtbar, den vielleicht auch die Peisistratiden bewohnt hatten. Die Göttin Athena besaß sicher den Tempel, der das Hekatompedon hieß (da er rund 100 Fuß lang war), vielleicht nördlich davon einen zweiten Tempel, der zur Hälfte dem Erechtheus gehörte. Ein dritter Tempel (der Vorparthenon) war entweder noch gar nicht begonnen oder erst bis zu den untersten Säulentrommeln gediehen. Wer durch die Torhalle zu der etwa 70 m tiefer gelegenen Stadt hinabging, durchschritt auf diesem Wege eines der neun Tore einer Mauer, welche auch die Pelasger erbaut haben sollten, und die besonders deshalb angelegt zu sein scheint, um die Klepsydra mit ihrem fließenden Wasser für den Herrn der Burg zu schützen. Natürlich verstärkte die ganze Vor-

---

[1]) A. Michaelis und B. Keil halten dafür, daß der Vorparthenon erst nach 479 begonnen wurde, also nach dem Brande und der Zerstörung der Burg durch Xerxes (480) und Mardonios (479).


Hosted by Google

burg den Schutz, den die eigentliche Burg dem Verteidiger bot, in hohem Maße.

Herodot, der Athen sicher besucht hat, hat sich nach Ad. Kirchhoffs Untersuchungen 'über die Abfassungszeit des Herodotischen Geschichtswerkes', Berlin 1868 und 1872, in der Zeit von 449—442, wenigstens aber von 446—443 daselbst aufgehalten. Soweit er nun über Athen, insbesondere über die athenische Burg, uns Bericht gibt, wollen wir seine Angaben über die von ihm erblickten und aufmerksam betrachteten Orte vergleichen mit dem, was uns die neueren Forschungen über diese Orte an die Hand geben. Vergessen dürfen wir aber nicht, daß die Perser die Burg mit ihren herrlichen Bauten und Kunstschätzen zweimal gründlich verwüstet hatten, und daß die Hauptbauten in dem Zeitraum von 30 Jahren zwar so weit widerhergestellt waren, als es ihr Gebrauch erforderte, daß aber Spuren der Verwüstung noch vielfach sichtbar waren: die Mauern waren geschwärzt, das Hekatompedon war seines Hauptschmuckes, des Kranzes der 32 dorischen Säulen, beraubt, die großen Giebelfelder und das mit ihnen verbundene große Dach fehlten gänzlich, an den alten kleineren Giebeln war der bildliche bunte Schmuck aus Porosstein fast zerstört. Ähnlich war es sicher der Torhalle und dem Tempel des Erechtheus und der Athena Polias ergangen und dem Vorparthenon, wenn anders diese zwei Bauten überhaupt schon vorhanden waren. Die vielen Weihgeschenke, welche den ganzen der Athena heiligen Bezirk geschmückt hatten, waren geraubt oder zerstört. Von den Perikleischen Neubauten war aber 443 nur der Anfang mit dem Bau des Parthenon gemacht worden.

Aus der Erzählung über die Einnahme der Akropolis durch Xerxes 8 50–53 wie durch Mardonios 9 3 u. 13 hören wir nichts über eine Verteidigung der Vorburg. Aber zu Anfang des Peloponnesischen Krieges war sie noch als abgegrenzter Teil zwischen Burg und Stadt vorhanden, Thuk. 2 17. Das pythische Orakel hatte die Besiedlung dieses Abhanges der Burg widerraten mit den Worten

τὸ Πελαργικὸν ἀργὸν ἄμεινον.

Als aber vor dem ersten Einfall der Lakedämonier in Attika viele Landleute mit Frauen und Kindern in die Stadt zogen, da blieben zwar die Burg und das Eleusinion noch verschont, aber nicht die heiligen Stätten der Götter und Halbgötter. *τό τε Πελαργικὸν καλούμενον, τὸ ὑπὸ τὴν ἀκρόπολιν . . . . ὑπὸ τῆς παραχρῆμα ἀνάγκης ἐξῳκήθη.* Fast in der selben Zeit (431) ist eine große Inschrift auf pentelischen Marmor geschrieben und in Eleusis aufgestellt, die erst 1880 veröffentlicht wurde, Dittenberger 2 20; dort heißt es: der *ἄρχων βασιλεύς* solle die heiligen

Hosted by Google

Bezirke im Pelargikon abgrenzen *καὶ τὸ λοιπὸν μὴ ἐνιδρύεσθαι βωμοὺς ἐν τῷ Πελαργικῷ ἄνευ τῆς βουλῆς καὶ τοὐδήμου, μηδὲ τοὺς λίθους τέμνειν ἐκ τοῦ Πελαργικοῦ* usw.

Der hier mitgeteilte Volksbeschluß scheint die Antwort des Orakels, die Thukydides mitteilt, zur Voraussetzung zu haben.

Man darf nach alledem vermuten, daß auch bei Herodot diese Vorburg schon eine Rolle gespielt habe. Und so ist es in der Tat. 5 64 heißt es: *Κλεομένης δὲ ἀπικόμενος ἐς τὸ ἄστυ ἅμα Ἀθηναίων τοῖσι βουλομένοισι εἶναι ἐλευθέροισι, ἐπολιόρκεε τοὺς τυράννους (τοὺς Πεισιστρατίδας) ἀπεργμένους ἐν τῷ Πελαργικῷ τείχεϊ.* Weiter wird gesagt, daß die Belagerten mit Speise und Trank wohl versehen waren und eine Belagerung gut ausgehalten hätten.

Die Schreibung des Wortes war früher *Πελασγικόν*, nur bei Aristophanes war überliefert (aves 832) *τίς δαὶ καθέξει τῆς πόλεως τὸ Πελαργικόν;* was man aber für eine scherzhafte, volkstümliche Aussprache ansah. Später wurde durch gute Handschriften und Inschriften diese Schreibung als die richtige erkannt, die auch in der Herodotstelle eine (jüngere) Handschrift bietet.

Wenige Jahre später wird Kleomenes selbst auf der Burg belagert, als er für Isagoras und gegen Kleisthenes aufgetreten war, 5 72; aber hier wird die Vorburg nicht erwähnt, obwohl sie gewiß auch von den Belagerten besetzt war.

Wenn wir nun zunächst innerhalb der Vorburg nach Norden gehen, so kommen wir zu der schon erwähnten Quelle; gehen wir dann in nordöstlicher Richtung bis zum Ausgang aus der Vorburg und noch 20 m weiter, so haben wir die Grotte des Pan erreicht; wann diese Grotte dem Gotte Pan geweiht wurde, das erzählt Herodot, 6 105, bei Gelegenheit der Sendung des Eilboten Pheidippides nach Sparta, um die Lakedämonier zu Hilfe zu rufen gegen die Perser vor der Schlacht bei Marathon. Als Pheidippides das Gebirge zwischen Argolis und Arkadien durchlief, erschien ihm plötzlich Pan, rief seinen Namen und befahl ihm, die Athener zu tadeln, daß sie ihm noch keine Verehrung erwiesen. Der Läufer folgte der Weisung des Waldgottes und als die Gefahr vorüber war: *ἱδρύσαντο ὑπὸ τῇ ἀκροπόλι (ὑπὲρ τοῦ Πελαργικοῦ* setzt Lukian hinzu) *Πανὸς ἱρόν, καὶ αὐτὸν ἀπὸ ταύτης τῆς ἀγγελίης θυσίῃσι ἐπετείοισι καὶ λαμπάδι ἱλάσκονται.*

In der Nähe dieser Grotte ist nach H. Stein ein Standbild des Pan gefunden worden. Darunter hätte wohl ein Distichon stehen können, wie es unter Simonides' Namen in der anthol. Pal. überliefert ist:

τὸν τραγόπουν ἐμὲ Πᾶνα, τὸν Ἀρκάδα, τὸν κατὰ Μήδων
τὸν μετ' Ἀθηναίων στήσατο Μιλτιάδης.
(Michaelis, arx.³ S. 81.)

Hier ließ Pan oftmals seine Hirtenflöte erklingen am Fuße der schluchtenreichen Höhen, während oben auf grünem Anger

Hosted by Google

die drei Töchter der Agraulos im Reigen tanzten vor den Tempeln der Pallas (*πρὸ Παλλάδος ναῶν*. Eur. Ion 497). Wir sind also in der Nähe des Agraulosheiligtums gekommen, wo einige kühne Perser im Jahre 480 die Burg erstiegen. Wir folgen aber ihrem Beispiele nicht, sondern wandern durch das Pelargikon zurück, bis wir zu dem Wege kommen, der in alter Zeit in Windungen zum Burgeingang hinaufführte.

Hier sah nun Herodot ein großes kostbares Weihgeschenk *τέθριππον χάλκεον* zur Erinnerung an den Sieg über die Böoter und Chalkidier vom Jahre 507. Je größer in jener Zeit die Gefahr für den jungen Freistaat gewesen war, von den gesamten verbündeten Nachbarn unterdrückt zu werden, um so größer war natürlich die Freude darüber, daß die Peloponnesier sich zerstreuten, da die beiden Könige Spartas in Zwiespalt kamen, und die Böoter und Chalkidier nacheinander am selben Tage entscheidend geschlagen wurden. So groß war damals die Zahl der gefangenen Feinde, daß ein Zehntel des Lösegeldes ein solches Weihgeschenk aus Bronze aufzustellen erlaubte. Herodot nennt nun 5 77 den Standort des Siegeszeichens sehr genau. *τὸ δὲ ἀριστερῆς χειρὸς ἕστηκε πρῶτα ἐσιόντι ἐς τὰ προπ ύλαια τὰ ἐν τῇ ἀκροπόλι.* Und doch knüpften sich daran die größten Zweifel und Untersuchungen mit ganz entgegengesetzten Ergebnissen. Sehr verzeihlich ist es, daß man früher den Ort in den prächtigen Propyläen des Mnesikles suchte, die 432 vollendet wurden. Sie sind auf unserem Plan mit schwachen Linien angedeutet. Bei dieser Annahme war es notwendig, anzunehmen, daß Herodot 432 oder später noch einmal nach Athen zurückgekehrt sei. Aber auch der Ort: unmittelbar beim Eingang in die Torhalle zur Linken, schien für die Kenner der Örtlichkeit so unmöglich zu sein, daß die Änderung *πρῶτα ἐξιόντι τὰ προπύλαια* für notwendig angesehen wurde. Das Richtige hat H. Stein schon in Bursians JB. 1879 S. 95 gesehen: Der Bericht bezieht sich auf die ältere Torhalle der Akropolis. Da diese im Jahre 432 schon beseitigt war, so hatte die Weihgabe natürlich inzwischen einen anderen Platz erhalten, und Pausanias sah sie innerhalb der Burgmauer; ob aber unmittelbar neben der großen Athena Promachos oder anderswo, ist doch kaum zu bestimmen; wunderbar ist es, wenn jetzt noch behauptet wird, Pausanias und Herodot hätten das Viergespann genau an dem selben Platz gesehen, ohne daß die Texte Schwierigkeiten machten. Bl. f. Gschw. München 1912 S. 426[2].

Die ältere Torhalle hatte nach der Skizze bei Michaelis, arx Athen. tab. XVII einen lichten Flächenraum von 9,50 × 10,50 m. Somit konnte ein Viergespann mit dem kleinen Wagen gewiß darin Platz finden. Hätte Herodot bezeichnen wollen: unmittelbar v o r dem Eingang in die Torhalle, so hätte er dies ähnlich wie 2 169 gegeben. Hier will er die Lage der Gräber in dem Heiligtum der ägyptischen Athena angeben und sagt: *αἱ δὲ*

Hosted by Google

(ταφαὶ) εἰσὶ ἐν τῷ ἱρῷ τῆς Ἀθηναίης ἀγχοτάτω τοῦ μεγάρου ἐσιόντι ἀριστερῆς χειρός. Dagegen will Herodot den Platz zweier Mischkrüge in Delphi bezeichnen I 51 und sagt: τῶν ὁ μὲν χρύσεος ἐκέετο ἐπὶ δεξιὰ ἐριόντι ἐς τὸν νηόν, ὁ δὲ ἀργύρεος ἐπ' ἀριστερά. Diese befanden sich natürlich innerhalb des Tempels.

Wir sahen eben, daß das τέθριππον vor 432 seinen Platz gewechselt hat; die Inschriften aber lehren uns, daß es auch schon vor Herodots Zeit einen andern Platz gehabt hatte.

Im Jahre 1869 fand man in Athen auf der Burg auf pentelischem[1]) Marmor folgende Inschrift

ΕΝΑΙΟΝΕΡΑΜ
ΠΠΟΣΔΕ

Kirchhoff erkannte darin die zwei Disticha, die Herodot als Inhalt der Inschrift auf dem Sockel des Viergespanns mitteilt:

ἔθνεα Βοιωτῶν καὶ Χαλκιδέων δαμάσαντες
παῖδες Ἀθ η ν α ί ω ν ἔ ρ γ μασιν ἐν πολέμου
δεσμῷ ἐν ἀχλυόεντι σιδηρέῳ ἔσβεσαν ὕβριν.
τῶν ἵ π π ο υ ς δ ε κάτην Παλλάδι τάσδ' ἔθεσαν.

Aber die Schriftzüge waren nicht die altertümlichen aus der Zeit von 510—505, in der, nach Herodot, Inschrift und Denkmal gesetzt zu sein schien. Die Form des Σ ließ annehmen, daß sie in der Zeit von 452—441 geschrieben sei. Kirchhoff vermutete also, daß das Denkmal erst nach 445 gesetzt sei; in diesem Jahre wurde Euböa wider unterworfen, und diese Unterwerfung schien die Erinnerung an den alten Sieg über Böoter und Chalkidier wachgerufen zu haben, so daß man nun dies Siegeszeichen aufstellte, während man sich früher mit dem Aufhängen der Ketten auf der Burgmauer begnügte. CIA I 334. Monatsschr. Berl. Ak. d. W. 1869 S. 409.

Aber die Grabung auf der Burg brachte 1887 eine neue Inschrift zutage, gleich nordöstlich von den neuen Propyläen, auf eleusinischem Stein:

ΡΙΝ : ΠΑΙΔ
: ΤΟΝΗΙΠΠΟ

Die Buchstaben waren nicht so untereinander geordnet, wie es in der Perikleischen Zeit geschieht. Die Schriftzüge waren viel altertümlicher als auf der vorigen Inschrift; die neuentdeckte Inschrift enthielt aber Teile der selben Verse wie die alte, doch in anderer Folge: Vers 3, 2, 1, 4. Kirchhoff schloß also folgendes: Das Weihgeschenk ward gleich nach den Ereignissen (507) er-

[1]) In älterer Zeit wurde in Athen der Porosstein verwandt, dann parischer Marmor wie beim Dach und Giebelfeld des jüngeren Hekatompedon und bei den Säulen des Vorparthenon, noch später pentelischer Marmor. Luckenbach, Akropolis² S. 7.

Hosted by Google

richtet und aufgestellt, so daß Denkmal und Ketten eine Gruppe bildeten. Diese ältere Inschrift nahm ihren Ausgangspunkt von den so auffallenden, da hängenden Ketten (Zeile 3), dann folgten die Sieger (Zeile 2), die Besiegten (Zeile 1) und endlich der Hinweis auf Weihgeschenk und Spenderin des Sieges. 480 wurde dieses bronzene Weihgeschenk vernichtet oder entführt von den Persern. Der Stein wurde zertrümmert (fand sich aber sehr nahe bei seinem ursprünglichen Stande, wie Wachsmuth meint, westlich davon, vielleicht richtiger östlich davon). Um 445 wurde ein neues Weihgeschenk aufgestellt, aber nicht am Platze des alten und nicht neben den Ketten. Durch Umstellen der Zeilen rückte nun die Erwähnung der Ketten in die dritte Zeile. Als Verfasser dieser Verse für das Viergespann werde irrtümlich Simonides genannt. Nach dem Scholiast zu Aristides 28 64 war es sei freilich ganz unbekannter Dichter Agron. Sitz.-Ber. Ak. d. W. Berlin 1887 I S. 111.

Der vortreffliche Kenner Athens, C. Wachsmuth, behauptet im Rh. Mus. 56, 1901 S. 215 und auch im Suppl. Bd. zu Pauly-Wissowa, 1903 Sp. 203: Herodot habe hier einen athenischen Berichterstatter mißverstanden. Aber gerade 5 77 weist doch mit den Worten *(αἱ δὲ πέδαι) ἔτι καὶ ἐς ἐμὲ ἦσαν περιε οὖσαι, κρεμάμεναι ἐκ τειχέων περιπεφλευσμένων πυρὶ ὑπὸ τοῦ Μήδου*; und weiter *τέθριππον . . . ἕστηκε πρῶτα ἐσιόντι ἐς τὰ προπύλαια. . . . ἐπιγέγραπται δέ οἱ τάδε* und ferner mit der (soweit wir bis jetzt beurteilen können) getreuen Widergabe der zwei Distichen deutlich auf eigene Anschauung hin[1]).

Die Frage, auf welchem Teile der Mauer der Akropolis die geschwärzten und verrosteten Ketten zur Zeit H.s hingen, ist leicht beantwortet: auf der westlichen Seite, und zwar wahrscheinlich da, wo die neuen Propyläen später die Mauer ersetzten. Was aber in der seltsamen Ausdrucksweise des H. steckt: *ἀντίον δὲ τοῦ μεγάρου, τοῦ πρὸς ἑσπέρην τετραμμένου*, ist sehr schwer zu sagen. Wir kommen unten darauf zurück.

Fassen wir das Ergebnis noch einmal zusammen: Sehr bald nach dem Siege vom Jahre 507 wurden die eisernen Ketten, in denen die Gefangenen gefesselt gewesen waren, auf der

[1]) Die selben Worte sprechen auch gegen Kirchhoffs, meines hochverehrten Lehrers, Annahme, dieses Kapitel (und alle folgenden) sei sicher in Athen geschrieben worden. In diesem Falle hätte H. gesagt: *ἔτι καὶ ἐς τόδε εἰσὶν περιεοῦσαι*, wie z. B. 7 123, oder er hätte zu obigen Worten hinzugefügt: *εἰσὶ δὲ καὶ τὸ νῦν*, oder *νῦν δὲ οὐκέτι περίεισιν*, wie z. B. 3 97. Herodot spricht also nur von dem Zustande auf der Burg, den er bis ungefähr 442 dort gesehen hatte. Sollte jemand einwenden, daß die Perfakta *ἕστηκε* und *ἐπιγέγραπται* doch darauf hinwiesen, daß H. hier von einem in der Gegenwart vorhandenen Zustande spreche, so ist zu erwidern, daß diese Perf. statt der Plusqupf. stehen, weil H. überall das Bestreben zeigt, nicht pedantisch zu erscheinen. Mit 5 77 hat sachlich und sprachlich Ähnlichkeit 1 66. — Darin stimme ich Wachsmuth, Rh. Mus. 56, 1901, S. 218, vollständig bei, daß es am wahrscheinlichsten ist, daß H. sein Werk bis zum Schluß in Thurii ausgearbeitet hat, und hier auch gestorben ist.


Hosted by Google

Burgmauer aufgehängt, und nicht weit davon das bronzene Viergespann aufgestellt, dessen Inschrift gleich im Anfang Bezug nahm auf die Ketten. Diese wurden als wertlos von den Persern an ihrem Ort gelassen. Das Viergespann zerstörten sie oder führten sie als Beute mit. In der Zeit zwischen 452 und 441 ward ein neues Viergespann aufgestellt, aber nun an anderer Stelle und zwar in dem alten Torbau, der zur Burg führte, und die Inschrift durch Umstellung der Verse so geändert, daß sie nicht mehr von den Ketten ihren Ausgangspunkt nahm.

Nehmen wir also das früheste Jahr 452 für die Inschrift an, und für Herodots Ankunft in Athen das späteste Jahr 446, so bleibt es doch sehr auffallend, daß Herodot nicht sah, daß das Bronzebild ein sehr neues war; oder daß er darüber uns nichts mitteilt.

Da also bei der großen Zerstörung der Burg im Jahre 480 auch das bronzene Viergespann vernichtet wurde, um später von neuem geschaffen zu werden, so drängt sich die Frage auf: hat vielleicht auch das große Standbild der Athena, das Pheidias zur Erinnerung an die Schlacht von Marathon schuf, dasselbe Schicksal erlitten? Pausanias hat es auf der Burg gesehen und spricht ausführlicher davon als von den meisten anderen Kunstwerken. Herodot schweigt darüber. Zum Glück ist auch von diesem Denkmal eine Inschrift erhalten, die einen altertümlicheren Eindruck macht, als die von H. gelesene Inschrift auf dem Viergespann, aber einen jüngeren Eindruck als die unter dem ursprünglichen Viergespann. Es sei mir erlaubt, den Versuch, den Kirchhoff machte — er selbst hat betont, daß dies nur ein Versuch sein solle, damit man eine Vorstellung gewinne von dem Glanz, von der Schönheit der ehemaligen Verse —, die erhaltenen Reste zu ergänzen, hierher zu setzen:

— — — — — — — — — — — — — —

Ἑλλά[δα γῆν] πᾶσαν δούλιο[ν ἦμαρ ἰδεῖν.
Ἦ μάλα δὴ κεῖνοι, ταλακάρδιοι, οἵ ῥα τ]ότ᾽ αἰχμὴν
στῆσαν πρόσθε πυλῶν ἀγ[ροῦ ἐπ᾽ ἐσχατιᾶς,
μαρνάμενοι δ᾽ ἐσάωσαν Ἀθηναίας πολυβούλ]ου
ἄστυ, βίᾳ Περσῶν κλινάμενο[ι δύναμιν.]

CIA I 333. Monatsb. Ak. d. W. Berlin 1870.

Kirchhoff bestimmt die Zeit dieser Inschrift, die bereits Rangabé 1842 am östlichen Fuß der Akropolis gefunden hatte, nicht näher; nach den altertümlichen Formen für *ΥΕΠ* dürfte sie doch schon um 465 geschrieben sein, also zu einem Jugendwerk des Pheidias gehört haben. Da nun H. sie bei seiner Anwesenheit in Athen gesehen haben muß, und nach Erzählung der Schlacht bei Thermopylae im Buch 7_{228} die Inschriften der später den Gefallenen gesetzten Denkmäler genau anführt, so ist es auffallend, daß er dieses bedeutende Denkmal für den Sieg bei Marathon übergeht. Man darf aber vielleicht behaupten:

Hosted by Google

Hätte H. Buch 7 wirklich in Athen verfaßt, so hätte er auch dies Denkmal in seine Erzählung zu verweben nicht vergessen.

Der Platz dieses Denkmals ist mit ziemlicher Sicherheit nachgewiesen in einer quadratischen, künstlich bearbeiteten Vertiefung von 5_{50} m Länge fast in der Mitte zwischen den neuen Propyläen und dem Hekatompedon. Dort stand die Schutzgöttin der Burg, der Stadt und des attischen Landes, im Helmschmuck mit Schild und Lanze bewaffnet, den Eingang zur Burg bewachend. *Ἡ Ἀθηνᾶ ἡ χαλκῆ ἡ μεγάλη* war ihr unterscheidender Name, während der Name *ἡ πρόμαχος* erst aus ganz später Zeit stammt.

Wir sind hiermit bis in die Nähe des Hekatompedon gekommen und müssen nun die Stelle 8_{50-55} mit Rücksicht darauf betrachten, ob H. hier von e i n e m Tempel der Athena und zugleich des Erechtheus redet, oder ob die unbefangene Lesung uns die Überzeugung verschafft, es sind zwei Tempel anzunehmen. Die Antwort auf diese Frage ist ganz verschieden gegeben. Da aber davon unsere Stellung in einer jetzt viel und lebhaft erörterten Streitfrage wesentlich abhängt, so bitle ich meine Leser, genannten Abschnitt recht genau an ihrem Geiste vorüberzuführen.

Der erzählte Vorgang ist bekannt. Xerxes ist brennend und sengend durch Phokis gezogen, in Böotien sind Thespiae und Plataae verwüstet worden. Jetzt trifft Athen dasselbe Schicksal. Die Bewohner haben die Stadt verlassen, nur einige wenige sind in dem heiligen Bezirke der Burg zurückgeblieben, Tempeldiener und arme Leute. Die Mauern und besonders das Tor hatten sie durch Verhaue, Balken und Bretter gesichert, und hofften sogar klüger zu sein in der Auslegung des Orakelspruches als Volk und Heer. Die Perser schlossen die Burg ein und schossen besonders von dem (115 m hohen) Areshügel auf die Verteidiger, deren Standpunkt 40 m höher lag. Dazu legten sie Werg um die Pfeile, zündeten es an und bewirkten durch das Abschießen solcher Pfeile, daß die Verhaue in Brand gerieten. Aber die Athener blieben ausdauernd und lehnten die Aufforderung zur Übergabe ab. Endlich glückte es den Barbaren mit einer Kriegslist, die ebensoviel Mut wie Gewandtheit erforderte. Von der Stirnseite der Burg, der nördlichen Seite, und zugleich im Rücken des Tores, also an der Nordwestecke stiegen einige Perser die 70 m hohe Felswand hinauf in der Höhe des Haines der Aglauros (eine dritte, seemännische Bezeichnung ist damit hinzugefügt, zum Beweise, daß die Stelle des Aufstiegs in der Überliefernng ganz fest stand). So standhaft die Verteidiger bisher gewesen waren, — jetzt verloren alle den Kopf. Einige stürzten sich über die Mauer den steilen Abhang hinab und zerschellten, die andern nahmen ihre Zuflucht in das Megaron.

Nach unserer bisherigen Kenntnis der Bauten auf der Burg zur Perserzeit mußte das Megaron für das Innere des Erechtheus-


Hosted by Google

tempels, oder für den angrenzenden Innenraum des Tempels der Athena Polias genommen werden. War dieser noch nicht vorhanden, so gab es damals überhaupt keinen Tempel der Athena. Ein Erklärer (H. Kallenberg) sah aber, daß das fast undenkbar war: 'bei dieser Flucht von Westen her hätten sie den eingedrungenen Persern in die Arme laufen müssen. Vielleicht denkt H. an andere Athener, die bei der Verteidigung des Aufgangs nicht mitgewirkt hatten'. Ein Blick auf den neuen Plan der Burg macht es jetzt jedenfalls höchst wahrscheinlich, daß man Rettung suchte im Hekatompedon.

Die Bewohner der Burg werden ziemlich alle am Südwestrande gestanden haben, weil sie einen Angriff von anderer Seite für undenkbar hielten, zumal wenn Xerxes gleichzeitig mit dem Aufstieg der kühnen Freiwilligen einen Scheinangriff von Südwesten her ausführen ließ. Da erschien der Feind plötzlich rechts hinter ihnen, und ein, noch dazu verschließbarer, Tempel schien die einzige Rettung zu bieten. Die Perser wandten sich zuerst zu dem Burgtor, öffneten es und richteten dann ein Blutbad an, dem alle Schutzflehenden zum Opfer fielen.

Hier dürfen wir wohl einen Augenblick verweilen. Betrübnis und Zorn kann uns ergreifen. Wir sind betrübt, daß die List der rauhen Horde geglückt ist; wir empfinden Zorn, daß keiner von den Athenern oder Athenerinnen der List mit Kühnheit, den an Zahl wahrscheinlich weit geringeren Feinden mit dem Mut der Verzweiflung entgegentritt.

H. äußert solchen Zorn nicht, er sah es als Aufgabe des Geschichtschreibers an, mit seinem Urteile möglichst zurückzuhalten. Aber bei einem der edelsten Griechen finden wir den Ausdruck des Zornes, der, wie es mir scheint, gerade auf dieses Ereignis sich bezieht, in dem die Griechen nur leidend, in keiner Weise handelnd sich zeigten.

Platon handelt im siebenten Buch der Gesetze von der Erziehung der Knaben und Mädchen. Nur wenn der Staat für die richtige Erziehung beider Geschlechter sorge, werde das Staatsschiff aufrecht dahinfahren. Selbst der Tanz müsse, wie alle Leibesübungen, der Verteidigung des Staates gegen äußere Feinde als seinem letzten Ziele dienen und untergeordnet sein. 814 A heißt es dann etwa so: Für den Fall, daß die Männer sämtlich auswärts kämpfen müßten, müssen die Knaben und die übrigen Bewohner der Stadt zur Verteidigung der Mauern imstande sein. Wenn aber andrerseits, was gar nicht unmöglich ist, von außen her Feinde in unser Land einfielen, seien es Barbaren oder Griechen, und nun uns zwängen, die Entscheidungsschlacht um die Hauptstadt zu liefern, dann wäre es ein großes Unglück für den Staat, wenn die Frauen so schimpflich erzogen wären, daß sie nicht einmal wie die Vögel, die um ihre Jungen kämpfen gegen jedes noch so starke Tier, den Kampf wählten und alle Gefahren und den Tod, sondern sofort zu den Heiligtümern stürzten und

Hosted by Google

alle Altäre und Tempel erfüllten und den Ruhm auf das menschliche Geschlecht ausgössen, daß von Natur der Mensch das feigste von allen lebenden Wesen ist.

Die griechischen Schlußworte *ὡς πάντων δειλότατον θηρίων ἐστὶν (ἄνθρωπος)* enthalten eine deutliche Anspielung auf Sophokles' *πολλὰ τὰ δεινά* usw.

Platon zeigt sich hier wahrlich als kein geringerer Vaterlandsfreund als Demosthenes. In seinen Bestrebungen aber berührt er sich auffallend mit unserem neuesten Streben nach der Wehrkraft des ganzen Volkes.

Doch mit dem Schicksal der Burg waren wir noch nicht ganz zu Ende gekommen. Als alle Menschen niedergestreckt waren, plünderten die Eroberer den heiligen Bezirk und zündeten die ganze Akropolis an, so schließt H. diesen Teil seines Berichts, in welchem die letzten beiden Hauptwörter insofern ein und dasselbe sagen, als wirklich die ganze Burgfläche als heiliger Bezirk der Athena galt, obwohl die Göttin auch anderen Göttern und Halbgöttern dort Gastrecht gewährte. Jetzt schien aber mit der Oberfläche auch der ganze Fels wie eine Riesenfackel zu brennen, so daß die Flammen den Untergang der Stadt, zumal in der Nacht, weithin verkündeten, gewiß auch nach Salamis, das nur 18 km von der Stadt entfernt war.

Xerxes hatte also erreicht, was Dareios versagt geblieben war; das verhaßte Athen war vollständig in seiner Hand. Dies Glück in Susa zu melden, sandte er einen Eilboten mit der nötigen Bedeckung ab. Aber zwei Tage später befahl er den Athenern in seinem Gefolge, die heilige Stätte zu ersteigen und nach ihrer Väter Sitte zu opfern. Dies erwähnt der fromme Schriftsteller nur aus einem bestimmten Grunde. 'Es befindet sich auf dieser Burg ein Tempel *(νηός)* des Erechtheus, den man den Erdgebornen nennt; in diesem Tempel befindet sich ein Ölbaum und salziges Wasser, Dinge, welche nach der Erzählung der Athener Poseidon und Athena als Zeugnis (ihrer Macht) schufen. Dieser Ölbaum wurde auch von den Flammen erfaßt, zugleich mit dem ganzen heiligen Bezirk. Die Opfernden aber sahen schon wider einen Schößling aus dem Stamm entsprossen, ungefähr eine Elle lang.'

Nur wenige Zeilen vorher hat H. erzählt, daß die Verteidiger (alle) in das Megaron flohen und hier, sagt er, *ἔστι ἐν τῇ ἀκροπόλι ταύτῃ Ἐρεχθέος τοῦ γηγενέος λεγομένου εἶναι νηός.* Hätten Furtwängler, Körte, Judeich u. a. recht, daß auf Grund des Herodotischen Berichts im östlichen Hekatompedon Athena ihre (einzige) Kultstätte auf der Burg hatte, im westlichen Erechtheus, so hätte H. hier etwa sagen müssen: *ἔστι δὲ ἕτερον Ἐρεχθέος τοῦ γηγενέος λεγομένου εἶναι μέγαρον ὅμουρον τῷ τῆς Ἀθηναίης μεγάρῳ,* oder irgendwie Bezug nehmen müssen auf das frühere *τὸ μέγαρον.* Nach dem von H. gewählten Ausdruck ist auch dies wahrschein-

Hosted by Google

lich, daß er hier von einem zweiten Tempel spricht, der mit dem vorigen in keiner unmittelbaren Verbindung steht.

Über die Bedeutung von *ἱρόν, τέμενος, ἄλσος, νηός, μέγαρον, ἄδυτον* bei Herodot hat Schweighäuser in seinem lex. Herodoteum von 1824 im wesentlichen richtig gehandelt. Über *ἱρόν* sagt er: locus quilibet deo consecratus, sive sit sola aedes sacra *(νηός)* (? Schm.), sive aedes cum area circum iacente, sive denique sit lucus *(ἄλσος)* aut ager des cuidam consecratus, in quo fortasse ne insit quidem aedes. Neben Göttern und Göttinnen gehört auch Halbgöttern mitunter ein *ἱρόν*, wenn auch dafür meist *τέμενος* eintritt. *Τέμενος* kann aber auch Göttern gegeben werden. Lebenden, wie z. B. Königen, wurde nur ein *τέμενος* (kein *ἱρόν*) abgeteilt. So stimmt der Gebrauch von *τέμενος* bei Herodot ganz mit dem homerischen überein; *ἱερὸν* hat aber Herodot gleich *ἱερὸν χωρίον*, wofür es bei Homer noch nicht vorkommt. Als Beispiel führe ich an Herodot 9116 *ἐν Ἐλεοῦντι τῆς Χερσονήσου ἐστὶ Πρωτεσίλεω τάφος τε καὶ τέμενος περὶ αὐτόν, ἔνθα ἦν χρήματα πολλὰ καὶ φιάλαι χρύσεαι . . . τὰ Ἀρταΰκτης ἐσύλησε, καὶ τὸ τέμενος ἔσπειρε καὶ ἐνέμετο* . . . c. 120 . . . *ὁ δὲ Ἀρταΰκτης ἔφη· ἀντὶ χρημάτων, τῶν ἔλαβον ἐκ τοῦ ἱροῦ, ἑκατὸν τάλαντα καταθεῖναι (ἐθέλω) τῷ θεῷ.*

Im *ἱερὸν* und im *τέμενος* kann sich befinden *ἄλσος, βωμός, χρηστήριον, νηός.* Dazu sagt Schweighäuser s. v. *μέγαρον*: *νηὸς* ita distinguitur a *τῷ ἱρῷ*, ut *νηὸς* inesse possit *ἐν τῷ ἱρῷ*, non *τὸ ἱρὸν* in *τῷ νηῷ*. (Eine Ausnahme bildet 572, eine Stelle, die wir nachher noch berühren.) Dazu stimmt der Gebrauch der attischen Prosaiker. Judeich, Topogr. v. Athen S. 243, führt als Beispiele an Thuk. I 126, Demosth. 3615, 5946 usw. Aber auch aus attischen Inschriften können wir nach Dittenberger, Sylloge[2] III S. 215/216 zahlreiche Beispiele entnehmen. Wenigstens ein Beispiel möchte ich anführen. Dittenberger n. 911 bringt eine erst 1897 bekannt gewordene Inschrift aus der Zeit von 450 v. Chr., die von dem Bau eines Tempels für die Siegesgöttin Athena handelt. Dort heißt es:

> *καὶ τὸ ἱερὸν θυρῶσαι καθότι ἂν Καλλικράτης ξυγγράψῃ. νεὼν δὲ οἰκοδομῆσαι . . . καὶ βωμὸν λίθινον.*

Dittenberger macht selbst darauf aufmerksam, daß es nach dieser Urkunde im SW. der Burgfläche schon damals einen der Athena Nike heiligen Platz gab, der aber noch kein Tempelgebäude, noch keine Tür, noch keinen Steinaltar und noch keine Priesterin hatte.

Über das Verhältnis von *νηὸς* zu *μέγαρον* sagt Schweighäuser: *μέγαρον*, quod apud Homerum domum, aedem quamlibet significat, apud nostrum non nisi de aede sacra usurpatur, scil. quam habitare putatur deus aliquis, ut idem ac *νηὸς* valeat quatenus *νηὸς* ita distinguitur usw. wie oben; mit den letzten Worten irrt Schw. aber sehr; *νηὸς* bezeichnet bei H. immer das ganze Tempelgebäude einschließlich des Säulenkranzes und der Vorhalle

Hosted by Google

bzw. des ὀπισθόδομος; μέγαρον aber gebraucht er nur von der eigentlichen Zella mit dem Götterbilde. Als Beweis genügt es wohl anzuführen 8 37: Der eine Teil des persischen Heeres hat den Auftrag bekommen, durch Phokis nach Delphi zu ziehen und den Tempel des Apollo zu plündern.

ἐπεὶ δὲ ἀγχοῦ τε ἦσαν οἱ βάρβαροι ἐπιόντες καὶ ἀπώρεον τὸ ἱρὸν (den hochgelegenen heiligen Bezirk des Apollo, den man schon von weitem sah), ἐν τούτῳ ὁ προφήτης, τῷ οὔνομα ἦν Ἀκήρατος, ὁρᾷ πρὸ τοῦ νηοῦ (τοῦ Ἀπόλλωνος) ὅπλα προκείμενα ἔσωθεν ἐκ τοῦ μεγάρου ἐξενηνειγμένα ἱρά, τῶν οὐκ ὅσιον ἦν ἅπτεσθαι ἀνθρώπων οὐδενί.

So sagt auch H. Stein zu 1 47: μέγαρον nennt H. überall den inneren von Mauern umschlossenen Raum des Tempels, das ἄδυτον oder den νεώς im älteren und engeren Sinne, das oblonge Haus oder Gemach (cella), in dem das Götterbild wohnt, im Gegensatz zu dem offenen Vorraum und den Säulenumgängen.

Für ἄδυτον endlich führt Schweighäuser drei Stellen an, Jacobitz, der für wichtige und seltene Worte Vollständigkeit verspricht, fünf Stellen (spec. lex. Herodotei Progr. Leipzig 1870). Es wechselt geradezu mit μέγαρον 7 140, 141, oder steht da, wo man allgemein ‘das Innere’ bezeichnen will, ohne gerade das μέγαρον im engeren Sinne setzen zu können.

Um so mehr fällt es auf, daß H. ἐς τὸ μέγαρον einmal gebraucht, ohne den dazugehörigen νηός anzugeben, so daß wir nur durch sorgfältige Beachtung des Zusammenhanges dazu geführt wurden, das μέγαρον des Hekatompedon darunter zu verstehen. Wir erinnern uns hierbei, daß wir auch den Ausdruck ἀντίον δὲ τοῦ μεγάρου τοῦ πρὸς ἑσπέρην τετραμμένου genauer zu erklären, uns versagen mußten.

Vergleichen wir hiermit den Bericht über die Behandlung der Gesandten des Dareios in Athen 7 133 τοὺς αἰτέοντας ἐς τὸ βάραθρον (in den Steinbruch, C. Wachsmuth, Pauly-Wissowa Suppl. Sp. 181) . . . ἐμβαλόντες, ἐκέλευον γῆν τε καὶ ὕδωρ . . . φέρειν παρὰ βασιλέα, so liegt die Vermutung nahe, daß H. zur Bezeichnung von athenischen Orten an allen drei Stellen Ausdrücke gebraucht hat, die ihm in Athen geläufig geworden waren, die er aber bei Lesern, die Athen weniger genau kannten, kaum als verständlich voraussetzen durfte.

Nun läßt die einzige Steinurkunde, welche das Hekatompedon erwähnt, deutlich erkennen, daß sie ὁ νεώς und τὸ ἑκατόμπεδον einander gegenüberstellt. Michaelis, arx. Athenarum[3] S. 99. In älterer Zeit wurde τὸ ἑκατόμπεδον sicher durch ein Hauptwort ergänzt. Wenn wir nun statt der vorgeschlagenen Ergänzungen: τέμενος oder ἱερόν (G. Körte), und τὸ ἑκατόμπεδον ἱερὸν und darin ἑκατόμπεδος νεώς (B. Keil) annähmen, daß τὸ ἑκατόμπεδον μέγαρον der volle Ausdruck war, und daß das Volk ihn lieber in τὸ μέγαρον als in τὸ ἑκατόμπεδον verkürzte, so wäre die Stelle 8 53 οἱ δὲ ἐς τὸ μέγαρον κατάφευγον ganz verständlich gewesen; alle un-

Hosted by Google

verschlossenen Räume dieses Tempels waren dann die Zuflucht für die auf den Tod erschrockenen Athener. Auch 5₇₇ ist dann leicht verständlich: die Ketten, welche die gefangenen Feinde getragen hatten, hingen zu Herodots Zeit gegenüber dem nach Westen gerichteten Megaron oder gegenüber der Westseite des Megaron. Wir würden vielleicht sagen: in der Richtung der nach Westen verlängerten Längsachse des Megaron; aber wie könnte man solchen Ausdruck von einem H. verlangen! Man könnte den Ausdruck auch so verstehen: gegenüber dem Teile des Megaron, der nach Westen gerichtet ist. Denn ein ganz ähnlicher Ausdruck ist 8 50, *ὁ διὰ Βοιωτῶν τραπόμενος στρατός* = der Teil des Heeres, welcher seinen Marsch durch Böotien genommen hatte.

Wie konnte man aber zur Zeit der Erbauung dieses Hekatompedon um 575—550 zu der Benennung *τὸ ἑκατόμπεδον μέγαρον* kommen? Vielleicht war die Einfachheit des ganzen Baues, der ja einen Antestempel ohne die Säulenreihe des Prostylos, Amphiprostylos oder gar Peripteros darstellte, die Ursache dazu. Denn 'schon die ältesten erhaltenen größeren Tempel, so gut die dorischen im Peloponnes und in Sizilien, wie die ionischen in Kleinasien, zeigen das Götterhaus rings von einem Säulenkranz umgeben, als Peripteros', Springer-Michaelis[8] S. 107. Rund 50 Jahre später wurde ja auch diesem Tempel der Säulenkranz gegeben, aber der Name *μέγαρον* erhielt sich, wie es scheint. Wenn wir, auch durch Herodot, dazu geführt werden, einen älteren Tempel an der Stelle des späteren sog. Erechtheion anzunehmen, der durch den kurzen Namen *ὁ νεώς* genugsam bezeichnet wurde, so wirkte auch dies auf die Benennung des zweiten Tempels ein; ähnlich wie beim späteren Parthenon, wider des Gegensatzes halber, die eigentliche Zella *ὁ νεὼς ὁ ἑκατόμπεδος* genannt wurde, während doch an sich eine solche Verwendung von *νεώς* statt *μέγαρον* ganz widersinnig war. Daß die Nachricht Xenophons (Hellen. 1, 6, 1) *ὁ παλαιὸς τῆς Ἀθηνᾶς νεὼς ἐν Ἀθήναις ἐνεπρήσθη*, für meine Vermutung keine Bestätigung gibt, muß ich zugeben (mit Recht bezieht sie wohl Michaelis auf das Hekatompedon, das danach 406/5 seinen Untergang gefunden hat). Doch bietet der Ausdruck des Xenophon auch keine Widerlegung meiner Annahme.

Richtig ist es ja, daß das Wort *μέγαρον* bei den Attikern sich wenig eingebürgert hat. Aber wenn Dittenberger (Sylloge[2] 628) eine, 1895 veröffentlichte, attische Inschrift aus Eleusis mitteilt, die ungefähr um 300 v. Chr. verfaßt worden ist, und *πρὸς τὸ μέγαρον* bietet, so ist in der Zeit der Erbauung unseres Hekatompedon gewiß auch *τὸ μεγαρον* zulässig gewesen zur Benennung des zweiten Athenatempels. In eben gedachter Inschrift ist aber *τὸ μέγαρον* sehr wahrscheinlich der kleinere Tempel des gleich darauf erwähnten Pluton. Die Worte der Inschrift n. 628 19 sind folgende:

πρὸς τὸ μέγαρον
— — — — *μετρα τῇ ἱερείᾳ*
τῇ τοῦ Πλούτωνος ἱερείᾳ.

Hosted by Google

Zu einer anderen Inschrift 587 98 sagt Dittenberger selbst: neque sacra neque templum Plutonis Lycurgi demum aetate condita sunt, ut opinabatur Foucart, sed illa perantiqua fuisse videntur, aedes vero exigua in orientali delubri parte inter propylaea et templum magnum dearum Eleusiniarum effossa Pericleae aetatis est (cf. O. Rubensohn, Mysterienheiligtümer S. 61). In his rationibus nunquam templum (νεὼς) commemoratur, sed de toto loco Plutoni consecrato, qui a reliquis partibus delubri Eleusinii muro dividebatur, accipienda sunt *τὸ τοῦ Πλούτωνος* (sc. *ἱερόν*) v. 169. 177. Dies ist zuzugeben, doch darf nicht *ἱερὸν* sondern nur *μέγαρον* dazu ergänzt werden.

Alle Zweifel möchten aber behoben werden, wenn wir bei Pausanias öfter *μέγαρον* als selbständigen kleinen Tempel, wie es scheint ohne Götterbild, erwähnt finden, in dem insbesondere Opfer und gottesdienstliche Gebräuche stattfanden. So sagt er von der Umgegend von Megalopolis in Arkadien 8, 37 8: *παρὰ δὲ τόν ναὸν τῆς Δεσποίνης . . . μέγαρόν ἐστι καλούμενον, καὶ τελετήν τε δρῶσιν ἐνταῦθα καὶ τῇ Δεσποίνῃ θύουσιν ἱερεῖα.* So findet sich 3, 25 9 ein *μέγαρον Δήμητρος*, 8, 6 5 ein *μέγαρον Διονύσου* und 4, 31 9 ein *μέγαρον Κουρήτων*.

Ich möchte noch einmal an 8 55 anknüpfen, und zwar an die Worte *ἔστι ἐν τῇ ἀκροπόλι ταύτῃ Ἐρεχθέος τοῦ γηγενέος λεγομένου εἶναι νηός*. Schon das Wort *νηὸς* war ja, bei meiner Annahme, ein deutliches Zeichen, daß von einem anderen Gotteshause geredet wird. Aber auch dies lehren uns die Worte, daß zu der Zeit, als H. in Athen lebte, 446—443, dieser Erechtheustempel einigermaßen widerhergestellt war und der Verehrung des Erechtheus diente; denn sonst hätte ja der Geschichtschreiber gesagt, *ἦν τότε* oder *ἔστι νῦν γε πεπορθημένος*; für das Hekatompedon folgt dasselbe daraus, daß der Schatz der Bundesgenossen, der 454 (oder 450 nach B. Keil, Anon. Argent. S. 78) nach Athen kam, gar keine andere Unterkunft als in diesem Tempel gefunden haben kann.

Von dem Tempel der Athena Polias müssen wir die Widerherstellung erst recht voraussetzen. H. selbst erzählt uns, daß die Epidaurier für zwei Götterbilder Holz des Ölbaums aus Athen zu erlangen wünschten und auch erhielten, *ἐπ' ᾧ ἀπάξουσι ἔτεος ἑκάστου τῇ Ἀθηναίῃ τε τῇ πολιάδι ἱρὰ καὶ τῷ Ἐρεχθέι*, V 82.

Damit wird die Kultgemeinschaft ausdrücklich bestätigt. Wird nicht aber das alte Heiligtum der Athena, der *ἀρχαῖος νεώς*, auch bestimmt von H. berührt? In dem Bericht über den Aufstand des Kylon V 71 bleibt es noch zweifelhaft, ob das *ἱκέτης ἵζετο πρὸς τὤγαλμα* auf das Innere des Tempels der Athena Polias zu beziehen ist oder auf ein im Freien stehendes Götterbild; aber im folgenden Kapitel ist kein Zweifel möglich. König Kleomenes ist nach Athen gekommen, um den Isagoras zu unterstützen und die Verfassung, die Kleisthenes den Athenern gegeben hatte, umzustürzen. Das Volk empört sich und belagert den Kleomenes zwei Tage in der Burg. Am dritten wird den Lakedämoniern


Hosted by Google

freier Abzug bewilligt, und nun holt H. eine für uns wichtige Tatsache nach: Es erfüllte sich nun für Kleomenes eine böse Vorbedeutung: *ὡς γὰρ ἀνέβη ἐς τὴν ἀκρόπολιν, μέλλων δὴ αὐτὴν κατασχήσειν, ἤιε ἐς τὸ ἄδυτον τῆς θεοῦ ὡς προσερέων. ἡ δὲ ἱρείη ἐξαναστᾶσα ἐκ τοῦ θρόνου, πρὶν ἢ τὰς θύρας αὐτὸν ἀμεῖψαι, εἶπε ‘ὦ ξεῖνε Λακεδαιμόνιε, πάλιν χώρει μηδὲ ἔσιθι ἐς τὸ ἱρόν’.* Hier ist zweimal ganz deutlich das Wort *μέγαρον* vermieden, zuletzt in der Weise, daß zu dem, sonst fast nie in diesem Sinne gebrauchten, *ἱρὸν* gegriffen ist. Offenbar wollte weder die Priesterin noch Herodot der größten Unklarheit sich schuldig machen, die entstanden wäre beim Gebrauche von *ἐς τὸ μέγαρον*, das sonst in solchem Zusammenhange stets gesetzt wurde.

Etwa 27 Jahre später zeigte wider die Priesterin der selben Athena Klugheit und Mut. Als die Athener sich entschließen, ihre Vaterstadt zu verlassen, waren sie dem Orakel in Delphi gehorsam, aber fast noch mehr der Verkündung der Priesterin der Athena Polias: die Schlange der Athena, die im heiligen Bezirk der Burg lebte, habe die ihr vorgesetzte Speise nicht mehr berührt. Also hat auch die Göttin die Burg verlassen, so schlossen die Athener, und fast alle Bürger nebst Frauen und Kindern verließen die Stadt.

Auch die Priesterin selbst scheint damals Burg und Stadt verlassen zu haben; denn nur so läßt sich das planlose, feige Verhalten der Athener bei Überrumpelung der Burg erklären. Ob auch das Hekatompedon, das man auch das Peisistratische nennt, stets eine besondere Priesterin hatte oder nur bei Festfeiern, kommt mir nicht zu, zu entscheiden.

Wir haben unseren Gang auf und durch die Burg an der Hand des Herodot beendet; denn von dem Vorparthenon, von dem er noch Spuren hätte sehen müssen, falls er schon 449 nach Athen kam, spricht er nicht. Aber auch vom eigentlichen Parthenon erwähnt er nichts. Sehr wahrscheinlich hat er den Beginn dieses großen Baues noch gesehen, da er, wie wir oben sahen, in den Jahren 446—443 ziemlich sicher in Athen gelebt hat. Die Vollendung, sei es dieses Baues, sei es der Propyläen, hat H. aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mit Augen gesehen, den Beginn des Baues des sog. Erechtheions aber kaum noch erlebt.

In Thurii in Unteritalien hat Herodot wahrscheinlich die letzten Jahre seines Lebens verlebt, und nur die nächsten Teile Italiens und die Insel Sizilien noch besucht. Wenn man bedenkt, wie gefährlich zu Anfang des Peloponnesischen Krieges und noch mehr in dessen Verlauf eine Seereise nach Athen sein mußte, zumal für einen so ausgesprochenen Freund Athens, so wird man es für sehr wahrscheinlich halten, daß er gegen Ende seines Lebens, das ihn so weit in der Welt herumgeführt hatte, wie niemanden vor ihm, die Ruhe zu schätzen wußte, die ihm zugleich die Fortführung seines Werkes wenigstens bis zum

Hosted by Google

Jahre 479 gestattete. Das Jahr 478, als die Athener die Seeherrschaft erlangten, sollte wohl den Abschluß seines Werkes bilden[1]). Erst der Tod mag ihm die Feder aus der Hand genommen haben.

Schon S. 10 oben erlaubte ich mir zu Schweighäusers Worten: *ἱρόν*: locus quilibet deo consecratus, sive sit sola aedes sacra (*νηός*) ein Fragezeichen zu setzen. Dieser Frage habe ich inzwischen etwas genauer nachgehen können, und da sie auch unter mein Thema fällt, will ich in Kürze einiges darüber sagen. Ein unzweifelhaft gutes Scholion zu Thuk. 4_{90} lautet: *ἱερὸν ναοῦ διαφέρει. ἱερὸν μὲν αὐτὸς ὁ προσιερωμένος τόπος τῷ θεῷ, νεὼς δὲ ἔνθα ἵδρυται αὐτὸ τὸ ἄγαλμα τοῦ θεοῦ.* Aber die hier überlieferte Wahrheit war lange Zeit gänzlich vergessen; man hielt *ἱερόν* und *νεώς* für gleichbedeutend.

Doch die Worte des Thukydides 4_{90} *τάφρον κύκλῳ περὶ τὸ ἱερὸν καὶ τὸν νεὼν ἔσκαπτον* machten Henr. Stephanus stutzig, thes. l. Graecae s. v. *ἱερόν*. 1572; er fügte aber hinzu: alioqui certe *ἱερόν* in multis cum aliorum scriptorum tum Pausaniae locis nihil aliud quam *νεών*, templum, significare constat. Die späteren Herausgeber des Thesaurus brachten noch weitere Stellen bei, in denen *ἱερόν* und *ναός* so miteinander verbunden erschienen, daß sie etwas Verschiedenes bedeuten müssen. Was aber jedes der beiden Worte bedeute, blieb noch lange unaufgeklärt. Inzwischen ist wohl allgemein zugestanden, daß *ἱερόν* den Tempelbezirk bedeutet, *ναός* das Tempelgebäude mit dem Götterbild, wie das Scholion es sagt. Dies ist die stehende Bedeutung einerseits bei Herodot, Thukydides, Xenophon, andrerseits bei Strabo und Pausanias, der etwa 170—180 nach Christus sein Werk schrieb. Ja auch Josephus und das griechische Neue Testament unterscheiden ebenso streng zwischen beiden Worten, nicht bloß in bezug auf heidnische Tempel, sondern auch beim großen Tempel in Jerusalem. Man sollte sich also bei Übersetzung des Subst. *ἱερόν* des Wortes Heiligtum enthalten, das stets zweideutig bleibt.

Gleichsam als letzten Nachklang der lange herrschenden Unklarheit möchte ich es bezeichnen, wenn bedeutende Forscher jetzt noch behaupten, dem Tempel der Athena Polias in Athen sei ganz allein der Name *τὸ ἱερὸν* zugekommen. So H. Stein zu Herodot 8_{51}, A. Michaelis zu Pausanias 1, 26_{5}, arx. Athenarum[3] und H. Kallenberg, Herodot, Auswahl zu 8_{51}.

Michaelis stützte diese Ansicht anfangs nur auf Herodot 5_{12} *ὦ ξεῖνε Λακεδαιμόνιε πάλιν χώρει μηδὲ ἔσιθι ἐς τὸ ἱρόν.* Darüber habe ich oben gehandelt; es muß hier *τὸ ἱρόν* als adjektivisches Neutrum gefaßt werden: und gehe nicht in das Heilige, in den uns heiligen Raum; außerdem auf 5_{90} *ἐκτήσατο δὲ ὁ Κλεομένης ἐκ τῆς Ἀθηναίων ἀκροπόλιος τοὺς χρησμούς, τοὺς ἔκτηντο μὲν πρότερον*

---

[1]) U. v. Wilamowitz-Möllendorff, Aristoteles und Athen 1893.


Hosted by Google

οἱ Πεισιστρατίδαι, ἐξελαυνόμενοι δὲ ἔλιπον ἐν τῷ ἱρῷ· καταλειφθέντας δὲ ὁ Κλεομένης ἀνέλαβε (2. Ausgabe 1880). Dies Beispiel beweist aber nicht, was es beweisen soll. In der 3. Ausgabe hat Michaelis noch weitere Belege beigebracht; aber keine der Stellen hält genauerer Prüfung stand. Hesychius aber und Eustathius können für sich allein für die klassische Zeit nichts beweisen. Stein und Kallenberg gründen ihre Meinung auf Herodot $5_{72,77,90}$ und 8_{51-55}.

Entscheidend ist folgendes. Bei Demosthenes 19_{272} lesen wir *ἀλλ' ὅλης οὔσης ἱερᾶς τῆς ἀκροπόλεως ταυτησὶ καὶ πολλὴν εὐρυχωρίαν ἐχούσης, παρὰ τὴν χαλκῆν τὴν μεγάλην Ἀθηνᾶν ἐκ δεξιᾶς ἕστηκεν* (*ταῦτα τὰ γράμματα αὕτη ἡ στήλη*). Dazu kommen zwei kleine Steininschriften, die auch Michaelis in der app. epigr. anführt. CIA I_{495}

H O P O Σ
H I E P O

d. i. *ὅρος ἱεροῦ*, veröffentlicht von Pittakis mit dem Zusatz *εὑρέθη εἰς τὸ δυτικὸν μέρος τῶν Προπυλαίων*; die gleich darauf folgende Inschrift $_{496}$

. O P
H I E P O

gleicht der vorigen auf ein Haar und ist von dem verdienten Ludwig Roß in seinem Tagebuch widergegeben, mit dem Zusatz 'vor dem Parthenon'. Wir dürfen wohl annehmen, daß Roß damit die östliche Seite des Parthenon, die ja den Eingang zu ihm bildete, als Fundstelle bezeichnet. Dann geben uns beide Inschriften (die etwa 450 v. Chr. geschrieben worden sind), zusammen gehalten, die Ausdehnung des der Athena geweihten Flächenraums der Burg an. Die Propyläen gehörten noch dazu, aber nicht mehr die Vorburg *τὸ πελαργικόν*. Auf diesen Raum bezieht sich — fast ohne Ausnahme — der so häufige Ausdruck

εἰς τὸ ἱερόν, ἐν τῷ ἱερῷ,

wenn von Athen und seiner Burg die Rede ist.

Fortuna

Schilleri carmen (1798) Latinitate donatum

ab

Eduard Arens

Faustus, quem di non genitum fovere benigni,
Quem puerum manibus movit et ipsa Venus,
Lumina cui Phoebus, Maia satus ora resolvit,
Cuius vim fronti Iuppiter imposuit.
Intemptato illi cinguntur tempora lauro,
Decidit e caelis optima divaque sors.
Nondum vixerat, et plenus conviva putatur;
Absque labore Charis iamque coronat eum.

Hosted by Google

Magnus et ille, sui quisquis formator et auctor
Virtutis Parcam viribus edomuit.
At non Fortunam domuit; quidquid Charis illi
Denegat invida, non arripiet studiis.
Sic (voluisse sat est) animo defendis iniqua:
Summa sed e caelo libera desiliunt.
Qualis amata cupit tua te, sic caelica dona,
Inque Iovis regno regnat amore favor.
Dilexere sibi viridantia tempora divi
Et iuvenum laetos gaudia laeta iuvant.
Non claros spectant oculos visuque beato
Laetificant: caecos lumine splendor obit.
Simpliciumque animos sibi delegere libentes:
Caelestes modico vase tenentur opes.
Insperati adsunt parvis falluntque superbos;
Nullaque vis cogit, libera numina eunt.
Cui favet, hunc aquilam pater ille hominumque deumque
Demittens arces tollit ad aetherias.
Occupat e populo quem vult temere ac sine lege,
Quodque caput placet huic nectere serta manu
Laurea nunc gaudet, gaudet diademata regis,
Ipse coronatus Forte favente deus.
Pythiacus victor praecedit Phoebus euntem
Subridensque puer pectora cuncta domans.
Aequora Neptunus lenit; Fortuna secundat:
Caesaris ecce ratis labitur aequa mari.
Saevus ei ante pedes leo sternitur, eque profundo
Tergore delphinus devehit exsiliens.
Cur illi invideas facilem victoris honorem,
Quem Venus e pugnis extulit ipsa suum?
Ridens quem servat, libet invidisse beato,
Non illi, texit lumina cui tenebris.
Num minus illustris Pelides, Mulciber illi
Fatalem gladium quod facit et clipeum
Mortalique viro magnus turbatur Olympus?
Gloria summa tenet, quem coluere dei:
Optima Graecorum proles demittitur Orco,
Irato indulgent: plenus honore redit.
Cur formae invideas, quod tam formosa videtur?
Sponte sua splendent lilia, sponte Venus.
Felicem esse sinas, spectando eris ipse beatus,
Splendensque immerito te beat immeritum.
Munera descendunt caelo tibi carmina vatis;
Gaudes muneribus: carmina Musa dedit.
Cum deus exagitat vatem, deus ipse putatur;
Felix ille sibi, tuque beatus eris.
Pensitet in strepitu atque foro Themis aequa talanta
Mercedemque sibi quisque labore petat:
Gaudia sed revocat nostris deus oribus unus;
Mira ubi deficiunt, nemo beatus erit.
Paulatim natura creat generatque fovetque,
Humanum varians tempore format opus;
At felicia non fieri, non pulchra videmus,
Certaque ab aeterno tempore forma manet.
En humana Venus, veluti primaeva dearum,
Obscura immenso nascitur Oceano;
Pallas ut aegiochus capite emicat altitonantis
Omnis, sic ratio lucida mente Iovis.

Hosted by Google

MITTEILUNGEN

Jahresabschied 1913

Das Jahr 1913 stand für uns monatelang unter dem Zeichen der Hundertjahrserinnerungen. Daß die Nation im ganzen, daß irgendein Stamm oder eine Volksschicht sich dabei nicht auf der Höhe der Stimmung gezeigt hätte, läßt sich nicht behaupten. Im Stich gelassen haben uns nur die Dichter, teils weil sie ganz mit ihrem lieben Ich beschäftigt waren, teils weil ihnen überscharfer Wirklichkeitssinn gelegentlich wohl einen Sprung ins Phantastische und Symbolische gestatten, aber den Sinn für historische Fernen und für sittliche Größe zerstört haben mochte.

So versteht man es wohl, wenn ein sehr beredter Mund seine Wahrnehmungen und Sorgen in die düstern Worte zusammendrängte: 'Der Wohlstand steigt, und die Menschen sinken.' Aber der Mund, der so sprach, war der eines zu unfreiwilliger Muße verurteilten Zuschauers. Für den, der mitten in der Arbeit steht, nun vollends an der Arbeit eben an den Menschen, für den ist solche Schwermut lähmend und auf die Dauer unerträglich.

In dem engern Kreis der Schule könnte man geneigt sein, die Gründung des Deutschen Germanistenverbandes ein Ereignis zu nennen. Wenn nur die Eröffnungsreden zu Marburg sich auf einer andern Höhe gehalten hätten! Da indes die der neuen Bewegung dienende Zeitschrift ernstere Töne anschlägt, so mag sich am Ende noch ein Gebild gestalten, würdig ebenso der großen Überlieferungen unsers Schulwesens, als der Größeres fordernden Zukunft unsers edlen Volkes.

Ein beschämendes Zeugnis für den Tiefstand unserer geschichtlichen Durchbildung liefern die Reden und die Erfolge gewisser Monistenprediger, die, als Männer von Weltruf in ihrer Fachwissenschaft, nun


Hosted by Google

dem verständlichen, aber nicht verzeihlichen Wahn erliegen *καὶ τἆλλα σοφοὶ εἶναι*.

Ganz seltsame Blüten hat dies Jahr gezeitigt in dem Aufkommen von Schülerzeitschriften, geschrieben 'von den Schülern für die Schüler'. Wie leicht doch überall Vernunft zu Unsinn wird. Kaum hört man von Beteiligung der Schüler an Aufsicht und kleinen Verwaltungsdiensten, 'von etwas mehr Studienfreiheit in Prima', so wird daraus 'Emanzipation', ja 'Suprematie' der unbärtigen Jugend! Eine Generation von Eltern und Lehrern, die sich das bieten ließe, wäre samt ihrem Nachwuchs dem Untergang geweiht. Nun, so weit sind wir noch nicht; aber schlimm ist und wahrhaft verhängnisvoll die seit einiger Zeit bei Jung und Alt, bei Mädeln und Buben über Deutschland hereinbrechende Hypererotik. Bisher durften wir noch immer mit einem gewissen Rechte von uns melden: *sera iuvenum venus, eoque inexhausta pubertas.* Aber jetzt hat man gar nicht mehr selten den Eindruck, als ob die Jugend, und zwar beiderlei Geschlechts, es kaum erwarten könne, den letzten Schleier hinwegzuziehen.

Hier beginnt die Nation an den Wurzeln zu kranken; wie verschwinden gegen diese Gefahr alle Sorgen, Begehrlichkeiten und Bosheiten der Schulpolitik! Was hilft hier alle sexuelle Aufklärung, — die ja kaum noch etwas aufzuklären findet! und was können hier staatsbürgerliche und volkswirtschaftliche Vorlesungen nützen! Das einzige, was hier die Schule tun kann, ist, den etwa verlorenen Kontakt mit der Jugend widerherzustellen. Und das ist ein Leichtes, wenn die Lehrer danach sind.

Die allein wirklich durchgreifende Schulreform ist anhaltende Verbesserung des innern Betriebes: kunstgerechte Anleitung der Kandidaten und immerwährende Sichtung der Lehrerschaft, die sich dann alles Weitere schon erstreiten wird. Das Erste geschieht ja heute ausgiebiger denn je; vielleicht ist die Art und Weise hier und da verbesserungsfähig, aber Vorschläge wie der, nach zweijährigem Vorbereitungsdienst eine zweite feierliche Staatsprüfung vorzunehmen, oder gar, die Reihenfolge der beiden Vorbereitungsjahre umzukehren, bedeuten wohl keine Verbesserung. Eher ließe sich verstehen, wenn man gelegentlich das Bedürfnis empfände, eine dem Dreiundzwanzigjährigen erteilte Lehrbefähigung für Prima in spätern Jahren einmal einer Nachprüfung zu unterziehen. Indessen: Zweifel pflegen hierüber im allgemeinen weder bei den Kollegen noch bei Direktor und Schulrat zu bestehen; daher wird es auch ohne neue Staatsprüfung abgehn. Es müßte nur durchweg gestattet sein, mit dem Anciennitätsprinzip zu brechen; vor allem dürfen hier auf die Dauer die staatlichen Schulen nicht ungünstiger gestellt sein als die städtischen, wenn sie in der öffentlichen Schätzung nicht sinken sollen.

Hosted by Google

Zur Feststellung der Gesamthöhe der wissenschaftlichen Leistungen im ganzen Lande sind die Gutachten der wissenschaftlichen Prüfungskommission über die Abiturientenarbeiten ein sehr ungenügendes Mittel, wie die gelehrten Herren Revisoren meist selber empfinden und in ihrem Urteil oft genug auch offen zum Ausdruck bringen. Mehr empfiehlt sich vielleicht die bisher nur vereinzelt, im Zeichen-, Turn-, Handfertigkeits-, im Religions- und im Physikunterricht geübte Entsendung von Fachzensoren durch mehrere Provinzen. Es gibt doch unter den Schulräten und den Gymnasiallehrern Männer genug, die wirklich Griechisch können, oder die in Rom zu Hause sind, oder die einem Aufsatz oder Religionsunterricht nicht bloß anmerken, ob er mehr in eine Dorfschule oder in eine Gelehrtenschule paßt, die auch in der Lage sind, ihr Urteil wissenschaftlich zu begründen und siegreich zu verfechten. Eine Polymathie, die das alles gleich gut vermöchte — von Französisch und Englisch, von Geschichte und Geographie, von Mathematik und Naturwissenschaften ganz zu schweigen —, gibt es zum Glück nicht. Aber dann soll man auch die Konsequenzen ziehen.

Mit der wissenschaftlichen Unantastbarkeit des Unterrichts ist natürlich nur die Grundlage gegeben: es darf nichts Unrichtiges gelehrt werden. Gelehrtenschulen heißen unsere höheren Schulen nicht etwa, weil wir Gelehrte großziehen wollen, sondern weil von akademisch gebildeten Männern in wissenschaftlichem Geiste unterrichtet wird. Aber sowenig wir krasse Ignoranten in das Leben entlassen wollen, ebensowenig wissensbeladene Kamele — die Gefahr ist heute geringer denn je —, aber noch weniger bildungssatte Schöngeister und Genußmenschen.

Ganzen Schülergenerationen ist eine Zeitlang der Unterricht durch allerlei Mittel und Mittelchen vor allem interessant gemacht worden, und die Folge war verdorbener Gaumen, verdorbener Magen und streng genommen eine geistige Unterernährung. Die Lehrergeneration, die in den Neunziger Jahren v. Jhs. jung war, ist auch jetzt noch nicht durchweg bekehrt. Über nichts sind daher die Klagen, besonders bei denen, die unsre Arbeit an den Schülern fortzusetzen haben, im Geschäftsleben wie auf der Universität, so allgemein und so berechtigt, als über eine fast durchgängige Stümperhaftigkeit des Könnens.

Unser Wissen ist und bleibt Stückwerk, doch läßt es sich immerfort ergänzen und mehren. Aber das Können will überall in einem bestimmten Alter geübt sein; sind die Organe erst verknorpelt oder durch das zerstreuende Leben in Anspruch genommen, so kommt oft aller gute Wille zu spät. Darum bedürfen vielleicht unsere Lehrpläne und unsere Maßstäbe bei Schülerleistungen einer Revision im Hinblick auf das Können. Bei allzu unfreier Pensenarbeit erstirbt dem Primaner

Hosted by Google

die Freudigkeit des Wollens; wo ihm aber Gelegenheit wird, sein Können zu steigern, da regt sich eine oft schwer einzudämmende Arbeitslust: es wachsen die Kräfte, und es gedeiht das Mark der Erde.

In den vier Wänden großer und kleiner Schulkonferenzen wären dann jene wissenschaftlichen Gutachten, provinzenweise ausgetauscht, zum Gegenstand der Beratung zu machen, und den vorhandenen Lehrer- und Schülerkapazitäten angepaßte Variationen des Primanerlehrplans zu erwägen.

In den, wie man hört, in Zukunft etwas zweckmäßiger eingerichteten Direktorenversammlungen wäre es vielleicht nicht lieblich zu hören, doch um der Sache willen gewiß erwünscht, wenn die Herren Räte, statt sich auf das Präsidieren und kurze Zwischenbemerkungen zu beschränken, frei von der Leber weg sagten, was sie bei ihren Revisionen gelitten haben.

Gegen die Forderung der allgemeinen Hebung des geistigen Lebens an unsern höheren Schulen treten alle organisatorischen Reformpläne weit in den Hintergrund, mit Ausnahme vielleicht der vor einigen Jahren aus tiefer Erfahrung heraus angeregten Verwaltungsreform der Schulaufsichtsbehörden, von der es leider ganz still geworden ist. In keinem Ressort vielleicht ist die Zurückhaltung der Räte so groß als bei uns. Es ist ungerecht und etwas engherzig, aber es ist nun einmal so in Preußen: recht wirksam ist bei uns nur das mutige Wort eines Mannes, der noch mitten im Dienste steht; seine Worte allein scheinen die volle Gewähr zu bieten für Sachkenntnis und Unbefangenheit. Aber nach dem Herkommen sollen bei uns auch die obersten Beamten des eigentlichen Schulwesens wohl ein Amt, aber keine Meinung haben. Hat dann der einzelne doch eine, und sieht er seine Pläne überall gehemmt und durchkreuzt, so reibt er sich innerlich auf und leidet still, aber das Ganze leidet auch, und die Nachwelt wird dazu nicht stillschweigen.

So können wir dem verflossenen Jahr nichts Besseres nachsagen, als daß es uns Aufgaben und Arbeit genug übriggelassen hat, aber Aufgaben, zu deren Lösung überall guter Wille und auch Einsicht vorhanden ist. Der volle Erfolg ist dann immer ein Geschenk, ist Gnade.

O. S.


Hosted by Google

Die 52. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Marburg a. d. Lahn vom 30. September bis zum 3. Oktober 1913[1]).

Als Jakob Grimm 'die Andacht zum Unbedeutenden' als die höchste Tugend aller Philologie überhaupt bezeichnete, tat er es in voller Erkenntnis eines der edelsten Züge unseres deutschen Volkscharakters. Jene Wissenschaft mußte daher so lange in besonderer Blüte stehen, als weite Kreise unseres Volkes ein beschauliches Leben führen durften, und sie mußte an allgemeiner Schätzung verlieren, sobald unser öffentliches Gesamtleben einen großzügigeren Lauf nahm. Wenn heute die philologische Wissenschaft wider an Ansehen bei der Allgemeinheit ohne Zweifel gewinnt, so ist das der deutlichste Beweis dafür, daß sie es verstanden hat, die Fühlung mit den großen Interessen der deutschen Gegenwart herzustellen und zu pflegen. Das zeigte auch die Marburger Versammlung, und das würde aus einer geschichtlichen Darstellung der ersten fünfzig Philologenversammlungen, deren Abfassung in Graz 1909 beschlossen und in Posen 1911 von Herrn Prof. Gercke in Breslau übernommen worden war, erst recht zu ersehen gewesen sein; leider scheint eine solche Geschichte aber nicht zustande zu kommen.

Daß Marburg als Versammlungsort gewählt wurde, war dem unermüdlichen Vorkämpfer für das alte humanistische Gymnasium, dem ehemaligen Vorsitzenden des Gymnasialvereins, Direktor Aly, zu verdanken gewesen. An der Stelle des vor einiger Zeit plötzlich Verschiedenen leitete nun zusammen mit Geheimrat Prof. Vogt sein Nachfolger im Direktorat des Marburger Gymnasium Philippinum, Prof. Dr. Fuhr, die Versammlung. Beider Männer Verdienst ist es, daß deren gesamter Verlauf das Zeichen einer mit vollem Bewußtsein ausgeprägten Pflege der Verbindung von Wissenschaft und Leben trug. Und das entsprach dann wider ganz dem Geist, von dem der gesamte Betrieb der Wissenschaft an der Marburger Universität belebt wird, und der von einem ihrer hervorragendsten und feinfühligsten Mitglieder, Theodor Birt, in der den Teilnehmern der Versammlung gewidmeten Schilderung Marburgs sehr gut gekennzeichnet wurde, wenn es hieß: 'Das ist Marburgs Ruhm und Marburgs Kummer, daß die bedeutendsten Männer es suchen und daß die bedeutendsten Männer von ihm weggehen. Aber alle, die da gingen, waren hier eben jung, und das also ist Marburgs Vorzug; es hat nie vergreisen können.'

Gleich die feierliche Sitzung der Eröffnung, die in dem ehrwürdigen Raume des Marburger Religionsgesprächs zwischen Luther und Zwingli, im Rittersaal des prächtigen Landgrafenschlosses, stattfand, bewies, daß hier Verbindung von Wissenschaft und Leben den Grundton aller Verhandlungen abgeben sollte. Denn mit überzeugender Klarheit wußte Prof. Vogt die hohen Werte deutscher Kultur darzulegen, deren Pflege den Philologenversammlungen eben als dem sichtbaren Ausdruck gegenseitiger Befruchtung von Theorie und Praxis anvertraut ist. Wenn er dabei auf die große Gefahr hinwies, daß heute das rechte Augenmaß für die besonderen Aufgaben der höheren Bildungsstätten weiten Kreisen verloren gegangen sei, daß der Gedanke, die höhere Schule und die Universität sollten eine strenge geistige Auslese treffen, unpopulär geworden sei, so verdient das recht weithin gehört zu werden. Schule wie Universität sollen mit nichten, wie das heute nicht selten gewünscht wird, möglichst viel Kenntnisse mit möglichst geringem Aufwand an Zeit und Geistesarbeit zu übermitteln streben. Wie die Erkenntnis, daß zur Körperkultur die Schulung zu Kraft und Gewandtheit durch Überwindung sich steigernder Schwierigkeiten gehöre, unserer Zeit völlig geläufig geworden sei, so müsse es auch die andere werden, nämlich, daß auch der Weg zur höheren Geistesbildung hindurchführen müsse durch eine entsprechende energische Gymnastik des Geistes, daß die Erwerbung des Wissens zusammengehen müsse mit der Steigerung des Könnens. Daß sich der anwesende Vertreter des Kultusministers damit durchaus einverstanden erklärte, war ein wertvolles Zeugnis dafür, daß von der Unterrichtsverwaltung jeden-

[1]) Mit Genehmigung des Berichterstatters und des Verlages übernommen aus dem Novemberheft der 'Internationalen Monatsschrift'.

Hosted by Google

falls die sogenannte 'Erleichterungspädagogik' auf Schule und Universität nicht begünstigt wird. Ebenso wertvoll war die bei anderer Gelegenheit von dem selben Vertreter abgegebene Erklärung, daß auch der Minister die gegenwärtigen Lehrpläne für an manchen Stellen bereits brüchig hält und gerade ausder Praxis des Unterrichts Verbesserungsvorschläge erwartet.

Die Verteilung der Zeit auf die allgemeinen und die Sektionssitzungen hat gegen früher einen bedeutenden Fortschritt gemacht; an den ersteren teilzunehmen ist jetzt allen Mitgliedern möglich. Wünschenswert aber ist es, daß es gelingen möchte, noch mehr Mitgliedern eine Teilnahme auch an den Sitzungen der pädagogischen Sektion zu ermöglichen, mit deren Tagungen also nicht zuviel andere Sitzungen zusammenfallen zu lassen. Einen wichtigen Schritt dazu bildet ein Antrag der altphilologischen, archäologischen und althistorisch-epigraphischen Sektion, künftig miteinander verschmolzen zu werden, während es einen Rückschritt bedeuten müßte, wenn ihrem Antrag gemäß künftig eine Sektion für Erdkunde als besondere aus der historisch-geographischen ausschiede. Denn Konzentration, nicht Differenzierung muß hier die Losung sein. Darum war es wichtig, daß dem Antrag nicht Folge gegeben wurde, eine neue philosophische Sektion zu bilden, ohne natürlich, daß die wünschenswerte Verstärkung der Pflege der Philosophie auf den Versammlungen preisgegeben würde. Ein Weg zur Zusammenziehung und Zeitersparnis wäre auch, daß Vorträge, wie der von Prof. Klotz aus Prag über die Entwicklung des römischen Dramas, statt in der allgemeinen, in der Sondersitzung gehalten werden, da die Anlage zu wenig die Allgemeinheit Fesselndes bot. Anderseits bot der an sich wertvolle Inhalt des Vortrages von Prof. Budde, über die stärkere Berücksichtigung der Individualität im Unterricht, in der pädagogischen Sektion keine rechte Gelegenheit für die hier durchaus notwendige Debatte, da der bei weitem größte Teil aus Anführung geschichtlicher Belege bestand von Rhabanus Maurus über Comenius und Pestalozzi bis zu den Pädagogen der Gegenwart.

Von den Vorträgen in den allgemeinen Sitzungen erregte gleich der erste, von Geheimrat Diels, über W i s s e n s c h a f t u n d T e c h n i k b e i d e n H e l l e n e n, sehr starkes Interesse. Gegenüber der noch vielfach herrschenden Meinung, daß die Technik des Altertums verhältnismäßig niedrig gestanden habe, war es recht willkommen, aus dem Munde eines Forschers wie Diels die richtige Einschätzung zu hören. Die Philosophen Thales, Anaximander, Pythagoras wurden in ihrer eigenen und ihrer Schüler Bedeutung für die Ingenieurkunst behandelt, die die Erbauung einer Tunnelwasserleitung auf Grund angewandter Mathematik in Samos, der Schiffbrücke für Darius und Xerxes ermöglichten, der mathematische Gedanke von Symmetrie und Rechtwinkligkeit wurde in seiner Anwendung auf Architektur und Stadtbaukunst bis nach Pompeji hin, ja sogar auf die Plastik, nicht minder auf die wissenschaftliche Technik der Ärzte und auf die Konstruktion von Geschützen nachgewiesen. In der Würdigung des genialsten Mathematikers und Physikers des Altertums, Archimedes, gipfelte der Vortrag, der in seinem Schluß als den archimedischen Punkt der Pädagogik bezeichnete, Empirie und Theorie ebenso zu verbinden, wie es — gleich der griechischen — die moderne deutsche Technik tue, und worauf allein deren ungewöhnliche Erfolge beruhten. Nur so werde man am sichersten die große Gefahr der bloßen Lehrtechniker mit ihrer βάναυσος παιδεία beschwören.

Die besondere Aufgabe der allgemeinen Sitzungen bildet seit 1905 die Frage nach einem engeren Verhältnis zwischen Schule und Universität, d. h. die Durchführung des sog. 'Hamburger Programms'. Nachdem in Hamburg selbst, dann in Basel, Graz und Posen die einzelnen Lehrfächer von Akademikern wie Schulmännern daraufhin erörtert worden waren, sprach in Marburg Prof. Lehmann aus Posen darüber, was die pädagogische Wissenschaft für die Heranbildung der Oberlehrer leiste. In der schon oft und nachdrücklich von ihm vertretenen Weise forderte er zur Abhilfe der Mißstände — die Gymnasialseminare und weitere besondere Einrichtungen wie in Halle und Berlin, sowie die Vorlesungen über Pädagogik von seiten der Theologie- und

Hosted by Google

Philosophie-Professoren könnten die Aufgabe nicht lösen — besondere Professuren für Pädagogik. Die lebhafte Debatte, an der sich mit beachtenswerten Einwürfen Prof. Wendland aus Göttingen, Geh. Rat Prof. Natorp aus Marburg und Geh. Rat Cauer aus Münster betätigten, ergab, daß die Frage noch keineswegs spruchreif ist. Es schien aber, trotzdem es nicht ausdrücklich festgestellt wurde, die allgemeine Auffassung zu sein, daß die gegenwärtigen Verhältnisse nicht haltbar seien. Als die besondere Aufgabe der Pädagogik-Professuren bezeichnete Lehmann Geschichte und Systematik der Pädagogik.

Von den sieben übrigen Vorträgen in den allgemeinen Sitzungen brachten die von Geh. Rat. Prof. Schröder aus Göttingen und Geh. Rat Prof. Burdach aus Berlin den bei weitem größten Gewinn durch das bedeutsame Neue des Gegenstandes, wie durch die eindrucksvolle Eigenart der Persönlichkeit der Vortragenden. Schröder sprach über Wortschöpfung und Wortwahl, d. h. also über Wortbildung. Er wies mit Belegen aus seiner besonderen Wissenschaft, der Germanistik, nach, daß die Wortbildung ausnahmslos dem Individuum gebühre und daß sie häufig ganz auf völlig zufälligem Anlaß beruhe, die Wortwahl dagegen dem regulierenden Anteil der Volksgemeinschaft. Ja, Schröder führte alle sprachlichen Neuerungen auf einen lokal aufs engste begrenzten Ausgangspunkt und geradezu auf die Einzelperson zurück. Infolgedessen dürften die sog. Sprachgesetze, vor allem auch die Lautgesetze, künftig nur den Wert einer Arbeitsmethode beanspruchen und die Etymologie nur den einer Hilfswissenschaft. Anderseits aber eröffnet Schröders Betrachtungsweise die Aussicht auf Erschließung historischer Erkenntnisse und die Festlegung der örtlichen und zeitlichen Ausgangspunkte wichtiger Kulturgebiete, wie z. B. des deutschen Rechts. — Burdach widerum, der die Ergebnisse seiner Forschungen über den Ursprung des Humanismus vortrug, zeigte, wie der Streit darüber von einer falschen Fragestellung ausgehe. Der neue Geist der 'Humanismus' genannten Strömung darf nicht verwechselt werden mit dem Inhalt der humanistischen Strömungen des Mittelalters. Die ihm eigentümliche Überzeugung von der Vorbildlichkeit des Altertums hat den Humanismus nicht von Anfang an bestimmt. Vielmehr ist die in Humanismus und Renaissance sich aussprechende Widergeburt — nicht bloße Widerbelebung — des Altertums eine Übertragung des christlichen Paulinischen Begriffs des neuen Lebens auf das menschliche, geistige, künstlerisch-literarische Gebiet. Die mystische Erregung der Seele, wie sie von Joachim von Fiore und vor allem von Franz von Assisi ausging, bildet die Hauptquelle für den Drang der Epoche nach einem neuen menschlichen Leben mit freier Entfaltung der eigenen Kraft, der künstlerischen Persönlichkeit, zunächst in Italien. Es gelang dem Vortragenden, die landläufige Anschauung von dem Dualismus der antiken ausschließlich weltfreudigen und der mittelalterlichen, ebenso ausschließlich weltfeindlichen, nazarenerhaften Weltauffassung zu widerlegen und die im Mittelalter angelegten Kräfte als notwendige Vorbedingungen zu dem im Humanismus zutage tretenden Lebensgefühl aufzuzeigen. Burdach schloß mit der frohen Zuversicht, daß auf die zweite, die deutsche Renaissance im 18. Jahrhundert, eine dritte im Deutschland der doch nicht zu fernen Zukunft folgen werde, die gleich der ersten italienischen, aber noch entschiedener, eine Widergeburt sein werde aus nationalem Geist, eine Erneuerung der angestammten Fähigkeiten unseres Selbst. Das ist das selbe Ziel, das auch der Germanistenverband anstrebt, der gleich dem Gymnasialverein am Tage vor Beginn der Philologenversammlung in Marburg eine Sitzung abhielt. Wurde in jenem bei Behandlung der Auswahl der griechischen Schullektüre von Prof. Wendland unter anderem auch der Gesichtspunkt der antiken Grundlagen der modernen Dichtung geltend gemacht, so stellte in diesem Direktor Bojunga aus Frankfurt a. M. in seiner Erörterung der Leitsätze über die Gestaltung des deutschen Unterrichts auf deutschen höheren Schulen u. a. als dessen Ziel hin: tatfreudige Mitarbeit an der Läuterung, Vertiefung und Entfaltung des deutschen Volkstums zu wecken. — Im Geiste dieser Zukunftsidee stand auch der Vortrag

Hosted by Google

von Prof. Graef aus Flensburg über Gymnasium und Oberrealschule. Da die letztere zur besonderen Aufgabe die Bekanntschaft mit dem neuen Weltbilde haben müsse, wie die drei letzten Jahrhunderte es gestalteten, so bilde dabei neben den Naturwissenschaften und dem quellenmäßigen Lesen englischer und französischer Schriftsteller den Hauptvermittler das Deutsche. — Sonst sprachen in den allgemeinen Sitzungen noch Pfarrer Kisch aus Bistritz in Siebenbürgen über die Herkunft seiner Landsleute, die er an der Hand der Sprache aus dem mosel-fränkischen Luxemburg herleitete, Prof. Klotz aus Prag über die Entwicklung des römischen Dramas, Prof. Voretzsch aus Halle über Alter und Entstehung der französischen Heldendichtung, Prof. Gercke aus Breslau über eine Niederlage des Sokrates. Nicht überall vermochten Inhalt bzw. Form der Vorträge auch außerhalb des Kreises der engeren Fachgenossen lebhaftes Interesse zu erwecken. Es fehlte nicht bei Gerckes Vortrag; aber seine Auffassung, daß Platon im 'Protagoras' nicht die sophistischen Lehren habe unterliegen lassen und die des Sokrates von der Einheit von Tugend und Wissen habe triumphieren lassen wollen, wird sehr der Nachprüfung bedürfen.

Neben den allgemeinen Sitzungen bilden die der pädagogischen Sektion das einigende Band. In ihr sprachen, neben einem medizinischen Vertreter der Universität, sieben Schulmänner, ein Verhältnis, das doch zu denken gibt. Alle Gegenstände aber ohne jede Ausnahme standen in engster Beziehung zu wichtigsten Fragen der Gegenwart, zu durchaus berechtigten 'Forderungen des Tages'. Geh. Medizinalrat Prof. Schenck aus Marburg behandelte das Thema der Gefahren des Sports, worunter aber, was durchaus richtig war, Leibesübungen und ähnliches mit verstanden war. Der physiologische Begriff der Ermüdung stand im Mittelpunkte der Erörterung, und besonders wertvoll war die Feststellung, daß ermüdete Muskeln geistige Ermüdung bewirken, daß aber auch das Umgekehrte stattfindet, was noch keineswegs genügend beachtet wird und doch für die Gestaltung der Stundenpläne von großer Bedeutung ist. Bei Fußwanderungen schlägt Sch. die geistigen Anregungen noch sehr viel höher an als die körperliche Kräftigung. Die Verhältnisse, unter denen der Schüler zu Hause arbeitet, hält er in sehr vielen Fällen für gesundheitsschädigender als die in der Schule. — Direktor Brandt aus Düsseldorf zeigte in dem Vortrag über die kunstpädagogische Bedeutung von Millet und Meunier, zwei typischen Vertretern des modernen Realismus, wie Schüler das Kunstschaffen aus dem Leben und den Erlebnissen der Künstler verstehen lernen, wie sie aber auch aus der Betrachtung ihrer Werke zu einer Erfassung der künstlerischen Persönlichkeit gelangen können. — Eine geradezu brennende Tagesfrage behandelte Direktor Huckert aus Posen, nämlich die Leistungen der höheren Lehranstalten Preußens in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Auf Grund von reichen statistischen Aufstellungen konnte er nachweisen, einmal daß die Klagen über Rückgang der Leistungen und ungeeignetes Schülermaterial sehr alt sind, und dann, daß aus dem Ausfall von Prüfungen an den höheren Schulen oder an den Universitäten kaum andere bündige Schlüsse gezogen werden dürfen als der, daß auch hier Angebot und Nachfrage den Haupteinfluß ausübten. Natürlich aber war der Redner weit davon entfernt, die Forderung einer Steigerung der Leistungen oder das Streben nach Entfernung ungeeigneter Elemente abzulehnen. Wichtig war es, daß in der pädagogischen Sektion nahezu einstimmig die Resolution angenommen wurde: 'In der Änderung des Berechtigungswesens sieht die Päd. Sekt. eine der wirksamsten Maßregeln zur Erhöhung der Leistungen.' — Ebenfalls durchaus im Sinne eines Fortschritts war die Forderung des Prof. Stürmer gehalten, zum Zweck der Verwertung der Ergebnisse der Sprachwissenschaft im Sprachunterricht einen Verein zu gründen; die Notwendigkeit einer solchen Verwendung wird immer unabweisbarer. — Der auch in der Form vollendete Vortrag des Direktors Biese aus Frankfurt a. M. über moderne deutsche Lyrik und die höhere Schule zeigte, wie unerläßlich, aber auch, wie durchaus möglich deren Behandlung im Unterricht ist, nicht als selb-

Hosted by Google

ständiges Pensum, wohl aber in überlegter häufiger Anknüpfung an bestimmte Stellen der klassischen deutschen wie der fremden Literaturen und als Verwendung für Schülervorträge. Die sehr lebhafte Debatte, u. a. von seiten des Provinzialschulrats Kanzow aus Kassel und des Direktors Lück aus Steglitz, brachte zwar Bedenken vor: die Hauptschriftsteller Lessing, Goethe, Schiller könnten zu kurz kommen und der Geist der modernen deutschen Lyrik sei wegen seines zügellosen Subjektivismus und der bloßen Auflösung in Stimmung für die Jugend zugefährlich. Indes gerade wegen der mancherlei, übrigens nicht herrschend mehr vorhandenen, bedenklichen Strömungen muß, wie mit Recht geltend gemacht wurde, eine Hinleitung der Jugend zu den unzweifelhaften Schätzen unserer modernen Lyrik stattfinden, und eine Sichtung der sog. Klassiker tut je länger desto mehr not. — Auch Direktor Pollack aus Wien behandelte eine Frage aus dem Gebiet des deutschen Unterrichts, nämlich das erotische und sexuelle Problem. Mit Recht forderte er, daß an der Erotik nicht vorbeigegangen werde; vielmehr sei zu zeigen, daß das Liebesleben mit dem sittlichen in engstem Zusammenhang stehe, und daß Derbheiten keineswegs unsittlich zu sein brauchten. Schulausgaben mit Fortlassung der sog. verfänglichen Stellen sollte es nicht mehr geben dürfen.

In der pädagogischen Sektion hätte man auch lieber statt in der biologischen den wertvollen Vortrag von Prof. B. Schmidt aus Zwickau über Biologie und philosophische Propädeutik gehört. Schmidt zeigte auf Grund langjähriger Erfahrung, wie sich namentlich folgende drei Dinge mit den Schülern herausarbeiten lassen: inwiefern die Beobachtung der Lebensvorgänge dazu führe, einen Zweckbegriff anzunehmen; dann das Problem des Lebens selbst, wobei, immer auf Grund von Beobachtungen, die Frage angeregt werden müsse, ob zu seiner Erklärung die physikalischen und chemischen Vorgänge genügten; endlich die Frage nach der Entstehung des Bewußtseins.

Aus der Fülle der Vorträge in den einzelnen Sektionen seien folgende genannt, deren Kenntnis von besonderem Interesse sein dürfte. In der archäologischen Sektion sprachen Dr. Fimmen aus Athen über Handel und Verkehr in mykenischer Zeit, Dr. Pritzel (Berlin-Lichterfelde) über Vegetationsbilder aus Hellas und Kleinasien, Dr. Prinz aus Breslau über Babylon im Licht der deutschen Ausgrabungen, alle unter reicher Verwendung von Lichtbildern. Ferner, mit besonderer Wirkung Prof. Körte aus Gießen über die Eleusinischen Mysterien, indem er in Weiterführung von Dieterichs Ansichten den sakralen Akt selbst aufzuklären suchte, durch den der Myste zum Sohn der Erdmutter wird; ferner Dr. Malten über das Pferd im Totenglauben; Prof. Cuntz aus Graz über die Geographie des Ptolemäus und ihre Grundlagen. In der germanistischen Sektion sprach Geh. Hofrat Prof. Behaghel aus Gießen über deutsche Konjunktionen, Prof. Reuschel aus Dresden über Goethes Gedicht 'Der Gott und die Bajadere', Dr. Stammler aus Hannover über die Aufgaben der Schiller-Philologie.

Was die Marburger Versammlung ihren Teilnehmern außer den Vorträgen bot, stand in schönem Zusammenhang mit ihrer ganzen gewollten Eigenart. Die Universität bot eine Festschrift mit wertwollen Abhandlungen von den sechs Dozenten: Geldner, Jülicher, Maaß, Natorp, Vogt und Vietor; die Gymnasiasten führten die 'Spürhunde' des Sophokles sowie eine Szene des Epitrepontes des Menander, beides in Roberts meisterhafter Verdeutschung, und dann noch den Peter Squenz von Gryphius auf. Den ernsthaften Abschluß des Ganzen bildete der Besuch der Saalburg, der unter der denkbar sachkundigsten Führung stattfand und als willkommene Anschauung zu dem Vortrag von Diels über Wissenschaft und Technik die Funktion der rekonstruierten antiken Wurfmaschinen kennen lehrte. Den Heimkehrenden aber wird nicht zum wenigsten die selbstironisierende Lebensbetrachtung zu denken geben, zu der Theodor Birts geistsprühendes Satyrspiel 'Ein Philologenmorgen oder die verunglückte Probe' erheben wollte: die Vermählung der in den Olymp erhobenen Philologie mit Merkur war ein verheißungsvolles Symbol für die Zukunft.

Als Ort der nächsten Tagung wurde für 1915 Münster in Westfalen gewählt.

Spandau. P. Lorentz.

Hosted by Google

Sitzungsberichte des Philologischen Vereins zu Berlin 1913.

Die erste Sitzung des 44. Vereinsjahres fand am 13. Januar 1913 statt. Nach einer Begrüßung der Mitglieder gedachte der Vorsitzende des Jubiläums, das das Ehrenmitglied des Vereins am 1. Januar begehen konnte. An diesem Tage vor 25 Jahren ist Herr Dr. Ernst Vollert in die Leitung der Weidmannschen Buchhandlung eingetreten. Der Verein hat an diesem Feste lebhaften Anteil genommen. Am 14. Dezember des vergangenen Jahres verlor der Verein durch den Tod Herrn Oberlehrer Dr. Hans Jacobsthal im Alter von 30 Jahren.

Den ersten Vortrag hielt Herr Malten über Elysium und Rhadamanthys. Nach einer einleitenden Übersicht über die Völkerverteilungen in Kleinasien, Kreta und auf dem griechischen Festlande in ältester Zeit wies der Vortragende im einzelnen nach, daß Rhadamanthys in Kreta wurzele und hier der karischen Bevölkerungsschicht zuzurechnen sei. Indem er weiter zeigte, wie Rhadamanthys vom Epos an bis zu den einzelnen lokalen Fixierungen mit dem Elysion resp. der μακάρων νῆσος in engster Verbindung stehe, erschloß er auch für das Elysion vorgriechischen Ursprung. Den Nachweis führte er für das Elysion erstlich von der grammatischen Seite: der Zusammenhang mit der Wurzel ἐλυθ ist sprachlich wie sachlich abzulehnen, vielmehr gehört Elysion mit den vorgriechischen Namen Eleuthyia und Eleusis zusammen; zweitens von der sachlichen: dem Epos ist das Elysion außer der Stelle im δ fremd; es paßt auch nicht zur homerischen Eschatologie; Parallelen, die man für hellenischen Ursprung beibrachte, trügen. Wie Rhadamanthys Karer ist, ist auch das Elysion die hellenisch zurechtgemachte Form einer vorgriechischen Begriffsbildung. Für die eschatologischen Bilder der Folgezeit ist die Scheidung in einen τόπος εὐσεβῶν und einen ἀσεβῶν, wie sie im orphischen Athen des sechsten Jahrhunderts sich entwickelte, maßgebend; das Elysion wird nur locker und sekundär diesen andersgearteten Vorstellungen eingefügt. Der Vortrag ist in ausgeführter Form im Archäologischen Jahrbuch XXVIII (1913), 35 ff. erschienen.

Herr Morgenstern besprach sodann die erste Hälfte von Hor. carm. III 14. Da in v. 11 weder der überlieferte Text *iam virum expertae* noch die bisherigen Besserungsversuche befriedigen, so schlug der Vortragende vor, den erwarteten Sinn *(ihr, die ihr schon den Wechsel des Geschicks erfahren habt)* durch Änderung von *virum* in *vicem* zu gewinnen.

In der zweiten Sitzung (am 10. Februar) machte Herr Maas folgende Vorschläge zu Aristoph. Thesmoph.: v. 2 ἀλύων; v. 277 ἔα· σπεῦδε; v. 521 λῆμα?; v. 604 vor 603 (τἄρ᾽ statt γάρ); v. 809 Ἄ⟨ν⟩υτος.

Herr Kranz kam auf den Anfang der Antigone zurück. Er versuchte zu zcigen, vor allem mit Berufung auf die Parallelstelle Eurip. Orest. 1—3, daß, wie schon Herr Maas angenommen hatte, eine Dreiteilung jener ἀπ᾽ Οἰδίπου κακά vorliegt, und setzte daher für das zweite οὔτε des Verses 4 (mit Jebb) οὐκ ein. Vgl. d. Z. 1913, 304 ff.

Herr Hoffmann behandelte Platons Phädon Kap. 29 (S. 80 CD). Ordnet man die Beweise für die Unsterblichkeit der Seele im Phädon sachlich (Gedankenanalyse), so gehört die Ausführung im Anfang des Kap. 29 nicht an diese Stelle. Denn die Worte springen vom Thema, nämlich von demjenigen Seelenbegriff, der dem intelligiblen bereits im Phädon nahe steht, ab. Betrachtet man aber den Aufbau der Beweise in formal-dialogischer Hinsicht (Dispositionsschema), so gehören sie an ihre Stelle; denn sie kommen dem mangelhaften Verständnis des Kebes entgegen, indem sie nur auf den empirischen Seelenbegriff zielen. Zum Verständnis der Stelle ist Symposion 207 B heranzuziehen.

Die dritte Sitzung (am 10. März) begann mit Bemerkungen des Herrn Meister zu Plautus.

1. Der Name *deceo* Men. 736 ist als Δικαιώ zu verstehen.

2. *Lemnīselenis* Pers. 196. 246 (-ī-) ist von Plautus gebildet und als *Lemnium Selenium* wie *Suavisaviatio* zu verstehen, in der Bildung liegt wahrscheinlich eine Reminiszenz an die Hauptperson der Cistellaria, Selenium aus Lemnos, vor.

3. Dann besprach er die Deklination von *Anio Anienis* und *Nerio*

Nerienis. Die ältere Sprache hat *-e-* kurz gemessen (Licinius Imbrex bei Gell. XIII 16f. *Nerĭĕnem*); die Deklination ist die abstufende von *homo hominis* (vgl. *novitas* ~ *societas pietas*). Aniēnus und Aniēnis (aus **Anienius*?) sind Latinisierungen des etr. *anina*, wie *Anio* etr. *anin* entspricht. Vergil hat diese Formen wie das etruskische *Thybris* für *Tiberis* aus seiner Quelle (Varro?) in die Sprache der römischen Dichtkunst eingeführt. Die von den Grammatikern seit Gellius angesetzte Flexion ist aus *Anio* und *Aniēnis*, *is* kontaminiert.

Herr Imelmann hat sich bemüht, den Ursprung des bekannten Wortes pro patria est, dum ludere videmur festzustellen, das aus Cassiodors Variae stammen soll.

Herr Maas legte das Pindarfragment 221 in der durch Mutschmanns Sextustext neu festgestellten Überlieferung *ναΐ θοᾷ διαστείβων* (ohne *σῶς*) zur Emendation vor.

Die vierte Sitzung (am 7. April) brachte einen Vortrag des Herrn Thomas: Stilkritisches zum Philosophen Seneka. Nach einleitenden Bemerkungen über Seneka als Schriftsteller und seine Stellung in der Stilgeschichte wurde im Anschluß an Gerckes 'Senekastudien' das Vorhandensein auch größerer, vornehmlich durch rhetorische Mittel gebundener circuitus neben den kurzen Sätzchen seines 'zerschnittenen' Stils besprochen. Im einzelnen wurde der von Gercke selbst als 'Perle' bezeichnete und von ihm in den 'Senekastudien' und in seiner Ausgabe nicht ganz übereinstimmend beurteilte Abschnitt Natural. quaest. IV a praef. 10f. nachgeprüft und weiterhin Epist. mor. 41, 3f. als eine solche große Periode erklärt. Außerdem wurden Natur. quaest. I 17, 9, De ira III 8, 2, Ad Marciam 16, 1 und De vita beata 2, 2 behandelt und für die Erkenntnis stilistischer Eigentümlichkeiten Senekas verwertet.

Herr Corßen behandelte den Artikel des Suidas über Euphorion. Seine Ausführungen sind im Philologus 1913, Heft 3, veröffentlicht.

Die fünfte Sitzung (am 5. Mai) wurde mit der Trauerkunde von dem am 2. Mai erfolgten Tode des Geheimen Regierungsrats Dr. Friedrich Schlee eröffnet, der während seiner Berliner Zeit Schriftführer des Vereins gewesen war und zuletzt, bis zu seinem Übertritt in den Ruhestand, das Kgl. Gymnasium zu Landsberg (Warthe) geleitet hatte.

Sodann sprach Herr Schroeder über Pindars Abderitenpaean (Supplem. lyr. ed. Diehl[2] S. 27 ff.). Der Gedankengang des Gedichts ist trotz kleiner und großer Lücken doch genügend erkennbar: 'Mit Abderos anhebend bewege sich mein Bittgesang zu Apollon Derainos und zu Aphrodita — —.' Dann ist die Rede von gegenwärtigen Kämpfen, dann von den teïschen Ansiedlern; dann Rückkehr zur Gegenwart — —. Apollon wird gefeiert; endlich: 'hilf, Abderos, dem reisigen Volk in einem letzten Kampfe!'

Der Inhalt der ersten großen Lücke wird nicht leicht festzustellen sein. Von früheren Ansiedlern ist schwerlich die Rede gewesen in diesem *Ἰάονι λαῷ* gewidmeten und bei den Nöten und Erfolgen der Teïer mit besonderer Liebe (59—79) verweilenden Paean. Der von den Rossen des Diomedes (Pind. fr. 316) zerrissene Knabe Abderos, des Herakles *ἐρώμενος*, ist eine völlig andere Gestalt als der männlich-kriegerische Heros, der hier das Abderitenheer zum Siege führen soll. Möglich, daß hier ein anderer Mythos von ihm erzählt ward; möglich aber auch eine Göttersage, wie Derainos oder Aphrodita sich für diesen an Naturschätzen (25, 26, 60, 63) reichen Erdenwinkel interessierten. Mehr wird sich nicht sagen lassen. Bei aller Jugend konnte die junge Pflanzstadt, in herzlicher Anteilnahme an dem Geschicke Athens, ihrer Mutter Mutter, im Jahre 480, doch schon reiche Lebenserfahrung machen — die unsäglich abgeschmackte Überlieferung *ἔτεκον ματέρα* (29) findet immer noch Verteidiger —. Weiter spricht der Chor, abderitischer Männer natürlich, von seiner gegenwärtigen Lage, von der Notwendigkeit, stark (im Reiterkampf 41 ff.) und einig zu sein: *εὐβουλία* und *αἰδώς* verbürgen dauerndes Glück (vgl. *αἰδώς* und *Εὐνομία, Δίκα, Εἰρήνα*, die Töchter der *εὔβουλος Θέμις*, in dem etwa gleichzeitigen Gedicht O. XIII, aus dem Jahre 464).

Die Schicksale der Teïer in Abdera, die hier in dem selben Sinne *τοκῆες* heißen, wie Athen (28) Groß-

Hosted by Google

mutter, werden in einem gut erhaltenen, aber mancherlei Mißverständnis ausgesetzten Abschnitt erzählt. Eine schadhafte Stelle (61, 62) hat H. v. Arnim mit Hilfe eines nur zwei Zeilen tiefer beigeschriebenen Scholions geheilt, wonach die Thraker, hier mit dem poetischen Namen Paeoner bezeichnet, über den Athos, über die Athoslinie hinaus, abgedrängt wurden *ζαθέας τροφοῦ*, von der heiligen Ernährerin, die ihr feierliches Epitheton aber wohl weniger der barbarischen Ureinwohner als der griechischen Ansiedler wegen wird erhalten haben. Es kam jedoch ein Rückschlag (63). Aber die Teïer hielten wacker aus, bis ihnen am Melamphyllongebirge, wo die Thraker in großer Überzahl unangreifbar versteckt lagen, ein entscheidender Schlag in dem Augenblick gelang, als der Feind sich bis an den Fluß herauswagte. Ein Orakel (überaus glückliche Deutung des Futurums *φύρσει* 73, von Blaß) hatte den Sieg vorausgesagt. Ein Neumond war es, und Verkünderin des Orakels war Hekate, als eine gütige Fee. Nichtbeachtung des für den Orakelstil bezeichnenden *ἀλλά* (*ἀλλ' ὅταν ἡμίονος βασιλεύς* —, *ἀλλ' ὅταν ἡ θήλεια τὸν ἄρσενα* Her. I 55, VI 77, *ἀλλ' ὅταν οἰκήσωσι λύκοι* —, *ἀλλ' ὁπόταν μάρψῃ βυρσαίετος* Arist. Vög. 967, Ritt. 197) hat teils zur Verkennung des Orakels, teils zu grundverkehrter Interpretation des Berichts über die Vorgänge am Schwarzwald geführt.

Bemerkenswert ist, daß alle drei Triaden des Paeans mit einem dreimaligen *παιανισμός* schließen: *ἰήιε Παιάν· ἰήιε Παιὰν δὲ μήποτε λείποι.* Dieser Paeanruf, vielleicht der älteste griechische Rhythmus, älter noch als der vierhebige Sprichwortvers, in den Strophen unter mannigfachen Variationen vorklingend — darunter auch der Adonisruf, (*εὔκαρπον· μή*) *μοι μέγας ἔρ-πων*, oder (*πέτραις ὑψη-*) *λαῖς θαμὰ Δελ-φῶν* —, ist es, worauf die ganze, durchaus männliche Komposition im Ringen mit friedlicheren aeolischen Dimetern hinstrebt.

Eine besondere Schwierigkeit ergibt sich in diesem Kultlied bei Betrachtung der ersten Person, die in dem Hauptteil unzweideutig die abderitischen Sänger des Chors selber bezeichnet, während in dem Eingangs- und in dem Schlußsatz ebenso unzweideutig der Ich sich von den Abderiten (*Ἰάονι λαῷ* und *στρατὸν ἱπποχάρμαν*) absondert. Die Sache ist völlig neu und ohne Analogie und muß als ein unausgeglichner Rest alter Kunstübung, wonach zu Anfang und zum Schluß der Dichter von sich reden durfte, hingenommen werden.

Den Schluß bildete ein Vortrag des Herrn Maas: 'Wer ist der Frager in Bakchylides' Theseusgedicht?' Nach Ansicht des Vortragenden fragt der Dichter (vgl. Pindar paean. VI 129); v. 5 ist *ὑμετέρας* zu schreiben.

Auch die sechste Sitzung (am 9. Juni) mußte mit der Mitteilung von dem Tode eines Mitgliedes eröffnet werden. Am 19. Mai starb Prof. Dr. Max Niemeyer in Potsdam, der Herausgeber des Plautus.

Der aus Ägypten zurückgekehrte Herr Max Pieper machte Mitteilungen über eine Wachstafel aus dem Fayûm, einen Teil eines Triptychon ungefähr aus hadrianischer Zeit. Sie enthält die kürzere Fassung einer Verkaufsurkunde, die in lateinischer Sprache, aber zum Teil mit griechischen Buchstaben geschrieben ist. Verkauft wird eine antike Statue für 628 Denare. Interessant ist, daß die Urkunde zu Ravenna ausgefertigt ist.

Sodann sprach Herr Heinrich Müller über Hor. sat. I 6, 14. Sat. I 6, 16 f. fragt der Dichter: *quid oportet nos facere a volgo longe longeque remotos?* 'Was soll (*oportet nos facere* ist ein verstärktes *quid faciamus*) unsereins tun, der gar keine Verbindung mit dem Volke hat, dessen Welt nicht die seine ist?' Worin diese Grundverschiedenheit der Lebensinteressen und Lebensauffassung liegt, zeigen v. 90 ff.: 'Der große Haufe (*magna pars = volgus*) sieht in dem Fehlen der *ingenui* und *clari parentes* einen nicht zu ersetzenden Mangel; ich denke ganz anders und äußere mich auch entsprechend (*longe mea discrepat istis et vox et ratio*)'; das beweisen auch C. I 1, 30 ff.: *me gelidum nemus nympharumque leves cum satyris chori secernunt populo.*

Ist so der Gedanke richtig verstanden, dann fragt man: 'Unter welcher Voraussetzung?' Diese ist enthalten in den vorhergehenden Worten 15 ff. *iudice quo nosti po-*

Hosted by Google

pulo . . . imaginibus 'wenn es nun einmal so ist, daß das Volk Richter ist (nämlich bei der Entscheidung darüber, wer im Leben Karriere machen soll), das Volk, das in seiner Torheit und Urteilsunfähigkeit Ehren oft Unwürdigen gibt, dessen Gott die öffentliche Meinung ist und das in Hochachtung erstirbt vor tituli und imagines'. Diese sachliche Unterlage für die folgende Frage *quid oportet . .* ist aber in den meisten Ausgaben durch einen Punkt von ihr getrennt; man müßte also ein 'unter diesen Umständen' hinzudenken. Die Antwort auf diese Frage ist jedenfalls hinzuzudenken: 'Man verzichtet als Mann, dessen Welt- und Lebensanschauung so ganz und gar nicht zu der des Volkes stimmt, auf Ehren, die nur durch das Volk erworben werden können.' 'Denn', so fährt der Dichter fort, 'es soll einmal so sein, ich will annehmen, ich ließe mich verleiten zu solchem politischen Ehrgeiz, der meiner Natur nicht gemäß ist, die Ehre würde doch das Volk mir, dem Decius novus, vorenthalten und sie einem Laevinus geben; und sollte ich durch reinen Zufall (saepe indignis, aber freilich, das Volk könnte auch einmal einen lichten Augenblick haben) keine repulsa erleben, hinterher fände sich sicher ein Censor Appius, der mich wider aus dem Senat herausbrächte, denn das Fehlen des ingenuus pater würde genügen; und recht geschähe mir dann: es soll eben niemand aus seiner Haut heraus wollen. Aber freilich der Ehrgeiz! (23, 24). Indessen, man sieht ja, exempla docent, was dabei herauskommt (24—44). Einmal bin ich ihm auch erlegen, damals bei Philippi als Leutnant: diese Ehre *iure mihi invideat quivis* (50). Jetzt aber ist meine Ehre deine Freundschaft, Mäcenas; und die benagt man zu Unrecht dente invido; denn ehrlich hab' ich sie erworben und meinem Vater (wie bin ich stolz auf diesen Ahn *atqui* 65!) habe letzten Endes ich's zu danken.'

Das Ganze durchzieht der scharfe Gegensatz des iudicium populi zu seinem eigenen, das mit dem des Mäcenas übereinstimmt, wie es ganz deutlich 98f. ausgesprochen wird: 'Verrückt wäre ich *iudicio vulgi*, vernünftig *fortasse tuo*' (wobei *fortasse* natürlich nur die höfliche Form ist für seine felsenfeste Überzeugung), wenn ich nämlich für den Fall, daß der Mensch zu bestimmter Zeit sich Eltern nach seinem Geschmack wählen könnte, unbedingt *meis contentus* darauf verzichten würde, solche aus altem Adel zu nehmen.

Und dieser Gegensatz ist von Anfang an vorhanden und vom Dichter beabsichtigt. 'Mäcenas, ein hochgeborner Herr bist du mit königlichem Blute in den Adern, aber frei bist du von den Vorurteilen deines Standes und siehst nicht verächtlich auf Leute ohne Ahnen, wie ich einer bin. Denn Geschichte und Menschenkenntnis hat dein Urteil richtig gebildet (*persuades hoc tibi vere* 8), es habe zu allen Zeiten ehrenwerte Männer ohne Ahnen gegeben und hochgeborne Lumpen. Wenn aber Richter ist das Volk, du kennst es ja und weißt, was für Dinge sein Urteil bestimmen, was soll da unsereins machen?'

So läuft der natürliche Fluß der Gedankenentwicklung. Mit *iudice quo nosti populo*, entgegengesetzt dem *persuades hoc tibi vere*, muß der neue Gedanke beginnen, der in der Überlieferung durch *notante* in einer diesen natürlichen Gedankenfluß störenden Weise dem Laevinusbeispiel angehängt ist. Notwendig ist diese Charakterisierung des Volkes als Voraussetzung für die Frage *quid oportet nos facere* — ein Komma also ist zu setzen statt des Punktes als Abschluß des Relativsatzes —, völlig überflüssig aber ist, daß von diesem doch sprichwörtlich gewordenen hochadligen Taugenichts gesagt wird, auf ihn sei sogar das dumme Volk nicht hereingefallen. Dazu kommt, daß der Ausdruck *notante iudice quo nosti populo* so verzwickt ist, daß seit Bentley die Erklärer einander an Scharfsinn überboten haben, die Worte verständlich zu machen. Der Fehler steckt in *notante*, und zu schreiben ist *notatum*, scil. Laevinum.

Was hat denn Mäcenas aus der Geschichte gelernt? 'Daß es schon vor dem Könige ohne Ahnen viele gegeben hat, die erstens zwar *nullis maioribus orti* (nicht hochgeboren), zweitens doch *vixerunt probi* (ehrenwerte Männer) und drittens darum *amplis honoribus aucti* (durch Ehrenämter ausgezeichnet) waren, während Laevinus erstens zwar *Valeri genus* (vom ältesten Adel), zweitens doch

Hosted by Google

ullius non unquam pluris licuit (darum nicht um einen Heller mehr wert, nämlich als nichts, d. h. ein ganzer Taugenichts und Tunichtgut) und drittens darum *notatus* (mit der *nota* gezeichnet, d. h. ausgeschlossen von allen Ehrenämtern) gewesen ist. Denn Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte ist die politische Folge des *notari.*

Die in die Augen fallende Übereinstimmung in Verszahl und Gedankenformung kann unmöglich zufällig sein; der dem *amplis honoribus aucti* in dem positiven Beispiel entsprechende Ausdruck fehlte bisher; durch die Änderung des *notante* in *notatus* ist er widerhergestellt. Sachliche und sprachliche Gründe also sprechen für die Richtigkeit der Konjektur, sachlich erstens, daß die Vernarrtheit des Volkes in den Adel von keinem Belang ist für den Laevinus, der hier nur als Typus der hochadligen Taugenichtse in Betracht kommt, die Verbindung der beiden Gedanken also nicht natürlich und notwendig ist; zweitens die aus dem ganzen Gedankenkreise des Gedichts gewonnene Erkenntnis, daß *iudice populo* . . . der Träger des fortschreitenden Gedankens ist, entsprechend dem *persuades hoc tibi vere*, und zugleich sachliche Unterlage für die Frage *quid oportet nos facere;* sprachlich erstens die Erklärungsschwierigkeiten des *notante iudice quo nosti populo*, zweitens die Gewinnung des für die rhetorische Zuspitzung des Gedankens notwendigen Korrelats zu *amplis honoribus aucti.* Welche Absicht verfolgt der Dichter überhaupt in dieser Satire? Den Neidern will er den Mund stopfen durch das offene Bekenntnis, daß er sich nicht nur nicht seiner niedrigen Geburt schäme, sondern alle Veranlassung habe, ebenso stolz zu sein auf seinen Vater wie die Hochgebornen auf ihren Stammbaum. 'Gott sei Dank, Mäcenas, daß du die Menschen mit anderem Maßstabe mißt als die große Masse. Sonst hätte ich alle Hoffnung, auch einmal etwas in der Welt zu bedeuten — Ehrgeiz haben ja auch die ignoti — begraben können. Ich hätte mich freilich damit abgefunden, als praeco oder coactor durchs Leben zu gehen. (v. 87). Nun ich aber deine Freundschaft gewonnen habe, die mein honos ist, zu deinem Kreise gehöre, der mein senatus ist, aus dem mich kein Zensor stoßen kann, preise ich um so mehr meinen Vater und bin um so herzlicheren Dank ihm schuldig (v. 88). Die Neider mögen mich also gefälligst in Frieden lassen; ich will ja nichts weiter als in deiner Freundschaft mich glücklich fühlen und nach meinem Gefallen leben.'

Endlich besprach Herr Kranz das Fragment des Euripideischen Chrysippus 836 (Nauck). Nach einer Darlegung des Gedankenganges dieses echt Euripideischen Dramas an der Hand der Fragmente interpretierte der Redner das berühmte anapästische Chorlied, das wohl nach dem Tode des Chrysippus gesungen wurde. Im Gegensatz zu P. Corßen, Rhein. Mus. 68 (1913), 302, wurde die überlieferte Fassung als allein richtige verteidigt.

In der siebenten Sitzung (am 18. August) sprach Herr Max Pieper über das δ der Odyssee. Einleitend wurden die Stellen erörtert, in denen außer dem δ von Ägypten die Rede ist: *I* 381 die berühmte Stelle, in der Achilles vom hunderttorigen Theben spricht, und die Lügengeschichte ξ 257 ff., wo der Bettler dem Eumäus seine Herkunft aus Kreta und seine Irrfahrten erzählt.

Die genannten Stellen zusammen mit dem Bericht des Menelaus über seine Irrfahrten zeigen deutlich, daß die homerischen Dichter, besonders der Dichter des δ, nur eine sehr vage Vorstellung von Ägypten hatten. Sie wissen die Lage und die Entfernung von Griechenland leidlich richtig anzugeben, sonst wissen sie nur, daß es dort einen Fluß Αἴγυπτος und eine große Stadt Theben gibt; von der letzteren machen sie sich eine ganz phantastische Vorstellung.

Ferner kennt der Dichter des δ eine Insel Pharos vor der Nilmündung, doch wird die Entfernung von Ägypten auf eine Tagereise angegeben, ein Zeichen, daß der Verfasser des δ von dem wirklichen Pharos keine Kenntnis hatte.

Keiner der von Menelaus erwähnten Namen ist ägyptisch, auch der des Königs Θῶν nicht (δ 228).

Ägypten gilt den Griechen homerischer Zeit als ein fernes Wunderland, wo besonders begnadete Menschen

Hosted by Google

wohnen (jeder ist ein Arzt) und wo das Geld sozusagen auf der Straße liegt.

Diese höchst vagen Vorstellungen von Ägypten lassen darauf schließen, daß das *δ* vor 600 entstanden sein muß. Denn seit dieser Zeit ist Ägypten den Griechen genauer bekannt.

In der achten Sitzung (am 15. September) gedachte der Vorsitzende des am 30. August verstorbenen Herrn Prof. Dr. Gustav Behrendt, der dem Verein fast neun Jahre angehört hat.

Den Vortrag des Abends hielt Herr Mutschmann über ein vorattizistisches rhetorisches System. Aus der Interpretation der Schrift *περὶ ὕψους* wurde mit Hinzuziehung von Parallelen aus anderen Autoren ein rhetorisches System zu gewinnen gesucht, das dieser Schrift zugrunde liegt und über Theodoros von Gadara, den Lehrer des Anonymus, auf Poseidonios zurückführt. In dieses System fügen sich die sonst bekannten Fragmente — wörtlich zitierte und von der Forschung bisher erschlossene — von Poseidonios' *εἰσαγωγὴ περὶ λέξεως* restlos ein; ein größeres neues wird aus Hermogenes *περὶ ἰδεῶν* I 6 (S. 242, 21—246, 9 Rabe) gewonnen, das die Lücke in *περὶ ὕψους* IX 4 überbrücken hilft. Es wird der Nachweis versucht, daß Poseidonios zum *λεκτικὸς τόπος* des Theophrast den *πραγματικός* hinzugefügt hat, den er in *νόησις, εὕρεσις* und *διάθεσις* (letztere beiden in *περὶ ὕψους* X behandelt) zerlegt. Genauere Interpretation einzelner Stellen führt darauf, daß die Schrift *περὶ ὕψους* nicht nur in ihrem gesamten Aufbau, sondern auch in vielen Einzelheiten auf Poseidonios als Quelle zurückzuführen ist.

Die neunte Sitzung fand am 13. Oktober statt. Herr Rothe sprach über die Patronymika bei Homer und die Homerkritik. Die Patronymika sind eine äolische Bildung; sie finden sich weder im Ionischen noch im Attischen, oder wo sie vorkommen, sind sie Eigennamen geworden (Miltiades, Aristeides, Alkibiades). Sie kommen in der Odyssee sehr viel seltener vor als in der Ilias. Es war natürlich, daß die zersetzende Kritik, die 'Schichten', jüngere und ältere Teile, in den homerischen Gedichten zu entdecken glaubt, auch die Patronymika zum Gegenstande ihrer Untersuchung machte, um das Alter einzelner Teile der Gedichte zu ermitteln. Der Versuch ist in einer Göttinger Dissertation 1907 von W. Meyer gemacht und 1912 von John A. Scott (Classical Philology Vol. VII S. 293—301) vom Standpunkt der ästhetisch-psychologischen Kritik, den der Vortragende vertritt, noch einmal angestellt worden. Es bietet sich so Gelegenheit, das Verfahren und die Wissenschaftlichkeit beider Methoden an einem bestimmten Beispiele anschaulich zu machen.

Der Vortragende zeigte, daß aus dem häufiger oder seltener verwendeten Patronymikum nicht auf 'alt' oder 'jung' in den Gedichten geschlossen werden dürfe, sondern dafür allein sachliche Gründe maßgebend seien. Wenn in der Odyssee sich sehr viel weniger Patronymika finden, so sei zu bedenken, daß in ihr auch der 'kleine Mann' zur Geltung komme, während in der Ilias vorwiegend die Taten erlauchter Helden der Vergangenheit geschildert und deshalb auch viel mehr Gelegenheit für die Anwendung dieser 'hochadligen Bezeichnung' (s. *K* 67/69) sei. Er geißelt scharf das Verfahren Meyers, der durch seine Angaben irreführe, wenn er z. B. erwähne, daß *E* 76 *Εὐρύπυλος Εὐαιμονίδης* genannt werde, das Buch also alt sei, aber verschweige, daß der im selben Verse erwähnte *Ὑψήνωρ* im nächsten *υἱὸς ὑπερθύμου Δολοπίονος* genannt werde, wonach die Stelle nach Meyers Ansicht 'recens' sein müsse. Ebenso verkehrt sei es, bei dem Schiffskatalog auf besonders 'junges' Alter zu schließen, da hier besonders häufig *υἱός* statt des Patronymikums gebraucht werde. Denn auch dieses finde sich so häufig, wie kaum anderswo, nämlich 541, 566, 577, 622, 624, 628, 653, 674, 679, 693, d. h. zehnmal auf rund 150 Verse. Der Grund liege wiederum nicht in dem jüngeren oder höheren Alter, sondern im Stoff: Bei der langen Aufzählung der Helden bot sich die reichste Gelegenheit dazu, und da der Dichter, wie der Vortragende an bezeichnenden Beispielen (*E* 703—7, *Π* 162—68, *Θ* 111 bis 16) nachwies, gern mit dem Ausdruck wechselt, so ist es begreiflich, daß beide Formen, die 'ältere' und die 'jüngere', sich hier häufig finden. Aber es durfte diese Tatsache nicht verschwiegen werden. Kommt durch dieses ungründliche Verfahren schon

Hosted by Google

ein falsches Bild von dem wirklichen Gebrauch der Patronymika heraus, so ist es noch bedauerlicher und schärfer zu tadeln, wenn das, was der Verfasser richtig ermittelt hat, von den Anhängern der zersetzenden Kritik falsch widergegeben wird. So schreibt W. Meyer S. 63: Von den 15 genannten Freiern der Penelope haben nur vier ein Patronymikum. Daraus macht K. F. W. Schmidt (Berl. phil. WS. 1907 Sp. 1000: 'Keiner der Freier erhält ein Patronymikum', und P. Cauer GF.[2] S. 150 A. 2 nimmt dies unbesehen an (vgl. JB. 1912 S. 192/93). Der nächste Jahresbericht wird die Frage ausführlicher behandeln.

Die zehnte Sitzung begann mit einem Vortrage des Herrn Meister über Italisches in der altlateinischen Komödie.

1. Naevius Praetext. 5 R. ist zu lesen:

Vel Veiens regem salutat Vibe Albanum Amulium.

2. Plaut. Curc. 444 *Peredia* ist eine scherzhafte Verdrehung aus *Pisidia;* im griechischen Original scheint der Alexanderzug parodiert worden zu sein.

3. Die Überlieferung über die Heimat des Plautus scheint auf Kombinationen antiker Gelehrten zu beruhen; die Form seiner Namen spricht gegen die Herkunft aus Sarsina.

Als zweiter Redner sprach Herr Maas über Theocr. XV 8 und schlug unter Berufung auf zwei Stellen des Herodas (I 67 und VI 37) vor, das überlieferte τῆνος durch den Namen Δῖνος zu ersetzen.

Den Beschluß machte Herr Saekel mit Soph. Oed. tyr. 420. Der Vortragende analysierte zunächst die beiden grammatisch eng zusammengehörigen Verse 420 und 421, die sich durch doppelt gesetztes ποῖος (mit entgegengesetztem Versakzent) und das gemeinschaftliche Verbum οὐκ ἔσται σύμφωνος βοῆς τῆς σῆς als Anaphora des fragenden Ausrufs dokumentieren. Der Genitiv βοῆς τῆς σῆς hängt von σύμφωνος ab, weil der Begriff des Anfüllens zugrunde liegt (= mitklingend von deiner Stimme). Es muß also vom Echo die Rede sein. So verständlich nun ein solches beim Κιθαιρών ist, so seltsam ist es bei einem Worte wie λιμήν. Was aber in viel höherem Maße Anstoß erregt, ist die unerträgliche Inkonzinnität der beiden Glieder der Anaphora. Das psychologische Moment verlangt gebieterisch, daß die einzelnen Glieder unter einen gemeinsamen Oberbegriff fallen. Pind. Ol. II 2: τίνα θεόν, τίν' ἥρωα, τίνα δ' ἄνδρα; Hor. carm. II 1, 29 ff.: campus, gurges, flumina, mare, ora. Tritt daher spezieller Eigennamenersatz ein, so steht er 1. bei allen Gliedern, und 2. sind alle Eigennamen Vertreter desselben Oberbegriffs (Hor. carm. III 4, 53 ff. IV 5, 25 ff. I 12, 3 ff.:

cuius recinet iocosa
nomen imago

aut in umbrosis Heliconis oris
aut super Pindo gelidove in Haemo?)

So wird man in dem Bestreben, in λιμήν einen dem Κιθαιρών parallel stehenden Bergnamen zu finden, ganz von selbst auf den Ἑλικών, das andere große Gebirge Böotiens geführt. Man müßte dann im Verse entweder ἔσθ᾽ ἁλικών oder ἔσται ᾽λικών schreiben Krasis von -αι und ἑ- kommt in der Tragödie zwar vor, aber bisher sind nur Fälle beobachtet, in denen einsilbige Proklitika (καὶ) mit dem folgenden Worte verschmelzen (χἄτεροι). Die Komödie ist hierin wesentlich freier (Aristoph. pax 253 χρησθἀτέρῳ; ran. 509 περιόψομἀπελθόντα; Lys. 736 αὐθἠτέρα). Da nach Ansicht des Vortragenden λιμήν zweifellos korrupt ist, so bittet er zu erwägen: 1. Kann in λιμήν vielleicht ein anderer Bergname als Ἑλικών stecken? 2. Ist eine Verschmelzung auch zweisilbiger Wörter mit den folgenden aus tragischer Dichtung zu belegen?

Die elfte Sitzung (am 13. Dezember) war die Festsitzung. Den Vortrag hielt Herr Max Pieper über Herodot und Ägypten.

Otto Morgenstern.


Hosted by Google

ANZEIGEN

1) Heinrich Walther, J. Fr. Herbarts Charakter und Persönlichkeit in ihrer Entwicklung. VII, 308 S. Stuttgart, Berlin, Leipzig 1912, W. Kohlhammer. 6,50 ℳ.

Die beneidenswert dankbare Aufgabe, unter erstmaliger Benutzung der Fritzschschen Ausgabe von Herbarts Briefen, die Entwicklung des Philosophen zum 'fertigen Charakter, Pädagogen und Denker' zu schildern und damit zugleich zu der uns noch fehlenden erschöpfenden Biographie Herbarts eine der wertvollsten Vorarbeiten zu liefern, ist in dem vorliegenden Buche sehr glücklich gelöst; der allenthalben erkennbare große Fortschritt der Herbartforschung, den es bezeichnet, tritt äußerlich am stärksten zutage in der bisher noch ganz stiefmütterlich behandelten Bremer Zeit, aber er zieht sich mehr oder weniger durch die sämtlichen fünf Kapitel des Werkes hindurch, die die Oldenburger Kindheit und Schulzeit, die Universitätszeit in Jena, die Hauslehrerzeit in der Schweiz, 'Herbart in Bremen' und endlich — sehr richtig mitherangezogen — 'Herbart als Privatdozent in Göttingen' behandeln. Außer einem Register ist dem Buch ein Verzeichnis der Fachliteratur beigegeben, aus dem der im Vorwort mit Recht betonte Mangel an Vorarbeiten vor allem über Herbarts Verhältnis zu Leibniz, Fichte und Kant erneut fühlbar wird. Die Darstellung ist von wohltuender Frische; daß Verfasser mit der 'Ableitung von Gedanken Herbarts aus dem Milieu' vorsichtig ist, scheint mir sehr berechtigt: eine künftige Biographie wird auf diesem Gebiete immerhin — nicht nur im Interesse des Hintergrundes für das Lebensbild — noch manches zu bringen haben.

Dem an sich sehr verlockenden Gedanken, den Ausführungen des Waltherschen Buches von Abschnitt zu Abschnitt nachzugehen, darf ich an dieser Stelle nicht Folge geben, doch möchte ich mit besonderer Rücksicht auf den Leserkreis dieser Zeitschrift noch eines hervorheben: es gibt wohl kein zweites Buch über Herbart, das so geeignet ist, den Gymnasiallehrer in das Studium Herbarts einzuführen und ihn ein inneres Verhältnis zu dem Philosophen gewinnen zu lassen, wie das vorliegende; der Einblick in die Art, wie Herbart das geworden ist, was er heute für uns bedeutet, bringt ihn gerade dem wissenschaftlich gebildeten Lehrer ganz anders menschlich näher als die Beschäftigung mit dem 'fertigen' Philosophen — das gilt für das gesamte Werden des Mannes, am meisten vielleicht — um ein Beispiel zu geben von dem, was ich meine — von der Art, wie dem widerwilligen Studenten der Rechts-

Hosted by Google

wissenschaft doch auch die Jurisprudenz reiche kraftbildende Nahrung gibt, und es gilt ebensosehr oder noch mehr von dem auch in allen seinen Einzelheiten überaus anziehenden Vorgang, der aus Herbarts Erfahrungen in seiner Hauslehrerzeit mit den so verschiedenartigen Naturen seiner Zöglinge ein gut Teil von Herbarts pädagogischen Anschauungen in einer zum Teil wundervollen Durchsichtigkeit des Entwicklungsprozesses hervorgehen läßt; man scheidet von dem Buche, dem hoffentlich die Biographie Herbarts bald folgen wird, fast mit dem Gefühl, als sei vom werdenden Herbart noch mehr zu lernen als vom fertigen.

2) Lexikon der Pädagogik, im Verein mit Fachmännern und unter besonderer Mitwirkung von Hofrat Prof. Dr. Otto Willmann, hrsg. von Ernst M. Roloff, Lateinschulrektor a. D. 1. Band: Abbitte—Forstschulen. XVIII, 1346 S. Freiburg im Breisgau 1913, Herdersche Verlagshandlung. Geb. 14 bzw. 16 ℳ.

Das auf fünf Bände berechnete Werk ist bestimmt, für die veraltete 'Realenzyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens nach katholischen Prinzipien' von Rolfus und Pfister einen dem heutigen Stande der Forschung entsprechenden Ersatz zu bieten, und ein Stab von etwa 200 Mitarbeitern, unter denen sich bewährte Männer aus allen Gebieten des Bildungswesens befinden, läßt hoffen, daß der großzügige Plan erfolgreich und ohne Stockungen durchgeführt werden wird.

Auf die grundsätzliche Frage nach der inneren Berechtigung und nach der äußeren Zweckmäßigkeit einer katholischen Pädagogik im allgemeinen soll hier nicht näher eingegangen werden; tritt sie so einseitig und unwissenschaftlich weltfremd auf, wie es z. B. bei dem 'Dictionnaire d'Education publique et privée tant en France qu'à l'Etranger' der Fall gewesen ist, den der Abbé Raymond im Jahre 1853 der Migneschen Enzyklopädie beigegeben hat, so hat sie für die Betrachtung von vornhein auszuscheiden; etwas anderes ist es, wenn, wie in dem vorliegenden Buch, ein wenn auch durch die religiöse Anschauung bis zu einem gewissen Grade gebundener, aber doch nach wissenschaftlichen Prinzipien arbeitender Geist das Ganze beherrscht — auch der Vertreter einer andern Welt — und Religionsanschauung wird alsdann aus einem solchen Werke gern gar manche Belehrung schöpfen und von seinen Artikeln nicht nur als wertvollen Dokumenten der Ansichten und Grundsätze weiter Kreise unserer Mitbürger und Arbeitsgenossen mit lebhaftem Interesse Kenntnis nehmen.

Auf verhältnismäßig knappem Raume vieles zu bieten, ist in dem heute zu besprechenden ersten Bande dem Herausgeber und seinen Mitarbeitern vortrefflich gelungen; überblickt man das Verzeichnis der Artikel, so fällt vor allem die Betonung der historisch-biographischen Seite der Pädagogik angenehm ins Auge, die naturgemäß die der katholischen Kirche angehörenden Pädagogen ausgiebiger behandelt, als das sonst der Fall ist; Gestalten wie Don Bosco und Joseph von Calasanza näher kennen zu lernen, ist auch für den nichtkatholischen Pädagogen von großem Interesse, und man gewinnt an der Hand der einschlägigen Literaturnachweise — für Albertus Magnus habe ich den

Hosted by Google

Hinweis auf Grabmanns Geschichte der scholastischen Methode vermißt — gern einen Einblick in eine ohne Zweifel sehr kennenswerte und noch viel zu wenig bekannte Welt ideal gerichteter und trotz vielfacher Einseitigkeit doch in mancher Hinsicht vorbildlicher Schaffensfreudigkeit. In dem Artikel 'Biographie' wäre ein Abschnitt über die Biographie als Quelle schulgeschichtlicher Forschung im Sinne meiner jetzt auch im Literaturbericht der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte aufgenommenen Forderungen angebracht gewesen; wenn ich vom Standpunkt eigener Arbeit aus noch zwei andere Bemerkungen machen darf, so vermisse ich in der Literatur über Ernst den Frommen den Hinweis auf mein Buch über 'Volkserzieher', natürlich nicht wegen der Materie des darin enthaltenen Abschnittes über den Fürsten, sondern nur mit Rücksicht auf die grundsätzliche Frage der volkserziehungswissenschaftlichen Betrachtung im allgemeinen; unter ähnlich grundsätzlichem Gesichtspunkt scheint mir in dem Artikel 'Chrestomathie' der Hinweis auf meine kleine Schrift über die Verbindung der sachlichen mit der sprachlichen Belehrung zu fehlen.

Was die Literaturnachweise und die damit natürlich stark im Zusammenhang stehende Textgestaltung der Artikel im großen und ganzen betrifft, so kann man, wie begreiflich, gar manches darin anders wünschen und auch mehr als eine Lücke feststellen, was wohl vor allem für die das Fachschulwesen betreffenden Abschnitte gilt, aber alles in allem ist in dem Buche wirklich Gutes und sorgfältig Durchgearbeitetes in erfreulicher Einheitlichkeit geboten, und Artikel wie der über die 'Archäologie als Hilfsdisziplin' können nach Absicht und Anlage geradezu als mustergültig bezeichnet werden. So sei das Buch denn als eine ansehnliche Bereicherung unserer pädagogischen Fachliteratur bestens willkommen geheißen und ihm ein gleich glücklicher Fortgang gern gewünscht.

3) A. Huther, Grundzüge der allgemeinen Charakterologie mit besonderer Berücksichtigung der pädagogischen. Leipzig 1910, Otto Nemmich (Pädagogische Monographien, hrsg. von E. Meumann Bs. 10). 95 S. 2,80 ℳ, geb. 4,30 ℳ, für Abonnenten der Zeitschr. für experimentelle Pädagogik 2,25 bzw. 3,45 ℳ.

Die nützliche Arbeit behandelt in drei Hauptteilen die Arten des Temperaments, die Arten der praktischen oder Charakterveranlagung im engeren Sinne und die Arten der theoretischen Veranlagung; die Fachliteratur, die übrigens seit dem Erscheinen des Buches schon manchen wertvollen neuen Zuwachs erfahren hat, ist eingehend und umsichtig benutzt; an beachtenswerten eigenen Gedanken fehlt es in keinem Abschnitt. Daß eine solche Charakterologie auch für die praktische Arbeit in der Schule vortreffliche Fingerzeige gibt, liegt auf der Hand; in dem vorliegenden Buche ist in dieser Beziehung nicht nur für die Beurteilung der Schülertypen, sondern auch für die Behandlung von geschichtlichen und dichterischen Gestalten viel Anregendes zu finden. Von Einzelheiten seien an dieser Stelle wenigstens die Bemerkungen hervorgehoben, die Verf. auf S. 54 über den Reichtum der antiken Welt an

Hosted by Google

hervorragenden Charakteren macht; der von Huther richtig formulierte 'Gedanke der Neuhumanisten, die Bilder reiner Menschlichkeit, wie sie sich an den alten Griechen und Römern darstellen, im Interesse der sittlichen Bildung der Jugend zu verwerten', hat auch für unsere Zeit seine Bedeutung nicht verloren — die Kunst dieser Verwertung will freilich mit offenem Sinn für den Wert der Persönlichkeit erworben und ausgeübt sein —, eine Vorbedingung, der die Zeitgenossen Schillers und Humboldts besser entsprachen als wir Heutelebenden, weil an ihrer Jugend nicht so viel herumnivelliert wurde wie an der unseren.

4) W. Stern, Der Student und die pädagogischen Bestrebungen der Gegenwart. Vortrag nebst Diskussion in der Versammlung der Ortsgruppe Breslau des Bundes für Schulreform am 7. Dezember 1912. Leipzig u. Berlin 1913. B. G. Teubner (Säemann-Schriften für Erziehung und Unterricht Heft 6). 29 S. 0,60 ℳ.

Den deutschen Studenten auf dem Wege der Selbsthilfe mit der Pädagogik als Kulturbewegung, nicht als Fachangelegenheit bekannt zu machen, war der Zweck, zu dessen Erörterung die in der vorliegenden Schrift geschilderte Versammlung im Auditorium Maximum der Breslauer Universität stattfand; mit Recht hebt Stern in seinem anregenden Vortrag hervor, daß es sich für die Studenten nicht um Stellungnahme zu dieser und jener These, sondern nur um Einstellung auf die Gesamtheit der Probleme handeln kann. Hält sie sich von Einseitigkeiten und von Übertreibungen frei, so kann die schon an mehreren Hochschulen lebhaft tätige Bewegung in diesem Sinne gewiß sehr Gutes zeitigen und im besonderen den künftigen Oberlehrern manche Förderung bringen; eine schwere Gefahr für die an sich gute Sache würde es bedeuten, wenn die studentische Jugend ohne das Vorhandensein eines nur auf volkserziehungswissenschaftlicher Grundlage möglichen festen Planes vorschnell in alle die Einzelbestrebungen hineingezogen würde, die sich heutzutage, durch starke Verspätung ihres Auftretens, in ein zu hastiges Tempo gedrängt, im 'Erfassen der Jugend' den Rang streitig machen. Sichere Führung in dieser Wirrsal ist nur zu finden, wenn endlich auch an den Hochschulen vollgültige Stätten der Forschung für alle die Arbeitsgebiete geschaffen werden, die ich vor zehn Jahren in meiner Schrift über ein Reichsamt für Volksbildung gekennzeichnet habe; wenn irgend etwas, so könnte meines Erachtens der Verlauf der heutigen Jugendpflegebewegung auch den Widerwilligsten belehren, wie berechtigt die damals von mir aufgestellten Forderungen gewesen sind; ich greife an dieser Stelle auf sie zurück, weil sie mir auch für die Breslauer Bestrebungen brauchbare Richtlinien zu geben scheinen.

Frankfurt a. M. Julius Ziehen.

Morsch, Prof. Dr. Hans, Das höhere Lehramt in Deutschland und Österreich. Ergänzungsband zur zweiten Auflage (1910), die amtliche Stellung der Oberlehrer in Deutschland und Österreich nach den neuesten Dienstanweisungen nebst sonstigen Ergänzungen enthaltend. Leipzig und Berlin 1913 B. G. Teubner. IV und 99 S. 3,60 ℳ, geb. 4 ℳ.

Als im Jahre 1910 die hier (Jhgg. 65 S. 558 ff.) angezeigte zweite Auflage von H. Morschs rühmlichst bekanntem Werk erschien, war eine

Hosted by Google

Anzahl wichtiger neuer Bestimmungen in Vorbereitung. Doch verzögerte sich deren Veröffentlichung so, daß die Darstellung und Kritik in der neuen Bearbeitung des 1905 zuerst erschienenen und bald vergriffenen Buches nicht abgewartet werden konnte. Der Verfasser sah sich daher jetzt genötigt, in einem Ergänzungsbande zu der neuesten Entwicklung seines Gegenstandes Stellung zu nehmen. Er behandelt hier in einer kurzen Einleitung Versetzung und Reifeprüfung, bespricht dann kurz die Vor- und Nachteile von Ministerial- und Kollegialsystem, um sich endlich in zwei längeren Abschnitten mit den neuen Dienstordnungen für Leiter und Lehrer höherer Unterrichtsanstalten und mit den Versetzungen und Versetzungsprüfungen zu beschäftigen. In einem Anhange bringt er endlich, z. T. fragmentarisch, Ergänzungen zu den in dem Hauptbande der zweiten Auflage enthaltenen Abschnitte, namentlich eine Zusammenstellung der seitdem vielfach aufgebesserten Gehaltsverhältnisse und eine Vergleichung dieser Gehaltssätze mit denen der Richter erster Instanz.

Was an beiden Auflagen des Hauptwerkes gerühmt worden ist, das gilt auch von diesem Ergänzungsbande, die freie Beherrschung des spröden, so vielspältigen Stoffes, die Klarheit der Darstellung, die kritische Stellungnahme zu den einzelnen Bestimmungen. Aber leider muß auch in noch höherem Maße, als es schon bei der Anzeige der beiden Hauptbände geschehen ist, beklagt werden, daß der Verfasser den Wert seiner Arbeit gelegentlich durch Äußerungen animoser Gesinnung gegen die Direktoren und tendenziöse Auslegung ihrer Maßnahmen geschädigt hat. Der Raum dieser Anzeige gestattet es nicht, auf Einzelheiten einzugehen. Aber im allgemeinen dies Verhalten festzustellen und zurückzuweisen ist doch die Pflicht des Berichterstatters. Niemand, der die Dinge sieht, wie sie sind, wird Irrtümer, Entgleisungen, Mißgriffe, gelegentlich auch durch Ungeschicklichkeit, zugegeben sogar durch Eigensucht hervorgerufene falsche Schritte einzelner Leiter leugnen wollen. Aber in reichlich dem selben Maße kommen solche — Menschlichkeiten auch auf der andern Seite vor. Ausnahmen immer zugegeben! Aber Erfahrungen, die der einzelne gemacht hat, verallgemeinern und in der Öffentlichkeit als das Normale mehr oder minder deutlich bezeichnen, das sollte doch vermieden werden.

Berlin-Pankow. Max Nath †.

---

1) Leitfaden der deutschen Literaturgeschichte in Aufgaben, Fragen und Antworten und mit Angabe des Inhalts der Dichtungen, zusammengestellt von Karl Cornelius. Zweite neu bearbeitete Auflage von G. Backhaus, Seminaroberlehrer. Paderborn (Schöningh) 1913. 8. XIII, 204 S. ℳ 2,40.

Beim Durchlesen des Buches mußte ich an H. Sohnrey denken, der von seiner Jugendzeit erzählt: ‘Auf der Präparandenanstalt war ich dreiundeinhalbes Jahr mit massenhaftem Auswendiglernen beschäftigt ... auf dem Seminare lag ich drei Jahre lang dem selben Geschäfte ob, ohne viel zu profitieren.’ Solch harte und lieblose, gewiß auch nicht richtige Urteile werden herausgefordert durch solche Bücher und eine Unterrichts-


Hosted by Google

methode, in deren Dienste sie stehen oder die sich ihrer bedient. Man denke sich unsere ganze schöne deutsche Literatur aufgelöst in Frage und Antwort, die Antworten mit Zahlen und Buchstaben im Texte klar gegliedert! Beispiel: 1. Wodurch wurde die Blüte unserer mittelalterlichen Literatur herbeigeführt? I. Durch die hohe Bedeutung, zu der die christliche Kirche gelangt war. Denn 1) in ihr fand das ganze deutsche Volk unangefochtene geistige Befriedigung. 2) Ihre Bedeutung trat in den Kreuzzügen zutage, die a) die Geister belebten und b) zur Poesie anregten, aber auch ihnen neuen Inhalt zuführten, und zwar α) durch die Pracht der . . . . usw. bis zu 7. F. 2. b) Gustav Freytag aa) Lebensgang. bb) Die bemerkenswertesten Werke desselben (!). Eine solche Form ist wirklich grausam. Der in der Einleitung ausgesprochene Zweck: '3. hiermit zugleich die Dispositionen zu einschlägigen Aufsätzen zu verbinden', scheint mir die Form nicht genügend zu rechtfertigen, oder er läßt sich eben nicht erreichen. Und dabei ist die Literaturgeschichte inhaltlich nicht einmal schlecht; soweit ich gesehen (man wird es mir nicht verargen, daß ich nicht alles gelesen), steht sie, was Einteilung, Darstellung der Zusammenhänge, Hervorhebung des Wichtigen, Beurteilung im einzelnen betrifft, sogar auf der Höhe wissenschaftlicher Forschung. Nur wird in dem pädagogischen Bestreben, recht klar zu sein, häufig des Guten zuviel getan. Wenn von Luthers Sprache gesagt wird, er habe ihr in seiner Bibelübersetzung 'Kraft und Milde, Anmut und Würde, Klarheit und Schärfe zu verleihen gewußt' und sie sei außerdem ausgezeichnet durch 'Selbständigkeit und Treue, durch schlichte Einfalt, urwüchsige Kraft und Reinheit' so hat man zum Schlusse doch keine rechte Vorstellung. Einige Worte aus Luthers Sendbrief vom Dolmetschen hätten mehr gesagt. Die sieben Lieder, die der Verfasser apodiktisch für 'seine bekanntesten Kirchenlieder' erklärt, halte ich nicht dafür. Warum fehlen: Aus tiefer Not . . . Nun freut euch lieben Christen . . . Mitten wir im Leben sind . . .? — Gryphius' Bedeutung für die Entwicklung des deutschen Dramas wird stark überschätzt, von der Einwirkung der englischen Schauspielertruppen im 17. Jahrhundert wird auch bei der Betrachtung des Dramas (S. 9) nichts gesagt. Die Erklärung des Aristotelischen πάθος-Begriffes ist mißverständlich. — Eichendorff, Immermann, Platen gehören trotz mancher Gegensätze doch zur Romantik. Daß die allerneueste Dichtung nicht betrachtet wird, halte ich für keinen Nachteil, immerhin scheint es bedenklich, einen Einschnitt mit dem Tode Wilhelms I. zu machen. Die Erwähnung der wissenschaftlichen Prosa am Schluß ist sehr gut, doch ist die Auswahl gar zu beschränkt. Unter den Historikern mußten mindestens noch Sybel und Mommsen genannt werden, von andern (genannt sind nur Möser, Forster und die beiden Humboldt) waren für verschiedene Gebiete Namen zu nennen, vor allem für das der Literaturgeschichte. Die vorangestellte Poetik ist zu kurz, um wissenschaftlich brauchbar zu sein. Von den elf 'bekanntesten' Versfüßen sind viele gar nicht bekannt, die Scheidung in 'echt deutsche' und 'griechisch-römische' ist geradezu unmöglich. Auch die unter aa) bis ee) zusammengestellten 'bemerkenswerten' Verse bilden eine merkwürdig unwissenschaftlich zusammengewürfelte Gesellschaft.


Hosted by Google

2) Literaturproben. Ein Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte. Herausgegeben von Prof. Dr. Gustav Heide. Nürnberg (Korn) 1912. 8. XII, 181 S. geb. ℳ 1,80.

Wenn die Aufgabe überhaupt zu lösen ist, in einer Unterrichtsstunde in der Oberklasse die Schüler an Proben, die mit ihnen in der Klasse gelesen werden, in die Literatur einzuführen, so ist mit diesem Buche die Frage der Auswahl dafür glänzend gelöst. Es beginnt allerdings erst mit Opitz und beschränkt sich bei den älteren Dichtern auf eine bis höchstens drei kurze Proben; diese aber sind vorzüglich ausgewählt. Klopstock und Herder sind reichlicher vertreten, die Auswahl von Lessings Laokoon dagegen scheint mir zu knapp. Vorzüglich ist die Zusammenstellung für Goethe und Schiller, wo allgemein Bekannntes und früher Gelerntes weggelassen wird. Daß die Zeit nach Goethe in bezeichnenden Proben, auch des sonst weniger bekannten Epos in Versen, vertreten ist, wird manchem das Buch für seinen Unterricht brauchbar machen, auch wenn er es nicht von seinen Schülern kann anschaffen lassen.

Cassel. Karl Heinze.

Richard M. Meyer, Deutsche Stilistik. Zweite, verbess. u. vermehrte Auflage. München 1913. O. Beck. XII u. 257 S. Geb. 12 ℳ (= Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen, hrsg. von Adolf Matthias. III. Bd., 1. T.).

Als diese deutsche Stilistik 1906 zum erstenmal ausging, bedeutete sie eine Tat, den ersten Versuch eines vollständigen Gebäudes einer wirklich wissenschaftlichen Stilistik. Es war in sauberer Trennung aufgeführt ebenso von Stilistik, Rhetorik und Poetik, deren Verquickung für Becker-Lyons 'Deutschen Stil' kennzeichnend war, wie von Stilistik und Grammatik, die des Berichterstatters von Meyer vielleicht zu wenig beachtetes Buch 'Sprachleben und Sprachschäden' in seine Würdigung der Schwankungen des Sprachgebrauchs gleichzeitig einbezogen hatte. Ebenso war es nicht mehr zuerst oder gar allein auf Regeln abgesehen, durch deren Anwendung man deutschen Stil lernen solle. Die Stilistik war zwar als die Lehre von der kunstmäßigen Anwendung der fertigen Rede, ihrer Elemente und ihrer umgestaltenden Faktoren, die deutsche Stilistik als die Lehre von der kunstmäßigen Anwendung der deutschen Sprache bestimmt; aber die Behandlung aller einbezogenen Gebiete begann mit der psychologischen Erläuterung des Tatsachenbestandes und schritt dann zu dessen geschichtlicher Einreihung fort, und erst nachdem eine Erscheinung diesen beiden Behandlungsweisen unterworfen worden war, folgten als Abschluß normative Winke für die Verwertung des Ergebnisses. Vor allem erschienen bei dieser psychologisch-historischen Betrachtung die Kunstmittel, auf denen die Wirkung der Rede beruht, doch nicht als von vornherein bezweckt und ertüftelt, sondern nur auf natürlicher Grundlage weiter ausgebildet, so daß der individuellen Anlage ihr Recht gelassen und segensreiche Wirkung des Musters wesentlich auf Geistesverwandtschaft zwischen Meister und Nachahmer beschränkt wurde. Meyer fußte mit seinen Auslassungen, Erläuterungen und Beispielen auf seiner bekannten staunenswerten Vertrautheit ebenso mit den Meistern der deutschen Rede und Dichtung wie mit der einschlägigen

Hosted by Google

Literatur auch des Auslandes, zumal des englisch-amerikanischen und französischen; und trotz des öfter zu machenden Eingeständnisses von dem bittern Mangel genügender Vorarbeiten im einzelnen stellte denn auch der erste Versuch sogleich den unbestrittenen Erfolg dar, daß hier manchmal herausfordernd eigenartig, meist aufs knappste und immer geistreich ein gewaltiger Stoff gebändigt war.

Nur verständlich daher, daß der Verfasser seinem Werke auch in der neuen Auflage denselben Aufbau, fast immer auch denselben Wortlaut gelassen hat. Und doch kann man fragen, ob in das Gebälk dieses Gebäudes: Wort, Wortverbindung, Satz, Satzverbindung je in formeller und inhaltlicher Hinsicht (Kap. 2—7, 9, 10) die Fachstücke immer naturgemäß eingeordnet und das Gebälk selbst immer am vorteilhaftesten aneinandergefügt ist. Meines Erachtens stände Kap. 8 (Arten der Sätze) besser vor Kap. 6 f., und Kap. 14 (Umgestaltende Faktoren) besser vor 13 (Arten der Prosa), schon weil sich dann der — wohl durch die frühere Verbindung von Stilistik und Rhetorik veranlaßte — Anhang 'Rhetorik' naturgemäßer anfügte. Die Vermehrung, die das Titelblatt meldet, beträgt 20 Seiten, und sie stellt an dem trefflichen Werke doch insofern noch eine bedeutende Verbesserung dar, als durch 62 kleinere und größere Zusätze für manche Erscheinung noch ein weiterer Fall abgegrenzt, für viele der behandelten Kunstmittel aus den Schätzen reichster Belesenheit immer noch ein weiteres, noch sprechenderes Beispiel beigebracht ist.

Das Buch, das jedenfalls erneut die wärmste Empfehlung verdient, kann namentlich in zwei Richtungen förderlich werden. Indem es lehrt, wie tief und geistvoll stilistische Fragen behandelt werden können, gewinnt es vielleicht aus der höheren Lehrerschaft immer mehr Kräfte für die stilkritischen Einzeluntersuchungen über die Meister deutscher Rede und Dichtung, die der Verfasser so sehr vermißt; und in einer Zeit, wo für die höhere Schule mit Recht umfassendere Prosalektüre wie häufigere Pflege bewußterer eigener Sprachgestaltung geforder twird, gibt es dem Lehrer für beide Aufgaben treffliche Winke, so gewiß er sich hüten muß, das Meyersche System als solches an die Schüler heranzubringen oder in seinen praktischen Übungen auch nur all die dem alten Hellas entlehnten Fachausdrücke aufzutischen!

Plauen i. V. Theodor Matthias.

Ludwig Traube, Vorlesungen und Abhandlungen, herausgegeben von Franz Boll. Erster Band. Zur Paläographie und Handschriftenkunde. München 1909, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. LXXV und 263 S. gr. 8.

Zu den schmerzlichsten Verlusten, welche die Universität München in neuerer Zeit erlitten hat, gehört der des Professors der Philosophie Ludwig Traube. Er starb am 19. Mai 1907, noch nicht 46 Jahre alt, inmitten rastloser, erfolgreicher Forscherarbeit. Ein paar seiner Freunde und Schüler übernahmen es, seinen wissenschaftlichen Nachlaß zu sichten und ihn, soweit dies im Interesse der Wissenschaft liege, zu veröffentlichen. Die ausgewählten Schriften, Vorlesungen und Abhandlungen


Hosted by Google

sollten in fünf Bänden erscheinen. An die Spitze des Unternehmens trat Professor Dr. Franz Boll.

Boll hat für den ersten Band außer dem über den ganzen Plan der Veröffentlichung orientierenden Vorwort auch die biographische Einleitung (S. IX—XLVII) geschrieben, in der Traubes Leben und Schaffen eine ziemlich eingehende Darstellung und gerechte Würdigung gefunden hat. Alle weitere Arbeit für die Fertigstellung des ersten Bandes hat Paul Lehmann übernommen. Von seiner Hand stammen zunächst zwei Verzeichnisse, nämlich 1. 'L. Traubes Veröffentlichungen' (S. XLVIII – LX) und 2. 'L. Traubes handschriftlicher Nachlaß' (S. LXI — LXXIII). In dem ersten Verzeichnisse sind Traubes sämtliche Bücher, Aufsätze und Rezensionen aus den Jahren 1878 — 1907 in 153 Nummern aufgeführt, in dem zweiten seine nicht gedruckten Vorlesungen und Abhandlungen in 57 Abteilungen. Sodann hat Lehmann die für den ersten Band ausgewählten Schriften Traubes durchgesehen und, was zu ändern nötig schien, geändert. Als Grundsatz galt ihm hierbei, Traubes Darstellung so weit als irgendmöglich unangetastet zu lassen und sich bei den Änderungen auf die Berichtigung offenbarer Versehen und Flüchtigkeiten sowie auf die Ergänzung der literarischen Nachweise zu beschränken. Und die Beschaffenheit der Traubeschen Aufzeichnungen, die meist auch stilistisch wohl abgerundet waren, machten diese Beschränkung möglich. Nur in dem Anhange über die lateinischen Handschriften in alter Capitalis und Uncialis hat Lehmann zu der Traubeschen Niederschrift, die allem Anscheine nach bloß zum Privatgebrauche des Autors bestimmt war, nicht unbeträchtliche Ergänzungen aus Eigenem hinzugefügt und sich daher hier als Bearbeiter bezeichnet.

Folgende Schriften sind in dem ersten Bande vereinigt: 1. 'Geschichte der Paläographie' S. 1—80, 2. 'Grundlagen der Handschriftenkunde' S. 81 — 128, 3. 'Lehre und Geschichte der Abkürzungen' S. 129—156 und 4. als Anhang: 'Die lateinischen Handschriften in alter Capitalis und in Uncialis' S. 157—263, lauter Schriften zur lateinischen Paläographie und Handschriftenkunde. So läßt uns dieser erste Band den Philologen Traube in seiner Haupteigenschaft, nämlich als Paläographen, erkennen. Denn der Paläographie hatte er je länger desto mehr seine Forscherarbeit vorzugsweise zugewandt und in ihr sich einen ganz hervorragenden Ruf erworben.

Nach Traubes Ansicht sollte die Darstellung jeder Disziplin mit einer geschichtlichen Übersicht beginnen: das erheische den Wunsch, aus der Kenntnis der Vergangenheit ein Korrektiv für die in der Zukunft liegende Weiterentwicklung zu gewinnen. Demgemäß hat er selbst an den Anfang seiner paläographischen Vorlesungen eine Geschichte der Paläographie gestellt. Sie ist in ihrer Art ein Meisterstück. Zwar ist sie etwas knapp gehalten, aber doch eingehend genug, um begreifen zu lehren, was die Aufgaben der Paläographie — das richtige Lesen der Handschriften, das Datieren und örtliche Fixieren der selben und der Nachweis ihrer Fehlerquellen — was diese dreifache Aufgabe nicht bloß für die Gewinnung eines richtigen Textes der alten Schriftsteller, sondern auch für ein tieferes Eindringen in unsere mittelalterliche

Hosted by Google

Kulturgeschichte zu bedeuten hat. Die Handschriften erscheinen hier auch als geschichtliche Dokumente, als Zeugen von den geistigen Kämpfen vergangener Zeiten; und die großen Schöpfer der paläographischen Wissenschaft, Papebroch und Mabillon, de Montfaucon, Maffei und die beiden Benediktiner Tassain und Toustain, sie treten uns als Vertreter wichtiger Lebensinteressen und dabei zugleich, jeder in seinem eigenartigen Streben und Arbeiten, als echte Persönlichkeiten entgegen. Sie sind dem Verf. große, bedeutende Menschen, Arbeiter von seltener Kraft und Ausdauer; ja Titanen der Arbeit möchte er sie nennen. So hoch schätzt er jene Männer und ihre Arbeit ein. Doch läßt er auch den neueren Paläographen die ihnen zukommende Anerkennung zuteil werden. Für den größten Paläographen der neuesten Zeit erklärt er den Franzosen L. Delisle und für das beste Unterrichtsmittel die Schrifttafeln zur lateinischen Paläographie von Fr. Steffens. In das Lob W. Wattenbachs aber, der als der deutsche Paläograph par excellence angesehen wird, stimmt er nur mit Einschränkung ein. Der ganze Abschnitt ist ausgezeichnet durch die Beherrschung des Stoffes, durch Sicherheit des Urteils und Klarheit der Darstellung.

Der nächste Abschnitt, Grundlagen der Handschriftenkunde betitelt, handelt nach einer kurzen Einleitung 1. über den Körper, dem die Schriftwerke anvertraut sind, die Beschreibstoffe Papyrus, Wachs, Pergament und Papier, 2. über die Aufbewahrungsstätten der Rollen und Kodizes, die Bibliotheken in alter und neuer Zeit. Bei der Erörterung über den Papyrus wird auch der neuesten Papyrusfunde und bei der Besprechung des Pergaments ganz besonders der Palimpseste gedacht. Es sind ja die ältesten auf Pergament geschriebenen Schriften in den Palimpsesten auf uns gekommen, und sie ermöglichen einen tiefen Blick in die älteste lateinische Paläographie. Mit Recht wird auch der große Fortschritt hervorgehoben, der durch das Aufkommen des Pergamentkodex an Stelle der schwer zu handhabenden Papyrusrolle für die Quellenbenutzung herbeigeführt wurde. Mit der Geschichte der Bibliotheken sind Angaben über den Stand der Handschriftenkataloge verbunden. Und wie Traube überhaupt darauf bedacht ist, künftiger Forschung die Wege zu weisen, so läßt er es sich besonders angelegen sein, hier die Lücken nachzuweisen, welche in der Bibliographie noch auszufüllen sind.

Ein äußerst interessanter Abschnitt des Buches ist der über Lehre und Geschichte der Abkürzungen. Es ist ein Vortrag, den Traube in der Akademie der Wissenschaften zu München 1899 gehalten und in dem er die Hauptergebnisse einer größeren Arbeit, die er unter Händen hatte, geschickt zusammengefaßt hat. Behandelt sind darin die lateinischen Abkürzungen, und zwar hauptsächlich die sog. Kontraktionen, welche in den mittelalterlichen lateinischen Handschriften das vorherrschende Kürzungssystem sind. Älter als die Kontraktion ist die Suspension. Von einem durch Suspension gekürzten Worte bleibt nur der erste Teil, im äußersten Falle nur der erste Buchstabe stehen. Bei der Kontraktion bleibt Anfang und Ende des Wortes, und die Mitte fällt aus. Doch gibt es innerhalb der beiden großen Klassen


Hosted by Google

der abgekürzten Wörter noch kleine Nuancen, und nicht immer hat man Suspensionen und Kontraktionen richtig zu unterscheiden vermocht. Als sicherstes Kennzeichen dafür, daß ein Wort durch Kontraktion, nicht durch Suspension gekürzt ist, betrachtet der Verf. das Vorhandensein des Wortendes. So sind epi (= episcopi) und epo (= episcopo) Kontraktionen, wogegen ep. oder episc. oder episcop., für alle Kasus des Singulars und des Plurals, also für episcopus, episcopi, episcopo usw. ohne Unterschied gebraucht, Suspensionen sind. Die Kontraktion, die das Verständnis der Wörter besser sichert als die Suspension, hat zweifellos gerade deshalb, nachdem sie einmal aufgekommen war (6.—8. Jahrh.), die Suspension mehr und mehr zurückgedrängt, wenn auch nicht vollständig verdrängt.

Das Hauptabsehen bei der Darstellung ist darauf gerichtet, den Nachweis zu führen, daß 1. das mittelalterliche System der Kontraktionen nicht von irgendwelchen lateinischen Profanhandschriften ausgegangen ist, sondern in der Kontraktion seinen Ursprung hat, mit welcher die *nomina sacra* in den ältesten kirchlichen lateinischen Handschriften geschrieben werden, sonach nicht heidnischen, sondern christlichen Ursprunges ist, und daß 2. die lateinischen kirchlichen Handschriften mit ihrer Kontraktion nur noch ältere griechische kirchliche Handschriften nachahmen. Man muß das Einzelne in dem Buche selbst nachlesen. Hier nur ein paar Beispiele zur Veranschaulichung des Sachverhaltes. Zu 1. der Beweisführung: Nach Analogie des kontrahierten nomen sacrum DS (Deus) bildete man ms (meus), aber auch nr (noster) u. a. und nach SPS (Spiritus) bildele man z. B. EPS (episcopus). Zu 2.: Die Formen ΘC (Θεός), Gen. ΘΥ, Dat. ΘΩ, Acc. ΘΝ der ältesten griechischen kirchlichen Handschriften wurden die Vorlage für DS, DI, DO, DM in den lateinischen kirchlichen Handschriften und ΠΝΑ (Πνεῦμα) das Vorbild für SPS (Spiritus).

Man muß sagen, daß dem Verf. seine zweifache Beweisführung recht wohl gelungen ist. Es sind allerdings nur wenige nomina sacra, die in den lateinischen kirchlichen Handschriften durch Kontraktion gekürzt werden, und in den griechischen nur einige mehr, im ganzen 15; aber jene wenigen lateinischen Kontrakta kommen sehr häufig in allen christlichen Texten vor, und nach ihrer Analogie sind — das ist Traubes wohlbegründete Behauptung — die sämtlichen Kontraktionen in den mittelalterlichen lateinischen Texten aufgekommen. Durch ein ziemlich umfangreiches Material glaubt Traube auch näher nachweisen zu können, wie nach und nach entweder Wörter, die früher nicht gekürzt wurden, von einer gegebenen Zeit an mit Kontraktion geschrieben werden, oder Wörter, die bis dahin als Suspensionen behandelt wurden, sich in Kontraktionen verwandeln, beides nur unter dem Einflusse der nomina sacra.

Wenn nun der Verf., wie er die Kontraktionen der lateinischen nomina sacra auf griechische Vorbilder zurückgeführt hat, auch noch den Ursprung des griechischen Systems in der hebräischen Schrift suchen möchte, so ist er, scheint es, sich selbst darüber nicht unklar gewesen, daß das ein Versuch ist, für dessen Richtigkeit sich zwar einiges anführen, aber ein strikter Beweis sich schwerlich erbringen läßt.


Hosted by Google

Am Schlusse des Buches findet sich ein Anhang: 'Die lateinischen Handschriften in alter Capitalis und in Uncialis, auf Grund von L. Traubes Aufzeichnungen bearbeitet durch Paul Lehmann.' Dieses reichhaltige Verzeichnis enthält Angaben über die Schriftheimat und die Bibliotheksheimat (d. i. die älteste bekannte Aufbewahrungsstätte) der Handschriften und hauptsächlich die literarischen Nachweise über ihre Beschaffenheit. Es kann dem Handschriftenforscher wertvolle Hilfe leisten.

Vermissen wird man in der Reihenfolge der Abschnitte die systematische Behandlung der Schriftarten. In den Vorlesungen Traubes hat sie, wie uns gesagt wird, durchaus nicht gefehlt, sondern einen breiten Raum eingenommen. Aber Traube knüpfte diese Darlegungen an sein Anschauungsmaterial und zog seine Zuhörer dabei zu eigener Betätigung, zur Mitarbeit heran. Aufzeichnungen über die Entwicklung der Schriftarten, die hätten in Druck gebracht werden können, hat er nicht hinterlassen.

Die hier angezeigten und andere von Traube selbst schon veröffentlichte paläographische Arbeiten sind sämtlich nur als Vorarbeiten zu dem umfassenden Hauptwerke, zu der historischen lateinischen Paläographie zu betrachten, deren Ausarbeitung er sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte. Daß sein frühzeitiges Ende ihn an der Vollendung dieser Aufgabe verhindert hat, das hat sicherlich einen großen Verlust zunächst für die paläographische, dann aber auch für die philologische Wissenschaft überhaupt zu bedeuten.

Zum Schluß ein paar Worte Traubes über den Wert und die Bedeutung der klassischen Philologie für unser Volk. Sie stehen in der biographischen Einleitung (S. XXXVIII). 'Das Studium der alten Sprachen, der antiken Kultur und Literatur an der Hand der Quellen und unter ihrer steten Kontrolle schärft den Geist, übt die Unterscheidungsgabe, spornt an, auch auf jedem anderen Gebiete zu fragen: Ist das so, kann das so sein, muß das so sein? Der Durchschnitt der Urteilskraft unseres Volkes hatte durch die Beschäftigung mit dem klassischen Altertume eine von anderen Nationen beneidete Höhe erreicht. Wenn wir eitel waren, konnten wir sagen: wir haben mehr Urteil und weniger Vorurteile als die anderen.' Bolle fügt ergänzend hinzu: 'Der mit dem Aufgeben der humanistischen Bildung unvermeidlich verbundene Verfall des Quellenstudiums schien ihm mit der Forschung auch die Kultur unheilbar zu schädigen.'

Gera (Reuß). Albert Grumme.

Dr. K. Regling: Die griechischen Münzen, Heft 3a der *Tabulae quibus antiquitates Graecae et Romanae illustrantur.* Tafel 4 ℳ, Text dazu apart 1 ℳ. 2. völlig neubearbeitete Auflage. Leipzig, K. F. Koehler. 1913.

Die vorliegende Neubearbeitung ist mit großer Freude zu begrüßen. Den Münzabbildungen sind die Fortschritte der modernen Reproduktionstechnik in hohem Maße zugute gekommen, und der erläuternde Text steht auf der Höhe der neuesten numismatischen Forschung. Der Beschreibung der griechischen Münzen, 'in die nach üblicher Terminologie auch die fremdsprachigen antiken Münzen, soweit sie nicht römische


Hosted by Google

Reichsmünzen sind, einbezogen sind', geht eine Einleitung folgenden Inhalts voran: § 1: Entstehung und Herstellung der Münze. § 2: Münzfüße und Münzsorten. § 3: Bilder und Aufschriften. § 4: Münzrecht und Münzverwaltung. In diesen vier Paragraphen steckt weit mehr, als man unter dem schlichten Namen 'Einleitung' vermuten sollte. Es wird da auf 16 Seiten eigentlich eine Geschichte des griechischen Münzwesens gegeben, und zwar mit einer Fülle des besten wissenschaftlichen Materials, aus der auch der Numismatiker von Fach, für den doch das Büchlein gar nicht bestimmt ist, vielerlei Neues schöpfen kann. Für den Lehrer, der seinen Schülern an der Hand der Abbildungen einen Begriff von den griechischen Münzen geben will, ist fast zu viel geboten, besonders in dem Kapitel über die verschiedenen Währungen. Metrologie ist eine gewiß wichtige, aber schwere Sache, und in der Schule, deren Lehrpläne heute schon reichlich bepackt sind, haben wir wirklich keine Zeit, in diesem Punkte über das, was zur Erklärung der im Unterricht gelesenen Schriftsteller notwendig ist, hinauszugehen, zumal wenn wir nur Bilder haben und nicht in der weitaus besseren Lage sind, den Schülern Münzen selbst in die Hand zu geben, damit sie von Größe, Gewicht und Metallcharakter eine Vorstellung gewinnen. Auch in anderer Beziehung dürfte die Einleitung die bedauerliche Tatsache etwas mehr berücksichtigen, daß in der Zahl der Benutzer, also in erster Linie der Gymnasiallehrer, recht wenige sind, die Zeit und Neigung haben, der griechischen Numismatik näher zu treten. Für die Mehrzahl hätte es etwas bequemer gemacht werden können. In dem Streben nach Kürze scheut sich der Verfasser allzusehr vor Widerholungen und vor der Anführung von Beispielen. Nehmen wir z. B. die Stelle S. 17 Z. 11 ff. 'Zum Königstitel kommen später schmückende Beiworte (Nr. 130—132, 134, 137), die gelegentlich den Individualnamen ganz unterdrücken (Nr. 126), während anderwärts dieser hinter dem Namen des Gründers zurücktritt (Nr. 127, 132).' Statt nur die Nummern anzugeben, wäre es praktischer gewesen, ein paar solcher schmückenden Beiworte hierherzusetzen; bei der Erwähnung der Unterdrückung des Individualnamens durch diese Epitheta hätte gleich die Aufschrift des Mithradatestetradrachmons (*ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΕΥΠΑΤΟΡΟΣ*) angegeben werden können usw. Umgekehrt möchte man bei der Beschreibung der Münzen öfters, als es geschieht, einen Hinweis auf die numismatisch interessante Tatsache finden, um derentwillen das betreffende Stück abgebildet ist. Wer sich nach der vorliegenden Fassung für den Unterricht vorbereiten will — ohne Vorbereitung ist es überhaupt zwecklos, die Tafeln mit in die Klasse zu nehmen — muß nicht nur zwei Dinge, Tafeln und Text, vor sich haben, sondern auch im Text beständig zwischen Einleitung und Münzbeschreibung hin und her blättern und suchen, da ihm sonst zu viel Wertvolles entgeht. — Sehr dankenswert ist es, daß bei vielen Nummern die Schriftstellerstelle hinzugefügt wird, bei deren Durchnahme die betreffende Münze im Unterricht herangezogen werden kann. Hinzuzufügen wäre hier vielleicht noch: zu Nr. 29 (Eppichblatt auf einem Didrachmon von Selinus) Horaz, Oden II 7, 24, zu Nr. 32 (der Hahn als Tier des Aslepios) Platon, Phaedon C. 66, zu Nr. 46 (Alexander, Tyrann von

Hosted by Google

Pherae) Xenophon, Hellenika VI, 4. — Daß für die geographischen Namen die lateinische, für die Personennamen jedoch die griechische Schreibung gewählt wurde, will mir nicht recht einleuchten; 'der bactrische Eukratides' und 'die Nike von Samothrace sollte man nicht schreiben.

Was nun die Auswahl der abgebildeten Münzen angeht, so ist diese auf Grund eines staunenswerten Wissens gemacht und trägt allen Gesichtspunkten Rechnung, nach denen aus dem überreichen Material das für die Schule Passende herausgesucht werden muß. Freilich findet sich in unserer Zeit, wo das Altertum nicht mehr die alles beherrschende Rolle im Gymnasium spielt, für viele der hier dargestellten Münzen kein Anknüpfungspunkt mehr im Unterricht. Für die Schüler könnte eine nicht geringe Zahl entbehrlich erscheinen, aber diejenigen unter den Lehrern, die an dieser Kleinwelt hellenischer Kultur ihre Freude haben, werden den Überfluß nicht beklagen. Nur zwei Wünsche möchte ich hier äußern: Statt Nr. 117 (Athenisches Tetradrachmon, um 70 v. Chr.) hätte ich lieber das Tetradrachmon der Münzbeamten Aristion und Philon 87/86 v. Chr., gesehen, da hier das Münzbild des Mithradates, der weidende Pegasus, neben dem Namen des Aristion, der zu Nr. 118 genannt ist, vorkommt. Die Tyrannenmördergruppe auf Nr. 117 sagt dem Schüler wenig. Ferner wäre statt Antichos II. von Syrien (Nr. 129) Antiochos III. für den Unterricht verwendbarer. — Die Abbildungen selbst sind, abgesehen von ganz wenigen, zu denen vielleicht kein gutes Original zur Hand war, vorzüglich, und der Preis von 4 ℳ in Anbetracht des Gebotenen sehr gering. Keine Anstalt darf die Anschaffung dieses Anschauungsmittels versäumen, und wenn aus seiner Benutzung die Anregung zur Anlage einer Sammlung griechischer Münzen im Original oder in galvanoplastischer Nachbildung entspringen sollte, so wäre dies überaus erfreulich.

Frankfurt a. M. C. Hahn.

Pichon, René, Les sources de Lucain. Ouvrage couronné par l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres (Prix du Budget). III, 279 S. Paris 1912, Ernest Leroux.

Man kann über den in Deutschland wohl meist zu gering veranschlagten, bei den romanischen Stammesgenossen des Dichters manchmal überschätzten dichterischen Wert der Lucanschen Pharsalia verschiedener Meinung sein: ihr geschichtlicher Wert ist völlig unbestreitbar; sie stellt einerseits eine unschätzbare Urkunde für unsere Kenntnis der politischen und philosophischen Anschauungen der neronischen Zeit dar, andererseits bringt sie uns eine Darstellung des cäsarisch-pompejanischen Bürgerkriegs, in deren poetischer Einkleidung wertvollstes historisches Quellenmaterial enthalten ist und die, um das gleich an dieser Stelle zu betonen, auch niemand ungelesen lassen sollte, der entweder die Geschichte der Zeit oder Cäsars Bellum civile im Gymnasialunterricht zu behandeln hat.

Der Verfasser der vorliegenden Arbeit, bereits rühmlich bekannt durch wertvolle Studien zur Geschichte der römischen Literatur in


Hosted by Google

Gallien, hat sich ein großes Verdienst erworben, indem er die Frage nach den von Lucan benutzten Quellen mit guter Sachkenntnis und in geschickter Darstellung zusammenfassend erörtert hat; mit der 'Quellenkunde', die in der Vorrede mit Recht als 'eine der wertvollsten Errungenschaften der Philologie unserer Zeit' bezeichnet wird, ist in dem Buche die Frage nach der Arbeitsweise des Dichters sachgemäß in die richtige innere Beziehung gesetzt, und der Verf. weiß den Einblick in die Werkstatt des Dichters durchaus lohnend zu gestalten.

Pichon handelt zunächst von den geschichtlichen Quellen und stellt dabei die 'faits accessoires' voran, bei denen er zwischen 'kurzen Erwähnungen' und Exkursen unterscheidet. Daß die ersteren auf die im grammatisch-rhetorischen Unterricht erworbene Allgemeinbildung des Dichters zurückgeführt werden, ist der Hauptsache nach gewiß richtig; doch gehen einige von ihnen meiner Ansicht nach ganz sicher auf die von dem Dichter benutzte Hauptquelle zurück, vor allem hat er die langen Völkerlisten ohne Zweifel dieser Vorlage entnommen. Auch von einem Teil der Exkurse ist das wohl anzunehmen; Pichon tut dies mit Recht vor allem für die im I. Buch der Pharsalia enthaltene Beschreibung Galliens, die er auch mit Glück gegen Ussanis und Lejays ungünstiges Urteil in Schutz nimmt; er tut es ferner auch für den im II. Buch V. 67—233 sich findenden Rückblick auf die mrianisch-sullanische Zeit und führt den Hinweis auf Pompejus' frühere Kriegstaten II 576 ff. sicher richtig auf eine dem Feldherrn bei Livius in den Mund gelegte Rede zurück, eine Annahme, die in analoger Weise mit gleichem Rechte für die 'Exkurse' III 155 ff. und II 546 ff. hätte Platz greifen dürfen. Den langen Exkurs über Thessalien VI 333—412 (vgl. über ihn auch Reitzenstein, Deutsche Literaturzeitung 1904 Sp. 2365) ist Pichon geneigt, auf eine Spezialschrift oder noch lieber auf eine allgemeine Geographie zurückzuführen, wie sie nach seiner Annahme auch für die rein geographischen Partien der Lucanschen Exkurse über Afrika (IV 670—686 und IX 303 ff.) benutzt ist, während die mehr beschreibenden Angaben über Afrika auf eine itinerarartige Quelle, die Verse über die Schlangen aber auf Macers ihrerseits auf Nikander zurückgehende Lehrdichtung zurückgeführt werden. Für die Angaben über Ägypten, vor allem für den Exkurs über den Nil im X. Buch, sucht Pichon mit Diels die Vorlage in der Schriftstellerei des Seneca, nimmt aber, abweichend von seinem Vorgänger, vielleicht mit Recht nicht die Naturales Quaestiones, sondern die verlorene Spezialschrift De situ et sacris Aegyptiorum als Quelle an, die der Philosoph in jüngeren Jahren, wohl im Zusammenhang mit des Kaisers Claudius lebhaftem Interesse für ägyptische Dinge, geschrieben hat.

Die beiden folgenden Kapitel über die historischen Quellen wenden sich der 'Erzählung des Bürgerkrieges' und 'den Abänderungen der Geschichte' zu; Pichon nimmt, nach Baiers Vorgang, als Quelle der Pharsalia das Geschichtswerk des Livius an, das dem Dichter auch die Kenntnis zahlreicher zeitgenössischer Dokumente aus der Zeit des Bürgerkrieges vermittelt habe, glaubt diese Ansicht aber schützen zu müssen gegen die Übertreibungen, mit denen ich und nach mir Vitelli

Hosted by Google

die Hypothese Baiers weiter verfolgt und durchgeführt hätten. Sehe ich recht, so beruht diese letztere Anschauung Pichons, wenigstens was meine Darlegungen über 'Lucan als Historiker' betrifft, auf einem Mißverständnis: einen 'décalque puérilement littéral' (S. 68) wird kein verständiger Mensch in der Pharsalia erblicken wollen, aber so deutliche Spuren der Abhängigkeit von der geschichtlichen Vorlage, wie ich sie z. B. für die der Beziehung im Gedichte selbst völlig entbehrende Stelle der Rede Cäsars bei Pharsalus VII 315 ff. nachgewiesen habe, lassen doch ohne Zweifel auf eine sehr viel weitergehende Benutzung des Livius schließen, als sie Pichon zugeben will, und die Bearbeitung auf quellenkritischer Grundlage aufgebauter Supplementa Liviana, die meines Erachtens gerade für die Zeit des Bürgerkrieges eine sehr dankbare Aufgabe ist, wird trotz Pichons Bedenken aus der Pharsalia Lucans mit ihr bestes Material entnehmen können, wobei die 'Abweichungen von der Geschichte', die Verf. im dritten Kapitel im ganzen durchaus treffend behandelt, immerhin z. T. noch auf das Konto des Geschichtschreibers und nicht auf das des Dichters zu setzen sein werden.

Auf die Abschnitte des Buches, die den philosophischen und den literarischen Quellen Lucans gewidmet sind, will ich hier nicht näher eingehen; sie sind reich an wertvollen Hinweisen, u. a. ist Pichon mit Recht zurückhaltend gegenüber der vorschnellen Annahme von Abhängigkeitsbeziehungen auf Grund der Übereinstimmung einzelner Wendungen und Versteile und erhebt gegen die Annahme einer Benutzung der Alexandergeschichte des Curtius durch Lucan beachtenswerte Bedenken. Ein etwas kurz gehaltener Anhang führt die Ansicht des Verfassers aus, daß der Dichter ein bis zum Ende des afrikanischen, allenfalls des spanischen Krieges reichendes Epos von zwölf Büchern beabsichtigt, zuerst die Bücher II, VII und VIII geschrieben und nach dem Bruch mit Nero diese drei Bücher umgearbeitet sowie die sieben übrigen verfaßt habe; es ist bis auf weiteres schwer, auf diesem Gebiete über Wahrscheinlichkeiten hinauszukommen; den Büchern II und VII wegen des Zurücktretens der eigentlichen geschichtlichen Erzählung und der zahlreichen Reden und Digressionen einen besonderen Charakter zuzuschreiben und daraufhin eine frühere Entstehung für sie anzunehmen, scheint mir mißlich.

Alles in allem bedeutet das Buch eine sehr erfreuliche Bereicherung der Lucanforschung.

Frankfurt a. M. Julius Ziehen.

Dragendorff, Westdeutschland zur Römerzeit (Aus der Sammlung 'Wissenschaft und Bildung', herausg. v. Herre, Band 112). Leipzig, Quelle und Meyer, 1912. 124 S. 8. Geh. 1 ℳ, geb. 1,25 ℳ.

Nach kurzem Vorwort behandelt der Verfasser seinen Gegenstand in sieben Kapiteln: 1. Die Eroberung Westdeutschlands durch die Römer (S. 7—26), 2. Militärische und städtische Siedelungen (S. 27—40), 3. Ländliche Siedelungen (S. 41—48), 4. Verkehr (S. 48—59), 5. Handwerk und Kunst (S. 59—95), 6. Religion (S. 95—114), 7. Sprache (S. 114—117); ein zwar nicht vollständiges, aber im wesentlichen wohl

Hosted by Google

ausreichendes Register schließt das Buch, 16 Tafeln mit Bildern sind vorgeheftet, es kommen noch 13 Abbildungen im Texte hinzu.

Das Buch ist aus Vorträgen im Freien deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. hervorgegangen, die, frei gesprochen, durch zahlreiche Lichtbilder belebt wurden; falls die sehr verschieden langen Kapitel den einzelnen Vorträgen entsprechen, werden besonders der dritte und vierte in dieser Weise bereichert sein. Die im Druck beigegebenen Bilder sind zum Teil zu klein und zu wenig deutlich, sie werden auch im Texte (z. B. bei der Villa rustica S. 43, bei dem Trierer Amphitheater S. 72) nicht immer ausreichend erläutert; statt des Ausschnitts aus der Straßenkarte (S. 51) wäre eine größere Gesamtkarte erwünscht.

Daß Vorträge wie diese im Druck veröffentlicht werden, ist durchaus berechtigt; nur so kann die nicht geringe Vorarbeit, die sie selbst für den Forscher erfordern, ausreichenderen und dauernden Gewinn bringen. Gerade um des besonderen Zweckes willen, den der Verfasser verfolgt, behauptet sein Buch mit Recht seinen Platz neben anderen, ähnlichen, an denen es ja nicht fehlt: er wollte die Bedeutung der römischen Periode für die Kulturentwicklung Deutschlands in dem Sinne erweisen, daß neben den rechts und links des Rheines auch zeitlich verschieden gelagerten Schichten römischer Kultur das einheimische, namentlich das germanische Element deutlich zutage träte. Seiner umfassenden Sachkunde, seinem feinen historischen Sinn ist das vortrefflich gelungen. Möchte er Zeit und Neigung behalten, nicht nur die Lösung der vielen Einzelprobleme, die er berührt, energisch weiter zu fördern, sondern als einer der Berufensten selber jene Gesamtgeschichte der Zeit zu schreiben, deren Bedeutung er am Schlusse in so schönen Worten würdigt.

Magdeburg. Anton Funck.

---

1) Carl Oréans, Der französische Unterricht an höheren Schulen. Berlin, Weidmann 1912. 8. 96 S. 2 ℳ.

Der Verf. hofft, daß sein Buch sich als nützlicher Führer beweisen werde allen denen, die sich mit französischem Unterricht amtlich oder privatim zu befassen haben, besonders denen, welche die französische Sprache vor Zeiten nicht als Spezialfach betrieben, später aber in die Lage versetzt wurden, französischen Unterricht zu erteilen oder erteilen zu müssen. Ich muß sagen, daß das Buch dazu ganz geeignet ist und sich demgemäß — allerdings in beschränktem Kreise — als höchst nützlich erweisen wird.

Beim mündlichen Unterricht ist nach des Verf. Ansicht stets von der Anschauung auszugehen in dem Sinne, daß dem Schüler der sprachliche Stoff gegeben wird, von dem aus er selber das Gesetz ableitet. Zunächst ist wichtig die Vermittlung einer richtigen Aussprache. Es muß zuerst auf Aussprache und Akzent, später auf Tonfall und Ausdruck Sorgfalt verwendet werden; erst wenn wir unser Ohr an die fremden Laute gewöhnt haben, können wir sie verstehen und richtig sprechen. Von Einzellaute wird ausgegangen, der dann mit anderen,

Hosted by Google

schon bekannten in Verbindung gebracht wird. Vier Wege stehen zur Lautübung dem Lehrer offen: Erstens kann er von solchen französischen Wörtern (tour, café, train) ausgehen, die wir als Fremdwörter auch in der Muttersprache besitzen; zweitens kann er Musterwörter oder Mustersätze bilden und genau einprägen; drittens kann er indirekt durch Lautschrift zum Ziele gelangen, die aber die Schüler nicht zu schreiben haben; viertens durch die Sprechmaschine. Nicht oft genug kann dabei aufmerksam gemacht werden auf die offenen und die geschlossenen Vokale, auf die stimmhaften und die stimmlosen Konsonanten, auf die Nasenvokale und besonders auf die Bindung innerhalb der Lautgruppen, die dem Ohre wie ein Wort erscheinen und durch die Betonung als zusammengehörig gekennzeichnet werden.

Der Wortschatz wird nach Inhalt und Umfang durch den Lesestoff bedingt, der nur selten für einen planmäßigen Aufbau und Ausbau geeignet ist. Deshalb muß man für die dauernde Einprägung des Wortschatzes äußere und innere Stützen gebrauchen: Hervorhebung durch den Druck, Gruppierung nach Bedeutung und Ableitung, Widerholung, bildliche Anschauung, Definition, Synonymik, Etymologie.

Die Grammatik soll nicht aus dem Unterrichte verbannt, sondern nur aus der von ihr zu Unrecht eingenommenen Stellung als Herrin in die als Dienerin verwiesen werden. Die rein deduktive grammatische Methode ist wohl überwunden, aber auch der rein induktive Betrieb, d. h. die rein gelegentliche Behandlung je nach dem Bedürfnis der Lektüre ist von Übel.

Schriftliche Übungen orthographischer, grammatischer und stilistischer Art müssen reichlich geboten werden.

Der Lektüre fällt die Aufgabe zu, lehrend zu erziehen, Geist und Herz der Jugend zu üben und das Verständnis für das Große und Schöne, Gute und Wahre zu wecken und zu fördern. Der Verf. stellt ein reichhaltiges Verzeichnis empfehlenswerter prosaischer und dichterischer Lektüre auf.

An die Lektüre schließen sich zumeist die Sprechübungen an; doch auch ohne solchen Anschluß sollte selbst jeder Gymnasiast trotz der geringen Zahl der Unterrichtsstunden eine gewisse Sicherheit im Verstehen der gesprochenen Sprache sowie eine gewisse Leichtigkeit im freien Ausdruck über die nächstliegenden Gegenstände des Alltagslebens erlangen.

Die Spezialwörterbücher erreichen ihren Zweck nur zum Teil. Alle Mißstände werden vermieden, wenn man den Schüler im Gebrauche eines größeren Wörterbuches übt, das ihm auch nach Verlassen der Schule einen Schlüssel bildet, der ihm viele Türen öffnet.

Englisch statt Französisch in den oberen Klassen des Gymnasiums zu treiben empfiehlt sich nicht. Denn das Französische ist die natürliche Weiterentwicklung des Lateinischen, des Hauptunterrichtsgegenstandes des Gymnasiums; ferner würde man dadurch gerade auf den wertvollsten Teil des französischen Unterrichtes verzichten, eine Einführung in das französische Geistesleben würde unmöglich. Wenn auch die Bedeutung des Englischen vom handelspolitischen Standpunkte aus anerkannt

Hosted by Google

werden muß, so steht doch im diplomatischen und internationalen Verkehr das Französische dem Englischen mindestens gleich, hat doch der englische Minister Grey im Dezember 1912 die Londoner Friedenskonferenz mit einer französischen Rede eröffnet. Als Kulturträger ist für uns das Französische von viel größerer Bedeutung; man denke nur an unsere mittelhochdeutsche Literatur, an das siècte de Louis XIV, an das siècle philosophique, an den Einfluß der Französischen Revolution, Napoleons und der französischen Roman- und Theaterliteratur des 19. Jahrhunderts.

2) Octave Carion, Hauptsächlichste Paronyme der französischen Sprache. Leipzig, Friedrich Jansa 1912. 8. 167 S. 2,50 ℳ.

Paronyme nennt der Verf. solche Wörter, deren Aussprache ziemlich ähnlich ist; sie haben teils eine ganz verschiedene Bedeutung, wie z. B. amnistie und armistice, teils eine Begriffsverwandtschaft, die notwendig unterschieden werden muß, wie anoblir und ennoblir; für Mitteldeutschland kommt noch dazu die Verwechslung von Wörtern wie donner und tonner.

Der Verf. stellt den Unterschied zuerst vokabelmäßig fest durch Hinzufügung der deutschen Übersetzung; dann erläutert er den Unterschied durch französische Sätzchen, denen ebenfalls die deutsche Übersetzung beigegeben wird.

3) Fernand Herbert, L'habitation, leçons de conversation française d'après le tableau de Hölzel. Gießen, Emil Roth. 8. 72 S. 1 ℳ.

Die Wirksamkeit des Anschauungsunterrichts nach Bildern ist nach dem Verf. unbezweifelt, es gibt kein besseres Mittel zur Erwerbung des Wortschatzes, besonders der Substantiva, Adjektiva, Adverbia und Partikeln, weniger aber der Verba. Da die Verba nun sehr wichtig sind, hat der Verf. alle Verba seiner Bilderläuterung gesperrt drucken lassen. Wird das aber wirklich so sehr wirksam sein?

Außerdem hat er, um die Verba besser hervorzuheben und zu üben, eine Konjugationstabelle der regelmäßigen und der unregelmäßigen Verba hinzugefügt, ohne aber Stammformen und abgeleitete Formen genügend zu unterscheiden.

Für welche Unterrichtsstufe das Buch bestimmt wird, ist nicht angegeben; jedenfalls nicht für den Anfangsunterricht, denn sonst würden viele Fragen nicht beantwortet werden können. Andererseits enthält das Vokabular so elementare Wörter wie *votre*, *vous*, *te*.

4) Kühn, Diehl und Preime, Lehrbuch der französischen Sprache. Ausgabe D. Für Gymnasien. Teil I. Bielefeld u. Leipzig. Velhagen & Klasing. 8. VI u. 252 S. 2,80 ℳ.

Dieser erste Teil ist für die ersten zwei Jahre des französischen Unterrichts im Gymnasium bestimmt; es ist aber doch nicht soviel auf das Lateinische zurückgegriffen, als es sollte. Zunächst bei der Einprägung des Wortschatzes kann man nicht genug auf die bekannten lateinischen Stammwörter hinweisen, es gibt kaum eine fruchtbarere Ge-

Hosted by Google

dächtnisstärkung. Sodann dürften im Gymnasium nicht die Genusregeln fehlen, die auf das Lateinische zurückgreifen; unter die beiden Hauptregeln, erstens daß französische Substantiva herkommend von lateinischen Substantiven der ersten und fünften Deklination weiblichen Geschlechtes sind, und zweitens, daß französische Substantiva herkommend von lateinischen Substantiven auf -us und -er der zweiten und vierten Deklination männlichen Geschlechtes sind, fallen Hunderte von französischen Wörtern, deren Geschlecht sonst sehr schwer von den Schülern im Gedächtnis behalten wird; die Zahl der Ausnahmen zu diesen Regeln ist sehr gering.

Das Buch zerfällt in drei Hauptabschnitte 'Lectures' (Lesestoff), Grammatik und Übungen. Der Lesestoff bietet Texte aus dem Anschauungskreise des Schülers; der Beschreibung der Jahreszeiten sind die bekannten Hölzelschen Wandbilder, von denen das Buch eine Abbildung bietet, zugrunde gelegt. Dem Lesestoff vorausgeschickt sind ein Vorkursus zur Einübung der französischen Laute und acht Melodien. Die Beispiele der Grammatik sind meistens der Lektüre entnommen, ebenso schließen sich die Übungen größtenteils an die Lektüre an. Von den beiden Wörterverzeichnissen leistet das erste dem Schüler die etwa nötige Hilfe bei der häuslichen Widerholung der Lesestücke; das zweite, an die Übungen angeschlossene Verzeichnis enthält den aktiven Wortschatz der Schüler; eine Erweiterung dieses Wortschatzes wird durch die Behandlung der Anschauungsstoffe erzielt. Jedenfalls ist dieser Sprachschatz eine genügende Grundlage für die spätere freiere Lektüre; wünschenswert wäre vielleicht noch ein alphabetisches und ein sachliches Wörterverzeichnis. Sehr wertvoll sind für Sprechübungen die Bilder: *Monnaies françaises, l'heure, le printemps, le corps humain, ma chambre, la table mise, la gare, le village, Paris à vol d'oiseau, environs de Paris, la France, l'été, l'automne, l'hiver.*

5) Kühn, Diehl und Preime, Lehrbuch der französischen Sprache. Ausgabe D. Für Gymnasien. Zweiter Teil. Bielefeld und Leipzig. Velhagen & Klasing, 1913. 8. VII u. 270 S. 2,80 *M*.

Über die nicht genügende Berücksichtigung des Lateinischen verweise ich auf die Besprechung des ersten Teils. Dieser Teil enthält die Grammatik und die zugehörigen Übungen für die Klassen Obertertia bis Obersekunda des Gymnasiums.

Die Lautlehre gibt einige elementare Lautgesetze, auf die bei den unregelmäßigen Verben beständig hingewiesen wird; die unter dem Strich gegebenen, mit den unregelmäßigen Verben verwandten Wörter ergänzen das Bild. In der Syntax gewähren die dem obligatorischen Lesestoff entnommenen Beispiele das Anschauungsmaterial für die daraus abzuleitenden Regeln.

Sprachgeschichtliche Belehrung bietet die im Anhang II gegebene zusammenhängende Darstellung *Origine et formation de la langue française*. — Der Anhang *Grammaire abrégée* ermöglicht eine gelegentliche Widerholung elementarer grammatischer Kapitel. — Die Übungen schließen sich an die beiden ersten Abschnitte des Lesebuchs an und bieten stilistische Aufgaben sowie grammatische Exerzitien.

Hosted by Google

6) Kühn, Diehl und Preime, Französisches Lesebuch für Gymnasien. Bielefeld und Leipzig. Velhagen & Klasing, 1912. 8. XIX u. 282 S. 3 M.

Dieses Lesebuch gibt ein für Schüler verständliches Gesamtbild der französischen Kultur in Vergangenheit und Gegenwart. Im historischen Teil (enthaltend Originalstücke von Blanchet, Lavisse, Charléty, Froissard, Erkmann-Chatrian, Albigny, beginnend mit dem alten Gallien, weiterführend bis zur Revolution, Napoleon I., dem Deutsch-Französischen Kriege und zur dritten Republik) ist die Kulturgeschichte besonders berücksichtigt. Die Kenntnis des heutigen Frankreichs wird durch die von Charléty verfaßte Erzählung Voyage en France vermittelt, die ein treffendes, durch viele Illustrationen unterstütztes Bild von Land und Leuten gibt. Auch die Abschnitte Contes et récits und Leçons de choses (auch Abhandlungen über Handel, Industrie und Luftschiffahrt enthaltend) erweitern die Kenntnis der französischen Kultur. Im Abschnitt Poésies endlich finden wir eine Auswahl von Gedichten der bedeutendsten neufranzösischen Dichter bis zur Gegenwart. Die Sacherklärungen befinden sich in französischer Sprache im Titelbogen.

Der Gebrauch dieses vorzüglichen Lesebuches in den Klassen Obertertia bis Obersekunda des Gymnasiums dürfte weit empfehlenswerter sein als die Lektüre einzelner vollständiger Originalschriftwerke.

Tilsit. Josupeit.

A. Wulffius, Lehrbuch der Geschichte. Mittelalter. Aus dem Russischen übersetzte und teilweise ergänzte Ausgabe. Dorpat 1912. C. Mattiesen. XII u. 199 S. gr. 8. 1,20 *R*.

Daß den Bedürfnissen der baltischen höheren Lehranstalten die an den reichsdeutschen Schulen gebräuchlichen Lehrbücher der Geschichte nicht entsprechen, darf man den Bearbeitern des vorliegenden Buches ohne weiteres glauben, und man wundert sich nur, wie sie trotzdem so lange danach haben unterrichten können, bevor sie den Entschluß faßten, sich selbst ein geeignetes Hilfsmittel zu schaffen. Denn so gewiß im Deutschen Reiche die deutsche Geschichte im Mittelpunkte des Unterrichts stehen muß, der gegenüber die der anderen Kulturmächte ganz und gar zurücktritt und nur so weit heranzuziehen ist, als sie zum Verständnis der Kulturentwicklung überhaupt und der Entwicklung Deutschlands insbesondere nötig ist, ebenso gewiß darf nach den Lehrplänen und Bedürfnissen der baltischen Anstalten die deutsche Geschichte einen so überragenden Platz nicht einnehmen. Etwas eigentümlich ist nun freilich die Art, wie man sich dort ein geeignetes Lehrbuch verschafft hat: man hat nämlich einer Kommission von fünf Männern das vielfach an russischen Anstalten gebräuchliche Lehrbuch des Magisters A. Wulffius in Petersburg zur Übersetzung resp. Umarbeitung übertragen und dadurch ein Geschichtsbuch erhalten, das stofflich zwar den Ansprüchen in den Ostseeprovinzen entspricht, aber schon durch sein Anwachsen von 126 auf 199 Seiten dem Vorbilde so wenig gleicht, daß es vielleicht besser gewesen wäre, wenn die Herren von vornherein ein besonderes Buch verfaßt hätten; dann würden viele Ungleichheiten und manche Widerholungen vermieden sein, die, an und für sich schon bei

Hosted by Google

einer Mehrzahl von Verfassern selbstverständlich, noch vermehrt werden bei so zahlreichen Umarbeitungen alter sowie Hinzufügungen neuer Paragraphen. Abgesehen davon haben die Herren mit der Wahl des Wulffiusschen Buches als Vorlage entschieden einen guten Griff getan, denn wenn mir das selbe auch bloß aus der vorliegenden Bearbeitung bekannt und eine völlige Rekonstruktion bei den zahlreichen Änderungen, die nicht immer als solche angegeben sind, unmöglich ist, so läßt sich doch erkennen, daß es mit großem Geschick und guter Sachkenntnis angefertigt ist, wodurch sich auch seine weite Verbreitung in Rußland erklärt.

Bei allen Mängeln nun, die der vorliegenden Bearbeitung von Hause aus anhaften müssen, mag sie immerhin noch als einheitliches Werk gelten, dem vor allem auch in seiner Neugestaltung die nach beachtenswerten Gesichtspunkten von Wulffius gegebene Disposition verblieben ist. Dieser Disposition liegen nämlich eigenartige Gedanken zugrunde, indem abgeschlossene und einheitliche Bilder von der Entwicklung der verschiedenen Staaten und Kulturformen geboten werden, so daß die Aufmerksamkeit der Schüler nicht so oft durch die Berührung und Vermischung verschiedenartiger Gegenstände und Kulturen zersplittert wird. Dadurch entsteht dann freilich eine Einteilung des geschichtlichen Stoffes, die von der unserer üblichen Lehrbücher recht abweicht, aber in der Tat durch ihre vielen Vorzüge bestechend wirkt. Damit soll ja nicht gesagt sein, daß diese Einteilung einfach auf unsere Lehrbücher zu übertragen ist; das geht schon deshalb nicht, weil wir eben in der Hauptsache deutsche Geschichte zu behandeln haben; aber manche Anregung wird vielleicht daraus entnommen, indem vor allem noch mehr Gruppen zur Bewältigung des Stoffes gebildet werden und Gleichartiges und Zusammengehöriges nicht ohne zwingende Not über verschiedene Stellen zersplittert wird. So wird die ganze mittelalterliche Geschichte in vier Teile zerlegt: I. Teil: Entwicklung des feudalkatholischen Europa mit fünf Kapiteln: 1. Das römische Kaiserreich und die Germanen, 2. Die große Völkerwanderung, 3. Das fränkische Reich unter den Merowingern und den karolingischen Hausmeiern, 4. Karl d. Gr., Zerfall seiner Monarchie und Entwicklung des Feudalismus, 5. Das römische Reich Deutscher Nation und Kampf der Päpste mit den Kaisern. II. Teil: Byzanz, die Slaven, die Araber und der Islam mit drei Kap.: 1. Das byzantinische Reich vom fünften bis zum neunten Jahrh., 2. Die Slaven und Byzanz, 3. Der Islam. III. Teil: Der Kampf des Islam mit dem Christentum in zwei Kapiteln: 1. Die Kreuzzüge, 2. Der Kampf auf der Balkan- und Pyrenäenhalbinsel. IV. Teil: Die Auflösung des feudal-katholischen Europa in sechs Kap.: 1. Entwicklung der Städte, 2. Entwicklung der königl. Gewalt in Frankreich, 3. Entwicklung der königl. Gewalt in England, 4. Deutschland vom Untergang der Staufer bis zum 15. Jahrh., 5. Das Sinken der Macht der katholischen Kirche und des Papsttums, 6. Der Humanismus und die Renaissance in Italien. Am nächsten steht demnach den Darbietungen unserer Lehrbücher Teil I, der mit Erfolg dem Unterrichte auch an reichsdeutschen Anstalten dienen könnte, während Teil II sich am weitesten davon ent-

Hosted by Google

fernt und vielfach Dinge enthält, die bei uns allerhöchstens gestreift, vielfach gar nicht erwähnt werden, Teil III und IV endlich umfassen auch den einschlägigen Stoff der deutschen Geschichte, naturgemäß III weniger als IV; hier tritt sie aber unverhältnismäßig gegen die französische und englische zurück, die so eingehend behandelt wird, wie es auf einer deutschen Anstalt weder möglich noch nötig ist. Allen Teilen ist charakteristisch, daß die politische Geschichte eine sekundäre Behandlung erfährt, während kulturgeschichtliche Erscheinungen den breitesten Raum einnehmen und oft so bis in die Einzelheiten erörtert werden, daß das nach unsern Begriffen viel zu weit geht und dem Fachstudium überlassen werden muß. Ich verweise in dieser Beziehung z. B. auf die Behandlung des Feudalwesens (besonders § 17 und 18), der Kirche bei Gelegenheit des ersten großen Streites um den Prinzipat (§ 20), des Städtewesens (§ 50 und 51), der englischen Verfassungsstreitigkeiten unter den Königen aus dem Hause Anjou (§ 58 ff.) u. a. m. Gewiß sind diese Dinge von hohem Werte und nicht ohne Einfluß auf das Verständnis von dem Werden auch heute noch sehr wichtiger Verhältnisse, über die Bedürfnisse der Schule geht aber diese ausführliche Behandlungsweise sicher hinaus. Trotz dieser eigenen Art geschichtlicher Betrachtung, die das Werden nach gewissen kulturhistorischen Ideen darzustellen sucht, kommt auch das persönliche Moment nicht gar zu kurz. Zwar für deutsche Kaiser wie Adolf v. Nassau, Ruprecht v. d. Pfalz, Albrecht II. ist bei solcher Geschichtsbehandlung kein Raum, wohl aber kommen Persönlichkeiten wie Karl d. Gr., Friedrich I., Friedrich II., Gregor VII., Innozenz III., Ludwig VII., Eduard III. u. a. zu ihrem vollen Rechte. — Über das letzte Kapitel: Der Humanismus und die Renaissance in Italien sind die Verfasser selbst der Ansicht, daß es nicht in ein Buch für mittelalterliche Geschichte gehört, denn tatsächlich kommen darin die Anfänge der neuen Zeit zum Ausdruck; so ist es denn auch, wie aus der Vorrede (S. XI) hervorgeht, nur mit äußeren Gründen hier aufgenommen, um den Kursus der neuen Geschichte zu entlasten, und es wird empfohlen, wo der Lehrplan breiteren Raum für diese bietet, da 'diesen so eminent wichtigen und auch schwierigen Abschnitt erst zu Beginn des neuen Schuljahres durchzunehmen'. Ich schließe mich diesem Vorschlage durchaus an.

Ist somit der ganzen Behandlungsart der Geschichte, wie sie in diesem Buche zum Ausdruck kommt, ein gewisser Wert nicht abzusprechen, der sich vor allem auch in einem großen Interesse der Schüler bemerkbar machen dürfte, so genügt das Buch im allgemeinen auch den sonstigen Anforderungen, die man an ein gutes Unterrichtswerk zu stellen berechtigt ist. Vor allem sind Ton und Ausdrucksweise sowie Satzbau dem Schülerverständnis im ganzen angemessen, manchmal ist demselben vielleicht sogar weiter entgegengekommen, als bei erwachsenen Schülern, für die doch das Buch bestimmt ist, nötig erscheint. Mit anerkennenswerter Sorgfalt wird darauf gehalten, Fremdwörter, soweit sie nicht technischer Art oder genau bekannt sind, wie Theorie oder Biographie (S. 42 und 43), zu vermeiden und fremdartige Ausdrücke zu erklären, wozu oft die sehr zahlreichen Anmerkungen verwendet

Hosted by Google

sind (vgl. S. 139 Stahlhof, S. 143 Quarantäne, S. 173 Ketzer, S. 63 Mönch, Kloster u. v. a.), während sie im übrigen in der Regel dazu dienen, das Detail des Textes noch weiter auszuführen, was meines Erachtens meist unterbleiben konnte. So sind mir in der Tat nur wenig unerklärt gebliebene Fremdwörter aufgefallen, wie z. B. S. 56 zentrifugal, S. 87 Kulturniveau, S. 136 kooptieren, S. 157 Kristallisationspunkt, S. 178 Transsubstantiation. Natürlich fehlt es auch nicht an Unklarheiten und Unebenheiten in der Darstellung, die, wie schon erwähnt, wohl auf die Art der Bearbeitung zurückzuführen sind; so gibt die notwendige Beziehung von 'ihnen' S. 8 Abs. 2 Z. 10 auf die 'Vornehmen' gar keinen Sinn; dann wird in dem selben Abschnitt S. 9 erste Zeile von den Fürsten und Herzögen wörtlich widerholt, was schon zu Anfang des Abschnittes darüber gesagt war, nämlich daß sie aus den Etelingen gewählt werden; ebenso fehlt der Zusammenhang S. 12 Anfang § 3a: erst wird gesagt, die Germanen ziehen nicht nach Italien, auf einmal werden sie bei Vercellä geschlagen; auch S. 13 oben wird in Klammern 'Thusnelda, die Tochter des Segestes, vom Vater entführt' unverständlich bleiben, da nirgends gesagt wird, daß Thusnelda die Gemahlin Armins ist. — Aber auch sonst begegnen Flüchtigkeiten im Ausdruck und Satzbau, wie S. 47 unten: 'Bibelsprüche seines Volkes waren Nahrung seinem Gemüt', S. 170 Abs. 3: 'Während seiner Regierung wollte Leopold . . . unterwerfen, aber erlitt eine Niederlage', S. 28 Abs. 3: 'Zweier großer Häuser', S. 7 oben: 'Mangel an innerem selbständigem Leben', S. 70 Abs. 2: 'grade in diesem Augenblick', S. 198 Abs. 3: 'längs den Ufern', ja sogar in der Vorrede S. XI Abs. 4: 'Für diejenigen Schulen aber, deren Lehrplan . . . gönnt, dürfte es sich aber doch empfehlen . . .' Doch das sind Einzelheiten, die immerhin verhältnismäßig selten vorkommen und deshalb nicht allzuschwer wiegen; schlimmer steht es mit der Interpunktion, die den reichsdeutschen Ansprüchen in keiner Weise genügt, wenn z. B. bei der Apposition oder dem Infinitiv mit zu das Komma fehlt, oder wenn es vor 'und' regellos gesetzt und ausgelassen wird; Beispiele dafür finden sich fast auf jeder Seite. Unstatthaft sind auch verschiedenartige Schreibweisen oft dicht nebeneinander, wie Alemannen — Allemannen (S. 9), Weströmisches — ostgotisches Reich (S. 16 und 17), Tron — Thron (S. 13 und 18), dank seinen Bemühungen — dank ihres Mutes (S. 48 und 51), Entwicklung — Entwickelung (S. 52), endgiltig — endgültig (S. 140 und 149), Longobarden — Langobarden (S. 30 und 31), Sektirer — Sektierer (S. 173 und 174), Mediceer — Medicäer (S. 185), Vergil — Virgil (S. 188) u. a. m. Wie viel davon auf Rechnung mangelhaften Druckes zu setzen ist, bleibt ungewiß, jedenfalls finden sich Druckfehler auch sonst noch genug: 'Geschichtsschreiber' (S. 11), 'Zufluchtsstätte (S. 163), 'widerf uhrdasselbe' (S. 16 unten), 'tötlich' (S. 18), 'käm — pfen' (S. 37 unten), 'blos' (S. 51), 'Rohheit' (S. 63), 'Staatregiert' (S. 67), 'nach' statt 'noch' (S. 77 oben), 'nnternehmen' (S. 84), 'Stadthalter' (S. 183 Anm. 1), 'Raffale' statt 'Raffael' (S. 194), 'ausgeschloßen' (S. 146). Das alles sind zwar scheinbar nebensächliche Dinge, aber bei einem Schulbuche muß auch darauf gerade großer Wert gelegt werden.

Hosted by Google

Die Darstellung folgt guten Vorbildern und hält sich an die gesicherten Resultate geschichtlicher Forschung; deshalb wird man in der Beurteilung einzelner Ereignisse nur selten anderer Meinung sein. Ich erlaube mir dazu einige Vorschläge: S. 2 Anm. 4 führt die Zahl 165 bis 180 hinter Mark Aurel irre; man bezieht sie auf die Regierungszeit des Kaisers, während wohl damit die Dauer des Markomannenkrieges gemeint sein soll; dann aber richtiger 166 als Anfang. — S. 19 war als vierter Grund für die kurze Dauer der ostgermanischen Reiche auf römischem Boden die bei weitem überragende Kultur der Besiegten anzugeben, die mit Geringschätzung auf die minderwertige der Sieger herablickten und dadurch eine Verschmelzung beider Nationen verhinderten. — S. 23 wird betont, daß es im Reiche der Merowinger besondere, vom Hofe getrennte staatliche Behörden nicht gab; als solche sind doch aber wohl die Provinzialbeamten anzusehen, wofür auf der folgenden Seite die Grafen vom Verfasser selbst angeführt werden. — S. 41 wird im Reiche Karls des Großen als dem Grafen nachgeordneter Beamter der Schultheiß vermißt. — Ist es nicht etwas zuviel gesagt, wenn es S. 75 heißt, Heinrich dem Löwen sei von Friedrich während seiner Abwesenheit in Italien die Vertretung der kaiserlichen Interessen in Deutschland übertragen worden? Allerdings ließ der Kaiser dem Welfen nördlich von den Alpen ziemlich freie Hand. — Nach S. 84 suchte Friedrich II. die Verpflichtung des Kreuzzuges zu umgehen; da bin ich etwas anderer Ansicht; die zweijährige Frist für die Ausführung war im Jahre 1227 kaum zu Ende, als Friedrich in der Tat zum Kreuzzuge rüstet und ihn auch antritt; daß schwere Krankheit im Heere, die den Kaiser auch selbst ergreift, das Unternehmen scheitern läßt, dafür ist Friedrich nicht verantwortlich zu machen; im übrigen lag der Kreuzzug in seinem eigenen Interesse, und so tritt er denn in der Tat im Juni 1228 (nicht 1229) den Zug von neuem, diesmal mit Erfolg, an. — Bei der Würdigung der Kulturverhältnisse des feudal-katholischen Europa wird die deutsche Geschichtschreibung nicht erwähnt; sie bringt doch recht beachtenswerte Vertreter hervor (S. 91). Zum Emporkommen der Städte trägt das Pfahlbürgertum nicht wenig bei; es ist übergangen (S. 137). — Mit dem Tode Heinrichs I. von England erlosch das Haus Wilhelms des Eroberers nicht, wie es S. 153 heißt; vielmehr war noch ein Enkel, Sohn seiner Tochter Adele, da, der als Stephan von Blois den Thron besteigt; freilich bricht bald der Bürgerkrieg aus, der für die Anjous entschied. — Das Erzbistum Gnesen wird nicht durch Boleslaw Chrobry (S. 165), sondern durch Otto III. gegründet. — Bei den Reformen Maximilians I. fehlt die Kreiseinteilung (S. 172).

Fasse ich kurz zusammen, so zeigt das Buch, abgesehen von der Interpunktion, nur geringe Mängel, die durch große Vorzüge leicht verdeckt werden, und ich bin überzeugt, daß es seinem Zwecke mit Erfolg dienen kann; hoffentlich folgt bald der zweite Teil mit der neueren Geschichte, deren Darstellung man mit großem Interesse entgegensehen darf.

Zerbst. G. Reinhardt.


Hosted by Google

Otto Fürst von Bismarck, Gedanken und Erinnerungen. Schulausgabe mit Einleitung und Anmerkungen von Gottlob Egelhaaf. Stuttgart und Berlin 1912, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. XV u. 343 S. kl. 8. Geb. 1,80 ℳ.

Wie können Bismarcks 'Gedanken und Erinnerungen' für den Gymnasialunterricht verwendet werden? Zur Beantwortung dieser wichtigen Frage, die sicherlich schon viele Geschichtslehrer, jeder auf seine Weise, zu lösen versucht haben, liefert der bekannte Stuttgarter Gymnasialdirektor und Historiker durch seine von mir gern besprochene Ausgabe einen sehr beachtenswerten Beitrag. Denn zum erstenmal wird in ihr für die besonderen Zwecke des Unterrichts eine Auswahl getroffen und diese durch sehr viele Anmerkungen erläutert; wichtige Vorarbeiten dazu rühren von Egelhaaf selbst her und sind auch von manchen anderen, namentlich von Horst Kohl, geleistet.

Was zunächst den Stoff betrifft, so hat ihn der Herausgeber in 32 Abschnitte geteilt und seine Absicht, die wesentlichen Stellen aus dem Ganzen herauszuheben, im allgemeinen unzweifelhaft erreicht. Etwa zwei Drittel des ganzen Werkes sind allerdings gestrichen, und selbstverständlich können über die getroffene Auswahl im einzelnen Meinungsverschiedenheiten obwalten. Nach meiner Ansicht kommen für die Schule die Abschnitte 8—10, 12, 13, 18, 19, 21—24 und 29 weniger in Betracht; dagegen vermisse ich einige der sehr interessanten 'Erinnerungen' aus dem zehnten Kapitel des ersten Bandes und vor allem die außerordentlich lehrreichen Betrachtungen über die Reichsverfassung aus dem dreiunddreißigsten des zweiten Bandes (Volksausgabe S. 335 f.). Diese zuletztgenannte Stelle ist natürlich nur für Oberprima geeignet, geradeso wie in der vorliegenden Auswahl die Abschnitte 1, 2, 4, 6, 11, 14—17 ganz und 20, 25—28, 30—32 zum Teil, während schon für Untersekunda — nach preußischem Lehrplane — und zwar auch für kurze Berichte der Schüler[1]) in Betracht kommen dürften die Abschnitte 3, 5, 7 ganz und 20, 25 und 27 mit sorgfältiger Auswahl (ich spreche aus Erfahrung).

Über die Frage, auf welchen Klassenstufen seine Ausgabe benutzt werden soll, äußert sich Egelhaaf nicht; er sagt nur im allgemeinen: 'Ich habe versucht, die Stellen so zu erläutern, daß auch heranreifende Jünglinge das Werk sich zu eigen machen können, in das man freilich erst allmählich immer tiefer hineinwächst.' Bei diesen Jünglingen setzt der Herausgeber nicht nur auffallend wenig Kenntnisse, sondern auch ein außerordentlich bescheidenes Maß von Verständnis und Urteilskraft voraus; er glaubt z. B. (S. 249) Moltkes harmlosen Wortscherz mit dem 'Sprengen' der Dresdener Brücke durch die Anmerkung 'nicht mit Pulver' erklären zu müssen; und dabei steht im Text 'wegen Staub'! Die bekannte Geschichte mit dem Gordischen Knoten wird (S. 124) ebenso ausführlich erzählt wie die in jedem Geschichtsbuche dargestellten Ereignisse, die mit der schleswig-holsteinischen Frage zusammenhängen (S. 120, 131 f. und 328). Ferner ist recht bezeichnend, daß sämtliche

[1]) Darüber habe ich mich zuletzt in dieser Zeitschrift 1912 S. 686 f. geäußert.

Hosted by Google

lateinischen Ausdrücke, auch die landläufigsten, wie Vae victis! (S. 176) und conditio sine qua non (S. 163), übersetzt sind; nur status quo (S. 208) und rebus sic stantibus (S. 209) bleiben ohne Erklärung. Bei den französischen Sätzen und Wörtern ist kein bestimmter Grundsatz befolgt; denn man sieht doch nicht recht ein, weshalb z. B. 'En tout cas le diable n'y perd rien' oder 'Le moment d'intervenir est peut-être venu' oder sogar 'Toujours en vedette' übersetzt sind, dagegen 'Ne me parlez pas', 'Les paysans se lèvent chez nous' und ähnliche Sätze unübersetzt bleiben.

Ohne festen Grundsatz steht der Herausgeber auch den Fremdwörtern gegenüber; denn neben vielen genau — aber öfter zu spät — erläuterten findet sich eine große Anzahl überhaupt nicht erklärt. Zu jenen gehören z. B. Legitimität (S. 66), Zentralisation (S. 67 und 282; erst an der letzten Stelle ist das Wort genau erläutert), Friktion (S. 102), Symptom (S. 125 Zeile 9, es müßte schon zu Zeile 2 erklärt werden), Partikularismus (S. 180 und 241; das Wort kommt aber schon S. 105 vor), sondieren (erst S. 269, schon S. 73 und 260 begegnet der Ausdruck); latent ist zweimal (S. 259 und 309) erklärt. Von den nicht erläuterten Fremdwörtern will ich zunächst die auf —tion anführen: Korruption (S. 67), Kombination (S. 84), Konstellation (S. 223), Provokation (S. 234), Institution (S. 251), Tradition (S. 253). Diese alle sind aber doch den lateinlos heranreifenden Jünglingen, die Egelhaaf bei seiner Ausgabe offenbar ganz besonders im Auge gehabt hat, sicherlich ebenso unbekannt, wie beispielsweise folgende ebenfalls unerklärt gebliebene Fremdwörter: Dissens, effaziert, Apologie, konsolidieren, dokumentieren, ostensibel, Seniorenkonvent, Initiative, exponiert, involvierend, redigiert, Tendenz, analog, Phase usw. usw. Ich hätte ein ganz anderes Verfahren eingeschlagen und dabei feste Grundsätze befolgt, nämlich: fort mit all den vielen entbehrlichen Fremdwörtern, die das Verständnis erschweren — das beste Beispiel in dieser Beziehung ist anodyn (!!) S. 111 —; für sie werden ohne weiteres die völlig entsprechenden guten deutschen Wörter eingesetzt, geradeso wie Bismarck selbst (S. 264) Nimbus durch Glanznebel widergegeben hat. Die unentbehrlichen Fremdmdwörter aber — und ihre Zahl ist nach meiner Ansicht nicht gering — werden in einem alphabetisch geordneten Anhange genau erläutert, so daß in den Anmerkungen sich überhaupt keine sprachlichen Erklärungen finden.

Zu einzelnen Stellen sei folgendes bemerkt. Der Ausdruck 'Feindseligkeit des Reichstages' (S. XII) erweckt in einer solchen Schulausgabe falsche Vorstellungen. Als 163 gegen 146 Stimmen den Glückwunsch verweigerten, legten der Vorsitzende und sein Vertreter sofort ihr Amt in dieser sogenannten Volksvertretung nieder. Ich würde also an jener Stelle sagen: 'Die Reichstagsmehrheit lehnt einen Glückwunsch ab'. S. 10 Zeile 2 von unten scheinen mir die Ausdrücke 'Stifter der Gesellschaft' und 'Vater des Gedankens' besser als 'Schöpfer'. In der Anmerkung S. 12 konnte auch auf S. 34 hingewiesen werden. In der Anmerkung S. 168 muß statt 'dürfte sich täuschen' gesetzt werden: hat sich getäuscht; denn der Generalsvortrag fand, wie das Tagebuch des


Hosted by Google

Flügeladjutanten beweist, am 18. Juli statt, und der Kronprinz griff am 20. ein (vgl. Lettow-Vorbeck, Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland. II, 2. Auflage. Berlin 1910. S. 661). In dem S. 175 erwähnten Aktenstücke über die Nikolsburger Verhandlungen 1866 soll nach Bismarcks Behauptung, dem es in Friedrichsruh natürlich nicht zugänglich war, von 'saurem Apfel' und 'schmachvollem Frieden' die Rede sein; das ist nicht der Fall, wie kürzlich der Leipziger Universitätsprofessor Brandenburg, der das Aktenstück eingesehen hat, berichtete. S. 288 hätte bei 'platonisch' auf S. 109 Anmerkung 3 verwiesen werden müssen. Der Satz S. 205: 'es sei denn, daß inzwischen die angeregte Zerstörung der Dokumente sich vollzieht, die von meiner politischen Tätigkeit Zeugnis geben', gehört nicht in eine Schulausgabe; dann wäre auch nicht die bedenkliche Anmerkung nötig gewesen: 'Bismarck glaubt Grund zur Annahme zu haben, daß der ihm zürnende Kaiser Wilhelm II. die Urkunden vernichten lassen wolle, die für Bismarcks politisches Genie Zeugnis geben' (ob etwa dermaleinst ein dritter Band der 'Gedanken und Erinnerungen' für diese tieftraurige Annahme irgendwelche Beweise bringen wird?); ebenso hätte ich die beiden letzten Sätze des 26. Abschnittes (S. 221) nicht aufgenommen, weil man nicht genau weiß, worauf Bismarck hinzielt. S. 209 Zeile 6 von unten muß statt 'überhaupt nicht, als wenn' gesetzt werden: 'nur dann, wenn'. S. 229 in der Anmerkung ist die Wendung: 'Preußen an sich noch nicht abgeneigt' unklar, man erwartet das Gegenteil. Erwähnt sei, daß Egelhaaf S. 110 Posen statt Polen und S. 306 an Stelle von 'um deshalb' lesen will: nur deshalb (steht jenes etwa im Sinne von: um dessentwillen?).

Einzelne sprachliche Härten erklärt der Herausgeber mit Recht daraus, daß das Werk den Charakter eines Entwurfes hat. Selbstverständlich werden die dem Altreichskanzler untergelaufenen verhältnismäßig wenigen Irrtümer richtig gestellt. Auch literarische Nachweise gibt Egelhaaf, aber nicht 'sparsam', wie er meint. In einer Ausgabe, die so geringe sprachliche Kenntnisse voraussetzt, ist es doch überflüssig, ein Universitätsprogramm (S. 183), eine Abhandlung in der Revue des deux mondes (S. 298) sowie zwei in französischer Sprache verfaßte Werke (S. 260 und 304) anzuführen, zumal da der Herausgeber widerholt auf sein Buch 'Bismarck, sein Leben und sein Werk' (Stuttgart 1911, Krabbe) verweist.

Ausstattung und Druck sind zu loben; nur auf vier Seiten (XIV, 12, 146 Anmerkung 3, 225) habe ich Druckfehler bemerkt, und zwar unwesentliche. Ein Register, wie es sich in der Volksausgabe findet, vermisse ich sehr.

Görlitz. E. Stutzer.

---

1) Röhm, Dr. O., Maßanalyse. Mit 14 Fig. 2. verb. Aufl. Sammlung Göschen. Berlin u. Leipzig, 1912. 96 S. Geb. 0,90 ℳ.

Einfache maßanalytische Versuche bilden einen besonders wichtigen Teil der chemischen Schülerübungen, da sie in rein chemischer Hinsicht vorzüglich die Gesetzmäßigkeiten chemischer Umsetzungen in


Hosted by Google

Lösungen illustrieren, da sie als quantitative Versuche die Beobachtung schärfen und da sie, als das tägliche Brot der technischen Betriebe, den Unterricht in enge Berührung mit der Technik bringen. Das vorliegende Büchlein führt gut in die wichtigsten maßanalytischen Methoden ein und wird in Anbetracht des billigen Preises vielen willkommen sein. Es kann auch strebsamen Primanern zur Anschaffung empfohlen werden.

2) W. Strecker, Prof. a. d. Univ. Greifswald, Qualitative Analyse auf präparativer Grundlage. Mit 16 Textfig. Berlin 1913. J. Springer. 187 S. 5 ℳ, geb. 5,60 ℳ.

Das vorliegende Buch bedeutet einen weiteren Schritt vorwärts in der Entwicklung des chemischen Hochschulunterrichts. Seit langem wurde von allen älteren Fachlehrern des chemischen Mittelschulunterrichts erkannt, daß der bisherige akademische Studiengang, das chemische Praktikum und teilweise auch das Kolleg, für den künftigen Oberlehrer keine geeignete, ja sogar, was das Praktikum anlangt, nicht einmal ausreichende Vorbereitung darstellen. Beides war viel zu sehr auf das Gros der Hörer bzw. Praktikanten, die eigentlichen Chemiker und die Mediziner nebst Pharmazeuten zugeschnitten; trotz mancher wertvollen Einblicke in die Wissenschaft, trotz mancher praktischen Erfahrung in der Analyse mußte der Oberlehrer später auf dem experimentellen Gebiete seines Unterrichts fast völlig Autodidakt sein. Dieser Vorbildung entsprach es auch, daß sich das chemische Schulpraktikum im wesentlichen auf analytische Reaktionen beschränkte, also auf praktische Übungen, diem ehr oder weniger unabhängig von dem übrigen chemischen Klassenunterricht betrieben wurden. Seit einer längeren Reihe von Jahren machen sich nun Stimmen geltend, die zuerst in den Beschlüssen der deutschen Unterrichtskommission ein Sprachrohr fanden und die dahin wirken, das chemische Praktikum umzugestalten derart, daß die analytischen Übungen auf ein geringes Maß zurückgeführt und dafür Versuche eingesetzt werden, die aus dem eigentlichen chemischen Lehrgange gleichsam herauswachsen; kurz, man ist jetzt an der Arbeit, die chemischen Schülerübungen möglichst in den übrigen Unterricht einzugliedern und sogar, soweit es tunlich ist, zu dessen Grundlage zu machen, wie man jetzt in allen Gebieten des naturwissenschaftlichen Unterrichts praktische Übungen zur Grundlage zu machen strebt. In historischer Hinsicht dürfte erwähnenswert sein, daß die chemischen Schülerübungen ganz im Anfang bereits ungefähr diesen Charakter trugen. Wie nämlich Ref. an anderer Stelle (Zeitschr. f. d. phys. u. chem. Unt. XXVI S. 48ff.) gezeigt hat, sind als eigentliche Begründer der chemischen Schülerübungen — die überhaupt den ersten Arbeitsunterricht wenigstens auf naturwissenschaftlichem Gebiete darstellen — F. Wöhler, der berühmte Freund Liebigs, und K. F. Klöden anzusehen, so daß diese nicht, wie es gewöhnlich geschieht, auf Liebig zurückzuführen sind, dessen Verdienst es widerum ist, die praktischen Übungen in den Hochschulunterricht eingeführt zu haben. Und bei den von Wöhler an der Berliner 'Städtischen Gewerbeschule', der jetzigen Friedrichs-Werderschen Oberrealschule geleiteten, vor nahezu hundert

Hosted by Google

Jahren eingerichteteten Schülerübungen wurden schon damals 'vorzüglich solche Gegenstände gewählt, die sich zugleich auf den kürzlich vorausgegangenen Unterricht beziehen'. Es ist nun interessant, zu beobachten, wie seit einigen Jahren auch im akademischen Chemieunterricht eine ähnliche Umformung sich vollzieht, die, wie sich leicht nachweisen ließe, teilweise auf die oben angedeutete methodische Bewegung zurückzuführen ist. Es mehren sich die Vorlesungen und die Praktika, in denen auf die von seiten des chemischen Mittelschulunterrichts gestellten Forderungen Rücksicht genommen wird, und in denen insbesondere das Schulexperiment zu seinem Rechte gelangt. Nicht minder kommt diese neue Richtung auch in den Schriftwerken zum Ausdruck, die für Kolleg und Praktikum die Grundlage bilden.

Auch das vorliegende Buch rechnet hierher. Es beginnt z. B. mit der Chlorwasserstoffsäuredarstellung, die man in früheren Leitfäden der 'qualitativen Analyse' vergeblich sucht; die gewonnene Säure wird sogleich zu Reaktionen verwendet, aber auch das entstandene Sulfat wird zur Kristallisation gebracht. Im ersten Kapitel werden in methodisch bemerkenswerter Weise die Alkalimetalle gleich zusammen mit den wichtigsten Säuren behandelt; es folgen die Erdalkalien, die Elemente der Schwefelammonium-, der Schwefelwasserstoff- und der Salzsäuregruppe, zuletzt die Halogene und einzelne organische Säuren; ein 'Gang der Analyse' beschließt das Ganze. Das Kennzeichnende des ganzen, vorzüglich eingerichteten Lehrganges besteht darin, daß die wichtigsten Säuren, Salze und andere Verbindungen eigens dargestellt und diese Präparate dann als Material für die analytischen Reaktionen verwendet werden. Daß die Reaktionen gemäß der gerade auf analytischem Gebiet so überaus fruchtbaren Ionentheorie aufgefaßt werden, ist jetzt für ein Lehrbuch beinahe selbstverständlich, soll aber doch auch besonders erwähnt werden. Auch sonst finden sich die neueren Anschauungen in knappen treffenden Sätzen allenthalben berücksichtigt. Die Schreibweise Kalzium statt Calcium ist in einem wissenschaftlichen Buche nicht statthaft — derartige Übergriffe der Setzer müssen bei der Korrektur herausgeschafft werden. Dagegen ist die häufigere Verwendung von Strukturformeln lobend hervorzuheben. Das ausgezeichnet klar geschriebene Buch wird jedem Leiter chemischer Schülerübungen mannigfache Anregung bieten und kann zur Anschaffung warm empfohlen werden.

Es wird gewiß vielen Lesern verwunderlich erscheinen, daß in einer vorwiegend den Interessen des Gymnasiums dienenden Zeitschrift die Besprechung gerade eines chemischen Buches einen solchen Raum beansprucht — stellt ja doch die Chemie, trotz ihrer eminenten Bedeutung für das Verständnis einfachster Vorgänge des täglichen Lebens und für alle umfassenderen Einsichten auf agrikulturellem, physiologischem und hygienischem Gebiet sowie trotz ihrer großen volkswirtschaftlichen Wichtigkeit immer noch das Stiefkind des naturwissenschaftlichen Unterrichts am Gymnasium dar. Ref. ging aber von der Überzeugung aus, daß mancher tieferblickende und dem naturwissenschaftlichen Unterricht gerecht werden wollende Philologe auch ein gewisses Interesse nehmen wird an wichtigen Wandlungen, die sich zurzeit auf dem Gebiete des


Hosted by Google

naturwissenschaftlichen Gesamtunterrichts und des chemischen insbesondere vollziehen. Früher oder später wird doch das Gymnasium der Frage näher treten müssen, wie sich die Erhaltung seiner Eigenart mit der dringend notwendigen, etwas stärkeren Betonung des naturwissenschaftlichen Unterrichts auf der Oberstufe wird vereinigen lassen. Mit der Physik allein ist's nicht getan, selbst wenn sie durch praktische Übungen gestützt wird. Es muß auch ein Hauch von dem frischen Leben auf chemisch-biologischem Gebiet in das Gymnasium eindringen. Vielleicht ist sogar — wenn anders die Zeichen nicht trügen — ein solcher chemisch-biologischer Einschlag auf der Oberstufe eine Lebensfrage für das Gymnasium.

3) Plaßmann, Joseph, Jahrbuch der Naturwissenschaften 1912—1913. 28. Jahrg. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben. Mit 15 Abb. Freiburg i. B., Herder, 1913. 466 S. Geb. 7,50 *M*.

Die schwierige Aufgabe, aus der fast unübersehbaren Fülle der Ergebnisse naturwissenschaftlichen Forschens dasjenige auszuwählen, das ein Bild von der Entwicklung aller naturwissenschaftlichen Disziplinen zu geben vermag, kann natürlich nur annähernd, mit allerhand Kompromissen, gelöst werden. Wer das vorliegende Jahrbuch näher kennen lernt, wird zugeben müssen, daß hier diese Aufgabe in einer Weise behandelt wird, die sicher weite Kreise zu befriedigen geeignet ist. Es ist ein glücklicher Mittelweg gefunden zwischen bloßer Aufzählung wissenschaftlicher Arbeiten einerseits und zu populär gehaltenen Ausführungen andrerseits. Jede einzelne Disziplin ist von einem besonderen Autor bearbeitet. Die Leser dieser Zeitschrift möchten wir besonders aufmerksam machen auf die Abschnitte 'Astronomie' — behandelt von dem auf diesem Gebiete erfolgreich tätigen Herausgeber —, 'Anthropologie und Urgeschichte', ferner 'Länder- und Völkerkunde'. Aber auch anderwärts werden sie manche wertvolle und im Unterricht gelegentlich verwendbare Aufzeichnung, manches allgemein Interessante finden, so über die Entwicklung der Flugmaschine, über die Bevölkerung der Erde, über die neueren Untersuchungen, betreffend den täglichen (ziemlich geringen) Eiweißbedarf des Menschen, über neue Entfettungskuren, über das Volksnahrungsmittel 'die Sojabohne', über die strittige Frage der Vereinbarkeit des Lichtäthers mit dem Relativitätsprinzip usw.

Wir glauben uns den Dank vieler, den Naturwissenschaften nicht gar zu abhold gegenüberstehenden philologischen Herren Kollegen zu erwerben, wenn wir sie einmal zur Anschaffung eines solchen Bandes anregen. Wir glauben ihnen, bei der außerordentlichen Reichhaltigkeit des Gebotenen, manchen Genuß versprechen zu können —, ja wir glauben noch ein Höheres, nämlich, daß sie an der Hand solcher gediegenen Darstellungen, in denen ein gut Teil vom Inhalt und Wesen naturwissenschaftlichen Forschens und Denkens zum Ausdruck kommt, mehr und mehr verstehen werden, wie die Kollegen des naturwissenschaftlichen Unterrichts nicht nur humanistisch zu wirken wünschen, sondern auch nach verschiedenen Richtungen hin humanistisch zu wirken vermögen.

Berlin. Otto Ohmann.


Hosted by Google

SOKRATES

ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN

266

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN

VON

OTTO SCHROEDER



1. JAHRGANG
DER GANZEN REIHE LXVII. BAND
12. HEFT. DEZEMBER

BERLIN 1913
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW 68, ZIMMERSTRASSE 94

Hosted by Google

Manuskripte und Briefe, die für die Redaktion bestimmt sind, werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers: **Gymnasialdirektor Professor Dr. Otto Schroeder, Charlottenburg, Cauerstraße 36.**

Bücher, Karten usw. sind nur zu senden an die Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW 68, Zimmerstr. 94.

Preis für den Jahrgang in 12 Heften 20 Mark.

INHALT DES DEZEMBERHEFTES

MITTEILUNGEN

ANZEIGEN

Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages.





Im Verlage von **Ferdinand Schöningh** in **Paderborn** ist soeben erschienen:

Rhetorische Studien.

Herausgegeben von Dr. E. Drerup.

I. **Prodikos von Keos und die Anfänge der Synonymik bei den Griechen.** Von **Dr. Hermann Mayer.** 160 S. gr. 8. M. 5,—.

Die Mignon-Schreibmaschine,

Fabrikat der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft,

zeichnet sich durch **hervorragende Leistungen und außerordentlich dauerhafte Konstruktion** aus, ist seit Jahren in Handel und Industrie, bei staatlichen und städtischen Behörden, in

ca 75000 Exemplaren im Gebrauch

und kostet nur

Mk. 100,—.

Unsere Zeugnisbroschüre, die eine große Anzahl Urteile aus obigen Kreisen enthält, wird auf Wunsch franko zugesandt.

Vorführung der Maschine durch unsere Vertreter bereitwilligst ohne Kaufverpflichtung.

Union Schreibmaschinen-Gesellschaft m. beschr. Haftung.

Berlin 16 W 66, Mauerstraße 83/84.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW 68.

Soeben erschien:

Edmund Burke
und die französische Revolution.

Zur Entstehung historisch-politischen Denkens zumal in England.
Von **Friedrich Meusel.**

gr. 8. (VIII u. 150 S.) Geh. 5 M.

Inhalt: Einleitung. Burke als Redner und politischer Publizist. Kapitel I. Die Zeitgeschichte im allgemeinen. Burkes Entwicklung im Rahmen der Zeitgeschichte bis 1789. Kap. II. Burke und die französische Revolution. Kapitel III. Burkes Persönlichkeit. Kapitel IV. Burkes Denkweise. Anhang.

Hosted by Google

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW 68.

Soeben erschien:

Vom Mittelalter zur Reformation.

Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung.

Im Auftrage der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von

KONRAD BURDACH.

Zweiter Band:

Briefwechsel des Cola di Rienzo.

Herausgegeben von

KONRAD BURDACH und PAUL PIUR.

Erster Teil: Konrad Burdach, **Rienzo und die geistige Wandlung seiner Zeit.** Erste Hälfte. Gr. 8°. (VIII u. 368 S.) Geh. 12 M. Zweite Hälfte. (Im Druck.) Erscheint 1914.

Früher erschienen:

Dritter Teil: **Kritischer Text, Lesarten und Anmerkungen** Herausgegeben von Konrad Burdach und Paul Piur. Gr. 8°. (XIX u. 471 S.) 1912. Mit 3 Faksimiletafeln. Geh. 16 M.

Vierter Teil: **Anhang.** Urkundliche Quellen zur Geschichte Rienzos. Herausgegeben von Konrad Burdach und Paul Piur. Oracolum Angelicum Cyrilli und Kommentar des Pseudojoachim. Herausgegeben von Paul Piur. Gr. 8°. (XVI u. 354 S.) 1912. Geh. 12 M.

In neuen Auflagen erschienen soeben:

English Literature from Beowulf to Bernard Shaw. For the use of Schools by Prof. F. Sefton Delmer, Lecturer in English at the University of Berlin. Fourth Edition. 8°. (XII. u. 234 S.) Geb. 2 60 M.

„Jedenfalls ist Delmers Buch der beste kurze Abriß der englischen Literaturgeschichte, den wir bisher besitzen und ist nicht bloß, wie der Titel besagt, für Schulen geeignet, sondern auch ganz besonders Studierenden zur letzten Repetition vor dem Examen oder Lehrern des Englischen, die sich die Haupttatsachen der englischen Literatur rasch wieder ins Gedächtnis zurückrufen wollen, aufs wärmste zu empfehlen. Das Buch verdient die größte Verbreitung und wird sie bei dem gediegenen Inhalt, dem klaren Druck, der gefälligen soliden Ausstattung und dem geringen Preise auch sicher finden. *M. Kaluza i. d. Zeitschrift für franz. u. engl. Unterricht.*

A KEY to SPOKEN ENGLISH by Professor F. Sefton Delmer. For the Use of Schools and Private Students. 8°. (VIII u. 184 S.) Geb. 2,20 M.

„Ein vorzügliches Lehrbuch, um idiomatisches Umgangsenglisch durch selbstgeschriebene interessante Aufsätze mit beigefügten Fragen zu vermitteln. Die Aufsätze sind speziell zur Erlernung der Wörter und doch zugleich mit einem persönlichen Interesse geschrieben. Das Buch ist eigentlich eine Anleitung zu englischen Gesprächen. Man kann es nicht zu warm empfehlen.“ *Herrigs Archiv.*

Lehrbuch der Chemie und Mineralogie für höhere Lehranstalten von Prof. Dr. Max Ebeling, Direktor der Kgl. Schillerschule in Jüterbog. Erster Teil: Unorganische Chemie. Mit 4 Bildnissen u. 386 Abbildungen. 4. verbesserte Auflage. gr. 8°. (VIII u. 380 S.) Geb. 4 M.

Die 4. Auflage ist durch eine Reihe von Abschnitten aus der physikalischen Chemie vermehrt worden.

„Gleich wie der Leitfaden ist auch das Lehrbuch ausgezeichnet durch eine sehr klare Darstellung und eine ganz vorzügliche Ausstattung mit guten Abbildungen und einer großen Anzahl von statistischen Tabellen und graphischen Veranschaulichungen über die Produktionsverhältnisse von Kohlen, Metallen und Salzen.“ *Zeitschrift f. lateinlose höhere Schulen.*

Lesebuch aus Gustav Freytags Werken. Ein Hilfsbuch für den deutschen und geschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten. Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Willy Scheel, Direktor des Realprogymnasiums in Nowawes. Dritte durchges. Aufl. 8°. (XII u. 232 S.) Geb. 3 M.

„Dem Buche ist eine möglichst weite Verbreitung bei den Schülern der höheren Lehranstalten zu wünschen; der deutsche und der geschichtliche Unterricht werden dadurch belebt und vertieft werden.“ **Monatschrift f. höhere Schulen.**

Deutsche Aufsätze für die Oberklassen höherer Schulen von Dr. Anton Jonas, Professor am Stadtgymnasium zu Stettin. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8°. (VII u. 182 S.) geh. 3 M.

Die Sammlung deutscher Aufsätze ist aus dem deutschen Unterricht am Stettiner Stadtgymnasium hervorgegangen. Die Ausarbeitungen sind im Laufe der Jahre in der Form, die sie noch haben, unmittelbar vor der Besprechung mit den Schülern angefertigt worden.

Hosted by Google

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW 68.

Soeben erschienen:

Das Erziehungswesen am Hofe der Wettiner Albertinischen (Haupt-) Linie

von

Dr. Julius Richter,

Schulrat, K. Bezirksschulinspektor in Chemnitz.

(Monumenta Germaniae Paedagogica) Bd. LII.

gr. 8. (XXIX u. 652 S.) Geh. 17 M.

Inhalt: Literaturverzeichnis und Bezeichnung der Akten. Erziehung Albrechts des Beherzten. Familie Albrechts des Beherzten. Familie Georgs des Bärtigen. Familie Heinrichs des Frommen. Familie des Kurfürsten Moritz. Familie Vater Augusts. Familie Christians I. Familie Christians II. Familie Johann Georgs I. Familie Johann Georgs II. Familie Johann Georgs III. Familie Augusts des Starken. Familie Friedrich Augusts II. Familie Friedrich Christians. Familie Friedrich Augusts des Gerechten. Ein Hofkatechismus aus der letzten Zeit. Schlußworte. Beilagen. Register.

Das höhere Schulwesen Frankreichs

von

Dr. Georg Gloege,

Oberlehrer an der Kgl. Elisabethschule zu Berlin.

gr. 8. (VII u. 113 S.) Geh. 2,40 M.

Inhalt: Einleitung. I. Das öffentliche Schulwesen Frankreichs. II. Allgemeine Organisation des höheren Schulwesens. III. Erziehung. IV. Der innere Aufbau der höheren Lehranstalt. V. Die Baccalaureatsprüfung. VI. Der Unterricht. VII. Die neueren Fremdsprachen. VIII. Die alten Sprachen. IX. Die Muttersprachen. X. Der Geschichtsunterricht. XI. Der Geographieunterricht. XII. Moral-, Religions- und Philosophieunterricht. XIII. Hygiene im Schulleben. XIV. Das Lehrpersonal. — Schlußwort.

Römische Komödien

deutsch von **C. Bardt.**

Zweiter Band. Zweite Auflage. 8. (XV u. 328 S.) Geb. 6 M.

Inhalt: Plautus, Die Gefangenen. — Plautus, Der Bramarbas. — Plautus, Der Schiffbruch. — Plautus, Vater und Sohn. — Terenz, Der Selbstquäler.

Früher erschienen:

Erster Band: Zweite Auflage. 8. (XXXII u. 320 S.) 1909. Geb. 6 M.

Inhalt: Plautus, Der Schatz. — Plautus, Die Zwillinge. — Terenz, Das Mädchen von Andros. — Terenz, Die Brüder. — Terenz, Der Eunuch.

Dritter Band. 8. (X u. 273 S.) 1911. Geb. 5 M.

Inhalt: Plautus, Gespensterkomödie (Mostellaria). — Plautus, Pseudolus. — Plautus, Die Schwestern Bacchis (Bacchides). — Terentius, Phormio.

Mit diesem Werk hat Bardt nicht bloß den Philologen einen Dienst erwiesen, sondern auch vielen klassisch Gebildeten unseres Volkes, die gern die derbe und die feine Komik dieser römischen Dichter auf sich wirken lassen möchten, denen aber seine Sprache zu verstehen nicht mehr möglich ist." (Rethwisch, Jahresber. über das höh. Schulwesen.)

Hosted by Google

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW 68.

Hilfsbücher für den englischen Unterricht

English Literature from Beowulf to Bernard Shaw. For the use of Schools by Prof. F. Sefton Delmer, Lecturer in English at the University of Berlin. Führt Edition. 8°. (VIII u. 232 S.) 1913. Geb. 2,60 M.

„Jedenfalls ist Delmers Buch der beste kurze Abriß der englischen Literaturgeschichte, den wir bisher besitzen. Das Buch verdient die größte Verbreitung und wird sie bei dem gediegenen Inhalt, dem klaren Druck, der gefälligen, soliden Ausstattung und dem geringen Preise auch sicher finden."
Zeitschr. f. franz. u. engl. Unterricht.

Englische Debattierübungen und gesprochene Aufsätze. (Outlines of Debates for Oral Composition). Ein Hilfsmittel für englische Konversationskurse von Prof. F. Sefton Delmer. 2 Aufl. 8°. (VIII u. 94 S.) 1912. Kart. 1,20 M.

„Alle, die sich mit dem Studium der englischen Literatur beschäftigen, Lehrende und Lernende, sind dem Verfasser des vorliegenden Werkes, das als treffliches Handbuch unbedingt und warm empfohlen werden kann, zu Dank verpflichtet." *Frauenbildung.*

A Key to spoken English. By Prof. F. Sefton Delmer. For the use of Schools and Private Students. Second Edition. 8°. (VIII u. 184 S.) 1913. Geb. 2,20 M.

„Ein vorzügliches Lehrbuch, um idiomatisches Umgangsenglisch durch selbstgeschriebene interessante Aufsätze mit beigefügten Fragen zu vermitteln. Man kann es nicht zu warm empfehlen." *Herrigs Archiv.*

Chambers's English History. Für den Schulgebrauch herausg. von Professor Dr. Georg Dubislav, Realgymnasialdirektor a. D. u. Prof. Paul Boek, Direktor der Dreizehnten Realschule zu Berlin. Dreizehnte Auflage. Mit einer Karte von England. gr. 8°. (127 S.) 1912. Geb. 1,50 M.

Vorbereitungen und Wörterverzeichnis dazu. gr. 8°. (52 S.) Steif geh. 50 Pf.

History of the United States from the Discovery of America to the Year 1900. Für den Schulgebrauch nach amerikan. Quellen herausgegeben v. Dr. Karl Feyerabend, Prof. am Herzogl. Ludwigs-Gymnas. in Cöthen. gr. 8°. (VI u. 100 S.) 1904. Geb. 1,40 M.

Wörterbuch hierzu gr. 8°. (41 S.) 50 Pf.

Ein Seitenstück zu Chambers's ENGLISH HISTORY.

Manual of School-Conversation. A Collection of Terms and Phrases used in Teaching English by Gustav Holzer, Prof. an der Oberrealschule zu Heidelberg. gr. 8°. (V u. 122 S.) 1902. Geb. 1,80 M.

The Practical Englishman. Lehrbuch für öffentliche Lehranstalten und für den Privatunterricht. Von Louis Hamilton, Lehrer am Seminar für orientalische Sprachen an der Universität zu Berlin. Zweite verb. Aufl. gr. 8°. (219 S.) 1911. Geb. 3 M.

Outline of the History of the English Language and Literature. For the use of Schools edited by Professor Dr. J. Klapperich. Second Edit. 8°. (54 S.) 1911. Kart. 80 Pf.

Readings on Shakespeare illustrative of the poet's art, plots and characters. Ein Lesebuch für höhere Schulen, insbesondere Gymnasien, und zum Selbststudium. Von Dr. J. Hengesbach, Prof. am Gymnasium zu Düren. gr. 8°. (X u. 208 S.) 1901. Geb. 2,40 M. Wörterbuch hierzu. gr. 8°. (88 S.) Geh. 90 Pf.

English Humanists of the 19th Century. A selection from the works of John Stuart Mill, Thomas Carlyle, Ralph Waldo Emerson and John Ruskin. With biographical introductions and a commentary by Dr. S. Saenger, Lecturer in the Handelshochschule of Berlin.
Part I: Text. gr. 8°. (V u. 272 S.) Part II: Erläuterungen. (52 S.) 1903. Geb. 3 M.

Commercial Reading Book by Dr. S. Saenger. gr. 8°. (VII u. 101 S.) 1908. Geb. 1,40 M.

Small English Reader by J. Ebert. 8°. (62 S.) 1913. Geh. 1 M.

Words from the Poets. A Selection of English Poetry by Dr. Emil Pfundheller. Second edition. 8°. (VIII u. 283 S.) 1884. In Schulband 2 M. Geb. mit Goldschnitt 2,50 M.

Grammatisches und psychologisches Geschlecht im Englischen. Von Lorenz Morsbach. gr. 8°. (40 S.) 1913. Geh. 1 M.

Englische Grammatik v. Eduard Mätzner. Dritte Auflage.
Erster Teil. Die Lehre vom Worte. gr. 8°. (VIII u. 583 S.) 1880. Geh. 11 M.
Zweiter Teil. Die Lehre von der Wort- und Satzfügung. 1. Hälfte. gr. 8°. (VIII u. 541 S. 1882. Geh. 11 M.
Dritter Teil. Die Lehre von der Wort- u. Satzfügung. 2. Hälfte. gr. 8°. (XX u. 652 S.) 1885. Geh. 14 M.

Hosted by Google

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW 68.

Hilfsbücher für d. französischen Unterricht

Aus Frankreich. Übungsstücke z. Übersetzen ins Französische für die Oberstufe höherer Lehranstalten von Dr. J. Hengesbach, Prof. am Gymnasium in Düren. gr. 8°. (VII u. 164 S.) 1912. Geb. 2 M.

Recueil de morceaux choisis d'auteurs français. Livre de Lecture consacré plus spécialement au XIXme Siècle et destiné à l'Enseignement inductif de la Littérature française moderne et contemporaine par M. M. Henri Bornecque, Docteur-ès-Lettres, Professeur à l'Université de Lille, et Benno Röttgers, Professeur, Directeur de la 8. Realschule à Berlin. 4e édition. gr. 8°. (XXIV u. 615 S.) 1912. Geb. 5,40 M. Publié à part: Commentaire littéraire. 2e édition. Gr. 8°. (IV u. 154 S.) 1910. Geb. 3,80 M.

Livre de lecture pour servir à la connaissance inductive des principaux auteurs de langue française des XVIIme, XVIIIme et XIXme Siècles par Henri Bornecque et Benno Röttgers, avec la collaboration de Th. Riehm, Professeur à l'Oberrealschule de Ravensburg.

Tome I. Dix-Septième et Dix-Huitième Siècles. Textes et Notes. Gr. 8°. (X, 374 u. 85 S.) 1912. Geb 4 M.

Tome II. Dix-Neuvième Siècle. Textes et Notes. Gr. 8°. (V, 361 u. 69 S.) 1913. Geb. 4 M.

Explication littéraire des ouvrages et textes français le plus souvent lus dans les établissements d'enseignement secondaire allemands, autrichiens, etc. et plus particulièrement du Livre de lecture par Bornecque-Röttgers-Riehm rédigée par Henri Bornecque avec la collaboration de Benno Röttgers et Léopold Druesnes. Première Partie: Dix-Septième et Dix-Huitième Siècles. gr. 8°. (VII u. 256 S.) 1913. Geb. 5,40 M.

Pages choisies des Grands Prosateurs Français du XVIe au XXe Siècle pour servir de complément à la lecture d'ouvrages complets par Henri Bornecque et Benno Röttgers. gr. 8°. (Textes VII u. 230, Notes 57 S.) 1913. Geb 2,80 M.

A travers la vie pratique. Exercices de conversation sur Paris, Berlin et autres sujets, avec questionnaires et vocabulaire par Louis Lagarde et Dr. Aug. Müller, Professeur. 2e édition. gr. 8°. (VI u. 200 S.) 1906. Geb. 2,40 M.

Abrégé d'histoire de la Littérature française à l'usage des écoles et de l'enseignement privé par Marcel Le Tournau et Louis Lagarde. 3e édition. gr. 8°. (VIII u. 187 S.) 1912. Geb. 2 M.

La Clef de la Conversation française par Louis Lagarde. 6e édition. Gr. 8°. (XII u. 170 S.) 1911. Geb. 2 M.

Hilfsbüchlein für die Einprägung der französischen unregelmäßigen Verben in Verbindung mit den gebräuchlicheren Fürwörtern. Verfaßt von Oberlehrer Dr. Heinrich Gade. Zweiter Abdruck. Gr. 8°. (32 S.) 1913. Geh. 50 Pf.

Manuel de Conversation scolaire. Recueil de termes techniques pour l'enseignement du français par Gustav Schmidt, Professeur à l'Oberrealschule de Heidelberg. Deuxième édition. 8°. (VIII u. 67 S.) 1903. Geb. 1,20 M.

Der Stil der französischen Sprache. Von Prof. Dr. Fritz Strohmeyer. Gr. 8°. (XXI u. 360 S.) 1910. Geh. 7 M.

Französische Stilistik für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Mit Übungen. Von Prof. Dr. Fritz Strohmeyer. Zweite Auflage. gr. 8°. (VIII u. 119 S.) 1913. Kart. 1,60 M.

Der französische Unterricht an höheren Schulen. Von Dr. Karl Oréans, Professor am Gymnasium in Konstanz. gr. 8°. (96 S.) 1912 Geh. 2 M.

Die Stammformen der französischen Verben von Professor Dr. Eduard Morgenroth. gr. 8°. (31 S.) 1910. Geh. 60 Pf.

Ein Semester in Frankreich. Fingerzeige für angehende Neuphilologen und Neuphilologinnen von Dr. Georg Karl Wolf. Mit einem Geleitwort von Professor Dr. K. A. Martin Hartmann. gr. 8°. (XII u. 177 S.) 1909. Geh. 3 M.

Poésies Françaises. Französische Gedichte für Schule und Haus. Ausgewählt und erklärt von Prof. Dr. F. J. Wershoven. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8°. (X u. 258 S.) 19.8 Geb. 2,20 M.

Hilfsbüchlein für die Lektüre französischer Gedichte von Prof. Dr. F. J. Wershoven. gr. 8°. (VII u. 88 S.) 1898. Kart. 1 M.

Les Poëtes français. Recueil de Poésies françaises par Dr. Emil Pfundheller. 8°. (XII u. 355 S.) 1875. In Schulbnd. 2 M, geb. m. Goldsch. 2.50 M.

Französische Grammatik für den Schulgebrauch von Prof. Dr. Gustav Lücking, vorm. Direktor der Dritten Realschule zu Berlin. Dritte verbess. Auflage. gr. 8°. (VII u. 362 S.) 1907. Geb. 4 M.

Hosted by Google

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW 68.

Soeben erschien:

Ausgewählte Urkunden

zur

Brandenburgisch-Preussischen Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte.

Zum Handgebrauch zunächst für Historiker
herausgegeben von

Professor Dr. Wilh. Altmann.

In zwei Teilen.

I. Teil: 15.—18. Jahrhundert.

Zweite stark vermehrte Auflage.

gr. 8°. (VII u. 509 S.) Geh. 7,40, geb. 8 M.

„. . . . Mit Absicht ist der Inhalt beider Teile ausführlich angegeben worden, da nur eine Inhaltsübersicht die Fülle dessen, was geboten wird, einigermaßen veranschaulichen kann. Aber nicht nur die Auswahl, sondern auch die Ausführung ist als durchaus gelungen zu bezeichnen. Auch muß zugegeben werden, daß Anmerkungen die Handlichkeit der Sammlung beeinträchtigt hätten: die Abweichung von diesem Verfahren bei der Verfassungsurkunde von 1850 erscheint wohl begründet. Hier sind alle die Abänderungen, welche durch spätere Landesgesetze angeordnet sind, in besonderen Anmerkungen verzeichnet, die Veränderungen, welche durch die Reichsgesetzgebung herbeigeführt sind, werden allerdings nur im allgemeinen angedeutet, wenn es heißt: von der Reichsgesetzgebung nunmehr stark modifiziert." Für den praktischen Gebrauch des Politikers ist ja di eSammlung nicht bestimmt, es soll nur die historische Entwicklung der preußischen Verfassung dargelegt werden. Hätte A die Modifinationen der preußischen Verfassungsurkunde durch die Reichsgesetzgebung im einzelnen angeben wollen, so würde seine Ausgabe einen allzu großen Umtang angenommen und somit ihren Zweck verfehlt haben, so wünschenswert es auch für die Historiker sein muß, das augenblicklich geltende Recht bequem übersehen zu können. Es mag noch erwähnt werden, daß auch die äußere Ausstattung von Altmanns Urkundenauswahl allen Ansprüchen genügt; scharfer korrekter Druck, saubere Ausführung und handliches Format verdienen volle Anerkennung. Jedem Geschichtslehrer sei daher auch diese neue Sammlung von Altmann aufs wärmste empfohlen."

Aus einer eingehenden Besprechung über die erste Auflage in der **Zeitschrift für das Gymnasialwesen.**

Vor kurzem erschien:

Was sollen unsere Jungen lesen?

Ein Ratgeber für Eltern, Lehrer und Buchhändler

Unter Mitwirkung von Oberlehrer **Arthur Gebhard**, Prof. **Paul Johannesson** Prof. Dr. **Felix Lampe**, Oberlehrer Dr. **Walther Schoenichen** und anderen herausgegeben von

Prof. Dr. Fritz Johannesson,

Direktor der 14. Realschule in Berlin.

Zweite verbesserte Auflage.

Gr. 8°. (VIII u. 321 S.) 1913. In Leinen geb. 3 M.

Das vom Preußischen Kultusministerium und anderen Behörden, sowie von zahlreichen Jugendbildungsvereinen warm empfohlene Buch von Johannesson ist schnell zu einem unentbehrlichen Ratgeber bei der Auswahl der Jugendlektüre geworden, so daß der ersten Auflage in kurzer Zeit eine zweite gefolgt ist.

„Ich kann dem Buche nur wünschen, daß es ein rechter Freund und Berater in vielen Familien werde, und ihm das Wort mitgeben: Die Lektüre ist ein verborgener, aber mächtiger Miterzieher, der leider vielfach unterschätzt und gröblich vernachlässigt wird."

(Wirkl. Geheimer Oberregierungsrat Dr. Matthias in Westermanns Monatsheften.)

Hosted by Google

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW 68.

Soeben erschien:

Sturm und Drang in der Aufsatzlehre.

Zur Abwehr gegen die neue Aufsatzschule.

von

Prof. Dr. Paul Geyer.

gr. 8. (VII u. 85 S.) Geh. 2 M.

Inhalt. A. Die alte Aufsatzlehre auf der Anklagebank. — I. Maßlose Gegnerschaft. — 1. Jensen-Lamszus. Der verkappte Schundliterat. — Der Weg zum eigenen Stil. Ein Aufsatzpraktikum für Lehrer und Laien. — 2. Schmieder. Erleben und Gestalten. Ein Aufsatzpraktikum für höhere Schulen. — Schaffende Arbeit. Leipzig heute und vor hundert Jahren Eine Arbeitseinheit aus Aufsatz und Geschichte. — II. Gemäßigte Gegnerschaft. — 1. Hermann. Die Schulung des persönlichen Stils im Massenunterricht. Grundlagen, Richtlinien und Arbeitsstoffe für einen zeitgemäßen Aufsatzunterricht in Volks- und Mittelschulen. 2. Ewald. Wegweiser zur Erziehung eines selbständigen deutschen Schüleraufsatzes. — 3. Schlittenbauer. Der deutsche Aufsatz in der Mittelschule. — **Kritik** und Vorschläge. — 4. Kerschensteiner. Begriff der Arbeitsskala. — B. Abschließende Beurteilung. — Eigene Vorschläge.

Der Verfasser wendet sich in dieser Broschüre gegen gewisse Reformbestrebungen in der Behandlung des Deutschen Aufsatzes.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW 68.

In der Haupt- und Sauppe'schen Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller erschienen vor kurzem:

C. Julii Caesaris Commentarii de bello Gallico. Erklärt von Fr. Kraner u. W. Dittenberger. Siebzehnte, vollständig umgearbeitete Auflage von H. Meusel. Erster Band. Mit einer Karte von Gallien von H. Kiepert und 3 Plänen. 8. (VII. u. 464 S.) Geb. 4,60 M.

M. Tullii Ciceronis Orator. Als Ersatz der Ausgabe von Otto Jahn. Erklärt von Wilhelm Kroll. 8°. (V u. 228 S.) Geh. 2,80 M.

Ciceros ausgewählte Reden. Fortsetzung der Halmschen Sammlung. Neunter Band. Die siebente, achte, neunte und zehnte Philippische Rede. Erklärt von Wilhelm Sternkopf. 8°. (121 S.) Geh. 1,20 M.

Cornelius Nepos. Erklärt von Karl Nipperdey. In elfter Auflage besorgt von K. Witte. 8°. (III u. 300 S.) Geh. 3,40 M.

Sophokles. Erklärt von F. W. Schneidewin und A. Nauck. Erstes Bändchen: **Aias.** Zehnte Auflage. Neue Bearbeitung von Ludwig Radermacher. 8°. (III u. 196 S.) Geh. 2,20 M. — Viertes Bändchen: **Antigone.** Elfte Aufl. Besorgt von Ewald Bruhn. 8°. (221 S.) Geh. 2,20 M.

Hosted by Google

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW 68.

Vor kurzem erschien:

Adolf Matthias

Erlebtes und Zukunftsfragen aus Schulverwaltung, Unterricht und Erziehung. Ein Buch für Freunde deutscher Bildung.

gr. 8⁰. (VII u. 319 S.) Geb. 6 M.

Inhalt: 1. Einleitung. — 2. Die Reformkonferenzen von 1890 und 1900. — 3. Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit der höheren Schulen. — 4. Die Schulen nach dem Frankfurter System. — 5. Schulfriede? — 6. Das Kultusministerium. — 7. Das Provinzialschulkollegium. — 8. Der Direktor. — 9. Der Oberlehrer. — 10. Das Dogma von der Aufrechterhaltung der Lehrziele. — 11. Mehr Bewegungsfreiheit im Unterricht. — 12. Der Religionsunterricht. — 13. Der deutsche Unterricht. — 14. Geschichtsunterricht, Staatskunde, Erd- und Landeskunde. — 15. Das griechische und römische Altertum in unseren höheren Schulen. — 16. Der fremdsprachliche Unterricht. — 17. Mathematik und Naturwissenschaften. — 18. Zeichnen und Turnen. — 19. Staatsbürgerliche Erziehung und Bildung selbständiger und freier Charaktere. — 20. Nachwort.

Auszüge aus Besprechungen.

„Adolf Matthias hat ein neues Buch erscheinen lassen. . . Es gehört zu den allerbesten pädagogischen Werken von all den vielen, die seit Jahren erschienen sind, und wird wahrscheinlich noch für Jahre hinaus eines der bedeutendsten bleiben, eine Fundgrube für den Historiker, eine Quelle des Genusses für den Freund feinsinnigster Lebensweisheit, eine unerschöpfliche Anregung für den Lehrer und zumal für den Reformer unseres Erziehungswesens. Kein Erzieher von denen, die aus dem Dunklen ins Helle streben, wird das Buch ohne reichen Gewinn lesen, welches auch sein Wirkungskreis sein mag und wenn er ihm auch nicht in allen Einzelheiten zustimmt.

Es faßt noch einmal alles zusammen, was uns Matthias zu geben hatte. Und das war viel. Matthias wird nicht nur, wie viele andere auch, in der Geschichte des preußischen Schulwesens fortleben, sein Name wird Ueberschrift eines besonderen Kapitels werden.

Viele wird er aufrütteln uud innerlich frei und stark machen durch sein neues Buch, für das wir ihm herzlich Dank wissen.“ (Der Säemann.)

„Matthias dokumentiert geradezu in seinem ‚Erlebten‘ und seinen ‚Zukunftsfragen‘ den ganzen Reichtum seines beweglichen, schier unverwüstlichen Geistes. Er führt uns in ein wahres Magazin schultechnischen Könnens und pädagogischer Weisheit, zeigt uns den aufgespeicherten Ertrag seiner gesegneten Lebensarbeit und verrät uns die Hoffnungen seines Mühens und Strebens. . . So liegt das Buch des hochverdienten Pädagogen vor uns wie ein reizvolles, ansprechendes Mosaik ganz eigener Art: Persönliches und Sachliches, Grundsätzliches und Problematisches hat er kunstvoll ineinander gefügt.“ (Neue Jahrbücher f. klassisches Altertum u. f. Pädagogik).

„Alles das ist geschrieben in edler Begeisterung und gediegener Wissenschaftlichkeit, ausgeführt in einfacher, schmuckloser Form und mit großer Offenheit und Freimütigkeit, durchweht von köstlichem Humor. So wird das an seinen Bemerkungen reiche Werk sicherlich einen weiten Leserkreis finden“ (Monatschrift für höhere Schulen.)

„Auch das vorliegende Werk habe ich in solcher Festtagsstimmung in die Hand genommen und durchgelesen, nicht nur weil's ein neuer Matthias ist — was an sich schon eine gute Grundlage für festliche Stimmung des Lesenden bedeutet —, sondern auch, weil hier wieder einmal das rechte Buch so ganz und gar und so ganz zur rechten Zeit von dem rechten Manne geschrieben und der Ertrag dem so ganz entsprechend ist.“ (Sokrates.)

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW. 68.

Soeben erschien:

KLEINE SCHRIFTEN

VON

OTTO HIRSCHFELD

gr. 8°. (IX u. 1011 S.) Geh. 30 ℳ.

Vorwort.

In der Sammlung meiner kleinen Schriften sind nur diejenigen wieder zum Abdruck gebracht, die meines Erachtens einen gewissen Anspruch darauf erheben können vor allzu rascher Vergessenheit, wie sie den in Zeitschriften verstreuten Beiträgen in der Regel beschieden ist, bewahrt zu werden.

Ich habe mich darauf beschränkt irrige Angaben zu verbessern oder zu beseitigen und die Zitate auf den gegenwärtigen Stand der Forschung zu bringen. Die neuere Literatur über die hier behandelten Fragen habe ich, insoweit es erforderlich schien, nachgetragen, ohne jedoch eine Fortführung meiner Untersuchungen anzustreben.

Charlottenburg, Oktober 1913.

Otto Hirschfeld.

Hosted by Google

Inhaltsverzeichnis.

Hosted by Google

Nachträge.

Hosted by Google

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW. 68.

Vor kurzem erschien:

GESCHICHTE DER KARTHAGER

VON

OTTO MELTZER

DRITTER BAND

GESCHICHTE DER KARTHAGER VON 218—146

VON

ULRICH KAHRSTEDT

Mit 2 Karten. Gr. 8°. (XI u. 690 S.) 1913. Geh. 20 ℳ.

Inhalt. I. Das karthagische Reich im Jahre 218. — II. Unsere Quellen zum zweiten punischen Kriege. — III. Der Hannibalische Krieg. — IV. Das Zeitalter Masinissas. — V. Der letzte Krieg gegen Rom. — Register zu Band I—III.

Mit diesem Bande liegt das Werk vollständig vor. Früher erschienen:

ERSTER BAND.

ERSTES BUCH. **ÄUSSERE ENTWICKELUNG DES KARTHAGISCHEN GEMEINWESENS BIS ZUM JAHRE 306 v. CHR.**

Gr. 8°. (VIII u. 530 S.) 1879. Geh. 10 ℳ.

Inhalt. 1. Kapitel. Die Phoeniker und ihre Fahrten nach dem Westen. Allgemeines. — 2. Kapitel. Die Grundlagen der phoenikischen Kolonisation in Nordafrika. — 3. Kapitel. Die Gründung. — 4. Kapitel. Die Bedrängnis der Westphoeniker und die Begründung des karthagischen Reichs. — 5. Kapitel. Die Großmacht. Kämpfe in Sizilien und Afrika.

ZWEITER BAND.

ZWEITES BUCH. **STAATSVERFASSUNG UND STAATSVERWALTUNG**

DRITTES BUCH. **VOM JAHRE 306 v. CHR. BIS ZUM AUSBRUCH DES ZWEITEN KRIEGES MIT ROM**

Mit 3 Karten. Gr. 8°. (XII u. 611 S.) 1896. Geh. 13 ℳ.

Inhalt. Zweites Buch. 1. Kapitel. Die Überlieferung. — 2. Kapitel Die Bevölkerung der Stadt. Die Bürgerschaft und ihre Klassen. Die Syssitien. — 3. Kapitel. Die Räte. Der Staatsgerichtshof der Hundertundvier. Die Pentarchien. — 4. Kapitel. Sufeten. Gerichtswesen. Feldherren. Anderweitige Staatsbeamte. — 5. Kapitel. Das karthagische Reich. — 6. Kapitel. Finanzen. Münzwesen. — 7. Kapitel. Kriegswesen. — 8. Kapitel. Sakrales. Das Verhältnis zur Mutterstadt. — Anhang. Die Stadt Karthago. — Drittes Buch. 1. Kapitel. Sizilische Beziehungen vom letzten Friedensschlusse mit Agathocles bis zur Begründung des Königtums durch Hiero II. — 2. Kapitel. … erste Krieg mit Rom. — 3. Kapitel. Parteiungen in Karthago. Der große libysche Krieg und der …lust Sardiniens. — 4. Kapitel. Die Barciden in Spanien. Ausbruch des zweiten Krieges mit Rom.

…szüge aus Besprechungen über den I. und II. Band:

… Daß Meltzers Geschichte der Karthager namentlich auch für die Lehrer der …n Geschichte an unseren Gymnasien zum unentbehrlichen Rüstzeug gehört und …hste Anregung bietet, bedarf kaum noch der Erwähnung.“

(Jahresberichte der Geschichtswissenschaft.)

…Vorzüge, welche das Werk von Anfang an auszeichneten: umfassende Be… …Quellen und der neueren Literatur, sorgfältige und umsichtige Erwägung …stellung der Tatsachen in Betracht kommenden Momente, weiter …kehren in ihm wieder und sind mit dem Fortschreiten der schwierigen …ur ausgereift.“

(Neue philologische Rundschau.)

Weimar. — Hof-Buchdruckerei.



JAHRESBERICHTE

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW 68.

Soeben erschien:

Veröffentlichungen der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums

in Berlin und der Provinz Brandenburg.

5. Heft.

Zur Feier des zehnjährigen Bestehens der Vereinigung im Auftrage des Vorstandes herausgegeben

von

Gymnasialdirektor Dr. Eugen Grünwald.

gr. 8. (99 S.) Geh. 1.40 M.

Inhalt. An unsere Mitglieder. 1. R. Lück, Ein Rückblick. 2. Unsere 9. Jahresversammlung vom 3. Dezember 1912 mit Ansprache des Vorsitzenden, Prof. D. Scholz. Jahresbericht des Gymnasialdirektors Dr. Lück. 3. Für das Jubiläumsheft bestimmte Beiträge von Mitgliedern unserer Vereinigung A. du Bois-Reymond, Potsdam. Frau Lilli du Bois-Reymond Potsdam. Dernburg, Berlin. Engelmann, Berlin. Fabian, Berlin. Friedensburg, Breslau. von Heydebrand, Klein-Tschunkawe. Jonas, Berlin. R. M. Meyer, Berlin. Mugdan, Berlin. Paalzow, Berlin. Riem, Steglitz. Rudorff, Gr.-Lichterfelde. Wychgram, Lübeck. Zohlen, Wittenberge. 4. Das humanistische Gymnasium in den diesjährigen Verhandlungen des Abgeordnetenhauses. 5. Isleib, Die Bedeutung des humanistischen Gymnasiums für den zukünftigen Juristen. 6. A. Trendelenburg, Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. 7. E. Grünwald, Französisches und deutsches höheres Schulwesen im Lichte französischer Kritik. 8. E. Grünwald, Die Realanstalten am Scheidewege. 9. F. Friedensburg, Meine Wallfahrt.

Früher erschienen:

I. Heft. gr. 8. (III u. 87 S.) 1909 ...... geh. 1,— M.
II. Heft. gr. 8. (108 S.) 1910 .... geh. 1,20 M.
III. Heft. gr. 8. (94 S.) 1911 .... geh. 1,— M.
IV. Heft. gr. 8. (142 S.) 1912 .... geh. 1,40 M.



Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW 68.

Soeben erschienen:

DIE ENTSTEHUNG DER AENEIS

von

Alfred Gercke.

Gr. 8. (V u. 205 S.) Geh. 5 M.

Inhalt: I. Der Dichter. — II. Die römische Odyssee. 1. Inhaltsübersicht. 2. Buch V. 3. Buch III. 4. Buch I und IV. — III. Die beiden Hälften der Aeneis. 1. Orakel und Prodigien in III, VII, VIII. 2. Die Priorität der zweiten Hälfte. — IV. Die äußeren Zeugnisse. — V. Die römische Ilias. 1. Inhaltsübersicht. 2. Die Exposition. 3. Latinus in Haus und Reich. — VI. Das Schicksal. 1. Venus und Iuppiter. 2. Iuno. 3. Apollo. Aeneas und Ascanius. — VII. Umarbeitungen. Verworfene Entwürfe. 1. Zahl und Brand der Schiffe. 2. Losorakel und Totenbeschwörung. — Verzeichnis der besprochenen Aeneisstellen.

PALAESTRA VITAE.

Das Altertum

als

Quelle praktischer Geistesbildung.

Von

Paul Cauer.

Dritte, vielfach verbesserte Auflage.

Gr. 8. (XI u. 181 S.) Geb. 4 M.

Inhalt. Einleitung: Die Lebenskraft des Altertums. — I. Exakte Wissenschaft. — II. Zur Himmelskunde. — III. Geographisches. — IV. Wirtschaftsleben. — V. Staat und Politik. — VI. Geschichte. — VII. Die Geschichtsschreiber. — VIII. Kunst. — IX. Lebensfragen. — Schluß: Ideal und Verwirklichung. — Anmerkungen. — Register.

„Niemand wird das Buch aus der Hand legen ohne Dank für mannigfache Belehrung und eine genußreiche Lektüre. **Literarisches Zentralblatt.**

„Das obige Büchlein ist zum Vorzüglichsten zu rechnen, was die Gymnasialpädagogik, ich meine die konkrete Didaktik, unserer Tage aufzuweisen hat. Man kann es neben Oskar Jägers Anleitungen zu fruchtbarem Geschichtsunterricht stellen. Cauer zeigt, wie der klassische Unterricht, weit davon entfernt, überlebt zu sein und der Vergangenheit allein anzugehören, fruchtbarste Gelegenheit bietet, in das Verständnis der Gegenwart einzuführen. Ist es die eigentliche Aufgabe alles Unterrichts, den Schüler dahin zu führen, daß ihm für seine eigene Lebensumgebung die Augen aufgehen, so steht in dieser Absicht die Beschäftigung mit dem Altertum und seinen Schriftwerken hinter keinem anderen Unterrichtszweig zurück; ja vielleicht kommt ihm, wenn die Sache in der richtigen Hand liegt, keiner gleich . . .“

Friedr. Paulsen in der Deutschen Literaturzeitung.

Mit Beilagen von dem **Bibliographischen Institute in Leipzig, F. Bruckmann, A.-G. in München, C. C. Buchners Verlag in Bamberg,** der **Universitäts-Buchhandlung Franz Coppenrath in Münster** und der **Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.**

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.



Hosted by Google

Hosted by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06794 4101
Hosted by Google

